

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1879.

Zweiter Band.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1879.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1879.

Register.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 27. —— 1. Juli 1879.

[D]ie Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 30 Mark jährlich, 15 Mark halbjährlich, 7½ Mark vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Studienblätter.

[R]eben und Ranken. Studienblätter von Julius Duboc. Halle, Gesenius. 1879. 8. 6 M.

Der vor etwa zwei Jahren unter dem Titel „Gegen [d]en Strom" erschienenen Sammlung verschiedenartiger [E]ssays hat Julius Duboc nunmehr eine ähnliche unter [d]em Titel „Reben und Ranken" folgen lassen. Sie be[s]teht aus zwölf Aufsätzen, die zwar an Umfang und In[h]alt außerordentlich verschieden, aber doch von der Art [s]ind, daß sie sämmtlich eine mehr oder weniger eingehende Berücksichtigung beanspruchen dürfen.

Die Sammlung beginnt mit zwei trefflichen Abhand[l]ungen über Jean Paul, seinen Charakter in seinem Liebes[l]eben und seine national-classische Bedeutung. Mit großer Feinheit und Objectivität werden die Gründe erörtert, [w]elche bewirkt haben, daß Jean Paul so ungewöhnlich [r]asche Erfolge erzielte und, mit einem Schlage den dürf[t]igen Verhältnissen, in denen er lebte, entrückt, als Mode[d]ichter ersten Ranges in die Salons der feinsten Gesell[s]chaft, auf das Parket fürstlicher Höfe geführt wurde. Insbesondere bespricht Duboc die phänomenale Wirkung Jean Paul's auf die damalige Frauenwelt, welche ihm [e]ine Verehrung sondergleichen entgegenbrachte und sich [d]emüthig und fast unterwürfig um ihn, den eben noch [u]nbekannten Dichter, scharte, um ihm in rückhaltloser Weise ihre Begeisterung zu bekennen und ihre Liebe an[z]utragen. Den Hauptgrund, weshalb Jean Paul das [w]eibliche Geschlecht so auffallend rasch für sich gewann, [f]indet Duboc darin, daß der Dichter, dem religiösen Spiritualismus mit Ueberzeugung und Phantasiekraft hin[g]egeben, in allen seinen Werken gerade dasjenige Moment [z]ur Geltung brachte, welches, gleichzeitig aufregend und [a]bspannend, in sehnsüchtige Fernen verlockend und in süße Träumereien einlullend, eine so mächtige Wirkung auf das Frauenherz auszuüben geeignet ist.

Durch die Frauen berühmt geworden und vermöge seiner persönlichen Individualität berühmt geblieben bis an sein Lebensende, war bekanntlich der Dichter schon etwa zwanzig Jahre nach seinem Tode beim großen Publikum wieder völlig in Vergessenheit gerathen. Duboc erklärt diesen plötzlichen Umschwung in der Werthschätzung Jean Paul's durch die Ungenießbarkeit seines Stils. Nur die gutgeschriebenen Werke gelangen zu den nachfolgenden Geschlechtern. Jean Paul ist seinerzeit berühmt geworden trotz seines Stils, aus den erwähnten Gründen. Nachdem letztere aber weggefallen, mußte die Mangelhaftigkeit seines Stils um so schärfer zur Geltung kommen. Indessen verdient er, wie Duboc mit Recht hervorhebt, eine so totale Vernachlässigung keineswegs; denn unleugbar sind alle seine Werke reich an großen und charakteristischen Schönheiten. Er war es, der gewissen Seiten und nicht den schlechtesten im Empfindungsleben seines Volks den prägnantesten Ausdruck verliehen hat, und zwar namentlich nach drei Richtungen hin. Er hat für die Stimmung des Jünglingsalters und das in ihm emporquellende Empfindungsleben den typischen Ausdruck geschaffen; er hat ferner eine tiefinnerste Saite im deutschen Volksgemüth berührt, wo seine Natur sich froh und friedlich in das engste Behagen der Idylle zurückzog und dort ein glückliches, sonnengoldiges Heim poetisch verklärte.

Die dritte Richtung seines poetischen Schaffens, die Jean Paul eine national-classische Bedeutung anweist, liegt in seiner Verwandtschaft mit dem musikalischen Grundzug unserer Nation. Denn Jean Paul war gewissermaßen ein Tonmeister. Er setzte zwar nicht Worte in Musik, wol aber Musik in Worte um. Die reiche Empfindung, die sein Genius in geistiger Berührung mit dem Weltall, emporgehoben zu den leuchtenden Sternenwelten und durchschauert von dem Gefühl des Ueberragenden, davontrug, faßte er in Worte, und er erweiterte die Prosaform der Rede, die solcher Erweiterung so unzugänglich scheint, zur Symphonie.

Wir mögen ihn daher getrost zu den Classikern unserer Nation rechnen und müssen ihn uns, wenn nicht vollständig, so doch mindestens in einer auszugsweisen Bearbeitung wieder zurückerobern.

In dem dritten Aufsatz „Ueber Bürger's Lenore" führt uns Duboc in die Werkstatt des Dichters und läßt uns die Entstehung oder vielmehr die Formbildung seiner berühmtesten Balladen bis zu ihrer gegenwärtig gültigen Gestalt auf Schritt und Tritt verfolgen. Er zeigt uns, wie der Dichter seinen Freunden vom Hainbunde, deren Rath und Hülfe er anruft, doch in solchem Maße überlegen ist, daß er allein fast immer das Richtige trifft, und wie er schließlich eine in jeder Beziehung vollendete künstlerische Gestaltung des Motivs erreicht.

Die folgenden beiden Aufsätze beschäftigen sich mit L. Anzengruber und sind mit großer Liebe für den hochbegabten österreichischen Volksdichter geschrieben, dessen Bedeutung vollauf gewürdigt und anerkannt wird. Allerdings, meint Duboc, ist auch die große Ueberlegenheit im Stoff zu berücksichtigen, welche der österreichischen Dialektdichtung gegenüber der norddeutschen zu Gebote steht:

Der österreichische Bauer ist ja auch ein Bauer mit allem Bauernzubehör. ... Aber es steckt doch gleichzeitig ein spirituelleres Element in ihm, das dem prosaischen Naturell der Bewohner unsers norddeutschen Flachlandes abgeht, und dies Element ermöglicht es eben dem Dichter, den Stern der Schönheit, der alle Herzen erfreut, in ungetrübterer Helle über seinen Compositionen leuchten zu lassen, ohne daß er der Wirklichkeit untreu würde oder dem Volksgeiste eine Gefühls- und Sprechweise lieh, die ihm in Wahrheit nicht angehört. Für das bühnenmäßige Volksstück, wie es Anzengruber behandelt, ist es ferner ein nicht gering anzuschlagender Vortheil, daß der volksmäßige Gesang in jenen Gegenden in einer uns völlig unbekannten und für den Nordländer überraschenden Weise zu Hause ist. ... Man biegt aus dem gewohnten Gleise der Prosarede aus und in ein poetisches Nebengleis ein, man biegt wieder zurück, und das alles gehört zur Regel für alle. ... Wo das Singen so das Sprechen und das Sprechen so das Singen ablöst, gewinnt nun auch das Couplet im Volksstück, in der Posse eine ganz andere Bedeutung. Es kann und darf einsetzen, ohne daß es bei einigermaßen discreter Behandlung je die Naturwahrheit verletzen wird, was bei uns schier unmöglich ist. Das gewöhnliche Possencouplet steht außer aller organischen Verbindung zu Handlung und Personen; es potenzirt nur die Licenz des Possentons in der ausgiebigsten Weise, indem es, von aller Gebundenheit der Rolle und Situation absehend, über Zeitfragen und Personen jeden Einfall in das Publikum hinauswirft, von dem es sich eine Erschütterung des Zwerchfells verspricht. Bei Anzengruber haben die freigebig eingestreuten Lieder und Gesänge nie diese Bedeutung. Sie gewähren den charakteristischen Ausdruck der Handlung und Person, den sie nur in stimmungsvoll erhöhter Weise zur Geltung bringen. Nicht Schmarotzergewächs, organischer Trieb des Stammes ist auf diese Weise das Couplet, und als solcher eine echte Zier des Volksstücks.

Indeß erkennt Duboc an, daß der günstige Stoff doch nur dann einen Vorsprung sichert, wenn sich ein Meister dazu findet, der den Stoff künstlerisch zu beleben weiß. Anzengruber ist ein solcher Meister und kommt mehr als irgendein anderer dem Ideal eines Volksdichters nahe. Duboc lobt besonders die feine psychologische Motivirung, die Anzengruber seinen Gestalten verleiht, und die unerreichte Geschicklichkeit, mit der er die religiösen Motive zu verwerthen weiß, die in der katholischen Bevölkerung seiner Heimat theils in der ganzen Roheit, theils aber auch in der ganzen rührenden Naivetät und Wahrheit ihres innersten Grundgedankens leben und weben. Die antiklerikale Wirkung, die der Verfasser von „Der Pfarrer von Kirchfeld", „Die Kreuzelschreiber", „Der Meineidbauer", „Der G'wissenswurm" u. a. m. ausgeübt habe, sei fast ohnegleichen und seine Verdienste um das Publikum gerade der niedern Stände unschätzbar. Nur Anzengruber's Roman „Der Schandfleck" veranlaßt Duboc zu dem Tadel, daß hier der Autor bei der Wahl seiner Heldin einen Fehlgriff gethan habe, da ihre nüchtern-praktische, kühl-verständige Natur zu dem tragischen Conflict, in den er sie versetzt, nicht passe. Abgesehen von diesem einen Kapitalfehler enthalte aber auch dieses Werk des genialen Autors viele und große Schönheiten, wie er denn jedes seiner Geisteskinder mit einer überreich bemessenen Mitgift auszusteuern pflege.

Der sechste Aufsatz, „D. F. Strauß als Dichter", enthält eine Besprechung der unter dem Titel „Gedenkbuch" erschienenen Gedichte des großen Theologen. Den letzten Abschnitt des „Gedenkbuchs", „Aus dem Krankenzimmer", nennt Duboc einzig in seiner Art und meint, daß diese von der Nähe des Todes geweihten Klänge, diese letzten Gedächtnißworte eines bedeutenden Menschen eine beschwichtigende und lindernde Kraft besitzen und ganz besonders geeignet seien, unsere oft so leidenschaftlich und feindselig erregte Zeit zu trösten und zu versöhnen, sei es auch nur vorübergehend für eine stille Feierstunde.

In den „Skizzen aus Oberösterreich" entrollt der Verfasser ein trübes, aber wahrheitsgetreues Bild von den Zuständen, in welche der Jesuitismus die glückliche brave Bevölkerung einer der prächtigsten Gegenden Deutschlands versetzt hat, und hebt hervor, daß noch jetzt Oesterreich die Fesseln des Klerikalismus keineswegs gebrochen habe. In „Konrad Daubler" zeigt er uns darauf einen Mann, der unter dem Drucke jener Verhältnisse sich dennoch durch eigene Kraft, trotz vielfacher Bedrängnisse, auf die Höhe seiner Zeit zu erheben und Bildung und Aufklärung in hervorragendem Maße sich zu erwerben, ja sogar um sich her zu verbreiten gewußt hat. Eine kernige lebensfrische Figur, der wir unsere Anerkennung und Zuneigung nicht versagen können.

Der Aufsatz „Erinnerungen an Achtundvierzig" enthält eine treffliche Schilderung des Frankfurter Parlaments und führt uns eine Reihe wohlgelungener Porträts damaliger Berühmtheiten vor; wir sehen Robert Blum, Struve, Hecker, Gagern, Dahlmann, Radowitz, Lichnowsky, Vogt u. a. m. mit körperhafter Deutlichkeit vor uns stehen. Bemerkenswerth ist folgende Charakteristik der Bedeutung, welche die verfassunggebende deutsche Nationalversammlung in Wahrheit hatte:

Der frankfurter Versammlung ging das Bewußtsein ihrer thatsächlich vorhandenen Schwäche vollständig ab, und dies rückte sie in eine ideale Höhe, welche keine deutsche Versammlung nach ihr wieder besessen hat. Seit Heinrich von Gagern in der Antrittsrede, die er als erstgewählter Präsident hielt, sie für souverän erklärt hatte, für berufen, das Werk der Neuschaffung Deutschlands nicht zu vereinbaren, sondern aus sich maßgebend zu bestimmen, hielt sich die Majorität für thatsächlich souverän und kein Zweifel an der Vollmacht und Vollkraft dieses ihres Berufs störte in den ersten Monaten ihre hohe Stimmung. Sie hatte stets nur einen Zweifel, ein Bedenken: ob es ihr

auch gelingen werde, eine Kraft, in deren Besitz sie sich wähnte, so weit zu mäßigen, daß dieselbe nicht doch noch irgendwo und irgendwie explodire und eine furchtbare Verheerung in Deutschland anrichte. Das Frankfurter Parlament gemahnte an jenen Cavalier, der das Reiten mied, weil er sich für zu leidenschaftlich hielt und die Gefahr fürchtete, nicht etwa daß das Pferd mit ihm, sodern daß er mit dem Pferde durchgehen werde. So war die Majorität stets in der Sorge befangen, nicht etwa daß die schwergereizte und doch nur für den Augenblick machtlos gewordene monarchische Autorität alten Stils allmählich die Revolutionskraft erdrücken, sondern daß diese, als deren Ausdruck sie sich betrachtete, die monarchische Ordnung vollends aufzehren werde, wenn sie nicht um Himmels willen ihre Leidenschaftlichkeit dämpfe.

Duboc hebt sodann den imponirenden Reichthum an rednerischen Kräften hervor, welcher das Achtundvierziger-Parlament auszeichnete, und spricht seine Meinung dahin aus, daß in dieser Beziehung unsere Parlamente seit jener Zeit nicht Fort-, sondern Rückschritte gemacht haben — eine Blasphemie, die ihm Richter-Hagen und Lasker gewiß nicht verzeihen werden. In kurzen Zügen gibt er darauf eine Schilderung des Niedergangs der frankfurter Versammlung, ihres kläglichen Endes und des blutigen Nachspiels derselben; zum Schluß aber richtet er unsere Blicke von dem Schauspiele jenes mislungenen ersten Versuchs, das Kaiserreich deutscher Nation wieder aufzurichten, auf den zweiten und glücklichern vom Jahre 1871, der die Träume der Männer von 1848 verwirklicht hat — wenigstens zum großen Theil — und den miterlebt zu haben wir alle stolz sein können.

Den Kern der ganzen Sammlung bilden drei Abhandlungen philosophischen Inhalts, von denen namentlich die letzten beiden eine eingehendere Berücksichtigung verdienen als alle übrigen. Die erste von den dreien ist betitelt „Renommisten des Wissens“ und enthält eine scharfe Kritik von Jürgen Bona Meyer's Essay „Ueber den Unglauben in unserer Zeit“. Duboc, zu denjenigen gehörend, welche den persönlichen Gott nicht finden und den unpersönlichen nicht zu begreifen vermögen, und die sich daher ohne Gott behelfen, so gut es geht, tritt hier gegen den Standpunkt derer auf, die für den Glauben überhaupt plaidiren, weil all unser Wissen schließlich doch auf irgendeinem Glauben beruhe. Er findet mit scharfem Blick die Schwächen und Irrthümer in J. B. Meyer's Ausführungen heraus und legt energisch Protest ein dagegen, daß jeder, der im Conflict des Wissensbesitzes mit dem Glaubensbesitz sich für erstern entscheide, als „Renommist des Wissens“ abgethan werde. Er geiselt die spitzfindige Art, wie gegenwärtig von gewisser Seite der Nachweis versucht wird, daß wir überhaupt kein eigentliches Wissen besitzen können und daher gegen Glaubensvorstellungen auch kein autoritatives Recht beanspruchen dürfen, und erklärt diese Ansicht für nicht minder verwerflich als jene berüchtigte „doppelte Buchführung“, welche durch Preisgebung der Einheit des Menschenwesens den Glaubensinhalt noch ein Scheindasein neben dem Wissensinhalt fristen läßt. Vielleicht, meint Duboc, kann eine spätere Zeit auf Grund eines erweiterten und veränderten Wissensbesitzes sich wieder ein Recht zu einer theistischen Weltanschauung erwerben, die dann einen ganz andern geläuterten Inhalt umschließen mag, als wir jetzt vorauszuahnen vermögen. Aber auf dem gegenwärtigen Standpunkte unsers Wissens kann ein solches Recht nicht als vorhanden anerkannt werden. Und da wir nun einmal nicht weiter blicken können, als dieser unser Standpunkt zuläßt, so müssen wir uns eben dabei beruhigen und, während wir in eifriger Geistesarbeit unser Wissen zu erweitern streben, geduldig abwarten, daß allmählich ein Räthsel nach dem andern gelöst wird. Nimmermehr aber darf das Bewußtsein von der Unvollkommenheit unsers jetzigen Wissens uns verleiten, das Wissen überhaupt preiszugeben und ein bloßes Fürmöglichhalten, einen bloßen Glauben dagegen einzutauschen, der seiner Natur nach auf einer noch viel schwankendern, unsicherern Grundlage ruht als jenes.

Wir kommen nun zu einem sehr bemerkenswerthen Aufsatz: „Ueber das Gefühl des Erhabenen“; er ist, wie Duboc ihn bescheiden nennt, „ein Beitrag zur Psychologie der Aesthetik“, und wir fügen hinzu: ein außerordentlich schätzenswerther. Duboc geht aus von Schiller's Abhandlung über das Erhabene. Er legt aber nicht auf die objective, sondern auf die subjective Seite den Nachdruck und stellt sich zur Aufgabe, den Gefühlsinhalt auszumessen, den der Mensch im Gefühl des Erhabenen empfindet. Er schreibt daher auch nicht wie Schiller über das Erhabene, sondern über das G e f ü h l des Erhabenen, wie es die Menschheit als Gattungsbesitz ihr eigen nennt. Duboc nimmt zunächst als unmittelbar gewiß an, daß das Gefühl des Erhabenen das Gefühl von etwas Großem ist, welches die individuelle Sphäre des Fühlenden bedeutend überragt, und stellt sodann den Satz auf, das Gefühl des Erhabenen ist das Gefühl eines solchen Ueberragenden, und weiter ist es nichts. Er betont scharf und präcis den Unterschied zwischen dem Gefühl des Erhabenen und dem verwandten Gefühl der Ehrfurcht folgendermaßen:

> Wenn ich einen Gegenstand vor mir habe, der mich überragt, so kann der Eindruck, den ich davon erhalte, ganz verschiedenartig accentuirt sein. Einmal kann nämlich der Accent darauf liegen, daß der Gegenstand m i c h überragt, einmal darauf, daß er mich ü b e r r a g t. In dem ersten Falle habe ich das Gefühl der Ehrfurcht, in dem zweiten das Gefühl des Erhabenen.

Es handelt sich also nach Duboc nur um eine Verschiebung des Accents, während das Object, das Ueberragende, ein und dasselbe bleiben kann:

> Den Sonnenaufgang betrachtet man als eine erhabene Naturerscheinung, d. h. der empfängliche Mensch gewinnt ihm gegenüber sehr leicht den Eindruck des Erhabenen, weil das Emporsteigen des Sonnenballs in der Frühstille des jungen Tags, das mit ihm ringsum neuerwachende Leben u. s. w. ganz besonders geeignet ist, an die großen kosmischen Verhältnisse zu erinnern, in die der Mensch sich gesetzt findet und die ihn so unermeßlich überragen, daß jeder Blick auf dieselben ihm gleichsam das uferlose Weltmeer vorführt, in dem er widerstandslos und doch nicht unbeschirmt dahingetragen wird. Aber ebenso gut kann dasselbe Schauspiel ihm das Gefühl der Ehrfurcht erwecken, oder das Gefühl des Erhabenen kann in dieses übergehen oder sich neben dasselbe stellen, da dazu nichts weiter erforderlich ist als die eine Nuance, welche in das Empfinden eintritt, sobald der Mensch das Ueberragende vergleichend auf sich bezieht und sein eigenes Größenverhältniß, wie es für gewöhnlich in seiner Auffassung als gültig besteht, nun eine Schmälerung erfährt, deren der Mensch in dem reinen Gefühl des Erhabenen sich nicht bewußt wird.

Es erklärt sich hierbei auch, daß die beiden Gefühle, obwol nahe verwandt, doch in gewissem Sinne sich gegen-

säzlich verhalten, da in dem einen eine Schmälerung, in dem andern eine Steigerung des Menschen zum Ausdruck gelangt.

Duboc entwickelt sodann die Gründe, weshalb das Gefühl des Erhabenen nicht etwas häufig Vorkommendes — wie man auf Grund seiner Definition anzunehmen geneigt sein könnte —, sondern vielmehr etwas Seltenes ist, und weshalb leichter noch das verwandte Gefühl der Ehrfurcht entstehen kann. Aber auch letzteres, meint Duboc, hat gerade in unsern Tagen eine empfindliche Einbuße erlitten, deren Grund in unsern bedauernswerthen kirchlichen Verhältnissen liegt, namentlich in dem Mangel einer dem jeweiligen Standpunkte des Individuums in Bezug auf sein Verhältniß zum Weltganzen angepaßten Cultusform. Freilich nicht ohne unsere eigene Schuld:

Denn in einer eigenthümlichen Verworrenheit der Begriffe und Gefühle verzichten viele von uns ohne Noth darauf, in dem Zusammenhange des belebten Weltganzen, in das wir uns gesetzt finden, ehrfürchtig zu empfinden, uns durch dies staunenswürdige Wunder, das uns unbegreiflich umgibt, hält und trägt, zu einem ehrfürchtigen Empfinden entzündet zu fühlen. Ohne Ehrfurcht aber kein Cultus. Wir verzichten also, indem wir uns so verhalten, für jetzt schon auf den Cultus, den jeder, wenn auch vereinsamt und zusammenhanglos, dem Weltganzen gegenüber gewinnen kann.

Zum Gefühl des Erhabenen zurückkehrend als dem Gefühle von etwas Großem, das mich überragt, stellt Duboc die Frage: wer überragt mich? und beantwortet sie dahin: der, welcher ist, was ich nicht bin, aber sein will. Und was will ich sein? Worauf richtet sich das menschliche Wollen überhaupt? Auf den Besitz der Kraft, des Könnens, Vermögens. Was ist aber der letzte Preis alles Kraftaufwandes? Die Befriedigung, der Friede. Wie der Mensch sich zur Kraft bejahend verhält, d. h. im Kraftbesitze etwas anerkennt, worauf sich sein Wollen richtet, so zum Frieden, dem Ziele alles Kraftaufwandes, zu dem Frieden, der das Siegeszeichen des Ueberwinders ist, dem errungenen Frieden. Es muß daher, wo vollendete Kraft und Friede dem Menschen sich offenbaren, sofern ihm dabei ein seine Kraftsphäre überragendes Mehr an Kraft zum Bewußtsein gelangt, das Gefühl des Erhabenen in ihm zu Stande kommen.

Nicht weniger beachtenswerth als der soeben besprochene Aufsatz ist der folgende: „Die Berechtigung des Theismus vom Standpunkte der Seelenfrage"; derselbe beschäftigt sich mit einem unserer originellsten und tiefsinnigsten Denker, der wahrlich eine größere Berücksichtigung verdient als ihm bisher zutheil geworden ist, mit Fechner. Duboc unterzieht Fechner's Ansichten zwar einer scharfen Kritik und stimmt keineswegs mit ihm überein, aber er behandelt ihn doch trotzdem mit großem Wohlwollen und tadelt das hochmüthige Gebaren derer, welche Fechner einfach mit der Bezeichnung „Phantast" abfertigen und sich einer gründlichen und unbefangenen Prüfung seiner Anschauungen absichtlich und hartnäckig verschließen. Er beginnt mit folgenden anerkennenden Worten:

Zu den interessantesten, gedankentiefsten Leistungen in der deutschen Geistesarbeit der Neuzeit rechne ich Fechner's Versuch einer wissenschaftlichen Rettung und naturgesetzlichen Construction des Theismus. Bewundernswerth namentlich in der sinnvollen Verknüpfung auch der entlegensten Beziehungen, durch welche dieser Denker seinem Gegenstand eine ganze Reihe neuer und unerwarteter, aber stets geistvoll entwickelter Gesichtspunkte abgewinnt, ist er es nicht minder durch die Kühnheit der Anlage und Ausführung.... Der Fechner'sche Gedankenproceß hat, wie soll ich sagen, etwas von einem naturwissenschaftlichen Hellsehen an sich. Wenigstens liegt gewissermaßen der Versuch eines solchen bei ihm vor, und dieser Versuch hat etwas ungemein Reizvolles, da er sich mit einem seltenen Aufgebot von scharfsinniger Combinationsgabe in ihm vollzieht.... Alles weist uns in dieser zweifelvollen Welt, in der Schein und Wesen, Schatten und Blendung unsere Erkenntniß verwirren, auf das audiatur et altera pars hin. Nur die Gattung erkennt. Nur indem wir keine Stimme von Belang, die sich erhebt, ungehört verklingen lassen, arbeiten wir an der Erkenntniß im Sinne der Gattung.

Duboc entwickelt in kurzen klaren Zügen Fechner's Theorien und zeigt uns, wie dieser, von der eigenen Beseelung, von der Thatsache, daß unsere eigenen Körper beseelt sind, ausgehend, durch die Pflanzenseele den Weg zur Weltseele findet. An die Begründung der Pflanzenseele hat Fechner den ganzen Scharfsinn seiner Combinationsgabe gesetzt; denn durch die Pflanzenseele will er Bresche legen in die Auffassung des Seelenlebens, welche bisher die allgemein anerkannte war. Sehr richtig hebt aber Duboc hervor, daß Fechner schon bei seinem Ausgangspunkte einen Kapitalfehler begangen hat, der eine Menge schlimmer Folgen nach sich ziehen mußte. Denn Fechner beginnt zwar auf sicherer Erfahrungsgrundlage, indem er von der unmittelbaren Selbstgewißheit des Menschen in Betreff seiner eigenen Beseelung ausgeht, aber er unterläßt es, diese Erfahrungsgrundlage auf ihren eigentlichen Inhalt genau zu prüfen:

Daß der Mensch sich beseelt weiß, ist zunächst etwas Leeres, hat nur formelle Bedeutung, wenn nicht hinzugenommen wird, als was er sich beseelt weiß, in welchem Sinne, welche Meinung und Bedeutung er in diesem Beseeltwissen ausspricht. Darauf richtet Fechner seine Untersuchung aber nicht. Dadurch gibt er die Erfahrungsgrundlage, kaum daß er sie betreten, in ihrer vollen Bedeutung wieder auf.

Duboc untersucht nun, was Fechner hätte thun sollen, in welchem Sinne wir uns beseelt wissen, und kommt dabei zu folgendem Resultat. Der Mensch weiß sich als empfindend, und dieser innere Vorgang, dieses Sich-empfindendwissen, ist der wesentliche Inhalt dessen, was in dem Wort „Seele" seine Ausprägung erhalten hat. Wir werden daher das Prädicat „beseelt" außer uns selbst auch allen den Wesen, aber auch nur solchen, zuerkennen, die sich darüber ausweisen können, daß dieser innere Vorgang in ihnen zu Stande kommt. Darüber nun können die Pflanzen sich nicht ausweisen; sie geben, soweit bisjetzt bekannt, kein dem Menschen verständliches, unzweideutiges Zeichen von sich, aus dem man auf das Dasein einer Lust- oder Schmerzempfindung mit Sicherheit schließen könnte; also kann man ihnen das Prädicat „beseelt" nicht ertheilen.

Bis hierhin stimmen wir Duboc vollständig bei. Nun aber will er die Pflanzen nicht als absolut empfindungslos hinstellen, sondern ihnen eine gewisse niedere Art von Empfindung dennoch zugestehen. Er unterscheidet bei dem Vorgang des Empfindens zwei Momente: das erste ist die Reizung, das Herantreten einer äußern Veranlassung, nebst den daran sich anschließenden Vorgängen in den gereizten Nerven; das zweite ist die Fortführung des ersten, ist das Bewußtwerden der Reizung, die Beziehung auf

das Ich. In diesen zwei Momenten vollendet sich das Erlebniß, welches der Mensch als Empfindung sein eigen nennt. Das erste Moment kann man auch das primäre Stadium der Empfindung, das zweite das secundäre nennen. Das primäre Stadium bezeichnet Duboc als unvollendete Empfindung, die zugleich eine unbewußte Empfindung sei. Und diese letztere, meint er, kann man der Pflanze zugestehen.

Hierin aber können wir Duboc nicht beistimmen. Wir sehen sehr wohl ein, weshalb er im Gegensatz zu Fechneer der Pflanze das Prädicat „beseelt“ versagt; aber vergebens suchen wir nach den Gründen, welche ihn nöthigen konnten, der Pflanze die sogenannte unbewußte Empfindung zuzugestehen. Nachdem er selbst ausdrücklich anerkannt hat, daß man auf das Vorhandensein eines so innerlichen Vorgangs wie die Empfindung nur da mit Sicherheit schließen könne, wo sich derselbe in unzweideutiger Weise äußert, daß aber solche unzweideutige Aeußerungen an der Pflanze noch nicht beobachtet worden seien, tritt er mit sich selbst in Widerspruch, indem er trotzdem der Pflanze die sogenannte unvollendete Empfindung zugesteht. Wenn er etwa meinte, daß die von Fechner angeführten Beweisgründe die Annahme zwar nicht einer Seele, aber doch wenigstens einer niedern Art von Empfindung bei der Pflanze gestatteten, so hätte er doch auf bestimmte Gründe Bezug nehmen müssen. Aber nichts von alledem. Und so hat seine Beweisführung an dieser Stelle eine empfindliche Lücke. Fast könnte man glauben, Duboc habe der Pflanze nur deshalb jene Concession gemacht, um recht schöne gleichmäßige Abstände in der Stufenleiter: Mensch — Thier — Pflanze — Stein zu erhalten. Das Schema, welches er aufstellt, sieht auf den ersten Blick recht hübsch aus. Es lautet folgendermaßen: Beseelt, und zwar mit Empfindung bei höchster Intellectualentwickelung: Mensch; mit Empfindung bei niederer Intellectualentwickelung: Thier. Unbeseelt, und zwar relativ empfindungslos: Pflanze; absolut empfindungslos: Stein. Das Schema ist, wie gesagt, sehr schön, nur ist seine Richtigkeit leider mehr als zweifelhaft. Menschen, Thiere, Pflanzen fassen wir zu dem großen Kreise der Lebewesen zusammen. Aber zu dem Kreise der empfindenden Lebewesen dürfen wir nur Menschen und Thiere rechnen, und zwar letztere auch noch nicht sämmtlich, wenn wir gewissenhaft und vorsichtig zu Werke gehen wollen. Von der Pflanze müssen wir sagen: sie lebt zwar, ob sie aber irgendeine Art von Empfindung hat, wissen wir nicht, ebenso wenig wie wir zur Zeit schon das Gegentheil mit Sicherheit behaupten können.

Wenn wir soeben von Empfindung sprachen, so meinten wir darunter stets die b e w u ß t e Empfindnng. Die unbewußte Empfindung Duboc's ist ein Widerspruch in sich, zum mindesten eine incorrecte Bezeichnung. In dem Worte Empfindung liegt implicite schon das Sichempfindendwissen, also das Bewußtsein. Die gewöhnliche Sinnesempfindung setzt sich aus zwei gleich wichtigen Momenten zusammen: erstens aus der durch einen äußern Reiz hervorgerufenen Erregung der Empfindungsnerven, und zweitens aus der Uebertragung dieser Erregung auf die Seelenzellen, also beim Menschen auf die Ganglienzellen der Großhirnrinde. Da nun das zweite Moment ebenso wichtig ist wie das erste, so kann man, wenn dieses zweite Moment ganz fehlt, von einer Empfindung überhaupt noch nicht reden. Was Duboc unvollendete oder unbewußte Empfindung nennt, kann richtig nur als Nervenerregung oder allgemeiner als Erregung, Reizung bezeichnet werden.

Doch kehren wir zu Duboc's Besprechung der Fechner'schen Theorien zurück. Nachdem er die Pflanzenseele abgefertigt, entwickelt er in kurzen Zügen die eigentliche Theosophie Fechner's, die Lehre von der Beseelung der Gestirne und von der Weltseele, welcher letztern Fechner ganz theistische Züge verleiht, indem er sie als einen guten Geist darstellt, der die Welt nach Gesetzen in der Richtung auf Zwecke im Sinne von Ideen regiert. Diesen schwer faßbaren Theorien gegenüber bewahrt Duboc doch sein Wohlwollen für Fechner, obgleich er durchaus nicht geneigt ist, den Ansichten desselben beizustimmen. In seinem Schlußurtheil über Fechner's Theosophie bemerkt er sehr richtig:

> Muthet sie mir nicht noch Unfaßlicheres zu, als wenn ich bei der Erscheinung des Lebens unmittelbar halt mache, des Lebens, von dem ich alsdann annehmen muß, daß es sich selbst trägt, hält und hebt, ein unübersehbarer Werdeproceß, die Blüte des Geistes aus seinem Schos treibend, aus innerer Nothwendigkeit, dem Gesetz alles Lebens, bestehend, im Leben sich zu immer reinern Formen, den Bannerträgern kommender Jahrtausende verklärend? . . . Muß ich einmal bei einem Welträthsel Beruhigung fassen — und ich muß das ja so oder so —, so lasse ich es auch am liebsten da stehen, wo es steht, riesengroß emporgerichtet vor meinem innern und äußern sinnesbewußten Menschen. Ich suche Räthsel nicht mit Räthselworten zu enträthseln.... Verzichte ich doch nur für mich und nicht für meine Nachfolger. Die Vorstellung einer grenzenlosen Entwickelung zu unbekannten Zielen und jeglicher Vermuthung entrückten Bahnen muß meines Erachtens unverschränkt bleiben, und das bekannte von einem hervorragenden Vertreter der Wissenschaft einmal geäußerte Wort: ignorabimus (nämlich was Materie und Kraft seien), enthält in meinen Augen weniger eine Bescheidung als die Anmaßung einer Entscheidung. In diesem Wissen, daß wir nicht wissen werden, steckt mir eben zu viel Wissen. Aber d i e schwere Kunst zu üben ziemt dem Menschengeschlecht: ruhig zu harren, bis die Nebelschleier allgemach zerfließen, die sich nicht mit Gewalt zerreißen lassen und lieber das wahrhaft Sichtbare immer anhaltender und eingehender untersuchen, als in den Nebel starren, bis es uns vor Augen tanzt.

Sollen wir ein zusammenfassendes Urtheil über die vorstehend einzeln besprochenen Essays abgeben, so kann dies nur ein günstiges sein. Der inhaltliche Werth derselben ist ja ein außerordentlich verschiedener; neben der gedankentiefen Abhandlung findet sich auch die leichte flüchtige Skizze. Alle aber sind anziehend geschrieben, und an Stil und Ausdruck ist nichts zu tadeln. Wir wünschen daher dem Buche den Erfolg und die Anerkennung, welche es in hohem Maße verdient, und empfehlen es aufs angelegentlichste allen Freunden einer gediegenen, anregenden und dabei interessanten Lektüre; denn als eine solche können wir es mit gutem Gewissen bezeichnen.

Reiseliteratur.

1. Aus den Llanos. Schilderung einer naturwissenschaftlichen Reise nach Venezuela von Karl Sachs. Mit Abbildungen. Leipzig, Veit u. Comp. 1878. Gr. 8. 9 M.
2. Studien unter den Tropen Amerikas. Von Franz Engel. Vier Lieferungen. Jena, Mauke. 1878. Gr. 8. Jede Lieferung 1 M. 50 Pf.

In der erstgenannten dieser Schriften haben wir eine Reisebeschreibung, die ein hervorragendes Interesse in Anspruch nehmen darf. Ein sehr specieller Zweck der Fachwissenschaft hat die Reise veranlaßt, aber daß der Reisende nicht nur mit dem Blick des physiologischen Forschers der Fachgelehrsamkeit dient, sondern auch mit scharfer Beobachtung in dieses reiche, volle Leben unter den Tropen hineinschaut, und mit richtigem Griff das für jedermann Anziehende herausgreift, das beweist dieses Buch. Im Frühjahr 1876 faßte die königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin auf Antrag von Professor E. Du Bois-Reymond den Beschluß, die bei der Humboldt-Stiftung für Naturforschung und Reisen verfügbaren Mittel zu eingehenden Nachforschungen über den südamerikanischen Zitteraal zu verwenden und zwar in dessen Heimat selbst. Seit am Anfang des Jahrhunderts Humboldt auf seiner großen Reise mit Bonpland die ersten Versuche über die wunderbare elektrische Kraft dieses seltsamen Thieres gemacht hatte, war diese wissenschaftliche Specialfrage kaum vorwärts gerückt, denn nur an einigen todten und einem einzigen lebenden Exemplar von Gymnoten hatten seither in Europa Untersuchungen angestellt werden können. Niemand hatte sich seit Humboldt an Ort und Stelle begeben zu diesem Zweck. Dr. Sachs, der leider im vorigen Jahre in den Alpen verunglückte und starb, war mit diesem Auftrage betraut worden und neben der in Vorbereitung begriffenen Hauptarbeit, in welcher er die Resultate seiner Forschung den Fachgenossen mittheilen will, bietet er hier einen schönen reichen Nebenertrag seiner Reise der gebildeten Welt.

Bei der Ankunft in La Guayra, dem Hafen von Carácas, war es ein fröhlicher Willkommgruß und glückverheißendes Vorzeichen, daß ihm vom Director des Zollhauses mit vieler Höflichkeit die Mittheilung gemacht wurde, auf Befehl des Präsidenten der Republik sei sein Gepäck, das natürlich hauptsächlich aus allerlei complicirt verpackten chemischen und physikalischen Apparaten bestand, von jeder Zollvisitation befreit; das hatte er einer Vermittelung des mächtigen Deutschen Reichs zu verdanken. Sofort hatte er sich in Carácas der freundlichen Aufnahme von seiten der dort wohnenden Deutschen, aber auch der übrigen Bevölkerung zu erfreuen. Ein deutscher Botaniker, der schon lange in Carácas ansässig war, hatte bald nach der Ankunft des Reisenden in der ersten Zeitung der Hauptstadt den Charakter dieser Reiseunternehmung und der davon zu erwartenden Resultate mit etwas spanischer Pomphaftigkeit dem Publikum vorgestellt: das war für Dr. Sachs, besonders auch später im Innern des Landes, mannichfach von Nutzen.

Der Aufenthalt in Carácas selbst und Ausflüge in die nähere Umgegend gewährten dem Reisenden bald eine vorläufige Kenntniß der Eigenthümlichkeiten von Land und Leuten. Er hatte die Ehre einer Audienz bei dem damaligen Präsidenten der Republik Venezuela, General Guzman, der von 1870—73, durch die glückliche „Revolution des April" an die Spitze gekommen, als unumschränkter Dictator und seit 1873 als auf vier Jahre gewählter Präsident das Land regierte. Mehrere Empörungen gegen seine Herrschaft hatte er mit kräftigem Arm unterdrückt, und er hatte dem Lande eine verhältnißmäßig glückliche Ruhe geschenkt. Selbst seine Feinde zählten ihn zu den bessern Regenten Venezuelas; für Handel und Verkehr, Kunst und Wissenschaft hat er mehr gethan als eine ganze Reihe seiner Vorgänger zusammen; aber manche der auf pomphafte Weise in Scene gesetzten Verbesserungen und wohlthätigen Neuerungen standen leider nur auf dem Papier, oder blieben weit hinter dem zurück, was der Schwindel aus ihnen machte. Und für das, was dieser Präsident wirklich oder scheinbar leistete, ließ er sich in den Zeitungen in einer widerlichen Weise beräuchern. Die „Opinion nacional", unter seiner persönlichen Censur stehend, brachte Artikel, in denen er in eine Reihe mit Moses, Napoleon I. und Washington gestellt wurde, während ein anderer Speichellecker sogar so weit ging, in einer Vergleichung zwischen Christus und Guzman den venezuelanischen Präsidenten an Werth und Bedeutung unmittelbar hinter jenen zu stellen. Und Guzman duldete es z. B., daß ihm zu Lebzeiten allein in der doch nicht besonders großen Stadt Carácas mehrere eherne Standbilder errichtet wurden u. dgl. m. Wie dieser absolute Präsident die Preßfreiheit zu handhaben wußte, zeigt ein Beispiel. Ein Bekannter von Dr. Sachs, der mit dem Präsidenten obendrein ziemlich bekannt und befreundet war, wollte eines Tags in einem Artikel in der „Opinion nacional" über eine Anordnung der Regierung eine Kritik aussprechen. Er wurde von der Druckerei benachrichtigt, daß der Präsident diesen Artikel gestrichen habe. Aufgebracht hierüber, begab er sich zu Guzman, um zu fragen, ob der Artikel nicht gedruckt werden könne. „Gewiß, mon cher", war die Antwort, „der Artikel kann gedruckt werden; aber Sie werden dann noch denselben Tag eingesperrt!" Und dabei ist durch die Verfassung des Landes absolute Preßfreiheit verbürgt!

Eine eigenthümliche Gewalt hat in Venezuela der Präsident auch auf einem Gebiet, auf welchem sonst mit Machtsprüchen am allerwenigsten auszurichten ist. Wenn an der Universität (in Carácas) bei den Examinationen ein Candidat in einem oder dem andern Fache sich weniger sicher fühlt, so soll es manchmal vorkommen, daß es ihm durch irgendwelche Connexionen gelingt, den Präsidenten für sich zu interessiren, der ihn dann — von der Prüfung in dem betreffenden Fach einfach dispensirt. Welcher europäische Monarch wäre im Stande, beispielsweise einen Candidaten der Medicin von der Prüfung in der Anatomie zu dispensiren?! Das ist ein charakteristisches Beispiel von der Willkürherrschaft und dem Despotismus, die in diesen Staaten trotz aller republikanischen Formen doch in Wahrheit herrschen. Verfassung und Gesetze sind

meist vortrefflich; nur das eine ist zu beklagen, daß sie nicht befolgt werden.

Wenn unser Reisender abends durch die Straßen von Carácas schlenderte, so bot sich ihm ein für diese Tropenländer charakteristischer Anblick dar. In den Zimmern gegen die Straße heraus (die Wohnungen bestehen um der häufigen Erdbeben willen fast durchweg nur aus einem Erdgeschoß) setzt sich das schöne Geschlecht in gewählter Toilette unter die offenen Fenster, um die Abendkühle zu genießen, die Vorübergehenden zu kritisiren und von ihnen bewundert zu werden:

Es wird keineswegs übelgenommen, wenn der langsam Vorbeipassirende einen Augenblick am Fenster verweilt, um den Anblick der schönen Bilder, denen es als Rahmen dient, zu genießen. Ja die bewundernden Blicke werden aus den tiefschwarzen feurigen Augen dreist und muthig erwidert. Uebergroße Schüchternheit gehört nicht zu den Fehlern der Damen von Carácas. Bekannte des Hauses halten sich einige Zeit am Fenster auf, um mit ihnen zu plaudern. Eine bevorzugte Stellung dabei genießen die sogenannten Compadres; jede junge Dame in Venezuela nämlich wählt zu Neujahr aus der Reihe ihrer Bekannten ihren speciellen Cavalier für das kommende Jahr, dem sie durch ein Briefchen seine Ernennung zum Compadre mittheilt. Der Compadre seinerseits bietet das gesammte Rüstzeug der Galanterie auf, um für das in ihn gesetzte Vertrauen sich dankbar zu erweisen. Aus vielen Häusern schallt Musik und Tanz. Im Tanz sind die Creolinnen am unwiderstehlichsten; sie tanzen mit Leib und Seele; der Tanz ist für sie das Reich der Träume und Ideale, wo man, die trockene nüchterne Alltagswelt vergessend, für kurze Zeit in ahnungsvoller Wonne schwelgt. Das Weiche, langsam Wiegende in der Tanzweise der Creolinnen setzt ihren geschmeidigen, zarten und doch vollen Wuchs ins hellste Licht; ihre meist blassen Wangen werden alsdann vom rasch kreisenden Blute gefärbt.

Für seinen eigentlichen Zweck, die Zitteraaljagd, traf Dr. Sachs neben solchen Beobachtungen des venezuelanischen Lebens fleißige Vorbereitung. Da die Erkundigungen, welche er in Carácas über den besten Platz für Erreichung seiner Zwecke einzog, zu sehr widersprechendem Resultat führten, beschloß er, seinem ursprünglichen Vorsatz getreu, dasselbe Städtchen Calabozo im Herzen der Llanos zu seinem Operationsmittelpunkt zu machen, wo seinerzeit Humboldt seine Beobachtungen angestellt hatte. So ging es also hinaus in die unendlichen Llanos:

Wer kennt nicht das classische Gemälde der Llanos in Humboldt's „Ansichten der Natur"? Mir ist stets dieser kleine Aufsatz als das Höchste erschienen, was Naturschilderung zu leisten im Stande ist. Humboldt's eigenthümliche Gabe, die Natur zu idealisiren, strahlt hier im schönsten Licht; vor dem dichterischen Feuer eines Geistes, dem nicht nur der strenge Genius der Wissenschaft, sondern auch die Musen und Grazien ihre schönsten Geschenke mit auf den Weg gaben, schmilzt die Fülle verwirrender Einzelheiten zu einem harmonischen Ganzen zusammen.

Zwar verzichtet unser Reisender, eine nochmalige Beschreibung der großartigen Eigenthümlichkeiten der Llanos nach solchem Vorgang zu unternehmen, doch gibt auch er seinen Beitrag zu der anschaulichen Schilderung:

Die Llaneros führen, auf die einfachsten Bedürfnisse beschränkt, ein sorgloses ungebundenes Leben. Der Llanero plagt sich nicht mit Schule oder Kirche; er kennt und verehrt die Namen einiger Heiligen, welche als besonders kräftige Beschützer des Menschengeschlechts gelten; weiter erstreckt sich seine Religion nicht. Seine eigentliche Wohnung ist der Sattel, in dem er buchstäblich den größern Theil seines Lebens zubringt; wie ihr Gegenbild, die Gauchos in den Pampas von Buenos-Ayres, so sind die Llaneros ausgezeichnete Reiter. Der Knabe wird als mannbar angesehen, sobald er ein ungezähmtes Roß zu bändigen und in Carrière dahersprengend den wilden Stier mit dem Lasso zu fangen vermag. Von Jugend auf an den Kampf mit der Natur gewöhnt, ist der Llanero von waghalsigem, tollkühnem Charakter; er setzt schwimmend mit seinem treuen Roß über die reißenden, von Krokodilen wimmelnden Ströme, und betrachtet es als ein Fest, wenn er im Einzelkampf dem Beherrscher des Waldes, dem Jaguar, begegnet. Für sein Roß empfindet der Llanero eine zärtliche Zuneigung; wenn er nach anstrengendem Ritt vom Sattel steigt, rastet er nicht eher, als bis er sein Thier reichlich mit Nahrung und Trank versehen hat. In der Noth wird er sich lieber seinen letzten Vorrath entziehen, als seinen treuen Gefährten hungern lassen. Er singt in Uebermuth:

Mi cavallo y mi zamba
Se me murieron à un tiempo.
Al diablo la mujer!
Mi cavallo es lo que siento!
(Mein treues Roß und mein Mädchen
Die starben zu gleicher Zeit.
Zum Teufel mit dem Weibsbild!
Ums Roß nur ist mir's leid!)

Das kleine Dörflein Rastro de arriba bei Calabozo, das ganz in der Nähe des Teiches ist, wo Humboldt seinerzeit „Tembladores" gefischt hat, hatte Sachs nach zehntägiger Reise von Carácas aus erreicht. Aber was wußten diese armen Hinterwäldler davon, daß ihre Gegend (durch Humboldt) berühmt war! Das Gerücht, daß ein Fremder von jenseit des Meeres gekommen sei, verbreitete sich schnell, und bald war er in dem Wirthshause des Oertchens von Neugierigen umgeben. Daß er aber gekommen sei, um Tembladores hier zu fangen, das ging über ihr Begriffsvermögen. Die ironischen Blicke, die sich die Leute zuwarfen, zeigten, daß sie den Fremdling für verrückt hielten. So ging der Reisende, um nicht von vornherein die Achtung der Leute zu verlieren, auf ihren naiven Standpunkt ein, der nur zu fragen weiß: para que sirve? (wozu nützt es?), und fing an ihnen allerlei Fabelhaftes über den Nutzen, der von der Kenntniß des Zitteraals zu erwarten stehe, vorzuschwindeln, und nun wurde der eben noch für verrückt Gehaltene bald mit scheuem Staunen bewundert.

Humboldt erzählt von seiner Reise im Jahre 1800, wie die Indianer ihm aus einem Teiche Zitteraale gefischt hätten; sie haben nämlich eine Anzahl Pferde und Maulthiere aus der Savanne zusammengeholt und diese in das Wasser getrieben. Der Lärm habe dann die Fische hervorgelockt, und diese haben ihre elektrischen Batterien gegen die Pferde entladen. Mehrere der Pferde wurden durch die Stärke der Schläge, die sie erhielten, betäubt und ertranken; andere wollten sich ans Ufer retten, wurden aber von den Indianern immer wieder ins Wasser zurückgetrieben. Wenn dann auf diese Weise die Fische ihre elektrische Kraft ganz verbraucht hatten, kamen sie ans Ufer und konnten nun mit leichter Mühe gefangen werden. Sachs sagt:

Dies ist die Geschichte von dem wunderbaren Kampf der Pferde und Fische. Es gibt wol nur wenige Naturschilderungen, welche eine solche Berühmtheit erlangt haben als diese. Seit einem Menschenalter steht diese Schilderung beinah in jedem deutschen Schullesebuch.

So habe auch er beim Gedanken an den Fang der

Zitteraale hauptsächlich an einen Haufen Pferde und Maulthiere gedacht und nur bedauert, daß das eine ziemlich theure Art von Fischfang sein werde. Als er aber den Leuten, mit deren Hülfe er Zitteraale fangen wollte, vorschlug, sie sollten embarbascar con cavallos, so verstanden sie ihn nicht, und als er ihnen die ganze Humboldt'sche Erzählung in extenso vortrug, brachen sie endlich in schallendes Gelächter aus; der Gedanke, auf solche Weise Tembladores zu fangen, war für sie von überwältigender Komik. Es war also ein völlig vereinzeltes Erlebniß Humboldt's zu einer Sitte und Gewohnheit, zu einem hervorstechenden Zug im Naturcharakter jenes Landes gestempelt worden! Sachs ließ sich die Tembladores mit großen Netzen fangen, und wenn sie am Lande waren, konnte er sie selbst mit den mitgebrachten Kautschukhandschuhen fassen — natürlich zum großen Erstaunen seiner Gehülfen, die dahinter irgendeinen Zauber vermuthen mochten — und in die mitgebrachte Wanne legen, die er dann nach seiner Wohnung schaffen ließ. Allerdings glückte es nicht ohne weiteres und nicht immer, und einmal bekam er dabei die Stärke des elektrischen Schlages dieser Thiere unfreiwillig in höchst unangenehmer Weise zu verspüren; aber doch war er in Calabozo und Umgegend auf den richtigen Punkt gerathen, und konnte sich immer wieder Zitteraale verschaffen, nebst allerlei anderm Gethier, sodaß seine Wohnung in Calabozo bald zur Hälfte eine Menagerie, zur Hälfte ein chemisch-physikalisches Laboratorium war.

Das Städtchen Calabozo war zwar durch politische Ereignisse von seiner frühern Größe und Bedeutung etwas heruntergekommen; aber im ganzen fand er hier eine Gesellschaft, mit der es sich in freundlicher Weise verkehren ließ. Einige glückliche Curen, die er machte, verschafften ihm ein gewaltiges Renommée; die Seltsamkeit seiner Untersuchungen und seines Reisezwecks machte ihn interessant, und als er vollends einmal, um die übergroße Neugier der Einwohner von Calabozo einigermaßen zu befriedigen, eine Art physikalischer Soirée mit verschiedenen kleinen elektrischen Versuchen und Experimenten gab, gewann er sich viele Freunde und große Popularität in allen Kreisen. So waren die Calabozenos ganz stolz auf ihren interessanten Gast, und gleichsam um mit ihm Parade zu machen, wurde einmal ihm zu Ehren ein Ausflug in eine benachbarte Stadt arrangirt; bei dem dort veranstalteten festlichen Banket ließ einer seiner calabozenischen Bewunderer seiner spanischen Beredsamkeit so weit die Zügel schießen, daß er, um den Bewohnern der besuchten Stadt die Ehre eines solchen Besuchs recht deutlich zu machen, den einfachen deutschen Gelehrten und Zitteraalforscher als ein berühmtes Miembro del Parlamento de Alemania und besonders als amigo intimo del Principe Bismarck vorstellte und pries. Es heißt:

> So ward ich denn der Löwe des Tags; namentlich die supponirte Freundschaft des Fürsten Bismarck, den sich die Bewohner des innern Venezuelas als ein mythisches, halbgottartiges Wesen von unnahbarer Schrecklichkeit vorstellen, verschaffte mir einen gewaltigen Nimbus und Respect. Ich suchte nachher, als der Redeact geendet hatte, einzelnen Anwesenden in schonender Weise begreiflich zu machen, daß meine Berühmtheit nur in der Phantasie des Redners existire, aber meine Versicherungen stießen auf hartnäckigen Unglauben und wurden als Erzeugniß übergroßer Bescheidenheit angesehen; der Redner selbst behauptete, als ich ihn interpellirte, daß jene Thatsachen in Calabozo längst bekannt gewesen seien.

Von Interesse ist ferner die anziehende Beschreibung der Festlichkeiten, durch welche in Venezuela die Weihnachtszeit ausgezeichnet ist. Das Weihnachtsfest ist für den Venezuelaner nächst dem Carneval der Gipfelpunkt von Freude und Lustigkeit im Jahre. Alles rüstet sich auf die Stiergefechte, Bälle, Narrenscherze, Hahnenkämpfe u. s. w., womit dieses Fest verherrlicht zu werden pflegt. Natürlich mußte der Reisende den freundlichen Bewohnern von Calabozo den Gefallen thun, alle diese nationalen Festlichkeiten und Spiele mitzumachen und durchzukosten, und hatte somit Gelegenheit, sowol Stiergefechte als Hahnenkämpfe mitanzusehen. In jenen fand er übrigens nicht sowol die rohe blutige Schlächterei, welche uns die ursprüngliche spanische Sitte so wenig sympathisch erscheinen läßt, als vielmehr eine harmlose Belustigung, die Gelegenheit gab, Kraft und Geschicklichkeit zu zeigen, indem keiner der Stiere getödtet, sondern alle nur weidlich in der Arena herumgehetzt, respective gequält wurden. Bei den Hahnenkämpfen aber sah er eine viel größere Leidenschaft als bei den wüthend aufeinander einhackenden Hähnen in den Reihen der Zuschauer; denn diese alle pflegen durch ungeheuere und unverhältnißmäßige Wetten ihr finanzielles Interesse an den Sieg des einen oder andern zu ketten.

In der Zwischenzeit folgten theatralische Aufführungen, Straßenaufzüge, Carnevalspossen aller Art und mancherlei Bälle, die Gelegenheit gaben, den Zauber und die Anmuth, wie die Glut und das Feuer der landesüblichen Tänze zu bewundern. Einer der Bälle, wozu Sachs geladen war, hatte für ihn eine Art historischer Bedeutung; denn in demselben Hause und bei einer frühern Generation derselben Familie hatten seinerzeit Humboldt und Bonpland einem Balle beigewohnt. Die Erinnerung an die beiden Reisenden hatte sich in der Familie sehr wohl erhalten. El baron de Humboldt wurde als ein ernster, würdig auftretender Mann geschildert; dagegen hatte man von den Galanterien des lebenslustigen Franzosen allerlei pikante Reminiscenzen aufbewahrt.

Noch eine Episode aus diesem ländlichen Stillleben in Calabozo. Ganz gegen das Ende desselben traf in diesem entlegenen Städtchen das erste — Pianino ein. Das war ein Ereigniß, von dem schon lange gesprochen worden war und das mit fieberhafter Spannung erwartet wurde. Das Instrument war aus Deutschland gekommen und hatte einem Deutschen in Ciudad Bolivar gehört; aus dessen Nachlaß hatte es ein unternehmender Calabozener gekauft. Aber bis es den Weg, zuerst auf dem Orinocodampfer und endlich noch eine lange Strecke auf einem Karren nach Calabozo zurückgelegt hatte, war es natürlich in sehr verstimmten Zustand gerathen. Zwar war ein Stimmschlüssel beigegeben, aber niemand in Calabozo wußte ihn zu gebrauchen. In dieser Verlegenheit wandte man sich wieder an den deutschen Doctor, der ja schon bisher so manchem Schaden abgeholfen, und er verstand es glücklicherweise, auch das verstimmte Klavier wieder zurechtzubringen. Als er dann aber auch mit deutscher Musik, die er auf dem Klavier vortrug, den Calabozonern imponiren wollte, fand er nur wenig Verständniß dafür, am wenigsten für Wagner; „weder Tristan's Liebesschmerz

noch Wotan's Feuerzauber vermochte die spröden Herzen zu rühren".

Als unser Forscher endlich die Weiterreise antrat, war seine Hauptsorge, eine ordentliche Zahl von Zitteraalen mitzunehmen und nach Europa bringen zu können. Aber der Landweg bis zum Rio Portaguesa — von da an hatte er auf diesem, dann dem Apure und endlich dem Orinoco den Wasserweg — setzte den zarten Thieren so zu, daß die meisten unterwegs starben und die zwei, die er bis ans Ziel rettete, einen Tag nach der Ankunft daselbst auch noch verendeten. Wegen ihrer weichen schuppenlosen Haut sind diese Thiere gegen Stöße und Schürfungen äußerst empfindlich, und diese ließen sich beim Transport seiner Gymnotenkiste auf einem Karren natürlich nicht vermeiden. Es gelang ihm dann später nochmals, eine Anzahl der kostbaren Fische sich zu verschaffen; und diese brachte er auch lebendig bis Bremerhaven, aber auf der kurzen Eisenbahnfahrt von da bis Berlin gingen sie zu Grunde, sodaß das dortige Aquarium um eine höchst interessante Bereicherung gebracht wurde.

Aus dem übrigen reichen Inhalt des schönen Reisebuchs heben wir nur noch zwei Stellen hervor. Einmal das Urtheil, das über die Aussichten künftiger Colonisation der so schönen Orinocoländer gefällt wird:

Der rasche Verfall der Indianerniederlassungen an den Ufern des Orinoco vermindert die Aussichten für eine dereinstige Cultivirung Guyanas in bedauerlichem Grad. Kein Colonisationsversuch an den Ufern des Oberorinoco könnte von Erfolg sein, wenn es nicht gelingt, die indianische Bevölkerung als arbeitende Klasse, als Kern der Niederlassungen heranzuziehen. Das Verfahren aber, welches gegen diese unglückliche Rasse geübt wurde, ist von einem solchen Bestreben leider so weit entfernt als irgend möglich. Ihre Zahl ist seit einer Reihe von Dezennien in beständiger Abnahme begriffen, und man dürfte schwerlich fehlgehen, wenn man der systematischen Verführung zum Genuß starker, mit betäubenden Substanzen versetzter Branntweine, deren sich die Weißen bedienten, um die Indianer desto leichter auszubeuten, einen großen Antheil hieran zuschreibt. Die wenigen, welche übriggeblieben sind, tragen Haß und Mistrauen gegen ihre Bedränger tief eingewurzelt im Herzen, und es wird sehr ernsthafter, längere Zeit fortgesetzter Bemühungen bedürfen, um diese Empfindungen auszulöschen. Hätte man im Verkehr mit ihnen nicht alle Gesetze der Billigkeit und Humanität mit Füßen getreten, so würde statt einer Entvölkerung der Niederlassungen sicherlich ein rasches Emporblühen derselben zu berichten gewesen sein. Bei der gegenwärtigen Lage der Dinge dürfte die venezuelanische Regierung es sehr schwer finden, das in langen Jahren Versäumte einzuholen. Nur eine vollständige Aenderung im System der Verwaltung, die Entsendung wohlmeinender, mit Geld und Vollmachten ausgerüsteter Persönlichkeiten behufs der Gründung von Niederlassungen, vor allem eine strenge Ueberwachung des Handelsverkehrs zwischen Indianern und Weißen können vielleicht zu einem günstigen Resultat führen.

Aber freilich, da muß zu allererst Ruhe und dauernder Friede an die Stelle der ewigen politischen Kämpfe und Veränderungen treten, und dann eine tüchtige Kraft zu dauernder segensreicher Wirksamkeit an die Spitze des Landes kommen.

Und dann noch ein Wort über das Orinocodelta, durch das der Reisende seinen Heimweg, zunächst nach Trinidad, antrat. Welche Lust war es für den Naturforscher, hier in diesem ungeheuern gewaltigen Treibhause die Triebkraft zu schauen, welche eine feuchtwarme, ewig mit Wasserdämpfen gesättigte Luft dem fruchtbaren Boden verleiht:

Die Oberfläche des Stroms, in der Nähe des Ufers, ist bedeckt von Wassergewächsen, welche als zierlich geknotete Stengel mit pfeilförmigen Blättern emporragen, oder mittels des zu einem Luftballon aufgetriebenen Blattstils sich schwimmend erhalten; darüber baut sich etagenweis in undurchdringlicher Fülle der Urwald auf. Zunächst dem Wasserrand niedrige Gebüsche, prangend in buntem Blütenreichthum; dahinter hochstämmige Baumriesen, von deren Aesten seilartige Luftwurzeln senkrecht herabhängen. Von fern gesehen bilden die verschlungenen Laubkronen eine ununterbrochene dunkelgrüne Mauer, über welche als anziehendster Punkt in dem ganzen Gemälde die hier in ungeheuerer Menge auftretenden Palmen ihre hellgrünen Kronen erheben. Bedenkt man die große Fruchtbarkeit des Bodens, der eine so gigantische Vegetation erzeugt, und das unvergleichliche Netz von Wasserstraßen, welche dem Verkehr einer zukünftigen Epoche dienen können, so darf man sich der Hoffnung hingeben, daß hier einst, vielleicht nach Jahrhunderten, menschliche Cultur ihre schönsten Triumphe feiern werde.

Gibt uns das erste der obengenannten Bücher gleichsam eine Reihe von sorgfältig gezeichneten Genrebildchen, die mit künstlerischem Sinn und doch in naturgetreuer Weise entworfen sind, so haben wir in dem Werk von Franz Engel (Nr. 2) ein paar größere, reich angelegte und fertig ausgeführte Gemälde, die das Leben unter den Tropen Amerikas vorführen. Diese „Studien" sind in sechs Rahmen eingetheilt: „Land und Leute"; „Die klimatischen und territorialen Zonen"; „National- und Rassentypen des tropischen Amerika"; „Das Sinnen- und Seelenleben unter den Tropen"; „Der tropische Urwald"; „Nacht und Morgen unter den Tropen". Jedenfalls beruhen diese Schilderungen auf wirklichen und zwar gewiß umfassenden eingehenden Studien der tropischen Länder, und diese müssen es dem Verfasser angethan haben; denn er läßt eine große Theilnahme und Begeisterung den Pinsel führen, und es scheint, als ob die schwungvolle, blühende und bis zur Ueppigkeit reiche Sprache, in der er die Wunder der Tropen besingt, in immer fortlaufender Tonmalerei das unendlich reiche und unaussprechlich volle üppige Leben der Tropen und ihrer grellen Farben abspiegeln wollte. Da dürfte indessen des Guten manchmal etwas zu viel geschehen sein und die Ueberladung hier und dort zur Ermüdung führen. Nehmen wir z. B. die Schilderung des tropischen Abends:

Während nach und nach die östliche Himmelstiefe in immer dunkleres Blau untertaucht, lodert die Flammenglut über den Abendfirmament immer feuriger auf. Alle Regenbogenfarben wirft das Prisma der Tropenatmosphäre himmelentzündend aus dem gebrochenen Lichtstrahl zurück. Rosen- und dunkelblutrothe Glutstreifen schwimmen auf leuchtend orangengelbem Grunde; das tiefgesättigtste (sic!) Gold strömt in vollen Bächen in glühende Purpurbecken über; Blut und Feuer brennt und flutet aus lodernder Tiefe herauf; der dunkelste, aus tiefem Kern herausfunkelnde Smaragd schmilzt in das zarteste, duftigste Meergrün in den blassen Schimmer zerrinnender Wassertropfen um; heißaufschäumender Metallguß gischt, wallt und brodelt durch alle Abstufungen feurigen Widerscheins bis in das letzte irrwischartige Aufflackern verlöschender Lichtatome über. Alle Töne der Farbenscala fließen neben- und durcheinander und gehen durch die zartesten Nuancen übergangslos ineinander auf: ein leuchtender Farbenstreif zerrinnt, ein Glanz verschwimmt in den andern. Weiches, sanftes Leuchten neben sprühend brennender Glut; milder Verklärungsschimmer neben loderndem Weltenbrand. So das tropische Abendglühen!

Oder ein anderes mal:

Als ob des Meeres Perlen und der gefrorene Strahl der Edelgesteine, das metallene Blut der Felsadern und die flüssige

Glut der Lavabecken, als ob der Farbenschmelz der Blumen, der stäubende Wellenschaum und der Schmetterlingfittichflaum, der Farbenblitz des Regentropfens und der zündende Wetterstrahl — alles was das Auge entzückt, die Seele hinnimmt, den Geist allgewaltig hineinzieht in die Sphäre des Schönen, sich aus seinem Verschlusse hebt, frei und entkörpert in eine einzige Weltumstrahlung zusammenflutet, so schmilzt der Himmel von seiner Morgentiefe bis zur Mittaghöhe in eine einzige flammende Iris um.

Doch neben solchen überschwenglichen Schilderungen, in denen der Verfasser das Unaussprechliche auszusprechen und das, was nach seinem eigenen Worte über alle Schilderung hinausgeht, doch zu schildern unternimmt, findet sich eine große Menge von Zügen, die uns das tropische Leben einfacher, anmuthiger und doch recht anschaulich vor Augen stellen. Allerlei nüchtern geographisches Detail über Schiffbarkeit der Flüsse, über Wasserscheiden und Stromlängen, über tropische Producte und ihren Handel, über die Beschaffenheit der Straßen und den Mangel an bessern Verkehrsmitteln ist eingeflochten; mancherlei interessante Beobachtungen über die Zerrüttung der politischen Verhältnisse, über die Barockheit der Truppenaushebung und des Militärs, über Literatur, Sprache, Gesang, Musik, Unterricht und Wissenschaft werden „dem Fachmanne zur Beachtung, dem Gebildeten zur Unterhaltung, dem Laien zur Belehrung" mitgetheilt. Die Eigenthümlichkeiten der Stämme und Rassen, die in bunter Mischung und Vermischung diese Länder bewohnen, die Lebensweise des wilden Llanero und des arbeitsamern Montannero, der hohe Beruf der weißen Rasse, welche die beherrschende, gebietende und zum Fortschritt führende sein soll und sein muß, und wieder die mancherlei Fehler, die sie an der idealen Erfüllung ihrer civilisatorischen Aufgabe hindern, werden in trefflichen Abschnitten charakterisirt. Nur in einem möchten wir mit dem Verfasser etwas rechten und um eine Milderung des so harten Urtheils über die Neger bitten, wenn über sie gesagt wird: „so tritt alles, was der Neger denkt und thut und wie er seine Empfindungen äußert, ungeschickt, verzerrt, cynisch, widerwärtig oder lächerlich übertrieben zu Tage; kein Maß, keine Abrundung kennt sein Wesen".

Prächtig sind die Schilderungen des tropischen Urwaldes und seines reichen Lebens, der Großartigkeit eines Gewitters, das in ihm wüthet; reizend ist die Zeichnung des gastfreundlichen indianischen Hauses, das den weißen Mann aufnimmt und das seine scheue anfängliche Zurückhaltung dem freundlichen leutseligen Fremdling gegenüber bald in zutraulich ehrerbietige Bewunderung mit naiver Offenheit verwandelt. Wehmüthige, mit etwas Stolz gemischte Theilnahme empfindet wol eine der schönen Leserinnen, wenn von der Frauenwelt der amerikanischen Tropenländer folgende Charakterisirung gegeben wird:

Die Frauen empfangen immer die Mitgift eines vollkommenen gesellschaftlichen Anstandes, selten aber eine unter dieser anmuthenden Oberfläche gleichwerthige gediegene innere Durchbildung. Das Leben der großen Dame trägt in noch weit höherm Grade als das des vornehmen Caballero den Stempel eines beständigen Dolce far niente; man sieht sie außer Hause nie, im Hause nur selten beschäftigt und ernsthaft in Anspruch genommen. Erstaunlich ist ihre Unkenntniß selbst in den Elementen der Schulstube; Dinge wie Geographie, Geschichte, Literatur u. s. w. liegen ihr so fern wie der Mann im Monde; außer den jezeitigen Revolutionshelden ihres Heimatlandes kennt sie vielleicht noch die Namen des kirchenschänderischen Mönches Martin Luther, eines Napoleon und neuerdings vielleicht noch eines Kaiser Wilhelm und Bismarck; unter Europa versteht sie Paris, wo die Moden gemacht werden, und Rom, wo der Stellvertreter Gottes wohnt; von Belesenheit keine Spur; als einzige Lektüre nimmt sie das Gebetbuch zur Hand, wenn sie zur Messe geht. Die Kunst des Briefschreibens lebt mit der Orthographie meistens auf gespanntem Fuße. Natürliche Begabung aber und ein gesunder aufgeweckter Verstand, sowie viele Herzensgüte, die den Frauen aller Stände eigen, gleichen im äußern Leben diese Lücken einer mangelhaften Erziehung aus und umkleiden die Einfalt der Unwissenheit mit einem anmuthig deckenden Gewande.

3. Frankreich und England in Nordamerika. Von Francis Parkman. Erster Band: Die Pionniere Frankreichs in der Neuen Welt. Zweiter Band: Das ancien régime in Canada. Vom Verfasser genehmigte deutsche Uebersetzung. Mit einem einleitenden Vorwort von Friedrich Kapp. Stuttgart, Auerbach. Gr. 8. 10 M.
4. Belgische Studien. Schilderungen und Erörterungen von Friedrich Oetker. Stuttgart, Auerbach. Gr. 8. 10 M.

Nur in einem weitern Sinne gehört das Werk Francis Parkman's auch zur Reiseliteratur, aber es beruht auf eingehenden Reisestudien seines Autors. Diese zwei ersten Bände der Uebersetzung — das amerikanische Original enthält noch zwei Fortsetzungen — führen die ersten Anfänge der französischen Colonisation in Nordamerika vor mit all ihren großen Schwierigkeiten, Kämpfen, Hindernissen, Enttäuschungen und auch — Künsteleien, bis zu der Zeit, da dieses Neufrankreich, ein Product des Absolutismus und ein Tummelplatz des Jesuitismus, endlich Neuengland anheimfiel, dem Lande des materiellen Fortschritts. Der Historiker findet gewiß viel Werthvolles und Interessantes in dem fleißig gearbeiteten Buche. Weitern Kreisen liegen wol diese Anfänge des entlegenen Canada ziemlich fern. Wer aber dafür Interesse hat, erhält hier anschauliche Schilderungen jener harten und doch verdienstvollen Pionnierarbeiten in Canada.

Friedrich Oetker (Nr. 4) bietet uns Studien über Land und Leute von Belgien, die er einst, ein politischer Flüchtling, in langjährigem Aufenthalt an Ort und Stelle gemacht. Vereinsleben und Schaubelustigungen älterer und neuerer Zeit, Städtebilder (Mecheln, Brügge, Gent), Rettungshäuser werden uns vorgeführt, einiges über Kunst und Kunstgewerbe (hauptsächlich Hans Memling und seine Werke) mitgetheilt. Ein interessantes Kapitel beschreibt die seltsamen, ins Mittelalter zurückreichenden Beginenhöfe, ein anderes spielt an der Meeresküste mit ihrem mannichfaltigen Leben, und zum Schluß wird über den Nationalitäten- und Sprachenstreit gehandelt. Manches ist etwas breit und bietet doch dem mit der Sache unbekannten Leser nicht ein völlig anschauliches packendes Bild. Anderes ist wirklich gelungen und werthvoll; auf weitere Anführungen daraus müssen wir hier verzichten.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

Aus deutscher Vergangenheit. Ein Dreigestirn von Liederdichtern: Walther von der Vogelweide, Hans Sachs, Simon Dach. Nach ihrem Leben und Liedern in Vorträgen gekennzeichnet von Th. Krabbe. Gütersloh, Bertelsmann. 1878. 8. 2 M.

Der Titelansatz „Ein Dreigestirn von Liederdichtern" klingt ganz hübsch, beinahe poetisch, aber er ist doch nicht zu billigen, weil er für die genannten drei Dichter in ihrer Gesammtheit aus verschiedenen Gründen unzutreffend ist. Wenn wir Walther von der Vogelweide und Hans Sachs unbedenklich zu den „Sternen" der Literatur rechnen dürfen, so würde Simon Dach ihnen gegenüber doch nur als verschwindend kleiner Trabant erscheinen. Da hätte, wenn der Verfasser einen recht hervorragenden Vertreter der Liederkunst aus dem 17. Jahrhundert haben wollte, viel eher Paul Gerhardt oder Paul Fleming oder Johann Christian Günther, ja selbst Friedrich von Spee gewählt werden können. Und wenn Walther und Dach entschieden Liederdichter waren, so weiß man nicht recht, wie Hans Sachs auf einmal dazu kommt, ihnen beigesellt zu werden, da seine hauptsächlichen Werke und seine besten Erfolge gerade nicht auf dem Gebiete der Lyrik liegen. Der Verfasser hat ja selbst in seinem Aufsatz über Hans Sachs dafür gesorgt, daß wir so wenig wie möglich von Hans Sachsens Wirksamkeit als Liederdichter erfahren. Warum prangt er also auf dem Titel als Liederdichter und noch dazu als Stern?

Die drei hier vereinigten Aufsätze sind nach dem Titel ursprünglich Vorträge gewesen, die der Verfasser, wie aus der Form und insbesondere aus einzelnen Wendungen hervorgeht, vor einem aus Männern und Frauen gemischten Publikum gehalten hat. Diese Vorträge werden sicher angesprochen haben; denn sie sind in einer gewandten Sprache gegeben, und eine wohlthuende Wärme und Begeisterung durchdringt die ganze Darstellung. Dem Redner werden wol freundliche und anerkennende Worte zutheil geworden sein, vielleicht auch die Aufforderung, diese seine Vorträge zu veröffentlichen. Es ist aber mit der Veröffentlichung von Vorträgen, zumal wenn diese nicht in einer periodischen Schrift, sondern in einem selbständigen Buche geschieht, eine rechte Gefahr verbunden: die Literatur wird mit unnöthigen und unzulänglichen Dingen überschwemmt. Selbst der Fachmann hat die Verpflichtung, mit sich zu Rathe zu gehen, ob ein populärer Vortrag von ihm dem Drucke übergeben werden darf. Der gewissenhafte Gelehrte wird sich nur dann dazu entschließen, wenn er stofflich Neues zu bieten oder dem bekannten Stoffe durchaus neue Seiten abzugewinnen vermag, oder wenn er einen sehr schwierigen Gegenstand, der auch weitern Kreisen vermittelt zu werden verdient, in sachlicher Weise darstellen will. Populär-wissenschaftliche Vorträge von Dilettanten haben eigentlich nur dann eine Berechtigung, wenn sie die Resultate der Wissenschaft in einer ansprechenden und anregenden Form, wie sie den Gelehrten selbst nicht immer zu Gebote steht, zum Gemeingute machen. Die Form darf aber niemals das Wesentliche, sondern nur das Aeußere sein. Viele scheinen aber gegenwärtig zu meinen, die Darstellung sei die Hauptsache, und setzen sich leichten Sinnes über die Mühe hinweg, die Resultate der Wissenschaft zu studiren, schöpfen nicht aus der Quelle, sondern erst aus zweiter, dritter Hand, bringen Dinge vor, die längst aufgehört haben Geltung zu besitzen, und vermischen Richtiges und Unrichtiges in der allernaivsten Weise. Das Schlimmste bei der Sache ist, daß derartige Stümpereien nicht mit dem gesprochenen Worte verhallen, sondern durch den Druck die Unsterblichkeit gewinnen sollen, und dann auch ihr Publikum finden und sogar von einem Theil der Presse als empfehlenswerthe Schriften gerühmt werden. Es ist unglaublich, was gerade in unserer Gegenwart in dieser Beziehung geleistet oder besser gesündigt wird.

Nicht alle wissenschaftlichen Disciplinen leiden in gleicher Weise unter dem Dilettantismus und seiner Popularitätswuth. Wenn es aber ein Gebiet gibt, auf dem er sein Roß fröhlich und ungebunden umhertummelt, so ist es die deutsche Literaturgeschichte. Hier gedeihen die unnöthigen und unzulänglichen Erzeugnisse in einer besorgnißerregenden Weise. Wie viele gibt es, die da meinen, wenn sie ihren Vilmar studirt und einmal ein germanistisches Colleg auf der Universität belegt haben, sie hätten das volle Rüstzeug, auch in der Arena zu erscheinen; sie vermöchten mit Leichtigkeit die Schätze der deutschen Literatur in gangbarer Münze aus den Aermeln zu schütteln. Besonders haben sich die Dilettanten der Literaturgeschichte die zweite Blüteperiode unserer Poesie als Ziel ihrer Raubzüge auserkoren, aber auch die ältere Zeit ist bereits ihrer Begehrlichkeit zum Opfer gefallen.

Auch dem Verfasser des vorliegenden Buchs kann der Vorwurf nicht erspart werden, daß er Vorträge, die, wenn sie auch höhern Anforderungen nicht entsprachen, für ihren nächsten Zweck und wegen ihrer anregenden Tendenz willkommen sein mochten, der Oeffentlichkeit übergeben hat. Dadurch hat er seinen Arbeiten eine über jenen Zweck hinausragende Bedeutung verliehen und zugleich die Verantwortlichkeit übernommen, der wissenschaftlichen Wahrheit Verbreitung zu verschaffen und die mühsam errungenen Ergebnisse der Forscher in die weitern Kreise der gebildeten Leserwelt zu tragen. Wenn ihm vielleicht der Rath ertheilt wurde von seinen Zuhörern, seine Vorträge dem Drucke zu übergeben, so mag das sehr freundlich und schmeichelhaft gewesen sein, aber es war kein guter Rath. Und am wenigsten gut war es, ihm zu folgen. Denn der Verfasser mußte sich doch selbst sagen, daß das von ihm benutzte Material bei weitem nicht ausreichend war, daß er auch aus alten und veralteten Büchern schöpfte. Dies gilt wenigstens für die beiden ersten Aufsätze, über Walther von der Vogelweide und Hans Sachs. Ueberhaupt war eine populäre Darstellung dieser beiden Dichter gar kein Bedürfniß; denn gerade über sie ist in letzter Zeit so überaus viel geschrieben worden, daß für einen wiederholten Versuch kaum etwas übrigbleibt.

Gleichwol scheint das vorliegende Buch Beifall gefunden zu haben. Der verlockende Titel, die Zusammen-

fassung gerade dieser Dichter, die angesehene Verlagshandlung, die gewandte Form, die warm patriotische und streng kirchliche Gesinnung des Verfassers: all dies zusammengenommen hat dieser Veröffentlichung schon manches lobende und empfehlende Wort eingetragen. Möge sich der Verfasser nicht über die günstigen Recensionen, die er in politischen, kirchlichen und belletristischen Blättern gefunden hat, einer Täuschung hingeben! Alle diese ermunternden Beurtheilungen haben sich an das Aeußere gehalten; in einem eigentlichen Fachblatte können natürlich Bücher von Dilettanten wie das vorliegende gar nicht zur Anzeige gelangen, weil in allen solchen die strenge Wissenschaftlichkeit von vornherein ausgeschlossen ist. Aber wer sind meist die Kritiker, die ihn mit ihrem Lob erfreut haben? Doch gewiß meist nur solche Beurtheiler, die über die Form, die Richtung, die Gesinnung etwas zu sagen vermögen, die aber in der Sache keine Autorität in Anspruch nehmen können.

Es soll uns gar nicht wundern, wenn wir hören, daß das vorliegende Werkchen vergriffen sei und daß der Verfasser eine zweite Auflage vorbereite. Müßte jeder, der es mit der Sache gut meint, eigentlich wünschen, das Buch, wenigstens seine beiden ersten Beiträge, möge gar nicht gedruckt worden sein, so würde er das Erscheinen einer neuen Auflage doch um deswillen begrüßen, weil dem Verfasser dadurch Gelegenheit gegeben wäre, das nachzuholen, was er versäumte, das zu verbessern, was er verfehlte.

Der erste Aufsatz, über Walther von der Vogelweide, müßte in vielen Einzelheiten umgestaltet werden. Wir können natürlich hier nicht auch im einzelnen die Wege weisen, sondern müssen uns mit allgemeinen Andeutungen begnügen. Daß es ein Fehler war, Uebersetzungen statt des Urtextes in die Darstellung zu verflechten, ist dem Verfasser allerdings auch schon gelegentlich von anderer Seite gesagt worden. Die Uebersetzung verwischt das Original, sie verschönt es aber auch bisweilen und legt dem Dichter Aussprüche in den Mund, an die er gar nicht dachte. Verschiedene Lieder sind herangezogen, die man früher wol für Walther's Eigenthum ansah, jetzt aber zu den unechten stellt. Hierbei begegnet uns eine längst veraltete Ansicht, die überhaupt niemals rechten Boden fassen konnte, die Ansicht, daß Walther der Verfasser von Freidank's „Bescheidenheit“ sei. Da hätte jedes populäre Lehrbuch der deutschen Literaturgeschichte den Verfasser eines Bessern belehren können. Wäre dieser Irrthum nur gelegentlich einmal vorgebracht, so hätte es am Ende nichts weiter auf sich; aber es werden Stellen aus der „Bescheidenheit“ zur Charakteristik Walther's verwerthet.

Nur einer Einzelheit möchten wir gedenken. Der Verfasser erwähnt das Bild, das von unserm Dichter aufbewahrt ist, beziehungsweise die beiden Bilder, die in der pariser und der weingartner Handschrift stehen. Dann gibt er eine Beschreibung des Bildes und sagt unter anderm, es stelle Walther dar in der Blüte seiner Kraft, bärtig, ein Baret auf dem lockigen Haupte u. s. w. Das klingt gerade, als ob das Bild ein Porträt sein sollte. Das ist nicht der Fall. Alle figürlichen Darstellungen in jener frühen Zeit sind typischer Art: das eigentliche Porträt kommt in Deutschland erst im Laufe des 15. Jahrhunderts auf. Unrichtig ist es, wenn Walther im allgemeinen als bärtig auf dem Bilde bezeichnet wird. Nur auf dem jüngsten Bilde in der pariser (Manessischen) Handschrift trägt er Bart, auf dem ältern in der weingartner ist er bartlos. Walther hat sicher keinen Bart getragen, denn zu jener Zeit war der Bart in der guten Gesellschaft verpönt, er wurde erst im 14. Jahrhundert wieder Mode. Warum schmückt der Verfasser seine Anmerkung mit der Angabe der weingartner Handschrift, wenn er die Ausgabe mit dem Facsimile des Bildes nicht gesehen hat? Hätte er sie gesehen, dann würde er in seinem Vortrage nicht die unrichtige Angabe gemacht haben.

Der zweite Aufsatz ist noch viel geringer an Werth als der erste, weil er das nicht hält, was er verspricht. Hans Sachs soll als „Meister der Meistersänger“ geschildert werden, wie Walther als Meister der Minnesänger. Es ist vom Meistergesang viel die Rede; es werden die allbekannten, schon unzähligemal abgedruckten Regeln der Tabulatur entwickelt; es wird dann das Leben des Hans Sachs erzählt, zum Theil auf Grund seiner eigenen Angaben in seinen Dichtungen, es wird seine freie dichterische Thätigkeit in ihren verschiedenen Richtungen dargelegt; aber kein Wort, kein einziges Wort ist gesagt über seine Leistungen auf dem Gebiete des Meistergesangs, über das Verhältniß zu seinen Meistergesängen, die er nicht drucken ließ, zu seinen zahlreichen für die Oeffentlichkeit bestimmten Dichtungen verschiedenster Gattung. Da gibt es gar manche interessante Gesichtspunkte, da hätte das Publikum der Literaturfreunde, das ja meist nur Hans Sachsens freie Dichterthätigkeit kennt und zugleich von ihm weiß, daß er ein Meistersänger war, mancherlei lernen können. Was der Meistergesang eigentlich ist, das hat der Verfasser, wie aus seiner Darstellung hervorgeht, gar nicht verstanden und gewußt, darum hat er ihn auch nicht definiren können. Er scheint die ganze Thätigkeit von Hans Sachs für eine meistersängerische gehalten zu haben, während der Meistergesang doch nur eine Gattung der Liederdichtung bildet. Gerade der Meistergesang desselben mußte der Hauptinhalt der ganzen Abhandlung sein, wenn sie bezweckte, den „Liederdichter“ uns zu zeigen. Die andern Zweige der Dichtkunst, die er pflegte, brauchten nur skizzirt zu werden. Und wie steht es mit der lyrischen Production des Dichters außerhalb des Meistergesangs? Der Verfasser kommt auf die Kirchenlieder von Hans Sachs zu sprechen. Er sagt, und hierin hat er sicher recht, daß er auf diesem Gebiete nicht sehr Bedeutendes geleistet habe. Aber eben das Wenige, das er geleistet, mußte uns doch gezeigt werden. Wie anziehend wäre gerade für den Verfasser als Geistlichen die Aufgabe gewesen, die Umwandlung des katholisch dichtenden Hans Sachs in den Vorkämpfer des Protestantismus zu schildern! Nur an ein treffliches Lied will der Verfasser erinnern, an das Lied „Warum betrübst du dich, mein Herz“. Unglücklicherweise ist gerade dieses eine Lied gar nicht von Hans Sachs, kann unmöglich von ihm sein. Der Verfasser beruft sich zwar auf Philipp Wackernagel, der es in seine Sammlung aufnahm. Leider ist das die erste Ausgabe der Sammlung; hätte der Verfasser in der zweiten, heutigentags allein gültigen Ausgabe nachgesehen, so hätte er gefunden, daß Wackernagel ausdrück-

lich die Autorschaft des Hans Sachs verwirft und es bereut, jenen Irrthum gehegt zu haben.

Und wie steht es mit der politischen Lyrik des Hans Sachs? Auch über sie erfahren wir nicht das Geringste. Kennt der Verfasser nicht R. von Liliencron's Sammlung der historischen Volkslieder vom 13. bis 16. Jahrhundert? Da sind alle politischen Gedichte des Hans Sachs, die in Spruchform wie die in Liedform, vereinigt. Der letztern sind es nur wenige, aber wenn es sich um den Liederdichter Hans Sachs handelte, mußten gerade diese wenigen genannt und charakterisirt werden.

Aber vielleicht wollte der Verfasser in seinem Vortrage ein Gesammtbild des Dichters geben, und erst später ist für das gedruckte Buch des zusammenfassenden Titels wegen seine Liederdichtung in den Vordergrund gestellt, gewissermaßen als Aushängeschild benutzt worden. Wenn aber dem auch so ist, so ändern unsere Ausstellungen nur ihre Richtung, fallen deshalb nicht weg. Ohne Darstellung seiner Thätigkeit als Meistersänger, seiner kirchlichen und politischen Lyrik ist ein Gesammtbild des Dichters nicht denkbar. Und eins noch ist zu vermissen, ob nun der ganze Hans Sachs, oder blos der Liederdichter, oder noch enger gefaßt der Meister der Meistersänger geschildert werden sollte, die Darstellung nämlich seines Sprach- und Versgebrauchs. Es konnte das in kürzester Weise geschehen, aber diese wichtige Seite durfte auch in einem populären Buche nicht unberücksichtigt bleiben.

Und wie leicht hätte der Verfasser alle diese Fehler und Mängel vermeiden können! Hätte er doch nur die leicht zugängliche Ausgabe der Dichtungen von Hans Sachs benutzt, die K. Goedeke und J. Tittmann in dem Sammelwerke „Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts" (4.—6. Bd., Leipzig 1870—71) veröffentlichten! Der erste Band enthält ausschließlich Lieder, Meistergesänge und Lieder in freier volksthümlicher Form, weltliche und geistliche, kirchliche und politische. Die überaus trefflichen Einleitungen der Herausgeber in allen drei Bänden hätten ihm alles gezeigt, was er wissen mußte, alles, was er für eine populäre Darstellung verwerthen konnte. Namentlich über den Meistergesang hätte ihn Goedeke's Einleitung zum ersten Bande völlig belehrt. Für ein tieferes Studium fehlen weder in den Einleitungen noch in den Anmerkungen zu den Texten die nöthigen Hinweise auf die Quellen, auf die großen gelehrten Sammlungen, wie unter andern auch auf Ph. Wackernagel und von Liliencron, die der Verfasser unbedingt auch benutzen mußte, sobald er sich entschloß, seinen Aufsatz drucken zu lassen.

Viel bessern Eindruck macht der letzte Vortrag, über Simon Dach. Hier hat der Verfasser aus guten Quellen geschöpft, wie namentlich aus dem Bande „Gedichte von Simon Dach, herausgegeben von Hermann Oesterley" („Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts", neunter Band, Leipzig 1876), der ihm zugleich eine gute Einleitung über Dach's Leben und Dichten bot. Vortheilhaft wäre es für den Verfasser gewesen, sobald er mit seinem Vortrag an die Oeffentlichkeit treten wollte, wenn er auch Hermann Oesterley's große Ausgabe in der „Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart" (Publication 130, Tübingen 1876) benutzt hätte.

Die Besprechung des Liedes „Aennchen von Tharau" und des an dieses Gelegenheitsgedicht sich anknüpfenden Mythus von der unglücklichen Liebe Dach's ist wol in Rücksicht auf die zuhörenden Frauen und Fräulein etwas weitläufig gerathen, auch untermischt mit einigen Ueberschwenglichkeiten. Im Druck hätte diese Auseinandersetzung viel conciser gefaßt sein sollen. Wer nur einigermaßen mit dem Gange der mundartlichen Poesie vertraut ist, der muß es wissen, daß höhere subjective Lyrik damals noch nicht in ihrem Bereiche lag, sondern daß die Mundart, abgesehen vom Drama, in welchem sie zur Charakterzeichnung und Stilisirung diente, nur für humoristische und satirische Vorwürfe verwandt wurde. Dach's berühmtes Lied ist sonach von vornherein kein eigentliches Liebeslied, sondern ein scherzhaftes Hochzeitsgedicht, wie ja bis heute die Mundart auf Polterabenden und Hochzeiten ihre Rolle spielt.

Möchte der Verfasser aus meiner Besprechung, die ich nur in wohlwollender Gesinnung übernommen habe, die Ueberzeugung gewinnen, daß zur Popularisirung der heimischen Literaturgeschichte und zur Lobpreisung unserer Dichterheroen mehr gehört als guter Wille und eine leicht und oberflächlich erworbene Kenntniß. Wenn er es wieder unternimmt, mit populären Vorträgen an die Oeffentlichkeit zu treten, so sei er des schönen und tiefen Spruches des Herrn beim Evangelisten Lukas (16, 10) immer eingedenk, der da lautet: „Wer im geringsten treu ist, der ist auch im großen treu, und wer im geringsten unrecht ist, der ist auch im großen unrecht."

Zur Kenntniß der Thierwelt.

Aus dem Geistesleben der Thiere, oder Staaten und Thaten der Kleinen. Von Ludwig Büchner. Zweite Auflage. (Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. Drittte Serie, dritter Band). Berlin, Hofmann. Gr. 8. 6 M.

Der berühmte Verfasser von „Kraft und Stoff", der bewährte Wahrheitsfreund, der sein Princip nach den verschiedensten Seiten hin verficht, hat unsere Literatur durch diese Publication um ein Werk bereichert, das geradezu eine That auf den Gebieten des erfahrungsmäßigen Denkens genannt zu werden verdient. Wie in seinem epochebildenden Werke „Kraft und Stoff" hat er das autoritätsmäßige Denken und Nachsprechen und das Bollwerk althergebrachten speculativen Philosophirens mit wuchtiger Theseuskeule angerannt und ins Wanken gebracht. Zum ersten mal zeigt er uns in eingehender, allgemein verständlicher Ausführung, daß das, was man bisher Instinct zu nennen gewohnt war, ein berechnetes Urtheilen ist, daß zwischen dem Denken, Wollen und Empfinden des Menschen und demjenigen des Thieres die frappanteste Aehnlichkeit und ein oft nur gradweiser Unterschied besteht. Er nennt (mit Dr. Weinland) den Instinct das Trägheitskissen, das uns das so schwierige Studium der

Thierseele unnöthig machen soll. In der That, jene Denker, die den Unterschied des Menschen von dem Thiere nicht als den des Grades, wol aber der Art anzusehen gewohnt sind, die nie mit wissenschaftlichem Eifer Thiere beobachtet haben, und deren Urtheil durch die verkehrte Meinung von speculativen Philosophen eingeengt ist, müssen bei der Lektüre dieses Buchs angesichts der Leistungen der Staaten und Thaten unscheinbarster, meist unbeachteter Geschöpfe ein Gefühl von Demüthigung oder Zurechtweisung empfinden. Um so größer wird dagegen die Befriedigung ehrlicher Wahrheitsforscher sein über die Erkenntniß von der wunderbaren Einheit der Gesammtnatur wie davon, daß dasselbe geistige Princip, mag man es Vernunft, Verstand, Seele — oder Instinct nennen, die ganze organische Stufenleiter, wenn auch in den mannichfaltigsten Abzweigungen und Abstufungen durchdringt.

Der Verfasser hat seine Beobachtungen wesentlich auf das so lohnende Gebiet der Kerfthiere oder der intelligenten Insekten beschränkt und in dieser Begrenzung mehr erreicht, als wenn er in oberflächlichen Linien die ganze Thierwelt abgestreift hätte, wodurch er den Satz illustrirte „non multa sed multum". An der Hand der Erfahrung und der Erlebnisse beweist er überzeugend, daß das Geistesleben der Thiere in Wahrheit ein viel höheres und complicirteres ist, als dies bisher angenommen wurde. Den von den Bienen gezeigten sogenannten Instinct nennt er „wirklichen Verstand, der häufig genug den menschlichen Scharfsinn besiegt oder übertrifft". „Es gibt", so ruft er aus, „keinen Instinct, sondern nur eine vom niedrigsten Thier bis zum höchsten Menschen aufsteigende ununterbrochene Stufenleiter geistiger Qualitäten. Die Gewohnheit drückt später das Siegel des sogenannten Instincts auf." Alles, was er uns von den Ameisen, von ihrem Gebaren, ihren Charaktereigenthümlichkeiten, ihrer Staatsverfassung, ihrem Wohnung- und Wegebau, ihrem Einsammeln von Vorräthen, ihrer Betreibung von Ackerbau, Malzerei, Viehzucht, Milcherei, ihrer List im Erbeuten von Nahrung, ihrem gegenseitigen Mittheilungsvermögen u. s. w. erzählt, ist höchst merkwürdig; es läßt uns mit Mitleid auf die langen Jahrhunderte blicken, in welchen dies alles so geringschätzig behandelt wurde; dagegen erfüllt es uns mit Achtung und Bewunderung vor dem kleinen Thierchen. Das Mitgetheilte erhält für uns eine hoch-psychologische Bedeutung durch den Nachweis, wie die Ameisen und Bienen u. s. w. seit unbestimmbar langer Zeit im Besitze „politisch-gesellschaftlicher Institutionen" sind, welche in der menschlichen Völker- und Culturgeschichte von jeher die bedeutendsten Rollen gespielt haben und noch spielen. Uns wurde es nicht, wie dem vom Radicalismus zur Frömmigkeit übergegangenen Daumer bei den vom Verfasser erschlossenen Einblicken „schauerlich zu Muthe", weil wir es der Mühe werth erachten, die Abstammungs- und Entwickelungsgesetze, die ein Lamark, Oken, Darwin, Haeckel und — last not least — Specht nachgewiesen oder dem Volke vermittelt haben, durch Herbeiholung solch reichen Materials aus allen Theilen der gebildeten Welt zu ventiliren, und weil wir jeden Beitrag für den Nachweis menschlich gefärbter Verstandes- und Gemüthsregungen des Thiergeistes für höchst verdienstlich halten.

Der Verfasser, der sogar von Perfectibilität der Thiere spricht und mit Darwin von allmählicher Entwickelung der Geisteskräfte der Thierwelt, von Verbesserungen der Wohnungen der Thiere, von eingesehenen Irrthümern der Bienen, vom Unterricht im Zellenbau u. s. w. erzählt, darf sich auf Angriffe der Halbwisser gefaßt machen, ja selbst von reifern Männern besonnenen klaren Urtheils wird Büchner Bekämpfung gewärtigen müssen, wenn man bedenkt, daß ein Mann wie Körner („Instinct und freier Wille", 1874) z. B. das Spinnennetz auf folgende geistvolle Art erklärt: „die Spinne muß ein Netz machen, weil der im Körper angehäufte Spinnstoff sie belästigt"; der ferner vom Hunde sagt, „er weiß nichts von Pflicht und Gewissen, von Treue und Aufopferung"; dem der Mensch im Kindheitsalter „nur wachsthumsfähige Fleischmasse ist" u. s. w. Wer Geistesthaten wie die Büchner'schen zu Tage fördert, mag sich immerhin von Verfassern sogenannter pädagogischer Studien verhöhnen lassen; er steht über den Parteien.

Ernster und liebevoller kann sich kaum ein Autor in seinen Gegenstand vertiefen, als es Büchner in jahrelang fortgesetzten Studien gethan. Er hat eine Fülle der besten werthvollsten Erfahrungen aus allen Theilen der gebildeten Welt in diesem Werke vereinigt und ebenso plan wie geistvoll verarbeitet. Wie ein Roman aus der Thierwelt liest sich die einheitliche Arbeit des Verfassers; der Laie merkt es wol kaum, daß sich hinter der bequemen Form die ernstesten Forschungen und die tiefsten wissenschaftlichen Studien verbergen.

So hat Büchner nicht nur ein wirklich gediegenes populär wissenschaftliches, sondern auch ein durch Gruppirung und Gestaltung des Stoffs höchst anziehendes Buch unserm Volke gegeben. Wir wünschen dasselbe nicht blos in den Händen der Männer und Frauen, sondern an Stelle ausschließlicher Romanlektüre namentlich in denen unserer bildungsfähigen Jugend und unserer Schulseminaristen. Das Wissen wird dadurch bereichert, der Gesichtskreis erweitert, die Humanität gefördert, und die Seele — ohne poetische Fiction — in eine höhere Sphäre geistigen Seins versetzt.

Charakter, Stil und Ton des Buchs haben ein volksthümliches, lebendiges, dem allgemeinen Verständniß sich nahe legendes Gepräge. Die deutsche Lesewelt möge sich durch Förderung und Theilnahme dem verdienten Verfasser dankbar erweisen.

C. Beyer.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

In einer Abhandlung zum Programm der annaberger Realschule hat Dr. Lothar Böhme einen interessanten Beitrag „zur Würdigung Platen's" geliefert, der sich in der berechtigten Mitte zwischen Ueber- und Unterschätzung des Dichters hält und die Kenntniß der ganzen neuern Platen-Literatur, auch der wichtigsten Aufsätze, die über den Dichter erschienen sind, bekundet. Die vorstehende Abhandlung erstreckt sich nur auf die Platen'sche Lyrik; eine Kritik der didaktischen und dramatischen Schriften ist einer spätern Abhandlung vorbehalten; die Sonette, Oden und Hymnen werden eingehend besprochen. In das Lob der „Polenlieder" stimmt Böhme nur sehr bedingt ein; desto glänzender werden die „Venetianischen Sonette" verherrlicht. Böhme macht bei Besprechung der Sonette darauf aufmerksam, daß August Wilhelm Schlegel, wie er der Vorgänger Platen's gewesen, so auch dessen Nachahmer geworden sei; es bezieht sich diese Bemerkung auf das Sonett Platen's „Grabschrift", in welcher der Dichter mit schwunghaftem Selbstlob verkündete:

> Lustspiele sind und Märchen mir gelungen
> In einem Stil, den keiner übertroffen —

Auch daß er „der Ode zweiten Preis errungen", bekennt der Dichter mit naiver Selbstschätzung. Eine Nachahmung dieses Sonetts ist dasjenige: „August Wilhelm Schlegel", welches ein Jahr nach dem Tode dieses Dichters in Schücking's „Rheinischem Jahrbuch für 1846" erschien und in welchem der sich selbst verherrlichende Poet unter anderm von sich sagt:

> Im Stehn, im Gehn, im Wachen und im Bette,
> Auf Reisen selbst, wie unterm Schutz der Laren
> Stets dichtend, aller, die es sind und waren,
> Besieger, Muster, Meister im Sonette,
> Der erste, der's gewagt auf deutscher Erde,
> Mit Shakspeare's Geist zu ringen und mit Dante,
> Zugleich der Schöpfer und das Bild der Regel:
> Wie ihn der Mund der Zukunft nennen werde,
> Ist unbekannt, doch das Geschlecht erkannte
> Ihn mit dem Namen August Wilhelm Schlegel.

Gewöhnlich nimmt man an, daß Platen mit seiner etwas weniger abgeschmackten Selbstverherrlichung der Nachahmer Schlegel's gewesen sei: der Nachweis des Gegentheils ist ein Verdienst der kleinen Schrift.

Weiterhin erklärt sich Böhme gegen die von dem Herausgeber d. Bl. vertretene Wiedergeburt der Ode durch gereimte antike Strophen. Er will nur die gereimte Sapphische Strophe gelten lassen; die vorgeschlagenen Aenderungen der Alkmanischen und Asklepiadischen Strophe erscheinen ihm zu gewaltsam. Wir meinen indeß, daß es nicht darauf ankommt, wie sehr oder wie wenig die antiken Odenstrophen verändert worden, sondern nur darauf, ob die neuen gereimten Strophen im Deutschen lebensfähig sind.

Aus der Schriftstellerwelt.

Einer der vielseitigsten und liebenswürdigsten deutschen Philosophen, Karl Rosenkranz, ist am 14. Juni in Königsberg gestorben. Von seinem Meister Hegel hatte er nicht nur die geistige Gewandtheit, sondern auch das Interesse für alle Zweige des Wissens und der Kunst geerbt, und besonders in der jungdeutschen und junghegel'schen Epoche waren seine Schriften, obschon sie gerade der letztern Richtung vielfach Opposition machten, ein wichtiges Ferment der Bewegung. Sein Leben bis zu seiner Professur in Königsberg, wo er Kant's Nachfolger wurde, hat er in seiner Schrift „Von Magdeburg bis Königsberg" (1873) selbst beschrieben: wir verweisen auf die Besprechung derselben in Nr. 46 d. Bl. f. 1873. Er war am 23. April 1805 in Magdeburg geboren, studirte seit 1824 in Berlin, Halle und Heidelberg, habilitirte sich 1828 in Halle, wurde 1831 außerordentlicher Professor daselbst und 1833 Professor der Philosophie in Königsberg. In dieser Stellung wirkte er bis zu seinem Tode; nur einmal unterbrach er seine Lehrthätigkeit, im Jahre 1848, wo er nach Berlin berufen wurde und als vortragender Rath im Cultusministerium zur Zeit der liberalen Minister von Auerswald und von Pfuel arbeitete. Mit dem Range eines Rathes erster Klasse kehrte er 1849 nach Königsberg zurück; kurze Zeit war er noch Abgeordneter der Ersten Kammer für Tilsit und Memel. Im Jahre 1878 feierte er sein funfzigjähriges Doctorjubiläum: ein schweres, an Blindheit grenzendes Augenleiden verbitterte seine letzten Lebensjahre.

In erster Linie steht uns Karl Rosenkranz als Aesthetiker und Literarhistoriker. Seine „Aesthetik des Häßlichen" (1853) ist ein musterhaftes Werk. Den meist philologisch behandelten germanistischen Studien gab er ästhetische Perspectiven in seiner „Geschichte der deutschen Poesie des Mittelalters" (1830). Beiträge zur allgemeinen Literaturgeschichte sind sein „Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie" (3 Bde., 1832—33), und sein präciser gefaßtes Werk „Die Poesie und ihre Geschichte" (1855). Monographien schrieb er über Goethe: „Goethe und seine Werke" (1847) und über Diderot: „Diderot's Leben und Werke" (2 Bde., 1866).

Als Philosoph war er der eifrigste Propagandist des Hegel'schen Systems; wir verweisen auf sein „Leben Hegel's" (1844), seine Säcularschrift „Hegel als deutscher Nationalphilosoph" (1870) und andere Schriften. Das System selbst suchte er fortzubilden im „System der Wissenschaft" (1850) und „Wissenschaft der logischen Idee" (2 Bde., 1858—59); zu erwähnen sind ferner seine „Psychologie" (1837), seine Schrift über „Naturreligion" (1831), seine Kritik Schelling's in „Vorlesungen über Schelling" (1842) und die „Kritik der Strauß'schen Glaubenslehre" (1845). Sein anregender Vortrag, seine feine Bildung, seine geistige Lebendigkeit, sein Antheil an der modernen Literatur — er schätzte besonders Gutzkow hoch — machten ihn zu einem ausgezeichneten Jugendlehrer und zum tapfersten Vorkämpfer deutschen Geistes auf der äußersten Warte im Nordosten.

Bibliographie.

Aus der Packtasche eines Reiters. Zwei heitere Manöver-Geschichten. Ulm, Nübling. 8. 1 M.

Baumgarten, Geschichte der Jungfrau von Orléans. Nach den besten Quellen erzählt. Mit einem Porträt der Jungfrau, einer Karte des Kriegsschauplatzes und einem Plane der Stadt Orléans. Koburg, Riemann'sche Hofbuchhandlung. Gr. 8. 1 M.

Busse, F., Aus unserer Zeit. Poetisches Gemälde. 1stes Buch. Hannover, Hahn. Gr. 16. 3 M.

Carus, G., Temperament und freier Wille. Ein Vortrag. Wiesbaden, Niedner. 8. 50 Pf.

Conscience, H., Sammlung ausgewählter Schriften. Aus dem Vlämischen. 61stes Bdchn.: Der Minnesänger. Eine Volkssage aus dem Mittelalter. Münster, Aschendorff. 8. 60 Pf.

Anna Elisabeth von Droste-Hülshoff. Ein Denkmal ihres Lebens und Dichtens und eine Auswahl ihrer Dichtungen. Mit dem Bildniß der Dichterin und mehreren Landschaftsbildern. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 4 M.

Frantz, C., Schelling's positive Philosophie, nach ihrem Inhalt, wie nach ihrer Bedeutung für den allgemeinen Umschwung der bis jetzt noch herrschenden Denkweise, für gebildete Leser dargestellt. 1ster allgemeiner Thl. Köthen, Schettler's Verlag. Gr. 8. 5 M.

Gleïzès, J. A., Die Enthüllung des Christenthums oder die Glaubenseinheit für alle Christen. Aus dem Französischen von E. Baltzer. Leipzig, Eigendorf. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Hellenbach, L. B., Die Vorurtheile der Menschheit. 1ster Bd. Wien, Rosner. Gr. 8. 6 M.

Die Jagd in Versen. Humoristisches Jagdgedicht von R. v. C. Lübeck, Carstens. 8. 1 M. 50 Pf.

Knöchel, Wie hat sich der Affe zum Menschen umgestaltet? Populärwissenschaftlicher Vortrag. Osterwieck, Zickfeldt. 8. 1 M.

Lasaulx, A. v., Sicilien. Ein geographisches Charakterbild. Vortrag. Bonn, Strauss. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Winterfeld, A. v., Unheimliche Geschichten. In deutscher Bearbeitung nach A. B. Edwards und Edgar Allan Poe. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. à 1 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 28. 10. Juli 1879.

Zwei Extreme.

1. Die menschliche Arbeitskraft. Von Gustav Jäger. (Die Naturkräfte. Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek. Sechsundzwanzigster und siebenundzwanzigster Band.) München, Oldenbourg. 1878. 8. Jeder Band 3 M.
2. Der Vorbote der Gesundheit, enthaltend ärztliche Vorschriften für den menschlichen Körper und Geist, in allen möglichen Krankheitsfällen. Von Andrew Jackson Davis. Mit Erlaubniß des Verfassers deutsch herausgegeben von Wilhelm Besser. Leipzig, W. Besser. 1878. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Der Mensch ist ein sehr complicirter Mechanismus, aber nichts weiter — das ist der Grundgedanke des Werks von Gustav Jäger (Nr. 1). Der Mensch wird als Arbeitsmaschine aufgefaßt, als eine Maschine, deren einzelne Theile, die Elementarmechanismen, jeder für sich thätig sind und nach den Principien der Arbeitstheilung und Cooperation zusammenwirken. Alle Theile des menschlichen Mechanismus aber sind lebendig, d. h. sie besitzen eine außerordentlich große Labilität des molecularen Gleichgewichts; diese wiederum ist eine Folge der eigenthümlichen chemischen und physikalischen Zusammensetzung jener Theile, deren wesentlichster Bestandtheil das Protoplasma ist, eine fast weiche, eiweißhaltige Substanz, die Trägerin alles Lebens. Diese lebendige Substanz nimmt ansehnliche Kraftmengen in der Form von Spannkräften in sich auf, und diese Spannkräfte werden durch äußere Reize ausgelöst, in freie lebendige Kräfte umgesetzt. Als auslösende Reize können alle diejenigen Einwirkungen fungiren, welche eine plötzliche Störung des chemischen oder physikalischen Gleichgewichts im Aufbau der lebendigen Substanz hervorrufen, so z. B. mechanische Stöße, Licht- und Schallschwingungen, elektrische Ströme.

Der elementare Arbeitsmechanismus, der sich überall im ganzen Körper unzählige male wiederholt und von dessen Thätigkeit alle und jede Arbeit, die nach außen gerichtete wie die innere, abhängt, ist ein sogenannter Reflexmechanismus. Sein Typus ist folgender: eine Sinneszelle einerseits, eine Arbeitszelle andererseits, beide durch je einen Nerven mit einer Ganglienzelle verbunden. Trifft nun ein Reiz die Sinneszelle, so wird er durch den Sinnesnerven zur Ganglienzelle und, nachdem die Uebertragung auf den Vollzugsnerven erfolgt ist, zur Arbeitszelle fortgeleitet und bringt hier, wenn die Arbeitszelle ein Muskelfaden ist, mechanische Bewegung, wenn sie eine Drüsenzelle ist, Secretion hervor. Solcher Art sind die reinen, unbewußten Reflexe, die jedoch im wachen Zustande des Menschen nicht die Regel bilden. Denn die Ganglienzelle steht in Verbindung mit den Centren höherer Ordnung, Rückenmark und Gehirn; es kann daher auch der Reiz nach dem Sitz des Bewußtseins, dem Großhirn, gelangen, wodurch aus der unbewußten Reflexthätigkeit eine bewußte Willensthätigkeit wird.

Höchst interessant sind die Kapitel achtzehn: „Der Seelenmechanismus", und zwanzig: „Die willkürliche Thätigkeit". Der Seelenmechanismus, so führt Jäger aus, ist ein reiner Molecularmechanismus, gebildet von den Ganglienzellen und Nervenfasern des Großhirns. Aus Ganglienzellen bestehen die Empfindungscentra; durch Nervenfasern werden dieselben zu Vorstellungsmechanismen verbunden, und zwar nach den Principien des Miteinander, Nacheinander, der Aehnlichkeit und des Contrastes. Das Leitende bei dem ganzen Mechanismus aber ist das Bewußtsein, welches eine mit allen übrigen Seelenmechanismen in Verbindung stehende Einheit bildet, derart, daß das Bewußtsein von jedem Seelenmechanismus und umgekehrt jeder Seelenmechanismus von dem Bewußtsein aus beeinflußt werden kann. Den Erregungszustand des Bewußtseins nennen wir Aufmerksamkeit, und zwar kann stets nur ein Punkt desselben sich im Zustande der Aufmerksamkeit befinden. Dieser Punkt kann seinen Ort wechseln und zwar mit großer Schnelligkeit, aber nie können zwei Stellen völlig zu gleicher Zeit sich im Zustande der Aufmerksamkeit befinden.

Von großem Einfluß auf die Arbeitsfähigkeit des Seelenapparats ist die Mechanik des Blutkreislaufs. Veränderungen des Blutdrucks machen sich sofort störend bemerkbar; Steigerung des Blutdrucks wirkt erregend, Abnahme desselben lähmend. Alle Schwankungen sind störend für die seelischen Verrichtungen, namentlich für die Denkarbeit; diese verlangt möglichste Gleichmäßigkeit eines mäßigen Blutdrucks, weshalb kaltblütige, ruhige Naturen unter sonst gleichen Verhältnissen eine größere geistige Arbeitsfähigkeit haben als heißblütige, leidenschaftliche. Ob aber jemand eine ruhige oder eine leidenschaftliche Natur ist, das hängt zum großen Theil von dem relativen Abstand zwischen Herz und Gehirn ab, weshalb kleine Leute meist heißblütiger sind als hochgewachsene, kurzhalsige mehr als langhalsige. Der Grund liegt darin, daß, da die Blutgefäße elastische Röhren sind, Druckschwankungen am Ende einer langen Leitung weniger rasch eintreten und weniger energisch ausfallen als in einer kurzen.

Die Frage, ob der Seelenapparat in letzter Instanz ein automatischer, ohne jeden Anstoß von außen arbeitender, also ureigener Initiative fähig ist, oder nur eine Art von reflectorischem Mechanismus, der stets durch einen äußern Reizanstoß in Erregung versetzt wird, beantwortet Jäger zu Gunsten der letztern Ansicht. Jede willkürliche Thätigkeit ist demnach auf eine unmittelbar oder nur kurze Zeit zuvor stattgefundene äußere Anregung zurückzuführen, welche freilich oft so geringfügig ist, daß wir später Mühe haben, uns auf sie zu besinnen. Was der Thätigkeit des Menschen den Anstrich der Freiheit und Selbständigkeit gibt, liegt darin, daß ein Sinnesreiz nicht blos die adäquate Empfindung, sondern dazu noch eine nach Qualität und Quantität außerordentlich wechselnde Menge von anderartigen Vorstellungen wach ruft, von denen jede einen ebenso bestimmenden Einfluß auf die Einleitung der äußern Thätigkeit ausüben kann wie der erste, von außen kommende Anstoß.

Der Raum gestattet leider nicht, auf den ganzen Inhalt des trefflichen Werks, welches die Resultate der neuern physiologischen Forschungen in klarer, gefälliger Darstellung popularisirt, näher einzugehen; wir haben nur von des Verfassers Ausführungen über die Seelenthätigkeit einiges hervorgehoben, weil es ein ebenso interessantes wie dunkles Gebiet betrifft, ein Gebiet, welches eigentlich jetzt erst anfängt aufgehellt zu werden. Schon ist es der Wissenschaft in verhältnißmäßig kurzer Zeit gelungen, vieles aufzuklären; ebenso vieles freilich hat sich einer befriedigenden Erklärung bisjetzt entzogen. Jedenfalls aber zeigen die gewonnenen Resultate, daß die wissenschaftliche Forschung mit der consequenten Anwendung des Princips der mechanischen Erklärung sich auf dem rechten Wege befindet, der zum Ziele führt, mag das Ziel selbst auch noch in weiter Ferne liegen.

Auf einem ganz andern Wege befindet sich der Verfasser des zweiten Werks, welches ebenfalls ein physiologisches, respective ein medicinisches sein will. Andrew Jackson Davis (Nr. 2), das Haupt der amerikanischen Spiritisten, ein Mystiker vom reinsten Wasser, verschmäht es, sich auf den sichern Boden der Empirie zu stützen; denn er besitzt einen viel bessern Schlüssel zu allen Geheimnissen: die Intuition, das ist nämlich

diejenige Macht der Seele, welche zum reinen Vernunftschluss gelangt ohne den Proceß der Schlußfolgerung. Intuition ist der Seele Telegraph, welcher Wahrheiten aus den Tiefen des Genius nach den Gipfeln der Weisheit überträgt, hierdurch gleichsam wie durch einen einfachen Lichtblitz, den innern Menschen von dem unterrichtend, wozu er auf andere Weise, durch die äußern Methoden der Untersuchung, lange Jahre des Forschens gebraucht haben würde.

Die Raschheit und Sicherheit, mit welcher die hellseherische, intuitive Erforschung der Wahrheit vor sich gehen kann, hat es Davis möglich gemacht, Großes, Außerordentliches zu leisten. Denn, so versichert uns der Herausgeber in der Vorrede,

. . . ohne jemals der Doctrinen irgendwelcher menschlichen Schule theilhaftig geworden zu sein, steht er dennoch auf der höchsten Höhe der modernen Wissenschaft. . . . In bereits mehr als 50 Bänden hat er die Principien der Natur entwickelt in Bezug auf alles menschliche Wissen und Können. Sei es Anatomie, Physiologie, Chemie, Geologie, Botanik, Zoologie, Geschichte, Philosophie, Heilkunde, Astronomie, Socialwissenschaft u. s. w., kurz auf jedem Felde menschlicher Forschung ist er heimisch, und mit unvergleichlicher Meisterschaft beherrscht er jedes Gebiet.

Davis beginnt das erste Kapitel: „Die Perlenthore der Wissenschaft“, folgendermaßen:

Das harmonische, ewige Herz der Natur schlägt unaufhörlich mit der allgewaltigen Energie allmächtiger Principien. Süß blühen die fortschreitenden Wahrheiten und unsterblichen Schönheiten des Unendlichen. Sie gehen anmuthig hervor aus ihrem unsichtbaren Heiligthum und strahlen beständig und liebreich in die düstern Abgründe der Unwissenheit. Die Wissenschaft ist, um sie bündig zu erklären, eine Kenntniß der Thatsachen und Kräfte. Was ist alsdann die Kunst, als die geistige und handliche (sic!) Gewalt, diese Kräfte zu meistern zum Genusse und zur Wohlthat der Menschheit? Es ist ein offenbarer Unterschied zwischen Kunst und Wissenschaft. Die letztere ist die Verkörperung geistiger Entdeckungen; die erstere ist der Erzengel, welcher die Theorie in die Praxis umwandelt zum bleibenden Gute für die Welt.

Diese Stelle, bei der jede Kritik überflüssig ist, kann als typisch für des Verfassers Schreibweise hingestellt werden; denn in diesem Stile geht es weiter, das ganze Buch hindurch.

Den Grundgedanken seines Werks entwickelt Davis im zweiten Kapitel unter der Ueberschrift „Die Philosophie der Krankheit“. Er ist folgender. Der Ursprung aller Krankheiten liegt in Störung des Seelenprincips, alle Krankheiten müssen daher vom Seelenprincip aus, durch den Willen, geheilt werden. Davis' Heilmethode scheint demnach auf den ersten Blick eine ziemlich einfache zu sein: wolle gesund sein — valere aude — und du wirst gesund. Allein so ist es nicht gemeint. Davis weiß recht wohl, daß man dem Willen doch nicht alles zumuthen darf, und so schreibt er für die meisten Fälle noch bestimmte Heilmittel vor, die „zur Unterstützung der Willensheilkraft“ nebenbei anzuwenden seien. Als ein besonders wichtiges Heilmittel wird der menschliche Magnetismus angeführt und im elften Kapitel ausführlich besprochen. Unter Magnetismus versteht Davis das Princip, durch welches irgendein Gegenstand befähigt wird, anzuziehen, abzustoßen und einen andern zu beeinflussen. Die Quelle dieses Princips ist die Seele. Alles ist beseelt, also auch alles mit jenem Principe begabt, vorzugsweise aber der menschliche Körper, welcher nach dem System der magnetischen Polarität zusammengesetzt und links negativ, rechts positiv ist.

Die linksseitigen Ausströmungen sind daher sanft und anziehend, während die Emanationen aus der rechten Seite, welche positiv ist, mächtig zurückstoßend sind. Deshalb stößt der Mensch zurück, arbeitet und zerstört mit seiner rechten Seite, seinem rechten Arme, seiner rechten Hand, seinem rechten Bein, rechten Fuß und rechtsseitigen Gehirn; während er dagegen mit den entsprechenden Theilen und Gliedern der linken Seite und vom linksseitigen Gehirn aus alles, dem immer er geneigt ist nachzustreben, an sich zieht, mildert und magnetisirt.

Es folgen sodann Beschreibungen magnetischer Experimente und Heilcuren, von denen wir nur eine hervorheben wollen:

Um eine Person zu heilen, welche irgendeine schlechte Gewohnheit, wie z. B. Unmäßigkeit, hat, ist es erforderlich, dieselbe in magnetischen Schlaf zu versetzen und hierauf muß der Magnetiseur mit Energie wollen, daß die geringste Hingabe an berauschendes Trinken, an Schnupfen, Taback-, Opiumgebrauch, oder an was sonst dergleichen es immer sei, Ekel verursachen möge, und der Patient wird für immer unfähig sein, wieder von den untersagten Artikeln etwas zu sich zu nehmen, wofern nicht der Magnetiseur, während eines zweiten magnetischen Schlafs des Patienten, sein Verbot zurücknehmen sollte. Der Magnetismus kann ebenso wol angewendet werden gegen Zorn, Rachsucht und jede üble Leidenschaft.

Das Vorstehende ist dem ersten Theile des Buchs entnommen. Der zweite Theil bringt unter der Ueberschrift „Pharmacoponia" eine Unmasse regellos durcheinandergestreuter Diagnosen und Verordnungen und handelt so nebenbei de rebus omnibus et quibusdam aliis. Der Herausgeber hebt hervor, wie originell und anmuthig der Weg sei, den Davis eingeschlagen habe, indem er durch fortwährende Abwechselung die Aufmerksamkeit des Lesers gespannt erhalte, anstatt das in reichster Fülle gebotene Material trocken schematisch zu gruppiren. Um die Originalität und Anmuth dieses Verfahrens klar zu stellen, wird es genügen, zur Probe nur die Ueberschriften der ersten Kapitel, wie Davis sie unmittelbar aufeinanderfolgen läßt, anzuführen: „Frühjahrsgetränk", „Ursprung der Hautkrankheiten", „Acute und chronische Fälle", „Wie der Wille anzuwenden ist", „Automatische Kräfte", „Des Menschen telegraphische Kraft", „Die fortschreitenden Kräfte der Natur", „Geistige Stacheln und Dornen", „Ursache und Heilung der Ungeduld", „Die Odkraft und das Odoskop", „Physik und Metaphysik", „Temperamentsheirathen", „Das Fortschreiten des Ursprünglichen", „Das Gesetz der Seuchen" u. s. w.

Eins der bemerkenswerthesten unter den angeführten Kapiteln ist „Des Menschen telegraphische Kraft", welches den Verkehr räumlich getrennter Geister behandelt. Wie kann Müller, der in Berlin ist, mit Schulze, der in Leipzig weilt, sich geistig unterhalten? Einfach auf folgende Weise:

Durch ein gegenseitiges Einverständniß, daß, zu einer gegebenen Stunde des Tags oder der Nacht, wenn alles Uebrige in der Welt von dem gefeiten Cirkel ausgeschlossen ist, ein jedes eine gewisse Art und Reihe von Gedanken mit Beziehung auf das andere denken will, mit all der Klarheit und Innigkeit, welche eine vertrauliche Unterhaltung von Angesicht zu Angesicht charakterisiren würde. Die auf diese Gedankenoperation zu verwendende Zeitdauer und die exacte Methode, die Gedankenreihe in Sätze, Fragen und Antworten zu kleiden, würde ein Gegenstand vorherigen Einvernehmens sein müssen. . . . Auf diese Weise wird ein melodisches Concert süßer Sympathien organisirt werden, nach welchem die beiden Veranstalter, ungeachtet unendlicher räumlicher Entfernung zwischen ihnen, nach dem Princip des magnetischen Telegraphen verkehren, sich einander mittheilen können. . . . Lasset uns in einem kurzen Satze noch die langgehegte Ueberzeugung aussprechen, daß in nicht allzu ferner Zukunft dieses Erdenlebens die Menschheit sich eines von physikalischen Mitteln und Maschinerien unabhängigen telegraphischen Verkehrs erfreuen wird.

Noch origineller ist indessen das letzte Kapitel, welches die Frage behandelt: „Erhalten die als Kinder Abgeschiedenen in der höhern Sphäre allmählich die Statur der Erwachsenen? (Also werden sie größer, stärker, erhalten sie einen Bart u. s. w.?) Und wenn dies der Fall ist, wie erkennen wir alsdann unsere Kleinen, wenn wir zu ihnen gelangen?" In der That eine Frage von höchster Wichtigkeit. Die beruhigende Antwort lautet folgendermaßen:

Ein als Kind Abgeschiedener und in den Sphären zum Erwachsenen Entwickelter kehrte (geistig) zu seinen noch auf Erden weilenden Aeltern zurück und veranlaßte ein Medium, ihn geistig so wahrzunehmen, wie er vor seinem vor zweiundzwanzig Jahren erfolgten Tode sich dargestellt hatte. Die Seherin berichtete demgemäß über den Abgeschiedenen, als sei er noch im Zustande seiner Kindheit. Die Beschreibung war so vollkommen, in jeder Einzelheit, daß die lauschenden Aeltern nicht umhin konnten, die Gegenwart des kindlichen Geistes ihres Lieblings anzuerkennen. Auf gleich zwingende und überzeugende Art und Weise nun werden die ihren Aeltern in das Land der Geister vorangegangenen und daselbst gleichsam zur Art der Erwachsenen sich entwickelt habenden Kinder diese ihre Verwandten durch gewisse innere Zeichen und intuitive Anrufungen auf das Vollkommenste bezüglich der zwischen ihnen bestehenden Verwandtschaft befriedigen. Nicht mittels psychologischer Kraft, sondern durch die Kraft anschauender Weisheit, durch welche die Zeit aufgehoben und der Geist befähigt wird, seine eigene Geschichte und seine eigenen Beziehungen zu begreifen, geschieht dies. Durch die Weisheit der Intuition werdet ihr eure dereinst verlorenen Lieben wiederfinden. Erinnert euch, daß Intuition

Entschleiert all die Wunder und Gesetze
Der ewigen Natur. Nichts in der Welt
Ist unbegreiflich mehr — nein, klar ist alles
Wie neugeborne Sternensphären.

Auch dem Referenten war, wenn nicht alles, so doch vieles klar geworden, als er sich durch 495 Seiten bis zu den „neugeborenen Sternensphären" durchgearbeitet hatte. Aber freilich, was soll man sagen, da A. J. Davis von vornherein jeder Kritik die Spitze abbricht, indem er offen bekennt, er verdanke seine Resultate der Intuition! Daß die so gewonnenen Resultate von den auf empirische Forschung begründeten Lehren der naturwissenschaftlichen „Schulweisheit" nicht unerheblich abweichen, ist ja nicht zu verwundern; und daß sie dann unrichtig sind, kann dem nicht zweifelhaft sein, der die Intuition nicht anerkennt. Wer aber die Intuition anerkennt, mit dem ist gar nicht zu streiten; denn er erklärt einfach seine subjectiven Phantasien für geoffenbarte Wahrheiten, und hat für den, der ihm die objective Unrichtigkeit dieser „Wahrheiten" beweisen will, nur ein mitleidiges Lächeln. So steht auch Davis vermöge seiner Intuition über jeder Wissenschaft, und Männer wie Du Bois-Reymond, Virchow, Helmholtz müssen ihm wie halbe Idioten erscheinen, da sie viele Jahre zur Erforschung von Problemen brauchen, die er mit der Intuition spielend im Augenblicke löst. A. J. Davis und Gustav Jäger sind demnach vollständige Antipoden, und ihre beiden Werke erscheinen, wenn man sie vergleichsweise nebeneinanderstellt, als zwei Extreme.

Eins aber müssen wir noch erwähnen, den idealen

Gehalt des Davis'schen Buchs. Mußten wir dasselbe als in wissenschaftlicher Hinsicht völlig werthlos bezeichnen, so verkennen wir andererseits doch nicht den hohen Werth, welchen es vom ethischen Standpunkte aus hat. Denn rein und edel und vom Geiste echter Humanität beseelt ist die Ethik, welche Davis predigt. Und hier kommen wir zur Erklärung der auffallenden Thatsache, daß die spiritistische Lehre trotz ihrer Ungeheuerlichkeiten in unserer aufgeklärten Zeit so große Erfolge haben konnte. Denn, muß schon eine Lehre mächtig wirken, die mit einem kühnen Schlage die Schranken der Sinne zerbricht, die das Uebersinnliche nicht nur als vorhanden, sondern als wahrnehmbar setzt und so dem metaphysischen Triebe des Menschen Befriedigung bringt; die dem unzerstörbaren Postulat des menschlichen Gemüths, der Unsterblichkeitsidee, Rechnung trägt, ja sogar einen Verkehr der Lebenden mit den in höhere Sphären des Seins übergegangenen Todten zuläßt, so muß diese Wirkung noch wesentlich verstärkt werden dadurch, daß als Grundprincip der Ethik die allgemeine Menschenliebe gepredigt wird, ein Ideal, welches die der trockenen Doctrin des Egoismus und Materialismus überdrüßigen Gemüther mächtig anziehen muß. Demnach befriedigt die spiritistische Lehre, wenngleich sie einerseits auf die Schwäche der menschlichen Natur berechnet ist, andererseits die edelsten sittlichen Triebe des Menschen und man wird es daher erklärlich finden, daß A. J. Davis von seinen begeistertsten Anhängern dem Weisen von Nazareth zur Seite gestellt wird als ein neuer Heiland und Erlöser der Menschheit. Schon ist der Spiritismus in Amerika eine religiöse Gemeinschaft, deren Mitglieder nach Millionen zählen. Bei uns freilich nicht, wenigstens bisjetzt noch nicht. Sollte aber mit der Ausrottung des Christenthums die Ausbreitung eines öden Materialismus noch weiterhin Hand in Hand gehen und schließlich sämmtliche Kreise des Volks ergreifen — was zwar nicht wahrscheinlich, aber immerhin möglich ist — dann wären auch wir zum Rückfall in den spiritistischen Mysticismus reif; denn der trockene Materialismus kann niemals dauernd die Religion des Volks bleiben, sondern muß dasselbe mit Nothwendigkeit nach kürzerer oder längerer Frist gerade dem entgegengesetzten Extrem in die Arme treiben. Les extrêmes se touchent!

Neue erzählende Schriften.

1. Stillleben in bewegter Zeit. Von Eliza Wille. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1878. 8. 13 M. 50 Pf.
2. Das Fräulein von Eppingheim. Roman von E. Lenneck. Drei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1878. 8. 9 M.
3. Clotilde. Eine Geschichte aus der Gesellschaft. Von C. Lynar. Mit einem Vorwort von Robert König. Berlin, Schleiermacher. 1878. 8. 5 M.
4. Aus meinen Träumen. Von Annette Weditz. Norden, Soltau. 16. 2 M. 50 Pf.

Eliza Wille wollte keinen regelrechten Roman schreiben, sondern nur die im Grunde wenig ereignißreichen Schicksale zweier Familien, einer deutschen und einer englischen, welche durch die Verheirathung ihrer beiden hervorragendsten Sprößlinge in verwandtschaftliche Beziehung zueinander treten, in der sehr bewegten und stürmischen Zeit von 1803—15 schildern, zweier Familien, die wirklich gelebt haben und der Verfasserin nahe gestanden zu sein scheinen. So entrollt sie in ihrem „Stillleben in bewegter Zeit" (Nr. 1) ein Bild der Noth und Bedrängniß, der Kämpfe und Entbehrungen, der wechselnden Stimmungen, denen damals auch solche Menschen unterworfen waren, die in einem neutralen Winkel Norddeutschlands, fern von den Kriegsschauplätzen und den gewaltigen politischen Umwälzungen, ihr stilles Dasein führten, trotz aller Hemmnisse an den Werken des Friedens fortarbeitend, die ja nimmer ruhen dürfen, soll nicht dem Schrecken des Kriegs der noch fürchterlichere des materiellen Elends folgen. Es ist leicht ersichtlich, daß ein Buch mit solchem Inhalt keine stürmische und wechselvolle Handlung, keine erschütternden Katastrophen, keine sensationellen Ereignisse vorführen kann, und der Leser, welcher in solchem Sinne unterhalten und angeregt sein will, wird wol nur in einzelnen Momenten von dem Gebotenen befriedigt sein. Wohl aber wird jedermann, der selbst Familiensinn besitzt und daher auch Verständniß für jene oft unscheinbaren und doch tiefbewegenden Ereignisse, ohne welche ein Familienleben undenkbar ist, der Theilnahme zu fühlen vermag für all das Leid und all die Freude, welche der Beziehung von Aeltern und Kindern, von Mann und Weib, von Schwester und Bruder unwillkürlich entspringen: wohl wird sich der an dem reichen Detail, welches uns Eliza Wille in dieser Hinsicht bietet und das sie mit dem liebevollen Verständniß des fein organisirten Weibes schildert, herzlich erfreuen. Und dies um so mehr, als die Menschen, die sie uns vorführt, edel angelegte, des wärmsten Interesses würdige Charaktere sind, namentlich aber das junge Ehepaar, das in die Mitte der Handlung gestellt ist und sich durch Tüchtigkeit, durch festes treues Zusammenhalten in guter und schlimmer Stunde auszeichnet und in seinem gefesteten Wesen den übrigen Gliedern der beiden Familien den nöthigen Halt, die unentbehrliche Stütze bietet. Neben diesem jungen Ehepaar sind es einerseits die alten Aeltern der Frau, die unsere Sympathie wecken, andererseits aber fesseln unser Interesse im höchsten Grade zwei Gestalten, welche in jedem Romane eine erste Rolle spielen würden. Es ist dies Betsy, die prächtig schöne, etwas leichtsinnige und leidenschaftliche Schwester des jungen Familienhauptes, und Kapitän O'Haro, einer jener abenteuerlichen, charakterlosen, aus lauter heftigen Impulsen zusammengesetzten Gesellen, wie sie der große Napoleon wol brauchen konnte zu seinen großen und kleinen Zwecken, und wie sie dem weiblichen Geschlechte so gefährlich sind, viel gefährlicher als der Mann vom echten Guß, der Mann von Charakter. Und die plötzlich erwachende übermächtige Neigung oder besser gesagt, sinnliche Leidenschaft Betsy's zu diesem Abenteurer, dem das schöne Weib gefällt, der seiner Macht über sie bald bewußt wird und dieselbe zu misbrauchen keinen Augenblick zögert, bildet eine der bewegtesten Partien des Buchs. Die Verfasserin bekundet darin ein stark

Talent für Schilderung tiefer, die menschliche Seele aufwühlender Empfindungen und läßt uns fast bedauern, daß ihr der Stoff des vorliegenden Werks nicht öfter zur Bethätigung dieses Talents Gelegenheit gab.

Wir können in der Aufzählung aller der Personen, welche uns mehr oder minder tiefes Interesse abgewannen, unmöglich fortfahren, da derselben zu viele sind. Auch auf eine detaillirtere Inhaltsangabe müssen wir verzichten; doch hoffen wir, durch das Gesagte die Theilnahme der gebildeten Lesewelt für Werk und Verfasserin geweckt zu haben. Letztere gehört entschieden zu unsern vornehmen Schriftstellerinnen, was sie ja auch bereits in ihren frühern Werken, den Romanen „Felicitas" und „Johannes Olaf", bethätigt hat. Daß sie in dem „Stillleben" nicht alle Vorzüge ihrer Begabung in gleichem Maße glänzen lassen konnte, beeinträchtigt den Werth des Werks nicht, da die darin entwickelten um so nachdrücklicher zur Geltung kommen.

E. Lenneck, die Verfasserin des nun in Betracht kommenden Werks: „Das Fräulein von Eppingheim" (Nr. 2), hat schon in ihrem ersten Romane: „Der Erbe von Bedford", den wir in Nr. 24 d. Bl. f. 1876 nach Verdienst gewürdigt, ein wirklich schönes, hervorragendes Talent der Gestaltung und Charakteristik bekundet, und wir freuen uns, bestätigen zu können, daß sie seither keine Rückschritte in dieser Richtung, wol aber Fortschritte in Bezug auf die Composition des Romans machte, welche im „Erben von Bedford" noch etwas mangelhaft war. Eine gewisse stoffliche Aehnlichkeit, welche die beiden Romane aufweisen, möchten wir nicht auf Rechnung der kargen Erfindungsgabe der Verfasserin setzen; wir forschen da tiefer, und wie wir wohl wissen, daß jedes echte Talent seine Werke aus dem Samen selbsterlebter Ereignisse herauswachsen läßt, so möchten wir auch bei der Verfasserin den Conflict, von welchem sie ausgeht, in irgendeiner Form für selbsterlebt halten. Dieser Conflict trat im „Erben von Bedford" als Verheimlichung des Geschlechts und Auferziehung in den Gewohnheiten des andern Geschlechts bei der Heldin auf. Im „Fräulein von Eppingheim" ist es auch Verheimlichung und Täuschung der Heldin, diesmal aber bezüglich der Abstammung, die dem Kinde für eine vornehme ausgegeben wird. Dem erwachsenen Mädchen aber, das sich vornehm fühlt und in tiefwurzelndem Stolze alles, was niedrig geboren ist, gering achtet, das alle Ansprüche eines, wenn auch edeln, so doch in jugendlicher Verblendung hochmüthigen Herzens nach Glanz, Ansehen, nach Rang und Namen zur Geltung zu bringen wünscht, diesem verwöhnten Mädchen wird dann plötzlich die Eröffnung gemacht, daß es selbst niedrig geboren sei. Wie furchtbar dieser ganz unerwartete Schlag, der in ihren Augen die tiefste Schmach bedeutet, das Mädchen trifft, das weiß die Verfasserin ergreifend zu schildern, und ganz richtig ist es, daß sie ihre Heldin Molly nicht demüthig sich in das Unabänderliche fügen und zu dem Entschlusse gelangen läßt, zu scheinen, was sie ist, das angenommene Kind, die Ziehtochter des vornehm geborenen Fräuleins von Eppingheim, sondern von diesem Fräulein mit aller Energie die Aufrechthaltung der Täuschung vor der Welt, welcher sie als Nichte der Fräuleins gilt, als ihr gutes Recht fordern läßt.

Ebenso wie der „Erbe von Bedford", da er von seinem Vater über sein wahres Geschlecht unterrichtet wird, zu dem Entschlusse gelangt, als Mann weiter zu leben, für welchen er bisjetzt gegolten; und wie sich dort die selbstgewollte Täuschung der Welt an dem Helden rächen mußte: so auch hier. Molly, eingeführt in die vornehmsten Cirkel und dort wegen ihrer Schönheit und ihres Geistes gefeiert, gewinnt das Herz des Fürsten Parnowitz, und bald ist sie seine erklärte Braut. Denn ob sie auch den Fürsten nicht liebt, ob auch eine leidenschaftliche, doch mit eiserner Kraft niedergehaltene, ja vor sich selbst verleugnete Neigung sie zu einem andern Manne, einem genialen Schauspieler, hinzieht, ob sie sich auch sagen muß, daß des Fürsten Hand nur mit einer Lüge und auf die Gefahr hin gewonnen werden kann, daß diese Lüge, das Geheimniß ihrer niedrigen Geburt, entdeckt wird, und daß damit nur Rang und Name und äußerer Glanz, doch kein wahres Glück errungen ist: sie wagt alles, sie verzichtet auf alles andere um den Preis hoher gesellschaftlicher Stellung. Um so tiefer der Sturz, da im letzten Moment der Fürst den wahren Sachverhalt erfährt und sein Heirathsversprechen zurücknimmt — tief genug, um eine gründliche Umwandlung in dem Herzen und der Denkweise Molly's zu bewerkstelligen, um sie erkennen zu lassen das Hohle, Eitle, Nichtige alles dessen, was bisher ihren Lebensinhalt ausgemacht, ihr bisher schätzenswerth geschienen, sie erkennen zu lassen das Verwerfliche ihrer Handlungsweise dem Fürsten gegenüber, was für sie demüthigender, schmachvoller ist als ihre niedrige Abstammung, an welcher sie ja keine Schuld trägt. Und diese Umwandlung, durch welche alles Edle, Innerliche ihrer Natur zur Entwickelung gelangt, der ganze Reichthum ihrer poesievollen, stark-leidenschaftlichen Seele sich enthüllt, läßt auch jene Liebe zu ihrem Rechte gelangen, die bisher in der Tiefe ihres Herzens begraben lag. Erfreulich ist es, das schöne geniale Mädchen hingegeben zu sehen dem urmächtigen Gefühle, in welchem es erst ganz zum Weibe erblüht, und das ein ihrer völlig würdiger Mann erwidert, wie sie es verdient. Daß den beiden kein dauernd Glück beschieden, daß sie „kaum nur nippen mit den Lippen an der Freude kargem Becher" und dann, einem finstern Verhängnisse, der Rache eines verschmähten Weibes zum Opfer fallend, vereint den Tod suchen und finden, das steigert noch den poetischen Zauber, mit welchem diese beiden Gestalten umwoben sind. Nur hätten wir sie an Stelle Lenneck's nicht im Kerker sterben lassen; denn ob uns auch nicht dieselbe Situation vorgeführt wird, erinnert dieser Schluß unwillkürlich an Egmont und Klärchen, und die Verfasserin hat wahrlich genug eigene Poesie, braucht also bei Goethe weder ein Anlehen zu machen, noch auch sich nur an ihn anzulehnen.

Mit dieser kurzen Darstellung des Conflicts und des tragischen Schlusses der Erzählung ist der Inhalt derselben durchaus nicht erschöpft; den Leser erwarten vielmehr noch zahlreiche Ueberraschungen, welche alles erst ins rechte Licht stellen, deren wir aber absichtlich keine Erwähnung thaten. Es genügt uns, nachgewiesen zu haben, daß trotz der angeführten Aehnlichkeit in dem Grundmotiv der beiden Romane Lenneck's die Verschiedenheit des Inhalts eine hinreichende ist, um den Vorwurf mangelnder Er-

findungsgabe zu entkräften. Es bleibt uns nur noch übrig, auf einige der in diesem Romane hervorragend beschäftigten Personen hinzuweisen. Da ist neben Molly und dem Schauspieler Nelson, einer Gestalt von wahrhaft berückender, dämonischer Eigenart, vor allem die Gräfin Umtheim zu nennen, eine jener emancipirten, genußsüchtigen und auch schamlosen Frauen mit verkümmertem Gewissen und überwiegendem Egoismus, wie sie die halbgebildete Aristokratie unserer Zeit häufig genug zu Tage fördert. Gewiß hat die Verfasserin hier nach der Natur gezeichnet, Zug um Zug: so wahr und lebensvoll hätte das äußerliche Porträt sonst nicht gelingen können. Neben ihr macht der durch und durch vornehme Fürst Parnowitz, ihr Bruder, dieser Aristokrat von reinstem Wasser, keinen besondern Effect, und doch ist auch dieser Charakter bedeutsam für das Talent Lenneck's, welches wol im Charakterisiren seine stärkste Seite bethätigt. Die Verfasserin ist Menschenkennerin nicht blos dank den im Leben gemachten Erfahrungen, das würde nicht genügen; sie ist es auch aus Instinct oder, wenn das Wort besser klingt, aus Intuition, und das macht sie zur Dichterin, das hebt ihre Werke hinaus über die Masse von Mittelgut, welche die Production der Gegenwart alljährlich auf den Markt wirft.

Die Heldin Clotilde der gleichnamigen „Geschichte aus der Gesellschaft" von E. Lynar (Nr. 3) ist aus ähnlichem Stoffe gemacht wie Lenneck's Molly, und manche Aehnlichkeit bietet auch ihr Schicksal, nur daß Clotilde ihren weltlichen Sinn durch den mächtigen Einfluß eines jungen Pastors, zu dem sie eine tiefe Neigung faßt, beugen läßt und erst, als die Opfer der Selbstverleugnung, welche von ihr gefordert werden, alles gerechte Maß überschreiten, sich von dem geliebten Manne losreißt und die Verbindung mit einem vornehmen, ihr ebenbürtigen, doch ungeliebten Manne sucht, daß sie also den umgekehrten Weg geht als Molly, entsprechend ihrem etwas milder angelegten, bei alledem aber stolzen Charakter. Der Schluß ist auch hier die Lösung ihrer Beziehungen zu dem Aristokraten und der Sieg ihrer Liebe zu dem Pastor, jedoch ohne tragischen Ausgang, da ja eine ernste tragische Schuld fehlt. Trotz dieser nicht unwesentlichen Aehnlichkeiten, die selbstverständlich ganz zufällig sind, macht das Werk Lynar's einen ganz andern Eindruck als das Lenneck's. Dort war alles Unruhe, Bewegung, Aufregung; man befand sich mitten im Strome der großen Welt mit all ihren großen und kleinen Eitelkeiten, Leidenschaften und Schlechtigkeiten; man ward Zeuge manches weltlichen Götzendienstes, und so fühlte man sich durch jenes Werk auch äußerlich stark an- und aufgeregt. Ganz anders ist es mit dem Roman „Clotilde"; äußerliche Anregung ist da wenig geboten, indem die Handlung sich zum größten Theil in dem Hause eines Dorfpastors abspielt und in das stille, monotone, puritanische Treiben der Bewohner das Weltgetriebe mit seinem Lärmen, mit seinem Glanz und Schimmer nur von bedeutender Entfernung hinein tönt und leuchtet. Um so wirksamer treten die gewaltigen innern Kämpfe hervor, denen die einzelnen Personen dieser engbegrenzten Häuslichkeit unterworfen sind: in erster Linie der erbitterte Kampf zwischen Clotilde und der alten Pastorsfrau, die um so härter und grausamer ihre engherzigen, ascetischen Glaubensgrundsätze dem verdorbenen Weltkinde Clotilde gegenüber zur Geltung bringen will, als diese ihrem Einflusse mit allem Trotz und aller Energie Widerstand leistet und der Mutter den Sohn abwendig zu machen droht, indem sie ihm irdische Liebe einflößt. Und zwischen diesen an Kraft und Rücksichtslosigkeit einander ebenbürtigen, in allem Uebrigen aber so grundverschiedenen Frauen steht der junge Pastor mit seinen ihm anerzogenen und zum Theil schon in Fleisch und Blut übergegangenen puritanisch-fanatischen Religionsansichten, zu welchen andere zu bekehren ihn Ueberzeugung und gewählter Beruf drängen, und zu welchen er vor allen Clotilde bekehren zu müssen glaubt, das Weib, das ihm Gefährtin fürs Leben sein soll. Und seinem Einflusse sich zu beugen, zeigt sich Clotilde auch geneigt; ihm gelingt es sogar, zwischen den erbitterten Frauen eine Art Waffenstillstand herbeizuführen, ja ihm würde noch mehr gelingen, wenn er nicht, theils eigenen Impulsen folgend, theils von der Mutter beeinflußt, selbst einen endlich unerträglichen Druck auf das tapfere Mädchen übte, der zum Bruche führen muß, zum Bruche zwischen ihm und Clotilde und zwischen ihm und seiner Mutter, die er als Ursache jenes ersten Bruchs erkennt.

Es ist nicht eben leicht, solcher Aufgabe gerecht zu werden, die ein tiefes Eingehen in das Fühlen und die Sinnesweise ganz eigengearteter und heterogener Individuen erheischt, und das schönste Lob, welches wir der Verfasserin spenden können, ist, daß ihr gerade diese Hauptpartien des Buchs am besten gelungen sind, daß sie hierin Gediegenes geleistet hat. Die alte harte Pastorsfrau, die in ihrem Misverstande des göttlichen Wortes zur Tyrannin ihrer ganzen Umgebung wird, zumal ihres mildgesinnten, aber etwas schwachen Gatten; der ehrgeizige, fanatische Sohn, dem aber des Vaters warmes Herz im Busen schlägt; endlich Clotilde selbst, so voll Liebenswürdigkeit, zu echter Weiblichkeit hinneigend, und doch in entscheidenden Momenten von so imponirender Kraft des Willens: das sind ganz meisterhaft gezeichnete Figuren, die nirgends das unsichere Schwanken, die Unzulänglichkeit der Anfängerschaft verrathen. Ebenso glücklich sind die in zweiter Linie stehenden Personen gezeichnet, und den Schilderungen im Ballsaale, in den Kreisen der Haute-Volée fehlt es weder an Plastik und Bewegung noch an scharfschattirender Beleuchtung. Wir wären ernstlich in Verlegenheit, sollten wir etwas an diesem Werke tadeln. Es ist aus Einem Gusse, und es spiegelt sich darin die klare, kräftige, stark innerliche Natur einer begabten Schriftstellerin.

Ein hübsches, wenn auch nicht umfangreiches Talent bekundet Annette Webitz in dem Büchlein „Aus meinen Träumen" (Nr. 4), einer Sammlung echt poetisch gedachter und empfundener kleiner Erzählungen, die zum Theil aus dem Leben der Menschen gegriffen sind und als Novelletten gelten können, wie „Die Klosterglocken", „Das Hexlein", „Des blinden Kindes Traum" und das ergreifende letzte Stück: „Die ersten Boten des Frühlings", oder die in Märchenform, Thier und Pflanze personficirend, tiefern Ideen und Lebenslehren Ausdruck geben, wie namentlich die reizend gedachte Fabel „Die kranke Bienenkönigin" und das duftige Märchen „Vom grünen Wald und der Erdbeerelfe". Die Verfasserin ist Miniatur-

malerin, und ihren kleinen Bildchen fehlt es weder an Farbenfülle und -Schmelz noch an Plastik und geistiger Durchleuchtung, und so kommt es, daß sich die mit so zartem Pinsel gemalten Studien tiefer einprägen und festern Halt finden im Gedächtniß als manches große Historienbild mit all seinem Farbenaufwand, mit all seiner Figurenfülle und geistigen Unzulänglichkeit. Wir empfehlen das hübsch ausgestattete Büchlein aufs herzlichste allen Freunden und Freundinnen echter Poesie; sie werden für sich selbst und für ihre neugierig lauschenden Kleinen viel Erfreuendes darin finden.

Ehe wir uns nun der Serie von Werken zuwenden, welche männlichen Federn ihr Dasein verdanken, sei uns noch eine kleine persönliche Bemerkung gestattet. Wir wissen weder, ob Lenneck, noch ob Lynar dem schönern Geschlechte angehört. Sollten wir uns daher in dieser Annahme geirrt haben, was ja immer möglich, obwol eben eine ganze Reihe von Anhaltspunkten dafür spricht, so mögen die betreffenden Herren Lenneck und Lynar dies durchaus nicht übel nehmen. Indem wir sie für Schriftstellerinnen halten, wollen wir nicht im entferntesten damit andeuten, daß sie das ihnen gespendete Lob nur insoweit verdienen, als wir bei der Beurtheilung ihrer Werke auf die im allgemeinen als geringer angenommenen Fähigkeiten des weiblichen Geschlechts Rücksicht nehmen. Ganz im Gegentheil, wir halten für den modernen Roman und seine Entwickelung die Mitarbeiterschaft der Frauen für sehr wesentlich, wenn nicht gar für Ausschlag gebend. Und zwar aus gutem Grunde. Zur epischen Form, wie sie der Roman verlangt, reicht ihr zu breiterer Darstellung neigendes Talent vollkommen hin, so unzulänglich es meist für die dramatische Form sich erweist. Sie werden also in den meisten Fällen die Form vollkommen bewältigen, gleichzeitig aber bei ihrem starken Empfindungs- und Combinationstalent diese Form mit einem mannichfaltigen, reichbewegten Inhalt füllen und bei der Neigung der meisten geistig geweckten Frauen, dem Leben eine poetische Seite abzugewinnen, diese poetische Seite auch dem von ihnen im Roman geschilderten Stück Leben abgewinnen oder, besser gesagt, andichten. Poesie aber ist es, die wir im Romane um so mehr fordern und suchen, je seltener wir sie dort finden, am seltensten freilich in den Romanen des stärkern Geschlechts, und in diesem Sinne mögen es sich die „Herren" Lenneck und Lynar gefallen lassen, wenn wir sie für Damen halten, falls sie es nicht sein sollten. Eine Aufklärung aber wäre uns erwünscht.

Und nun zu den Herren der Schöpfung!

5. Das verhängnißvolle Kreuz. Socialer Roman von Franz Zistler. Graz, Leykam-Josefsthal. 1878. 8. 3 M. 60 Pf.
6. Stürmische Tage. Westfälische Geschichten von Hubert Schumacher. Münster, Theining. 1877. 8. 2 M. 25 Pf.
7. Durch die Brandung. Novelle von F. L. Reimar. Berlin, Behrend. 1877. 8. 1 M.

„Das verhängnißvolle Kreuz" (Nr. 5) betitelt Franz Zistler seinen Roman, und was wir in seinem Werke selbst in erster Linie zu tadeln haben, entspringt dem Adjectivum „verhängnißvoll" im Titel. Was heißt im gewöhnlichen Leben „verhängnißvoll"? Wir glauben eine annähernd richtige Definition zu geben, wenn wir sagen: all das, sei es nun Person, Gegenstand, Wort oder Handlung oder Ereigniß, was, an und für sich von keiner wesentlichen Bedeutung, für diesen oder jenen Menschen zur ganz unerwarteten Ursache gewaltiger und meist ungünstiger Lebensgestaltung, in letzter Consequenz Ursache seines moralischen und physischen Untergangs wird. Wir betonen das Wort „Ursache" nachdrücklich, weil der Causalnexus, sei er nun mehr oder minder erkennbar, das Hauptmerkmal alles dessen ist, was „verhängnißvoll" genannt werden darf. Um ein naheliegendes Beispiel anzuführen, welches uns gleich in der Kritik weiterhilft, so wurde dem Verfasser, resp. seinem Romane das „an und für sich" gar nicht so verhängnißvolle Wort im Titel geradezu verhängnißvoll, denn es zwang ihn, ein goldenes Kreuz, welches in dem Romane eine unwesentliche Rolle spielt und thatsächlich für keinen der Besitzer verhängnißvoll wird, weil dieselben aus wesentlich andern, mit dem zufälligen Besitze des Kreuzes in Beziehung stehenden Gründen untergehen, in einer höchst geschraubten Weise, die einen ganz einfältigen Aberglauben zu Hülfe nimmt, mit dem Scheine des Verhängnißvollen zu umgeben. Dies geschieht aber so ungeschickt, daß jeder, auch der naivste und abergläubigste Leser den Kopf schüttelnd gegen die Ansicht des sonst ganz vernünftigen Herrn von Wald protestiren wird, das Kreuz sei verhängnißvoll, der Besitz desselben der Grund gewesen, daß z. B. der Baron Wigern in der Schlacht fällt, seine Frau sich dann aus Desperation über seinen Tod ertränkt, daß die Baronin Leonie von Wellheim mit einem Gauner durchgeht, von diesem beraubt und verlassen wird und endlich sich, von der Leidenschaft eines Matrosen bedroht, selbst den Tod gibt. Ja, gerade bei dem Falle Wellheim führt sich der Verfasser selbst ad absurdum, indem er Leonie erst dann zu Grunde gehen läßt, nachdem sie nicht mehr im Besitze dieses Kreuzes ist, also vor der verhängnißvoll sein sollenden Wirkung desselben nach der Wald'schen Theorie nun gesichert wäre. Der ganze Roman Zistler's, wie er da gedruckt ist, mit einiger Hinweglassung der „verhängnißvollen" Kreuzphrasen, die den Herrn von Wald von einer fixen Idee besessen erscheinen lassen, könnte sich in der vom Verfasser entwickelten Folge von Ereignissen abspielen, auch ohne diese dem Kreuze zugeschriebene Kraft des Verhängnißvollen, ja sogar ohne daß dieses Kreuz selbst nöthig hätte, immer wieder aufzutauchen.

Abgesehen von diesem Cardinalfehler, welcher leider einzelnen Dialogen in dem Buche einen gewissen abgeschmackten und ungenießbaren Charakter gibt, ist der Roman Zistler's ganz spannend geschrieben, indem der Verfasser, was an Tiefe und psychologischer Durcharbeitung der Charaktere fehlen mag, durch eine bewegte Handlung und sehr lebhafte Schilderung von Vorgängen, Individuen und Localitäten ersetzt, die gewöhnlich mit der Bezeichnung „Nachtseite unserer gesellschaftlichen Zustände" zusammengefaßt werden, und die aus eigener Erfahrung kennen zu lernen nicht jedermann Verlangen tragen dürfte. So läßt er uns Einblick thun in eine ganz bedenkliche, von zwei galgenreifen Individuen geleitete Spielhölle; er läßt uns diese beiden Galgenvögel belauschen, während sie in früher Abendstunde das Gewölbe eines Juweliers plündern, und er macht das ganz geschickt;

endlich führt er uns auch in die Salons einer jener Damen, welche den Lebemännern einer Großstadt (die Handlung spielt meist in Wien) auch solche Frauen und Mädchen zuzuführen wissen, welche bis dahin der Schande fremd geblieben. Franz Zistler bethätigt in dem Werke eine eingehende Kenntniß des Lebens und Treibens einer Großstadt; er hat es den Franzosen abgelernt, lebendig und effectvoll, naturwahr zu schildern, ohne obscön oder lasciv zu werden. Ein gewisser sittlicher Ernst spricht aus seiner Arbeit, und wenn man den Journalisten von Fach auch da und dort etwas herausspürt, so kann man ihm doch andererseits nicht absprechen, daß er einzelne Gestalten, so namentlich den Herrn von Tannen und Leonie, die beiden Hauptfiguren, geistig vornehmer zu zeichnen wußte, als dies unsere Romanjournalisten sonst vermögen. Etwas mehr Vertiefung und Sammlung, und Zistler wird auch höhern Ansprüchen genügen.

Mehr guten Willen als Fähigkeit bekundet Hubert Schumacher in seinen „Westfälischen Geschichten" (Nr. 6). Er vermag nicht in klarem, allgemein verständlichem Zusammenhange zu erzählen und macht oft Sprünge über Vorgänge, deren Kenntniß auch insofern nöthig wäre, als sie das Interesse an den Hauptmomenten und Hauptpersonen wach erhalten und steigern würde. Ueberdies mangelt ihm die lebhafte Einbildungskraft, ohne welche lebendige Schilderungen unmöglich sind, und das wenige, was er an gestaltender Phantasie besitzt, versagt dort nahezu ganz, wo der Autor fremde Länder, fernliegende Sitten und Lebensverhältnisse zu schildern sucht. Sein Talent ist kein ursprüngliches, sondern seine Erzählungsweise ist eine durch Lektüre angeeignete. Doch möglich auch, daß Schumacher noch ein ganz junger Mann ist und durch Unbeholfenheit im vollen und anschaulichen Ausdruck dessen, was ihm vor dem geistigen Auge steht, behindert wird. Dann mag er nur muthig fortarbeiten. Was nicht ist, kann noch werden; zum Routinier hat er entschieden keine Anlage.

Solcher Routinier ist dagegen F. L. Reimar, der uns in seiner Novelle „Durch die Brandung" (Nr. 7) eine langweilige, wässerige Liebesgeschichte erzählt von der altbekannten Gattung, wo zwei sich sehr gern haben, ihrer Verbindung auch keine Hindernisse entgegenstehen, während es trotzdem sehr lange dauert, bis das Unvermeidliche endlich doch geschieht und „sie sich kriegen". Wir bedauern nur den Passagier, der zum Zeitvertreib während mehrstündiger Eisenbahnfahrt gerade diese Nr. 112 der „Eisenbahn-Unterhaltungen" zu kaufen das Unglück hat. Publicationen wie die Reimar'sche können das Unternehmen der rührigen Verlagshandlung nur discreditiren.

Oskar Welten.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Religiöse Didaktik auf Katheder und Kanzel.

1. Luther's Lehre vom ethisch-religiösen Standpunkte aus und mit besonderer Berücksichtigung seiner Theorie vom Gesetze. Dargestellt von Siegfried Lommatzsch. Berlin, Schleiermacher. 1879. Gr. 8. 11 M.
2. Ein Gang durchs Alte Testament mit besonderer Berücksichtigung der Poesie und Prophetie für höhere Lehranstalten und denkende Bibelleser. Von A. Wysard. Zürich, Schmidt. 1877. Gr. 8. 4 M.
3. Reden, Andachten und Gedichte für Schule und Haus. Von Theodor Meißner. Berlin, Grosser. 1879. 8. 3 M.
4. Predigten aus der Gegenwart. Von Carl Schwarz. Siebente Sammlung. Leipzig, Brockhaus. 1879. 8. 5 M. 40 Pf.

Von den vorstehend aufgeführten vier Schriften sind die zweite und die dritte aus der Schule und für die Schule geschrieben, während die vierte Kanzelvorträge eines bekannten Theologen und Homileten bringt. Für diese drei Schriften wird die Berechtigung des Titels, den wir unserer Besprechung vorangestellt haben, nicht angezweifelt werden können. Was die erstgenannte Schrift betrifft („Luther's Lehre" von Siegfried Lommatzsch Nr. 1), so ist sie zwar nicht die Frucht von Universitätsvorlesungen (wenigstens ist das auf dem Titel oder im Vorwort nicht ausdrücklich bemerkt), aber doch das Werk eines Lehrers der Wissenschaft, und wegen des Gegenstandes, den es behandelt, glauben wir auch sie dem Rahmen der bezeichneten Schriften ohne Zwang einfügen zu dürfen. Wir eröffnen die Besprechung mit diesem zuletzt genannten Buche.

Es ist eine Studie, die einem eigenen Bedürfniß des Verfassers entsprungen ist, der bei seiner Beschäftigung mit der neuern systematischen Theologie, namentlich auch mit Schleiermacher, die Nothwendigkeit erkannte, auf die grundlegenden Ideen der Reformation und besonders ihres ersten Begründers zurückzugehen, auf den ohnehin seit ungefähr zwei Decennien der Zug der historischen Theologie gerichtet ist. Aber auch abgesehen von dem persönlichen Interesse, das den Verfasser zu seinem Gegenstand geführt, ist derselbe an und für sich wol geeignet, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, da von Luther dasselbe gilt, was von Wallenstein, daß sein Charakterbild „von der Parteien Gunst und Haß verwirrt" noch immer in einem so unsichern Lichte schwankt, daß Männer wie Ernst Moritz Arndt und Ch. K. J. Bunsen die Klage erheben konnten, Luther sei im Grunde eine unbekannte Größe. Mag nun auch die Absicht des vorliegenden Buchs in erster Linie dahin gehen, eine Totalanschauung von Luther's Doctrin zu gewähren, so läßt es doch zugleich so viel Licht auf seine Persönlichkeit fallen, daß mit seiner Lehre auch der Mann unserm Verständnisse näher treten wird.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, bei der Besprechung des Werks in das Einzelne theologischer Erörterungen einzugehen; das wird an anderer Stelle, nämlich in theologischen Fachzeitschriften, in dem erforderlichen Maße geschehen. Wir wollen dafür aus Luther's Lehre und Leben einige Punkte herausheben, von denen wir glauben, daß sie ein allgemeineres Interesse in Anspruch zu nehmen vermögen. Wer, wie der Verfasser des vorliegenden Buchs, eine Darstellung der gesammten Lehre Luther's zu geben unternimmt, wird ähnlichen Schwierig-

keiten begegnen wie etwa der Darsteller der Lehre Plato's, Schelling's und anderer Philosophen, die weniger ein einziges, fertiges, in sich abgeschlossenes System, als vielmehr eine Reihe von Schriften hinterlassen haben, deren innern Zusammenhang, deren stetig fortlaufende Entwickelung der Bearbeiter nachzuweisen hat; er wird an der Stelle eines Systems eine Geschichte ihres Denkens zu geben haben. Aehnlich verhält es sich mit der Lehre Luther's. Zwar unternimmt es der Verfasser, wie schon der Titel seines Werks ankündigt, die Lehre Luther's unter Zugrundelegung seiner Ethik darzustellen, aber er hat damit nur eine ziemlich vernachlässigte Seite der Luther'schen Theologie heranziehen wollen, die, wie die Darstellung selber zeigt, nicht die Stelle eines Princips einnimmt, aus dem der Inhalt seiner Gesammtlehre organisch herauswüchse, oder in dem die einzelnen Fragen seiner Theologie ihre Erklärung fänden; schließlich hat auch er von Problemen zu reden, die Luther nicht zu bewältigen verstand, von Wandlungen, denen seine Theologie zu verschiedenen Zeiten und unter dem Einflusse verschiedener Mächte unterworfen gewesen. Es zeigt sich in der Entwickelung von Luther's Lehre dasselbe, was in dem Verlaufe seines öffentlichen Auftretens bemerkt worden, in welchem man zwei Perioden unterschieden hat, die einander in schroffer Weise widersprechen sollen und die man etwa als Action und Reaction bezeichnen könnte. Nun fragt es sich: hat diese mangelnde Einheit des theoretischen Systems vielleicht ihren Grund in Luther's Persönlichkeit, mit andern Worten, war diese Persönlichkeit eine in sich einige und geschlossene, oder eine gebrochene? Es gibt Theologen, z. B. den Reformirten Heinrich Lang, die in Luther eine Doppelpersönlichkeit annehmen, welche der innern Einheit entbehre, und die daraus das Schwanken in seiner Lehre und seinem Leben erklären. Der Verfasser, der auch in der Theologie einen vermittelnden Standpunkt einnimmt, sucht die vermeinten Widersprüche in Lehre und Leben miteinander auszugleichen, indem er wol zugibt, daß Luther zu verschiedenen Zeiten verschieden dachte und vieles, was er unternahm, nicht durchführte, aber zugleich hervorhebt, daß eine Continuität seiner Lehrentwickelung sich nachweisen lasse, und daß er Selbständigkeit genug besessen, um auch unter veränderten Umständen seine Ideale festzuhalten und sich seine Ziele nicht ganz aus den Augen rücken zu lassen.

Eine andere Frage, die mit der eben besprochenen eng zusammenhängt, ist die: war Luther ein Mann der Freiheit, oder der Auctorität? Der Verfasser spricht es im Schlußwort in entschiedener Weise aus, Luther sei wie nur irgendeiner ein Mann der absoluten Auctorität gewesen. Seine dogmatischen Thesen machen nicht selten den Eindruck von Decreten, die er ebenso im Namen Christi oder des Heiligen Geistes verkündigt wie der Papst im Namen der Kirche, und das persönliche Verhalten des deutschen Reformators zu dem römischen Pontifex gewährt uns das wenig erfreuliche Bild von zwei Päpsten, die sich gegenseitig bannen und fluchen. Von dieser Seite betrachtet, erscheint er vielen als der düstere Kirchenmann, der noch dem Mittelalter zugehörte. Wie verhält sich nun dieser Meinung gegenüber die entgegengesetzte, die ihn als den rücksichtslosen Freiheitshelden, als den gewaltigsten Bahnbrecher der neuen Zeit feiert? Man muß, wenn man bei Luther von Freiheit redet, nicht daran denken, als habe er sich irgendwie aus sich selbst bestimmen oder etwa die Wahrheit aufs neue machen oder decretiren wollen; diese war ihm als eine göttliche bereits gegeben, und es kam für ihn nur darauf an, sich von ihr leiten und bestimmen zu lassen. Sein Freiheitsstreben bestand darin, daß er der veräußerlichten Auctorität der römischen Kirche eine innere des eigenen Gewissens und der eigenen Ueberzeugung gegenüberstellte, wobei man des Mannes großartige Wahrheitsliebe daran erkennt, daß er, sobald ihn dieses Ueberzeugungsgefühl verließ, durch keine Macht der Erde bestimmt werden konnte, seine eigenen Sätze festzuhalten. Daß aber bei einem solchen Verhalten von einer dogmatischen Unfehlbarkeit der lutherischen Bekenntnisse, von der seine buchstabengläubigen Epigonen zu fabeln wagten, nicht die Rede sein könne, liegt auf der Hand.

War in dem Vorhergehenden ein Schwanken Luther's in der Lehre und im Leben bemerkt worden, so fragt es sich, inwieweit dasselbe durch die Beschaffenheit des deutschen Volks bedingt war, dem seine reformatorische Thätigkeit in erster Linie galt; und auch hierüber gehen die Ansichten ziemlich weit auseinander. Heinrich Rückert's geistreiche Skizze des Lebens Luther's („Neuer Plutarch", Bd. 1) sieht in dessen Schriften „Ueber die Freiheit eines Christenmenschen" und „An den christlichen Adel deutscher Nation", die er als den Ausdruck des Gesammtbewußtseins des letztern nimmt, den ewigen Abfall des deutschen Volks von Rom besiegelt. Der Verfasser glaubt dieser Ansicht widersprechen zu müssen, indem er ihr die einfache Thatsache des sogenannten Culturkampfes entgegenhält. Es scheint uns dennoch fraglich, ob dadurch Rückert's Ansicht widerlegt wird; denn es würde in Betreff dieses Kampfes darauf ankommen, inwieweit derselbe aus der eigenen Ueberzeugung des katholischen Volks hervorgewachsen, und inwieweit er eine gemachte Sache sei. Und wenn der Verfasser weiter hervorhebt, daß Rückert gerade in des Reformators Stellung zur deutschen Nation als solcher auf einen tragischen Zwiespalt zwischen seinen Hoffnungen und deren Erfüllung hingewiesen habe, so schränkt er doch späterhin die Bedeutung dieses tragischen Zwiespalts selber wieder ein, indem er daran erinnert, daß aus Luther's Gedanken sowol das Bild des deutschen Kaisers wie das des preußischen Staats prophetisch entsprungen sei. Mag also Luther durch den damaligen Zustand des deutschen Volks noch so sehr getäuscht gewesen sein, so muß er doch zugleich die in ihm schlummernden Kräfte wahrgenommen haben, welche die Erfüllung seiner Hoffnungen für eine spätere Zeit ermöglichten.

Wir haben endlich an Luther's Persönlichkeit noch einige Seiten hervorzuheben, die vielleicht bisher nicht genug beachtet sind. Der Verfasser macht neben Luther's vielen Geistesgaben auch auf sein bedeutendes speculatives Talent aufmerksam, das sich besonders in seiner Schrift „De servo arbitrio" kundgebe, die er überdies von einem pantheistischen Hauch durchweht sein läßt. Endlich aber, und dieses Urtheil wird vielleicht überraschen, sieht er in Luther, den man sonst nur als einen reinen Dogmatiker anzusehen gewohnt ist, den größten Skeptiker, den es je gegeben; nur sei er niemals in der Skepsis stecken geblieben. Seine religiöse Verzweiflung und seine theologischen Kämpfe hätten

noch unendlich viel tiefer gelegen als die philosophische Skepsis, aus welcher Cartesius sein cogito ergo sum entwickelte; aber da ihm fast gänzlich eine kritische und wissenschaftliche Methode gefehlt, in welcher sich das Dogma mit dem Zweifel ausgleicht, sei er in eine dogmatische Abhängigkeit von der Weltanschauung Augustin's hineingerathen.

Wir haben geglaubt, einem Werk von dem äußern Umfang und dem innern Gehalt des vorliegenden Buchs, das zudem einen historischen Gegenstand von großer Wichtigkeit behandelt, eine ausführlichere Besprechung schuldig zu sein, und haben jetzt noch einen Blick auf die Darstellung zu werfen. In dem Vorworte spricht der Verfasser den Wunsch aus, es möchte sein Buch nicht blos von seiten theologischer Fachgenossen Berücksichtigung finden, sondern es möchte auch geeignet sein, wissenschaftlich gebildete Nichttheologen in das Verständniß der Welt- und Lebensanschauung unsers Reformators einzuführen. Wie sehr wir indeß nach seinem sachlichen Inhalt das Werk als ein ehrendes Zeugniß deutscher Gründlichkeit und deutschen Gelehrtenfleißes anerkennen, so trägt es doch zu sehr ein theologisches Gepräge, als daß wir zu hoffen wagen, es werde in einer Zeit, die der Erörterung theologischer Fragen wenig günstig gestimmt ist, sich das Interesse auch nichttheologischer Kreise zu erobern wissen. Was z. B. über das Hervorbrechen des neuen Princips bei Luther gesagt wird (nämlich des Glaubens in dem religiösen Sinne des Wortes), ist für des Reformators Lehre und Leben gewiß sehr wichtig, aber so wie es hier vorgetragen ist, mit den unendlichen theologischen Distinctionen, wird es für den Laien ermüdend sein. Aber auch von dieser theologischen Haltung abgesehen, läßt das Buch in Sprache und Stil und in der Gruppirung des Stoffs jene leichte und gefällige, das Interesse des Lesers allmählich gewinnende und fesselnde, in dem besten Sinne des Wortes populäre Darstellungsweise vermissen, in der es uns, Ausnahmen abgerechnet, Engländer und Franzosen immer noch zuvorthun.

„Ein Gang durchs Alte Testament" von A. Wysard (Nr. 2) enthält eine Art Blumenlese, besonders aus den poetischen und prophetischen Schriften des Alten Testaments. Einige Zeilen des Vorworts mögen darthun, wie der Verfasser seinen Gegenstand ansieht, und welche Erwartungen er von seiner Arbeit hegt:

> Ich hoffe, daß meine bescheidene Arbeit für Schule und Gemeinde nicht umsonst sei, im Gegentheil unbefangenen Verächtern des Alten Testaments zeigen wird, warum wir freigesinnten Theologen von diesem Buche nicht lassen können: es strotzt zwar von Fleisch und Blut, aber sprüht auch von Geist und Leben; es ist nicht blos ein Blumengarten, duftend von des Ostens Wohlgerüchen, sondern es ist vermöge des in ihm urwüchsig waltenden religiösen Geistes nach seinen besten Bestandtheilen auch heute noch eine Quelle religiöser und sittlicher Anregung und Erhebung. Ausstellungen und Wünsche von Freund und Gegner finden, falls sie sachlich begründet sind, in einer allfällig zweiten Auflage gern Berücksichtigung.

Allfällig? Ist der Verfasser seiner Sache so sehr gewiß? Er mag wol bestimmte Gründe haben, die ihn in so apodiktischer Weise sprechen lassen. Im übrigen wünschen wir ihm die Erfüllung seiner Hoffnung, denn sein Buch ist ein gutes Buch. Es ist nicht durchweg originale Arbeit, die uns geboten wird; sie stützt sich auf die grundlegenden Werke bewährter Forscher des Alten Testaments, die der Verfasser, wie er offen bekennt, oft wörtlich benutzt; „denn das, was die Meister im Fach schon trefflich gesagt haben, in einem Schulbuche oder einer populären Zusammenstellung besser sagen zu wollen, ist Thorheit". Wir halten diesen Grundsatz für ganz richtig. Trotzdem hat die Darstellung nichts Mosaikartiges, es ist alles aus einem Geist und einem Guß.

Es fehlt dem Buche nicht an seinen ästhetischen Bemerkungen über den Charakter und die Entwickelung der hebräischen Poesie, von denen wir einige mittheilen wollen. Eins der ältesten und interessantesten Erzeugnisse der hebräischen Poesie ist das sogenannte Brunnenlied (4 Mose 21, 17–18), das beim Wasserschöpfen von den Mädchen in der Wüste gesungen wurde:

> Steig' auf, o Brunnen!
> Singet ihm zu!
> Du Brunnen, den da haben
> Die Fürsten gegraben,
> Den der Führer uns gab
> Mit seinem Scepter und Stab!

Der dichterische Ausdruck, daß die Fürsten mit dem Scepter oder den Herrscherstäben den Brunnen gegraben, bedeutet in einfacher Prosa nichts anderes, als daß das Volk unter Anführung seiner Stammfürsten diese Quelle gegraben. Daraus nun ist in dem prosaischen Bericht der Wüstenwanderung die Erzählung entstanden, daß Moses mit seinem Stabe Wasser aus dem Felsen geschlagen. Wir hätten sonach hier ein Beispiel, nicht blos, wie nach des Verfassers Ansicht viele alttestamentliche Wundererzählungen entstanden, sondern auch, wie das Bild einer kühnen Dichtersprache der schaffenden Phantasie des Volks Veranlassung wird, dasselbe zu einer epischen Handlung auszuspinnen oder zu verdichten. Dergleichen geistige Transmutationen finden sich im Alten Testament viele. So ist aus dem Gebet des Feldherrn in heißer Schlacht:

> O Sonne, steh still zu Gibeon,
> Und du, Mond, im Thale Ajalon —

die bekannte Erzählung von dem Stillstehen der Sonne geworden. Dieselbe Vorstellung übrigens, die sich in dem Gebet des Feldherrn ausspricht, findet sich auch bei Homer, wo Agamemnon („Ilias", II, 412 fg.) betet:

> Nicht, o Zeus, laß sinken die Sonn' und das Dunkel heraufziehn,
> Eh' ich hinab von der Höhe gestürzt des Priamus Wohnung.

Ist nun aus dem lyrischen Bilde eine epische Handlung geworden, so beginnt die Arbeit der Theologen, die sich aus dem so verdichteten Material das Dogma schmieden.

Werthvoll sind die Untersuchungen über die poetischen Bilder und Formen der hebräischen Poesie, über Metapher, Personification und Hyperbel, besonders aber über den Parallelismus der Glieder, über dessen eine Art, nämlich den synonymen Parallelismus (derselbe Gedanke entwickelt sich in zwei, bisweilen auch drei parallelen Wortreihen), sich Herder folgendermaßen ausspricht: „Sobald sich das volle Herz des Dichters ergießt, strömt Welle auf Welle; wenn die eine sanft am Ufer verfließt oder schäumend sich am Felsen bricht, rauscht schon die zweite heran, um ihr Schicksal zu theilen." Da die älteste Form der hebräischen

Poesie, nämlich das Volkslied, nicht gelesen oder declamirt, sondern gesungen und getanzt, getrommelt oder gepfiffen wurde, so ergibt sich daraus, daß die hebräische Poesie einen scharf accentuirten Rhythmus hatte. Den Reim als stehende poetische Form kennt die hebräische Sprache so wenig als die griechische und lateinische, sie bringt ihn jedoch leicht hervor. An einigen Psalmen wird der schon ausgebildete Strophenbau, an andern der Refrain nachgewiesen. Mit der schon oft ausgesprochenen Meinung, das Hohe Lied Salomo's sei ein Drama, wird hier Ernst gemacht und dasselbe als ein lyrisch-dramatisches Singspiel in fünf Acten mit vertheilten Rollen vorgeführt, wie dies von den meisten neuern Auslegern geschieht. Uebrigens läßt der Verfasser dieses Lied weniger von dem heiligen, d. h. dem religiösen Geist inspirirt sein, als von dem Geist sinnlicher Liebe. Es hat zum Inhalt die treue Liebe eines Hirtenmädchens Sulamit zu ihrem Geliebten und ist zugleich eine Satire auf das üppige Haremsleben des Königs Salomo. Sonach ist dieser Gang durchs Alte Testament wohl geeignet, das vielfach verkannte oder wenig gekannte Buch in ein neues Licht zu stellen und besonders auf die charakteristischen Schönheiten seiner Poesie und Prophetie aufmerksam zu machen.

Die „Reden, Andachten und Gedichte für Schule und Haus" von Theodor Meißner (Nr. 3) bringen was sie sagen, nämlich Schulreden, die bei verschiedenen Veranlassungen, z. B. am Geburtstage des Kaisers, vor versammelter Schule gehalten worden sind und die dort ihren Zweck erfüllt haben werden. Bei den eingestreuten Gedichten muß an die poetische Form noch eine sorgfältigere Feile gelegt werden, wenn sie auf der Höhe der Forderungen stehen sollen, die man gegenwärtig an ein gutes Gedicht stellt.

Die „Predigten aus der Gegenwart" von Karl Schwarz (Nr. 4), deren siebente Sammlung hier vorliegt, sind ein immerhin beachtenswerthes Zeugniß gegenüber der nicht ohne Grund erhobenen Klage über die Entleerung der Kirchen; denn sie sagen uns in den wiederholten Auflagen früher erschienener und der raschen Folge neu hinzukommender Sammlungen, daß der Sinn für die religiösen Interessen doch wol nicht so ganz erloschen sein kann, wenn man den Bedürfnissen des Publikums nur ein wenig im Geiste der Zeit entgegenkommt. Karl Schwarz hat sich schon im Vorwort der ersten Sammlung über die Aufgabe ausgesprochen, die nach seiner Meinung die Predigt der Gegenwart sich zu stellen hat, daß sie nämlich eine innige und enge Verbindung von Religion und Sittlichkeit anzustreben und sich ebenso sehr von der einseitig moralischen wie von der einseitig dogmatischen Richtung fernzuhalten habe. Diese Aufgabe hat er auch bei den Predigten der vorliegenden Sammlung nicht aus den Augen verloren, nur daß in der einen je nach dem behandelten Gegenstande mehr das religiöse Element und in der andern mehr das moralische in den Vordergrund tritt. Lavater hat einmal in einem treffenden Wort die Mystik charakterisirt als „Wärme, die das Licht scheut". Von einem solchen mystischen Element ist in den Schwarz'schen Predigten nichts zu finden. Neben dem sittlichen Nerv ist es vornehmlich die lichtvolle Klarheit der Gedanken, die sich das Interesse der Hörer gewinnen wird, womit aber nicht gesagt sein soll, als ob ihm die religiöse Wärme des Gemüths abginge. Mit wie freisinnigem Geiste er den Einrichtungen der Zeit das Wort redet, das geht schon daraus hervor, daß er die sogenannte Zwangscivilehe, die in kirchlichen Kreisen noch immer vielfache Anfechtung erfährt, zum Thema einer Predigt macht, in der er über ihre Bedeutung Aufschluß gibt und zugleich die Frage nach dem Segen erörtert, den sie, in rechter Weise gehandhabt, zu gewähren im Stande ist.

Aus dem Nachlaß des Fürsten Pückler.

Briefwechsel und Tagebücher des Fürsten Hermann von Pückler-Muskau. Herausgegeben von Ludmilla Assing-Grimelli. Neunter Band. Berlin, Wedekind u. Schwieger. Gr. 8. 7 M.

Mancher Leser wird ausrufen: „Pückler und kein Ende!" Wir hoffen jedoch, derselbe Leser wird am Ende des Buchs aufs neue rufen: Wären doch noch einige Bände zu erwarten! So unausgesetzt wird er sich unterhalten gefunden haben. Wir waren ganz darauf vorbereitet, daß, nachdem die Herausgeberin uns in den vorhergehenden acht Bänden einen solchen Reichthum des Interessanten gespendet hatte, jetzt, wie das sonst in der Regel bei derartigen Werken zu geschehen pflegt, nur noch ein Abhub, eine lose Aneinanderreihung bloßer Fragmente folgen würde; um so überraschter mußten wir uns sehen, als wir das Gegentheil in Erfahrung brachten. Kurz, auch der vorliegende Band enthält eine Mannichfaltigkeit, die in Erstaunen setzt; er bewährt eine Frische des Geistes, eine Vortrefflichkeit der Darstellung, die nichts zu wünschen übrig lassen.

Das Interesse steigert sich ganz allmählich. Schon die Briefe an den Garteninspector Petzold, aus Schloß Branitz datirt, dann aus andern Orten, lesen wir mit Behagen und zu vieler Belehrung. Ist es doch ohnehin der Gegenstand, in welchem der Fürst ein Meister war, sodaß ihm auch die Genugthuung wurde, seiner würdige Schüler zu erleben. Es handelt sich um Gartenkunst, freilich in jenem einzigen großartigen Sinne, den wir schon im Plane, dann aber auch in der Ausführung längst an Pückler kennen. Immer neue Gesichtspunkte. Das ist mehr als Nachahmung der Natur. Pückler schaltet mit der Landschaft wie der Landschaftsmaler.

Der nächste Abschnitt eröffnet uns einen „Vermischten Briefwechsel". Wir heben unter andern hervor: Pückler an Schinkel, von Athen aus; Schinkel an denselben ... köstlich für den Künstler wie für jeden Gebildeten. Der Fürst malt uns ein prächtiges Nachtstück, obwol es sich doch um Architektur handelt: die Akropolis bei Nacht, unter flammendem Holzfeuer. Nur einige Züge aus dem grandiosen Prospect:

Rechts und links leckten die Feuer mit ihren rothen Zungen, gleich halb verborgenen Ungeheuern, an den Tempelsäulen empor; dazwischen ward vor den erleuchteten Monumenten ein schwarzer, sternbedeckter Himmel eingefaßt, unter dem die einzelnen Lichter des Aethers der Tiefe irrwischartig aufblitzten. Dicht zu meinen Füßen lag der ununterbrochen bleiche Trümmerhaufen, dessen Grenze sich im Dunkel der Nacht verlor, und auf dessen Mitte zur Belebung des Gemäldes zwei kunstehrende Könige standen. Ich blickte unterdessen zwischen den Säulen auf der andern Seite durch eine schmale Oeffnung wie in einen tiefen, schwarzen Brunnen hinab; denn dort saßen bewegungslos drei griechische Diener, deren rothe Fes, vom Feuer am hellsten beleuchtet, selbst gleich Flämmchen auf den bärtigen Gesichtern flackerten, und deren Besitzer hier unbewußt einen Rembrandt von wunderbarer Wahrheit, als ein Tableau moderner Zeit in antiken Rahmen gefaßt, darstellten. Mit Mühe nur konnte ich nach langem Weilen mich von dieser aus allem Gewöhnlichen in jedem Zuge so fern heraustretenden Scene losreißen.

Es folgt ein Brief von Schinkel an Pückler; ferner zwei Briefe, einer von dem Fürsten an David Strauß und einer von diesem an jenen; dann zwei Briefe ausgetauscht zwischen Sabine Heinefetter und Pückler. Beide geben einander nichts nach an Reiz. Sabine ist frei genug, ihren Besuch in Muskau anzukündigen; Pückler nimmt an, ist beglückt: aber die berühmte Sängerin soll erst kommen, wenn die Nachtigall singt, im Frühling. Es könnte sich hier wieder eins jener romantischen Liebesabenteuer abspielen, ohne welche der Fürst nun einmal nicht leben konnte, was völlig erklärlich aus seinem Poetennaturell ist. Beide Briefe sind reich an Artigkeiten, an graziösen Wendungen. Jene Grazie, die dem weiblichen Geschlecht angeboren ist, hatte der Fürst sich angeeignet, ohne einen Raub zu begehen; verrieth er sie doch in jeder Bewegung, zu Pferde wie im Geselligen, so auch selbst im Briefstil. Weiterhin glänzen ferner: Fürst von Lichnowsky, Franz Liszt, Bismarck. Des Fürsten von Bismarck Brief zeichnet sich aus durch Geist und Feinheit.

Dem allen schließen sich an „Zwei gedruckte Artikel Pückler's"; natürlich wieder sehr interessant. Da glänzt dann neben einer „Erklärung", die den Grundgedanken enthält: man habe einem gemeinen Angriff stets nur Vornehmheit entgegenzustellen, d. h. unbedingt zu schweigen, vor allem der Abschnitt „Babelsberg" hervor.

Wir gelangen jetzt zu einer Partie, die in dem ganzen Bande eine der gedankenreichsten, fesselndsten ist; sie erstreckt sich, mit Ausnahme eines überaus sinnvollen „Nachwortes", bis zum Schlusse des Ganzen. Was noch näher dieses Tagebuch auszeichnet, ist, daß es nicht blos Ereignisse bringt, auf die wir auch nicht entfernt vorbereitet waren, sondern daß es dieselben mit eigenen Gedanken, oft mit den originellsten Einfällen und überraschenden Gesichtspunkten begleitet. Das macht ja eben so viele Novellen, Romane unserer Tage so öde und langweilig, daß sie an Begebenheiten überreich sind; aber fast nie weiß der Verfasser einen Gedanken daraus auch nur zu empfangen, der uns auch ideell Gewinn brächte. Das Gegentheil ist bei Pückler der Fall; das Erlebte gibt ihm Veranlassung zu imposanten Schilderungen. Er erzählt mit Anmuth, er ist witzig, humoristisch, der unterhaltendste Gesellschafter; er philosophirt sogar, ohne je doctrinär zu werden. Und dabei diese Treue der Aufzeichnung, dieses gewissenhafte Aufschreiben, auch wenn er krank ist, sogar in der Nacht. Das vorliegende Tagebuch darf man eine reizende Odyssee nennen. Wir dürfen bei unserm Autor sogar auf die abweichendsten Bekenntnisse gefaßt sein; sie regieren ihn vielleicht nur einen Tag; morgen vielleicht schon neigt er auf die entgegengesetzte Seite; denn er empfing jenes erste Bild nur aus einem Dichterspiegel, der er selbst war. Man vergleiche „Dämmernde Phantasie", und wir trauen unsern Augen nicht, denn es heißt:

Ich bin am 30. October des Jahres . . . . zur katholischen Religion übergetreten. Hätte Luther nur eine Reform der katholischen Kirche beabsichtigt und diese in ihrem Schose bewerkstelligt, so wäre er ein unleugbarer Wohlthäter der Menschheit geworden. Er wollte es nicht, oder vermochte es nicht. So ist der von ihm gestiftete Protestantismus nur ein negatives, ein verneinendes Princip geworden, der nie zu einem wahrhaft organischen Leben sich gestalten kann. Er hat eingerissen, ohne das Vermögen des Aufbauens zu besitzen. Täglich wird dies mehr durch die Erfahrung bewiesen. Während der Protestantismus in die gottloseste Frömmelei und faselnden Mysticismus ausartet, geht er auf der andern Seite in reinen Verstandestheorien unter, die aller Volksreligion zuletzt ein Ende machen und eine vollständige religiöse Anarchie hervorbringen müssen.

Natürlich ist der Uebertritt Pückler's eine bloße Fiction, sowie seine Auffassung des Protestantismus eine falsche, wie denn dessen Lehre weit über den Protest hinausgeht und eine unerschöpfliche Fülle des Positiven enthält; sodaß hier auch der gewaltige Luther in seiner begeisterten Glaubensstärke nicht entfernt von Pückler geahnt wird. Sonst vergreift sich unser Fürst selten in der Charakteristik von Persönlichkeiten, er ist vielmehr ein Meister auch darin. Niemand ist wol je gewandter im Unterscheiden des Individuellen, des Eigenthümlichen, der kleinsten Züge und Spielarten der Menschen gewesen als unser Weltgänger; und mit welcher Unzahl ist er in Berührung gekommen! Diese so seltene Fähigkeit, in jedem sogleich das aufzuspüren, was ihn zu dem macht, der er ist, hatte der Fürst allein mit Goethe gemeinsam, wie wir es in dessen Tages- und Jahresfesten aus dem Hof-, Bade-, Reiseleben sauber aufgezeichnet finden. Zahllose Beispiele davon erschließt uns das Tagebuch Pückler's; besonders muß man erstaunen, wie im Rausch der Gesellschaft, so auch unterwegs, auf dem Tummelplatz stets neu sich andrängender Reisenden, ein Gesicht nur gestreift, ein Redegang nur vernommen, und beide doch gleich skizzirt werden. So, wenn es kurz vorher hieß:

Hier (auf einem Ausflug nach Komorn) kennen gelernt: Gräfin Thurn, Oberhofmeisterin der Erzherzogin, schönes, edles Gemüth mit mittelmäßigen Geistesfähigkeiten; ihre Protegirte, Mademoiselle Carl, Schauspielerseele mit Bildung, ausgezeichnete Sängerin mit etwas angegriffener Stimme, und gute, denkende Schauspielerin, doch ohne die Weihe wahren Gefühls; Frau von Lederer, Gemahlin des Commandirenden in Ungarn, angenehme, natürliche Weltfrau; ihr Mann, ritterlicher alter Krieger; Gräfin Beckers, gescheute Frau, besonnen, verbindlich, mehr scharf als gut; ihr Mann liebenswürdiger Hofmann und Schmeichler von gutmüthigem Charakter; General von Schmähling, guter Soldat, nicht ungeistreicher Schwätzer, gefällig und ein Lebemann; Gräfin Zapary, schöne Frau ohne Bedeutung; ihr Mann, belletristischer und politischer Schwadroneur, nicht ohne einiges Talent, aber von viel zu hoher Meinung von sich selbst; Graf Leo Festetich, Musiknarr und gute Mittelmäßigkeit; seine Schwägerin . . . . très beaux restes, und etwas

melancholisch wegen nicht hinlänglich genossener Jugend — eine Frau, in die man sich, obgleich sie schon eine junge Großmutter ist, leicht noch recht ernstlich verlieben könnte; seine Schwiegermutter Frau von Krey, eine lebenskluge, praktisch philosophische Alte; Hofrath Stahly, ein genialer Arzt, zu complimentenreich und gezwungen aus übergroßer Eitelkeit; Leontine, eine regelmäßige Schönheit, eine jugendliche Hebe, gut, tief lebendig unter äußerer Stille, der Liebe bedürftig.

Das heißt zwar im Fluge abreißen, doch aber auch mit schärfstem Lichtstrahl photographiren, vielleicht getroffen, vielleicht aber auch total verfehlt. Wer es weg hat, der muß es behalten, ob es Eloge oder Sottise sei. Es ist, wie wenn jemand in guter alter Zeit auf dem sogenannten Wunderstuhle saß, es hieß: ich war in einer Gesellschaft und vernahm folgende Urtheile über Sie. Auch über Gegenstände aus der Literatur enthalten diese täglichen Aufzeichnungen die pikantesten Dinge, so über Heine, Lassalle. Die ausgesuchtesten Anekdoten werden mit heiterer Laune erzählt. Bisweilen schießt freilich der feine, auch zur gewagtesten Unternehmung stets aufgelegte Lebemann in seinem Urtheil, in seinem Vorausblick gründlich vorbei, um schnell darauf wieder vollständig zu triumphiren. Die Oertlichkeiten, die Scenen wechseln wie im schnellsten Fluge, auf dem Dampfschiff, auf der Eisenbahn, dann wieder wie von einem Ballon aus gesehen. Waren wir noch vor kurzem in den Gegenden der Donau, so sind wir auch schon wieder in Italien. Die Kunst wird so wenig vergessen, daß der Fürst vielmehr überall, wo es nur irgend Bedeutendes gibt, nichts sich entgehen läßt, sogar Studien macht und die frappantesten Urtheile fällt. Eben weil Pückler ein so hervorragender Beobachter und Schilderer unmittelbarer Anschauungen ist, die Natur in den kleinsten, verborgensten, wie größten, in die hellste Beleuchtung tretenden Erscheinungen belauscht, wiedergibt, ja noch einmal schafft, wie als Gartenkünstler, so ist es nächst der Natur eben die Kunst, welche ihn so gewaltig erfaßt, sodaß daher auch die Kunst der fast unaufhörliche Refrain ist, welcher durch dies ganze Buch hindurchklingt. Dann aber kann er auch nie ohne Philosophie bestehen, die er jedoch keiner Schule entnimmt, sondern aus eigenem Nachdenken wie aus Erfahrung gewinnt, und so in den Stand gesetzt wird, jedem Menschen als solchem praktische Winke fürs Leben zu spenden, ohne sich in seinem Bekenntniß von der Mode oder vom Zeitgeiste bestimmen zu lassen. Dahin gehört folgende sehr beachtenswerthe Aeußerung:

Ich habe heute Abend recht tief über mich, Vergangenheit und Zukunft, nachgedacht, und das Resultat war ohngefähr folgendes. Wenn man seine Pflicht kennt (und jedem legt mehr oder weniger das Schicksal eine ganz specielle auf) und sich bestrebt, sie zu erfüllen; dabei an eine individuelle Fortdauer — wenn auch ohne Erinnerung der hiesigen Zustände — glaubt, sowie an eine höhere, erhabene Leitung unsers Geistes, die keinen andern, vernünftigern Zweck haben kann, als uns in und durch uns selbst zu veredeln — so ist man auf dem Wege des Heils; aber man muß auch den ernsten Willen haben, ihn zu verfolgen, und dabei, um zufrieden zu bleiben, im Leben nur das zu treiben suchen, wozu man von Natur die Fähigkeit erhalten hat, welche Selbstkenntniß man mit einiger Beobachtung nach und nach wol ohne große Schwierigkeit erlangen mag. Was nun mich betrifft, so habe ich meine Pflicht wie mein Talent erkannt, glaube an höhere Leitung und persönliche Fortdauer — bedarf also blos des stetigen Willens, in diesem Sinne zu handeln; dazu möge das Göttliche mich stärken.

Aus Pückler's durch und durch nobelm, gediegenem Charakter, der ohne jedes Standesvorurtheil, aber auch von einem richtigen Takt, von einem Feingefühl ist, um stets zu wissen, wie weit man bei aller Herablassung zu gehen habe, kann man so recht entnehmen, welch eine unendliche Bedeutung die echte Aristokratie, und zwar die doppelte der Gesinnung und der Bildung, für die Gesellschaft hat, wenn diese nicht jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt sein soll, von der Roheit und Wildheit umgestürzt zu werden, durch welchen Hereinbruch dann sofort alle Heiligthümer der Menschheit wie der einzelnen Nationen, der Staaten wie der Familien, der Religion, Wissenschaft, Kunst, Literatur nicht etwa nur in Frage gestellt, sondern für eine unberechenbare Zukunft unmöglich gemacht würden. Der Aristokrat in unserm Fürsten war aber ein so hoch stehender, daß seinem Umblicke wie seinem Interesse nichts entging, was das Wohl all seiner Mitmenschen betraf, welchem Stande sie auch angehören mochten. Er hatte für alle aufrichtige, lebendige Theilnahme, und wie er ein Virtuose darin war, das Leben zu genießen, so jedoch, daß seine Tapferkeit dabei nie vor einer Gefahr zurückbebte, wie er aber auch keine Beschwerden, Strapazen scheute, und zu wirken immerdar bedacht war, so konnte auch er selbst ohne Arbeit nicht bestehen. Arbeit war ihm ethisches und künstlerisches Lebensbedürfniß; sie erst war ihm Würze für jeden Genuß. Man darf bei ihm, wo sein ganzer Mensch gerecht beurtheilt werden soll, von einem Evangelium der Arbeit und der Feier im umfassendsten Sinne sprechen. Daher sann er denn auch hin und her, wie das oft so schwere Los der niedern Arbeiter erleichtert, wie ihnen Gelegenheit zur Arbeit gegeben, auch ihnen nach des Tages und der Woche Mühe und Schweiß ein Fest bereitet werden könnte, auf daß auch sie alles Herbe vergäßen und sich ihres Daseins erfreuten. Wir citiren als Beleg zu diesem schönen Zuge unsers Autors hier folgende Stelle. Er gesteht:

Von Anbeginn meines über dreißig Jahre verwalteten Amtes eines Standesherrn von Muskau war es unausgesetzt mein Bestreben gewesen, der Vorschrift des göttlichen Stifters unserer Religion folgend, mein geistiges Pfund, das ich von Gott erhalten, nicht zu vergraben, sondern so viel als möglich, keineswegs zu verinteressiren, sondern zum Nutzen des mir Anvertrauten geltend zu machen, ohne dabei irgend persönliche Opfer zu scheuen. Zu diesem Ende bemühte ich mich gleich von Anfang an, eine ganz vernachlässigte Gegend fortwährend zu verschönern, unter den Bewohnern einen feinern Geschmack theils hervorzurufen, theils mehr auszubilden, den Geist der Industrie überall zu heben, geschicktere Handwerker in allen Fächern zu bilden, und endlich vor allem jedem, der es benutzen wollte, die höchste Wohlthat des Arbeitgebens im ausgedehntesten und verschiedensten Maße zu ertheilen, was für alle Theile das Nützlichste, Befriedigendste und selbst moralisch am meisten Bessernde ist, während bloßes Almosengeben nie ohne eine gewisse Demüthigung des Empfangenden stattfindet und den Geber leicht zu einer pharisäischen Ueberhebung verleitet, beim reichlichsten Arbeitgeben aber nur ein Austausch verschiedener Leistungen stattfindet. Der Bedürftige gibt die Arbeit, der Reichere das Geld dafür, und so stehen beide Theile auf gleichem Fuße. Also ich strebte ohne Unterlaß, und allerdings mit großer Schmälerung meines Vermögens, nur danach, mein geliebtes Muskau vorwärts in aller Augen zu bringen, den Fortschritt zu erreichen, dies Motto unseres Jahrhunderts, dessen Verwirklichung nur leider oft auf sehr falschen und unzweckmäßigen Wegen gesucht wird.

Auch der Heros wirkt in ihm fort bis ins höchste Alter. Man bedenke, was es sagen will, der Fürst zieht mit in den Krieg gegen Oesterreich, auf Seite Preußens, im Jahre 1866! Darüber ein ebenso feurig gehaltener wie instructiver Brief an einen Vetter. Wie aber Fürst Pückler ungeachtet alles Scharfblicks und seiner Gabe der Prophetie auch einmal recht unrichtig combiniren und urtheilen kann, davon gibt einen schlagenden Beweis seine Meinung über Napoleon, den Neffen. Traut er doch Ludwig Napoleon Sympathien für Deutschland, für Preußen zu, die dem letzten Kaiser der Franzosen nie in den Sinn gekommen sind, da er nur Sympathien für seinen Onkel, nicht einmal für Frankreich, Sympathien für seinen eigenen Ruhm, da er nur Glauben an sein Fatum, ja die alleräußerste Leichtgläubigkeit in Bezug hierauf hatte, daß das Schicksal etwas bis dahin ganz Unerhörtes ihm prädestiniren werde, nämlich daß der Onkel ein Genie ohnegleichen gewesen und daß der Neffe auch wieder ein Genie ohnegleichen sein werde! Das für möglich zu halten, wahrlich, dazu gehörte etwas bei unserm deutschen Fürsten wie bei dem Kaiser Ludwig Napoleon. Daher zerfällt das Urtheil Pückler's in sich selbst, wenn er zu schreiben vermag: „Brünn, den 14. Juli 1866. Dem großen Kaiser Napoleon ist es doch nicht zu verdenken, daß er keine preußische, sondern französische Politik verfolgt! Hier straft sich unser Fehler, nicht in früherer, günstigerer Zeit eine Defensiv- oder Offensiv-Alliance mit dem Kaiser Napoleon eingegangen zu sein." Dagegen ist des Fürsten Vorausblick wieder genial, wenn es heißt: „Es ist mir klar geworden, daß künftig nur durch Preußen ein nationaldeutscher Sinn, ja Nationalstolz, noch zu erreichen ist." Dies hat sich denn auch in der großartigsten Weise verwirklicht!

Es ist außerordentlich wohlthuend für den Verehrer des Fürsten Pückler, für jeden, der seine ausgezeichneten Werke zu schätzen weiß, daß auch seine ganze Weltanschauung eine über alles Endliche hinausdringende ist. Es macht der Schärfe und Klarheit seines Denkens Ehre, daß er an der Entelechie seines eigensten Wesens festhielt, daß er mit Leibniz und Goethe von der Monade und Monas seiner Seele überzeugt war, daß er nicht einen Augenblick zweifelte, daß das Ding an sich seiner Persönlichkeit ewig geborgen sei. Wäre er nicht so von dieser Wahrheit durchdrungen gewesen, er hätte nie vor seinem Tode angeordnet, daß man seinen Leib den Flammen überweisen solle; aber es war ihm sicher, daß es für die Seele kein Verschwinden gäbe, da sie intelligible Gegenwart ist. Zum Schlusse gebührt es sich, daß wir mit Dank anerkennen, welches bleibende Verdienst sich Frau Assing-Grimelli erworben hat durch die Herausgabe des Fürst Pückler'schen Nachlasses, wie durch das Geistvolle, das sie selbst zur Erklärung und Orientirung aus ihrer eigenen Feder hinzugefügt hat.

Alexander Jung.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Der Intendant des weimarischen Hoftheaters, Freiherr von Loën, veröffentlicht in der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung" Briefe an eine Freundin: „Vom deutschen Theater", welche mit vieler Sachkenntniß und feuilletonistischer Gewandtheit abgefaßt sind. Wie wir indeß schon früher einmal in „Unsere Zeit" gegen einzelne Anschauungen des Autors betreffs der Theaterfreiheit polemisirten, so gibt es auch in diesen Briefen manche Punkte, über welche wir nicht gleicher Ansicht sind mit dem geistvollen Verfasser. Wenn er uns aus eigener Erfahrung mittheilt, daß nach der Praxis der Hoftheater ebenso sorgsam wie in Weimar selbst die eingehenden Stücke gelesen und geprüft werden, so werden sich die dramatischen Autoren, die daran vielleicht zweifeln mochten, gewiß bekehren. Thatsache aber ist es, daß von den deutschen Stadttheatern und kleinern Bühnen die Mehrzahl nur auf die Lärmglocke der Residenzjournale hört, mit denen die dort erfolgreichen Stücke den Provinzen empfohlen werden, und daß sie fast alle sich die Mühe ersparen, die eingeschickten Novitäten zu prüfen. Deshalb rührt der Jammer dieser Bühnenleiter über die Zusendungen der „Deutschen Genossenschaft" und ihrer massenhaften Production ein kundiges Herz so wenig, weil wir alle ja wissen, daß viel oder wenig, gut oder schlecht für sie ganz gleichgültig ist, indem sie nur die Stücke ansehen, welche bereits auf den Hofbühnen oder ersten Theatern der Residenzstädte Erfolg gehabt hatten. Ueber diese Massenproduction fällt A. Freiherr von Loën das folgende Urtheil: „Sie wissen, welche Masse von dramatischen Dichtungen mir z. B. eingereicht werden; es sind jährlich vier- bis sechshundert. Nun wäre es ja, bei der sonstigen Thätigkeit des Bühnenleiters, geradezu unmöglich, täglich etwa zwei neue Stücke zu lesen. Die Arbeit verringert sich aber um ein Bedeutendes, da unter je 100 Stücken wenigstens die Hälfte der Art ist, daß man nach dem ersten Acte, ja oft schon nach den ersten Scenen von der Unaufführbarkeit überzeugt ist. Es ist unglaublich, wie in den eingesandten Stücken die gewöhnlichste Mittelmäßigkeit vorherrscht, wie Menschen, die sich dramatische Dichter nennen, auch so gar keinen Begriff von dem Bedürfnisse des Theaters, von der Technik, der Führung, ja oft nicht von den Anfangsgründen der deutschen Sprache und des Stils haben, welche Roheiten und Gemeinheiten da unterlaufen, welche Begriffe von Umgangston und allgemeiner Bildung da hervortreten. Werden derlei Leute nun hier einfach abgewiesen, so belästigen sie mit ihren Machwerken die andern Bühnen, und da diese auch die Manuscripte zurückschicken, bildet sich jedes Jahr ein ganz erhebliches Contingent verkannter Genies, die von ihrer Bedeutung ebenso überzeugt sind wie von der Unfähigkeit der Bühnenleiter. Sie sind es, die über den Verfall der deutschen Bühne zumeist raisonniren, und leider finden sie Gelegenheit, in der Presse ihre Stimme laut werden zu lassen. Das nennt sich eben alles Dichter und glaubt ein Recht zu haben, mit auf dem Parnaß zu sitzen, weil Muhmen, Basen und unverständige Freunde ihnen en petit comité einen Lorberkranz gewunden haben. Ich verstehe nicht, warum man einen schlechten «Dichter» besser behandeln soll als einen schlechten Handwerker; weil sich dergleichen faule Burschen, die sich scheuen etwas Tüchtiges zu arbeiten, für Dichter halten, haben sie in meinen Augen noch keinen Anspruch, beachtet zu werden; mir steht wenigstens jeder, der den redlichen Gewinn sucht, höher als dergleichen unnütze Exemplare der menschlichen Gesellschaft, die nebenbei durch die Ueberproduction, gleich Unkraut, oft bessere Dichtungen überwuchern und verstecken."

Hieran wollen wir gleich die Bemerkung knüpfen, daß die Auffassung der Deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren seitens des Verfassers die wichtigste Tendenz derselben außer Acht läßt, indem er von ihr nur zu sagen weiß, daß sie die bei ihr eingetragenen Werke vertreibe und für die Dichter die Honorare und Tantièmen eintreibe. Diese Genossenschaftsagentur ist aber nur Mittel zum Zweck; sie soll nur die finanzielle Grundlage geben, die zur Erreichung des eigentlichen Zwecks unerlaßlich ist, und als dieser Zweck ist ja von Anfang an „der

Rechtsschutz" hingestellt worden. Die Genossenschaft ist ein Rechtsschutzverein, und was sie auf diesem Gebiete gewirkt hat, davon wissen selbst die Annalen der neuern Rechtswissenschaft genug zu erzählen. Sie hat dem Reichsgesetz zum Schutz des geistigen Eigenthums erst die praktischen Handhaben gegeben. Wenn nun Freiherr von Loën einen Druckfehler aus Kürschner's „Jahrbuch für das deutsche Theater" mit in seine Beweisführung aufnimmt, nämlich daß der Gesammtumsatz im Jahre 1877—78 noch nicht ganz 12000 Mark gewesen sei, so konnte er doch aus den regelmäßigen Jahresrechnungen, welche die „Neue Zeit" mittheilt, diesen Druckfehler leicht verbessern, da der erwähnte Umsatz stets um die Ziffer von 100000 Mark geschwankt hat. Wie hätte sonst die Genossenschaft nur ihren geschäftlichen Apparat herstellen und die Kosten der Proceßführung bestreiten können! Mit dieser Grundlage fallen aber auch die Gründe, die der geistvolle Autor gegen die Genossenschaft ins Feld führt, besonders gegen das Princip der Tantièmen, das ja vielen Bühnen gegenüber nur mit wesentlichen Modificationen, den kleinen gegenüber gar nicht zur Anwendung gebracht wird.

Im übrigen enthält der Aufsatz viele treffende Aperçus, namentlich was die dramatische Stoffwahl betrifft. Nur jene Dichtungen, sagt er, erhalten sich, die das allgemein Menschliche behandeln und sich dabei fern halten von der Speculation auf die jedesmal herrschende öffentliche Meinung, dafür aber eine sittliche Grundlage haben. „Nur das wirkt auf der Bühne, was in den Kreis der Interessen des Publikums hineinpaßt oder was diesen Kreis erweitert; nicht das Moderne, aber das Lebendige fesselt; alle Versuche, das Todte zu erwecken, sind verfehlt." Wir haben stets das Moderne betont, aber dasselbe nie im Sinne der Mode gemeint, sondern eben als das Lebendige, was eine Ader der Gegenwart berührt.

Eine andere sehr zutreffende Bemerkung enthält die folgende Stelle: „Es ist sehr leicht zu bestimmen, ob ein Stück schlecht oder wenigstens unaufführbar sei, aber der geübteste Bühnenleiter kann nicht für den Erfolg eines Stücks einstehen. Ich erinnere mich, daß ich schon in meiner Jugend die Erfahrung machte; Emil Devrient rieth mir in Dresden einmal, ein Stück anzusehen, das ungewöhnlich gefallen würde; und es konnte kaum zu Ende gespielt werden. Seitdem habe ich nach beiden Seiten hin meine Erfahrung erweitert. Stücke, die mir, meinem Lesecomité, meinen Regisseuren und auch den Darstellern ungemein gefielen, von denen wir uns einen glänzenden Erfolg versprachen, erlitten ein Fiasco, daß ich sie nach dem ersten Versuch ad acta legen mußte; andere verblaßten schon in der Leseprobe und immer mehr bei jeder Bühnenprobe; andere wieder, die mir gefielen und die entschiedenes Bedenken bei den Mitgliedern fanden, schlugen merkwürdig ein und wurden Repertoirestücke, die ich immer wiederholen konnte." Schon Goethe hat sich in ähnlichem Sinne geäußert, und die Erfahrung, welche die Dichter den Entscheidungen der Lesecomités der ersten Bühnen gegenüber machen, bestätigt dies in oft merkwürdiger Weise. Viele derjenigen Stücke, die später an größern Bühnen Repertoirestücke wurden, sind anfangs von ihnen abgelehnt worden, einmal, ja vielleicht zweimal, und erst der nachhaltige Erfolg, den diese Stücke an andern Theatern gleichen Ranges oder verwandter Richtung fanden, bestimmte jene Bühnenleiter und ihre Rathgeber, das Stück dennoch zu geben, und in der Regel bewährte es sich dann als erfolgreiches Repertoirestück und als eine perennirende Pflanze, die nicht mit einer Jahressaison abgeblüht war. Die Stücke, die rasch überall angenommen werden und gleichsam im Flug die Runde über die Bühnen machen, pflegen in der Regel ebenso rasch wieder zu verschwinden, während die Stücke, die vielen Directionen und vielleicht auch anfangs dem Publikum nicht recht mundgerecht waren, sich allmählich auf den Repertoiren einbürgern und dann in der Regel auch feste Wurzeln für eine jahrzehntelange Dauer schlagen. Es ist schon immer anzuerkennen, wenn Directionen sich durch Thatsachen belehren lassen, keinen vorgefaßten fixen Meinungen ergeben sind und anfangs abgelehnte Stücke ohne Zögern wiederaufnehmen, wenn sie sich anderwärts bewährt haben.

So vielfach anregend sind die Theaterbriefe des Freiherrn von Loën, der ja auch als Romanschriftsteller bewiesen hat, daß er auf dem Gebiete der Literatur heimisch ist. Insoweit der letzte Theaterbrief eine oratio pro domo enthielt, wollen wir noch hervorheben, daß diese kaum nöthig war, da der weimarische Generalintendant jederzeit ein frisches Repertoire und die Förderung der dramatischen Talente sich angelegen sein ließ.

Bibliographie.

Allotria vom Schwabenmajer. München, Bassermann. Lex.-8. 3 M.

Alpenrose und Edelweiß. Eine Novelle aus dem Badeleben. (Von A. v. Romberg, geb. Gräfin Dönhoff-Dönhoffstädt). Berlin, Schleiermacher. 16. 1 M. 80 Pf.

Auffenberg, J., Auf dem Wege nach oben. Gedichte. Paderborn, Bonifacius-Druckerei. Gr. 16. 1 M.

Besser, L., Die Ehe. Herrschen oder Dienen, eine Antwort an Ed. Lasker vom Verfasser „Der Mensch und seine Ideale". Bonn, Strauß. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Beyer, C., Kaisergold. Ein dramatisches Festspiel. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 1 M.

Böcker, E., Lalage. Lustspiel in 3 Aufzügen mit Benutzung eines Motivs der Novelette „Die Visitenkarte" von L. Schücking. Frankfurt a. M., Diesterweg. 8. 1 M. 60 Pf.

Boguslawski, A. v., Das Leben des Generals Dumouriez. 2ter Bd. Mit 2 Karten und 3 Skizzen. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 7 M.

Brassey, Mrs. A., Eine Segelfahrt um die Welt an Bord der Yacht „Sunbeam", in 11 Monaten ausgeführt und geschildert. Frei übersetzt nach der 8. Auflage des Originals von A. Helms. Leipzig, Hirt u. Sohn. Gr. 8. 12 M.

Brand, J., Die Huldigung der Zeiten. Ein Festspiel. Wien, Seidel u. Sohn. Lex.-8. 1 M.

Brischar, K., Adam Contzen S. J., ein Ireniker und National-Oekonom des 17. Jahrhunderts. Eine culturhistorische Studie. Würzburg, Woerl. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Budilovič, A., Ueber die literarische Einheit der Slaven. Eine populäre Vorlesung. St. Petersburg, Röttger. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Busch, O., Der Seelenfänger. Eine nachdenkliche Geschichte. München, Bassermann. 8. 1 M. 20 Pf.

Conrad, A., Schatten und Lichtblicke aus dem amerikanischen Leben während des Secessions-Krieges. Hannover, Schulze. Gr. 8. 2 M.

Corrodi, A., D' Bademerfahrt. Lustspiel in Zürcher Mundart. Zürich, Schmidt. Gr. 16. 1 M. 40 Pf.

Dahn, F., Bausteine. Gesammelte kleine Schriften. 1ste Reihe. Berlin, Janke. Gr. 8. 7 M.

Dialogus, Ein neuer Ulrich von Huttenscher. Interlocutores: Ulrich von Hutten, David Friedrich Strauß, Libertas Germana Romana, Libertas Germana Seditiosa, Libertas Germana Secendens, Libertas Germana Cosmica, Libertas Germana Libera und Gott Mercurius. Ort: Die Ebernburg. Zeit: Anfang Juni 1878. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 M.

Des Faustus von Byzanz Geschichte Armeniens. Aus dem Armenischen übersetzt und mit einer Abhandlung über die Geographie Armeniens eingeleitet von M. Lauer. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 4 M.

Friedmann, O. B., Zehn Jahre österreichischer Politik 1859—1869. Tagebuch zur Zeitgeschichte. 1ster Bd. Wien, Rosner. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Friesen, R. F. v., Vom künstlerischen Schaffen in der bildenden Kunst. Eine ästhetische Studie. Dresden, Baensch. Gr. 8. 6 M.

Ganghofer, L., Vom Stamme Asra. Ein Gedichtbuch. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 16. 2 M.

Haase, J. L., Wald und Welt. Gedichte. Innsbruck, Wagner. Gr. 16. 2 M.

Jókai, M., Held Pálffy. Dramatische Scenen in 3 Bildern. In deutscher Uebertragung von J. Schnitzer. Budapest, Grill. Gr. 8. 2 M.

Lennep, J. van, Die Reisegefährten. Münster, Aschendorff. 8. 2 M.

Lucius, H., Kaiser Wilhelm, der Siegreiche, oder Ems, Sedan und Paris. Festspiel. Leipzig, Lucius. Gr. 16. 1 M.

Minckwitz, A. v., Die Brigade Thielmann in dem Feldzuge von 1812 in Rußland. Hierzu ein Situationsplan vom Schlachtfelde der Schlacht an der Moskwa am 7. September 1812. Dresden, Burdach. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Müller, W., Politische Geschichte der Gegenwart. XII. Das Jahr 1878. Nebst einer Chronik der Ereignisse des Jahres 1878 und einem alphabetischen Verzeichnisse der hervorragendsten Personen. Berlin, Springer. Gr. 8. 4 M. 20 Pf.

Peetz, H., Die Kiemseeklöster. Eine Kiemgauer Wirthschaftscharakteristik aus Archiv und Leben. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 8 M.

Pfleiderer, O., Zur religiösen Verständigung. Populäre theologische Vorträge. Berlin, Haack. Gr. 8. 2 M.

Proelss, R., Vom Ursprung der menschlichen Erkenntniss. Eine psychologische Untersuchung. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 8 M.

Arabische Quellenbeiträge zur Geschichte der Kreuzzüge, übersetzt und herausgegeben von E. P. Goergens unter Mitwirkung von R. Röhricht. 1ster Bd.: Zur Geschichte Salah ad-dîu's. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 8 M.

Rovenhagen, Alt-englische Dramen. I. Die geistlichen Schauspiele. Aachen, M. Jacobi. 4. 1 M.

Wenzel, M., Humor und Ernst aus dem Soldatenleben. Mit einleitendem Vorwort von A. v. Winterfeld. 1ster u. 2ter Bd.: Aus der Wachtstube. Eine Tigerjagd in Pommern. Eine böse Nacht. — Eine Brautwerbung Blücher's. Verloren. Jena, Costenoble. Gr. 16. à 1 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 29. —— 17. Juli 1879.

Zur kirchlich-politischen Literatur.

1. Die wahre Bedeutung des Culturkampfes. Von J. Frohschammer. Elberfeld, Loll's Nachfolger. 1878. Gr. 8. 60 Pf.
2. Die Opposition wider die Herrschaftsansprüche der römischen Kirche, eine Kritik ihrer bisherigen Grundlagen. Von Gustav Friedrich. Berlin, Denicke. 1877. Gr. 8. 80 Pf.
3. Staat oder Papst? Ein Beitrag zum Ausgleich zwischen Staat und Kirche, von einem Weltgeistlichen im Münsterlande. Herausgegeben von Arnold Ruge. Elberfeld, Loll's Nachfolger. 8. 1 M.
4. Die rechtliche Unverantwortlichkeit und Verantwortlichkeit des römischen Papstes. Eine Völker- und staatsrechtliche Studie von Bluntschli. Beigabe: das italienische Garantiegesetz. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 1 M.
5. Der heutige Zwiespalt zwischen Staat und Kirche. Betrachtet anlaßlich eines besondern Falles von C. M. Curci. Autorisirte Ausgabe. Wien, Hartleben. 1878. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.
6. Was ist von der christlichen Kirche zu halten? Eine gedrängte Darstellung der Quellen und der Geschichte des Christenthums. Von A. Dulk. Sechs öffentliche Vorträge. Zürich, Schmidt. Gr. 8. 2 M.

In der Schrift über „Die wahre Bedeutung des Culturkampfes“ (Nr. 1) sagt J. Frohschammer, daß unter dem katholischen Volke zum Zweck der Agitation unwahre Ansichten verbreitet würden, daß aber auch die Liberalen eine zu äußerliche und unbestimmte Auffassung desselben hätten, als ob es sich blos um die Oberherrschaft, um die Souveränetät des Staats gegenüber dem Papstthum handelte, während es sich in Wahrheit um etwas rein Sachliches, um die höchsten Güter und Gaben der Menschheit handele, die vom Papstthum bedroht, vom Staate geschützt und gefördert würden. Die moderne Wissenschaft in allen Gebieten des Daseins, sagt der Verfasser, hätte unter der päpstlichen Herrschaft sich nicht theoretisch entwickeln und praktisch für das Leben geltend machen können, und würde noch heute in ein Nichts zurückgeschleudert, wenn die Curie das Scepter führte. Man sage zwar, daß der Klerus und die Klöster sich Verdienste um die Wissenschaft erworben hätten, vergesse aber hinzuzusetzen, daß diese Verdienste nur in der Erhaltung und Verwendung der Wissenschaft zum Dienste der Kirche, nicht in deren Schaffung und Fortbildung bestanden. Der Verfasser bezeichnet die päpstliche Kirche als die unversöhnliche Feindin jeder wissenschaftlichen Forschung, da sie in der Forschung selbst diejenige Macht sehe, gegenüber welcher ihre Lehrsätze und Satzungen und ihre absolute Autorität für die Dauer nicht haltbar seien. Kaum habe zu Ende des Mittelalters die Wissenschaft begonnen sich von der Vormundschaft der päpstlichen Kirche freizumachen, so habe letztere die Institute der Inquisition und des Index gegründet, wodurch alles, was auf dem Gebiete der Theologie, Philosophie, Rechtswissenschaft, Geschichte, Naturwissenschaften mit den Satzungen der Kirche nicht übereinstimmte, verflucht wurde und unschädlich gemacht werden sollte. Die Folgen hiervon seien in Spanien, in Italien, in dem katholischen Theile Deutschlands sehr sichtbar, und wenn dies in dem größtentheils katholischen Frankreich weniger der Fall sei, so liege der Grund hiervon nur in der verhältnißmäßig bedeutenden Unabhängigkeit selbst des französischen Klerus von der römischen Curie. Auf die Frage, ob für diesen intellectuellen Schaden die Kirche in anderer Hinsicht Ersatz biete, etwa durch Förderung des echt religiösen und sittlichen Lebens, erwidert der Verfasser, die päpstliche Kirche, im unversöhnlichen Widerspruch mit der Wissenschaft und dem unverfälschten Vernunftgebrauch, sei eben damit auch eine Feindin der Wahrhaftigkeit und der Wahrheit, also auch des Christenthums, und sei vielmehr ein vom Geiste Christi abgefallenes und zur Beschränktheit des Judenthums zurückkehrendes kirchliches Christenthum. Den Andersgläubigen gegenüber trete sie mit Verfolgungssucht und Ketzerprocessen auf. Auch in politischer Beziehung sei das Papstthum der Gegner aller Freiheit. Nicht für

das katholische Volk fordern die Jesuiten und die sonstigen klerikalen Vorkämpfer freies Wahlrecht, Preßfreiheit, selbst Glaubens- oder Gewissensfreiheit, sondern um diese Freiheiten durch das beherrschte Volk auszunützen und gegen den modernen Staat zu verwenden. Vergleiche man also die wirkliche historische Papstkirche sammt ihren Leistungen und Strebungen mit dem wirklichen thatsächlichen Staate und dessen Leistungen und Strebungen, so werde man keinen Augenblick im Zweifel sein, wer im Rechte sei in diesem Culturkampfe.

Gustav Friedrich, der Verfasser der „Opposition wider die Herrschaftsansprüche der römischen Kirche" (Nr. 2), bezeichnet als den Grundfehler, daß nicht alle sich zu der Frage erheben können, ob ihr vermeintliches Wissen nicht schließlich ein Nichtwissen, ein Wähnen sei. Das Bedürfniß eines geistlichen Standes in einer Religionsgenossenschaft, theils für Glaubenssachen, theils für Rechtssachen, gibt er zu, findet es aber sehr bedenklich, wenn daraus eine Priesterschaft der römischen Kirche, ausgestattet mit übernatürlichen Eigenschaften und erfüllt von dem Anspruch auf unbedingtesten Gehorsam der Gläubigen, hervorgegangen ist, deren Oberhaupt sich die Unfehlbarkeit zugesprochen hat. Von einer Opposition wider die Herrschaftsansprüche der römischen Kirche verspricht sich der Verfasser nur dann Erfolg, wenn eine starke Staatsregierung an die Spitze derselben tritt, welche alle Bekenntnisse duldet und achtet, Leben, Leib, Ehre und Gut der Mitmenschen nicht antastet und dem Staat für die zur Bedingung seiner Existenz erforderlichen Einrichtungen und Anordnungen ihren ungeschmälerten Beistand gewährt, denjenigen Genossenschaften aber keinen Platz gönnt, welche die weltliche Obrigkeit nicht für berechtigt halten, ein Gesetz zu geben, das von ihrer Priesterschaft verurtheilt werde.

Der Weltgeistliche im Münsterlande, welcher die Frage „Staat oder Papst?" (Nr. 3) aufwirft, hat die Ansicht, daß wir eine zweite Reformation erleben werden, und daß dann der Klerus wider den Papst und für die Freiheit der Gemeinde eintreten müsse. Von einem Ausgleich zwischen dem Papste und der päpstlichen Hierarchie will er nichts wissen. Die Geistlichen seien Staatsunterthanen geblieben auch nach der Priesterweihe, und diese habe ihnen nur das Recht und die Pflicht verliehen, für das Seelenheil der ihnen anvertrauten Gemeinde zu sorgen. Sie hätten also vor allem andern die heilige Pflicht, den Gesetzen des Staats Gehorsam zu leisten, gleichviel ob ihnen diese Gesetze angenehm seien oder nicht. Den Culturkampf habe der Papst allein verschuldet und hervorgerufen durch seine Encyclica vom 8. December 1864, aus politischem Ehrgeiz genährt und geklärt vermittels des Syllabus und der vaticanischen Beschlüsse und Verfluchungen vom Juli 1870, welche Kundgebungen dem heutigen Standpunkte aller Wissenschaft und Forschung Hohn sprächen. Der Weltgeistliche hat es daher unternommen, diese päpstlichen Erlasse, gestützt auf die Heilige Schrift und den gesunden Menschenverstand, Punkt für Punkt zu widerlegen, das Unhaltbare ihrer Lehre und Beschlüsse nachzuweisen, das Unrecht des Papstes ins Licht zu setzen; dann, hofft er, werde kein Geistlicher und kein Laie mehr den wohlerwogenen Gesetzen des Staats Gehorsam verweigern und der Friede zwischen Staat und Kirche hergestellt sein. Um die entgegengesetzten Anschauungen des Papstes und des Weltgeistlichen prägnanter hervortreten zu lassen, wurde in dem Buche die Einrichtung getroffen, daß alle päpstlichen Kundgebungen auf der linken, die ketzerischen Ansichten des Weltgeistlichen auf der rechten Seite des Buchs abgedruckt sind. Der letztere findet die Behauptung von der Einsetzung Petri als des Stellvertreters Christi und vollends die von der Nachfolgerschaft Petri, von der Einsetzung eines kirchlichen Fürstenthums oder Papstthums höchst problematisch, voll von Widersprüchen, durchaus unhaltbar. Dem Beispiel Christi gemäß spricht er sich gegen alles Verdammen und Verfolgen der Irrenden aus und verlangt, daß einem jeden sein Glaube gelassen werde. Die Autorität des Papstes, dessen weltliches Regiment sich bis zum Abscheu verhaßt gemacht hat, hält er für verloren; seinen Anspruch, daß alle vom Volk und von den Regierungen berathenen und sanctionirten Gesetze ohne seine Approbation ungültig seien, bezeichnet er als im Widerspruch stehend mit den Anschauungen der civilisirten Welt und zweifelt nicht daran, daß die päpstliche Prätension, die Oberhoheit über alle Staaten auszuüben, zur gänzlichen Aufhebung der Hierarchie, zu Gemeinden ohne Kirchenfürsten führen werde. Was Pius mit seinen vaticanischen Beschlüssen geschaffen habe, sei absolut geistige Despotie zu nennen; dadurch habe sich die Hierarchie, durch das Tridentiner Concil bereits zersplittert, vollends ganz unmöglich gemacht. Der Papst sei, nachdem die Nacht des Mittelalters verschwunden, ein Anachronismus. So bleibe denn den Weltgeistlichen, welche dem milden Beispiel Christi in Lehre und Predigt folgen und dem menschlichen Drange unserer duldsamen Zeit sich nicht verschließen, kein anderes Mittel zur Rettung vor der Geistestyrannei übrig, als daß sie keinen hierarchischen Herrn mehr anerkennen, sondern nur dem Geiste ihrer Gemeinden dienen und denselben die Wahrheit predigen, welche sie im Laufe der Zeiten ehrlich erkennen und erfassen.

Man hat schon vielfach die Lage, in welche das Papstthum durch die Occupation von 1870 versetzt worden ist, sehr günstig gefunden; denn so lange der Papst noch weltlicher Souverän war, konnte ihm, falls er Anlaß hierzu gab, von einer auswärtigen Macht der Krieg angekündigt, Civitavecchia besetzt, Rom in Beschlag genommen werden. Seitdem er aber der Gefangene des Vaticans ist und durch das italienische Garantiegesetz in allen Beziehungen als durchaus unabhängiger Souverän bezeichnet wird und gegen jeden Eingriff in seine Machtsphäre geschützt ist, kann ihm eine fremde Macht nicht gut beikommen. Sie müßte über das Königreich Italien hinüberschreiten, um an den Pforten des Vaticans anzuklopfen. So ist denn der Papst, nachdem er sich unfehlbar gemacht hat, gegen seinen Willen auch unangreifbar geworden, und die italienische Regierung, mehrmals darauf aufmerksam gemacht, daß sie auf diese Weise die Verantwortung für das offensive Verhalten ihres mit so vielen Garantien umgebenen Gefangenen selbst auf sich nehme, ließ sich nicht herbei, an der Sachlage etwas zu ändern, sondern blieb bei ihrem Garantiegesetz. Dasselbe wird in einer interessanten Broschüre: „Die rechtliche Unverant-

wortlichkeit und Verantwortlichkeit des römischen Papstes" von Bluntschli (Nr. 4), näher beleuchtet. Der Zweck dieses Gesetzes, sagt er, sei ein doppelter. Es solle einerseits für Italien das Cavour'sche Programm „Freie Kirche im freien Staat" realisiren, andererseits die katholische Welt über die Einverleibung Roms und des Kirchenstaats beruhigen und die Befürchtungen der Mächte zerstreuen, daß der Papst in die Abhängigkeit von dem Königreich Italien gerathen sei. Man dürfe allerdings den Papst nicht wie einen Bischof behandeln; nach Verlust seiner weltlichen Herrschaft sei seine kirchliche Autorität unversehrt geblieben; seine Würde als die eines Oberhauptes der römisch-katholischen Kirche sei nicht eine italienische, sondern eine universelle, werde von allen römisch-katholischen Kirchen in allen Ländern der Welt noch heute anerkannt und habe somit einen internationalen, völkerrechtlichen Charakter. Darauf beruhe die Forderung der Papstfreiheit und der Exemption des Papstes von jeder besondern Unterthänigkeit unter einen Staat. Dieser Forderung suche das Garantiegesetz gerecht zu werden; es habe ihm eine Menge von hohen Ehren, Freiheiten und Rechten zugewiesen und garantirt, spreche aber kein Wort von seinen Pflichten oder von den Bedingungen, unter welchen ihm diese Rechte garantirt seien. Hier findet der Verfasser eine Lücke in der italienischen Gesetzgebung. Wenn der Papst seine Anhänger zu offenem Angriff auf die Regierung des Königs von Italien aufreizt; wenn er mit fremder Hülfe den entrissenen Kirchenstaat wieder zu erobern versucht; wenn er gegen einen fremden, mit Italien in Frieden und Freundschaft lebenden Staat feindliche Maßregeln ergreift: was dann? In den beiden ersten Fällen würde wol kein Garantiegesetz den Papst vor Besetzung des Vaticans und vor Gefangennehmung schützen; im letzten Falle würde Italien durch seine Connivenz die Verantwortlichkeit für die feindlichen Handlungen des Papstes übernehmen, was ihm bekanntlich nicht viel Scrupel verursacht. Die weitere Frage, ob die päpstliche Souveränetät, von welcher das Garantiegesetz spricht, eine eigentliche Souveränetät sei, beantwortet der Verfasser dahin, daß er sagt, der Papst habe seit der Säcularisation des Kirchenstaats aufgehört, Staatsoberhaupt zu sein, und könne nicht mehr als souveräne Person im eigentlichen Sinne angesehen werden. Nur eine uneigentliche kirchliche Souveränetät, welche gleichbedeutend sei mit höchster kirchlicher Autorität innerhalb der katholischen Welt, könne dem Papste zugeschrieben werden. Doch sei eine solche weder ein Begriff des Staatsrechts noch des Völkerrechts; sie werde dem Papste nicht um irgendeiner Rechtspflicht der Staaten willen von diesen zugestanden, sondern in der Absicht, den weltgeschichtlichen und universellen Beruf des Kirchenhauptes einer Weltkirche zu ehren und zu schützen und dadurch auch den Wünschen und den Meinungen der katholischen Bevölkerung eine wohlwollende Befriedigung zu gewähren. Eine solche Stellung, zumal mit Unverantwortlichkeit umkleidet, sei nun freilich einzig in der Welt. Nach einer historischen Uebersicht über die Entwickelung des Papstthums in seinem Verhältniß zum Staat, von den ersten Jahrhunderten des Christenthums bis auf unsere Zeit, kommt der Verfasser zu dem Schluß, daß nicht aus staatsrechtlichen oder völkerrechtlichen, sondern nur aus politischen Gründen dem Papste eine privilegirte und eximirte Rechtsstellung gewährt werden könne; daß eine völlige Gleichstellung der Päpste mit fremden Souveränen nicht möglich sei, weil die beiderseitigen Verhältnisse grundverschieden seien; daß jeder Staat berechtigt sei, den Päpsten Rechtsschutz und Privilegium nur unter der Bedingung zu gewähren, daß diese wiederum die verfassungsmäßige Rechtsordnung der Staaten respectirten; daß am besten eine Verbindung der mächtigsten christlichen Staaten dem Papste die Bedingungen ihrer Anerkennung als eine Art Wahlcapitulation vorlegte; daß allenfalls jeder Staat für sich allein in dieser Weise vorgehen könnte; daß endlich kein Staat sein Gebiet zu völkerrechtswidrigen Friedensbrüchen gegen einen andern Staat misbrauchen lassen dürfe.

Das ganze Vergehen, welches der Jesuitenpater C. M. Curci (Nr. 5) begangen hat, bestand darin, daß er auf den Gedanken kam, aus diesem „Zwiespalt zwischen Staat und Kirche" habe die letztere nur Schaden; es sei daher sehr unpraktisch von der päpstlichen Curie, sich in den Schmollwinkel zurückzuziehen, an dem politischen Leben des Königreichs Italien gar keinen Antheil zu nehmen, letzteres möglichst vollständig zu ignoriren, den Gläubigen die Losung zu geben, daß sie weder wählen noch sich wählen lassen sollten, und auf den Umsturz des neugeschaffenen Königreichs, sei es infolge einer innern Krisis oder durch die Gewalt fremder Bajonnete, als auf ein in nächster Zeit sich vollziehendes Ereigniß zu warten. An solche Eventualitäten glaubt Curci nicht; er weiß vielmehr, daß von „unserer lieben Jugend" wenigstens 99 Procent aus Liebe zu Italien von der Kirche abfallen, daß von den fremden Mächten keine ihre Armeen zur Restauration der weltlichen Herrschaft des Papstes gegen Rom marschiren läßt, und daß bei fortgesetzter Feindseligkeit der Curie gegen Italien letzteres immer mehr von Frankreich sich werde trennen und dem ketzerischen Deutschland sich werde in die Arme werfen müssen; überhaupt, daß die Wiederkehr der frühern weltlichen Macht der Curie ein Traum sei; daß das Oberhaupt der römischen Kirche mit der Wirklichkeit, nicht mit Traumgebilden zu rechnen habe; daß dasselbe mit dem Königreich Italien sich verständigen könne, ohne deswegen dessen Spoliationen anzuerkennen. Er verlangte in der Vorrede zu einem Bande seines exegetischen Werks über die Evangelien die endliche Versöhnung zwischen Kirche und Staat, zwischen Papst und König. Dabei ist der Pater weit entfernt, der Stellung des Papstes irgendein Opfer zuzumuthen; vielmehr glaubt er, daß das Papstthum durch Betheiligung an den politischen Kämpfen Italiens sich eine starke Partei im italienischen Parlament gründen, vielleicht mit der Zeit die Mehrheit sich dort verschaffen werde. Mit dieser Ansicht, welche die politischen Verhältnisse Italiens möglichst zum Nutzen der Curie auszubeuten räth, steht bekanntlich Curci nicht allein; viele Prälaten in Rom denken ebenso wie er, und wenn die Jesuiten den Widerruf oder den Austritt aus dem Orden von ihm forderten, so hindert das nicht, daß sie unter andern Constellationen gerade das thun, was sie hier an Curci verurtheilen. Die Verhandlungen des letztern mit Papst Pius, mit dem Cardinal Simeoni,

mit dem Jesuitengeneral und mit andern, welche Curci anführt, geben uns ein treues Bild von jenem Intriguen-Netz, das den Vatican umspannt hält.

In der „Darstellung der Quellen und der Geschichte des Christenthums" (Nr. 6) bespricht A. Dulk zuerst die Schriften des Alten und des Neuen Testaments, sucht dann die Göttlichkeit Jesu aus dem Neuen Testament zu widerlegen, und gibt am Schluß eine kurze Uebersicht über die Entwickelung des Christenthums. Diese Aufgabe haben sich bekanntlich schon viele gestellt, die mit schärfern kritischen Waffen als dieser sonst so geistreiche Schriftsteller ausgerüstet waren. Solange diese Fragen innerhalb der vier Wände des rein wissenschaftlichen Gebietes erörtert wurden, konnte man der Beweisführung zustimmen; dieselben aber zum Gegenstand öffentlicher Vorträge, an welchen ein sehr gemischtes, zum Theil völlig urtheilsloses Publikum theilnimmt, zu machen, scheint uns bedenklich. Es hört sich ja ganz gut an, wenn von der reinen und vollen Menschlichkeit Jesu Christi gesprochen wird, von der neuen Cultur- und Weltperiode, welche durch das Christenthum geschaffen worden sei, von der mit dem Zerfall der christlichen Kirche abfallenden Hülle einer Geistesblüte, welche kein Glaubensbekenntniß, sondern das Menschenthum selber ist; aber Thatsache scheint zu sein, daß, je mehr wir dieses positive Christenthum zurückdrängen und die Glorie des Menschenthums in den Vordergrund stellen, das letztere um so tiefer sinkt. Was der Verfasser über die vielen anstößigen Stellen im Alten Testamente sagt, ist richtig; aber seine Forderung, die Bibel aus den Schulen ganz zu verbannen, geht zu weit; der richtige Weg, der schon von vielen anempfohlen worden ist, ist wol der, daß den Schülern und Schülerinnen eine von diesen Schlacken gereinigte Bibel, allenfalls ein verständig revidirter Auszug in die Hand gegeben werde. Wenn der Verfasser von den sittlichen und intellectuellen Unvollkommenheiten, die sich in der Darstellung der Gottheit Christi finden, spricht, so zeugen mehrere Beispiele, die er für seine Behauptung anführt, nicht gerade von der Richtigkeit seiner Auffassung.

Neue erzählende Schriften.

(Beschluß aus Nr. 28.)

Unter den Werken ausländischer Autoren, die uns gleichzeitig zur Besprechung vorliegen, ist es der bereits vor einem Vierteljahrhundert zum ersten mal in deutscher Uebersetzung veröffentlichte Roman eines englischen Pastors, welcher besondere Beachtung verdient. Damals hatte das Buch großes Aufsehen erregt in England wie in Deutschland, dank seiner Gediegenheit als Kunstwerk, noch mehr aber der Vorurtheilsfreiheit wegen, welche der Verfasser, obgleich selbst dem geistlichen Stande angehörend, in seinem Urtheile über die verschiedenen Formen des Gottglaubens und ihre Priester bekundet. Und wir glauben nicht irrezugehen, wenn wir diesem Werke eben der genannten Vorzüge wegen auch heute noch eine starke Wirkung zutrauen, trotz der großen Fortschritte, welche die Naturwissenschaften in diesen letzten fünfundzwanzig Jahren gemacht, nicht nur an und für sich, sondern auch bezüglich ihres aufklärenden Einflusses auf einen großen Theil der gebildeten Welt. Denn noch greift die Kirche als selbständige Gesetzgeberin im Staat mit mächtiger Hand in viele unserer reinmenschlichen Verhältnisse und stellt uns unter ihre Botmäßigkeit, so grell sich auch Naturrecht und Religionsgesetz in hundert Fällen widersprechen mögen, und noch immer ringt sie mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln nach der in frühern Zeiten so gewaltsam bethätigten Uebermacht über die weltlichen Häupter der Staaten, und damit über die ganze „christliche" Menschheit.

Doch ehe wir in unsern Ausführungen weiter gehen, müssen wir den Lesern wol den Titel des Werks und den Autor desselben namhaft machen; sie lauten:

8. Hypatia oder Neue Feinde mit altem Gesicht. Von Charles Kingsley. Ins Deutsche übertragen von Sophie von Gilsa. Mit einem Vorwort von Christian Karl Josias Bunsen. Zweite Auflage. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1878. 9 M.

Mochte es auch nicht in der Absicht des Verfassers gelegen haben, destructive Gedanken durch sein Werk anzuregen, so glaubt Referent doch nicht der einzige zu sein, der bei der Lektüre desselben unwillkürlich solche Gedanken in sich entstehen fühlte. Ja der Verfasser, welcher in „Hypatia" den Kampf der jungen (christlichen) Kirche gegen die Alte Welt im Anfang des 5. Jahrhunderts schildert, ist sogar sichtlich bestrebt, es als absolut nothwendig darzustellen, daß die Bischöfe jener Zeit, hinter denen ein ganzes Heer fanatisirter ascetischer Mönche stand, nach weltlicher, rein physischer Macht rangen, um dem neuen Glauben jenes Ansehen zu verleihen, welches mehr als die göttliche Lehre selbst geeignet war, ihm in der europäischen Welt, die sich damals bekanntlich auch über den römischen Osten bis nach Afrika hinüber erstreckte, immer neue gläubige Scharen zuzuführen. Er sucht es uns begreiflich zu machen, daß diejenigen, welche aller Welt die Botschaft allgemeiner Menschenliebe künden sollten nicht auf der Spitze des Schwertes wie ein Mohammed, sondern mit mildem Wort, durch das edle Beispiel der Entsagung und Selbstaufopferung, einen schonungslosen, fanatischen, mörderischen Krieg gegen die Verkünder und Anhänger anderer Glaubenslehren führten, daß sie aus Verfolgten zu Verfolgern wurden und Macht und Ansehen der weltlichen Regenten zu untergraben strebten. Insofern nun der Grundsatz: „Es vollziehen sich nur Nothwendigkeiten", auf alles, was die Geschichte uns erzählt, angewendet werden mag, hat der Verfasser, welcher in seinem Romane auf streng historischem Boden steht, einen gewissen Anspruch, seine Ansicht als die richtige anerkannt zu sehen.

Nur ein Sophist in der schlimmsten Bedeutung dieses Wortes wird aus dem Grundsatze: „Es vollziehen sich nur Nothwendigkeiten", die weitere Folgerung ziehen, daß alles, was geschehen, auch unsere moralische Billigung haben muß. So vermögen wir auch hier durchaus nicht

das Vorgehen der jungen Kirche zu billigen; ja wir gehen sogar noch weiter, wir halten dafür, daß die Lehre Christi, in ihrer Reinheit bewahrt und in Verbindung gebracht mit dem hohen Streben, die Menschheit geistig aufzuklären und zu bilden, durch sich selbst zum Siege über Heiden-, Philosophen- und Götzendienerthum gelangt wäre. Dieser Sieg war ein nothwendiger Sieg a priori, da sich aus dem Wuste philosophischer, im Neuplatonismus entarteter Ideen und Lehren und aus jüdischer Orthodoxie endlich doch als einzige und ewige Wahrheit das Gebot der Humanität durchringen mußte: denn es ist dies ein Gebot, welches gegen allen Egoismus und gegen alle Leidenschaften sich immer wieder Geltung verschaffen wird als das urgewaltige Hemmniß einer totalen Vernichtung der menschlichen Rasse durch die Menschen selbst. Im Sinne desjenigen aber, der dieses Gebot in böser Zeit auszusprechen wagte, Christi nämlich, wäre es gewesen, wie wir schon angedeutet, demselben auf dem Wege der Humanität Eingang in alle Herzen zu verschaffen. Anstatt dessen machte es ein Haufe ehrgeiziger Männer zum Fundament eines Glaubens und — Aberglaubens.

In der Entwickelung dieser Anschauung haben wir den einzigen, freilich nicht unwesentlichen Punkt berührt, wo wir den geistvollen und ebenso gelehrten als gestaltungskräftigen Verfasser im Widerstreit finden mit den sonstigen, so freien und jedem Glaubenszwange überlegenen und entwachsenen Anschauungen, die er in wunderbar geschickt angelegten und durchgeführten Gesprächen ganz rückhaltlos zum Ausdruck bringt. Ob hier die Vorliebe für die christliche Lehre, aus welcher er kein Hehl macht und die ihn wünschen läßt, daß dieser Lehre in der äußern Macht der „Kirche“ ein sichtbares Ansehen bewahrt bleibe, mitgewirkt hat, ihn in solchen Widerspruch mit seiner höhern Ueberzeugung zu bringen, oder ob bei ihm vielleicht blos Scheu vorhanden war, seiner Ueberzeugung betreffs der Unzulässigkeit der weltlichen Macht der Kirche offene Worte zu leihen, wissen wir nicht. Fast aber möchten wir das letztere annehmen, besonders da es nahezu dreißig Jahre sind, seit dieser Roman geschrieben wurde, und da eben diese dreißig Jahre den rapiden Verfall der Kirche als weltlicher Macht bedeuten trotz Pius' IX. Infallibilitätskomödie, trotz mannichfaltiger Heiligsprechungen und der Excommunicationen gekrönter Häupter, was alles die Einigung Italiens und die Einverleibung des Kirchenstaats in das neue Königreich nicht hat verhindern können. Damals also, vor dreißig Jahren, hätten Ideen, die heute nicht mehr neu sind, auch von einem „nur“ protestantischen Pastor nicht ausgesprochen werden dürfen, ohne der Veröffentlichung des Werks selbst ein Hinderniß zu werden, und Kingsley that für seine Zeit genug, wenn er neben der verfaulenden alten Welt, neben der Unfähigkeit des Neuplatonismus, irgendetwas Haltbares zu schaffen, die Verworfenheit eines Cyrill und die Bestialität seiner Mönchshorde kennzeichnete nur mit jener Rücksicht auf die Wohlanständigkeit, die ihn in seiner Vorrede zu folgender Entschuldigung veranlaßt, einem Zeugniß für seine Objectivität und Wahrheitsliebe:

Wer ein solches Zeitalter (das 5. Jahrhundert) beschreibt, hat einen lästigen Misstand zu bekämpfen. Er wagt nicht zu sagen, wie schlecht die Menschen waren, und er wird keinen Glauben finden, wenn er erzählt, wie viel Gutes sie besaßen. Im gegenwärtigen Falle ist jener Misstand ein doppelt großer; denn während die Sünden der Kirche, obgleich entsetzlich, sich doch in Worten ausdrücken lassen, ist es unmöglich, die Sünden der heidnischen Welt, die sie bekämpfte, zu beschreiben; der christliche Vertheidiger ist daher des Anstandes wegen genöthigt, den Zustand der Kirche weit schwächer darzustellen, als die Thatsachen es verdienen.

Es könnte uns ein gerechter Vorwurf daraus gemacht werden, daß wir bei Besprechung dieses Werks, welches seiner ästhetischen Vorzüge wegen die lebhafteste Anerkennung verdient, in erster Linie auf die Tendenz desselben hinwiesen und zu zeigen suchten, wo nach unserm Ermessen der Verfasser nicht in Uebereinstimmung ist mit seinem sonst so vorurtheilsfreien Urtheil über andere Religionsformen, vor allem nicht in Uebereinstimmung mit seiner richtigen Erkenntniß des tiefsten Kerns der christlichen Lehre, welche wol in dem Satze zusammengefaßt werden kann: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ Dieses unser Vorgehen dürfte aber der zweite Titel des Buchs genügend rechtfertigen: „Neue Feinde mit altem Gesicht“, welcher des Autors tendenziöse Absicht kundgibt, die doch wol dahin geht, in den Schilderungen des 5. Jahrhunderts der Gegenwart einen Spiegel vorzuhalten, in welchem dieser und jener sein wenig geschmeicheltes Conterfei erkennen mag. Indem der Verfasser diesen zugespitzten zweiten Titel so augenfällig wählte, forderte er damit die Kritik heraus, das Werk auch auf die Tendenz hin zu prüfen. Der ästhetische Werth des Buchs hat sich nicht geändert; er wurde beim ersten Erscheinen desselben von berufenen Federn gebührend anerkannt, sodaß wir glauben genug zu thun, wenn wir dies erwähnen und namentlich darauf hinweisen, daß mancher unserer „gelehrten“ Romanschriftsteller von dem Autor der „Hypatia“ hätte lernen können, seine Gelehrsamkeit zu Nutz und Frommen des Kunstwerks zu verwerthen, dieselbe in Fleisch und Blut seiner Dichtung aufund übergehen zu lassen, ohne daß der Leser auf Schritt und Tritt der störenden Empfindung ausgesetzt ist, im Kunstwerke immer zwei verschiedene Seelen als schaffende zu erkennen, bald die willkommene lebensfrische des Dichters, und bald wieder die mit Bücherstaub bedeckte des gelehrten Geschichtsforschers. „Hypatia“ kann als Muster eines historischen Romans gelten; die Einfachheit der Intrigue thut bei der Großartigkeit der Ereignisse und der Lebhaftigkeit der Schilderung der Menschen und ihres Innen- und Außenlebens dem Genusse an dem Werke keinen Eintrag.

In tendenziöser Hinsicht aber muß das Buch naturgemäß in dem Leser von heute, der die letzten fünfundzwanzig Jahre miterlebt und die Bedeutung derselben, namentlich für die weltliche Souveränetät der christlichen Kirche erkannt hat, ganz andere Ideen wecken als in dem Leser von 1854, wo das Buch zuerst in deutscher Sprache erschien: und wenn wir auch heute noch den Freisinn, die humane Denkart des Verfassers bewundern, so mußten wir doch auch auf den Punkt hinweisen, in welchem er uns heute überflügelt erscheint. Und dies schien uns bei einer neuen Besprechung der „Hypatia“ die Aufgabe des Kritikers zu sein.

Eine eingehende Darstellung des Inhalts des Romans können wir um so eher unterlassen, als die Voraussetzung,

daß jeder gebildete Leser nach dem mit Recht berühmten Werke greifen wird, sich wol nicht als irrig erweisen dürfte.

Wir wenden uns jetzt einem holländischen Novellisten zu, dessen Schriften nicht genug empfohlen werden können:

9. Ober-Betuwe'sche Novellen. Von J. J. Cremer. Uebersetzt von E. G. Münster, Aschendorff. 1877. 8. 1 M. 40 Pf.

10. Geschichten aus Dorf und Stadt. Nach dem Holländischen von E. G. Münster, Aschendorff. 1877. 8. 1 M. 50 Pf.

Diese beiden Bände enthalten zwölf Novellen, von welchen nicht weniger als zehn den berühmten Holländer J. J. Cremer zum Verfasser haben, der als Novellist einen ersten Rang in der Weltliteratur einzunehmen verdient und wol auch noch einnehmen wird. Die zwei andern Novellen, welche das Dutzend voll machen, sind von Gerhard Keller, offenbar einem Schüler Cremer's von nicht eben hervorragender Begabung, doch von jener moralischen Gesundheit und Kernigkeit, von jener schlichten Anspruchslosigkeit, welche auch die Lennep und Cremer auszeichnen. Ersterm steht er jedenfalls geistig näher in seiner prosaischen Behäbigkeit und echt holländischen Leidenschaftslosigkeit, während Cremer mit seiner uns im tiefsten Innern aufwühlenden Leidenschaftlichkeit, mit seiner Fähigkeit uns in die Abgründe der menschlichen Seele schaudernd hinabblicken zu lassen, ungefähr so über die beiden Genannten emporragt, wie — mir liegt ein Bild aus der Natur am nächsten — der Pilatus bei Luzern, dieser urgewaltige Bergkoloß mit seinen Schroffen und gähnenden Klüften, mit seinem düster wilden Charakter über den freundlichen Rigi und den sanft ansteigenden, gewissermaßen unter der Obhut des Pilatus stehenden Sonnenberghügel.

Cremer ist, wenn ich so sagen darf, Charakternovellist; gerade seine besten Arbeiten, wie unter den vorliegenden „Das Pfauenfederchen", „Bruder Jakob", „Das zirpende Heimchen" und „Auf der Kienhorst", zeichnen sich dadurch aus, daß der Dichter eine Gestalt, meist einen Mann, in die Mitte der Handlung stellt, welche von irgendeinem bösen Leidenschaftsteufel besessen ist, wie Hochmuth, Neid, Geiz u. dgl. Diesen Menschen nun läßt er vor unsern Augen immer mehr und mehr von dieser Leidenschaft beherrscht, unterjocht werden, bis endlich die hierdurch hervorgerufene Handlungsweise des Betreffenden zu einer verhängnißvollen Katastrophe führt, die den Helden urplötzlich zur vernichtenden Erkenntniß seines Unrechts, der Verwerflichkeit und Verderblichkeit seines Hanges gelangen, ihn sein entstelltes Innere wie im Spiegelbilde schauen läßt und so zur Ursache seiner Umkehr wird — wäre es auch erst auf dem Todtenbette. „Besser spät als gar nicht." Es sind meist Dorfgeschichten einfachster Fügung, welche Cremer zu Gefäßen seiner großartigen, an Shakspeare hinanreichenden Charakterstudien macht; doch bei dem vornehmen Talente, bei der Tiefe des Verfassers ist es selbstverständlich, daß er trotz der enggezogenen Grenzen und der Bedeutung der Hauptfigur die übrigen Gestalten und alles, was drum und dran hängt, mit jener minutiösen Genauigkeit, mit jener lebensvollen Plastik schildert, die ihm eigen ist und welcher auch das kleinste Detail nicht entgeht. Wir erhalten also immer ein volles und ganzes Gemälde, in welchem nichts dem Maler Nebensache gewesen, wie ja auch in der Natur der kleinste Organismus so ausgestattet ist, daß er in dem großen Ganzen seine Existenzfähigkeit und seine Existenzberechtigung nachzuweisen vermöge.

Eines müssen wir indeß betonen, was nicht dem Autor zum Tadel gereicht, wol aber vom Leser beachtet zu werden verdient: es ist dies die schon früher kurz erwähnte, fast übermäßig erschütternde Wirkung dieser Charakternovellen auf das Gemüth des Lesers. Das Interesse für den Verfasser und seine Schriften veranlaßte uns, den Band „Ober-Betuwe'sche Novellen" in äußerst kurzer Zeitspanne ohne Unterbrechung durchzulesen, und wir müssen gestehen, daß wir bei dem letzten Stück „Auf der Kienhorst" kaum mehr die Fassung und Ruhe zu bewahren vermochten: so zermartert und zernichtet fühlten wir uns. Diese Gattung Cremer'scher Novellen will also in kleinen Dosen und in größern Zwischenräumen genossen sein, soll sie nicht nachtheilig und deprimirend, sondern reinigend und erhebend wirken: diejenige Wirkung, welche diesen Novellen thatsächlich innewohnt.

Doch nicht immer trägt der Pilatus seine Nebelkappe, in seinen waldigen Gehängen athmen wir herrlichen Harz- und Blumenduft und freuen uns an den prächtigen bunten Farben der kräftigen Alpenflora. Und so erzählt uns auch Cremer nicht nur düstere Geschichten voll Schmerz und Leidenschaft; er liebt es, oft auch einen kindlich heitern, einen humoristischen Ton anzuschlagen, und ist seiner Wirkung auf den Leser hier ebenso sicher wie im tragischen Fach. Der verdienstvolle Uebersetzer hat uns in den beiden Bänden auch solche Proben Cremer'scher Poesie mitgetheilt; so ist „Krausemünzchen" im kindlichen Genre ebenso unübertrefflich, wie „Ein Tag in der Residenz" im humoristischen.

Wir haben bereits wiederholt auf die Vorzüge der holländischen Novellisten in d. Bl. hingewiesen und werden es immer wieder thun. Ihre Werke sind jedenfalls mehr zur Bildung und Erziehung berufen und geeignet als die französische Demi-Monde-Literatur, welche leider noch immer den deutschen Büchermarkt und das deutsche Theater beherrscht, in dieser Herrschaft gefördert von den fortwährenden Referaten unserer Journalkritiker, die in der französischen Literatur merkwürdig bewandert sind, oft besser bewandert als in der deutschen, die dagegen von einem Genie wie Cremer niemals etwas verlauten lassen.

Daß übrigens ein Referat über ausländische Literatur thatsächlich nicht denkbar ist, ohne daß auch ein französisches Product erwähnt würde, müssen leider auch wir durch die That beweisen. Denn da liegt sie, die neueste zweibändige Unmöglichkeit fränkischen Ursprungs, betitelt:

11. Reise durch die Sonnenwelt. Von Julius Verne. Zwei Bände. Autorisirte Ausgabe. Wien, Hartleben. 1878. 8. Jeder Band 2 M. 70 Pf.

Da liegt sie, schön gedruckt und mit aufmunterndem bunten Titelbild versehen, und fordert uns auf, etwas über sie zu sagen. Dieses Etwas läßt sich nun diesmal recht kurz zusammenfassen. Wir sprechen Julius Verne weder Geist noch Erfindungsgabe ab, wir gestehen auch zu, daß es vollkommen in der Ordnung war, wenn man einzelnen seiner Productionen, welche auf der reellen Basis

der Möglichkeit fußen und durch die Ausführungen des Autors auch noch in das so unentbehrliche Licht der Wahrscheinlichkeit gestellt wurden, volle Anerkennung zollte und ihm als eigenartigen und geistvollen Schriftsteller huldigte. Sobald er aber diese Basis der Möglichkeit unter den Füßen verliert und nun mit zu Hülfenahme falscher Voraussetzungen, die wahrscheinlich zu machen ihm nie gelingen kann, ganz oder zu Dreivierteltheilen hirnverbrannte Geschichten zusammenphantasirt, wie das in der Mehrzahl seiner „Romane" der Fall ist, so müssen wir uns von einer solchen Geschmacklosigkeit angewidert abwenden, und wir glauben jeder mit uns, der selbständig genug im Urtheil ist, um sich nicht von dem Namen des Verfassers und einzelnen Reclamenotizen in den Journalen beirren zu lassen. Wir haben den Autor auf seiner „Reise durch die Sonnenwelt" nur mit Widerwillen und auch nicht bis zu Ende begleitet. Denn eine solche Reise ist a priori unmöglich, und überdies zeigt sich Julius Verne dabei als ein so langweiliger, geist- und humorloser Autor, wie man es bei einem Franzosen kaum für möglich halten möchte, geschweige denn bei einem so gefeierten Franzosen. Und nicht nur die Reise und Julius Verne sind langweilig, auch sämmtliche Reisegenossen — alle natürlich ganz unmögliche Menschen, unmöglich sogar fürs Irrenhaus — tragen einen Sack voll Langeweile mit sich herum und sind stets bereit, denselben vor uns zu entleeren.

Es bleibt uns jetzt nur noch ein Werk zu erwähnen übrig, enthaltend einige Proben aus der rumänischen Literatur:

12. Rumänische Skizzen. Eingeleitet und übersetzt von Mite Kremnitz. Bukarest, Sotschek u. Comp. 1877. Gr. 16. 5 M.

Ein Volk, das Dichter hat, ist culturfähig. Wenn dieser Satz richtig ist, dann darf dem Volke der Rumänen, so tief dasselbe auch gegenwärtig noch in cultureller Beziehung steht, sowol was die rohe Plebs als auch den in Sittenlosigkeit versunkenen Bojarenadel betrifft, die Fähigkeit, sich allmählich doch noch zu einer den Ansprüchen Europas genügenden Höhe der Bildung emporzuringen, entschieden nicht abgesprochen werden. Schon der in der Einleitung mitgetheilte Essay „Gegen die Richtung der rumänischen Cultur" von Titus Majorescu beweist, daß unter den Rumänen Männer von Einsicht und Bildung sind, die gar wohl die Fehler und Schäden der jetzigen maßgebenden Kreise und Zustände erkennen und auch den Muth haben, diesen Kreisen die Wahrheit schonungslos ins Gesicht zu sagen. Was übrigens hier Majorescu den Rumänen sagt, enthält auch für die Ungarn beherzigenswerthe Winke, ja manche deutsche Familie könnte sich dadurch getroffen fühlen.

Außer diesem sehr gediegenen kritischen Aufsatze enthält das Buch: zwei Dorfgeschichten von J. Slavici, in welchem Autor wir einen ebenso gemüthvollen als sinnigen Poeten kennen lernen; zwei Sittenbilder von J. Negruzzi, welcher sich darin als satirischer Schriftsteller mit einem scharfen Blick für das Lächerliche und Einfältige seiner Stammesgenossen kennzeichnet; ein sehr interessantes Zeitbild aus dem 16. Jahrhundert von A. J. Odobescu, „Michnea der Böse" betitelt: ein wirklich poetisches Volksmärchen: „Die Zwillingsknaben mit dem goldenen Stern"; endlich eine Räubergeschichte „Schanta" von N. Gane, dessen plastisches Erzählungstalent etwas an Sacher-Masoch erinnert.

Der Herausgeber dieses Buchs beweist, daß die Rumänen Poeten haben von anerkennenswerther Begabung und wirklich anmuthender Eigenart, Poeten von feincharakteristischem Talent und schöner Beherrschung der künstlerischen Form, wobei wir der gesunden Gesinnung noch besonders gedenken wollen. Und da sie ihre Stoffe meist aus dem Bauernleben nehmen, so ist alle Aussicht vorhanden, daß sie dem rumänischen Landvolke, welches mehr roh als verdorben ist, allmählich zu willkommenen, weil liebenswürdigen Erziehern erwachsen werden. Aus diesem gesunden Kerne der Nation aber muß sich ein gebildeter Mittelstand, müssen sich die künftigen Weiterbildner rumänischer Cultur entwickeln. Der Adel ist durch und durch verlottert seit vielen Jahrhunderten; er ist nur noch eine eiternde Beule auf dem rumänischen Volkskörper, nicht mehr das leitende Haupt desselben: die Beule wird abgestoßen werden und ein gesundes fähiges Haupt aus dem Marke der Nation an seiner Stelle herauswachsen. Nur eins darf nicht geschehen: Rußland darf seinen demoralisirenden Einfluß auf Rumänien nicht behalten oder gar vermehren. Solches Unglück würde die Wiedergeburt der Rumänen, oder besser gesagt, die Neugeburt eines tüchtigen Volks aus der Nachkommenschaft der alten römisch-romanischen Rasse in hohem Grade hemmen. Und gerade von diesem Unglück sehen wir im gegenwärtigen Momente die rumänische Nation bedroht.

Wir empfehlen das interessante und lesenswerthe Werk aufs angelegentlichste.

Oskar Welten.

Allerlei Lyrisches und Episches.

1. Wild Röschen. Idylle von Emma Brauns. Halle, Pfeffer. 8. 1 M. 50 Pf.
2. Fabeln und Aphorismen. Von Joseph R. Ehrlich. Wien, Faesy u. Frick. Gr. 16. 2 M. 40 Pf.
3. Sorglose Stunden. Dichtungen von Moritz Bauer. Hamburg, Gaßmann. 16. 1 M. 50 Pf.
4. Aus Vindobona. Gedichte in antiker Weise von F. von Raab. Wien, Hölder. Gr. 16. 1 M. 20 Pf.
5. Dania. Eine Auswahl dänischer Gedichte übersetzt von E. Bendix. Zweite Auflage. Berlin, Nicolai's Verlag. 8. 5 M.
6. Nordische Eichen. Meiner Heimat Chronik in Dichtungen. Von Wilhelm Röseler. Berlin, Weile. Gr. 8. 5 M.
7. Transatlantische Stimmen. Ein Liedercyklus aus Amerika von Ernst Otto Hopp. Stuttgart, Cotta. 8. 3 M.

Wenn die Idylle „Wild Röschen" von Emma Brauns (Nr. 1) der Oeffentlichkeit vorenthalten geblieben wäre, so hätte die deutsche Literatur dadurch in keinem Falle einen bedeutenden Verlust erlitten. Es handelt sich in derselben um das Schicksal einer Schulmeisterstochter, welche, nachdem ihr Vater durch den bigoten Pastor aus dem Amte verdrängt und sie selbst von dessen heuchlerischem Sohne mit Liebesanträgen verfolgt worden ist, schließlich zur Bühne geht

und hier zu einem Lieutenant in ein übrigens höchst solides Verhältniß tritt. Da Rosa Winter (so heißt die Künstlerin) Talent hat, so dringt ihr Ruf alsbald bis zur Residenz, und der Intendant des Hoftheaters kommt in die Provinzialstadt, sie zu sehen und zu engagiren. Dieser Intendant aber ist nicht nur des Lieutenants Oheim, sondern er hat auch eine Tochter Helene, mit der er seinen Neffen zu verheirathen wünscht. Der Neffe läßt sich von ihm bereden und geht ein Verlöbniß mit seiner Cousine ein. Da aber Röschen (die übrigens in der ganzen Dichtung gar nicht „wild" erscheint) in der Hauptstadt Furore macht und dort von dem Lieutenant nebst Braut im Theater, speciell in der Vorstellung des „Faust" gesehen wird, so geschieht es — was sich der Intendant und Schwiegervater in spe wol hätte vorher denken können —, daß des Lieutenants Herz aufs neue für seine alte Liebe entflammt wird, daß er das eingegangene Verlöbniß mit seiner Cousine aufhebt und sich mit der Schauspielerin ehelich verbindet. Das ist der wesentliche Kern der Dichtung, deren poetische Absicht somit darauf hinauslaufen müßte, uns eine Novelle in Versen zu bieten. Ob der erzählte Stoff für eine solche in genügendem Maße interessant ist, das kann dahin gestellt bleiben; jedenfalls hat es die Verfasserin nicht verstanden, uns für ihre Erzählung zu erwärmen und in derselben höhern Ansprüchen zu genügen. Der eigentliche sachliche Inhalt mit seinem Drum und Dran ist durchweg langweilig, und die Sprachbehandlung kann nur in jeder Beziehung dilettantisch genannt werden.

Die Fabel gehört nicht zu den in der Gegenwart mit Vorliebe cultivirten Dichtungsarten. Soviel mir bewußt, hat unter den bekanntern Dichtern in letzter Zeit nur Julius Sturm neue Fabeln in Versen gedichtet, unter denen sich viele hübsche und ansprechende finden. „Fabeln" in Prosa bietet uns Joseph R. Ehrlich (Nr. 2), und auch unter diesen findet sich mancherlei Sinniges und Treffendes. Ein paar kurze Beispiele mögen dies beweisen:

Die Eicheln und die Trauben.

„Ihr Trauben", sprachen die Eicheln, „schämt ihr euch nicht, so nahe an der Erde zu wachsen, da ihr doch einen so himmlischen Geschmack besitzt?" — „Und warum schämt ihr euch nicht", entgegneten die Trauben, „so nahe am Himmel zu wachsen, da ihr doch nur Schweine füttert?"

Die Schwalbe und die Lerche.

„Sage mir, Freundin", sprach die Schwalbe zur Lerche, „du, die du immer dein Lied empor gen Himmel schallen lässest, nie auf der Erde oder auf Irdischem ruhend singst, wie kommt es, daß du dein Nest auf der nackten Scholle baust und im Staube deine Jungen erziehst?" — „Damit die erste Regung ihrer Flügel ein Aufschwung sei!" erwiderte die göttliche Lerche.

Das Ei und das Küchlein.

„Ach wie wunderbar! Ach wie wunderbar!" sprach das Ei zum Küchlein, „aus meiner harten finstern Schale können sich zwei Flügel emporheben, zwei lichte Aeuglein sich öffnen; aus meinem stumpfen festverschlossenen Ende kann ein spitzes offenes Schnäblein werden — o wie gütig ist Natur, die nichts Liebes macht, ohne daß es zugleich ein Wunder wäre!" — Hierauf das Küchlein: „Wie ist es möglich, daß meine lebendigen Flügel aus einer so harten todten Schale entstanden! Wie ist es möglich, daß meine lichten Augen aus einer so finstern undurchdringlichen Masse sich entschlugen (?) Wie ist es möglich..." — „Wo Leben entstanden, ist gleich Hoffart geboren. Das Ich ist erreicht, vergessen ist das Wunder, vergessen das Nichts, aus dem es zu Etwas geworden!"

Bei dem Worte „sich entschlugen" habe ich nicht umhin gekonnt, ein Fragezeichen zu machen, da dasselbe in dem vom Verfasser beliebten Sinne schlechterdings nicht gebraucht werden kann. Auch an andern Stellen finden sich wenig berechtigte sprachliche Eigenthümlichkeiten. So heißt es: „ich kann es nicht zusehen", „die schlimmste Enttäuschung ist, wenn man während seines Lebenslaufs «durch einen Menschen gegangen»" u. s. w. Einmal ist die Rede von einem Gesträuch, „das ganz «nieder» an der Erde wuchs". Die „Aphorismen" bilden gleichsam nur einen kurzen Anhang zu den „Fabeln", enthalten aber gleichfalls manches treffende Wort. Auch hiervon im Folgenden ein paar Beispiele:

Wundere dich nicht, wenn die Menschen so oft im Begegnen einander die Hände schütteln: sie sind eben leer. —

Ein verdorbener Magen und ein verdorbenes Gemüth — beides kannst du an der Zunge erkennen. —

Der Zweck des gemeinen Schriftstellers ist, zu fesseln, der des Dichters, zu entfesseln und freizumachen. —

Mittelmäßige Dichter verlieren sich nicht gern in Höhen und Tiefen; sie sagen sich: man wird sie dort nicht suchen.

Das nun zu besprechende kleine Buch: „Sorglose Stunden" von Moritz Bauer (Nr. 3), stammt aus der Feder eines liebenswürdigen und achtungswerthen Mannes, der von der Bühne zur Literatur übergegangen war und in Hamburg jüngst in den besten Mannesjahren gestorben ist. Der Inhalt des genau 100 Seiten starken Bändchens ist von mannichfacher Art; der Verfasser verräth überall die besten Intentionen, aber es kann trotz alledem nicht verschwiegen werden, daß das Maß der ihm verliehenen Poesie nur ein bescheidenes zu nennen ist. In den ersten Nummern: „Papier" und „Agentenlied", scheitert der Verfasser an der Sprödigkeit des Stoffs; bei einer ernsten Behandlung dürfte diesen Stoffen wenig Poesie abzugewinnen sein, und die satirische Verwerthung, zu welcher wenigstens das Agententhum theilweise nicht unpassende Veranlassung gibt, ist vom Verfasser nicht beliebt worden. Auch in dem längern Gedichte „Ein Buch" kommt er über die Prosa nicht hinaus. Einen etwas höhern Schwung nimt das Gedicht „Otaheiti", in welchem Moritz Bauer der üppigen Schönheit der Tropennatur gerecht zu werden versucht. Da das Gedicht aber blos Schilderung und Beschreibung bietet, ohne menschliche Schicksale oder seelische Stimmungen auf den Hintergrund der Tropennatur aufzutragen, so verfällt es doch wieder der bekannten Lessing'schen Verurtheilung im „Laokoon". Hymnischen Schwung nimmt das Gedicht „Prometheus-Funken", in welchem der Verfasser den Jubel einer glücklichen Menschenseele, die den Himmel herausfordert, schildert und welches sich auch in formeller Beziehung nicht schlecht liest. Ueber diese Form aber — die bekannten freien Rhythmen nach dem Muster des Goethe'schen Parzenliedes „Grenzen der Menschheit" u. s. w. — möchte ich mir bei dieser Gelegenheit einmal eine Bemerkung erlauben, die mir in Betreff dieser bei neuesten Dichtern sehr beliebten Versart durchaus an der Zeit zu sein scheint. Die betreffenden Rhythmen gelten als freie, sind in dieser ihrer Eigenschaft im strengen Sinne unscandirbar, und gegen dies Gesetz oder richtiger gegen diesen Mangel eines Gesetzes ist nichts zu sagen. Es ist aber nichtsdestoweniger ein, bei neuern Dichtern

oft genug zu Tage tretender, verhängnißvoller Irrthum, daß irgendwelche schwunghafte dichterische Prosa, in beliebige sogenannte Rhythmen zerhackt, auf den Namen einer Hymne Anspruch erheben könnte. Vielmehr muß auch diesen Gedichten ein ganz besonderer, freilich nicht durch ein Schema, sondern lediglich durch das feine Gehör des Dichters bestimmter Wohlklang eigen sein, und wenn man recht genau zusieht, so wird sich schließlich ohne große Schwierigkeit auch noch ganz wohl ein leidlich bestimmtes Gesetz herausfinden lassen. Man wird nämlich die Entdeckung machen, daß jede Zeile zunächst zwei Hebungen haben muß. Die Kürzen hingegen wird man so vertheilt finden, daß Jamben mit Anapästen oder, wie sich die Sache auch auffassen läßt, Daktylen und Trochäen (mit Annahme einer Vorschlagssilbe) gemischt sind. Bei dem oben als Muster angegebenen Parzenliede wird man sogar mit strenger Regelmäßigkeit in jeder Zeile je einen Daktylus und einen Trochäus (nebst einer Vorschlagssilbe) vereinigt finden:

Es fürchte die Götter
Das Menschengeschlecht u. s. w.

Natürlich können die Verse auch katalektisch sein, wie gleich der letztangeführte. Auf alle Fälle aber sind in diesen und andern Verbindungen freier Rhythmen Häufungen von **drei** Senkungen durchaus vom Uebel und entschieden zu meiden. Denn wenn man auch nach mittelhochdeutschem Princip in derartigen Versen die Zahl der Senkungen an sich für gleichgültig erklären will, so ist doch die unmittelbare Aufeinanderfolge von **drei** Senkungen ein metrisches und musikalisches Monstrum. Sie findet sich aber bei neuern Dichtern sehr oft, und so auch bei Moritz Bauer. Man höre folgende Verse:

Sie (die Titanen) schütteln die Locken,
Sie pressen die Glieder
Wol gegen die Bande,
Wol gegen die **ehrnen**,
Daß sich rundet die Muskel,
Geschwellt von der **Mannskraft**,
Die einst thürmte die Berge
Entgegen den Gewalt'gen,
Die Luft zu erstreiten
Im seligen Aether
Olymp'scher Gefilde.

Hier findet sich an den hervorgehobenen Stellen die von mir gerügte Häufung von **drei** Senkungen (wobei es gleichgültig ist, ob die drei Senkungen sich in demselben Verse oder in zwei aufeinanderfolgenden finden, falls die drei Senkungen nur selbst unmittelbar aufeinanderfolgen). Jeder wird sofort empfinden, daß hier aller musikalische Tonfall aufhört, und mag man mir immerhin einwerfen, daß sich selbst Goethe nicht streng an dies Gesetz gehalten habe, so würde ich trotzdem für die Zukunft auf dessen Innehaltung bestehen, da ich der Ansicht bin, daß es nicht schaden kann, wenn wir in metrischer und anderer Beziehung selbst über die Classiker hinaus hin und wieder einen Fortschritt machen.

Das beste Gedicht der ganzen Sammlung von Moritz Bauer ist jedenfalls das fast 20 Seiten füllende „Mit Vorbedacht". Dasselbe erzählt uns in recht ansprechender, nur bezüglich der Form hin und wieder mangelhafter Art eine sehr tragische Novelle in Versen, die ihres Eindrucks auf den Leser nicht verfehlt und dem Talente des Verfassers kein ungünstiges Zeugniß ausstellt.

Ich gehe über zu der Sammlung „Aus Vindobona" (Nr. 4), Gedichte in antiker Weise, von **Franz Raab**. Warum der Verfasser seinem Buche gerade den angeführten Titel gegeben hat, ist nicht recht abzusehen. Denn daß die Gedichte in Wien entstanden sind und aus Wien kommen, kann doch für die Wahl eines Titels nicht maßgebend sein. Abgesehen hiervon aber haben die Gedichte mit Wien gar nichts zu thun. Im übrigen scheint sich Franz Raab bei seiner Pflege antiker Dichtweise Geibel's Wort zu Herzen genommen zu haben, welcher in den „Gedichten und Gedenkblättern" fragt:

Soll denn ganz zuwachsen der Pfad, den Klopstock
Einst gebahnt, den griechischer Schönheit selig
Hölderlin und tönenden Schritts der ernste
Platen gewandelt? —

eine Frage, die gewiß zu verneinen ist. Denn ganz richtig sagt Geibel im Folgenden:

Schön im Reim hinströmt das Gefühl, die Tonkunst
Freut sich sein, ihn wählt die beglückte Liebe,
Die im sanft antwortenden Hall ihr eignes
Liebliches Bild ahnt;

Doch der inhaltschwere Gedanke wiegt sich
Gern, der Ernst tiefsinniger Weltbetrachtung
Auf der langausrollenden, tongeschwellten
Woge des Rhythmus.

Und da Franz Raab im Sinne des letztangeführten Verses mehr Reflexions- als Gefühlsdichter ist, so war es von ihm durchaus kein Fehlgriff, als er sich den antiken Odenstrophen zuwandte, und man darf ihn wie jeden ähnlich Dichtenden wegen seiner Wahl beglückwünschen, schon weil darin auf alle Fälle ein Versuch sichtbar wird, die ausgetretene Heerstraße der trivialen Herz- und Schmerzlyrik zu verlassen und etwas Apartes zu bieten. Denn die früher vielfach aufgetauchte Behauptung, daß die antiken Strophen für die deutsche Sprache nicht passend seien, dürfte heutzutage kaum noch eine ernstliche Widerlegung verdienen. Dieselben sind gerade so verwendbar wie die große Reihe anderer aus der Fremde gekommener, speciell den romanischen Sprachen entlehnter Formen, vorausgesetzt natürlich, daß es dem Dichter nicht an dem für die Ode unerlaßlichen „großen Gegenstande" fehlt, und daß er der Form in genügender Weise mächtig ist.

Was nun zunächst die von Raab besungenen Stoffe angeht, so sind dieselben ziemlich mannichfaltiger Art und, wenn auch nicht frappant originell, so doch jedenfalls für die Ode meist wohl brauchbar. Und auch in formeller Beziehung ist der Verfasser kein schlechter Verskünstler; er baut seine Alcäischen, Sapphischen und Asklepiadäischen Verse gar nicht übel, und nicht wenige Strophen fallen ganz angenehm ins Ohr. Daß es in sprachlicher und metrischer Beziehung immer ohne Bruch, ohne Flick- und Stückwerk abginge, das läßt sich freilich nicht behaupten. So lautet ein Glykonäus:

Just dem Mädchen von achtzehn **Jahrn** —

wo die hervorgehobene Wortform sehr hart klingt. Dann findet sich ein Asklepiadäischer Vers:

Daß kopfschüttelnd uns nachstarrte die Nachbarschaft —

wo durch die Cäsur, die doch nicht fehlen darf, das

Wort „nachstarrte" in zwei Theile zerhackt werden würde. Ein anderer Asklepiadäus lautet also:

Unwirsch schreit' ich und langweilig dann wie ein Bär.

Derselbe empfiehlt sich gleichfalls nicht durch seine Messung, namentlich nicht in dem auf die Cäsur folgenden Theile. Elisionen wie „bereu'nd", „früh'r", „erblüh'nd" können nicht als Zierden der deutschen Sprache angesehen werden. In einem Pentameter wie dem folgenden:

Der stolzprunkende Bau römischer Priestergewalt —

liegt auf dem ersten Worte „der" ein viel zu schwacher Ton, und wie diese und ähnliche metrischen Schwächen ließen sich auch manche grammatisch bedenklichen Wendungen und Constructionen hervorheben. Doch ich lasse es hierbei bewenden und empfehle dem Verfasser seine Oden und Distichen zu eigener nochmaliger strenger Durchsicht.

Das hiernächst zur Besprechung vorliegende Buch: „Dania" (Nr. 5), eine Auswahl dänischer Gedichte, im Versmaße der Originale übersetzt von Emanuel Bendix, ist in erster Auflage bereits 1841 erschienen und tritt hier in zweiter, erweiterter Gestalt aufs neue ans Tageslicht. Da es sich hier um keine Originalsammlung deutscher, sondern lediglich um eine, obendrein nicht neue Uebersetzung fremdländischer Gedichte handelt, so glaube ich mich eines eingehenden Referats enthalten zu sollen und erachte es für genügend, wenn ich die Freunde dänischer Poesie auf dasselbe hinweise und es ihrer Beachtung empfehle. Von dänischen Dichtern, die auch im Auslande bekannt sind, finden sich in dem Buche vertreten: Andersen, Baggesen, Heiberg, H. Hertz und Oehlenschläger. Die übrigen, darunter Männer wie Aarestrup, Bagger, Bödtcher, Faber, Holst, Möller, Ploug, Schaldemose u. a., dürften dem größern Publikum in Deutschland kaum dem Namen nach bekannt sein, und ich bin nicht Kenner genug im Gebiet der dänischen Poesie, um beurtheilen zu können, inwieweit gerade durch diese Namen die dänische Poesie am würdigsten und charakteristischsten repräsentirt wird. Doch wird man unzweifelhaft der Hoffnung leben dürfen, daß der Herausgeber diejenigen Dichter und diejenigen Stücke ausgewählt hat, welche am meisten geeignet sind, im Auslande Achtung vor seiner heimischen Literatur wach zu rufen, einer Literatur, die sich im allgemeinen allerdings durch hohe Originalität und Bedeutsamkeit auszeichnet und im Concert der Völker und der Weltliteratur immerhin erst an zweiter oder dritter Stelle genannt werden kann.

Das folgende Buch: „Nordische Eichen. Meiner Heimat Chronik in Dichtungen" von Wilhelm Röseler (Nr. 6), gibt mir einmal wieder Veranlassung, die bereits wiederholt in d. Bl. ausgesprochene Wahrheit hervorzuheben, daß in Verse gebrachte Geschichte keine Poesie ist. Es gibt im Bereich der Geschichte eine große Zahl von Epochen, Ereignissen und Persönlichkeiten, die einen durchaus poetischen Anstrich haben (man denke z. B. nur an die Hohenstaufenzeit), die aber darum immer noch nicht bedingungslos und mit Aussicht auf Erfolg für die Poesie zu verwerthen sind. Es läßt sich eben nicht jeder Kampf und jede poetisch angehauchte Persönlichkeit ohne weiteres für die Poesie sozusagen einschlachten, und der öftere Misbrauch, den gerade die deutsche Geschichte sich in dieser Beziehung hat gefallen lassen müssen (auch Simrock's kleinere Dichtungen sind von dem hier in Rede stehenden Vorwurfe nicht ganz freizusprechen), kann hierfür die mannichfaltigsten und sprechendsten Belege geben. Und selbst in den Fällen, wo ein Stoff die dichterische Behandlung sehr wohl gestattet, muß derselbe immer erst durch die künstlerische Durcharbeitung und Gestaltung aus dem Gebiet des Geschichtlichen in den Aether der Poesie emporgehoben werden. Diese Grundsätze scheint sich der Verfasser des vorliegenden Buchs nicht recht klar gemacht zu haben. Zugestanden auch, daß alle von ihm erwählten Stoffe der dichterischen Verwerthung würdig waren, so fehlt doch bei den meisten eben die wahrhaft künstlerische Durchdringung und Bewältigung. Namentlich hat der Verfasser auch vergessen, daß Dichtung Verdichtung ist; seine poetischen Geschichtsbilder sind mit wenigen Ausnahmen endlos lang, durch diese schrankenlose Breite wird die vom Verfasser beabsichtigte poetische Wirkung vielfach sehr wesentlich beeinträchtigt, und in Anerkenntniß dieser seiner Schwäche hätte er sich eine dichterische Bearbeitung mehrerer seiner Stoffe um so eher versagen können, als dieselben bereits von andern Dichtern in mustergültiger Weise bearbeitet waren, mithin die Nothwendigkeit einer Neugestaltung durchaus nicht vorlag. Die bekannte Schlacht bei Bornhöved behandelt der Verfasser auf 12 Seiten. Sollte er denselben Stoff in prägnanter und sehr wirkungsvoller Weise behandelt sehen wollen, so möge er sich mit der gleichnamigen Ballade von Bernhard Endrulat bekannt machen. Für die Behandlung des Verhältnisses zwischen den beiden königlichen Brüdern Erich und Abel empfehle ich ihm die Lektüre von Geibel's in den „Spätherbstblättern" abgedruckten Gedichte „König Abel's Ende". Die Schlacht bei Hemmingstedt, vom Verfasser auf vollen 26 Seiten behandelt, wird uns von Theodor Fontane in musterhaftem Balladentone auf etwa acht Seiten vorgeführt. Hätte der Verfasser die genannten Muster zu Rathe gezogen, so würde er die angeführten Stoffe überhaupt nicht aufs neue bearbeitet und bei den übrigen sich einer Prägnanz befleißigt haben, die sein Buch um die Hälfte des Umfangs verringert hätte, der poetischen Wirkung aber entschieden zugute gekommen wäre. Vielleicht dienen die gegebenen Andeutungen dazu, ihn bei weitern poetischen Versuchen aus dem Gebiete der holsteinischen Geschichte das Richtige treffen zu lassen und die ebengerügte verhängnißvolle Breite fern zu halten.

Das letzte Buch, über welches noch zu berichten ist: „Transatlantische Stimmen" von Ernst Otto Hopp (Nr. 7), ist jedenfalls das bedeutendste unter allen für diesmal zur Besprechung gelangten, womit freilich noch nicht gesagt ist, daß es ein absolut gutes sei. Es theilt uns die lyrischen Ergüsse eines Deutschen mit, der als Ausgewanderter lange Zeit in Amerika gelebt hat und in diesen Gedichten die dichterische Ausbeute seines transatlantischen Aufenthalts darbietet. Man darf ohne Bedenken zugestehen, daß dieser Deutschamerikaner Talent hat, wenngleich weder die Originalität seiner Stoffe und Gedanken, noch die sprachliche und metrische Vollendung seiner Verse so groß ist, daß das Buch der ihm zutheil gewordenen Ehre, von der vornehmen Cotta'schen Firma verlegt zu werden, würdig genannt werden könnte. Um zunächst von der Form zu reden, so

hat der Verfasser einen nicht zu verkennenden Sinn für rhythmischen und metrischen Wohllaut, und es findet sich durch das ganze Buch zerstreut eine große Anzahl von Versen, die einzeln genommen vortrefflich ins Ohr fallen und in sprachlicher und metrischer Beziehung tadellos klingen, aber es finden sich im ganzen Buche eigentlich nur wenige Gedichte, die als Ganzes genommen in formeller Beziehung tadellos wären und nicht durch irgendwelche sprachliche Auswüchse, Unebenheiten, Unbeholfenheiten und Prosaismen verletzten. Der Verfasser hat in dem Buche manchen guten Wurf gethan, der Conception nach ist manches Gedicht durchaus annehmbar, aber es kommt einem häufig so vor, als ob er in der Unruhe des amerikanischen Lebens nicht Zeit gefunden, die letzte Feile anzulegen, oder als ob er infolge der langjährigen Nöthigung, sich eines fremden Idioms zu bedienen, die zur dichterischen Production nothwendige absolute Beherrschung der eigenen Muttersprache hin und wieder etwas eingebüßt hätte. Die Unebenheiten sind oft von nicht sehr schlimmer Art, eine Aenderung wäre in den meisten Fällen leicht vorzunehmen; aber wie die Gedichte jetzt nun einmal dastehen, wird doch eben durch diese mannichfaltigen, wenn auch nur kleinen Schäden die Harmonie des Gesammteindrucks oft in empfindlicher Art gestört. Es würde mir hier an Raum fehlen, auf Einzelheiten, deren ich doch viele beibringen müßte, in ausgedehnterm Umfange einzugehen; ich behaupte aber, daß dieselben jedem metrisch und sprachlich geschulten Sinne auffallen müssen, und auch dem Verfasser selbst werden sie bei nochmaliger genauer Lektüre nicht entgehen können.

Was den Inhalt angeht, so zerfällt das Buch in vier Abtheilungen. Die erste betitelt sich „Heimweh und Erinnerung", und diese beiden Worte verrathen schon zur Genüge, welche Art Gedichte wir in dieser Rubrik zu erwarten haben. Es findet sich darin mancherlei Gemüthvolles und zum Herzen Sprechendes, so z. B. das zweite Gedicht der „Welken Blätter", ferner „Der Mutter", sodann „Das Schönste", „Klänge", „Erinnerung". Mitgetheilt sei aus dieser Abtheilung das folgende Gedicht:

Nun steigt ein warmer Brodem
Aus allen Thalen sacht,
Der milde Liebesodem
Der stillen Frühlingsnacht.

Ein leises Athemholen
Geht zitternd durch das Ried,
Es beten still verstohlen
Die Blumen ihr Abendlied.

Und an der grünen Halde
Da steht ein Reh und lauscht
Dem Ton, der überm Walde
Fern aus den Wassern rauscht.

Das sind die alten Klänge,
Die mir in tiefster Brust
Der Heimat Lenzgesänge
Erwecken unbewußt.

Wie doch die klugen Sorgen
Im Abendhauch verwehn!
Mir ist, als müßt' ein Morgen
Mir wonnig neu erstehn.

Mir ist, als ob im Herzen
Die Osterglocke klang,
Als ob von meinen Schmerzen
Der Stein vom Grabe sprang.

Die zweite Abtheilung heißt „Von den Prairien" und behandelt speciell amerikanische Stoffe. Ueberschriften wie „Indianersommer", „Der Häuptling", „Der Friedenszug", „Osceola", „Ein Todtenplatz", „Die Prairie", „Tecumseh" verrathen den Inhalt dieses Abschnitts; ich bin aber der Ansicht, daß die betreffenden Gegenstände theilweise noch wirkungsvoller hätten behandelt werden können (man denke nur an die verwandten höchst ergreifenden Gedichte von Nikolaus Lenau), und daß die Bearbeitung nicht immer genügend ausgereift ist. Auch sollte ich denken, daß gerade für *diese* Abtheilung, in welcher sich die eigentliche Originalität des Bandes concentriren mußte, leicht noch *mehr* interessante Stoffe ausfindig zu machen gewesen wären. Als das Beste der in genannter Rubrik enthaltenen Gedichte möchte ich „Die Lavafelder" bezeichnen. Uebrigens läuft auch dieser Abschnitt in subjective Lyrik aus; ich theile daraus folgendes Gedicht mit:

Die Mutter.

Todt, todt, todt!
Die Jahre kamen und zogen,
Wie Traum ist mein Leben verflogen,
Die Freunde sind lang verdorben,
Und nun ist die letzte gestorben,
Geschlossen der Schmerzen äußerster Ring,
Die Alte starb, dran mein Herz noch hing,
Viel Süßes mag's, viel Herbes geben:
Nur *eine* Mutter hat das Leben.

Todt, todt, todt!
Mein Herz ist so bang erschrocken,
Mich dünkt, ich höre die Glocken
Im alten Heimatsdorf gehen,
Ernsthaft die Winde wehen,
Was wird mir's so dunkel ums Gesicht?
Was trübt sich der Augen spähendes Licht?
Was pocht die Brust in tiefem Beben? —
Nur *eine* Mutter hat das Leben.

Todt, todt, todt!
Und nun muß das Angedenken
Ich tief und tiefer versenken;
Kein Weib, kein Kind auf Erden,
Bald wird es wol Abend werden.
Zwar wohnte sie fern, doch sandte das Herz
Manch stillen Gruß noch heimatwärts.
Ich hör' es zur Nacht wie Seufzer schweben:
Nur *eine* Mutter hat das Leben.

Die dritte Abtheilung bietet einen „Sonettencyklus" und beschäftigt sich in theilweise polemischer Weise mit dem Verhältniß des Deutschamerikaners zum eingeborenen Angloamerikaner. Ich finde, daß diese Materie dem Interesse europäischer Leser etwas fern liegt, und ziehe diejenigen Sonette vor, in denen Gedanken und Gefühle mehr allgemeiner Art behandelt werden. Zwei davon seien mitgetheilt:

Urwald.

Wie öd' und einsam diese Waldesfluren!
Dornröschen schläft in stillen tiefen Träumen;
Nur manchmal flüstert's schauernd in den Bäumen,
Als hörten sie vom Retter leise Spuren.

Es träumt der Wald von künft'gen Troubadouren,
Wie lange noch, o Meister, willst du säumen,
Dein Licht entzündend diesen wüsten Räumen,
Die kaum des Sommervogels Lied erfuhren.

Es scheint ein großes stummes Leid ergossen
In diesen Blättern, die sich schüchtern regen,
In tiefer Schwermuth scheint Natur verschlossen.

Kein Ton, kein Duft auf den geheimsten Wegen,
Nur äußre Pracht im Blühen wie im Sprossen;
Komm, Geist, und gib der Wildniß deinen Segen.

Beiläufig gesagt, kann dies Gedicht einem Beleg für meinen oben in formeller Beziehung ausgesprochenen Tadel abgeben. Denn während sich das Sonett sonst ganz gut liest, ist das Wort „erfuhren“ (in der achten Zeile) in seiner trivialen Prosa geradezu unerträglich. Sodann:

O prüfe wohl dein Herz, du blonder Knabe,
Bevor du von der alten Heimat scheidest!
Die bittre Sehnsuchtsqual, die hier du leidest,
Verstummt erst ganz an deinem stillen Grabe.

Verschlendre nicht des Lebens beste Habe,
Du weißt nicht, was du mit der Heimat meidest;
Und ob du dich in Sammt und Seide kleidest,
Es lechzt dein Herz, und nichts ist, was dich labe.

Du pochst den Stein, wenn Wasser du erbeten,
Das Leben hat nur eine Kindheitsstätte,
Ihr Angedenken läßt sich nie zertreten.

Und wenn ich aller Weisheit Schätze hätte,
Und alle Erdenhimmel auf sich thäten,
Die Heimat hält mich fest an seidner Kette.

Sollte übrigens in der neunten Zeile nicht von Brot, statt von Wasser, die Rede sein müssen, und sollte in der vierzehnten Zeile eine eherne Kette nicht einer „seidenen“ vorzuziehen sein?

Die vierte Abtheilung heißt „Licht und Schatten“ und enthält allerlei Vermischtes. Da dieselbe aber für die Beurtheilung keine wesentlich neuen Momente darbietet, so werden wir nach dem bisher Gesagten von dem Dichter scheiden können. Soviel wir wissen, ist derselbe inzwischen aus Amerika zurückgekehrt und lebt als Redacteur eines ostdeutschen Blattes wieder in deutschen Landen, allem Anschein nach sogar in seiner Heimat. Hoffentlich übt dieser Umschwung in seinen persönlichen Verhältnissen auch einen günstigen Einfluß auf seine dichterische Thätigkeit aus, und da er Talent hat, so gelingt ihm vielleicht in Zukunft noch manches lobenswerthe Gedicht.

Touristisches.

Fahrten durch die Pfalz. Historische Landschaftsbilder von Christian Mehlis. Mit einer Karte der Pfalz. Augsburg, Lampart u. Comp. Gr. 8. 4 M.

Der Verfasser bietet in dem vorliegenden Werke seinen Lesern eine Schilderung der durch die Geschichte gebildeten historischen Landschaft seines engern Vaterlandes. Er beabsichtigt, zu dem Werke „Die Pfälzer“ von W. H. Riehl ein Gegenstück aufzustellen und zu den Bildern des pfälzischen Volks die Bilder der pfälzischen Landschaft hinzuzufügen. Der Verfasser hat hierdurch das Feld seiner Thätigkeit, freiwillig zwar, sehr beschränkt; er entschädigt aber um so mehr durch die Reichhaltigkeit der Mittheilungen, die er in dieser Beziehung bietet und welche wohl geeignet erscheinen, ein reges Interesse in uns wach zu rufen. Wir erlauben uns, unsern Lesern das Wesentlichste aus denselben vorzuführen.

Von Dürkheim hinauf führt uns der Verfasser zunächst auf die sagenberühmte Höhe des Drachenfelsen, von dessen ungeheuerm Felsblocke sich dem erstaunten Wanderer eine erhabene Rundschau über ein ausgedehntes Waldmeer darbietet, dessen großartige Einsamkeit und schauerliche Stille nur durch zeitweise leises Rauschen und Säuseln der vom Winde bewegten Laubmassen unterbrochen wird und in der nichts an das Leben erinnert als der krächzende Schrei hochkreisender Raubthiere. Vielfache Cultusgebräuche und Sagen knüpfen sich an die Großartigkeit dieser Landschaft, unter welchen die Siegfried-Sage die berühmteste und bemerkenswertheste ist. Indessen auch schon zur Zeit der Römer spielte der Drachenfels in militärischer Beziehung eine nicht unwichtige Rolle. Verschiedene Straßenspuren und aufgefundene römische Münzen aus dem 4. Jahrhundert, aus der Regierungszeit des gallischen Usurpators Magnentius liefern den Beweis, daß sich zu jener Zeit auf dem Drachenfels eine römische Warte befand, von wo aus das römische Detachement des 22. Regiments die Defileen des Hartgebirgs bewachte.

In anmuthiger Schilderung führt uns der Verfasser dann ferner vom rebenumkränzten Neustadt auf der Brenner Bahn der Pfalz mitten in die Gebirgswelt nach Lautern. Burgen und Felsenfesten bleiben hinter uns liegen, wir sausen bei Hochspeier vorüber, passiren im heiligenberger Tunnel den Hochfirst der Vogesen und gelangen nach dem Westrich, dessen Bewohner sich wesentlich in Sitte, Tracht und Sprache von dem Vorderpfälzer unterscheiden. Bald erreichen wir Kaiserslautern, jenes Essen an der Lauter, auf dessen historischem Boden einst Barbarossa den rothen Quaderbau seines kaiserlichen Palatiums aufthürmte. Einen Blick nur gönnen wir dem sagenumwobenen Kaiser- und Osterberg, berühmt durch die heldenmüthige Vertheidigung des greisen Braunschweigers gegen den doppelt überlegenen Hoche; dann führt uns die Bahn weiter über den landstuhler Bruch zu dem freundlichen Landstuhl. Ueberall begleiten uns die Sagen und Erinnerungen, von welchen die an den letzten Ritter, Franz von Sickingen, wohl geeignet sind, melancholische Schatten auf die Seele zu werfen, welche durch die Monotonie der Landschaft erhöht werden. Nördlich von Landstuhl, jenseit des Bruchs, beginnt das Remigiusland, reich an Denkmälern aus der germanisch-celtischen wie der Römerzeit. Die gewaltigen, mit dunkelm Eichenlaub bekleideten Bergmassen des Potz und des Remigiusbergs, mit dem an steiler Felswand gelegenen Kirchlein und den wettergebräunten Bergruinen, bewahren ebenfalls ihre historischen Erinnerungen, welche sich an die Gräber des zweibrückener Fürstengeschlechts knüpfen und an den dem heiligen Remigius gewidmeten Denkstein, welcher auf die Bekehrung des Frankenkönigs Chlodwig hinweist. In flüchtigem Bilde zeigt uns der Verfasser sodann den eigentlichen Westrich, wie Zweibrücken, und führt uns in das romantische liebliche Bliesthal, überall seine Schilderungen mit historischen Angaben belebend. Ueber die Plateaulandschaft hinweg, deren Einförmigkeit nur hier und da durch Einzelhöfe mit hohen Mauern unterbrochen

wird, wandern wir von Zweibrücken nach dem freundlichen Pirmasens, jenem von Fürstenhand hervorgezauberten Orte, der nach dem Tode seines Schöpfers, Landgraf Ludwig IX., wieder in sein Nichts zu verfallen drohte, hätte ihn nicht die Energie seiner Bewohner und die jetzt noch dort blühende Schuhmacherindustrie am Leben erhalten. Der Fleiß der Verzweiflung errang hier nach dem Verfall der Fürstenschöpfung seltene Erfolge, denen wir unsere Anerkennung zollen müssen. Die Resultate der Rassenkreuzung, die der Landgraf zwischen seinen Grenadierregimentern und den Töchtern des Landes durchführte, haben sich übrigens vortrefflich bewährt. Weiterhin betreten wir den tristesten Theil des Westrich, die Rodalb, und wenden uns dann in das Thal der Lauter, dessen Felsenwunder wie die Zinnen seiner Burgruinen unsere Aufmerksamkeit fesseln. Die trotzigen Besitzer der letztern, mit Sickingen an ihrer Spitze, verliehen einst dem untergehenden Raubadel seinen letzten Glanz. Ueber eine trostlose, aber mythenreiche Gegend hinweg führt uns der Weg zu dem freundlichen Bergzabern, jenem ehemaligen römischen Etappenplatz, der seine Erhebung zur Stadt wie sein weitläufiges Schloß mit den schönen Gartenanlagen dem zweibrückener Geschlecht verdankt. Nördlich von Bergzabern dehnt sich eine anmuthige Gebirgslandschaft aus, die, reich an historischen Erinnerungen, über Landeck zur Madenburg und dem Trifels führt. Die alte Kaiserfeste auf dem letztern wetteifert mit der Wartburg in Bedeutung für Geschichte und Sage, Kaiser und Reich. Im weitern Verlauf der Darstellung schildert der Verfasser die pfälzer Vogesen und das Land von der Queich bis zum Speierbach, in welchem letztern wir auf die historischen Ruinen der Maxburg stoßen. Neben mannichfachen Erinnerungen an ältere Zeiten treten uns hier Orte mit bemerkenswerthen Denkzeichen neuern Datums entgegen: Edenkoben und das hambacher Schloß. Von Neustadt pilgern wir weiter durch die weinreiche Gegend nach dem berühmten Deidesheim, nach Forst und Wachenheim; wir steigen hinab durch das Isenachthal in die weitgedehnte Ebene von Dürkheim, dem anmuthigen Curort, in dessen romantischer Nachbarschaft die historisch gewordene Hart- und Limburg liegen. Im leininger Lande, auf dem Wege nach dem Donnersberg, bei der Wanderung durch das Alsenzthal nach den Burgen Altenbaumberg und Ebernburg, begleitet uns überall eine Vergangenheit, deren schöpferische Kraft noch der Gegenwart bemerkenswerthe Spuren überliefert hat. In Speier erblicken wir sodann in der gebietenden Riesengestalt des Doms eine romantische Basilika, die als Nebenbuhlerin im Stil nur die Dome von Worms und Mainz besitzt, an äußerer Vollendung und Reinheit aber, wie an innerm Bilderschmuck und an historischen Erinnerungen von keiner übertroffen wird, ein Denkmal deutscher Geschichte, das alle Momente des Stolzes wie der Erniedrigung mit den deutschen Fürsten und der deutschen Nation mit erlebt hat. Neben weitern interessanten Mittheilungen über den Dom selbst fesselt uns der Verfasser durch die nicht minder ansprechenden Untersuchungen und Forschungen über den Retscher. Bemerkenswerth erscheinen uns auch seine psychologischen und physiologischen Studien über die Frauen, über die wir indessen unser Urtheil zurückhalten.

Am Schlusse des Werks führt uns der Verfasser an den grünen Rhein. Wir verweilen zunächst in Ludwigshafen, der Stadt der jüngsten Tage, und Manheim, der ehemaligen Hauptstadt der Pfalz. Beide Orte verdanken ihre Bedeutung und Entstehung dem Wittelsbacher Geschlecht. Das alte Manheim bewahrt seine historischen Erinnerungen aus der Römerzeit. Eingeäschert in den traurigen Märztagen von 1689, erbaute es Johann Wilhelm aufs neue und gab ihm die jetzige schachbretartige Gestalt seiner Straßen. Die Bedeutung, welche Manheim als Haupthandelsort für das Neckarthal und den Mittelrhein besitzt, hat sich Ludwigshafen für das Pfälzerland und die Saargegend erworben. Nördlich von Manheim stoßen wir auf das große Rheindorf Friesenheim, das seine Entstehung der Einwanderung der Friesen verdankt, welche hier ihre Factoreien errichteten und die Sagen und Poesien des Nordens auf rheinfränkische Erde verpflanzten. Wir stehen hier eben auf echt historischem Boden und begleiten alle Mittheilungen des Verfassers, sowol diejenigen über die mühsame Bildung des Rheinthals wie die historischen Reminiscenzen, welche sich an seine Ortschaften knüpfen, mit regem Interesse. Ein gleiches Interesse gewähren auch die Abhandlungen, welche der Verfasser über die pfälzer Bahnen bietet, sowie die damit verbundenen Nachweisungen über die Bedeutsamkeit, welche von jeher die Wegeverbindungen der Pfalz behauptet haben.

Als Anhang hat der Verfasser seinem Werke eine Reihe von Gedichten hinzugefügt. Es sind dies wol nur Gelegenheitsgedichte, kurz, aber anmuthig und zweckentsprechend, da sie, wie es der Verfasser wünscht, das Verständniß und die Neigung für die historische Landschaft wecken und stärken sollen.

Wir hoffen, daß unsere Mittheilungen genügen werden, um den Lesern die Ueberzeugung zu verschaffen, daß wir dem Verfasser in seinen Schilderungen der historischen Landschaften der Pfalz ein interessantes Werk zu danken haben, welches, wenn auch nur in gedrängter Kürze, werthvolle Aufschlüsse bietet.

Ein morgenländisches Gedicht.

Panthea. Ein morgenländisches Gedicht in drei Gesängen von Ferdinand Bender. Heidelberg, C. Winter. Gr. 16. 2 M.

Der Stoff vorliegender epischen Dichtung ist den Berichten des Xenophon (in der Cyropädie) entnommen, die wol auf einer altpersischen Sage beruhen; Wieland hat ihn theilweise in „Araspes und Panthea" verwerthet. Den Gegenstand bildet die treue Liebe des Königspaares von Susiana, Arsonnas und Panthea, die Eroberung Susianas durch Cyrus den Aeltern, die Gefangenschaft Panthea's, die Versöhnung und Verbündung zwischen Cyrus und Arsonnas, der Feldzug gegen Krösus

und des Arsonnas Tod in der Schlacht, in den ihm Panthea nachfolgt. Der Verfasser hat den überlieferten Stoff in geschickter Weise benutzt und ihn zu einer ansprechenden Dichtung erweitert und ausgearbeitet. Die Composition ist im ganzen recht lobenswerth; nur eine richtige Contrastwirkung, dieses ästhetisch so wichtige Moment, können wir nicht finden. Die Figur des Araspes gegenüber von Arsonnas oder Cyrus ist dazu nicht ausreichend. Die Ausführung im einzelnen hat manche Schönheiten aufzuweisen und zeugt von dem Talent des Verfassers; besonders die Schilderungen der Kampfesscenen sind recht gut gelungen. Andere Stellen allerdings erscheinen wieder etwas matt und gekünstelt; „Lust und Schmerzen so darzustellen, daß sie sich erneut im Leser regen", ist dem Verfasser nicht durchgängig gelungen; wir vermissen manchmal die echte poetische Kraft, die den Leser im Innersten ergreift und fesselt. Die Sprache ist dagegen schön, klar und gediegen; ihr großer Bilderreichthum entspricht dem morgenländischen Charakter der Dichtung. Die metrische Behandlung zeigt das bedeutende Talent des Verfassers; nur die Wahl des Versmaßes können wir nicht ganz billigen. Der Verfasser wählte nämlich für die ganze Dichtung die Ottave rime (Stanzen), ein Versmaß, das sich für epische Dichtungen im Deutschen nicht besonders eignet, weil es monoton wirkt. Dies ist auch hier der Fall; der Eindruck ist ein sehr einförmiger. In freierer Gestalt, wie z. B. in Wieland's „Oberon", wäre das Versmaß rathsamer gewesen. Im übrigen hat aber der Verfasser die Schwierigkeiten, welche die Ottave rime in deutscher Sprache bieten, mit wenig Ausnahmen, recht gut überwunden.

Friedrich von Goeler-Ravensburg.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Das humoristische Epos von Ernst Eckstein „Schach der Königin" (Stuttgart, Gebr. Kröner) liegt in dritter völlig umgearbeiteter Auflage vor. Wir haben die geistreiche und formgewandte Dichtung bereits in Nr. 6 d. Bl. f. 1870 eingehend besprochen. Der Verfasser sagt in der Einleitung, er habe lange geschwankt, ob er sein Erstlingswerk nicht ganz und gar in der ursprünglichen Form lassen solle. „Allmählich aber brach sich doch die Erkenntniß Bahn, daß man die immer wiederkehrende Reproduction aller, auch der evidentesten Fehler mit Recht als eine Geschmacklosigkeit auffassen würde. Die Grundzüge der Composition ließen sich allerdings nur an wenigen Punkten verbessern: im einzelnen aber konnte gar mancher Misgriff beseitigt, gar manche Schroffheit gemildert, gar mancher Verstoß gegen die Schönheit gesühnt werden. Schon die Rücksicht auf das Publikum, das dem Werke, trotz aller Unvollkommenheit, eine von Jahr zu Jahr wachsende Theilnahme zuwandte, gebot einen Versuch. Dieser Versuch tritt nun hier in die Oeffentlichkeit. Die Kritik wird sich überzeugen, daß ich ihre Winke vielfach benutzt habe, selbst wo sie in feindlicher und gehässiger Form ertheilt wurden. Insbesondere ist die Gestalt des philosophischen Lohnschreibers, die Karl Frenzel mit Recht als mislungen bezeichnete, völlig in Wegfall gekommen. Wo die Handlung Motive verwerthet, die als Satire auf die moderne Roman- und Dramencomposition beabsichtigt waren, da ist die parodistische Willensmeinung des Autors schärfer accentuirt worden. Das Episodische wurde mehr eingeschränkt, die allzu dreisten Schößlinge burschikoser Ausgelassenheit wurden gebändigt. Demungeachtet haftet dem Buche auch in seiner neuen Gestalt viel Jugendliches, Ungeberdiges und Disharmonisches an. Wenn die geringen Vorzüge, die es besitzen mag, jetzt um Einiges mehr zur Geltung kommen als früher, so ist die Mühe, der sich der Verfasser bei dieser neuen Auflage unterzogen hat, reichlich belohnt."

— Von der „Encyklopädie der Naturwissenschaften", die im Verlag von E. Trewendt in Breslau erscheint, liegt die zweite und dritte Lieferung der ersten Abtheilung vor. Mit der zweiten beginnt ein „Handbuch der Mathematik" vom Geheimen Schulrath Dr. Schlömilch in Dresden. Die Naturwissenschaft kann heutzutage die Hülfe der Mathematik nicht entbehren; „man kann", wie es in der Vorrede heißt, „ein Naturgesetz nicht einmal präcis aussprechen, geschweige denn verstehen, ohne von den mathematischen Bestimmungen räumlicher, zeitlicher und generell verschiedener Größen Gebrauch zu machen. Schon die einfachsten Definitionen der Physik besitzen einen mathematischen Charakter, der sich bei eigentlichen Naturgesetzen zu mathematischen Formeln steigert. Die vorliegende Darstellung der Mathematik soll den Leser so weit führen, daß er eine ganze Reihe von Hauptwerken über Astronomie, Mechanik, Physik und Ingenieurwissenschaft lesen und sich nöthigenfalls weiter helfen kann. Das Ganze zerfällt in zwei Haupttheile, niedere Mathematik (Arithmetik und Algebra, Planimetrie, Stereometrie, Projectionslehre und Trigonometrie) und höhere Mathematik (Analytische Geometrie der Ebene und des Raums, Differentialrechnung u. s. f.)". Der erste Theil ist gewissermaßen die Formlehre, der zweite die Syntax der mathematischen Sprache; der erste bindet allerdings den Studirenden an gewisse Formen, die nun einmal gelernt sein müssen. Der zweite gewährt die freie Beweglichkeit, die auf eigene Entdeckungen ausgehen kann.

Mit der dritten Lieferung beginnt ein von Professor Dr. Gustav Jäger unter Mitwirkung tüchtiger Kräfte herausgegebenes „Handwörterbuch der Zoologie und Anthropologie". Es soll eine Lücke ausfüllen, die zwischen den großen Conversationslexikas und den für specielle Fächer bestimmten Handwörterbüchern besteht, und das Bedürfniß nach einem Nachschlagebuch befriedigen, welches angesichts der massenhaften technischen Ausdrücke selbst auf dem Gebiete populärwissenschaftlicher Lektüre lebhaft empfunden wird. Doch soll es auch dem Fachmann nützen, der immer mehr genöthigt wird, sich zu specialisiren, indem es eine Uebersicht über das ganze Gebiet gewährt, innerhalb dessen das Einzelne steht. Auch existiren für Anthropologie, Ethnographie und allgemeine Zoologie bisher keine Nachschlagebücher. Die erste Lieferung reicht bis „Anseriden" und enthält viele klar und präcis abgefaßte Artikel; doch werden die Herausgeber sich jedenfalls eine Beschränkung auferlegen müssen, wenn diese Encyklopädie nicht allzu voluminös werden und über den ursprünglichen Plan hinauswachsen soll.

— Die fünfundvierzigste bis neunundvierzigste Lieferung der Hallberger'schen illustrirten Ausgabe von „Schiller's Werken" bringt Illustrationen zur „Geschichte des Abfalls der Niederlande und des Dreißigjährigen Kriegs". Natürlich haben solche Illustrationen nur den Werth von Geschichtsbildern; sie erläutern nicht Idealgestalten des Dichters durch die Phantasie des Künstlers. Es folgen dann Illustrationen zu „Macbeth" und „Turandot", also zu Shakspeare und Gozzi, denen der Inhalt dieser Dramen gehört. Der Phantasie der Zeichner boten sie willkommenen Anlaß: die nebelhafte und gespenstige Physiognomie der schottischen Tragödie, bis auf die mit widerlicher Grellheit dargestellten Hexen, sowie das originelle Costüm und der ostasiatische Gesichterschnitt im Reich der Mitte. Die meisten Zeichnungen sind lebendig und packend componirt.

— Von Leopold von Ranke's „Sämmtlichen Werken", der Zierde unserer Geschichtsliteratur und jeder historischen Privatbibliothek, liegt der dreiundvierzigste und vierundvierzigste Band vor (Leipzig, Duncker u. Humblot), welche ein überaus zeitgemäßes Thema behandeln: „Serbien und die Türkei im

9. Jahrhundert". Im Jahre 1829 hatte Ranke die Geschichte ːr Umwälzung und der Befreiungskriege von Serbien ge- ɦrieben. Eine Vorlage von Wuk war damals zu Grunde ge- gt; sie ist weiter geführt worden auf Grund der Actenstücke terreichischer und russischer Archive. Bei dieser neuen Publi- ıtion hat der Historiker den Blick auf das türkische Reich selbst ıd auf seine Reformbewegung gerichtet, sowie auf das Ver- iltniß der europäischen Mächte zu dem in diesen innern ärungen begriffenen Osmanischen Reiche. Die vornehmste bsicht des Historikers geht aber dahin, die Combination der rhebung einer kleinen, aber compacten Nationalität mit den ıropäischen Einwirkungen zu vergegenwärtigen. Der erste Ab- ɦnitt des Werks enthält die Geschichte Serbiens bis 1842; r zweite behandelt Bosnien in seinem Verhältniß zu den eformen des Sultans Mahmud II. 1820—22; der dritte die erflechtung der orientalischen und occidentalischen Angelegen- iten (1839—41); der vierte das Fürstenthum Serbien unter r Einwirkung der europäischen Mächte seit 1842. Ein Schluß- ort verknüpft die bis 1869 geführte Geschichte mit der un- ittelbaren Gegenwart. Gewichtig ist das Urtheil eines über reiche Analogien gebietenden Historikers, was die orienta- che Frage überhaupt betrifft. Es finden sich hier sehr treffende perçus. So sagt Ranke in seinem Schlußwort: „Das welt- storische Ergebniß der letzten Begebenheiten liegt darin, daß ne Idee, welche bisher die orientalische Frage war, dominirt tte, die Erhaltung der Integrität der Türkei, nunmehr auf- geben wurde. Diesen Sinn hat die Anerkennung der Eman- pation von Serbien, Montenegro und Rumänien. Es ist ein ıbeschreiblicher Vortheil für sie, daß sie von Eingriffen einer acht frei sind, die ihrem Emporkommen hemmend in den Weg ıt. Allein dem Vortheil steht auch der Nachtheil zur Seite. ie werden von der Idee nicht mehr beschützt, die dem tür- chen Reiche in seiner Gesammtheit einen langen Zeitraum ndurch zugute gekommen ist, daß ihr ungeschmälertes Be- hen für Europa und die Welt eine Nothwendigkeit sei. Serbien r allem wird durch seine geographische Lage noch besonders rauf angewiesen sein, durch Entfaltung aller seiner Kräfte ne Selbständigkeit zu sichern."

— Von der rüstig fortschreitenden „Illustrirten Literatur- ſchichte" von Otto Leixner (Leipzig, Spamer) liegt die rte bis achte Lieferung vor; sie führt die Geschichte vom fischen und volksthümlichen Heldengesang bis ins Refor- ıtionszeitalter. Die Darstellung ist lebendig, nie sich ins tail verlierend und baut auf culturgeschichtlichem Unter- unde die Literaturgeschichte auf. Die Illustrationen geben ichterbilder, wie das vorgreifende Gesammtbild der Dichter s 17. Jahrhunderts, Genrebilder aus dem Volksleben, Scenen s großen Dichtungen, aus den „Nibelungen" und „Gudrun". sonders gelungen erscheinen uns die Luther-Bilder zu sein.

Ein verwandtes Unternehmen ist die „Geschichte der deut- en Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts" von Dr. Ludwig alomon (Stuttgart, Levy u. Müller). Die vorliegende erste eferung bringt wohlgelungene Porträts von Jean Paul, Lud- g Tieck, Franz Grillparzer und Georg Ebers.

Bibliographie.

Amon von Treuenfest, G. Ritter, Geschiche des k. k. 11. Huszaren- gimentes Herzog Alexander von Württemberg. 1762 bis 1850 Székler enz-Huszaren. Nach den Feldakten und sonstigen Original-Quellen der k. Archive verfasst. Wien, Braumüller. 1878. Gr. 8. 10 M.

Baltzer, E., Empedocles. Eine Studie zur Philosophie der Griechen. ipzig, Eigendorf. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Beyer, C. F., Streiflichter auf Deutschlands Gegenwart und Zukunft nämlich in wirthschaftlicher Beziehung. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 1 M.

Bilharz, A., Der heliocentrische Standpunct der Weltbetrachtung. undlegungen zu einer wirklichen Naturphilosophie. Mit 13 Holzschnitten. ttgart, Cotta. Gr. 8. 6 M.

Burkhardt, C. A. H., Goethe und der Komponist Ph. Chr. Kayser. pzig, Grunow. Gr. 8. 2 M.

Calderon de la Barca, Pedro, Cefalo und Pocris, Burleske, übersetzt ı C. A. Dohrn. Stettin, Herrcke und Lebeling. Gr. 8. 3 M.

Politische Correspondenz Friedrich's des Grossen. 2ter Bd. Berlin, Duncker. Gr. 8. 12 M.

Dahn, F., Die Vernunft im Recht. Grundlagen der Rechtsphilosophie. Berlin, Janke. Gr. 8. 4 M.

Deibel, L., „Die Gartenlaube". Eine Kritik. München, L. Finsterlin. Gr. 16. 4 M.

Frantz, C., Der Föderalismus, als das leitende Princip für die sociale, staatliche und internationale Organisation, unter besonderer Bezugnahme auf Deutschland, kritisch nachgewiesen und constructiv dargestellt. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 6 M.

Genée, R., Gesammelte Komödien. 1stes Bdchn.: Durch! Stephy Girard. Ehestands-Exerzitien. Truffaldino (nach Goldoni). Das heiße Eisen (nach Hans Sachs). Berlin, Guttentag. 8. 2 M. 50 Pf.

Glagau, O., Des Reiches Noth und der neue Culturkampf. Osnabrück, Wehberg. Gr. 8. 4 M.

Hallwich, H., Wallenstein's Ende. Ungedruckte Briefe und Acten. 2 Bde. Leipzig, Duncker u. Humblot. Lex.-8. 32 M.

Allgemeines Handbuch der Freimaurerei. Zweite völlig umgearbeitete Auflage von Lenning's Encyklopädie der Freimaurerei. Vierter Band: Ergänzungen. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 M.

Harthausen, A. v., Mädchenleben. Novelle. Preisgekrönt. Paderborn, F. Schöningh. 8. 3 M.

Helfert, Freih. v., Zeugenverhör über Maria Karolina von Oesterreich, Königin von Neapel und Sicilien, aus der Zeit vor der grossen französischen Revolution (1768—1790). Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 2 M. 50 Pf.

Henning, A., Der Skepticismus Montaigne's und seine geschichtliche Stellung. Inaugural-Dissertation. Jena, Neuenhahn. Gr. 8. 1 M.

Hermes, H. J., Die Neuerburg an der Wied und ihre ersten Besitzer. Zugleich ein Versuch zur Lösung der Frage: Wer war Heinrich von Osterdingen? Neuwied, Heuser. Lex.-8. 75 Pf.

Heyd, W., Geschichte des Levantehandels im Mittelalter. 2ter Bd. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 16 M. 50 Pf.

Horn, F. W., Geschichte der Literatur des skandinavischen Nordens von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. 1ste Lfg. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Jeiteles teutonicus. Harfenklänge aus dem vermauschelten Deutschland von Marr dem Zweiten. Bern, Costenoble. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Jókai, M., Die stillen Jahre. Rede. Wien, Perles. Gr. 8. 80 Pf.

Jost, E., „Der gute Kaiser Max!" Historische Erzählung. Landau, Jost. Gr. 16. 2 M.

Kirchhammer, A., Der englisch-afghanische Krieg. Zwei Vorträge. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 1 M.

Kleinpaul, R., Die Dahabîye. Reiseskizzen aus Aegypten. Stuttgart, Cotta. 8. 4 M.

Kohn, A., u. C. Mehlis, Materialien zur Vorgeschichte der Menschen im östlichen Europa. Nach polnischen und russischen Quellen bearbeitet und herausgegeben. 2ter Bd. Jena, Costenoble. Gr. 8. 15 M.

Kopp, O., Der Fall des Hauses Stuart und die Succession des Hauses Hannover in Groß-Britannien und Irland im Zusammenhange der europäischen Angelegenheiten von 1660—1714. 7ter u. 8ter Bd. Wien, Braumüller. Gr. 8. 16 M.

Krause, C., Helius Eobanus Hessus, sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Cultur- und Gelehrtengeschichte des 16. Jahrhunderts. 1ster Bd. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 7 M.

Laistner, L., Golias. Studentenlieder des Mittelalters. Aus dem Lateinischen. Stuttgart, Spemann. 8. 3 M.

Lamberg, H. Graf, Bergkräuteln. Gedichte in österreichisch-deutscher Gebirgsmundart. Salzburg, Dieter. Gr. 16. 1 M. 80 Pf.

Langer, J., Was macht die heutige Gesellschaft so krank? Wie ist ihr zu helfen? Ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage. Luxemburg, Brück. Gr. 16. 40 Pf.

L'Arronge, A., Dramatische Werke. 3ter Thl. — A. u. d. T.: Doctor Klaus. Lustspiel. Berlin, Lassar. 8. 4 M.

Lindwurm, A., Ueber die Geschlechtsliebe in social-ethischer Beziehung. Ein Beitrag zur Bevölkerungslehre. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 6 M.

Lorenz, O., Ueber Gymnasialwesen, Pädagogik und Fachbildung. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Löwenheim-Röhn, E., Aesthetik und Cynismus. Eine Entgegnung auf die Vischer'sche Schrift „Mode und Cynismus". Berlin, Staude. 8. 50 Pf.

Mäurer, F., Rheinelfe. Ein Rhein- und Frühlings-Märchen in 10 Gesängen. Wiesbaden, Feller u. Gecks. 16. 2 M.

Mauthner, F., Kleiner Krieg. Kritische Aufsätze. Leipzig, Schloemp. 8. 1 M. 50 Pf.

Merinski, O. v., Viktor. Novelle. Wien, Seidel u. Sohn. 8. 2 M.

Möbius, K., Ueber die Goethe'schen Worte: „Leben ist die schönste Erfindung der Natur und der Tod ist ihr Kunstbegriff viel Leben zu haben". Rede. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. 4. 1 M.

Moleschott, J., Die Einheit der Wissenschaft aus dem Gesichtspunkte der Lehre vom Leben. Rede. Gießen, Roth. 8. 1 M.

Palleske, E., Schiller's Leben und Werke. 10., neu verb. Auflage. 2 Bde. Stuttgart, Krabbe. 8. 5 M.

Reuleaux, C., Dichtungen. 3ter Bd. — A. u. d. T.: Raketen und Veilchen. Gedichte. 1ster Thl. Mit Illustrationen. Stuttgart, Metzler's Verlag. 16. 2 M.

Scholl, C., Raymund von Beziers. Ein Trauerspiel der Albigenser-Zeit. München, Merhoff. 8. 1 M. 50 Pf.

Schott, W., Kitai und Karakitai. Ein Beitrag zur Geschichte Ost- und Innerasiens. Berlin, Dümmler's Verlag. Gr. 4. 1 M.

Serail und Hohe Pforte. Enthüllungen über die jüngsten Ereignisse in Stambul. Nach Original-Zeichnungen und Documenten bearbeitet und herausgegeben von ***. Wien, Hartleben. Gr. 8. 5 M. 40 Pf.

Sigwart, C., Beiträge zur Lehre vom hypothetischen Urtheile. Tübingen, Fues. 1871. Gr. 4. 2 M.

Strickler, J., Actensammlung zur schweizerischen Reformationsgeschichte in den Jahren 1521—1532, im Anschluss au die gleichzeitigen eidgenössischen Abschiede bearbeitet und herausgegeben. 2ter Bd. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 20 M.

Wachtsmuth, F., Ueber die Quellen und den Verfasser der ältern livländischen Reimchronik. Mitau, Lucas. 1878. Gr. 4. 2 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 30. — 24. Juli 1879.

Neuere historische Literatur.

1. Geschichte der Jahre 1871—77. Von Konstantin Bulle. Zweiter Band: Das übrige Europa. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1878. Gr. 8. 5 M.

Durch seine vortreffliche „Geschichte der neuesten Zeit 1815—71" hat Konstantin Bulle sich mit einem Schlage einen ausgezeichneten Ruf unter unsern populären Geschichtschreibern erobert. Daß er eine Weiterführung der bei dem Jahre 1871 abgebrochenen Arbeit unternommen hat, ist daher sehr dankenswerth. Den ersten Theil dieser Fortsetzung, welche äußerlich und innerlich in den Verband der bekannten und mit Recht so weit verbreiteten und allgemein beliebten Becker'schen Weltgeschichte eintritt und als deren neueste Fortsetzung unmittelbar bis auf die Gegenwart angesehen sein will, haben wir seinerzeit an dieser Stelle eingehender besprochen; wir konnten demselben alle die Vorzüge nachrühmen, welche dem vorangegangenen größern Werke einen so schnellen und durchschlagenden Erfolg gesichert hatten. Nachdem in dem ersten Bande die Geschichte Deutschlands und Frankreichs, entsprechend der Bedeutung beider Länder für die gesammte europäische Politik der Gegenwart, eingehender dargestellt worden ist, bringt der uns vorliegende zweite Band die Darstellung der Geschichte Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Italiens, Spaniens und Portugals, Großbritanniens, Hollands, Belgiens, der skandinavischen Staaten und endlich Rußlands und des Orients während der Jahre 1871—77 klar, sachgemäß, mit einem maßvollen, von verständig freisinnigem Standpunkte aus abgegebenen Urtheil über Ereignisse und Personen, wie wir das aus Konstantin Bulle's frühern Arbeiten der Art schon kennen. Nur eins hat uns in Erstaunen gesetzt: nämlich daß die Fortsetzung der Becker'schen Weltgeschichte mit diesem Bande endet, daß sie also von einer Darstellung der Entwickelung der außereuropäischen Länder ganz absieht. Das scheint doch eine durchaus willkürliche Begrenzung der räumlichen Ausdehnung der neuesten Geschichte. Einzelnes, was sich auf die außereuropäischen Staaten bezieht, kommt allerdings bei Besprechung der Verhältnisse der dazu in Beziehung stehenden europäischen Staaten vor, wie z. B. bei der Darstellung des Alabamastreits zwischen England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika u. a. m.; aber wir meinen doch, daß damit den Anforderungen nicht Genüge geschehen ist, welche wir gerade an ein sonst so vortreffliches Buch wie das vorliegende auch in diesem Punkte zu stellen berechtigt sind; gelegentlich kann gerade diese Lücke die Brauchbarkeit desselben wesentlich beeinträchtigen.

2. Geschichte der Stadt Metz. Von Westphal. Dritter Theil: Bis zum Frankfurter Frieden 1871. Mit einem Plane: Die Kriegsoperationen vor Metz im Herbst 1870. Metz, Deutsche Buchhandlung. 1878. Gr. 8. 6 M.

Von dem vorliegenden Schlußbande dieses Werks, dessen zwei erste Theile die Geschichte der nach mehr als dreihundertjähriger Entfremdung für Deutschland zurückgewonnenen lothringischen Metropole bis zum Jahre 1804 geführt hatten, paßt unter den demselben gegebenen Titel eigentlich nur ein verschwindend kleiner Theil, nämlich etwa S. 1—66; die übrigen circa 300 Seiten geben eine ausführliche Geschichte der Kämpfe, welche von den blutigen Augusttagen 1870 an bis zu dem endlichen Fall der Festung um die Mauern von Metz getobt haben. In diesem Theile, welcher weit über das Maß hinausgewachsen ist, das in einer Stadtgeschichte den auf die Kriegsgeschichte der betreffenden Stadt bezüglichen Ereignissen eingeräumt werden darf, finden sich zwar manche Züge, welche für die Zustände innerhalb der Mauern von Metz während der Einschließung sehr charakteristisch sind; mit der eigentlichen Aufgabe des Werks aber hat das alles doch nur wenig oder, genauer genommen, gar nichts zu thun. Auch in dem nur wenige Seiten zählenden Abschnitte, welcher die Geschichte von Metz von 1804 bis zum Ausbruch des Kriegs, der Metz an Deutschland

zurückbrachte, behandelt, ist vieles, was der allgemeinen Geschichte angehört, mit einer an dieser Stelle gleichfalls nicht berechtigten breiten Ausführlichkeit erzählt, während die auf die Geschichte von Metz selbst bezüglichen Mittheilungen zuweilen allzu sehr den Eindruck rein äußerlich aneinandergereihter Materialien machen: die kaiserlichen und königlichen Besuche in Metz u. dgl. haben doch kein allgemeineres historisches Interesse:

Am 4. Mai 1836 kamen die nach Deutschland reisenden Herzoge Orléans und Nemours durch Metz, hielten sich aber nur wenige Minuten daselbst auf. Am 3. August 1836 kam König Ferdinand von Neapel in Metz an, stieg im Hôtel de l'Europe ab, besichtigte die Sehenswürdigkeiten der Stadt und reiste am folgenden Tage weiter nach Paris. Dem Wirth des Hôtel de l'Europe ließ er für seinen kurzen Aufenthalt daselbst 1000 Thaler einhändigen. Am 26. Mai 1837 traf die Braut des Herzogs von Orléans — — in Metz ein u. s. w.

Das heißt nicht die Geschichte einer Stadt von der Bedeutung wie Metz schreiben, sondern werth- und interesselose Excerpte aus alten Zeitungen aneinanderreihen!

3. Der Neue Plutarch. Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Rudolf von Gottschall. Sechster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1879. 8. 6 M.

Es war ohne Frage ein sehr glücklicher Gedanke, welcher den „Neuen Plutarch" in das Leben rief: unsere Literatur ist damit um ein Sammelwerk bereichert worden, welches sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit einen weiten Kreis von Freunden erworben hat. Schon damit ist ja der Beweis seiner Berechtigung geführt, ja, mehr noch, damit ist dargethan, daß das Unternehmen einem Bedürfniß entgegengekommen ist und eine Lücke ausgefüllt hat. Wer nämlich die Entwickelung unserer so erstaunlich productiven historischen Literatur in den letzten Jahren verfolgt hat, der wird sich darüber schließlich nicht haben täuschen können, daß wir zwischen dem an der gelehrten Arbeit unmittelbar betheiligten engern Kreise der Forscher und dem gebildetern Theile des Publikums, das geschichtliche Werke zu lesen und sich durch dieselben anregen zu lassen geneigt ist, einer lebhaftern Vermittelung bedurften, als sie bisher vorhanden war. Unsere Wochen- und Monatsschriften, so gewissenhaft auch viele von ihnen in der Verfolgung der neuern wissenschaftlichen Erscheinungen sind, können doch schließlich nichts thun, als ihre Leser auf bedeutendere Werke als lesenswerthe hinweisen. In wie wenigen Fällen aber wird eine solche Anregung zu einem positiven Ergebniß führen! Unsere Zeit ist nun einmal raschlebig und stellt an die Leistungs- und die Fassungsfähigkeit des Einzelnen allmählich immer schwerer zu befriedigende Ansprüche. Sich durch bändereiche historische Darstellungen hindurchzuarbeiten, wird selbst denjenigen Laien, welche der Geschichte ein lebhaftes Interesse entgegenbringen, immer nur in sehr vereinzelten Fällen gegeben sein; ja sogar die zum Theil vortrefflichen compendiösen Darstellungen, welche wir von der neuern und neuesten Geschichte besitzen und die ganz geeignet sind, ein richtiges Verständniß der politischen Fragen der Gegenwart zu fördern, werden — davon darf man sich überzeugt halten — mehr als gelegentlich einzusehende, in bestimmten Fällen zu Rathe zu ziehende Hülfs- und Nachschlagebücher gebraucht, als in zusammenhängender Lektüre als Quelle allgemeiner historischer Bildung benutzt werden. Um in weitern Kreisen wirklich lebendige Theilnahme zu gewinnen, müssen die auf populäre Wirkung berechneten historischen Darstellungen, von dem als selbstverständlich vorauszusetzenden sachlichen Werth, d. h. der zuverlässigen wissenschaftlichen Grundlage, ganz abgesehen, ansprechende Form und geringen räumlichen Umfang in sich vereinigen. Nirgends aber läßt sich diesen Anforderungen in dem Maße gerecht werden als gerade in der biographischen Form der geschichtlichen Darstellung; sie wirksam zu machen und ihr lebhaftere Theilnahme zu gewinnen, hilft namentlich schon das psychologische Moment, welches den Leser zu der ihm als lebendige Persönlichkeit entgegentretenden historischen Größe in ein viel unmittelbareres, lebhafteres und daher auch fruchtbareres Verhältniß treten läßt. Große politische oder militärische Staatsactionen, das geistige Leben ganzer Zeitalter umgestaltende literarische oder künstlerische Thaten, die Errungenschaften großer Entdecker und die der Cultur neue Waffen erschließenden Verdienste genialer Erfinder: alle diese großen historischen Mächte, die sich bei allgemeinerer Betrachtung so leicht zu unfaßbaren Abstractionen verflüchtigen, treten uns bei der biographischen Geschichtschreibung in bestimmten Persönlichkeiten verkörpert, sozusagen zu Fleisch und Blut geworden, in gewissem Grade als unsersgleichen und uns daher auch doppelt verständlich entgegen: das Interesse hat einen bestimmten Mittelpunkt, an den es sich hält und der es erhält, von dem aus es leicht einen weitern und freiern Umblick gewinnt, als ihn das Auge, das an historische Betrachtung im größern Stil nicht gewöhnt ist, sonst zu beherrschen vermag. Die Parallele dazu liegt ja sehr nahe; auch in unserm Jugendunterricht wird nach der besten Methode, die im Laufe der Zeit und durch mannichfaches Experimentiren ausgebildet worden und nunmehr schon glänzend bewährt ist, auf der ersten Stufe des historischen Unterrichts mit biographischen Darstellungen der Anfang gemacht, weil nur auf diesem Wege dem in dieser Betrachtungsweise noch ungeübten kindlichen Sinne das erste Verständniß und die erste Empfänglichkeit für geschichtliche Vorgänge überhaupt geweckt werden kann. Und wenn wir, um die damit aufgenommene Parallele noch einen Schritt weiter durchzuführen, im Gegensatze zu heillosem Misbrauch früherer Zeit heutigentags in unserer sorgsam gepflegten Jugendliteratur durchaus dem Grundsatze gemäß handeln sehen, daß für unsere Kinder das Allerbeste eben gerade gut genug ist, so können wir nur wünschen, daß demnach auch in der volksthümlichen Literatur aller Zweige, ganz besonders aber gerade in der historischen, wo das Mittelgut, ja das noch darunter zu Stellende leider noch sehr überwiegt, nach eben diesem Principe verfahren werden möge.

Dem „Neuen Plutarch" muß man nachrühmen, daß er auf diesem Wege mit einem vortrefflichen Beispiele vorangeht: welchen Maßstab wir anlegen mögen, in Betreff der Form sowol als auch in Betreff der soliden wissenschaftlichen Grundlage und des ganzen Geistes, der uns daraus anweht, sind die in demselben vereinigten Biographien dem Besten zuzuzählen, was unsere nicht zünftig gelehrte Geschichtschreibung in den letzten Jahren hervorgebracht hat.

Den 1874—78 erschienenen fünf Bänden des „Neuen

Plutarch" schließt sich der uns vorliegende sechste in jeder Hinsicht würdig an. Bernhard Erdmannsdörffer zeichnet in markigen Strichen den Gründer des brandenburgisch-preußischen Staats, Friedrich Wilhelm, den Großen Kurfürsten, und entwirft uns, indem er uns mit sicherer Hand durch die wildverworrene zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts hindurchleitet, ein lebensvolles Bild von dem allein nach den überwundenen Schwierigkeiten recht zu schätzenden epochemachenden Wirken des rastlosen, in Krieg und Frieden gleich glänzend bewährten Fürsten. An zweiter Stelle finden wir eine nicht minder vortreffliche Biographie Arthur's, des Herzogs von Wellington, den in seiner echt englischen und dabei doch auch in so vielen Zügen durchaus originellen Eigenart zu zeichnen niemand so befähigt war wie Reinhold Pauli, zur Zeit in Deutschland ohne Frage der erste Kenner Englands und der englischen Geschichte: meisterhaft hat er den „eisernen Herzog" zur Anschauung zu bringen gewußt und dabei doch die ziemlich naheliegende Gefahr vermieden, ausschließlich zum Lobredner desselben zu werden: der panegyrische Ton, in welchen der Biograph so leicht verfällt, ist hier nirgends angeschlagen; es werden auch die Schroffheiten und Härten, die Einseitigkeiten und Fehler des großen Mannes nicht verschwiegen; die spätere, vorzugsweise politische Wirksamkeit Wellington's bietet der Kritik ja mehr als eine recht wunde Stelle dar. Ein schon durch den Contrast für die Biographie Wellington's höchst anregend wirkendes Lebensbild des letzten Führers der Whigpartei, des Grafen John Russel, von Friedrich Althaus, bildet den Schluß des Bandes, der uns sonach — Russel starb im Mai 1878 — unmittelbar bis in die jüngste Gegenwart führt. Als Repräsentant der Literatur begegnen wir in diesem Bande Johann Gottfried von Herder, dessen ansprechende Persönlichkeit und vielseitiges und weithin anregendes Wirken Friedrich von Baerenbach geistvoll zur Anschauung zu bringen gewußt hat.

4. Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs. Von Anton Gindely. Erste Abtheilung: Geschichte des böhmischen Aufstandes von 1618. Dritter Band. Prag, Tempsky. 1878. Gr. 8. Jeder Band 8 M.

Mit dem vorliegenden dritten Bande ist die erste Abtheilung der fast allzu umfänglich angelegten „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs" von Anton Gindely nunmehr zum Abschluß gediehen: derselbe führt die Geschichte des böhmischen Aufstandes bis zu der entscheidenden Niederlage am Weißen Berge und schildert dann kurz die derselben folgende Unterwerfung Mährens, Schlesiens und der Lausitzen. Wie schon in den frühern Bänden, so ist auch in diesem eine reiche Fülle neuer Materialien zur Verwendung gekommen, und mancher Punkt hat dadurch eine wesentlich neue Beleuchtung erfahren. Für den nichtfachmännischen Leser aber geht die Gindely'sche Art der Darstellung viel zu sehr in das Detail. Die Absolvirung des ganzen Zeitraums von dreißig Jahren in der bisher beliebten Weise ist geradezu unmöglich: denn wenn zur Darstellung der drei Jahre 1618—20 drei starke Bände nöthig waren, so würden, da die verwickeltsten, schwierigsten und wichtigsten Partien ja erst kommen, 35—40 Bände nöthig sein, um die Geschichte des großen Kriegs in diesem Uebermaß von Detailschilderung zu Ende zu führen. Für den Fachmann allerdings wird die Arbeit Gindely's viel des Neuen und Anregenden in den Einzelheiten darbieten.

Hans Prutz.

Unterhaltungsschriften.

1. Intimes Leben. Novelletten von Hieronymus Lorm. Zweite Auflage. Hamburg, J. F. Richter. 1879. 8. 4 M.

Diese kleinen Erzählungen haben ein doppeltes Interesse, wenn man bedenkt, daß ein Autor sie geschrieben hat, dem durch eine „Beeinträchtigung des wichtigsten Sinnesorgans" — wie er diesen Mangel in der Vorrede nennt — die Welt mit der Mannichfaltigkeit ihrer Erscheinungen geraubt wurde. Aber für das entbehrte äußere ward ihm ein mit den feinsten Sehnerven ausgestattetes inneres Augenlicht. Es schaut in die Phasen des Seelenlebens mit einer Schärfe ohnegleichen. Seine Welt ist eine farblose, eine wie vom Nebel umwobene; die glänzenden Scenerien, welche die Phantasie eines Poeten gefangen nehmen, sind für ihn nicht da. Doch seine alles bestrickenden Colorits entkleideten Gestalten treten zart, keusch, duftig und trotz ihres schlichten Farbentons energisch wirksam hervor. Einen besondern Reiz dieser Erzählungen müssen wir physiologischer Art nennen. So beobachtet und denkt ein Geist, der, des edelsten Sinnes beraubt, gleichwie im körperlichen Dasein auch im Gemüthsleben sich von Station zu Station nur fortzufühlen vermag; gewisse stilistische Wendungen berühren seltsam.

Den Inhalt des Buchs bilden drei Novellen: „Blanche", „Die Gesellschafterin" und „Hol' über".

2. Dunkle Fenster. Eine Erzählung von Edmund Hoefer. Stuttgart, Simon. 1878. 16. 2 M. 40 Pf.

In dieser liebenswürdigen Erzählung zähmt die Liebe, die bekanntlich Löwen zu bändigen vermag, einen Professor, der aber mit dem König der Thiere gar keine Aehnlichkeit hat, sondern ein recht lebensmüder, hypochondrischer, ein geschlagener Mann ist. Der Autor, der im Genre des bürgerlichen Alltagslebens vortrefflich schildert, hat die Fabel sehr anmuthig in Scene gesetzt.

3. Der Alte Fritz und sein Adjutant. Eine Geschichte aus der Zeit des Siebenjährigen Kriegs von Armin Stein. Wolfenbüttel, Zweißler. 1877. 8. 90 Pf.

Ein Buch, welches den Ton einer volksthümlichen Erzählung glücklich anschlägt. Wir haben Schriftsteller, die sich dem schlichten Manne anzuempfinden glauben, wenn sie mit einer gewissen süßlichen Sentimentalität zu ihm hinabsteigen, und für welche populär schreiben nüchtern und trivial sein bedeutet. Armin Stein weiß das zu vermeiden. Er copirt sehr gut den drastischen Zug, mit dem das Volk spricht, urtheilt und moralisirt. Seit den Tagen Homer's schon sieht jenes seine Heroen als unbesiegliche Helden, als Vergelter, als Wesen an, mit denen immer die Vorsehung Hand in Hand geht. So tritt die Heldengestalt des Alten Fritz im Buche auf; sie

ist ganz nach der Anschauung des Volks idealisirt und macht den trefflichsten Eindruck.

4. Ut min Jungsparadies. Dree Vertelln von Klaus Groth. Berlin, Stilke. 8. 1 M. 50 Pf.

Das, was in der Individualität eines Volks am reichsten vorhanden ist, wird sich am meisten Ausdruck und Wort suchen; darum offenbart die Sprache das eigentliche Selbst des Volks. Der Plattdeutsche ist entweder Humorist oder Gefühlsmensch, darüber hinaus geht er nicht. Der kaustische und bittere Sarkasmus, der aus deductiven Schlüssen heraus urtheilt und spottet, alles, was auf Abstraction, auf Reflexionen zersetzender Art beruht, ist ihm fremd. Die plattdeutsche Sprache, die sich seit Jahrhunderten nur von Mund zu Mund, hinabgedrängt zum gemeinen Manne, fortpflanzte, ist reich und drastisch, wo sie Beobachtetes und Angeschautes schildert; alles Gemachte, Anempfundene, aller ästhetische Schwulst blieben ihr fremd. Darum trägt sie ein Element in sich, das der Dichtkunst zugute kommt; diese schafft ihre Gestalten lieber mit einem frischen, noch mit der Erscheinungswelt verwachsenen Material als mit Anschauungen und Bildern, die von des Gedankens Blässe angekränkelt sind. So ist es zu erklären, wenn ihre beiden großen Koryphäen, Reuter und Groth, begeisterte Anerkennung empfingen, als ob sie die Regeneratoren der Poesie wären; es war die Quelle, aus der sie schöpften, der herrliche, unversiegbare Bronnen echter Dichtkunst, der in der plattdeutschen naiv und unverfälscht gebliebenen Art liegt, welche für sie sprach. Für Klaus Groth ist das Gemüth sein dichterisches Feld; Einzelheiten des Buchs, vornehmlich in „Vun den Lüttenheid" gehören zu wahrhaften Perlen der Poesie. Wie Typen der niederländischen Malerei muthen Figuren wie Detlef Ramm an, der in meisterhaftem Localton in jener Skizze gegeben ist. In seinen Beschreibungen dagegen ist Klaus Groth schwach, gedehnt und schwerfällig, und ganz entzieht sich ihm das Gebiet des Humors; auf beiden Feldern gewann ihm sein Rival Fritz Reuter den Rang ab.

5. Soldatenschicksal. Von Alfred de Vigny. Nach der dreizehnten Auflage des französischen Originals übertragen von Johannes Karsten. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1878. 8. 3 M.

Der Verfasser gehört zu den genialen Leuten, die ihr eigenes, selbstgebildetes Urtheil an die Stelle traditioneller Ansichten setzen. Es ist ein Dogma des Jahrhunderts, das Heroenthum aller Zeiten im Soldatenideal zu sehen; in drei fließend und bei etwas veralteter Manier elegant geschriebenen Novellen beweist er, daß dieses ein Barbarenthum ist, und daß das, was die Waffenehre von einem Menschen verlangt, ihn ethisch erniedrigt. Ein solcher Skepticismus könnte das „Kreuzige, kreuzige ihn!" auf den Verfasser ziehen; jedoch auch die begeistertste Vorliebe für das Handwerk der Waffen verzeiht gewiß dem traurigen, müden, melancholischen Philosophen, der hier spricht, seine Blasphemie.

6. Zur Neujahrszeit im Pastorate zu Nöddeboe. Erzählung von Nicolay (Henrik Scharling). Nach der dritten Auflage des dänischen Originals deutsch von W. Reinhardt. Zweite Auflage. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1878. 8. 5 M.

Liebenswürdige Naturen in engbegrenzter Lebenssphäre, sogenannte Alltagsmenschen, führt uns diese Erzählung vor. Die bedeutungsvollen Ereignisse einer Schlittenfahrt, des Zubettegehens und Aufstehens, eines Mittagsessens werden vom Autor mit epischer Breite beschrieben. Was in dem patriarchalischen Leben auf dem Pfarrhofe zur Erscheinung kommt, illustrirt einen Ausspruch des Menschenkenners und -Verächters Larochefoucauld: „La passion fait souvent un fou du plus habile homme et rend souvent habiles les plus sots."

7. Zeitvertreib. Vierte und fünfte Lieferung: Unser Georg. Novelle von Franz Weller. Graf und Kunstreiterin. Novelle von Eugen Kronau. Wien, von Waldheim. 1878. Gr. 16. 90 Pf.

„Time is money!" Diesen Grundsatz unsers auf schnaubendem Dampfrosse vorwärtseilenden Jahrhunderts haben der Verleger und der Verfasser nicht erwogen, als sie die Initiative zu einer Vergeudung dieses kostbaren Metalls, der Zeit, mit ihren etwas leichtwiegenden Erzählungen ergriffen.

8. Eines Kindes Gebet. Eine Geschichte aus dem jüdischen Leben von F. W. S. Schwarz. Mit einem Vorwort von Franz Delitzsch. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1878. 8. 2 M.

Unsere Zeit scheidet sich in zwei Heerlager; dem einen ist das Glaubensbekenntniß, dem andern die Glaubensidee alles. Nach den Anhängern des einen Feldzeichens kann niemand die Verklärung des Daseins, ohne zu den Dogmen der einen oder der andern Kirche zu schwören, erlangen; das Feldgeschrei der andern Partei stürmt lärmend gegen die Idole an, spottet der sichtbaren Kirche und erwartet die Vergeistigung der Materie allein von dem einigen Ideale aller Religionen. Pastor Schwarz gehört zu der erstern Farbe. Leopold Kompert, der Verfasser des Romans „Zwischen Ruinen", hat uns erzählt, wie ein deutsches katholisches Mädchen, tiefergriffen von der religiösen Grundidee des Judenthums, zu diesem übertritt. Das Schwarz'sche Buch, wie der Vorredner sagt, „ein mit Meisterhand entworfenes, obwol das Maß des Natürlichen im Michel Angelo-Stil überbietendes Lebensbild", ist das geistige Gegenbild dieser Erzählung und gab den Anlaß zu derselben. Für Pastor Schwarz ist das jüdische Bekenntniß ein ethischer Flecken, wie aus seinen mehr confessionell als ästhetisch genügenden Ausführungen hervorgeht.

9. Erzählungen aus Sachsen- und Böhmerland von Elfried von Taura. Erster Band. Sondershausen, Expedition des „Deutschen". 1878. 8. 1 M.

Frau Luise Otto-Peters gibt hier den Beginn einer Sammlung von nachgelassenen Erzählungen ihres verstorbenen Gatten August Peters, der unter dem Namen Elfried von Taura schrieb und durch eine im Gefängniß verfaßte Erzählung: „Die stille Mühle", die bei einem Preisausschreiben den ersten Preis erhielt, sich vortheilhaft eingeführt hatte. Wie schnell unsere Zeit lebt, sieht man an diesen einfach und volksthümlich, aber unter fremdartig anmuthenden Gesichtspunkten empfundenen Lebensbildern. Die Tendenzen, die darin den bewegenden Nerv bilden, rufen die „alten Kalender" in die Erinnerung zurück, an welche dereinst alle mit Zeitstichwörtern kokettirenden Dichtungen mahnen dürften.

10. Vertauscht. Novelle von Alfred Friedmann. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1878. Gr. 16. 20 Pf.

Tristan Frank, ein junger Poet, zieht nach Italien, um im Garten der Hesperiden die Frucht der Dichtkunst zu pflücken. Drapirt vom Schatten der Orangenhaine, glaubt er sie besser als im glanzlosen Fleiße einer deutschen Studirstube erreichen zu können. Hier tritt ihm die seelenerweckende Göttin in Gestalt einer Collegin, der sich durch immensen Reichthum und reinlichen Anzug auszeichnenden distinguirten Schriftstellerin Miß Ila entgegen. Sonst hatte er sich die schriftstellerischen Damen so ganz anders vorgestellt:

Eckig, steif und hölzern, bebrillt, mit flachgekämmten, etwas ins Weißliche schillernden Strähnen; unangenehm geistreich in der stets plänkelnden Unterhaltung; eitel und selbstgefällig, anschließend bis zur Aufdringlichkeit, vernachlässigt im Anzuge, ohne Handschuhe und mit platten Füßen in breitgetretenen Schuhen.

Durch die in ihnen aufflammende Liebe vertauschen die beiden ihr Selbst. Ueber Frank kommt der Genius, der Unsterbliches schafft; Ila findet im Mutterglück Ersatz für die Literatur. Die Geschichte ist fließend erzählt, doch ohne tiefere Bedeutung.

11. Ein armer Student. Geschichte aus Irlands Schreckenstagen von Franz Richter. Heidelberg, König. 1878. 8. 1 M. 70 Pf.

Der Verfasser bearbeitete eine von W. Carleton's Traits and Stories of the Irish Peasantry, die, wie er sehr richtig im Vorwort sagt, Dorfgeschichten im besten Sinne des Wortes sind. Wenn er sich jedoch die „totale Veränderung sämmtlicher Theile der Carleton'schen Geschichte" für ein Verdienst anrechnet, so können wir ihm darin nicht beipflichten. Dadurch verwischte er das Colorit des Autors; ein wenig Beschränkung von seiner Seite würde wohl am Platze gewesen sein.

12. Dänische Volksmärchen. Nach bisher ungedruckten Quellen erzählt von Svend Grundtvig. Uebersetzt von Wilibald Leo. Leipzig, Barth. 1878. 8. 4 M.

Der Autor führt diese Volksmärchen damit ein, daß er sagt, er habe sich überall bemüht, den einfachen, gemüthlichen Ton der Darstellung festzuhalten; aber er sei weit entfernt davon gewesen, das künstlich Hochtrabende oder Süßliche und das manchmal zwar Unschuldige, aber doch läppisch Geschmacklose, oder gar die geradezu anstößige Plumpheit, die sich bei dem gemeinen Volke zuweilen in die Wiedergabe dieser alten Erinnerungen des dänischen Volks mengen, nachzuahmen. Wo er Anstoß zu erregen fürchtete, da besserte er und formte er um. Wenn der Uebersetzer hinzufügt, daß diese Märchen für Germanisten und Mythologen einen schätzbaren Beitrag zur Sagenforschung darbieten dürften, so beraubte sie Grundtvig durch das erwähnte Zustutzen dieses Vorzugs; was naiv empfangen im Volksgemüthe Wort und Bild gefunden hatte, mußte vom Sammler auch ohne eigene Zuthat wiedergegeben werden. Grundtvig will jedoch nicht dem germanistischen Philologen Stoff zur Forschung bieten; er will die Jugend unterhalten, und wenn man diesen Gesichtspunkt im Auge behält, kann man ihm die conventionelle Beschneidung des urwüchsigen Stoffs wol hingehen lassen.

Das Buch ist als Unterhaltungsstoff für jenes Lebensalter, wo der Geist sich am concreten Bilde freut und noch nicht abstract denkt und Schlußfolgerungen bildet, sehr zu empfehlen: wir haben hier Märchen, die häufig an unsere classische Poesie dieser Gattung anklingen und die mit ihr einen Vergleich auszuhalten wohl geeignet sind.

13. Chamisso's und Fouqué's Erzählungen. Erwachsenen Mädchen zu eigen gemacht von F. Siegfried. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 7 M.

Nachdem der Herausgeber unsere Mädchenwelt mit einzelnen Heroen aus der sogenannten classischen deutschen Literaturperiode bekannt machte, kommt er hier zur romantischen Schule. Im Vorwort schickt er eine Art captatio benevolentiae voraus. Uns scheint der Zweck des Unternehmens durch einen Appell an das kritische Gewissen der jungen Backfische überholt zu werden. Sie sollen ausgewählte Stücke jeder Literaturepoche kennen lernen: warum sie auffordern, nach dem Standpunkte des Katechismus über dieselben nachzudenken? Will man sie aber lehren, die geistige Genesis der Dichtkunst zu erfassen, so ist eine solche flüchtige Andeutung der „gefährlichen Verirrungen" der Schule neben ihren Verdiensten nicht genügend für den Zweck.

Das Buch enthält neben den Hauptproductionen Adelbert Chamisso's seinen „Peter Schlemihl" und von Fouqué neben Einzelheiten prosaischer Art seine „Undine". Es ist mit Tondruckbildern verziert und glänzend ausgestattet.

14. Ruth. Eine Erzählung für Kinder von Th. von Saldern. Wolfenbüttel, Zwißler. 1877. Gr. 16. 2 M.

Das kritische Geleit dieses Büchleins steht Evangelium Matth. 19, 14; es heißt: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht!"

Lina Vagt.

Aus der katholischen Kirche.

1. Papst Julius II. und die Gründung des Kirchenstaats. Von Moritz Brosch. Gotha, F. A. Perthes. 1878. Gr. 8. 6 M.

Der Verfasser bezweckt, bezüglich des Papstes Julius II. nach großentheils handschriftlichem Material, das namentlich in Venedigs Archiven liegt, kritisch zu erhärten, was bisher mehr auf Treue und Glauben hingenommen worden ist, nämlich daß mit ihm das Papstthum aus dem tiefen Schatten, in welchem es unter seinen Vorgängern, besonders unter Alexander VI. lag, in strahlendes Licht tritt. Wir finden den nachherigen großen Kirchenfürsten zuerst als Julian della Rovere, Nepoten des der nämlichen Familie angehörigen Papstes Sixtus IV., auf dessen Hof ein durchaus düsteres, unheimliches Licht fällt, indem nur Wohlleben und Ausbeutung dort zu finden war und nichts weniger als religiöse Begeisterung, was namentlich in der Lässigkeit und Gleichgültigkeit gegenüber der Türkengefahr grell hervortrat. Nach dem Tode des elenden

Sixtus IV. (1484) bewirkt unser Julian (jetzt Cardinal von San-Pietro ad Vincula) die Wahl Innocenz' VIII., der sich willenlos von ihm leiten läßt. Dagegen bleibt er rein bei der Wahl des die Mehrzahl der Cardinäle ungescheut bestechenden Borgia, nun Alexander VI. Die Schmachgeschichte dieses Pontificates wird uns vorgeführt und kritisch beleuchtet, ohne hierbei zu gewinnen. Es ist zugleich eine Geschichte tödlicher Feindschaft zwischen jenem fürchterlichen Papste und seinem Nachfolger, dem Helden des Buchs, den jener mit allen Mitteln zu verderben suchte. Der Verderber starb jedoch 1503, und der Bedrohte, der das Conclave beherrschte, folgte ihm nach der kurzen Episode des nur 26 Tage regierenden Pius III. Der nunmehrige Julius II. sah den blutigen Sohn seines feindlichen Vorgängers, Cäsar Borgia, den er aus der Gefangenschaft entlassen, untergehen. Die vorwiegend politische Wirksamkeit dieses Papstes, des Stifters der Ligue von Cambrai gegen Venedig und der Heiligen Ligue gegen Frankreich, dieses unversöhnlichen Feindes der Franzosen wie überhaupt aller, welche Italiens Selbständigkeit antasteten, bedarf hier keines nähern Eingehens. Der Verfasser hat sie, wie das ganze Leben Julius' II., mit gewissenhaftester Quellentreue und in ansprechender Darstellung gezeichnet. Es ist ja bekanntlich kein Friedensfürst, mit dem wir es zu thun haben, sondern ein Krieger und Patriot, der nur wie zufällig unter die dreifache statt unter eine einfache Krone oder unter einen Helm gerathen ist. Sein politisches Wirken war nicht das eines Kirchenhauptes, und der Verfasser findet, der einzige Punkt, in welchem Julius II. wahrhaft groß war, der aber nicht in den Rahmen seines Buchs falle, sei sein Wirken für die schönen Künste. Mehrere Urkunden und werthvolle Bemerkungen sind dem tüchtigen Buche beigegeben.

2. Die römisch-katholische Kirche im Königreich der Niederlande. Ihre geschichtliche Entwickelung seit der Reformation und ihr gegenwärtiger Zustand. Von Friedrich Nippold. Leipzig, T. O. Weigel. 1877. Gr. 8. 11 M.

Zu den Ländern, in welchen der von den Jesuiten geleitete Neukatholicismus einen geharnischten Feldzug eröffnet hat, um die früher verlorenen Besitzungen und — Seelen womöglich wieder zu erobern, gehört vorzugsweise Holland. Der Verfasser beleuchtet zwar allseitig diese Plane; aber er bietet uns auch die gesammte Geschichte der römisch-katholischen Bestrebungen in jenem Lande seit der Reformation. Das Buch zerfällt außer der Einleitung in einen geschichtlichen und einen statistischen Theil. Im ersten wird gezeigt, wie Holland seit seiner Befreiung von Spanien einen specifisch-protestantischen Charakter getragen habe, wie aber während des Dreißigjährigen Kriegs die Jesuiten, zuerst in dem abgelegenen Friesland, ihre geheime Wirksamkeit begannen, welche von Teufels- und Geisterbeschwörungen und andern Wundern förmlich strotzte, wie infolge des Westfälischen Friedens für die Katholiken der Niederlande eine Erleichterung ihrer vorher sehr gedrückten Lage begann und immer mehr fortschritt, bis sie infolge der französischen Besetzung des Landes während der Religionskriege völlige Gleichberechtigung mit den Protestanten erlangten, wie namentlich König Wilhelm II. sie begünstigte, aber 1855 die förmliche Wiederherstellung der katholischen Hierarchie in den Niederlanden (wie gleichzeitig in England) einen Sturm hervorrief, der manchem Ministerium das Leben kostete, aber in der Verbindung der protestantischen Conservativen mit den Römischen ein Gegengewicht fand. Der statistische Theil handelt von den Parteiführern der niederländischen Ultramontanen, von ihrer Presse und deren Haltung, von den Klöstern und Klosterschulen und ihrer rapiden Vermehrung, von der Propaganda der römischen Partei und den von ihr angewandten Mitteln, denen aber auch nicht unbedeutende Abfälle von Rom gegenüberstehen, von den Machtmitteln der Kirchenpartei, um die es sich handelt, nämlich von dem politischen Wirken der Geistlichen, von den Wallfahrten und Processionen, von der Verwerthung der Kunst, der Armenpflege u. s. w., von der Einwirkung auf die Schulen, von der schamlosen antipatriotischen und anticonstitutionellen Agitation der ultramontanen Führer. Es wird gezeigt, wie die Pfaffen da, wo das Volk ihnen anhängt, alles von sich abhängig zu machen wissen, wie sie Aerzte und Geschäftsleute ruiniren, die ihnen nicht ergeben sind, wie sie sogar in der Armee Fuß fassen u. s. w. Der Verfasser kommt zu dem Schlusse, daß einzig der Staat diesem Treiben gewachsen und daß es seine Pflicht sei, demselben im Interesse der allgemeinen Freiheit und Wohlfahrt entgegenzutreten.

3. Geschichte des Vaticanischen Concils. Erster Band: Vorgeschichte bis zur Eröffnung des Concils. Von J. Friedrich. Bonn, Neusser. Gr. 8. 18 M.

Ein Riesenband von 840 Seiten! Doch ist der Umfang nicht zu groß für den gewaltigen Stoff, den das Werk umfaßt. Der als altkatholischer Theolog rühmlichst bekannte Verfasser behandelt seinen Gegenstand im Zusammenhange mit der ganzen Geschichte des Papalsystems und der ultramontanen oder römischen Partei. An seiner bewährten Hand kann der Leser die ganze Entwickelung dieser Richtung verfolgen, besonders eingehend aber vom Concil zu Trient an, nach dessen Schluß die Centralisation zu wuchern begann, welche jetzt in der katholischen Kirche so eigenthümliche Früchte trägt. Es wurden damals Fälschungen begangen, um dieses System zu fördern, und zu diesem Zwecke auch der Index der verbotenen Bücher eingeführt. Abweichende Ansichten wurden mittels der Inquisition unterdrückt, und der Jesuitenorden gelangte zur förmlichen Beherrschung der Kirche. Alle Länder aber, in denen das der Fall war, verkamen in jammervoller Weise, soweit nicht die Gegner des Systems ihren Standpunkt geltend machen konnten. Scheinbar gelang letzteres so weit, daß der Ultramontanismus zu Ende des 18. Jahrhunderts überall geschlagen schien — aber eben nur scheinbar. Napoleon I. gab ihm durch das Concordat von 1801 auch die äußere Macht wieder, und die Romantische Schule führte ihn in die Literatur ein. Lamennais, Chateaubriand, de Maistre stritten in Frankreich in diesem Geiste; fiel auch Lamennais zum Liberalismus ab, so dauerte doch seine Schule fort und unterjochte, geführt von Lacordaire und Montalembert, die Geister in Frankreich und Belgien, wurde aber seit 1850 von der ultramontanen Journalistenschule Veuillot's überwuchert, welche sogar, freilich von Napoleon III. unterstützt, die Bischöfe terrorisirte und nach der Inquisition verlangte. Unwissende Laien

und Geistliche führten das große Wort in der Kirche Frankreichs.

In Deutschland begünstigte die politische Zerrissenheit die Plane der ultramontanen Partei. Der kirchliche Conflict in Köln fiel zu ihren Gunsten aus. Die deutschen Theologen wurden jesuitischer Censur unterstellt und die redlichsten und gläubigsten Forscher wie Hermes, Möhler, Hirscher verdammt. In Mainz bildete sich das katholische Volksvereinswesen, und Agitatoren rissen auch hier die Herrschaft über den öffentlichen Geist des Katholicismus an sich. Man copirte die französischen Zustände, und die Bischöfe und Theologen mußten sich den Agitatoren beugen, weil der Papst für letztere Partei ergriff. Die Hetzkapläne wucherten empor, die ultramontane Presse machte sich breit, und die Concordate kamen in die Mode. Von der Darstellung des Parteitreibens in den einzelnen Ländern geht der Verfasser zu den Mitteln über, welche Papst Pius IX. selbst anwandte, um das Concil vorzubereiten, das ihn für unfehlbar erklären sollte. Seine Encyclica und Allocutionen passiren Musterung und zeigen den consequenten Weg zum klaren Ziele. Die Ernennungen von Cardinälen und Bischöfen thaten auch das Ihrige, ebenso veranstaltete Prophezeiungen, Erscheinungen und Wunder. Die Verehrung des Papstes wurde zu einem Cultus, der ihn selbst verblendete. Die Katechismen und Lehrbücher und der theologische Unterricht wurden verfälscht. So konnte das Concil in Scene gesetzt werden; das letzte Buch des Werks erzählt dies eingehend und zeigt, wie alle Verfügungen bereits fertig und ausgemacht waren, als es sich versammelte. Dies Werk empfiehlt sich selbst als eine unentbehrliche Quelle zur neuesten Kirchen- und Culturgeschichte.

Vermischtes.

1. Pessimisten-Brevier. Von einem Geweihten. Extractum vitae. Berlin, Grieben. 1879. Gr. 16. 4 M. 50 Pf.

Wie die Stimmungen im Leben des Einzelnen, nachdem sie seine Denk- und Handlungsweise längere oder kürzere Zeit beeinflußt haben, wechseln und oft schnell genug von einem Extrem ins andere umschlagen, so auch im Leben der Völker. Wir Deutschen befinden uns gegenwärtig, nachdem der Siegesrausch von 1870, die nationale Begeisterung und der Milliardensegen verweht sind, in einer entsetzlich trüben, verdrießlichen, katzenjämmerlichen Stimmung. Der genius epidemicus unserer Zeit ist entschieden pessimistisch, und eine seltsame Welt- und Lebensanschauung herrscht in sämmtlichen Schichten der Bevölkerung. Der Gebildete — vom Grafen bis zum Schuster — blättert, wenn er in seinen Mußestunden den Trieb zur Philosophie fühlt, in seinem Schopenhauer und E. von Hartmann und entnimmt aus den Schriften dieser Denker mit Befriedigung, daß der Aerger, den er soeben gehabt, und der Unfall, den er sich kürzlich zugezogen, nur Folgen des allgemeinen Weltenelends sind, dem die Menschheit unentrinnbar preisgegeben ist. Er leidet also nicht infolge eigenen Verschuldens, sondern unter der Last eines unverdienten Martyriums und macht nun folgerichtig die Entdeckung, daß er handeln würde wie ein Held, wenn er sich entschließen könnte, dieses Martyrium, nämlich das Leben, weiter zu ertragen. Und er entschließt sich zu dieser Heldenthat. Das Leben ist eine Kette von Elend und Leiden, und Nichtsein daher besser als Sein; der edle Pessimist aber will sich dennoch aufopfern und auf seinem schweren Posten ausharren, anstatt in feiger Weltflucht sich dem ehernen Schicksal zu entziehen. Ein zweiter Leonidas, lebt er muthig weiter. Das Bewunderungswürdigste dabei ist, daß die Zahl derer, welche die Qual des Lebens nach gewonnener Einsicht in das Elend desselben noch weiterhin ertragen, viel größer ist als die der Feiglinge, welche durch Selbstmord sich diesem Elend entziehen. Wir sind demnach doch wol selbstloser und tapferer, als die Larochefoucauld, Swift, Mandeville und Consorten sich haben träumen lassen.

Der Verfasser des Pessimisten-Breviers ist einer jener heldenhaften Märtyrer, die des Lebens Elend und Nichtigkeit bis in seine tiefsten Tiefen durchschaut, den bittern Trank des Leidens bis zum Uebermaß genossen haben und trotzdem die Aufopferung besitzen, fortzuleben. In der That, der standhafte Muth des „Geweihten“ muß uns geradezu riesengroß erscheinen, wenn wir sehen, wie er alles dasjenige, woraus der oberflächliche Mensch Freuden und Annehmlichkeiten zu schöpfen glaubt, unbeirrt und scharfen Blicks auf seinen Gehalt an Schmerz und Leiden prüft und hierbei stets und überall findet, daß die Leidenssumme das Freudenquantum um ein Gewaltiges überragt; daß es überhaupt keine positive Lust gibt, da das, was wir mit diesem Namen zu bezeichnen pflegen, im besten Falle uns bis auf den Nullpunkt des Daseins zu erheben, niemals aber ein echtes Plus zu ergeben im Stande ist, und daß demnach das Nichtsein, der Zustand der Schmerzlosigkeit, dem Sein, welches mit Leiden grundwesentlich eins ist, bei weitem vorzuziehen wäre. An der Hand dieser Principien beurtheilt er die Welt und alles, was darinnen ist; er geht das ganze menschliche Leben durch von Anfang bis zu Ende und steigt hinab bis zum scheinbar Unbedeutendsten. Seine Gegner werden solche Stellen vielleicht als kleinliche Nörgeleien bezeichnen; wir preisen des Verfassers eingehende Gründlichkeit, infolge deren er eine so umfassende, detaillirte Weltkritik geliefert hat, wie vor ihm wol noch keiner.

Sehr anerkennenswerth ist es auch, daß der Verfasser den reichen Schatz seiner Erfahrung in kleiner Scheidemünze dem Publikum darbietet. Das sind keine langathmigen Kapitel, die den Leser von vornherein durch ihren Umfang und ihre Gründlichkeit abschrecken, sondern abgerissene Sätze, mehr oder weniger kurze Aphorismen, sodaß auch der Vielbeschäftigte jeden Augenblick der Muße benutzen und das Buch auf diese Weise langsam aber sicher verarbeiten kann.

Der Verfasser gruppirt seine Aphorismen in vier Theile: „Buch der Klage“, „Buch der Anklage“, „Buch des Gerichts“ und „Buch der Nichtigkeit“; jeder dieser Theile

zerfällt wieder in mehrere Kapitel, deren Ueberschriften in höchst charakteristischer Weise den Inhalt andeuten. Wir heben folgende hervor: „Einzelleid und Hauseskummer oder Tafel der Trauer und der Trübsal"; „Verschmäht- und Nichtverstandensein oder Seufzer von Liebesgram und Herzenshunger"; „Drangsalsplackerei und Mühsalshetze oder Laute des Verzagens und des Mismuths"; „Hoffnungsnarrethei und Aussichtsäfferei oder Libell der Ungeduld und des Täuschungsgezerres"; „Freundschaftsirrthum und Gesellschaftsärger oder Fascikel der Verstimmung und Convolut des Unmuths"; „Schicksalshohn und Zufallstücke oder Aechzen der Verzweiflung und Fluchen der Ohnmacht"; und endlich zum Schluß: „Das Seufzen der Creatur oder Stöhnen des Weltschmerzes". Schon die Lektüre dieser Ueberschriften wird genügen, um den Optimisten in seines Nichts durchbohrendem Gefühle schwindelnd erblassen zu machen.

Der Verfasser redet nicht immer in schlichter Prosa; er streut an vielen Stellen auch Verse, meist Distichen, ein. Diese Verse sind — wir können es leider nicht verschweigen — keineswegs immer wohllautend, sondern oft, mit Erlaubniß zu sagen, recht holperig. Diesen anscheinenden Mangel erklärt aber der Verfasser in folgender Weise:

> Wäre rhythmisch mein Vers, so paßte er schlecht auf das Leben,
> Soll er da bleiben im Schritt, muß er auch hapern im Takt.

Als wir dies lasen, waren wir beruhigt und überzeugt. Wir waren früher zwar der Meinung gewesen, daß das Weltenweh auch in Versen von herrlichem Wohllaut besungen werden könne, wie z. B. Hieronymus Lorm es gethan hat; aber das Princip der Tonmalerei hat wirklich noch mehr für sich. Wir geben daher dem Verfasser vollständig recht: was so schlecht ist wie die Welt mit ihrem Leiden, das muß auch in schlechten Versen geschildert werden.

Möge das „Pessimisten-Brevier" den Erfolg finden, den es verdient! Mit diesem Wunsche scheiden wir von dem „Geweihten".

2. Naturgeschichte der Kleidung. Von Emanuel Herrmann. Wien, von Waldheim. 1878. 8. 6 M.

Der Verfasser nennt sein Werk bescheiden: ein Kleiderbuch, den Frauen gewidmet. Aber es ist mehr; es ist eine werthvolle culturhistorische Studie, die das lebhafteste Interesse aller beanspruchen darf. Wir können es daher nicht unterlassen, auf den Inhalt des Buchs stellenweise näher einzugehen.

Den Frauen als Schöpferinnen und Kennerinnen im Gebiete der Bekleidung ist das Buch gewidmet, denn

> ... ist es nicht gerade die Toilette, welche neben der Liebe das Herz der Frauen auszufüllen, ihren Geist vollauf zu beschäftigen scheint? Ist es nicht die Toilette, welche als mächtigster Verbündeter der Liebe selbst vom edlern Theile des weiblichen Geschlechts tagtäglich ins Treffen geführt wird?

Der Verfasser findet es erklärlich und natürlich, daß die Frauen unverhältnißmäßig viel Gewicht auf ihre Toilette legen, und nimmt sie gegen den Vorwurf der Putzsucht in Schutz, indem er nur die extremen Ausschreitungen der Mode tadelt. Schärfer noch tadelt er die Gleichgültigkeit, welche die jetzige Männerwelt den Fragen der Bekleidung gegenüber zur Schau trägt, als ob die Beschäftigung damit ein Zeichen weibischen Sinnes sei. Sarkastisch bemerkt er:

> Man müßte sich ja schämen, als Mann an Kleider zu denken, an Trachten, an Costüme. Das wäre Genußliebe und kleinliche Tändelei! Heute gilt nur die Parole: arbeiten und verdienen! Unser Leben hat keinen Werth. Genießen sollen dann Kinder und Enkel. Wir bauen Eisenbahnen, welche im Jahre 1999 noch nicht hinreichend befahren sein werden. Telegraphenlinien und Poststationen werden errichtet für den Verkehr der Lebenden Anno 2000. Actiengesellschaften werden ausgestreut wie die Flugsamen des Löwenzahns, und Düngerhaufen sind vorhanden, aus welchen die Krautköpfe erst des dritten Jahrtausends unserer Zeitrechnung ihren Saft gewinnen dürften.... Die Amerikaner nennen die Einwanderer in den Südstaaten, welche in der ersten Generation meist zu Grunde gehen, Völkerdünger. Das Wort ist nicht schön, aber praktisch. Es gibt jedoch nicht nur Nationen, welche füreinander den Dünger abgeben, sondern auch Epochen, von denen die eine für die andere nur als Dünger fungirt. Und in einer solchen „Mist"-Epoche leben wir. Erst unsere Kinder dürfen eine Wiederkehr des Cinquecento oder der goldenen Zeiten eines Augustus und Perikles erleben. Wohl ihnen!... Den Griechen galt der Menschenleib als ein Geschenk der Götter, für das Leben durchaus zweckmäßig und schön gebildet, während sie vom Fortleben nach dem Tode nur die traurigsten Vorstellungen hegten. Dem Christen ist die Verachtung alles Leiblichen von Jugend auf tief eingepflanzt, und sein Ideal ist nur der verklärte Leib im Jenseits. Der Gegenwart aber mangelt auch der Glaube sowol an den verklärten wie an den nicht verklärten Leib; wir haben den Himmel aufgegeben, aber die Erde noch nicht wieder gewonnen. Eine Stimmung wie die Faust's am Ostermorgen durchweht die Geister; könnten wir doch bald mit dem Chore der Antike rufen: Die Kunst ist erstanden!

Wie sehr unsere Bekleidung, vom künstlerischen Standpunkte aus betrachtet, im argen liegt, drückt der Verfasser kurz und präcis in folgenden harten, aber nicht ungerechten Worten aus: „Was heute den Körper bedeckt, ist im Sinne der Kunst durchweg Plunder und Lappen."

Dem Publikum hierüber gründlich die Augen zu öffnen, den Sinn für das Schöne in ihm wieder zu erwecken, und ihm Verständniß einzuflößen für eine ästhetische Reformation der Kleidung: das ist die Absicht des Verfassers und der Zweck seines Buchs.

Herrmann unterscheidet vier Arten von Kleidungsstücken: Schutz-, Deck-, Hüll- und Zierkleider, je nach ihrem Zwecke. Systematisch gliedert er sie außerdem in drei Gruppen, indem er die für Kopf, Hand und Fuß, die für Hals, Arm und Bein, und endlich die für den Rumpf bestimmten zusammenfaßt. Bei jeder dieser Gruppen gibt er einen kurzen Abriß ihrer historischen Entwickelung vom Alterthum bis auf die Gegenwart. Daß die Ausführungen des Verfassers sich an der Hand der Entwickelungsgeschichte bewegen, muß als ein großer Vorzug des Buchs bezeichnet werden. Auch in folgenden Kapiteln: „Gliederung und Aufbau", „Metamorphosen", „Die Entstehung der Arten", tritt der historische Sinn des Verfassers stets hervor. Besonders beachtenswerth sind die Kapitel: „Oekonomik der Bekleidung", „Die Cultur des Leibes und der Sinne" und „Aesthetik der Kleidung". In letzterm stellt der Verfasser die drei Grundgesetze auf, welche die Kunst der Kleidung auferlegen muß: „Entferne alles, was der Gliederung und dem Aufbau des Körpers widerspricht; bringe alles, was am Körper schön ist oder schön sein sollte, durch die Kleidung zum Ausdruck; baue

die Kleidung selbst nach den Gesetzen der Formsprache, des Stils auf." Im letzten Kapitel endlich: „Galerie der Costüme", zeigt der Verfasser, daß es in historischer Zeit, soweit unsere Kenntniß reicht, eigentlich nur drei Blüteperioden des Costümwesens gegeben hat: das Zeitalter des Perikles für Athen, das des Augustus für Rom, und das der Mediceer für Florenz.

Ob auch unserm Volke eine solche Blüteperiode beschieden ist? Wir theilen den Wunsch des Verfassers, daß dem so sein möge, aber nicht die Zuversicht desselben, daß dieses Ziel in absehbarer Zeit erreicht werden wird. Darin jedoch stimmen wir ihm bei, daß unsere gegenwärtigen Costüme vom technischen wie vom ästhetischen Standpunkte aus als mangelhaft bezeichnet werden müssen, und so wollen wir wenigstens das Bessere anstreben, wenn auch das Beste uns für immer versagt bleiben sollte.

Herrmann's Kleiderbuch ist entschieden von allen Publicationen über Kleidung und Mode, die in letzter Zeit erschienen sind, eine der werthvollsten, und wir sind überzeugt, daß es wirksamer sein wird als die berüchtigten Aufsätze Professor Vischer's; denn Hermann belehrt, während Vischer geifelt. Wir wünschen daher dem geschmackvoll ausgestatteten und mit zahlreichen Illustrationen versehenen Buche die weiteste Verbreitung unter dem männlichen nicht weniger als unter dem weiblichen Publikum. Möge es neben dem Kochbuch der Frau wie auf dem Schreibtisch des Mannes seinen Platz finden und alle zum eifrigen Mitwirken ermahnen bei dem vom Verfasser angestrebten Culturkampfe gegen die Barbarei der Mode.

3. Lebensgrundsätze. Von Theodor von Erbach. Frankfurt a. M., Diesterweg. 1878. 8. 1 M. 80 Pf.

In hundert Lebensregeln sucht der Verfasser die Grundsätze zusammenzustellen, welche nach den Anschauungen der edelsten und größten Geister aller Zeiten und mit Rücksicht auf unsern heutigen Culturzustand für das Leben des Menschen maßgebend sein sollen. Das Buch soll ein Rathgeber sein für jedermann, ein Mentor, der für alle Fälle Auskunft zu geben im Stande ist. Die Anschauungen des Verfassers sind ein Muster von dem, was man im gewöhnlichen Leben „vernünftig" nennt; sie sind nüchtern, praktisch und — aus Zweckmäßigkeitsgründen — optimistisch gefärbt. Können wir auch nicht verschweigen, daß sie uns etwas zu trocken und pedantisch vorkommen, so wollen wir doch den guten Willen des Verfassers anerkennen und ihm zugestehen, daß das Schriftchen im allgemeinen wohl geeignet ist, heilsam zu wirken und so manchem zu Klarheit, Sicherheit und Lebensfreude zu verhelfen.

4. Die Sonntagsheiligung vom religiösen, socialen und hygieinischen Standpunkte. Von Hergenröther. (Katholische Studien, Heft 43.) Würzburg, Wörl. 1878. Gr. 8. 1 M.

Die Schrift Hergenröther's zerfällt in drei Abschnitte. In dem ersten, welcher von der religiösen Bedeutung des Sonntags handelt, verbreitet sich der Verfasser über den göttlichen Ursprung der Sabbats- und Sonntagsfeier und kommt zu dem Resultate, daß die Sonntagsheiligung Grundbedingung der Religion und ein Gesetz der Sittlichkeit sei. Im zweiten Abschnitte, die sociale Bedeutung des Sonntags betreffend, werden folgende Thesen aufgestellt: die Sonntagsheiligung schützt die Menschenwürde, sichert die Freiheit, begründet und fördert die Bildung, schützt und heiligt das Familienleben, mehrt den Wohlstand und erhält die Gesellschaft. Man mag über die objective Richtigkeit dieser Sätze denken wie man will: jedenfalls wird man die Art und Weise, wie der Verfasser dieselben zu beweisen sucht, als ungenügend bezeichnen müssen. Der dritte Abschnitt handelt von der hygieinischen Bedeutung des Sonntags; das Beste an demselben sind die zahlreichen Citate aus Niemeyer's und Schauenburg's Schriften über die Sonntagsruhe (vgl. Nr. 39 d. Bl. f. 1878).

Im Schlußwort endlich zieht der Verfasser aus seinen vorhergehenden Ausführungen die praktischen Consequenzen, welche dahin gehen, daß jeder Einzelne, vor allem aber der Staat selbst dafür sorgen müsse, daß die Sonntagsheiligung wieder gehoben und neu belebt werde, und präcisirt seinen Standpunkt zum Schluß nochmals in folgenden Worten:

> Was den socialen Verhältnissen heute fehlt, das ist die Kirche. Nicht eine allgemein-religiöse Gesinnung, nur speciell-kirchliche Gesinnung kann helfen. Rückkehr und enger Anschluß an Christus und seine Kirche allein kann die Gesellschaft retten, die am Rande des Verderbens steht.

Daß aber hierbei nicht die christliche Kirche im allgemeinen, sondern nur die katholische gemeint ist, kann man deutlich zwischen den Zeilen lesen, da der Verfasser mehrfach hervorhebt, wie der Protestantismus den Geist des wahren Christenthums verkannt und verloren habe.

Die Schrift Hergenröther's enthält nichts Neues und wenig Eigenes; sie ist für solche berechnet, die von vornherein auf dem streng katholischen Standpunkte des Verfassers stehen, dürfte aber selbst von diesen wol nur mäßigen Beifall zu erwarten haben.

5. Der Abgott zu Halle 1521—42. Von Albrecht Wolters. Bonn, A. Marcus. 1877. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Luther schrieb von der Wartburg aus an Spalatin (1520): er werde es nicht über sich gewinnen können, nicht den Abgott von Mainz privatim und öffentlich anzugreifen, zugleich mit seinem Schandhaus in Halle. Später forderte er in einem Schreiben an den Cardinal-Erzbischof Albrecht von Brandenburg, den „Abgott" abzuthun, widrigenfalls er sein Büchlein wider den „Abgott zu Halle" ausgehen lassen werde. Es fragt sich, was der Reformator damit gemeint habe. Der Verfasser untersucht dieses Problem. Er verwirft die Ansicht, in dem „Abgott" den Ablaß zu erblicken, und erklärt sich für die Ansicht, daß unter dem „Abgott" die in Halle ausgestellten und mit Ablaß begnadigten Reliquien zu verstehen seien, und beschreibt die letztern im einzelnen. Die kleine Schrift ist mit einer großen Menge von Anmerkungen versehen und höchst lesenswerth.

6. Zur Geschichte der Rechtswissenschaft und der Universitäten in Deutschland. Gesammelte Aufsätze von Theodor Muther. Jena, Dufft. Gr. 8. 8 M.

Der Inhalt der gelehrten Abhandlungen dieses Bandes ist: 1) „Römisches und kanonisches Recht im deutschen Mittelalter"; 2) „Der Occultus Erfordensis und seine Bedeutung für die Geschichte der Jurisprudenz in Deutschland"; 3) „Allerlei zu O. Stobbe's Quellengeschichte des

deutschen Rechts"; 4) „Zur Geschichte der mittelalterlichen Rechtsliteratur für «pauperes» und «minores»"; 5) „Die Juristen der Universität Erfurt im 14. und 15. Jahrhundert"; 6) „Kölner Rechtsgutachten über die Brüder und Schwestern vom gemeinschaftlichen Leben aus dem Jahre 1398"; 7) „Neuer Beitrag zur Verfassungsgeschichte der deutschen Universitäten"; 8) „Doctor Konrad Lagus. Ein Beitrag zur Geschichte der Systematik des Civilrechts und der Lehre vom Autorrecht"; 9) „Kleiner Beitrag zur Vorgeschichte der sächsischen Constitutionen"; 10) „Zur Literaturgeschichte des Civilprocesses". Dazu zwei Beilagen: I. Deutsche Rechtsstudenten auf ausländischen Hochschulen bis 1500; II. Quellen der Biographie des Konrad Lagus.

7. Das Blut. Eine physiologische Skizze von Johannes Ranke. München, Oldenbourg. 1878. 8. 3 M.

Wir haben hier den zweiundzwanzigsten Band der naturwissenschaftlichen Volksbibliothek „Die Naturkräfte" vor uns, der sich, obwol er ein in sich geschlossenes Ganzes bildet, dem neunzehnten Bande: Ranke, „Die Ernährung des Menschen" (vgl. Nr. 39 d. Bl. f. 1878), materiell anreiht.

In dem einleitenden Kapitel „Protoplasma und Blut" beginnt der Verfasser mit den untersten thierischen Wesen, die nur aus einem formlosen Protoplasmaklümpchen bestehen, das keine Organe besitzt und bei seiner wunderbaren Contractilität der Organe auch nicht bedarf; denn jede einzelne Stelle des einfachen Gesammtkörpers ist befähigt, die Functionen der Bewegung, Empfindung, Athmung, Ernährung, Verdauung und Ausscheidung zu versehen. Freilich leben diese niedersten Wesen nur von Wasser, beziehungsweise Meere, und werden so von ernährender Flüssigkeit rings umspült. Auf einer höhern Stufe der Ausbildung sehen wir das Protoplasmaklümpchen mit einem Kern versehen und von einer Membran umschlossen, d. h. zur Zelle umgebildet, und aus solchen Zellen ist auch der menschliche Körper aufgebaut. Aber während jene einfachsten Organismen in einem Medium leben, welches sie ernährt, muß den Zellen des Menschenleibes dieses Medium ersetzt werden durch eine Flüssigkeit, in welcher sie fortwährend gebadet sind. Diese Flüssigkeit ist das Blut. Der Mensch trägt im Blute das Meer gleichsam in seinem Körper mit sich umher, von welchem seine Zellen umspült und genährt werden; denn das Leben beruht auch bei dem höchsten Organismus wie bei dem einfachsten Wasserthiere auf einem Verkehr mit der umgebenden Flüssigkeit.

Das zweite Kapitel gibt eine außerordentlich klare und lichtvolle historische Darstellung der Entdeckungen und Fortschritte auf dem Gebiete der Anatomie und Physiologie des Herzens und des Blutes. Die größtentheils unrichtigen Anschauungen des Alterthums, welches von der Autorität des Aristoteles und Galenus beherrscht wurde, waren durch das ganze Mittelalter hindurch als Dogmata betrachtet worden, bis sie endlich im 16. Jahrhundert erschüttert und im 17. Jahrhundert gestürzt wurden. Die Lehre der Aristotelisch-Galenischen Physiologie, daß die Bewegung des Blutes vom Herzen zu den Organen und rückläufig von diesen wieder zum Herzen in den gleichen Blutbahnen stattfinde, erhielt den ersten Stoß durch die Auffindung der Venenklappen, welche eine Strömung des Blutes in den Venen nicht vom Herzen zu den Organen hin, sondern nur in umgekehrter Richtung gestatten. Man sah allmählich ein, indem man diese Venenklappen mit den entgegengesetzt gerichteten Arterienklappen verglich, daß das Blut in den Arterien nur vom Herzen weg, in den Venen nur zum Herzen hin strömen könne. Noch fehlte aber ein nothwendiges Mittelglied: die Erkenntniß des ununterbrochenen Zusammenhangs der arteriellen und venösen Blutbahn, des unmittelbaren Uebergangs beider Systeme ineinander in den feinsten Gefäßverzweigungen, den Capillaren. Letzteres theoretisch nachgewiesen zu haben, ist das Verdienst William Harvey's, der im Jahre 1619 mit seiner Lehre des gesammten Blutkreislaufs hervortrat. Obgleich nicht ohne Widerspruch angenommen, bürgerte sich doch die neue Lehre ziemlich rasch ein und wurde zum Abschluß gebracht durch Leeuwenhoeck, welcher vermittels der inzwischen erfundenen Vergrößerungsgläser im Jahre 1688 den Uebergang des Blutes aus den arteriellen Verzweigungen durch die Capillaren nach den Venen hin zuerst wirklich beobachtete und sich so durch den Augenschein von der Richtigkeit der Harvey'schen Theorie überzeugen konnte.

In dem folgenden Kapitel „Die Zusammensetzung des normalen Blutes" zeigt der Verfasser, daß das Blut keine homogene gleichmäßige Lösung ist, wie es mit bloßem Auge betrachtet erscheint, sondern daß es aus einer durchsichtigen, klaren, fast farblosen Flüssigkeit besteht, in welcher zahlreiche rundliche, mikroskopisch kleine Körperchen schwimmen, von denen die Mehrzahl röthlichgelb, eine kleine Minderzahl farblos ist. Die röthlichgelben Körperchen, welche in Masse vereinigt dunkelroth aussehen, bedingen die rothe Blutfarbe. Sie sind es, die vermöge ihrer Anziehung zum Sauerstoff letztern der in den Lungen eingeathmeten Luft entziehen; sie nehmen ihn mit sich auf ihrer Wanderung durch den Körper und geben ihn an die Organe je nach Bedarf derselben ab. Da ohne Sauerstoff kein animalisches Leben möglich ist, so werden wir die Wichtigkeit der rothen Blutkörperchen nicht hoch genug anschlagen können.

Wir können leider nicht auf den Inhalt sämmtlicher Kapitel näher eingehen, alle aber sind ohne Ausnahme beachtenswerth. Wer sollte sich auch nicht dafür interessiren, über dasjenige Organ, von welchem vorzugsweise Leben und Gesundheit des Menschen abhängt, über das Blut, sich eingehend zu unterrichten? Es war entschieden ein glücklicher Griff, aus dem Gebiete der Physiologie gerade dieses Thema auszuwählen und zum Gegenstande einer besondern Monographie zu machen; wir müssen daher das Buch als eine schätzenswerthe Bereicherung unserer populär-naturwissenschaftlichen Literatur bezeichnen.

Dasselbe gilt von dem folgenden Buche, dem vierten Bande der „Naturkräfte", welches bereits in zweiter Auflage erscheint:

8. Das Wasser. Von Friedrich Pfaff. Deutsche Originalausgabe. Zweite Auflage. München, Oldenbourg. 1878. 8. 3 M.

Um den Inhalt kurz zu recapituliren, sei bemerkt, daß der Verfasser mit der Beschreibung des Meers, als des Haupt- und Urgewässers, beginnt, den Kreislauf des Wassers schildert und sodann auf die physikalischen und

chemischen Eigenschaften des Wassers näher eingeht. Besonders hervorzuheben ist der vierte Abschnitt: „Das Wasser im Haushalte der Natur", sowie auch der fünfte: „Das Wasser und der Mensch". Das Buch ist mit einer Menge zum Theil recht guter Abbildungen ausgestattet und sehr anziehend geschrieben. Wir zweifeln daher nicht, daß auch diese zweite Auflage eine unverminderte günstige Aufnahme zu gewärtigen hat.

9. Die Fortschritte auf dem Gebiete der Physik. 1876—78. Leipzig, Mayer. 8. 3 M.
10. Die Fortschritte auf dem Gebiete der Geologie. 1876—77. Leipzig, Mayer. 1878. 8. 3 M.
11. Die Fortschritte auf dem Gebiete der Urgeschichte. 1876—77. Leipzig, Mayer. 1878. 8. 3 M.

Alle drei Bände sind Separatausgaben aus der „Vierteljahrs-Revue der Naturwissenschaften", herausgegeben von Hermann J. Klein.

Der erste Band beschäftigt sich zunächst mit einigen Arbeiten von mehr speculativem Charakter über das Wesen der Materie und der Kraft, nämlich mit der von Zöllner aufgestellten elektrodynamischen Theorie der Materie und mit den Untersuchungen von James Croll über die Umwandlung der Schwerkraft. Wir beschränken uns darauf, dieselben lediglich zu erwähnen, weil der Raum eine nähere Besprechung nicht gestattet, und heben aus dem übrigen Inhalt des Buchs noch die Erörterung der Radiometertheorien und den Bericht über die Versuche von Pictet und Cailletet hervor. Radiometer — dem Laien besser bekannt unter dem Scherznamen Lichtmühle — nennt man bekanntlich das von Crookes erfundene Instrument, welches, den Sonnenstrahlen ausgesetzt, sofort eine lebhafte windmühlenartige Thätigkeit entfaltet. Ueber wenige physikalische Erscheinungen sind in gleich kurzer Zeit so viele Versuche angestellt und so viele Abhandlungen geschrieben worden wie über die Radiometerbewegung, und noch lange wird dieselbe voraussichtlich auf der Tagesordnung bleiben. Im wesentlichen lassen sich die radiometrischen Theorien auf zwei zurückführen: die mechanische oder kinetische Gastheorie, und die Emissions- oder Evaporationstheorie. Beide werden von namhaften Autoritäten verfochten; welche von beiden aber die richtige sei, darüber läßt sich zur Zeit eine endgültige Entscheidung noch nicht fällen. Ebenso interessant wie die Radiometertheorien und in weitern Kreisen bekannt sind die Experimente von Pictet und Cailletet. Es gelang diesen beiden Physikern bekanntlich, durch Anwendung von Apparaten, welche sehr hohen Druck mit sehr großer Temperaturerniedrigung combinirten, diejenigen Gase, welche man bisher als permanente bezeichnet hatte, zu einer Aenderung des Aggregatzustandes zu bewegen. Sauerstoff, Stickstoff und Wasserstoff wurden wiederholt in flüssigen, theilweise sogar in festen Zustand übergeführt und somit die Nichtexistenz permanenter Gase erwiesen.

Die Fortschritte der Geologie, über welche der zweite der drei genannten Bände berichtet, liegen für die Periode 1876—77 vorwiegend auf dem Gebiete der Paläontologie, welche trotz der ihr noch immer anklebenden Lückenhaftigkeit doch unstreitig auf die Gesammtheit der geologischen Wissenschaften belebend und befruchtend eingewirkt hat. Die Paläontologie hat eine Reihe der wichtigsten und zum Theil überraschendsten Enthüllungen zu verzeichnen und entrollt nunmehr ein in vielen Punkten neues, stellenweise mit den ältern Anschauungen in Widerspruch stehendes Bild der Entwickelung des organischen Lebens der Erde. Hervorzuheben ist noch, daß auch diese neuern Enthüllungen als Bestätigungen des Darwinismus aufgefaßt worden sind, und daß unter den Paläontologen eine immer größere Zahl sich der Darwin'schen Theorie zuwendet, da sie in dieser den besten Ausdruck für die Gesetze zu finden glaubt, welche sich aus der Aufeinanderfolge der Thier- und Pflanzenformen in der Erdgeschichte ergeben.

Der letzte der drei Bände berichtet zunächst über mehrere Versammlungen, namentlich über den Internationalen Congreß der Anthropologen und Archäologen in Budapest vom 4. bis 11. September 1876 und über die siebente allgemeine Versammlung der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie und Geschichte zu Jena vom 9. bis 12. August 1877. Es folgen sodann die Erörterungen einer Reihe von Höhlenfunden, Pfahlbauten und Grabhügel. Die Resultate dieser Forschungen, ganz allgemein zusammengefaßt, bestätigen wiederum die schon so oft betonte, allmählich mehr und mehr anerkannte Lehre der prähistorischen Wissenschaft: daß die menschliche Cultur aus den niedrigsten Anfängen sich langsam zu ihrer jetzigen Stufe emporgearbeitet hat, daß hinter uns nicht das Vollkommene, sondern das Unvollkommene liegt, und daß wir daher das vielbesungene Goldene Zeitalter nicht in der Vergangenheit, sondern in der Zukunft zu suchen haben.

Lyrische Dichtungen.

1. Immortellen in Sonetten auf den bonner Friedhof niedergelegt von A. Weinholz. Bonn, Stande. 8. 50 Pf.
2. Lyrische Gedichte von Betty Dorieux. Wien, Hartleben. 16. 1 M. 80 Pf.
3. Gedichte von Julius Lichtenstein. Weimar, Böhlau. 8. 2 M. 40 Pf.
4. Freud und Leid. Gedichte von O. G. Bauer. Straßburg, Schneider's Verlag. 16. 2 M.
5. Dichtungen, meist aus dem Nachlasse. Von J. Wolf. Gesammelt von seiner Witwe. Berlin, Adolf Cohn. Gr. 16. 3 M. 50 Pf.
6. Zlatorog, eine Alpensage. Von Rudolf Baumbach. Leipzig, Liebeskind. Gr. 8. 3 M.
7. Rauchertieder. Humoristische und ernste Originalgedichte von Ernst Leistner. Wien, Hartleben. Gr. 8. 3 M.

Beginnen wir unsere Revue mit einem Immortellenkranze, den ein gern zwischen den Gräbern berühmter oder doch verdienter Todten wandelnder Dichter auf dem Friedhofe zu Bonn geflochten hat! Der Verfasser dieser Sonette, A. Weinholz (Nr. 1), beweist mit seinen Dichtungen, daß er die schwierige vierzehnzeilige Form Petrarca's mit Geschick beherrscht, ohne daß es ihm freilich gelungen wäre, seinen poetischen Grabreden immer eine wirksame Steigerung zu einer das Leben und Wirken des

Todten charakteristisch zusammenfassenden Pointe zu verleihen. Der Ton ist ungleich. Wie prosaisch z. B. beginnt das Sonett, mit dem Weinholz den Professor der Medicin Adolf Naumann besingt:

Es weihte Naumann der Gesundheitspflege
Ein mühevolles, ein ersprießlich Leben.
Nie sah man vor Berufes Last ihn beben.
Ein heil'ger Eifer war im Busen rege.

Und weiterhin das Terzett, das auch rhythmisch und grammatisch nicht befriedigt:

Ein guter Gatte und ein weiser Vater,
Ein treuer Freund, der Hülflosen (— ⌣ —?) Berather,
Bot jeder seiner Tage reichen Segen.

Neben solchen welken Todtenkränzen, die ein kritischer Kirchhofsgärtner gern von gepflegten Grabstätten entfernen möchte, begegnen wir andern, die frischer und vortheilhafter sich ausnehmen: so die Sonette auf Ernst Moritz Arndt und Schiller's Gattin.

Die „Gedichte" von Betty Dorieux (Nr. 2) können nur theilweise befriedigen. Die Verfasserin erzählt uns in dem Gedicht „Um Mitternacht", wie ihr die Poesie als ein liebliches, tröstliches und mildes Wesen erschienen sei:

Wie ich's zu halten dachte,
Verschwunden war's zur Stell'.
Es war um Mitternachte (!);
Doch um mich ward es hell.

Schade daß die Dichterin das holde Wesen, die Poesie, nicht festzuhalten vermocht hat! Eine innigere und vertrautere Bekanntschaft mit dieser Freundin hätte ihr nur zum Segen gereichen können. Neben manchem Sinnigen und tiefer Empfundenen wuchert zu viel des Bedeutungslosen. Was sollen Zeilen wie die folgenden, die eine ganze Seite beanspruchen:

Lebt wohl, all' ihr Plätzchen,
Wo ich und mein Schätzchen
Auf duftenden Matten,
In waldigem Schatten,
An kühligen Bächleins Rand
Gezogen oft Hand in Hand!

Sprachliche Härten und Uncorrectheiten im Satzbau sind nicht selten. In der „Sehnsucht nach Italien" heißt es:

Ich seh' im Geist es ragen,
Als käm's aus einem Guß (!),
Ein Säulenhaus, getragen
Von goldner Wolken Fuß.

Zu seinen offnen Hallen
Ein Stufenhügel führt.
— O! selig sie vor allen,
Der' (!) Füße ihn berührt!

O du unseliger Apostroph! Und was soll die Phantasie des Lesers anfangen mit dem „von goldner Wolken Fuß getragenen" Säulenhause? Welche Akrobaten sind die Wolken, die mit den Füßen tragen! Oder sollen vielleicht die Wolken die Säulen sein, die das etwas unklare Haus stützen? Aber auch die Säule trägt nicht mit der Basis, sondern mit dem Capitäle. Und dann, welche Verschwommenheit der Bilder! Wie plastisch und anschaulich heißt es dagegen in der Goethe'schen „Sehnsucht nach Italien", dem Liede Mignon's: „Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach." Einzelne hier und da auftauchende stimmungsvolle und sangbare Lieder lassen es um so mehr bedauern, daß die Verfasserin nicht strenger gegen sich gewesen ist, sich mit der Technik der Dichtkunst nicht vertrauter gemacht hat.

Die „Gedichte" von Julius Lichtenstein (Nr. 3) sind aus dem Nachlasse des Poeten gesammelt worden, eines Mannes, dessen Lebenskämpfe und tragisches Ende das Vorwort des Buchs erzählt. Es sind sinnige, gefühlvolle, oft in ihrer Schwermuth doppelt ansprechende und meist formgewandte Lieder, die uns hier geboten werden. Einen echt poetischen Gedanken führen die folgenden Strophen aus:

Des Dichters Grab.

Es war ein kalter Wintertag,
Da eingesargt der Dichter lag,
Erlöst von Noth und Leiden.

Er, dem einst Lied auf Lied entquoll,
War noch so vieler Weisen voll,
Da er schon mußte scheiden.

Und als der Lenz gezogen kam,
Vom Grab die weiße Decke nahm
Mit milder Thränenspende,

Da stand es bald in Blütenflor:
So drang des Dichters Wort hervor,
Das er nicht sprach zu Ende.

Auch die Sonette bieten manches Treffliche, nicht minder die Sprüche und Bekenntnisse, von denen ich folgende Probe gebe:

Was du erstrebst, deß hat die Welt nicht Acht;
Sie würdigt das allein, was du vollbracht.

Wer sich selber klar,
Ist wahr.

Der Liebe Sprache.

Wie allgewaltig muß die Sprache sein,
Die schon so viel vermag mit „Ja" und „Nein"!

Fast ausschließlich Liebeslieder bringt O. G. Bauer's Sammlung „Freud und Leid" (Nr. 4). Diese Dichtungen sind sehr ungleich. Einige glänzen durch Formvollendung und durch eine gewisse Wahrheit der Empfindung, andere lassen die Durcharbeitung und Feile vermissen und verlieren sich in Ueberschwenglichkeiten; andere wiederum verrathen Anklänge an rühmlich bekannte Muster, z. B. Geibel und Heinrich Heine, dessen wundervolles Lied „Du bist wie eine Blume" von dem Dichter in einer recht unerquicklichen Glosse zerpflückt wird. Bauer redet die Geliebte mit „Herrin" oder „theure Herrin" bis zum Ueberdrusse an, aber um wie vieles noch geschmackloser ist folgende Apostrophe:

Anbetend knie ich nieder
Vor dir, du holde Maid,
Mein Herz und seine Liebe
Ich hab' sie dir geweiht!
O laß zu deinen Füßen
Mich, bis ich still verglüh',
Du ideales Wesen
Der höchsten Poesie!

Was für einen Begriff muß übrigens der Sänger von seiner „theuern Herrin" hegen, wenn er demüthig um Entschuldigung bittet, nicht mit Geschenken, sondern nur mit Liedern aufwarten zu können:

Du einfach Lied, sei Bote meiner Grüße
Und bitte sie, mir Nachsicht zu erzeigen;
Denn arm bin ich und nenne nichts mein eigen,
Was glänzend wäre oder prachtvoll hieße.

Mir bleibt nur übrig, daß ich mich entschließe
Mich ihr zu nahn mit ehrfurchtsvollem Beugen
Und offen meine Lage ihr zu zeigen (!),
Daß ich nicht später meine Armuth büße.

Und dies, mein Lied, das mögest du vollbringen,
Wenn nach Geschenken sie dich sollte fragen (!).
Dann sage ihr, was ich dir aufgetragen,

Und sag' ihr auch nebst andern schönen Dingen (!),
Da sie ja stets so gütig sei gewesen,
Mög' sie mit Nachsicht diese Zeilen lesen!

Leider ist die Kritik nicht in der angenehmen Lage, diese Zeilen, gleichwie die „theure Herrin", mit Nachsicht lesen zu können, und auch nicht, wenn ihr der Verfasser noch die „andern schönen Dinge" mit in den Kauf geben wollte. Dergleichen Reimereien müssen die ohnehin schon so übel beleumundete heutige Lyrik brandmarken.

Frei nach Heine ist folgendes Liedchen gesungen:

Wir haben uns verstanden,
Obwol wir uns nichts gesagt,
Wir haben uns geliebet
Und uns es doch nicht geklagt.

Nur als man uns wollte trennen,
Ward unsere Sprache laut:
Da haben wir gegenseitig
Uns unser Geheimniß vertraut!

So können denn einige wirklich gelungene Lieder und Sonette dieser Sammlung für ihre zweifelhafte Nachbarschaft nicht entschädigen.

Die „Dichtungen" aus dem Nachlasse des Jugendlehrers und Kanzelredners J. Wolf (Nr. 5), von seiner Witwe gesammelt, werden den Schülern und Freunden des Heimgegangenen gewiß eine liebe Erinnerung sein. In diesem Sinne spricht sich die Gattin des Verfassers in dem Widmungsgedichte aus:

Kein Denkmal je von Erz und Stein
Wird dir die Nachwelt geben;
In Freundesherzen nur allein,
Da wirst du ewig leben.

Und wie du fühltest und gedacht,
Das künden deine Lieder;
Drum hab' ich sie ans Licht gebracht,
Und so — lebst du uns wieder!

Ein großer Theil der Sammlung besteht denn auch aus Gelegenheitsgedichten, die dem persönlichen Verkehre und der nächsten Umgebung des Verfassers ihren Ursprung verdanken. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß nicht auch dem Dichter fern stehende Leser an manchem religiösen Klange, an mancher in künstlerischer Form ausgesprochenen Lebenserfahrung sich erfreuen könnten. Als Probe diene ein stimmungsvolles Gedicht:

Die Perle.

Sie hatte reich mit Perlen
Sich Arm und Brust geschmückt,
Die ihr am Hochzeitmorgen
Der Bräutigam geschickt;

Doch ich sah nur die eine,
Die ihr im Auge schwamm,
Sie war vom reinsten Wasser
Und glänzte wundersam.

An dieser einen Perle
Hing ich mit tiefem Schmerz,
Sie spiegelte ihr armes,
Ihr mattgequältes Herz.

Mit aufrichtiger Freude begrüße ich die episch-lyrische Dichtung „Zlatorog, eine Alpensage" von Rudolf Baumbach (Nr. 6). Der Held der Erzählung, der ihr den Namen gab, ist zwar nur ein Gemsbock, aber ein goldgehörnter, und seine Hörner blitzen von dem echten Golde der Poesie. Rhythmus, Metrum und Reim sind mit liebevoller Sorgfalt behandelt und zeigen die anmuthigste Abwechselung. Die mehr lyrischen Abtheilungen der Dichtung haben einen melodischen, der Stimmung gemäß verschiedentlich rhythmisirten, bald strengern, bald freiern Strophenbau, während der vorwiegend episch gehaltene Theil der interessanten Sage sich in reimlosen Zeilen von fünf Jamben oder fünf Trochäen, welche letztere auch gereimt erscheinen, stellenweise aber auch in gereimten iambischen oder iambisch-anapästischen Dimetern bewegt. Frische und Unmittelbarkeit des Ausdrucks der Bilder, der Charaktere und der Empfindung sind die Vorzüge dieser Dichtung; es war mir nach dem vielen Verfehlten, von dem ich oben zu berichten genöthigt war, als ob mich hier eine stärkende Alpenluft umwehte und erquickte. Ein Born nach vielem mühsamen Sickern!

Die „Raucherlieder" von Ernst Leistner (Nr. 7), die der Verfasser als humoristische und ernste Originalgedichte bezeichnet, werden in Raucherkreisen sich gewiß mancher Anerkennung zu erfreuen haben. Die Ausstattung dieser Originalgedichte gibt ihnen einen auch originellen Einband. Die Seiten des Buchdeckels sind aus Cigarrenkistenholz gebildet, die Gedichte sind, um mit Faust zu sprechen, von einem gelblichen, „angerauchten Papier umsteckt". Und der Inhalt? Es ist zum Theil ein starker Taback, der uns geboten wird, aber bei aller vorkommenden Urkräftigkeit doch harmlos und genießbar, zumal in angeregter Rauchgesellschaft. Die Lieder sind, wie oft Cigarren in derselben Kiste, nicht alle mit gleicher Sorgfalt „gewickelt". Oft bläst der Verfasser, mit fein zugespitzter Lippe, des Liedchens leichte Rauchwolken in angenehm sich kräuselnden Ringen in die Luft; bald aber prustet er uns eine so dichte Dampfwolke ins Gesicht, daß diese auch die Kritik nicht mehr zu durchdringen vermag. Möge die mitzutheilende Probe keinen Raucher abschrecken:

Glosse.

Anfangs wollt' ich fast verzagen,
Als ich jung zum Rauchen kam,
Wenn ich in den ersten Tagen
Eine etwas schwere nahm.

Schlecht bekam mir zwar das Rauchen,
Und ich glaubt', ich trüg' es nie,
Hinter'nander fortzurauchen
Zwei, drei, vier — doch schafft' ich sie.

Bald genug konnt' ich mich wagen
An jedwedes Tabackskraut,
Und ich hab' es doch ertragen,
Und der Magen hat's verdaut.

Und so lernt' ich in den Tagen
Bittern Mangels auch gar die —
Liebescigarren vertragen,
Aber — fragt mich nur nicht wie?!

Anderes ist, nach Form und Inhalt, recht gefällig und anmuthig, z. B. das treffliche Lied „Gott Bacchus und die Göttin Habana", ein Gesang, in welchem der Dichter das folgende, schon von Lessing in seinem Tabacksliede angeschlagene Thema wirkungsvoll variirt:

Ich lob' an dir, als ein Jurist,
Was rechtens an dir löblich ist,
Daß wenigstens, wie mir es dünket,
Man mehr und öfter bei dir trinket.

Emil Taubert.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die Frage nach den Memoiren Heine's ist von dem berliner „Deutschen Montagsblatt" wieder angeregt worden. Mag man Heinrich Heine zu den Unsterblichen rechnen oder nicht: er hat jedenfalls in unserer Literatur eine so hervorragende Bedeutung, daß seine Memoiren, wenn es auch nur Memoiren aus seiner Jugendzeit sind, gewissermaßen als eine Art von Nationaleigenthum betrachtet werden können. Und politisch Anstößiges dürfte sich kaum in diesen Memoiren finden: was vor 1848 spielte, ist ja alles längst durch die Zeit desinficirt; in noch erhöhtem Maße muß das bei allem der Fall sein, was sich um die Zeit der Julirevolution abgespielt hat. Ueber Heine's Entwickelungsgang sind noch die Acten nicht geschlossen; jeder neue Beitrag zur Erklärung desselben muß dem Literarhistoriker willkommen sein.

Diese Frage berührt indeß auch das geistige Eigenthumsrecht. Das Manuscript der Memoiren soll in Wien im Archiv des k. k. Finanzministeriums liegen. Gustav von Heine hat das Manuscript, das er als Pfand für ein Darlehn von 5000 Frs. aus Paris heimgebracht, nebst mehrern politisch anstößigen Gedichten dem wiener Hofe zur Verfügung gestellt. Dieser vergütete Herrn von Heine seine 5000 Frs. Auslagen und ließ das Manuscript im Archiv des Finanzministeriums aufstellen. Ein Werk Heinrich Heine's ausschließlich im Besitz eines Finanzministeriums: es klingt das fast wie Ironie. Alfred Meißner behauptet nun im „Montagsblatt", Heine habe ihm selbst einmal — nur weiß er nicht mehr in welchem Jahre — das Manuscript seiner Memoiren gezeigt. „Es war auf Foliobogen sehr sorgfältig von seiner eigenen Hand geschrieben und mußte meiner Schätzung nach drei Bände betragen. Es sah riesig aus." Heinrich Heine habe nach juristischer Fassung der Sache das Recht der Veröffentlichung nicht verwirkt, weil er oder seine Erben nicht in der Lage gewesen seien, das verpfändete Manuscript auszulösen. Herr Baron von Heine sei nach österreichischem Gesetz nicht befugt gewesen, dieses ihm anvertraute Pfand zu veräußern. Dies mag dahingestellt bleiben; die Veräußerung eines Pfandes, das für ein rückzuerstattendes Darlehn gegeben wird, bei Nichterstattung desselben an dem bestimmten Termin gehört doch sonst zu den berechtigten Aeußerungen des Pfandrechts. Jedenfalls aber haben bei der geistigen Eigenthumsfrage auch strenge Juristen von einem Recht der Nation gesprochen, das ja eben dann lebendig wird, wenn das Privateigenthum nach Ablauf des gesetzlichen Termins erloschen ist. Meißner hofft, daß der jetzige erhabene Besitzer der Memoiren von diesen Vorgängen nur Kenntniß zu erhalten braucht, um zu veranlassen, daß dem Todten wie der Literatur, die auf das Buch einen Anspruch hat, Recht geschehe und die Memoiren Heinrich Heine's das ihnen so lange versagte Licht wiedersehen. Was die bedenklichen Gedichte betrifft, so meint Meißner, daß ein Misverständniß vorliegen müsse, da alle Gedichte Heine's veröffentlicht worden seien. Wahrscheinlich handle es sich um frühere politisch anzügliche Gedichte, mit denen er seinem Bruder habe Schrecken einjagen wollen.

— G. von Glasenapp läßt eine „Ergänzung zum Generalstabswerk 1866 und 1870—71" in Lieferungen erscheinen (Berlin, Militaria), welche wesentlich militär-biographischen Inhalts ist und in kurzen, aber reichhaltigen chronologischen Notizen den Lebenslauf der Hauptheerführer skizzirt. Das größere Werk Glasenapp's: „Die Generale der deutschen Nation", liegt dieser Ergänzungsschrift zu Grunde. Es sollen in das Werk die Biographien, Porträts und Facsimiles von 140 Generalen aufgenommen werden: die erste Lieferung bringt treffliche Bilder des Kaisers, Wrangel's, des Prinzen Friedrich Karl, des Kronprinzen, des Prinzen Albrecht von Preußen, des Grafen Moltke, des Königs Albert, des Grafen Roon, des Großherzogs Franz II. von Mecklenburg-Schwerin.

— Von der illustrirten Prachtausgabe „Hellas und Rom. Eine Culturgeschichte des classischen Alterthums" von Jakob von Falke (Stuttgart, Spemann) liegen uns acht Hefte vor, welche eine Reihe interessanter Bilder enthalten, Skizzen aus dem griechischen Frauenleben, Porträts berühmter Frauen und Männer, auch erhaltene Büsten, Symposion- und Gastmahlscenen, landschaftliche und Architekturbilder, wie das Bild von Sparta, Die römische Villa. Der Text ist volksthümlich ansprechend und ruht auf gediegener Grundlage.

— Es liegen uns neun Lieferungen einer „Illustrirten Weltgeschichte" von Otto von Corvin vor, welche in neuer zweiter Auflage von L. F. Dieffenbach mit herausgegeben wird (Leipzig, Spamer). Die Prachtausgabe soll acht Bände zu je 16—18 Lieferungen umfassen und durch 2000 Abbildungen, 40—50 Tontafeln, Karten u. s. f. illustrirt werden. „Wir gedenken ein Buch herzustellen", heißt es in den Einführungsworten, „welches vernünftig, freisinnig, volksthümlich sein . . . Daß die Herausgeber selber etwas durch das Studium der Geschichte gelernt haben, das Streben nach Wahrheit, die Pflicht des Maßhaltens im Urtheil, billiges Erwägen der Zeitumstände, Abstreifen von verderblichem Vorurtheil, Uebung von Gerechtigkeit nach rechts und links: dies wird die Haltung unsers Buchs kundgeben." Im ganzen zeigen die vorliegenden Hefte, daß sowol das volksthümliche Element durch klare, verständliche Darstellung gewahrt, als auch der Standpunkt der Beurtheilung der Personen und Dinge ein objectiver ist. Daß die Culturgeschichte nicht vernachlässigt wird, ist bei jedem neuen historischen Werk, auch dem volksthümlichsten, selbstverständlich. Culturgeschichtliche Bildertafeln, mit Erklärungen im Text, sind hierfür eine wünschenswerthe Beigabe.

— Eine sehr empfehlenswerthe Veröffentlichung sind „Plutarch's Königs- und Feldherrnsprüche", in Auswahl deutsch bearbeitet von Dr. Eduard Eyth (Heidelberg, C. Winter). Plutarch hatte nach Beendigung seines großen Werks noch eine kleinere Schrift verfaßt, die er dem Kaiser Trajan vorlegte: „Dicta regum et imperatorum". „Wenn wir den reichen Inhalt derselben betonen", sagt der Uebersetzer, „so bezeichnen wir hiermit keineswegs sämmtliche dicta ohne Ausnahme als den Ausdruck nachahmungswürdiger Gesinnungen und Handlungen. Manche haben mehr nur eine historische Bedeutung, sofern sie für gewisse Persönlichkeiten charakteristisch sind; oder sie haben sogar nur einen negativen Werth, sofern sie auf abschreckende Schattenseiten des Alterthums hinweisen, durch welche uns die Vorzüge der modernen, auf dem Christenthum beruhenden Civilisation desto deutlicher zum Bewußtsein kommen. Dagegen wird immerhin die Mehrzahl dieser dicta, besonders wenn man auch zwischen den Zeilen zu lesen versteht, einen in allen Zeiten sich gleichbleibenden positiven Gehalt für jedes Alter und jeden Stand beanspruchen können, besonders aber für den Stand der Diplomaten und des Militärs. «Das sind ja wahre Goldkörner!» sagte ein befreundeter General von hoher Intelligenz zu mir, als ich ihm aus dem Manuscripte eine größere Anzahl von Bruchstücken vorlas, die sich hauptsächlich auf das Kriegswesen bezogen." Der General hat recht: es finden sich eine so große Zahl treffender Aussprüche, auch auf nicht militärischem Gebiet, daß man das Werk als eine Sammlung der

geflügelten Worte des Alterthums bezeichnen kann, nur daß die meisten noch den Reiz der Neuheit für sich haben. Angereiht sind die trefflichsten Gedanken des Demosthenes über Frieden und Krieg, Staat und Familie.

— C. F. Volney's bekanntes Werk „Die Ruinen. Betrachtungen über den Auf- und Niedergang der Reiche", aus dem Französischen von August W. Peters übersetzt (Bremen, Kühtmann u. Comp.), liegt in dritter Ausgabe vor. Das Buch enthält einen Schatz treffender Bemerkungen über politische und religiöse Fragen, die nach der Sitte der Zeit seines Entstehens an eine Art von Phantasiefaden gereiht sind. Viele dieser Bemerkungen sind noch heute beachtenswerth, z. B. die folgende: „Theologische und religiöse Meinungen dürfen keinen Einfluß auf das bürgerliche Leben üben."

— Ebenfalls in dritter Auflage liegt die interessante populär-archäologische Schrift von C. A. Böttiger vor uns: „Sabina oder Morgenscenen im Putzzimmer einer reichen Römerin", bearbeitet von Karl Fischer (M. Gladbach, Schellmann). Das Buch erschien zum ersten mal 1803, in zweiter Auflage 1806. Diese Böttiger'sche „Sabina" ist nicht blos sehr belehrend für die Sitten der römischen Frauengemächer, sie ist auch sehr pikant geschrieben; es ist eine Ader Wieland'scher Darstellungsweise darin.

Bibliographie.

Aus den deutsch-österreichischen Kronländern. 1stes Heft: Wanderungen in Böhmen. Von A. Ohorn. Chemnitz, Schmeitzner. 8. 3 M.

Bessels, E., Die amerikanische Nordpol-Expedition. Mit zahlreichen Illustrationen. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 16 M.

Brandes, G., Lord Beaconsfield (Benjamin Disraeli). Ein Charakterbild. Mit einem Jugendbildniß Lord Beaconsfield's. Berlin, Paetel. Gr. 8. 6 M.

Cancionero. Spanische Gedichte. Uebersetzt von E. Dorer. Leipzig, T. O. Weigel. 8. 1 M. 50 Pf.

Creizenach, W., Zur Entstehungsgeschichte des neueren deutschen Lustspiels. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 1 M.

Elkan, H., Kurse und Herzen. Eine Erzählung aus unsern Tagen. Leipzig, Wölfert. 8. 3 M.

Goßler, v., Graf Albrecht von Roon, königlich preußischer General-Feldmarschall. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 80 Pf.

Gnad, E., Populäre Vorträge über Dichter und Dichtkunst. 2te Sammlung. Triest, Schimpff. Gr. 8. 2 M.

Heim, J., Dr. Titus Tobler, der Palästinafahrer. Ein appenzeller Lebensbild. Nach handschriftlichen Quellen bearbeitet. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Hoffmann, F., Philosophische Schriften. 6ter Bd. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 6 M.

Jireček, J., Die altböhmischen Gedichte der Grünberger und Königinhofer Handschrift. Im Urtexte und in deutscher Uebersetzung herausgegeben. Prag, Rziwnatz. Gr. 16. 1 M. 60 Pf.

Jókai, M., Die Freiheit unter dem Schnee oder das grüne Buch. Historischer Roman. 2 Bde. Preßburg, Stampfel. 8. 6 M.

L'Arronge, A., Dramatische Werke. 2ter Thl: Hasemann's Töchter. Volksstück. Berlin, Lassar. 8. 4 M.

Leo, W., Die Sage von Fridthjofr dem Verwegenen. Aus dem altisländischen Urtexte übersetzt. Heilbronn, Henninger. 16. 1 M. 50 Pf.

Lenzen, Maria, geb. di Sebregondi, Geheime Schuld. Novelle. Paderborn, F. Schöningh. 8. 4 M.

Leipzig und seine Universität vor hundert Jahren. Aus den gleichzeitigen Aufzeichnungen eines Leipziger Studenten jetzo zuerst an's Licht gestellt. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 3 M.

Liebermann, F., Ungedruckte anglonormannische Geschichtsquellen. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 7 M.

Liebrecht, F., Zur Volkskunde. Alte und neue Aufsätze. Heilbronn, Henninger. Gr. 8. 12 M.

Lortzing, Anna, Lyrisches und Episches. Sammlung kleiner Dichtungen. 1stes bis 3tes Bdchn. Berlin, Expedition der Deutschen Gemeinde-Zeitung. 16. 3 M. 50 Pf.

Meyer, M. W., Kosmographisches Skizzenbuch. Die Forschungen unserer Zeit über die Einrichtung des Weltgebäudes. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 M.

Müldener, R., Theater-Novellen. Altona, Verlags-Bureau. 8. 3 M. 50 Pf.

Nitschke, A. v., Lieder. Nach dem Tode des Verfassers zum Besten der Schillerstiftung herausgegeben. Leipzig, Scholtze. 8. 5 M.

Nitzsch, K. W., Deutsche Studien. Gesammelte Aufsätze und Vorträge zur deutschen Geschichte. Berlin, Bornträger. Gr. 8. 6 M.

Pasqué, E., Die Logenschließerin. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Petz, F. S., Kosmos und Psyche, oder philosophische Untersuchungen über die Welt und die Seele, über deren Wesen, Ursprung, Bestimmung und Dauer, mit besonderer Rücksicht auf Plato, Aristoteles und Thomas von Aquin, sowie auf andere ältere und neuere Philosopheme. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 2 M.

Philipp, B., Zum Rosengarten. Vier kleine Aufsätze mit einem Textabdrucke nach dem Berliner Ms. Germ. Quart 744 und dem Müncheuer Cod. Germ. 429. Halle. Niemeyer. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Pilat, M. Graf, Der Herthasee. Breslau, Gosohorsky's Verlag. 8. 1 M. 20 Pf.

Popper, J., Der Ursprung des Monotheismus. Eine historische Kritik des hebräischen Alterthums, insbesondere der Offenbarungsgeschichte. Kritik der Patriarchengeschichte. Berlin, C. Heymann's Verlag. Gr. 8. 10 M.

Pohlmann, W., Waldmärchen. Halle, Niemeyer. Gr. 16. 2 M. 40 Pf.

Prökl, V., Goethe in Eger. Nach seinem Tagebuche und Mittheilungen von Augenzeugen bearbeitet. Wien, Gerold u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Prölss, R., Beiträge zur Geschichte des Hoftheaters zu Dresden in actenmässiger Darstellung. Erfurt, Bartholomäus. Lex.-8. 7 M. 50 Pf.

Ranke's, L. v., Sämmtliche Werke. 43ster u. 44ster Bd.: Serbien und die Türkei im 19. Jahrhundert. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. à 4 M. 50 Pf.

Reckert, Pflicht und Liebe oder dunkle Existenzen. 1stes Heft. Berlin, Hohorst. Gr. 8. 50 Pf.

Reden-Esbeck, F. J. Freih. v., Deutsches Bühnen-Lexikon. Das Leben und Wirken aller hervorragenden deutschen Bühnen-Leiter und Künstler vom Beginn der Schauspielkunst bis zur Gegenwart. 1stes Heft. Eichstätt, Krüll. Lex.-8. 60 Pf.

Rethwisch, E., Geisterkranz. Gedichte an berühmte Deutsche der Zeit. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 16. 1 M.

— — Jugendlieder. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 16. 4 M.

Reusch, F. H., Der Process Galilei's und die Jesuiten. Bonn, Weber. Gr. 8. 10 M.

Ribbeck, O., Friedrich Wilhelm Ritschl. Ein Beitrag zur Geschichte der Philologie. 1ster Bd. Mit einem Bildniss Ritschls. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Riehl, A., Der philosophische Kriticismus und seine Bedeutung für die positive Wissenschaft. 2ter Bd. 1ster Thl.: Die sinnlichen und logischen Grundlagen der Erkenntniss. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 7 M.

Rossini und Wagner. Aus dem Italienischen übersetzt, eingeleitet und glossirt von M. G. Conrad. Wien, Rosner. 8. 1 M. 60 Pf.

Sabell, E. W., Literatur der sogenannten Lehnin'schen Weissagung, schematisch und chronologisch dargestellt. In 3 Abtheilungen. Heilbronn, Henninger. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Salomon, L., Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 1ste Lfg. Stuttgart, Levy u. Müller. Gr. 8. 1 M.

Scheibe, T., Der Ring des Kaisers oder das Verbrechen des Grafen Pocbatzky. Historischer Roman aus den Zeiten Kaiser Josefs. Wien, Czaki. 8. 3 M.

Schimmelpfeng, W., Jean Baptiste Colbert und seine Verdienste um nationalen Wohlstand. Ein Spiegelbild für unsere Zeit. Vortrag. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 60 Pf.

Schneider, K., Cypern unter den Engländern. Reise-Skizzen. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 3 M.

Schober, K., Die Eroberung Niederösterreichs durch Mathias Corvinus in den Jahren 1482—1490. Mit Benützung bisher unedirter Quellen im k. u. k. Staats-Archiv, im Wiener Stadt-Archiv u. n. ö. Landes-Archiv. Wien, Hölder. Gr. 8. 5 M. 20 Pf.

Schwartz, P., Die Fürstenempörung von 1192 und 1193. Inaugural-Dissertation. Berlin, Mayer u. Müller. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Siegen, K., Heinrich von Kleist und der zerbrochene Krug. Neue Beiträge. Sondershausen, Faßheber. 8. 2 M. 50 Pf.

Słowacki, J., Maria Stuart. Drama. Uebersetzt von L. German. Leipzig, Friedrich. 8. 2 M.

Spielberg, O., Vom Baume der Erkenntniß gesammelte Früchte. München, Bassermann. 8. 1 M. 20 Pf.

— — Wie denken Sie über die Ehe? Aufrichtigkeiten. München, Bassermann. 8. 1 M.

Stein, L., Ritter v., Die Entwicklung der Staatswissenschaft bei den Griechen. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 1 M. 40 Pf.

Stern, A., Aus dunklen Tagen. Ein Novellenbuch. Leipzig, Schlicke. 8. 5 M.

Stieler, K., Hochland-Lieder. Stuttgart, Meyer u. Zeller. 8. 3 M. 60 Pf.

Szigligeti, E., Rauschgold. Lustspiel. Nach dem Ungarischen frei bearbeitet von J. Schnitzer. Budapest, Grill. 8. 3 M.

Thürheim, A. Graf, Gedenkblätter aus der Kriegs-Geschichte der k. k. österreichischen Armee. 1ste Lfg. Teschen, Prochaska. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Tschofen, J. M., Die Philosophie Arthur Schopenhauers in ihrer Relation zur Ethik. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Universal-Bibliothek. Nr. 1178: Humoresken. Von W. und A. Schröder. 5tes Bdchn. — Nr. 1179: Christlich oder Päpstlich? Historische Erzählung von E. Jost. Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 16. à Nr. 20 Pf.

Veckenstedt, E., Die Geschichte der Gil Blas-Frage. Berlin, Calvary u. Comp. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Wassa Effendi, Albanien und die Albanesen. Eine historisch-kritische Studie. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Weidenmüller, Anna, Die letzte Rose. Ein Waldmärchen. Kassel, Freyschmidt. 16. 1 M. 60 Pf.

Werner, K., Giambattista Vico als Philosoph und gelehrter Forscher dargestellt. Wien, Faesy u. Frick. Gr. 8. 4 M.

Wilisch, E., Der letzte Ritter vom Oybin. Eine Erzählung in Versen. Zittau, Schaeffer. Gr. 16. 1 M.

Wittmann, H., Musikalische Momente. Geschichten und Erinnerungen. Leipzig, Klinkhardt. 8. 2 M.

Wundt, W., Der Spiritismus. Eine sogenannte wissenschaftliche Frage. Offener Brief an Dr. Hermann Ulrici in Halle. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 50 Pf.

Zimmermann, R., Lambert, der Vorgänger Kant's. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Kritik der reinen Vernunft. Wien, Gerold's Sohn. Imp.-4. 3 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gespräche mit Goethe
in den letzten Jahren seines Lebens.

Von **Johann Peter Eckermann.**

Vierte Auflage.

Drei Theile. 8. Geh. 9 M. Geb. in 3 Bänden 12 M.
Geb. in 1 Bande 10 M. 50 Pf.

Eckermann's „Gespräche mit Goethe" bilden bekanntlich ein unentbehrliches Supplement zu Goethe's Werken; nur hier findet sich über vieles, was in des Dichters Schriften und Leben eines Nachweises bedarf, die richtige Erklärung aus seinem eigenen Munde. Das berühmte Werk ist in dieser vierten Auflage wieder sorgfältig revidirt, dabei aber die ursprüngliche Fassung des Textes unverändert beibehalten worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Vollständiges Wörterbuch
der italienischen und deutschen Sprache.

mit besonderer Berücksichtigung
der technischen Ausdrücke des Handels, der Gewerbe, der Wissenschaften, des Kriegs- und Seewesens, der Politik u. s. w.

Von

H. Michaelis.

Erster Theil: Italienisch-Deutsch.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Michaelis' neues Italienisch-Deutsches und Deutsch-Italienisches Wörterbuch, dessen erster Theil soeben ausgegeben wurde, kommt einem lebhaft empfundenen Bedürfniß der beiden Nationen entgegen, indem es auch die Ausdrücke des modernen Lebens in bisher nicht vorhandener Vollständigkeit aufgenommen hat und ebenso die Phrasen des höhern literarischen Stils als die der gewöhnlichen Umgangssprache enthält. Der zweite Theil befindet sich unter der Presse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **W. H. Riehl.**

Fünfte Folge. Achter Jahrgang. 8. Geh. 6 M.

Inhalt:

Die Beziehungen des Serbenvolks zu Rußland. Von Georg Rosen. — Die Verhältnisse der Protestanten in Oesterreich unter Maria Theresia. Von Gerson Wolf. — Christoph Ernst Friedrich Weyse und die dänische Musik seit dem vorigen Jahrhundert. Von Rochus von Liliencron. — Die Molokanen. Zur Sektenkunde Rußlands. Von Traugott Pech. — Der Musenhof der Königin Christine von Schweden zu Rom. Von Adolf Stern. — Christenthum und Islam während des Mittelalters. Von Hans Prutz. — Die französische Krisis im Jahre 1877. Von Wilhelm Müller.

Sämmtliche Beiträge, welche der vorliegende neue Jahrgang des „Historischen Taschenbuch" enthält, behandeln eigenthümlich interessante Stoffe, theils der Culturgeschichte angehörig, theils zu den politischen Fragen der Gegenwart in Beziehung stehend. Sein reicher Inhalt wird nach allen Seiten hin befriedigen und anregen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Allgemeines

Handbuch der Freimaurerei.

Zweite völlig umgearbeitete Auflage von

Lenning's Encyklopädie der Freimaurerei.

Vierter Band.

Ergänzungen.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M. 50 Pf.

Das rühmlichst bekannte und vielverbreitete „Allgemeine Handbuch der Freimaurerei" enthält durch diesen **Supplementband** eine sehr zweckmässige Ergänzung. Derselbe enthält über 1700 theils fortgesetzte, theils berichtigte, theils ganz neue Artikel. Das Werk (3 Bde., geh. 30 M., geb. 34 M. 50 Pf.) ist hierdurch bis zur Gegenwart fortgeführt und darf allen gebildeten Kreisen aufs neue empfohlen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Urgeschichte der Menschheit

mit Rücksicht

auf die natürliche Entwickelung des frühesten Geisteslebens.

Von

Otto Caspari.

Mit Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Tafeln.

Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage.

Zwei Bände. 8. Geh. 17 M. Geb. 20 M.

Dieses bereits in zweiter Auflage erscheinende Werk, das in kurzer Zeit eine weite Verbreitung gefunden hat, darf in Hinblick auf die mannichfach neuen wissenschaftlichen Ergebnisse, welche dasselbe nach den verschiedensten Seiten hin bietet sowol den Fachgelehrten als dem größern wissenschaftlich gebildeten Publikum auch fernerhin angelegentlich empfohlen werden Besonderes Interesse gewährt es den Anhängern der Darwin'schen Theorien, ferner dem Anthropologen und Alterthumsforscher, dem Mythologen und dem Theologen, endlich den Culturhistoriker und Geschichtsforscher überhaupt. Mit dem soeben erschienenen zweiten Bande liegt die neue Auflage vollständig vor

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 31. — 31. Juli 1879.

Zur Geschichte des Kriegs von 1870 und 1871.

1. Der Deutsch-Französische Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. Zweiter Theil: Geschichte des Kriegs gegen die Republik. Zwölftes Heft: Letzte Kämpfe mit der französischen Rheinarmee und Ereignisse nach dem Falle von Straßburg und Metz bis Mitte November. Dreizehntes Heft: Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze im mittlern Frankreich bis zur Wiederbesetzung von Orléans durch die Deutschen. Vierzehntes Heft: Die Sicherung der Einschließung von Paris bis Mitte December. Funfzehntes Heft: Die Sicherung der Einschließung von Paris und die Ereignisse vor der französischen Hauptstadt bis zum Beginn des Jahres 1871. Berlin, Mittler u. Sohn. 1877—79. Gr. 8. 22 M. 60 Pf.

Das ausgezeichnete Werk des preußischen Generalstabes schreitet rüstig seiner Vollendung entgegen.

Das zwölfte Heft desselben berichtet zunächst über die letzten Kämpfe der französischen Rheinarmee vor Metz. Während wir in allen getroffenen Maßregeln der deutschen Heeresführung die unablässige Sorgfalt und das unausgesetzte Bestreben erkennen, das vorgesetzte Ziel zu erringen, zeigt sich in den Entschlüssen des Marschalls Bazaine bereits jene Halbheit, die der eigenen Kraft mistraut und ihre ganze Hoffnung auf fremde Hülfe setzt. Der Beschluß, durch gewaltsame Wegnahme aller erreichbaren Vorräthe vor und innerhalb der deutschen Vorposten die drohende Hungersgefahr weiter hinauszuschieben, konnte auf die bestehende Lage der Verhältnisse keinen dauernden Einfluß ausüben, und somit erscheinen die Ausfallsgefechte vom 22., 23. und 24. September von verhältnißmäßig geringerer Bedeutung. Dennoch gewann es noch einmal den Anschein, als wolle der Marschall sich zu einer entscheidenden That erheben. In dem Kriegsrath vom 4. October sprach er sich für einen Durchbruchsversuch der Armee, auf beiden Seiten der Mosel, nach Diedenhofen aus. Bereits am 1. October hatte er sich der Ortschaften Lessy und Chalet-Billaudel vor der Front des 9. preußischen Armeecorps bemächtigt und begann sie zu befestigen, um sich derselben als linke Flankendeckung bei einem Vorstoß über Plappeville zu bedienen. In der Nacht zum 2. October nahm er auch Schloß Ladonchamps. Er bezeichnete sodann sämmtliche Truppen, welche in Metz verbleiben sollten, fragte am 6. bei jedem einzelnen Corps an, ob alles zum Aufbruch vorbereitet sei, und ließ dann plötzlich das geplante Unternehmen wieder fallen. Somit verlor das am 7. October mit bedeutenden Kräften unternommene Gefecht bei Bellevue seine eigentliche Bedeutung und sank zur Kategorie der Fouragirungsgefechte herab, trotz der Heftigkeit und Größe des stattgehabten Kampfs, welcher den Deutschen einen Verlust von 1700 Mann, inclusive 500 Vermißten, zugefügt hatte. Das Gefecht von Bellevue war das letzte Ereigniß von Bedeutung auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes. Die Unterhandlungen begannen und führten am 27. October abends zur Unterzeichnung des Capitulationsvertrags.

Auf dem südöstlichen Kriegsschauplatze nehmen vornehmlich die Operationen des Generals von Werder mit seinem neu formirten 14. Armeecorps unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Dem General war der Auftrag geworden, nach Châtillon und Troyes vorzurücken, die ihm gegenüber sich ansammelnden feindlichen Truppenmassen zu sprengen und die von Blainville über Epinal und Faverney nach Chaumont führende Eisenbahn in brauchbaren Zustand zu setzen. Gleichzeitig war ein Handstreich gegen Langres oder eine Beschießung der Festung mit schweren Geschützen aus Straßburg empfohlen worden, vorausgesetzt, daß hierdurch das Erreichen der vorgeschriebenen Marschziele nicht wesentlich verzögert würde. Französischerseits hatte dagegen der General Cambriels, welcher nach dem Falle von Straßburg den Vormarsch der Deutschen über die Vogesen erwartete, den General Dupré mit etwa 15000 Mann und 12 Geschützen von der in der Bildung begriffenen Vogesenarmee bis an die Meurthe vorgeschoben und die Gegend von St.-Dié, Rompatelize und La Voire besetzt. Am 2. October entsandte General von Werder,

um die an der Meurthe sich ansammelnden feindlichen Kräfte zu sprengen, den General von Degenfeld mit einer gemischten Abtheilung über die Vogesen, welche unter leichtem Geplänkel die vor ihr stehenden feindlichen Abtheilungen vertrieb und am 5. die wichtigen westlichen Vogesenpässe bei Raon-l'Etape und Etival besetzte. Am 6. folgte General von Werder mit seinem Corps und wies den General von Degenfeld an, unter Besetzung von St.-Dié in südlicher und westlicher Richtung aufzuklären. Diese Bewegung mußte zum nothwendigen Zusammenstoß mit den Truppen des General Dupré führen, welche nach siebenstündigem Kampfe bei Labourgonce in Auflösung auf Rembervilliers und Bruyères zurückwichen. Am 9. vereinigte darauf General von Werder seine badische Division bei St.-Dié und Etival mit der Degenfeld'schen Abtheilung, während die preußischen Truppen einen heftigen Zusammenstoß mit dem Feinde bei Rambervilliers hatten, der indessen in der Nacht den Ort räumte. Am 11. setzte General von Werder in breiter Front seinen Marsch nach Südwest fort und warf mit seiner 1. badischen Brigade die von General Cambriels bei Bruyères gesammelten feindlichen Kräfte aus dem Orte. Da die am 12. ausgesandten Cavaleriepatrouillen den Abmarsch des Feindes nach Remiremont und Gérardmer meldeten, so glaubte der General, der Feind wolle einer Waffenentscheidung ausweichen, und nahm daher den Marsch nach der obern Seine wieder auf. In Epinal angekommen, empfing er indessen von der obersten Heeresleitung, welche die Ansammlung der feindlichen Kräfte im östlichen Frankreich bedeutend unterschätzte, den Befehl zum Angriff auf seinen nächsten Gegner. General von Werder entschloß sich nun zu einem directen Vorstoß auf Vesoul, wo er am 19. erfuhr, daß die Franzosen Truppenabtheilungen nach Etuz und Marnay vorgeschoben hätten, zum Schutze einer neuen Ansammlung frischer Streitkräfte bei Besançon. Sofort wandte sich Werder gegen den Ognon und vertrieb die französischen Truppen aus ihren Stellungen. Ein weiteres Vorgehen erschien, mit Rücksicht auf den festen Waffenplatz Besançon, nicht geboten, weshalb der General sich nun, einem früher erhaltenen Befehl gemäß, nach Dijon in Marsch setzte. Am 26. erreichte er die Gegend von Gray, warf am 27. unter erheblichen Verlusten ihm gegenüberstehende feindliche Truppen über den Vingeannebach zurück und beabsichtigte am 29. seinen Vormarsch auf Dijon fortzusetzen, als ein Befehl aus dem Großen Hauptquartier den deutschen Streitkräften im südöstlichen Frankreich, im Hinblick auf den nahe bevorstehenden Fall von Metz, neue Aufgaben übertrug. Hiernach sollte der General Werder mit Hülfe der nun gleichfalls unter seinen Befehl gestellten 1. und 4. Reservedivision das Elsaß und die eigenen Verbindungen schützen, das Vorgehen der Zweiten Armee in der linken Flanke decken, die Festungen Schlettstadt, Neu-Breisach und Belfort belagern und eine der eigenen Stärke entsprechende feindliche Streitmacht vor seiner Front fesseln. Demgemäß sollte er eine Aufstellung bei Vesoul nehmen und unter starker Besetzung von Dijon sich gegen Langres sichern. Schwächere feindliche Kräfte seien ungesäumt anzugreifen, wobei eine Vorbewegung bis südlich Besançon fortgesetzt werden könne. General von Werder beschloß zunächst, sein Corps nach Vesoul zu führen, und übertrug dem General von Beyer mit zwei badischen Brigaden die Besetzung von Dijon. Letzterer fand den Ort von etwa 8000 Mann unter Oberst Fauconnet besetzt und vermochte den zähen Widerstand des Feindes im erbitterten Straßenkampfe am 30. nicht zu brechen. In der Nacht zum 31. erschienen indessen in seinem Stabsquartier Abgeordnete der Stadt, welche die Unterwerfung anzeigten und Bürgschaft für die Friedfertigkeit der Einwohner leisteten, sodaß am 31. October die Besetzung stattfinden konnte. Gerade in dieser Zeit wuchsen die Streitkräfte des Feindes zu einer beträchtlichen Stärke an, sodaß dem in ziemlich ausgedehnter Stellung stehenden deutschen Corps bald mehr als eine dreifache Ueberlegenheit gegenüberstand. Alle dem Generalcommando hierüber zukommende Nachrichten ließen erkennen, daß die französischen Streitkräfte bei Besançon eine Vereinigung mit Garibaldi bei Dôle erstrebten, und daß von dort eine weitere Truppenvorschiebung nach Südwest stattfand. Bei St.-Jean-de-Losne wurde eine starke Vorpostenstellung entdeckt, auch in Beaune und Chagny sollten feindliche Abtheilungen stehen. Werder ordnete demnach den 10. November den Vormarsch seines Corps auf Dôle an, um womöglich auf die Flanke des Gegners zu treffen. Am 12. in Pêsmes angekommen, erfuhr er die Räumung von Dôle. Da auch der Handstreich gegen Auxonne sich als unausführbar erwies, dagegen anderweitige Nachrichten den Vormarsch einer französischen Ostarmee von Chagny nach Dijon vermuthen ließen, so bezog General von Werder, zur Deckung dieses Ortes, daselbst eine Stellung mit nach Süden gerichteter Front, in welcher er das Eintreffen der im Anmarsch begriffenen 4. Reservedivision abzuwarten gedachte.

In seinem weitern Verlauf gibt das Werk sodann Bericht über die Einnahme von Schlettstadt und Neu-Breisach, wie über die erfolgte Einschließung von Belfort und wendet sich sodann zu den Vorgängen im nördlichen und mittlern Frankreich. Die nächsten Schilderungen von dort betreffen die beiderseitigen Vorbereitungen zu dem erneuten Kampfe. Deutscherseits befand sich die Erste Armee im Marsche durch die Champagne und erreichte am 15. die Linie Rheims-Rethel. Die zur Belagerung von Mezières bestimmte 1. Division hatte bereits am 14. die Festungen cernirt, während die 4. Infanteriebrigade am 15. die Einschließung von La Fère begann. Am 9. October hatte sich auch die Festung Verdun ergeben. Die Zweite Armee hatte am 10. October die Linie Torges-Chaumont besetzt. Ein an diesem Tage eintreffendes Telegramm der obersten Heeresleitung forderte mit Rücksicht auf die augenblickliche Lage von Paris und an der Loire zum beschleunigten Rechtsabmarsch nach Westen. Gleichzeitig mit diesen Bewegungen war die allmähliche Wegnahme der rückwärts gelegenen Festungen wie die Betriebseinrichtung der Ardennenbahn in Aussicht genommen. Französischerseits hatten unterdessen unter der Dictatur des eisernen, unermüdlich thätigen Gambetta die Bildungen jener großen Heereskörper begonnen, die nach und nach eine Streitmacht von 600000 Mann mit 1400 Geschützen umfaßten. Die zum Schutze der Einschließung von Paris nach Westen vorgeschobenen Theile des deutschen Heeres hatten bei ihren Streifzügen bis an und hinter die Eure überall beträchtliche feindliche Truppenmassen angetroffen, ohne indessen

einen klaren Ueberblick über die Stärke und Stellung derselben zu gewinnen. Ebenso machte sich auf dem rechten Seineufer eine allmähliche Vorbewegung des Feindes bemerkbar. Ganz besondere Thätigkeit entfaltete derselbe aber an der Loire. Diesen Wahrnehmungen gegenüber befahl der König die Bildung einer neuen Heeresabtheilung, welche, aus dem 1. bairischen Corps, der 17. und 22. Infanterie- und 2., 4. und 6. Cavaleriedivision bestehend, unter Befehl des Großherzogs von Mecklenburg, jedem etwaigen Ersatzversuch in südwestlicher Richtung entgegentreten sollte. Ehe indessen die Aufstellung dieser Armeeabtheilung stattfinden konnte, schritten die Franzosen zum Angriff auf Orléans. General von der Tann, durch die Recognoscirung der 2. Cavaleriedivision gegen den Wald von Marchénoir am 7. November wie durch das weitere Vorrücken der Loire-Armee am 8. über die Absicht des Feindes aufgeklärt, beschloß aus strategischen wie taktischen Gründen, Orléans zu räumen, und bezog am 9. November eine Stellung bei Coulmiers. Durch feindliche Uebermacht aus derselben verdrängt — es fochten 20000 Deutsche mit 110 Geschützen gegen 70000 Franzosen mit 150 Geschützen —, zog er sich, vom Feinde nicht verfolgt, noch in derselben Nacht in der Richtung auf Toury zurück, wo er am 10. Stellung nahm. Der Richtung von der Tann's folgend, nahm hierauf der Großherzog von Mecklenburg Stellung bei Angerville. Die auffallende Unthätigkeit des Feindes vor Orléans wie die Rührigkeit desselben an dem obern Loir und der Eure führten indessen bald zu der Annahme eines Linksabmarsches der Loire-Armee, um in Vereinigung mit den Truppen an der Eure den Entsatz von Paris zu versuchen. Unter Zurücklassung seiner 2. und 4. Cavaleriedivision bei Toury und Voves bezog hierauf der Großherzog eine Stellung zwischen Chartres, Rambouillet und dem Voisebach. Am 15. November erreichte das 9. preußische Corps die Gegend von Milly und schob seine Avantgarde über den Essonebach vor.

Das dreizehnte Heft des Werks bringt zunächst im genauen Anschluß an das zwölfte den Befehl für die Abtheilung des Großherzogs, den Schutz der Einschließung von Paris gegen Westen bis an die Straße von Châteaudun zu übernehmen, während der Zweiten Armee, welcher die 2. Cavaleriedivision unterstellt wurde, der Schutz in südlicher Richtung oblag. Die nun beginnenden Operationen des Großherzogs gegen Dreux und den Blaisebach fanden indessen ihren baldigen Abschluß, da die Verhältnisse an der Loire eine Unterstellung der Armeeabtheilung unter die Befehle des Prinzen Friedrich Karl erheischten, welche sich am 28. November vollzog. Prinz Friedrich Karl hatte unterdessen sein 9. und 3. Corps zu beiden Seiten der Straße von Paris nach Orléans, von Allaines bis Pithiviers aufgestellt und sein 10. Corps nach Beaune-la-Rolande herangezogen, wobei sich derselbe seinen Weg durch die Gefechte bei Ladon und Maizières erkämpfen mußte. Ihm gegenüber stand die französische Loire-Armee, welche durch Verstärkungen auf 200000 Mann angewachsen war. Ausgebrochene Uneinigkeit zwischen der Regierung von Tours, welche ein schleuniges Vorrücken der Armee über Pithiviers und Malherbes gegen Paris forderte, und dem General d'Aurelle, welcher sich in der befestigten Stellung von Orléans zu schlagen beabsichtigte, führte zum directen Eingreifen Gambetta's in die Führung der Armee, indem er dem General Crouzat den Befehl ertheilte, mit dem 18. und 20. Corps das Vordringen der Armee über Pithiviers durch Besetzung von Beaune-la-Rolande, Juranville und Maizières einzuleiten. Die hieraus folgende Schlacht bei Beaune-la-Rolande am 28. November, in welcher anfangs nur das 10. preußische Corps mit 11000 Mann und 70 Geschützen dem Andrange von 60000 Franzosen mit 138 Geschützen zu widerstehen hatte, endete nach dem Eingreifen der 1. Cavalerie- und 5. Infanteriedivision mit dem Rückzug des Feindes unter erheblichen Verlusten. Als indessen am 30. November bei der Regierung in Tours die verspätete Mittheilung eintraf, daß am 29. November der General Ducrot mit 200000 Mann und 400 Geschützen von Paris aus einen Durchbruch in südlicher Richtung unternehmen werde, faßte der Kriegsrath den Entschluß, dieses Unternehmen durch ein Vorgehen der Loire-Armee über Pithiviers zu unterstützen. General d'Aurelle leitete den Angriff durch eine Rechtsschwenkung seines linken Flügels ein, welcher zunächst zu dem erfolgreichen Gefecht gegen das bairische Corps bei Villepion führte. Diesem folgte am 2. December die Schlacht bei Loigny und Poupry gegen die Armeeabtheilung des Großherzogs von Mecklenburg, welcher dem weitern Vordringen des französischen linken Flügels nach Norden, unter einem Verlust von 4000 Mann an Todten und Verwundeten, 2500 unverwundeten Gefangenen, 8 Geschützen, 1 Mitrailleuse wie 1 Fahne, ein Ende machte. Deutscherseits war gleichfalls ein Verlust von 4000 Mann zu beklagen. Prinz Friedrich Karl ordnete hierauf am 3. December den concentrischen Vormarsch seiner ganzen Armee gegen Orléans an und erzwang nach zweitägigem Kampfe den Besitz der Stadt. Die Einbuße der französischen Armee in dieser zweitägigen Schlacht betrug mehr als 20000 Mann, darunter 18000 Gefangene, 74 Geschütze und 4 auf der Loire zurückgelassene Kanonenboote, während der deutsche Verlust nur in 1700 Mann bestand.

Unser Werk schildert sodann die Ereignisse vor Paris während des Zeitraums vom 15. November bis 5. December. Es berichtet zunächst über die nothwendig gewordenen Veränderungen in der Aufstellung der deutschen Streitkräfte und gibt sodann nähern Aufschluß über die Stärke und Formation der pariser Armee wie über die stattgehabten neuen Befestigungsarbeiten. Diesen Mittheilungen schließt sich der Bericht über die Schlacht bei Villiers und über die Scheinangriffe der Franzosen in den Tagen vom 29. November bis 2. December an. Der gegen den Ostabschnitt der Cernirungsarmee bei Villiers gerichtete Angriff ermattete bereits am ersten Tage, am 30. November, an dem kräftigen Widerstand der sächsischen und würtembergischen Truppen. Am 1. December beschränkte sich General Ducrot darauf, die von seinen Truppen eingenommenen Stellungen zu befestigen; am 2. December schritten hierauf die Deutschen, verstärkt durch preußische Truppen, zum Angriff, welcher während des ganzen Tags mit großer Heftigkeit geführt und am Morgen des 3. fortgesetzt wurde. Die vollständige Erschöpfung der französischen Truppen wie die Besorgniß, durch frische deutsche Kräfte gegen die Marne gedrängt

zu werden, veranlaßten indessen den General Ducrot, unter dem Schutze eines dichten Nebels, seine Stellungen zu räumen und sich auf das rechte Ufer des Flusses zurückzuziehen. Der Verlust in der Schlacht wie in den Nebengefechten betrug auf deutscher Seite 6200 Mann, die Franzosen hatten einen Verlust von 12000 Mann. Mit den Niederlagen an der Loire und vor Paris war somit der erste Entsatzversuch der Hauptstadt vollständig gescheitert, die französischen Heere gelichtet und größtentheils im innern Halt stark erschüttert.

Das vierzehnte Heft des Generalstabswerks berichtet über die Ereignisse während des Vormarsches der Ersten Armee gegen die Somme. Durch das Wiedereintreffen seiner 1. Division, welche aus ihrer Stellung vor Mezières abgelöst war, verstärkt, entschloß sich General Manteuffel am 27. November zum Angriff der französischen Stellung bei Amiens. Die Schlacht endete mit dem theilweise fluchtartigen Rückzug des Feindes hinter die Somme und auf Arras, wobei ein Theil der Nationalgarden die Waffen zerbrach und in die Heimat entfloh. Von besonderer Wichtigkeit für die vorrückende Armee wurde die am 27. November erfolgte Einnahme von La Fère, wodurch die Bahnlinien von Rheims nach Creil und Amiens geöffnet wurden und auch die 4. Infanteriebrigade zur Armee herangezogen werden konnte. Seinen frühern Befehlen gemäß setzte darauf General Manteuffel seinen Vormarsch auf Rouen fort, unter Zurücklassung der 3. Cavaleriedivision, welche den Befehl erhielt, Amiens zu besetzen, den Rücken und die Flanken der vormarschirenden Armee zu decken und die Eisenbahn von Amiens nach Laon zu sichern. Zu diesem Zwecke wurde ihr die 3. Infanteriebrigade nebst zwei Batterien unterstellt, während sie selbst zwei Cavaleriereginenter an die vorrückende Armee abgab. Desgleichen erhielt die sächsische Cavaleriedivision, welche bereits auf dem Wege von Ecouis nach Rouen stand, den Befehl, sich den Bewegungen der Ersten Armee anzuschließen; ferner wurde die in der Gegend bei Gournay stehende Gardedragonerbrigade derselben einverleibt. Vom Feinde wenig belästigt, erreichte die Armee mit Theilen ihres 8. Corps am 5. December Rouen, welches General Briand ohne Schwertstreich geräumt hatte. Neuere Befehle des Obercommandos schrieben dem General Manteuffel vor, die etwa noch im Felde befindlichen feindlichen Abtheilungen zu sprengen und unter günstigen Umständen einen Handstreich gegen Le Hâvre zu versuchen. Die zu diesem Zwecke bereits eingeleiteten Unternehmungen fanden ihren baldigen Abschluß, da einerseits ein Handstreich gegen Le Hâvre unausführbar erschien, andererseits die vielfachen feindlichen Unternehmungen an der Somme die Wiederaufnahme eines Kampfes in der dortigen Gegend erwarten ließen. Demnach erhielt der General von Manteuffel den Befehl, zum Schutze der Einschließung von Paris mit den Hauptkräften seiner Armee bei Beauvais Stellung zu nehmen und die Verbindungen mit der Heimat zu sichern.

In seinem weitern Verlauf berichtet das Werk über die Einnahme von Diedenhofen und Montmédy, wie über die mehrfachen kleinern Kämpfe des Werder'schen Corps mit Garibaldianern und Francs-Tireurs, und schildert dann die Vorgänge bei der Zweiten Armee bis Mitte December. Nach Verlust der Schlacht bei Orléans waren das 18. und 20. französische Corps bei Sully und Jargeau über die Loire in südlicher Richtung abgezogen. Das 15. Corps gemischt mit Theilen des 16. und 17., waren in voller Auflösung über La Motte-Beuvron an die Sauldre geflohen. Aus diesen Truppen wurde jetzt die Erste Loire-Armee unter Oberbefehl des General Bourbaki gebildet. Das 16. und 17. Corps, verstärkt durch das neugebildete 21. Corps und die Division Camô, hatten sich zwischen Beaugency und dem Wald von Marchénoir festgesetzt. Aus ihnen wurde die Zweite Loire-Armee unter Befehl des General Chanzy gebildet. Prinz Friedrich Karl hatte bereits am Frühmorgen des 5. December die Verfolgung des geschlagenen Feindes angeordnet, indem er nur sein 10. Corps zu seiner Verfügung bei Orléans behielt. Sein 3. Corps wandte sich stromaufwärts und erreichte ohne nennenswerthen Widerstand am 6. December Ouzouer-sur-Loire, die beigegebene 1. Cavaleriedivision Lorris und Montargis. Vom 9. Corps hatte die 18. Division und die 6. Cavaleriedivision in südlicher Richtung die Verfolgung bis in die Gegend von Salbris fortgesetzt. Die Armeeabtheilung des Großherzogs mit der 2. und 4. Cavaleriedivision wandte sich stromabwärts nach Beaugency. Ihr wurde überdies die 25. Division unterstellt, welche am linken Loireufer bis Lailly vordringen und mit der beigegebenen Cavaleriebrigade bis Muides aufklären sollte. Dem Vordringen der Armeeabtheilung setzte General Chanzy indessen am 7. December bei Meung den heftigsten Widerstand entgegen, der nur mühsam gebrochen werden konnte. Infolge dessen befahl Prinz Friedrich Karl der 18. Division, sich mit der Corpsartillerie des 9. Corps an die 25. Division heranzuziehen und den Vormarsch der Armeeabtheilung auf dem linken Loireufer bis Beaugency zu begleiten. Das 10. Corps erhielt Befehl, eine Truppenabtheilung bis La Ferté St.-Aubin vorzuschieben, zur Unterstützung der im Cherthale aufklärenden 6. Cavaleriedivision. Das 3. Corps sollte dagegen mit der 1. Cavaleriedivision die Verfolgung fortsetzen, die Loire überschreiten und auf Chapelle d'Angillon vordringen. Als aber der am 8. December wieder aufgenommene Vormarsch der Armeeabtheilung in der nun beginnenden Schlacht bei Beaugency-Cravant abermals den hartnäckigsten Widerstand fand, gab Prinz Friedrich Karl jede anderweitige Verfolgung auf und beschloß, alle verfügbaren Kräfte zur Unterstützung der Armeeabtheilung einzusetzen. Er berief demnach das 3. Corps und die 1. Cavaleriedivision in Eilmärschen nach Orléans zurück, gab dem 10. Corps den Befehl, alle verfügbaren Kräfte unverzüglich nach Meung vorzuführen, und wies die 6. Cavaleriedivision an, nach Zerstörung der Eisenbahn bei Vierzon sich mit ihrem rechten Flügel an das 9. Corps, das sich nach Vienne in Marsch gesetzt, anzuschließen, mit dem linken Flügel im Cherthale aufzuklären. Unterdessen dauerte der Kampf der Armeeabtheilung, unterstützt durch die nach und nach eintreffenden Batterien des 10. Corps, in unverminderter Stärke am 9. und 10. December fort. Als General Chanzy am 10. abends das Vordringen der Deutschen bis in die Höhe von Blois erfuhr und überdies jede Hoffnung auf das Eingreifen der Ersten Loire-Armee schwinden lassen mußte, beschloß er, am 11. den Rückzug nach Vendôme anzutreten. Die dreitägige Schlacht hatte der Armee-

abtheilung einen Verlust von 3400 Mann zugefügt und war von derselben unter besonders schwierigen Verhältnissen gegen einen vierfach überlegenen Gegner durchgekämpft worden. Der französische Verlust ist bisjetzt nicht zuverlässig festgestellt.

Die weitern Mittheilungen bringen den Bericht über den Rückzug der französischen Armee auf Vendôme wie über das angriffsweise Vorgehen der Armeeabtheilung und der Zweiten Armee, bei welcher an Stelle der nach Orléans zurückgesandten bairischen Division das 3. Armeecorps eingetroffen war. Der zerrüttete Zustand seiner Truppen erlaubte General Chanzy nicht, bei Vendôme standzuhalten, und er sah sich deshalb genöthigt, den Rückzug weiter auf Le Mans fortzusetzen. Prinz Friedrich Karl übertrug die Verfolgung der Armeeabtheilung und dem 10. Corps, welchem die 1. Cavaleriedivision beigegeben wurde. Er selbst aber wandte sich in Eilmärschen nach Orléans zurück, da allem Anschein nach General Bourbaki sich anschickte, mit der Ersten Loire-Armee den Vormarsch über Montargis nach Fontainebleau wieder aufzunehmen. Letztere Annahme erwies sich aber als irrig, und so konnte denn nach wochenlanger angestrengter Thätigkeit den Hauptkräften der Zweiten Armee in und bei Orléans einige Ruhe gewährt werden.

Das funfzehnte Heft des Generalstabswerks wirft zunächst einen Rückblick auf die eingenommene Stellung des deutschen Heeres, welches mit seinen Spitzen an der Seinemündung und jenseit der Loire stand. Zwei Armeen hielten Paris umschlossen. Im Rücken mußte fast ein Drittel des ganzen französischen Gebietes besetzt gehalten werden, während die Verbindung mit der Heimat noch durch einige in den Händen des Gegners sich befindende Festungen und durch nachhaltige Bahnzerstörungen nicht unwesentlich erschwert wurde. Diese Verhältnisse veranlaßten den König zu befehlen, daß die Erste und Zweite Armee ihre Hauptkräfte in Centralstellungen versammelten, von welchen aus einem Wiederauftreten des Feindes schnell und kräftig entgegengetreten werden könnte. Der Zweiten Armee war als Aufstellungspunkt Orléans überwiesen; Blois und Gien blieben durch vorgeschobene Abtheilungen besetzt, und im Thale des Cher sollten weitere Aufklärungen stattfinden. Die Armeeabtheilung des Großherzogs sollte nach Beendigung der noch im Gange befindlichen Verfolgung in Chartres Stellung nehmen. Der hierdurch bedingte Rechtsabmarsch derselben vollzog sich, unbehelligt vom Feinde, in den Tagen vom 21. bis 24. December. Auf ihrem äußersten rechten Flügel trat die Armeeabtheilung in Verbindung mit der bei Houdan stehenden 5. Cavaleriedivision, während der linke Flügel Fühlung mit den bei Vendôme stehenden Theilen der Zweiten Armee behielt. Durch Recognoscirungen wurde festgestellt, daß Nogent le Rotrou von Theilen der bei Le Mans stehenden Zweiten Loire-Armee besetzt war. Bei der Zweiten Armee fanden zwischen den bei Vendôme stehenden Truppen der 20. Division, welche mit der fernern Beobachtung des Gegners beauftragt waren und den Vortruppen der Zweiten Loire-Armee häufige Zusammenstöße statt. Unter denselben sind besonders der am 21. December erfolgte Vorstoß nach Tours, welcher mit der Zerstörung der dortigen Eisenbahnbrücken endete, wie das am 31. December stattfindende Gefecht bei Vendôme bemerkenswerth. Da der obersten Heeresleitung seit einiger Zeit keine zuverlässigen Nachrichten über die bei Bourges vereinigten Heeresmassen zugegangen waren, so beauftragte dieselbe das Obercommando der Zweiten Armee, Recognoscirungsabtheilungen über Gien vorzuschicken. Letzteres befahl infolge dessen dem General von Rantzau, mit den bei Montargis stehenden Truppen gegen Briare vorzustoßen. Aus den Meldungen dieses Generals, welche über ein angriffsweises Auftreten feindlicher Streitkräfte berichteten, wie aus den weitern Meldungen des aus der Sologne zurückkehrenden, durch Artillerie und Jäger verstärkten Dragonerregiments Nr. 12 glaubte das Große Hauptquartier zu entnehmen, daß die feindlichen Truppen zu den Vortruppen der Ersten Loire-Armee gehörten. Diese Wahrnehmung sowie die zu jener Zeit bei Vendôme und vor der Front der Armeeabtheilung stattfindenden Begebenheiten führten zu der Vermuthung, daß französischerseits ein gleichzeitiger Vorstoß von Le Mans und Bourges auf Paris beabsichtigt werde. Sollte den getrennten Armeen gegenüber der Vortheil der innern Linien ausgenutzt werden, so war ein schneller, mit allen verfügbaren Kräften ausgeführter Angriff auf den nächsten, gefährlichsten Gegner geboten. Prinz Friedrich Karl erhielt demnach den Befehl, den westlich des Loir stehenden französischen Heerestheilen von Vendôme und Illiers aus entgegenzutreten. Theile der Einschließungstruppen vor Paris wie das 7. Armeecorps sollten unterdessen ein Vordringen der Ersten Loire-Armee im Loingthale verhindern. Das 7. Corps erhielt demnach den Befehl zum Vormarsch auf Auxerre, woselbst es am 20. eintraf. Spätere, mehrfach wechselnde Nachrichten veranlaßten noch weitere Verschiebungen des Corps und dessen endliche Aufstellung am Armençon. Auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz hatte General von Werder, seinen Instructionen gemäß, den General von der Goltz mit den preußischen Truppen gegen Langres detachirt, woselbst derselbe zur Deckung der Etappenstraße der Zweiten Armee wie der rückwärtigen Verbindungen des 14. Corps im Norden der Festung Stellung nahm. Mit seiner badischen Division hatte Werder alsdann im heißen verlustreichen Kampfe bei Nuits am 18. December die feindliche Division Crémer geschlagen, nach Abzug des Feindes aber seine Truppen wieder nach Dijon und Umgegend zurückverlegt. Die Ansammlung bedeutender feindlicher Kräfte bei Besançon indessen, welche allem Anscheine nach Theile der Bourbaki'schen Armee waren, veranlaßte den General von Werder, nun auch seine Stellung bei Dijon zu räumen und sein ganzes Corps bei Vesoul zu concentriren. Im Norden hatte General von Manteuffel den von General Faidherbe beabsichtigten Vorstoß über die Somme vereitelt und denselben nach zweitägigem Kampfe an der Hallue gezwungen, den Rückzug nach seinen Festungen anzutreten. Er ließ darauf sein 8. Corps mit der 3. Reservedivision an der Somme stehen und vereinigte sein 1. Corps bei Rouen, woselbst stattgehabte Recognoscirungen die Ansammlung stärkerer feindlicher Kräfte sowol vor der Front der 1. Division wie auch zwischen Bolbec und Le Hâvre constatirt hatten. Durch die am 1. Januar erfolgte Einnahme von Mézières wurde der Ersten Armee eine zweite Verbindungslinie mit

Deutschland eröffnet. Vor Paris hatte nach dem mislungenen Durchbruchsversuch eine verhältnißmäßige Ruhe geherrscht, welche indessen am 21. December durch den Ausfall gegen Le Bourget unterbrochen wurde. Letzterer wurde nach heftigem Kampfe abgeschlagen und die Franzosen zur Räumung der eingenommenen Stellungen gezwungen. Von hervorragender Bedeutung wurde dagegen die Einnahme des Mont-Avron. Der hierbei nach Ueberwindung bedeutender Schwierigkeiten eröffnete Artilleriekampf begann am 27. December $8^1/_2$ Uhr mit Eröffnung des Feuers aus 76 deutschen Geschützen, welchen 70 Geschütze des Mont-Avron sowie die Geschütze aus den Forts Rosny und Nogent schnell und lebhaft antworteten. Das Feuer derselben ließ jedoch bereits am 28. beträchtlich nach, und am 29. schwiegen die Geschütze des Mont-Avron gänzlich. Am Nachmittag vorgetriebene Patrouillen des 12. Corps fanden die Höhe von den Franzosen geräumt. Die zu einer erfolgreichen Beschießung der Südfront getroffenen Maßregeln nahten ihrer Vollendung, sodaß mit den ersten Tagen des neuen Jahres fast 100 schwere Geschütze von Süden her das Feuer gegen Paris eröffnen konnten.

Auch diese Abtheilungen des Werks zeichnen sich durch eine ebenso sorgfältige wie durchsichtige Darstellung der Ereignisse aus.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue Romane.

1. Uradelich. Roman von B. M. Kapri. Drei Bände. Wien, Zamarski. 1879. 8. 10 M.
2. Ererbt und Erworben. Roman aus dem baltischen Leben von Werner von der Düna. Drei Bände. Stuttgart, Richter u. Kappler. 1878. 8. 10 M.
3. Geld. Ein Roman von F. M. Aren. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1879. 8. 4 M.
4. Zurückgeblieben in Feindesland. Erzählung nach Erinnerungen einer deutschen Erzieherin von Zoë von Reuß. Leipzig, Dürr. 1878. 8. 3 M. 75 Pf.
5. Kleine Erzählungen und nachgelassene Schriften von F. Gerstäcker. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1879. 8. 8 M.
6. Die Kinder des Communisten. Erzählung von Hildebrand-Strehlen. Wesel, Düms. 1878. 8. 1 M. 50 Pf.
7. Die nur einmal lieben. Roman von Maurus Jókai. Volksausgabe. Berlin, Janke. 1878. 8. 3 M.
8. Der Amerikaner. Roman von H. James jun. Berlin, Janke. 1878. 8. 2 M.

Die beiden erstgenannten erzählenden Dichtungen dieser Serie: „Uradelich" und „Ererbt und Erworben", verfolgen die gleiche Tendenz. Ihre Grundlage ist der Antagonismus zwischen dem „guten alten" Geburtsadel und der Geldaristokratie. Diesem in unserer modernen Romanliteratur ziemlich häufig behandelten Thema gegenüber erlaube ich mir, persönlich, eine etwas ketzerische Stellung einzunehmen. Plutokratie und Geburtsaristokratie gelten mir als zwei social gleich bevorrechtete Kasten. Ich vermag nicht wohl abzusehen, welchen Vortheil die wahrhaft großen, zeitbewegenden Ideen daraus ziehen sollen, wenn es der erstern wirklich gelänge, die letztere zu verdrängen. Offen gestanden, scheint mir der brutale Geldsack ein schlechter Ersatz für dünkelhafte altadeliche Hochnäsigkeit. Und ist denn der Unterschied zwischen beiden wirklich so bedeutend? Sehen wir nicht alle Tage, daß unsere Finanzgrößen sich mit dem Geburtsadel zu amalgamiren suchen? Thut es der Geldadel in der Jagd nach Titeln, Orden und anderm Tand nicht der Geburtsaristokratie wenn möglich noch zuvor? Aefft er nicht ihre sogenannten nobeln Passionen gewissenhaft nach? Zeigt er für den einzig berechtigten, den Geistes- und Seelenadel nicht noch ungleich weniger Verständniß und Achtung als der Geburtsadel trotz all seiner Schrullen und Lächerlichkeiten? Unter solchen Umständen hält es wirklich schwer, sich für den Kampf ums Dasein zwischen diesen beiden Kasten aufrichtig zu interessiren.

Ich habe mir mehr als einmal gedacht, daß die meisten unserer gegen den Hochadel polemisirenden Dichtungen ihre Entstehung solchen Persönlichkeiten verdanken mögen, welche in vornehmen Häusern, vielleicht als Hofmeister, Privatsecretäre, Gouvernanten u. s. w., unangenehme Erfahrungen gesammelt haben. Wer wollte es diesen „Rittern vom Geiste" verdenken, wenn sie, endlich ihrer Ketten ledig, den lange unterdrückten Gefühlen Luft machen? Dabei passirt es ihnen denn freilich wol auch, daß sie, wie B. M. Kapri in seinem „Uradelich" (Nr. 1), für die moderne Rivalin des Geburtsadels, die haute bourgeoisie, energisch Partei ergreifen und diese idealisiren. Les ennemis de nos ennemis sont nos amis.

Ob der Verfasser — wahrscheinlicher noch die Verfasserin — von „Uradelich" jenen obenerwähnten Kreisen geistiger Ritterschaft angehört, oder ob er oder sie am Ende gar ein frondirendes Mitglied des Adels selbst ist — was auch wol möglich wäre —, vermag ich nicht zu entscheiden. Das aber weiß ich, daß wir es hier mit einer ungewöhnlichen schriftstellerischen Capacität zu thun haben, die unsere volle Beachtung verdient. Das Buch bekundet ein seltenes Talent. Die einzelnen Gestalten treten uns mit überraschender Plastik entgegen, die Handlung, an sich fesselnd, ohne durch künstliche Mittel zur Spannung emporgeschraubt zu werden, entwickelt sich naturgemäß, die Sprache ist sorgfältig ausgearbeitet und die Zeichnung der meisten Charaktere eine sehr correcte. Ein hochadeliches Haus, das des Grafen Berrenstein, ist durch schlechte Wirthschaft arg herabgekommen. Graf Hugo, ein nobler aber weicher Charakter, sieht durch die Verschwendungssucht seiner Gattin, der Fürstin Natalie, den unvermeidlichen Ruin immer näher rücken, ohne daß er im Stande wäre, das drohende Schicksal abzuwenden. Der Bankier Steinegg besitzt eine starke Hypothek auf Berrenstein und ist, ohne daß Fürstin Natalie etwas davon ahnt, eigentlich bereits factischer Eigenthümer der Herrschaft. Fürstin Natalie hat in letzter Zeit in ihrer Familie mancherlei Unangenehmes erlebt. Eine ihrer Nichten, eine Gräfin Berrenstein, hat den Bankier Steinegg, „dessen Aeltern erst getauft wurden", geheirathet, und Graf Ludwig, der älteste Sohn, hat eine berühmte Sängerin heimgeführt. Diese, Flavia, ist ein Ideal weiblicher Tugend.

Sie bringt der Mutter des Gatten die reinste kindliche Gesinnung entgegen. Trotzdem stößt die starre Aristokratin die Schwiegertochter zurück. Sie kann die „Mesalliance" nicht verwinden. Der fortgesetzte, das ganze Arsenal weiblicher Bosheit und hochadelicher Präpotenz erschöpfende Antagonismus der Fürstin gegen Flavia ist meisterhaft geschildert. (Aus diesen Details schließe ich, daß der Autor eine Dame ist.) Er bildet die eigentliche Handlung der Erzählung, denn die Beziehungen des Grafen Richard zu Susanne, der Schwester Steinegg's, sowie die geheime Liebe der Prinzessin für den flotten Rittmeister Richard sind im Grunde nur Episoden. Plötzlich bricht die Katastrophe herein. Die hartgesottene Aristokratin sieht sich mit einem male verarmt; ihr Gatte, dem sie rund heraus erklärt, sie habe ihn einst nur seines Vermögens halber geheirathet, macht einen Selbstmordversuch, und Flavia verläßt heimlich Gemahl und Kind, um zur Bühne zurückzukehren. Sie thut dies jedoch nur, um durch ihre Kunst die Mittel zur Rettung der Familie aufzubringen, setzt sich mit heroischer Selbstverleugnung allen möglichen falschen Deutungen aus und ruht nicht eher, als bis sie ihren Zweck erreicht hat. Erst als ihr dies gelungen und das alte Stammgut der Familie wieder erhalten ist, schmilzt die aristokratische Eisesrinde der Fürstin Natalie. Beschämt und bereuend erklärt sie, daß Flavia nicht nur adelich, sondern „uradelich" ist. So motivirt sich, in doppeltem Sinne, der Titel des Buchs.

Trotz des scharf polemischen, gelegentlich sogar zur Malice ausartenden Geistes, der die Erzählung durchzieht, gewährt die Lektüre derselben wirklich künstlerischen Genuß. Einzelne Partien, z. B. die Schilderung der nächtlichen Ueberschwemmung, die große Scene zwischen Natalie und ihrem Gatten, bekunden vollendete Meisterschaft. Schade, daß anderes, wie z. B. der überschwengliche Panegyrikus des Judenthums im ersten Bande, geradezu auf den Applaus berechnet ist. Hier merkt man zu sehr die Absicht und — das Weitere sagt Papa Goethe. Ein Autor von so ausgesprochenem Talent hat es wahrhaftig nicht nöthig, zu so kleinen Mitteln zu greifen. Eine superb gezeichnete Figur ist die Herzogin, desgleichen die Stiftsdame Gräfin Nanni. Beide sind dem Leben abgelauscht. Dagegen scheint mir Steinegg doch allzu tendenziös idealisirt. Auch begreift man nicht, weshalb ein sonst so klarer matter of fact-man über die ihm von der Fürstin angethanen Beleidigungen so ganz und gar außer Rand und Band gerathen kann, daß er die bei der Ueberschwemmung von dem Grafen Richard ihm angebotene Rettung trotzig von der Hand weist und es vorzieht, sich der augenscheinlichsten Lebensgefahr auszusetzen. Hier scheint mir Kapri in der Vorliebe für sein Ideal denn doch etwas zu weit zu gehen. Verglichen mit den übrigen großen Vorzügen des Buchs sind diese kleinen Mängel indessen nur von untergeordnetem Belang. Dem Werthe der Dichtung als Ganzes thun sie keinen Eintrag.

Von ganz anderm Kaliber ist **Werner von der Düna's** „Ererbt und Erworben" (Nr. 2). Das Buch behandelt die Zustände in den russischen Ostseeprovinzen, und zwar den Kampf zwischen dem alten erbgesessenen Adel und dem sogenannten „Literatenthum", unter welcher Benennung dort das gebildete, studirte Bürgerthum verstanden wird. Die Erzählung hat zwei Helden: den Baron Erwin von Horstmar und Walter Ehrhard, den Sohn eines Professors. Letzterer arbeitet sich mit eiserner Energie von unter hinauf und entpuppt sich schließlich auch als Adelssprößling, während ersterer an einem Liebesdualismus zu Grunde geht, d. h. im Duell fällt. Um diese beiden Hauptträger der Handlung gruppirt sich eine Reihe Frauengestalten, baltische Volkstypen, Mitglieder des Adels, Literaten u. s. w. Der Schauplatz der Erzählung ist ohne Zweifel ein ganz interessanter, denn die baltischen Provinzen Rußlands sind eigentlich noch wenig gekannt und ihre Volkstypen fesseln durch Eigenartigkeit. Leider hat der Verfasser es nicht verstanden, den dankbaren Vorwurf zum wirklichen Kunstwerk zu gestalten. Die Handlung rückt nur sprungweise vor, bleibt vielfach dunkel und verworren und macht die Lektüre zu einer mühevollen Arbeit. Es wäre eine schwierige Aufgabe, die Fabel des Romans im Auszuge wiederzugeben, denn der sogenannte rothe Faden verwickelt sich alle Augenblicke zum Knäuel, an dem man das richtige Ende nur schwer wieder auffindet. Hierzu kommt, daß der Verfasser sich allzu oft längst abgebrauchter Handwerkskunstgriffe bedient, um das erlahmende Interesse aufs neue zu fesseln oder die Situation zu verschieben. Die betreffende Person nimmt z. B. einen Brief aus einem Geheimfach. Natürlich ist der Leser neugierig, zu erfahren, was besagter Brief enthalte. Der Verfasser thut uns aber nicht diesen Gefallen, sondern der Brief bleibt Geheimniß, und der verehrte Leser muß sich auf „später" vertrösten. Ein zweiter Nothbehelf ist das häufige Abbrechen des Dialogs. Recht störend wirken auch die sprachlichen Sonderbarkeiten, in denen sich der Verfasser gefällt. So haben wir, um nur einiges zu erwähnen, einen „undichter" fallenden Schnee, ein „Gedankenvollwerden" (ein Lieblingsausdruck des Autors), „flackert die Wahrheit unwillig auf", ein „beregtes Herz" u. s. w. Möglich, daß hier baltische Provinzialismen mit unterlaufen, aber solche Sachen sollten eben nicht vorkommen. Und dann der merkwürdige Stil, den Werner gelegentlich schreibt! So steht z. B. einmal folgende Stelle: „Als ich vor jenen Jahren zurück dir eine ähnliche Mittheilung machte". Dann: „Er denkt .... an die Töne der Orgel, welche jetzt die geheiligten Räume mit jener eigenen Wehmuth ausfüllen, die den Gesang tragend emporhebt, aber doch tief unter den Wolken schwebend erhält". Was soll man sich dabei denken? An einer andern Stelle haben wir einen „vielseitigen Miston", weiter: „sitzt Walter in der Behörde" u. s. w. Ferner treibt Werner einen ganz erstaunlichen Luxus mit Gedankenstrichen. Ich setze nur ein kleines Beispiel her: „— Aber auch da — muß ein Grundton — die andern beherrschen — um eine Harmonie hervorzurufen, die Macht gewinnt .... von einem Menschen ausgehend, im andern — fort und fort zu wirken". Ich glaube kaum, daß Goethe in seinen gesammelten Werken halb so viel Gedankenstriche verbraucht als Werner von der Düna in diesem Romane allein.

Trotz der gerügten Mängel ist dem Autor jedoch ein Vorzug nicht abzusprechen: er besitzt Phantasie und hat ein unverkennbares Talent für Genrezeichnung. Es wäre zu wünschen, daß Werner seine Begabung künstlerischer zu verwerthen lernte.

Eine recht unerquickliche Lektüre gewährt der F. M.

Aren'sche Roman: „Geld" (Nr. 3). Das Buch scheint von einer Dame geschrieben. Ich schließe dies aus der gar seltsam gezeichneten, oder vielmehr gründlich verzeichneten Gestalt des Helden, des Griechen Nerio Eumenides. Die Heldin, Isabella von Wereld, ist die Tochter einer vornehmen aber verarmten Beamtenwitwe. Sie befindet sich als Gesellschafterin und Freundin der Hausfrau bei einem steinreichen, ziemlich vulgären Fabrikanten, Namens Schmidt, welcher, seine junge Frau und Familie beiseite setzend, der eleganten Isa nachstellt. Er bietet ihr alle Genüsse des Luxus um den Preis ihrer Schande. Da Isa Herrn Schmidt nicht liebt, so sollte man denken, die Wahl könne ihr in einem solchen Falle nicht schwer sein, um so weniger, als sie einen andern Millionär, Nerio Eumenides, liebt und von diesem wieder geliebt wird. Trotzdem läßt sie sich, auf Zureden ihrer würdigen Mama, von Herrn Schmidt mit allem erdenklichen Comfort umgeben, allerdings ohne entsprechende Gegenleistung, denn die Möglichkeit einer solchen ist ihm erst „zu Weihnacht" in Aussicht gestellt. Unterdessen kommt der Grieche heran, und Isa befindet sich nun im Dilemma zwischen Schmidt und Eumenides. Die Peripetien dieses recht unappetitlichen Dilemmas bilden die Handlung des Romans. Unsere jungfräuliche Magdalene sucht damit einen Ausweg zu finden, daß sie Schauspielerin werden will. Die Studien greifen jedoch ihre ohnehin nicht sehr feste Brust an, und als die Katastrophe in Gestalt des Herrn Schmidt „zu Weihnachten" erscheint, holt sich Isa absichtlich eine tödliche Erkältung. Sie stirbt, ohne daß der arme Herr Schmidt auch nur das Geringste für alle seine Auslagen erhalten hätte, Nerio Eumenides küßt ihr den letzten Seufzer von der Lippe, und Dämon „Geld" zählt ein Opfer mehr. Was soll man zu einer solchen Geschichte sagen? Ich denke, was Virgil zu Dante sagt: Non ragioniam di lor, ma guarda e passa!

Sehr anziehend ist Zoë von Reuß' „Zurückgeblieben in Feindesland" (Nr. 4). Es behandelt in Form einer Art von Tagebuch die Schicksale einer deutschen Institutslehrerin, welche beim Anmarsch der Deutschen auf Paris die französische Hauptstadt nicht mehr verlassen kann und so, bon gré mal gré, die Belagerung durchmachen muß. Das Leben in dem Institut während der Zeit, das Benehmen der Franzosen gegen die Deutsche, welche, ihre Nationalität zu verleugnen gezwungen, von der Directrice als Schwedin ausgegeben wird, die hundertfachen Aufregungen, ihre fortgesetzten nationalen Kränkungen, selbst directe Bedrohungen, der hartgesottene französische Dünkel, der sich gegen die handgreiflichste Wirklichkeit sperrt und bis zuletzt in den lächerlichsten Illusionen wiegt: das alles ist höchst anschaulich und zugleich vollkommen objectiv geschildert. Jedes Detail bekundet die feingebildete, geistvolle Dame. Ein besonderes Interesse gewährt die zugleich mit einem kleinen Liebesroman durchflochtene Erzählung dadurch, daß sich in derselben die Zustände in Paris während der Belagerung wie in einem verkleinernden, aber scharf reproducirenden Spiegel reflectiren. Dieser Umstand verleiht dem Buche außer seinem literarischen auch noch einen speciell ethnographischen Werth.

Eine recht erwünschte Gabe sind die „Kleinen Erzählungen und nachgelassenen Schriften" Fr. Gerstäcker's (Nr. 5). Es sind theils neue Sachen, theils Abdrücke bereits früher veröffentlichter Arbeiten des reichbegabten, leider zu früh heimgegangenen Autors. Auch Zeitungscorrespondenzen von größerm Umfange, wie die Artikel, welche Gerstäcker während der Belagerung von Paris für deutsche Blätter schrieb, finden sich hier gesammelt und sind so vor der Gefahr des Verlorengehens gesichert. Eine schätzenswerthe Beigabe ist die Selbstbiographie Gerstäcker's, aus welcher wir den liebenswürdigen Wandergeist auch im Privatleben kennen lernen.

„Die Kinder des Communisten" von Hildebrand-Strehlen (Nr. 6) haben sich ohne Zweifel in die „Blätter für literarische Unterhaltung" nur verlaufen, denn eigentlich haben sie als „Erzählung für die reifere Jugend" hier nichts zu suchen. Da sie aber schon einmal da sind, will ich doch auch ein Wort darüber sagen. Auch Jugendschriften sollen, in ihrer Art, den Anforderungen, die wir an das Buch als Kunstwerk stellen, gerecht werden. Sie sollen es eigentlich in noch höherm Grade als die für andere Kreise bestimmte Literatur; denn die Jugend, deren Geschmack sich erst zu bilden hat, braucht unbedingt Gutes. Leider liegt bei uns die Jugendliteratur noch sehr im argen. Doch davon will ich hier nicht sprechen. Wem soll mit einem Buche wie dem Hildebrand'schen eigentlich gedient sein? Auf der Vorderseite des Deckels sehen wir illustrirt eine Rauferei zwischen Gassenjungen, und das Rückblatt zeigt einen feuerrothen Teufel, welcher, mit beiden Füßen auf Geldsäcken stehend, über ein brennendes Gebäude Actien und Geldstücke ausstreut, eine Leibbinde mit der Aufschrift „Anarchie, Zukunftsstaat" trägt und in der Linken auf einer Wage Krone und Kreuz gegen die phrygische Mütze abwägt. Und der Inhalt? Eine confuse, lederne Geschichte, vollgepfropft mit Gemeinplätzen und französischen Phrasen, bei denen auch Sprachschnitzer mit unterlaufen, wie z. B.: „Qui mâche de paille?" statt „de la paille", und „L'arrêtez!" statt „arrêtez-le!" Der Verfasser hat ohne Zweifel die besten Absichten, aber jam satis est voluisse gilt nicht überall.

Maurus Jókai ist einer der beliebtesten ungarischen Romanciers. Ich möchte ihn den ungarischen Dumas Père nennen. Er versteht ungemein fesselnd zu erzählen und besitzt eine reiche Phantasie. Sein Roman „Die nur einmal lieben" (Nr. 7) spielt im Jahre 1848 und in den nachfolgenden Reactionsjahren und führt uns abwechselnd nach Italien und nach Oesterreich und Ungarn. Es ist viel Zeitgeschichte hineingewebt, z. B. die römische Revolution und die Flucht Pius' IX., die nationalen Kämpfe in Ungarn, der italienisch-französisch-österreichische Krieg, die Bruck-Eynatten'sche Betrugsaffaire u. a. m. Sehr interessant ist das Leben der siebenbürgischen Unitarier geschildert, denen der Held des Romans, Manasse, angehört. Eine der weiblichen Hauptgestalten, Eyrene, erinnert auffällig an die Lady Winter in den „Musketieren". Das Buch gewährt eine sehr spannende Lektüre und wird auch in der deutschen Lesewelt, der es durch eine gute Uebersetzung zugänglich gemacht ist (ich setze voraus, daß Jókai das Original ungarisch geschrieben hat), ein großes und dankbares Publikum finden.

Ein Werk von hervorragender literarischer Bedeutung ist der Roman von H. James jun.: „Der Amerikaner"

(Nr. 8). Auch hier wendet sich die Tendenz gegen den Hochadel, und zwar gegen den legitimistischen des Faubourg St.-Germain. Den Gegensatz bildet, nicht wie bei Kapri, die Geldaristokratie als solche, sondern Jungamerika, vertreten durch den Yankee-Millionär Mr. Newman (der Name ist bezeichnend gewählt). Dieser, ein Vollblutkind der transatlantischen Civilisation, hat von ganz unten angefangen, hat dann sein Vermögen aus „Leder und Waschfässern“ gemacht, und kommt nun herüber in die Alte Welt, um sich auszuruhen und zu amusiren. Bei einem Landsmann macht er die Bekanntschaft Madame de Cintré's, einer jungen Witwe aus dem altadelichen Hause der Marquis de Bellegarde, verliebt sich in sie und trägt ihr seine Hand an. Die ziemlich herabgekommene vornehme Familie duldet scheinbar, mit Rücksicht auf Mr. Newman's Millionen, die Bewerbung des Yankee, der, ohne alles und jedes Verständniß für die Exclusivitäten des legitimistischen Hochadels, in den Salons des Faubourg mit der vollkommensten Ungenirtheit verkehrt und von der Gesellschaft wie eine Art von seltsamer Curiosität betrachtet wird. Jeden Augenblick tritt der Gegensatz zwischen den so weit auseinanderliegenden Anschauungen Mr. Newman's und des Faubourg in der prägnantesten Weise zu Tage. Diese Gegensätze bilden den Kern des geistvollen Buchs. Die aristokratischen Gestalten der alten Marquise, Valentin de Bellegarde's, Urbain de Bellegarde's, der Herzogin, der jungen Marquise de Bellegarde sind trefflich gezeichnet. Eine jede frappirt durch ihre vollendete Lebenswahrheit. Nicht minder gelungen tritt der Typus der neufranzösischen Demi-Monde in Mademoiselle Nioche und ihrem würdigen Papa zu Tage. Ein Genrebild ersten Rangs ist die große Gesellschaft in dem Salon Bellegarde. Edmond About hat auch mehrfach den Faubourg geschildert, aber an James reicht er in dieser Beziehung nicht heran, ohne Zweifel weil für den Amerikaner die Gegensätze noch weit schärfer hervortreten als für den Franzosen. Schließlich wird Newman's Bewerbung doch zurückgewiesen, und Madame de Cintré geht, von ihrer Familie gezwungen, ins Kloster. Durch einen Zufall ist der Amerikaner in den Besitz eines gefährlichen, die Familie Bellegarde schwer compromittirenden Geheimnisses, eines Verbrechens, gelangt. Obgleich er mit der Veröffentlichung desselben droht, gelingt es ihm doch nicht, den starren Sinn der Aristokraten zu brechen. Sein Freund und Verbündeter, Valentin de Bellegarde, ist im Duell, der famosen Mlle. Nioche wegen, gefallen. Dieses Beistandes beraubt, muß Mr. Newman den aussichtslosen Kampf aufgeben. Er verbrennt das Document, Madame de Cintré bleibt im Kloster, und er kehrt nach Amerika zurück.

Die Werke der neuern amerikanischen Schriftsteller schildern fast ausschließlich amerikanische Verhältnisse. H. James jun. ist meines Wissens der erste, welcher die Gegensätze zwischen der europäischen und der amerikanischen Gesellschaft zum Vorwurf einer größern erzählenden Dichtung gemacht hat. Er löst seine Aufgabe mit ebenso viel Geschmack wie Talent, und nirgends wird das künstlerische Element durch einseitige Tendenz beeinträchtigt. Dieser Umstand verleiht seinem „Amerikaner“, wie ich bereits erwähnt, hervorragende literarische Bedeutung. C. M. Sauer.

Die Menschenrechte.

Die Menschenrechte. Von Eugen Pelletan. Nach der dritten Auflage des Originals deutsch von August W. Peters. Zweite Ausgabe. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1878. 8. 4 M. 50 Pf.

Das vorstehend genannte Buch des einer radicalen politischen Schule angehörenden Franzosen Eugen Pelletan besteht aus einer Einleitung, siebzehn Kapiteln und einem Nachwort; es ist bereits vor mehrern Jahren geschrieben und kann vom Anfang bis zum Ende als eine phrasenhafte Rhapsodie der Revolution gelten. Die Einleitung beginnt mit den Worten:

> Ich legte die Hand auf das klopfende Herz meines Landes. Und es entstand dieses Buch. Man fragt vielleicht: Welche Ansprüche hast du; mit welchem Rechte trittst du für Frankreich ein? Mit dem unveräußerlichen Menschenrechte, überall und unter jeder Bedingung aussprechen zu dürfen, was man denkt. Ansprüche habe ich keine, sobald man darunter ein ausgedehntes Genanntsein bei den Zeitgenossen verstehen will.

Eugen Pelletan vergleicht sich dann mit einem Propheten der alten Zeit, mit einem „gottgesandten Mann“, der, während die Welt schlief, wachte und „die Ehrenrettung der Revolution“ erwog. Ein Spaziergang an einem Juliabend zur Zeit des Krimkriegs führte den Verfasser in die Nähe des Arc de l'Etoile, wo er die Strahlen der untergehenden Sonne sich in den blanken Fenstern der Tuilerien widerspiegeln sah. Der altersgeschwärzte, düstere Bau ließ die Erlebnisse des Schlosses vor dem Geiste des Spaziergängers Musterung passiren. Er sah Katharina von Medici und deren Sohn, der in nächster Nähe seine protestantischen Unterthanen erschoß, er sah Heinrich IV., der durch den Dolch Ravaillac's fiel, er sah die von dem hohen Adel in den Tuilerien gefeierten Festgelage, er sah Ludwig XIII., der seinen Günstling Concini hinmorden ließ, Ludwig XIV., der sich Versailles zur Residenz auserkor, und schließlich Ludwig XVI., der ein Opfer der Revolution ward. Das Schicksal des letztgenannten Königs erinnert ihn an die von der französischen Nationalversammlung im Jahre 1789 proclamirten Menschenrechte und läßt ihn diese abdrucken, um dann in einzelnen Kapiteln den Despotismus, die Staatswohlfahrt, die Staatsraison, das Autoritätsprincip, die Volkssouveränetät, das allgemeine Wahlrecht, die Preßfreiheit, die Gewissens- und Bekenntnißfreiheit, die Religionsfreiheit, die Lern- und Lehrfreiheit, die Freiheit der Persönlichkeit, das Recht auf Association, das Recht der Gemeinde auf Selbstverwaltung, das Eigenthumsrecht, das Recht auf Arbeit und das Kriegsrecht nacheinander zu behandeln.

Es kann uns nicht in den Sinn kommen, mit einem Schriftsteller, wie Eugen Pelletan es ist, darüber zu hadern, ob die von ihm behandelten Gegenstände oder Fragen logisch richtig geordnet seien oder nicht; auf lo-

gische Folgerichtigkeit kommt es ihm ja nur wenig an, er will vor allen Dingen Effect erzielen, und wir zweifeln nicht, daß er diesen seinen Zweck, namentlich bei seinen Landsleuten, vielfach erreicht hat. Andererseits würde man aber irregehen und Eugen Pelletan falsch beurtheilen, wenn man ihn zu den wilden, terroristischen Revolutionären rechnen wollte; trotz seiner Glorification der Revolution ist er doch ein entschiedener Gegner des revolutionären Terrorismus. Dies geht deutlich hervor aus einer Stelle des zweiten Kapitels, welches über die „Staatswohlfahrt" handelt und nachzuweisen sucht, daß die Schreckensregierung der ersten französischen Revolution nicht als die Erhalterin, sondern als die Zerstörerin der durch diese Revolution „in die Erscheinung getretenen Rechtsidee" anzusehen sei. Der Autor sagt unter anderm:

Robespierre ist das Ideal eines Terroristen. Er hat die leiblichen Eigenschaften dieses Handwerks: sein Auge schweift ziellos ins Blaue; seine Gesichtsfarbe ist gelb wie bei einem gallig verbitterten Leberkranken; um die Lippen lauert unheilschwangeres Lächeln, und die hochgetragene Nase schnüffelt im Winde nach fernhin fliehender Beute. An seiner gewählten Kleidung und der Rose im Knopfloch erkennt man den eingebildeten, auf persönliche Vorzüge eiteln Geck. In seiner Brust schlägt kein Herz, er kennt keinen Enthusiasmus, kein Sichgehenlassen; er hat keine Ungeduld, noch weniger Mangel an Vorsicht. Bei dem Beginne der Schlacht zieht dieser Mensch sich hinter die Front zurück; nach errungenem Siege findet man ihn an der Spitze des Heeres. Seine Schergen trotzen der Gefahr und bieten ihr offen die Brust. Wo ist aber ihr Robespierre? Er versteckt sich: versteckt sich am 22. Juni, versteckt sich am 10. August, versteckt sich an jeglichem Tage, wo die Entscheidung eintritt. Er kennt kein Wagen, er spart sich achtsam auf und erspäht die Gelegenheit wie der Jäger auf dem Anstande. Man ernennt ihn zum Gemeindevorstand, und er reicht seine Entlassung ein, zum Mitglied des Revolutionstribunals, und er lehnt ab; man beruft ihn in den Wohlfahrtsausschuß, und dort gähnt er oder schläft oder stellt sich schlafend, und am Ende bleibt er ganz aus. Verschlossen und geheimnißvoll wie die Sphinx, hält er sich immer eine Hinterthür offen; heute fordert er die Abschaffung und morgen die Beibehaltung der Todesstrafe; morgen predigt er Krieg und heute Frieden; bald deckt er Marat und bald gibt er ihn preis; in Einem Athem beschuldigt er und vertheidigt er Camille Desmoulins; er rühmt den Berg und redet an seinem Todestage die Ebene an: „Zu euch, ihr würdigsten Männer, nehme ich meine Zuflucht!" Die abgeschmackten Reimereien aus seiner Jugend beweisen nicht, daß er irgendwann irgendwen oder irgendwas liebte. Er hatte Mitschuldige, aber keine Freunde; Untergebene wollte er, nicht Seinesgleichen. Wer ihn überragte, verdiente den Tod, damit ihm allein der Ruhm bleibe, der beredteste Mann unter den Mitlebenden zu sein. . . . Der Dictator hat als Meister im Wortkampf beständig eine Finte im Vorrath. Er greift den Gegner nicht von vorn an, sondern umschleicht ihn, mit doppelsinnigen Redensarten bestrickend. Er neckt den Widerpart, reizt und foppt, bis das Opfer sich eine Blöße gibt und dem Natterblicke, welcher hinter den Brillengläsern hervorschießt, hülflos verfällt. . . . Demungeachtet versucht man später, einen solchen hartgesottenen Meuchler zum Apostel der Brüderlichkeit zu verklären. Sei er denn (in des Teufels Namen) ein Apostel der Brüderlichkeit; aber diese Brüderlichkeit beschränke sich auf die Brüderschaft zwischen ihm und seinem Bruder Sanson, dem Scharfrichter.

Eugen Pelletan ist, wie die vorstehende Charakteristik Robespierre's beweist, kein Freund der Schreckensmänner; er erklärt aber auch geradezu, daß er darin, daß man sich den Schrecken dienstbar mache, kein Zeichen einer besondern Begabung zu erkennen vermöge; begabt sei vielmehr derjenige, welcher des Schreckens nicht bedürfe, um groß dazustehen. „Tritt man durch das Thor des Schreckens aus der Burg der Freiheit heraus, so lasse derjenige, welcher heraustrat, jede Hoffnung auf Heimkehr in die Feste für immer hinter sich!" Das Schreckensregiment bahnte, so urtheilt der Verfasser nicht mit Unrecht, nur Napoleon I. den Weg zur Herrschaft über Frankreich und zerstörte das Ansehen der Demokratie auf lange Zeit. Als begeisterter Freund und Anhänger einer demokratischen Regierungsweise ist Pelletan selbstverständlich ein warmer Vertheidiger des allgemeinen Stimmrechts; allein ihm ist dieses Stimmrecht doch nicht allein ein Recht, sondern auch ein Amt, eine Pflicht, die „eine gewisse Bürgschaft, z. B. Altersreife und elementare Kenntnisse, erfordert". Er sagt deshalb:

Das allgemeine Wahlrecht schließt die Nothwendigkeit einer fortdauernden Unterweisnng ein: die Nothwendigkeit des Volksschulunterrichts und des darauf fortbauenden täglichen Unterrichts, den jeder ertheilt und genießt, welcher im Lande denkt und redet. Der Stimmzettel verlangt einsichtige Klarheit. Wo die Leute im Schatten der Gedankendämmerung wählen, da wählen nicht sie, sondern der Dämmer.

Der Verfasser ist aber auch kein unbedingter Gegner des Census, wenn derselbe als Maßstab der Intelligenz und des Gewerbfleißes gebraucht würde; aus diesem Grunde deutet er, wenn auch mit großer Vorsicht, darauf hin, daß es in der Ordnung sein würde, wenn der mehr gebildeten, industriellen Bevölkerung der Städte bei öffentlichen Wahlen mehr Rechte eingeräumt würden als der Bevölkerung des platten Landes.

In dem Kapitel, welches die Preßfreiheit behandelt, erklärt der Verfasser, daß die Grund- und Lebensbedingung der Demokratie die Freiheit der Rede, der Wahlurne und der Presse sei. Diese Trias müsse unangetastet bleiben, oder die Demokratie sei verloren. Die freie Presse aber bezeichnet er als „den Beichtstuhl der Nation", in ihr gehe stündlich die Gesammtheit des Volks zur Beichte.

In den beiden Kapiteln, in welchen der Autor seine Ansichten über Gewissens- und Bekenntnißfreiheit sowie über Religionsfreiheit entwickelt, nimmt er vorzugsweise auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika Bezug und bekämpft das exclusive Staatskirchenthum, während er sich offen zum Glauben an die persönliche Unsterblichkeit bekennt. Er sagt:

Der Mensch ist ein religiöses Wesen; das Thier lebt und stirbt ohne Bewußtsein vom Leben und ohne Furcht vor der Nähe des Todes. Der Mensch weiß, daß er abfällt wie das Laub und dahinwelkt wie des Grases Blume, und diese Ueberzeugung von dem Sterbenmüssen ist sein Vorzug. Weil mit dem Grabe sein Geschick nicht abschließt, deshalb hat der Schöpfer ihm Kenntniß vom Tode verliehen. Ohne Fortdauer über die Gruft hinaus wäre das Leben nur ein langes Sterben und das Bewußtsein, sterben zu müssen, ein scheußlicher Tod, den der Herrgott mit Henkerslust seinen Kindern von Minute zu Minute tropfenweise einflößte, so lange sie athmen. Und je länger das geschähe, desto herber wäre die Strafe. In der Achtung vor dem Leben, wie es ist und wie es werden soll, offenbart sich mir wesentlich das religiöse Gefühl. Wer immer dasselbe in sich hegt und pflegt, der bleibt kein Weltling: er wird zum Priester aus hohenpriesterlichem Geschlecht. Sein Haus ist hochgebaut in der hochgebauten Stadt, und sein Gesichtskreis reicht über die Lande. Muthet man mir zu, dem Ruhme (gloire) einen Platz im System anzuweisen, so gehört er für mich in die Ordnung „Religiöses Gefühl". Wo der Gottesgedanke fehlt, da fehlt der Ruhm.

In den letzten Worten erkennt man so recht den Franzosen, den Vergötterer der „Gloire". Beachtenswerth ist indessen, daß der Verfasser in dem Kapitel, welches „Das Kriegsrecht" betitelt ist, offen erklärt, Frankreich sei durch Lage, Bevölkerung und Reichthum vor allen andern Staaten befähigt und berechtigt, ohne Gefahr für sich selbst zu entwaffnen. „Sobald wir Franzosen", heißt es dort wörtlich, „unser stehendes Heer reduciren und dadurch den schlagenden Beweis führen, daß wir keine Vergrößerungs- oder Eroberungsgedanken hegen, sind die übrigen Staaten fähig, unserm Vorgange nachzufolgen." Den Krieg selbst bezeichnet der Autor in höchst naiver Weise als „das Einfältigste auf der Welt", dessen Dummheit nur noch durch seine Abscheulichkeit übertroffen werde. Als ob man durch solche inhaltlose Phrasen den Krieg aus der Welt entfernen könnte!

Das dem in Rede stehenden Buche beigefügte „Nachwort" ist eine ebenso pomphafte wie sinnlose Lobpreisung der Revolution, die, man möge sie segnen oder ihr fluchen, bei den Franzosen in Fleisch und Blut übergegangen sei. Zur Begründung dieses unsers Urtheils möge folgende Stelle dienen, die wir dem Schlusse des Buchs entnehmen:

Die Erde, welche unser Fuß tritt; die Luft, die wir athmen; die Sprache, die wir reden; das Gesetz, das wir geben; die Münze, womit wir zahlen; das Maß, mit dem wir messen; das Gewand, in das wir uns kleiden — alles und aberalles weist auf die Revolution, verkündet ihren Namen und ihre Herrlichkeit, denn, Gott sei Dank, jedes allerhöchste und allergeringste Interesse, von der Landesbank bis zum Kramladen im kleinsten Dorfe, wurzelt in ihr und schützt sie gegen Bedrohung. Sie bildet einen Theil der Ackerkrume, und zerreibt man den Boden Frankreichs zu Staub — aus dem Staube noch müßte die Revolution wiederum emporsteigen!

Das Vorstehende wird genügen, um Eugen Pelletan's „Menschenrechte" zu charakterisiren. Ob das Buch werth war, ins Deutsche übertragen zu werden, lassen wir dahin gestellt sein. Beim Lesen desselben fielen uns unwillkürlich die Worte ein, welche John Lemoinne, der geistreiche Leiter des „Journal des Débats", im Anfang des Jahres 1879 seinen Landsleuten zurief und die also lauten: „Wir Franzosen haben eine wahre Manie für Erklärungen der Menschenrechte; wir versuchen Verfassungen für die Ewigkeit zu machen, statt Gesetze auf Zeit und für die immer wechselnden Bedürfnisse einer immer sich wandelnden Gesellschaft zu erlassen."

Rudolf Doehn.

Länder- und Völkerkunde.

1. Olympia. Eine Osterfahrt in den Peloponnes. Von Fritz Wernick. Mit einer Ansicht des Zeustempels und einem Uebersichtsplan des Ausgrabungsfeldes und seiner Umgebungen. Leipzig, Schloemp. 1877. Gr. 8. 4 M.

Ein hübsches Büchlein, das sich zum Führer anbietet in eine Gegend, die durch den Zauber alter Berühmtheit und gegenwärtig durch die eifrige und erfolgreiche Arbeit des Deutschen Reichs, dort vergrabene und verschüttete Kunstschätze wieder ans Licht zu fördern, anziehend und wichtig ist. „Den Männern der Wissenschaft wird das Buch kaum etwas Neues zu sagen haben; sie dürften vielleicht gelehrte Ausführlichkeit und wissenschaftliche Gründlichkeit vermissen", sagt die Vorrede; aber das ist auch nicht der Zweck des Verfassers, er will nur den Leser einladen, ein Stück des westlichen Griechenlands zu durchwandern mit offenem Auge, frohem Sinn und lebhaftem Trieb nach Erweiterung der Anschauungen, Eindrücke und Kenntnisse, und besonders von dem altgriechischen Bundesheiligthum, seiner Lage, Umgebung, seinen Tempeln und Kunstschätzen eine lebhafte Vorstellung zu gewinnen. Diese Hoffnung, deren Erfüllung den Verfasser des Büchleins befriedigen würde, dürfte nicht getäuscht werden.

Der Künstler erhält Aufforderung, nach Korfu zu gehen und „diese unerschöpfliche Fundgrube künstlerisch geordneter Veduten" (ist der deutsche Reisende von seinem kurzen Aufenthalt so für das Fremde gewonnen worden, daß er hier ein Fremdwort nöthig hat?), „diese edel und anmuthig modellirten Landschaften, diese Licht- und Farbeneffecte" nicht länger unbeachtet zu lassen. Denn „wer da meint, in Italien schon alle bezaubernden Wirkungen der Luft und des Lichts kennen gelernt zu haben, der wird hier inne, daß es doch noch Schöneres gibt". Der weniger orientirte Dilettant in Sachen der Ausgrabungen, der auf den Namen Schliemann's bewundernd oder kritisch hinschaut, erfährt gelegentlich Näheres über diesen Entdecker des alten Troja, daß er nämlich zuerst Commis, dann Kaufmann in Moskau war, als solcher sich im Krimkriege ein Vermögen erwarb, dieses aber nur rein für die wissenschaftlichen Zwecke verwenden will, die nun einmal sein ganzes Interesse gefangen genommen haben. Der Deutsche liest mit Stolz und Freude, wie das Deutsche Reich es eines großen und mächtigen Staats würdig findet, für die wissenschaftliche Forschung in solchen Ländern einzutreten, die selbst zu diesen Zwecken weder Mittel noch Kräfte noch überhaupt Sinn und Bildung genug besitzen, und daß die deutschen Gelehrten seit einigen Jahren nun auf einem Felde arbeiten, dessen Ergebnisse alles, was sonst auf classischem Boden durch ähnliche Arbeiten gefunden und erreicht worden ist, an Bedeutung überragen. Der Alterthumsfreund, der in schönen Sammlungen vielleicht schon mit einiger Enttäuschung diesen oder jenen Gipsabguß einer Antike betrachtet hat, oder der für die olympischen Ausgrabungen durch die Gipsabgüsse im berliner Museum vielleicht nicht allzu sehr begeistert wurde, wird getröstet durch die Versicherung, daß der Unterschied zwischen den Gipsen und den Originalen in Olympia ein ungeheuerer sei. Der wirthschaftliche Forstmann würde mit Wehmuth und berechtigter Verachtung die Bemerkungen lesen, welche die alten Klagen über tolle Waldverwüstung in Griechenland aus dem Munde eines Augenzeugen bestätigen, denn nicht nur daß Schafe und Ziegen alles fressen dürfen, was ihnen von der Waldvegetation erreichbar ist, sondern wenn im Hochsommer das Futter knapp wird, klettern die unvernünftigen Leute an den prächtigen hohen Platanen hinan und sägen oder hauen die belaubtesten Aeste herunter, damit das kleine Vieh sie

benage und sich damit ernähre. Ja sogar die rohe Lust am Feuerspielen, die sich durch einen besonders schönen Stamm reizen läßt, hilft mit an der Zerstörung der Wälder und damit an der Entwerthung des Bodens und an der Verschlechterung des Klimas. Ja selbst ein Dr. Stephan oder sonst ein Fachmann in postalischen Dingen würde in der heitern Schilderung der Posteinrichtungen, durch welche die olympischen Schatzgräber mit ihrem deutschen Mutterboden verbunden bleiben, etwas finden, was eine verwandte Saite trifft und ihm ein fachmännisches und sachverständiges Schmunzeln entlocken könnte. Wer aber sonst seine Freude hat an anschaulichen Schilderungen von Reiseabenteuern und an heiterm Humor, der kann, ohne die Beschwerden selbst zu kosten, theilnehmen an den Ausflügen in diesem Lande, wo es keine Hotels und keine Wege gibt, wo in abgelegener Gegend die griechische Gastfreundschaft harmloser, in idyllischer Einfalt lebender Landbewohner sich der bewunderten „Franken" annimmt, freilich in ihrer Art:

In dem großen Saale war für uns ein gemeinsames Matratzenlager bereitet und mit selbstgewirkten Betten ausgerüstet. Der Comfort des eigentlichen Bettes ist den hiesigen Griechen unbekannt; doch wären wir gern zur Ruhe gegangen, wenn nur nicht der ganze Hausstand das Zimmer gefüllt hätte, neugierig, was wir eigentlich beginnen würden. Es half nichts, daß der eine den Rock auszog, der andere noch weiter mit seiner Nachttoilette vorging, die Damen des Hauses, die Männer, die ernst drein schauten, die jungen Mädchen und Knaben, das Hausgesinde selbst rührten sich nicht von der Stelle. Da blieb denn nichts übrig, wir gingen feierlich von einem zum andern, schüttelten ihnen die Hand und wünschten ihnen Gute Nacht. Das half, da zogen sie sich zurück. Am andern Morgen umgab uns sofort die gleiche liebende Sorgfalt. Die junge Welt stand schon im Zimmer, noch ehe wir unsere Toilette begonnen. Und als einer von uns gar die seltsame Reinigungsarbeit seiner Mundhöhle mit Hülfe der jedenfalls hier sehr merkwürdigen Zahnbürste begann, da war die Zahl der Neugierigen groß, die dem Schauspiel mit stummem Erstaunen zusahen und sich vergebens dessen Bedeutung zu erklären suchten.

Und die Gegenleistung für solche liebenswürdige Gastfreundschaft? „Der Dank ist hier die einzige Erkenntlichkeit; oft wird es schon übel genommen, wenn man den Dienstleuten ein reichliches Trinkgeld gibt." Dagegen nimmt man kleine Gastgeschenke gern an, wie z. B. Photographien des Kaisers, des Kronprinzen, Bismarck's oder Moltke's. In einem Gebirgskloster erbat sich der Prälat beim Abschied Bilder vom Kaiser, von Bismarck und vom „Hagios Dollingeros", dem heiligen Döllinger. „Weiter hinauf nach der türkischen Grenze soll man das meiste Glück mit den Blechhülsen der Conserven machen. Eine Sardinenbüchse gilt unter Umständen als ein begehrtes Zahlungsmittel." (?).

2. Erinnerungen aus der Oberpfalz. Von Albert Vierling. Weiden, Taubold. 1878. 8. 2 M. 50 Pf.

Das Büchlein wird durch seinen ganzen Inhalt schwerlich in weitern Kreisen Interesse erregen. Die Bewohner der Oberpfalz werden sich von manchem angesprochen und angeheimelt fühlen; aber wer sonst nicht schon die Ruinen und Aussichtspunkte besucht hat, welche hier beschrieben sind, wird vieles überschlagen. Mit heiterm Humor sind einige oberpfälzer Dorfsitten geschildert, besonders das fröhliche „Wurstsuppenfahren" u. dgl., woran sich jedermann ergötzen kann. Speciell der Alterthumsfreund wird an manchen hier mitgetheilten alten und eigenthümlichen Häuserinschriften seine Freude haben. Zum Schluß einige gut- und wohlgemeinte wirthschaftliche Aufsätze, die besonders für vernünftigen Waldbau plaidiren.

3. Nordamerika. Seine Städte und Naturwunder, sein Land und seine Leute. Von Ernst von Hesse-Wartegg. Mit Beiträgen von Udo Brachvogel, Bret Harte, Theodor Kirchhoff, Henry de Lamothe, Charles Nordhoff, Friedrich Ratzel, Bayard Taylor u. a. Erster Band. Leipzig, G. Weigel. 1879. Lex.-8. 6 M.

Es liegt hier eine illustrirte Schilderung der Wunderwelt Amerikas vor, die um des billigen Preises und des anschaulichen, anziehenden Inhals willen eine große Verbreitung in Aussicht haben dürfte. Das Ganze ist auf drei Bände (je mit circa 100 Illustrationen und 200—250 Seiten Text) angelegt, wovon bisjetzt der erste erschien, welcher die östlichen Staaten und Canada umfaßt. Die wichtigsten und ausführlichsten Abschnitte sind: „Neuyork und seine Schwesterstädte"; „Der Hudson und seine Romantik"; „Der Niagara"; „Die Seebäder von Neujersey"; „Die amerikanischen Eisenbahnen"; „Ost- und Westpennsylvanien (Kohlen- und Petroleumregion)"; „Washington" u. a. Die Abbildungen sind meistens hübsch, zum Theil wirklich gut; der Text ist etwas verschieden (wol von verschiedenen Verfassern), aber einig sind alle Schilderungen in der Begeisterung für ihren Gegenstand, das unvergleichliche Wunderland Amerika, und in diesem Stück scheint manchmal die Feder ein bischen durchgegangen zu sein, ja einigemal möchte man Verdacht schöpfen, ob nicht gar Victor Hugo den Text geschrieben oder den Schreiber wenigstens bedeutend inspirirt habe. Z. B. über den Broadway, die Hauptverkehrsader Neuyorks, wird gesagt:

Das Wort hat einen Zauberklang in aller Welt. Amerika ist mit Neuyork, Neuyork wieder mit dem Broadway so innig verknüpft, daß man unwillkürlich daran denkt, sobald von der Neuen Welt die Rede ist. Es ist das drittgrößte Wort Amerikas, und es gibt keinen Menschen, der von Amerika und nicht auch gleichzeitig vom Broadway gehört hätte. Die Geschichte der Neuen Welt knüpft sich an diese eine Straße, und die Geschichte des Broadway ist die Geschichte Amerikas. London hat seinen Strand, Paris seine Boulevards, Wien seine Ringstraße; aber Strand und Boulevard und Ringstraße zusammengenommen sind in geschäftlicher Bedeutung nicht das, was diese einzige Straße, dieser einzige Broadway.... Der Broadway ist der Stolz jedes Amerikaners, aber er ist zugleich der Stolz der Civilisation der Alten wie der Neuen Welt. Es gibt keine zweite Straße auf Erden, die sich mit dem Broadway vergleichen ließe, die ihm an Großartigkeit, an Schönheit, an Leben, an Abwechselung, an Bedeutung gleichkäme. Ein Spaziergang durch den Broadway ist eine Reise durch Amerika, ein Tag auf dem Broadway ist eine Reise durch den Continent.... Der Broadway ist die Arena für die Neue Welt.... Man sieht, daß der Broadway die Straße ist, an deren einem Ende Europa, an deren anderm Amerika liegt.

Oder über Saratoga:

Es gibt keinen Badeort der Welt, wo man reichere Salons, schönere und neuere pariser Toiletten, größere Diamanten und — sagen wir es nur — auch reizendere Frauengestalten finden würde als in Saratoga.... Saratoga ist Neuyork im Sommer.... Es gibt in der englisch-amerikanischen Sprache kein Wort, das so viel Vergnügen, Leichtsinn, Frivolität enthielte wie Saratoga. Es ist das Rendezvous für alle Schmetterlinge der Mode, für alle Löwen der Gesellschaft, für die Bureauchefs aus Washington, die Handelsprinzen aus Boston und Neuyork, die reichen Farmer und Viehzüchter aus den Prairien, die Krösuse aus den

Minen Colorados und Californiens, und endlich einige wirklich Heilbedürftige aus Europa u. s. w.

Freilich, wenn Amerika ein solches einzig dastehendes Wunderland ist, muß man eben auch wunderbare und einzigartige Berichte sich gefallen lassen, und wenn wir Europäer auch meinen, wir haben doch auch schöne Städte aufzuweisen und manchen schönen weltberühmten Erdenwinkel, wo es sich gut wohnen lasse, so müssen wir doch vor solchen Wundern die Segel streichen und mit Onkel Bräsig sagen, daß man uns hierin jenseit des Oceans „über" sei. Aber im Ernst, die elevated railroad Neuyorks, die Pfeilereisenbahn, da man auf schlanken dünnen Pfeilern über den Straßen in der Höhe des ersten Stockwerks hinfährt, gibt es bei uns nicht. Die überaus comfortable Einrichtung von Post und Telegraphenwesen, da man in seinem Zimmer nur den Drücker berühren darf, um in einigen Minuten einen Dienstmann, oder ein anderes Zeichen geben darf, um die Polizei oder die Löschmannschaft zu haben, ist bei uns auch noch nicht erreicht, und der beschriebene free lunch möchte manchem den Mund wässerig machen nach diesem Schlaraffenland Amerika. Anderes lassen wir wirklich gern den Amerikanern „über", z. B. den komischen Schwindel in der Concurrenz der Dampfschiffe, zu dessen Auftischung den Erzähler die begeisterte Beschreibung der großen schönen Hudsondampfer, dieser schwimmenden Paläste, fortreißt: daß nämlich einst, da die Emigration flott ging, die Dampfer so energisch concurrirten, daß der Agent der Cunardlinie den Befehl seiner Gesellschaft erhielt, immer um 3 Pfd. St. billiger zu fahren als andere Dampfer, bis er endlich, als andere auf 3 Pfd. herabgingen, kostenfreie Ueberfahrt anbot, ja sogar, als der Concurrent nur noch $2^1/_2$ Guineen (2 Pfd. $12^1/_2$ Sh.) forderte, seinen Passagieren pünktlich $7^1/_2$ Shilling zur freien Ueberfahrt herausbezahlte!

In anderm sind wir froh, daß wir es hüben anders haben als im Wunderland, und schauen fast mitleidig auf die armen geschäftgehetzten, dollarjagenden, zeitgeizenden und darüber am Ende Geistesbildung verachtenden Yankees. Aber so ein paar Perlen Amerikas, den Hudson, den Niagara, möchten wir gern besuchen, und wer das nicht kann, dem mag es vielleicht dies Bilderbuch ersetzen. Wenn einmal — mit amerikanischer Geschwindigkeit — die zwei andern Bände folgen, so wollen wir unsere unterhaltende Bilderreise gern fortsetzen.

4. Tibet. Nach den Resultaten geographischer Forschungen früherer und neuester Zeit. Von Konrad Ganzenmüller. Mit einer Einleitung von Hermann von Schlagintweit-Sakünlünski. Stuttgart, Levy u. Müller. 1878. Gr. 8. 3 M.

Daß Schlagintweit selbst „einleitende Erläuterungen" zu dieser nicht umfangreichen, aber inhaltsvollen Schrift geschrieben hat, in welcher er unter anderm „eine große Reichhaltigkeit des gesammelten Materials" und eine „aufmerksame Berücksichtigung der naturwissenschaftlichen und der historischen Daten" anerkennt, muß dieser Schrift zur Ehre gereichen. Sie will, gestützt auf eingehende Forschungen und Studien, „nach den bisjetzt gewonnenen Resultaten der geographischen Forschungen ein Gesammtbild von Tibet entwerfen".

Sie handelt demnach von: Quellenschriften und Erforschungsreisen, den bisherigen Karten von Tibet, den indischen und mongolischen Ansichten über Tibet, den Namen, der Lage, den Grenzen des Landes, seiner horizontalen Gestaltung und verticalen Gliederung; von Klima und Producten, Verkehrswegen und Handel; dann vom Volk, seinen Provinzen, Städten, Dörfern und Klöstern und seiner Geschichte. In nüchterner knapper Darstellung wird auf engem Raum viel Interessantes und wissenschaftlich Werthvolles über einen im ganzen noch sehr unbekannten Gegenstand mitgetheilt. Für weitere Kreise am interessantesten sind die Abschnite, die vom Volke Tibets und seinen Gebräuchen reden. Daß mit besonderer Vorliebe wenigstens in den höhern Ständen und in den Klöstern das Schachspiel und zwar nach denselben Regeln wie in Europa gepflegt wird, würde für manchen unter uns einen Anknüpfungspunkt bilden oder gar eine Anziehungskraft ausüben können. Wenn dagegen in Tibet der Thee zum Theil „auf eine sehr complicirte Weise mit Wasser, Gerstenmehl, Salz, Schmelzbutter und Milch zubereitet wird", so müßte das eher abschreckend wirken. Für eigentliche geographische und ethnographische Wissenschaft ist jedenfalls in Tibet noch sehr viel zu thun, und Reisende, die der Wissenschaft dienen wollen, haben hier ein Feld, das, weil weniger modern und nicht gerade so an der Tagesordnung, vielleicht von äußerlich großartigem Lohn und Ruhm weniger einbringt, dessen Erforschung aber um die wahre Wissenschaft sich noch große Verdienste erwerben kann.

Dialektdichtungen.

Zeitlichtln. Gedichte in oberösterreichischer Volksmundart von Wilhelm Cappilleri. Wien, Martin. 1878. 8. 4 M.

Deutschland ist sehr reich an Dialekten, und angeblich soll dies der Einheit hinderlich sein. Aber da wenigstens in den allermeisten Fällen jedermann Hochdeutsch versteht und spricht, so dienen erstere zur Belebung und Bereicherung des letztern; sie sind die Quellen und Bäche, welche den See erfrischen und in zitternde Bewegung setzen; ohne dieselben würde er der Stagnation verfallen. Die in das Lexikon der Akademie eingefangene, unter dem engen Horizont des Classicismus verblaßte französische Sprache harrte der von den sogenannten Romantikern gehandhabten sprachlichen Entfaltung. Nun erst konnte sich auch die französische Sprache bereichern, wie das in Deutschland immer geschah, wo das Hochdeutsch niemals so vollständig durchschlug, daß sich die Mundarten in die äußersten und schweigsamsten Winkel hätten zurückziehen müssen. Der niedersächsische oder plattdeutsche „Aar" und „Odem" überflügelte den hochdeutschen „Adler" oder „Athem". Also jetzt zwei Ausdrücke: der eine für die Poesie, der andere für die Prosa! Herder forderte sogar Idiotismen, überhaupt Sinnlichkeit der Sprache. Goethe lobt an Hebel,

daß er das Sicht-, Hör- und Riechbare wiedergebe. Luther ging im Volke herum, um neue und kräftige Ausdrücke zu sammeln. „Man muß dem gemeinen Mann aufs Maul sehen, wenn er redet", sagte er. Und so wollen wir uns die in kräftiger, volltönender, vocalreicher oberösterreichischer Mundart dargebotenen Gedichte des Verfassers gern gefallen lassen, welche, 80 an Zahl, hauptsächlich Komisches zum Gegenstande haben, wie es natürlich ist; denn wenn das in seinen Sitten und Gewohnheiten von den höhern Ständen verschiedene Volk mit diesen in sprachliche Berührung tritt, so entsteht eine Art gegensätzlicher Idealismus, indem dort die Roheit an den Diamant mahnt, welcher des Schliffes bedarf, und hier die zwar gesiebte, aber glatt und blutlos gewordene Sprache wie ein künstlich gezogenes Parkwässerlein vor dem lebendigen, über Baumtrumme und Felsstücke dahinrauschenden Waldbache staunt, welcher dem schwächlich gewordenen wie ein Ideal aus großer Ferne nahe tritt und ihn zu kühnern Sätzen und reichern Ausdrücken anregt.

Die Gedichte sind dem Fürsten Camillo von Starhemberg gewidmet, welchen der Verfasser erwidern läßt:

Weilst so schöh bittn kannst
Und auf mein Herz vátraut,
So ruáf halt deine Kindá z'samm,
Will nöd dein Wunsch vásagn;
Führ's alli her, sie wern beinand' —
Hoff' i — sie (sich) scho vátragn.

In der That, sie vertragen sich, d. h. keins steht so tief unter dem andern, daß es verdiente, ausgeschlossen zu werden.

Zu den ausführlichsten komischen gehört die Reise des Vogelbauers nach Wien. Die Vogelbauerin, die ihren Mann nicht fortlassen wollte, sagt endlich:

So geh in Godsnam! sagt sö drauf,
I han's ganz gewiß nöd wolln;
Mei Troám geht ans, du fahrst in d' Höll,
Dá (der) Teixl (Teufel) wird di holn!

Worauf der Vogelbauer flugs versetzt:

I fürcht in (den) Teixl oá (auch) no nöd,
I sag dá (dir)'s iátzt grad raus;
Denn wer zwánzig Jahr váheirath is,
Halt's á (auch) mit 'n Táifl aus!

Das ist jedoch so übel nicht gemeint. Der Vogelbauer weiß sehr gut, daß nach dem Gewitter die Pflänzlein am besten sprießen und eine Blume ohne Wechsel und Wachsthum blos ein gefirnißtes Ding ist. Bei seiner Zurückkunft bringt er ja auch der Vogelbauerin zwei Silberkannen und eine Zuckerdose mit, die er in seiner Naivetät beigesteckt, weil auf der Rechnung stand „Für ein Kaffeeservice ein Gulden", den er ganz richtig gezahlt. Auf der Ringstraße hat er zu seinem größten Erstaunen keinen einzigen Mistwagen gesehen. Um sich balbiren zu lassen, geht er aufs gerathewohl in ein Haus, das aber ein Hotel ist. Als er, seinen Irrthum erkennend, sich spornstreichs entfernen will, nehmen ihn zwei Kellner in die Mitte, und ein Mann, der gerade da steht, ruft ihm lachend zu: „Ei, nur zu, hier wird man nicht übel balbirt." Der Vogelbauer bleibt also, will aber zuvor speisen. Das Balbiren jedoch, welches danach geschieht, besteht außer dem Trinkgeld in fünf Gulden, die er für das Genossene zahlen soll und auch wirklich zahlt; aber er gibt dem Kellner und dem Hausknecht, die ihm auf seine Weigerung den Rock ausgezogen, noch eine kolossale Dachtel (Ohrfeige) als Draufgeld, die sie sich auch gefallen lassen, da sie übrigens richtige Bezahlung erhalten.

I moá (meine) für so oá (ein) G'schäft wiá dös
Thàts do viel bessá passn,
Wann's d' Láit statts oá Hotöl nuá glei
Balwirstubn tháin hoáßn.

Auf dem Postamt, wo er versprochenermaßen für die Vogelbauerin einen Brief abgeben will, sieht er zu seiner größten Verwunderung nur Frauenspersonen, von deren Männern, nämlich den Postsecretären, er meint, daß sie sämmtlich krank im Bett liegen:

Na, sag i zá da Vödán (Vorderen) glei,
Wiá geht's denn Ihnán (Ihren) Mann?
Na, nuá (nur) Geduld, es wird scho wern,
S'is guát, wann's Weib was kann.

Drauf schaut s' mi mit oán Augn an,
Sagt: I vásteh dös nöt.
Ja freili, sag i, weil bei miá
Dös Hochdáitschi nöd geht.

Ich will zán Trost dö Hand ihr gebn,
Sö abá hat's nöd gnummá,
Und nimmt anstatts in (den) Briáf und sagt:
Jàtzt schaun S', daß S' weitá kummá!

Zu den mehr ernsthaften und tiefer empfundenen Gedichten gehören: „Dá (der) Abschied von Muáterl (Mutter)", „D' Liáb (die Liebe)", „Dá Uhrschlüäßl", „Mei Bitt", „An Joh. Gab. Seidl", „Zan (zu) Ens (Euch) muáß i kemmá (kommen)".

O Hómát, o Hoámát,
Ös östreicher Láit,
Du herzliábstas Landl,
Ös seids gar so weit!

So oft als dös Fruhájahr
Thuat aufputzn d' Boám,
Und Bleámerln (Blumen) schöh bluáhn,
So oft denk' i hoám!

So oft als bein Aufsteh
Scheint d' Sun über mi,
So oft denk' i, Hoámát,
Du liábi, an di!

O Hoámát, o Hoámát,
Ös östreicher Láit,
Zán Ens muáß i kemmá,
Wärts wiádáwöll (wie es wolle) weit!

Die Gedichte eignen sich für den öffentlichen Vortrag, wozu wir denn dem Verfasser oder wem immer den besten Erfolg wünschen. **Rudolf Kulemann.**

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

C. B. Cayley hat die erste vollständige Uebersetzung ins Englische der Sonette und Stanzen Petrarca's geliefert. Sie wird im ganzen als gelungen bezeichnet und ist treuer als die seiner Vorgängerin Lady Dacre, die sie theilweise übersetzt hat. Der Titel lautet „The Sonnets and Stanzas of Petrarch".

— Aus dem Deutschen sind mehrere Uebertragungen zu verzeichnen, und zwar zunächst K. von Gebler's „Galileo Galilei and the Roman Curia" von Mrs. George Sturge, dann „Wit, Wisdom and Pathos from the Prose of Heinrich Heine, Selected and translated by J. Snodgrass". Nur einige wenige der Lieder sind in diesem Bande wiedergegeben, und diese sollen der erst vor kurzem erschienenen „Auswahl aus den Dichtungen", die drüben erschienen, bedeutend nachstehen; desto erfolgreicher aber soll der jetzige Uebersetzer dieses Lieblings der Götter und Ausländer mit den Prosastücken, die er gewählt, gewesen sein. Trotzdem sagt das „Athenaeum", es solle niemand glauben, daß diese Auszüge eine wirkliche Vorstellung von Heine zu geben vermögen. Der eigenthümliche Reiz Heine's läge in der zauberhaften Schnelligkeit, mit welcher er einen Gedanken auf den andern schleudert, der erstaunlichen Feinheit, mit welcher er die Stimmungen mengt. Besonderes Gewicht wird überdies vom Recensenten im „Athenaeum" auf seine stark ausgeprägte Individualität gelegt, die stärker als die anderer Menschen gewesen sei.

— Die nächste Uebersetzung ist eine anonyme von Ernst Haeckel's „The Evolution of Man: a Popular Exposition of the Principal Points of Human Ontogeny and Phylogeny". Auch diese wird als vortrefflich bezeichnet.

— Wenn wir hier nochmals auf die bereits früher angezeigte Uebersetzung des Wilhelmine von Hillern'schen Romans „Und sie kommt doch" („The Hour will come") zurückkommen, so geschieht es lediglich um das auffallende Urtheil der „Saturday Review" über diese von W. Jensen in der „Rundschau" so richtig gewürdigte, trotz ihrer Fehler meisterhafte Schöpfung in aller Kürze hier anzuführen. „Das Buch", sagt der Recensent, „würde minder unerträglich sein als es ist, besäße es nicht gerade Geschick genug, den Leser daran zu verhindern, es von sich zu werfen, lange ehe er an das Ende der mehr als unangenehmen Dinge, die es enthält, gelangt ist. Man hegt natürlich keine sehr großen Erwartungen von einem halb religiösen, halb historischen Roman; man darf indessen billigerweise verlangen, daß Greuel, deren Erzählung nur der Besitz außergewöhnlicher Gaben seitens des Erzählers entschuldigen könnten, nicht in den Blättern eines Romans geboten werden sollten, der keinerlei Talent an den Tag legt, welches mit Recht bemerkenswerth genannt werden könnte. Dies ist einer der Fehler und ein wichtiger, wofür die Verfasserin zu tadeln ist; aber auch in anderer Beziehung weist das Buch keinen Grund auf, weshalb es geschrieben oder übersetzt worden. Es könnte als sehr passendes Beispiel für Leute dienen, die gern von dem reden, was sie «deutsche Unbestimmtheit» (German vagueness) nennen. Es hat durchweg ein falsches Ansehen, als ob es mit einer bestimmten Absicht geschrieben sei; doch wenn man es zu Ende gelesen, ist man über diese Absicht gänzlich im Dunkeln. Es würde unbillig sein, zu sagen, die Charaktere seien ebenso unzusammenhängend wie der allgemeine Plan (drift) des Buchs, denn einige sind gut genug hinein skizzirt. Sobald die Verfasserin jedoch über das Skizziren hinausgeht, verliert sie sich gänzlich und bietet, statt menschlicher Wesen, Bündel von schlecht assortirten Tugenden und Lastern, die ungeschickt zusammengebunden und mit menschlichen Namen etikettirt sind." Als schlagendes Beispiel hierfür wird der „gehässige und düstere Mönch" Correntian angeführt. An dieser Kritik wird sich wol das bekannte judex damnatur cum nocens absolvitur bewähren, denken wir. Man kann die Erzählung abstoßend finden; aber ihr Mangel an Talent vorwerfen, wenn man es mit einem genialen Werke zu thun hat, das heißt von geistiger oder ästhetischer Myopie behaftet sein. Ebenso wol könnte man Victor Hugo's „Notre Dame de Paris" das Genie absprechen.

— Auch aus der classischen Literatur sind zwei englische Uebersetzungen zu verzeichnen. Es sind der „Agamemnon" des Aeschylus vom Earl of Carnarvon und „The Odyssey of Homer" vom (General) G. A. Schomberg. Erstere soll bei weitem befriedigender sein als letzere, die sich indessen, nebenbei erwähnt, blos auf die ersten zwölf Bücher erstreckt.

Bibliographie.

Amyntor, G. v., Eine räthselhafte Katastrophe. Novelle. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 4 M.

Bach, F. vom, Convertitenbilder aus dem Volke. Mainz, Kirchheim. 8. 1 M. 20 Pf.

Beck, C., Buch der Weisheit aus Griechenlands Dichtung. Heilbronn, Henninger. 8. 3 M. 60 Pf.

Frey, A., Das Volksschulwesen in Estland. Riga, Stieda. 8. 60 Pf.

Galli, G., Die lutherischen und calvinischen Kirchenstrafen gegen Laien im Reformations-Zeitalter. Zugleich ein Beitrag zur Culturgeschichte. Breslau, Koebner. Gr. 8. 7 M.

Hausmann, O., Nach der Mosel. Von Coblenz bis Trier. Trinkfahrt in den verschiedensten Stadien. Elberfeld, Löwenstein u. Comp. Gr. 16. 1 M.

Heuch, F. C., Reformjüdische Polemik gegen das Christenthum im Gewande moderner Aesthetik. Kritisch beleuchtet. Deutsche Ausgabe. Flensburg, Westphalen. Gr. 8. 1 M.

Im Nihilistenstaate Neu-Sodom oder Historia von der schönen Dinah. Eine überaus tendenziöse Humoreske, an Tag gegeben von Helwigk. Paris, anno 3000 p. Chr. n. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M.

Knesebeck, E. von dem, Eine diplomatische Trilogie aus dem Leben Carl Friedrichs von dem Knesebeck von der Linie Wittingen-Carwe. Berlin, v. Decker. Lex.-8. 3 M. 60 Pf.

Kuhn, K., Nichts als Hindernisse! Lustspiel. Augsburg, Kranzfelder. 8. 50 Pf.

Lange, R., Ernst und Humor. Erinnerungen aus meinem Provisorleben. Stuttgart, Rupfer. 8. 1 M. 20 Pf.

Langen, J., Johannes von Damaskus. Eine patristische Monographie. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Lazarus, L., Zur Charakteristik der talmudischen Ethik. Berlin, Mayer u. Müller. 1877. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Mauthner, F., Einsame Fahrten. Plaudereien und Skizzen. Leipzig, Schloemp. 8. 2 M.

Möbius, T., Hattatal Snorre Sturlusonar. I. (Gedicht.) Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Palmié, F., Hassio und Hadabrant. Eine Erzählung aus dem alten Sachsen. Zeitz, Strien. 8. 4 M.

Peschel, M., Aphorismen zur kantischen Philosophie, nebst Andeutung eines positiven metaphysischen Standpunktes. Basel, Schwabe. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Rheinau, Sophia, Wendelin Deichselgrad in Köln. Lustspiel. Münster, Nasse. 8. 1 M. 50 Pf.

Rudolph, H., Bilder und Klänge aus Gera, in Volksmundart verfaßt. 3tes Heftchn. Gera, Burow. 16. 1 M. 20 Pf.

Sickel, W., Geschichte der deutschen Staatsverfassung bis zur Begründung des constitutionellen Staats. 1ste Abth. — A. u. d. T.: Der Freistaat. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Sigwart, C., Der Begriff des Wollens und sein Verhältniss zum Begriff der Ursache. Tübingen, Fues. 4. 1 M. 20 Pf.

Universal-Bibliothek. Nr. 1181: Musiker-Biographien. Von L. Nohl. 2ter Bd.: Beethoven. — Nr. 1184: Mauz und Mizi. Dramatischer Scherz von H. Pöhnl. — Nr. 1187: Seifenblasen. Federzeichnungen und Geschichten von M. Nordau. — Nr. 1189: Die Töchter von Wiedenau. Roman von E. Carlsfen. Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 16. à Nr. 20 Pf.

Voigt, G., Für oder wider die Vivisektion? Leipzig, H. Voigt. 8. 60 Pf.

Wellmer, A., Als Kaiser Wilhelm jung war. Preußische Hof- und Herzensgeschichten. 1ster Bd. (1797—1810.) Berlin, Gerschel. 8. 5 M.

Wickede, F. v., und M. Vacano, Eßbouquet. Parfümirte Stimmungsbilder. Mit 41 Illustrationen. Leipzig, Hoffmann u. Ohnstein. 8. 1 M. 50 Pf.

Wibbern, M., Die Waldkönigin. Novelle. Berlin, Goldschmidt. 8. 3 M.

Winterfeld, A. v., Neue Garnisongeschichten. Soldatenhumor. 8ter u. 9ter Bd. Jena, Costenoble. 8. à 1 M.

Wissenschaft oder Leidenschaft. Vom Verfasser des Schreibens: Der wunderthätige Getreidezoll. Berlin, Simion. Gr. 8. 50 Pf.

Zimmermann, J. A., Johann Joseph Gaßner, der berühmte Exorzist. Sein Leben und wundersames Wirken aus Anlaß seiner hundertjährigen Todesfeier neuerdings erzählt und gewürdiget. Kempten, Kösel. 1878. 8. 1 M. 30 Pf.

Zschokke, H., Reise-Erinnerungen aus Süd-Frankreich. Würzburg, Woerl. Gr. 16. 4 M.

— — Reise-Erinnerungen aus Spanien. 2 Thle. in 1 Bde. Würzburg, Woerl. Gr. 16. 7 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 32. — 7. August 1879.

Zur deutschen Literatur.

Einer stattlichen Reihe meist vortrefflicher Werke zur deutschen Literatur lassen wir zur Einleitung ein Werk vorausgehen, welches geeignet ist, uns über die Stellung der deutschen Literatur zur Weltliteratur zu orientiren.

1. Brevier der Weltliteratur. Vorführung der bedeutendsten poetischen Schriftschätze der hervorragendsten Völker. Von A. Schwarz. Mit 50 Abbildungen nach Zeichnungen von E. Döpler dem Jüngern. Leipzig, Spamer. 1878. 4. 6 M.

Der Verfasser, der in demselben Verlage noch mehrere andere „Breviere", wie ein „Brevier der Kunst für Haus und Leben", herausgegeben hat, äußert sich bescheiden genug in der Vorrede:

Nur der ausdrückliche Wunsch und die ehrende Aufforderung des Verlegers ermuthigte zu der Abfassung eines solchen, welches die Orientirung in dem weiten Reiche der Weltliteratur in einem Umrisse erleichtern und die namhaft gemachten Dichter gleichsam als Meilensteine auf dem schöngeistigen Gebiete hinstellen sollte. Unsere eigene poetische Literatur sollte eingehender behandelt und bis in die neueste Zeit fortgeführt werden und dürfte wol in dieser Form als eine nicht unwillkommene Wiederholung eines unserm Leserkreise mehr oder weniger bekannten Stoffs erscheinen.

Dieses bescheiden gesteckte Ziel wird denn auch durch das vorliegende Werk vollständig erreicht, und es behauptet schon durch die gedrängtere Kürze, besonders aber durch die ganze äußere und innere Einrichtung seinen Platz neben ähnlichen Werken, wie z. B. der „Allgemeinen Geschichte der Literatur" von Johannes Scherr. Dieses sowie Bouterwek's „Geschichte der Poesie und Beredsamkeit" scheinen dem Verfasser besonders als Quellen gedient zu haben. Allenfalls möchte man in dem Buche noch einen kurzen Abriß der türkischen Literatur vermissen; denn wenn dieselbe, sowenig wie die römische und die französische, auch nicht original, sondern eine Tochter der persischen ist, so hat sie doch auch in dieser Einseitigkeit manches Gute und Anerkennenswerthe geleistet. In der Schreibung der indischen Namen sind einige kleinere Nachlässigkeiten vorgefallen, besonders ist zu erwähnen, daß Ghatakarpara (nicht Ghatakarpasa) auch zugleich der Name des Gedichts ist („Der zerbrochene Krug"), da der Dichter auf diese Weise geschickt seinen Namen am Schlusse des Gedichts anbrachte.

Wenn der Verfasser von den Franzosen redet, so lobt er bisweilen zu überschwenglich.

Was die deutsche Literatur betrifft, so bemerken wir zunächst, daß nach den neuesten Forschungen über Leisewitz (vgl. das Buch von Kutschera von Aichberger über ihn) nicht mehr gesagt werden kann, er habe es „leider aus verletztem Ehrgefühl bei diesem Erstlingswerke (dem «Julius von Tarent») bewenden lassen". Aus Unbeständigkeit und Hang zur Bequemlichkeit, muß es heißen. Einzelne kleinere Ausstellungen, deren überhaupt nur wenige zu machen wären, übergehe ich, aber zustimmen kann ich nicht, wenn der Verfasser Rückert vorwirft, er lasse sich in seinen Sonetten, Terzinen und Ghaselen „nur allzu häufig Nachlässigkeiten zu Schulden kommen", und wenn er Platen, der seine Formgewandtheit doch erst dem Studium Rückert's verdankt, diesem darin überlegen sein läßt.

Da der Verfasser mit Ehrenplätzen in der Weltliteratur, besonders bei Charakteristik moderner französischer Autoren, so freigebig ist, so dürfen wir uns nicht wundern, auch Heinrich Heine mit einem solchen bedacht zu sehen, der außerdem noch in dem angehängten Verzeichniß von Geburts- und Sterbetagen als „der erste Mann seines Jahrhunderts", nämlich als den 1. Januar 1800 geboren aufgeführt wird, da dies doch bekanntlich nur ein schlechter Witz von Heine ist, denn sein wahrer Geburtstag ist der 12. December 1799.

Wollte man auch einem Recensenten von Hettner's „Deutscher Literaturgeschichte" in Herbst's „Deutschem

Literaturblatt", Nr. 21, dieses Jahres zugeben, daß die zunehmende Verbreitung unserer Classiker in unzähligen Ausgaben noch kein sicherer Gradmesser wäre für das allgemeiner werdende Verständniß derselben, so ist es doch sicher, daß die jedes Jahr um ein Beträchtliches wachsende Zahl der Lehrbücher unserer deutschen Literatur auf das immer allgemeiner sich fühlbar machende Bedürfniß des deutschen Publikums hindeutet, sich mit den Geistesschätzen unsers Volks wenigstens in dieser summarischen Weise bekannt zu machen. Wir haben zunächst ein Werk anzuzeigen, für welches schon der Name des Verfassers ein günstiges Vorurtheil erweckt:

2. Geschichte der deutschen Sprache und Literatur bis zu Goethe's Tod. Von Daniel Sanders. Berlin, Langenscheidt. 1879. Gr. 8. 2 M.

Und im ganzen wird man sich in seiner Erwartung nicht getäuscht finden. Daniel Sanders hat es mit Erfolg gewagt, ganz allein ein Wörterbuch der deutschen Sprache zusammenzustellen, welches vor dem Grimm'schen den immerhin nicht unbedeutenden Vorzug hat, daß es schon seit geraumer Zeit fertig vorhanden ist. Die Kenntniß von den mannichfachsten Literaturerzeugnissen der Jahrhunderte seit Luther, die er sich bei der Zusammenstellung jenes Wörterbuchs erworben hat, benutzt er nun zu dem vorliegenden Buche, welches denn auch eine seiner Entstehungsart entsprechende Physiognomie trägt. Denn die Geschichte der deutschen Sprache und die Geschichte der deutschen Literatur vor Luther nehmen einen verhältnißmäßig nur geringen Raum ein. Zwar scheint die Herausgabe des Buchs von dem Verleger etwas übereilt worden zu sein (vielleicht um einer drohenden Concurrenz zuvorzukommen?). Denn es fehlt nicht nur ein Vorwort, welches man bei den vielen Concurrenzunternehmungen doch hätte erwarten sollen, um Aufschluß zu erhalten über die vermeintliche Existenzberechtigung des Buchs, als auch ein Verzeichniß von Druckfehlern und Berichtigungen. Und der Druckfehler sind, um mit diesen Kleinigkeiten anzufangen, besonders in den Epigrammen, nicht wenige. So steht beispielsweise auf Einer Seite „Martigny" statt „Marigny", „Jöchert" statt „Jöcher", „Blumner" statt „Blümner". Worin nun aber der Vorzug des Buchs bestehe, das glaube ich durch meine bisherigen Ausstellungen schon angedeutet zu haben. Er liegt in der schönen Gruppirung des Stoffs, in der Reichhaltigkeit desselben, besonders für die Zeit von Luther bis Opitz, die verhältnißmäßig noch so wenig gekannt und nach ihrem wahren Werthe noch weniger geschätzt ist, in der geschickten Verwerthung der literarischen Hülfsmittel, in der Mäßigung und Besonnenheit des ästhetischen Urtheils. Es ist nur zu loben, daß der Verfasser mit diesem in einem solchen Compendium bescheiden zurückhält und dafür Autoritäten (wo es angeht, Goethe) reden läßt, und nur die sprachlich und sachlich unbedeutenden Distichen von Platen hätten füglich wegbleiben können. In dem Urtheil über Schiller's „Braut von Messina" befinde ich mich mit dem Verfasser und überhaupt mit unsern Literatur-Aesthetikern in Widerspruch. Sanders sagt:

Dabei war übersehen, daß durch die Verwandlung der modernen gemeinen Welt in die alte poetische keine antike, d. h. aus den Bedingungen des griechischen Volksthums natürlich hervorgegangene, sondern nur eine antikisirende, unnationale Dichtung erzeugt werden konnte, die bei allem Glanz und aller Pracht sich doch von jener wie die gemachte Blume von der natürlichen unterscheidet.

Das ist freilich das landläufige Urtheil über dieses vortreffliche Werk. Auch werden hergebrachterweise Müllner's und Grillparzer's Versündigungen Schiller in die Schuhe geschoben. Aber meiner Ansicht nach ist die Schicksalstragödie auch innerhalb des Christenthums eine durchaus berechtigte Gattung der dramatischen Poesie, vorausgesetzt natürlich, daß die Fabel mit Geschick gehandhabt wird. Sind Hartmann's „Gregor vom Stein", Goethe's „Harfenspieler" nicht echte christliche Repräsentanten der griechischen Oedipus-Sage? Und war die edle Königin Luise von Preußen vielleicht deshalb keine gute Christin, weil sie in schwerer Zeit die tiefe Wahrheit jener Worte erkannte:

Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Doch es würde mich zu weit führen, wollte ich meine Ansicht hier ästhetisch begründen; sie ist folgende: Schiller's „Braut von Messina" ist weder eine antike, noch auch eine antikisirende, sonder. eine in allem Wesentlichen romantische Tragödie, und man sollte nachgerade aufhören, sich durch das leidige Vergleichen mit der Antike den Genuß dieses Meisterwerks zu verderben.

Da wir einmal bei Schiller sind, so möchte ich hier gleich die Bemerkung anknüpfen, daß die neuesten Specialforschungen über Biographien u. dgl. unserer Dichter von Sanders nicht überall berücksichtigt sind. Schiller war nicht von 1765—68, sondern von 1763—66 in Lorch (vgl. Gosche, „Archiv für Literaturgeschichte", I, 452 fg.). So steht in Palleske's „Leben Schiller's" schon von der fünften Auflage an. Daß die erste Auflage der „Räuber" in Manheim und nicht in Stuttgart gedruckt wurde, ist eine mir neue Behauptung. Den 17. März 1804 wurde der „Wilhelm Tell" noch nicht in verkürzter Bearbeitung in Weimar aufgeführt, wie schon der in Hempel's Ausgabe mitgetheilte Theaterzettel ausweist, sondern erst im Herbst dieses Jahres nach dem Einzuge der russischen Großfürstin, weil man von da an nicht mehr des Kaisermordes erwähnen wollte (vgl. „Schiller's Briewechsel mit Körner", IV, 379). In einem noch ungedruckten Briefe schreibt Körner an C. A. Böttiger, den 24. November 1804: „Sie (die Großfürstin) war nachdem beim Mädchen von Orléans im Theater. Heute, wo Goethe's «Jery und Bätely» mit Musik von Reichardt, und Stollen's (der heute auf der jenaischen Chaussee Arme und Beine gebrochen haben soll) «Scherz und Ernst» gegeben wird, kommt sie wieder in das Theater. ... «Wilhelm Tell» wird heute über acht Tage gegeben; das Langweilige der Versammlung (der Rütliscene) verkürzt, und der fünfte Act weggelassen." Und den 29. November 1809: „Nächsten Sonntag wird «W. Tell» gegeben. Der

letzte Act bleibt weg, auch wird so viel gestrichen, daß die Vorstellung halb 9 Uhr geendigt sein kann. Ich denke, die Herren werden nun nicht mehr so lange Stücke schreiben." Diese von Schiller selbst herrührende verkürzte Bearbeitung des „Tell" ist noch nicht wieder zu Tage gekommen. Das weimarische Exemplar scheint mit dem Theater 1825 verbrannt zu sein.

Damit indeß der Verfasser nicht meine, ich habe aus seinem verdienstvollen Werke nur diejenigen Partien herausgegriffen, in denen ich speciell bewandert bin, und nur um ihm zu beweisen, daß ich alles mit Interesse gelesen und erwogen, will ich noch bemerken: daß das Todesjahr des Ulfilas (denn entweder so oder Wulfila, nicht aber Ulfila würde ich ihn nennen) nach neuern Forschungen nicht 388, sondern 381 ist; daß der Name des Klosters der Hrotsvitha, Gandersheim, wol aus Versehen ausgefallen ist; daß man nach den neuesten Forschungen den Verfasser des „Heliand" nicht mehr einen „sächsischen Bauern" nennen darf (vgl. Paul Giseke im diesjährigen Programm des erfurter Gymnasiums); daß es S. 8 heißen muß: „erfurter" statt „frankfurter" Judeneid; und daß der Verfasser dem wundervollen Gedichte Gottfried's von Straßburg „Tristan und Isolde" durchaus zu nahe tritt, wenn er sagt, der Dichter habe „einen durchaus unsittlichen Stoff mit sinnlicher Glut behandelt". Dies Urtheil würde auf den „Chevalier Faublas" von Louvet de Couvray passen, aber nimmermehr auf „Tristan". Vielmehr ist auch dieses wundervolle Gedicht auf die tiefsittliche Lehre aufgebaut: „Alle Schuld rächt sich auf Erden." Mir liegt seit langer Zeit eine Vergleichung des „Tristan" und der „Wahlverwandtschaften" im Sinne, über welchen Roman Sanders sehr verständig urtheilt:

> Er ist das — in feiner künstlerischen Vollendung und Abrundung freilich kaum von einem der Nachfolger ganz erreichte — Muster geworden für jene zahlreichen Romane, in denen bis in die jüngste Gegenwart hinein sittliche Probleme der heutigen Gesellschaft behandelt werden. Daß bei der Erörterung derartiger Fragen die faulen Flecke und Krebsschäden der Gesellschaft berührt werden, ist dabei unvermeidlich, und es ist auch begreiflich, daß gerade die, welche diese Berührung schmerzt, über die Unsittlichkeit — nicht der berührten Verhältnisse und Zustände, sondern dessen, der sie berührt und bloßlegt, das lauteste Geschrei erheben.

Doch ich will schließen und nur noch zwei Berichtigungen herausgreifen: Goethe's straßburger Freund, der livländische Dichter, heißt Jakob Lenz (Jakob ist sein Rufname); vgl. Falk, „Der Dichter Lenz in Livland" (Winterthur 1878), wo auch 1751 als sein Geburtsjahr nachgewiesen ist. Endlich zieht der Verfasser aus einem Uebersetzungsfehler eine falsche Schlußfolgerung: „Man ersieht hieraus, daß er (Grimmelshausen) nicht blos in seinen Schriften, sondern auch im Leben mehr als einen Namen geführt."

Dies soll man ersehen aus den Worten des Sterberegisters: „et quamvis ob tumultus belli nomen militiae dederit", die der Verfasser übersetzt: „und obgleich er wegen der Kriegsunruhen sich einen Kriegsnamen (nom de guerre) gegeben hatte", während es heißen muß: sich zum Kriegsdienste gemeldet hatte.

Das Buch bricht etwas kurz mit den Worten ab:

Indem wir hier mit Goethe's Tod abschließen, bleibt noch ein sehr reicher Stoff für die Behandlung übrig, doch schien es angemessen, die im Bisherigen noch nicht durchgenommenen oder nur gelegentlich berührten Autoren unter Goethe's jüngern Zeitgenossen gemeinsam mit den der neuern und neuesten Zeit angehörigen Schriftstellern, über welche das Urtheil natürlich noch nicht abgeschlossen sein kann, der Zukunft vorzubehalten.

Das folgende Werk ist dem Schöpfer der neuern deutschen Sprache und Literatur gewidmet. Es lautet:

3. Martin Luther als deutscher Classiker in einer Auswahl seiner kleinern Schriften. Zweite vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 1878. Gr. 8. 4 M.

Der sorgfältige Zusammensteller dieser „vermehrten Auflage" unterzeichnet sich in der Vorrede Heinrich Zimmer. Die erste Ausgabe war 1871 erschienen und ein Ausfluß des durch den französischen Krieg erhöhten Nationalgefühls. Heinrich Zimmer wünscht, daß sich nun mehr und mehr erfülle, was ein Recensent der ersten Auflage ausgesprochen: „Möchten unsere protestantischen Familien diesen Classiker von sittlichem Adel wieder bei sich einbürgern." Wir schließen uns diesem Wunsche an und danken dem Herausgeber, daß er das Seinige zur Erfüllung desselben beigetragen hat. Freilich treffen Luther's Schriften alle den Nagel auf den Kopf, aber sie sind nicht alle ihrem Inhalte nach mehr zeitgemäß; ist auch das Studium einer Gesammtausgabe derselben für den Theologen wie für den Germanisten unerlaßlich, so hindert doch der hohe Preis der neuern und die Unhandlichkeit der ältern Ausgaben ihre weitere Verbreitung; eine Auswahl ist daher richtig, und also auch die vorliegende, mit Liebe und Geschick gemachte, existenzberechtigt und, wie die neue Auflage beweist, auch existenzbefähigt. Voran geht eine Sammlung von Aussprüchen bedeutender Autoren über die Trefflichkeit der Luther'schen Schriften. Dann folgt das herrliche Luther'sche Lied von den zwei Märtyrern zu Brüssel; dann „Ausgewählte kleinere Schriften", darunter eine reiche Gabe religiöser Dichtungen, und endlich eine höchst werthvolle Ausgabe gemüthlicher, charakteristischer, zum Theil auch polemischer Briefe. Wir können uns nicht versagen, aus dieser Auswahl eine kleine Auswahl von Kernstellen zu geben. In einem Schreiben an den Papst Leo X. vom 6. September 1520 beklagt er seinen Gegner mit den Worten:

> Indessen sitzest du, Heiliger Vater Leo, wie ein Schaf unter den Wölfen (Matth. 10, 16) und gleichwie Daniel unter den Löwen (Dan. 6, 16 fg.) und mit Ezechiel unter den Skorpionen (Ezech. 2, 4). Was kannst du Ewiger wider so viel wilder Wunder? Und ob dir schon drei oder vier gelehrte fromme Cardinäle zufielen; was wäre das unter solchen Haufen? Ihr müßtet ehe durch Gift vergehen, ehe ihr vornähmet, der Sache zu helfen. Es ist aus mit dem Römischen Stuhl, Gottes Zorn hat ihn überfallen ohne Aufhören. Er ist feind den gemeinen Conciliis; er will sich nicht unterwerfen noch reformiren lassen und vermag doch sein wüthendes unchristliches Wesen nicht zu hindern.... Darum, mein Heiliger Vater, wollst je nicht hören deine süßen Ohrensinger, die da sagen: du seiest nicht ein lauter Mensch, sondern gemischt mit Gott, der alle Dinge zu gebieten und zu fördern habe. Es wird nicht so geschehen; du wirst es auch nicht ausführen. Du bist ein Knecht aller Knechte Gottes, und in einem gefährlichern, elendern Stand denn kein Mensch auf Erden. Laß dich nicht betrügen, die dir lügen und heucheln, du seiest ein Herr der Welt, die niemand wollen lassen Christen sein, er sei denn dir unterworfen; die da schwätzen, du habest

Gewalt in dem Himmel, in der Hölle und im Fegfeuer. Sie sind deine Feinde und suchen deine Seele zu verderben. Wie Jesaias sagt (Kap. 3, 12; Kap. 9, 16): „Mein liebes Volk, welche dich loben und leiten, die betrügen dich". Sie irren alle, die da sagen, du seiest über das Concilium und die gemeine Christenheit. Sie irren, die dir allein Gewalt geben, die Schrift auszulegen; sie suchen allesammt nicht mehr, denn wie sie unter deinem Namen ihr unchristlich Vornehmen in der Christenheit stärken mögen; wie denn der böse Geist, leider, durch viele deiner Vorfahren gethan hat. Kürzlich, glaube nur niemand, die dich erheben, sondern allein denen, die dich demüthigen. Das ist Gottes Gericht, wie geschrieben steht: „Er hat abgesetzt die Gewaltigen von ihren Stühlen und erhoben die Geringen".

Und in einem Schreiben über die Beichte heißt es:

Wenn wir nun wiederum fragen: warum denn sie so gern Beichte hören und die Beichte also preisen, die wir scheuen? so findet sich die redliche Ursache: der heilige Beichtpfennig, der große Nothhelfer; wenn der (? nicht) thäte, daß sie nicht des Bauches fürchten, er möchte verschmachten, sollst du wol sehen, daß Beichten weder Noth noch Gebot wäre; aber auf daß derselbe Zins nicht abgehe, darauf so viel Bäuche und Mastsäue in den Klöstern gestiftet sind, muß die Beichte von Gott geboten sein und ein Geschrei unter uns erhoben werden, daß die heiligen Diener des Bauchs und das zarte Freßvolk durch die Beichte unserer armen Sünder Seligkeit suchen.

Bei dem geringen Umfange der Schrift läßt sich bezweifeln, ob es gerathen war, von dem Schreiben an den Grafen Albrecht zu Mansfeld vom 8. December 1542 auch zuvor in seiner chronologischen Ordnung das Concept desselben Briefes vom 24. Februar desselben Jahres mitzutheilen. Vielleicht liegt sogar nur ein Versehen vor, da uns keine Notiz über das Verhältniß der beiden Briefe aufklärt. Der Text scheint bisweilen an sinnentstellenden Druckfehlern zu leiden. Ich habe weder Gelegenheit noch Zeit, eine ältere Originalausgabe nachzuschlagen, aber schon bei aufmerksamem Lesen kann es nicht entgehen, daß es z. B. S. 264, Z. 8 v. u. heißen muß: „das urchristliche Reich" statt „das unchristliche Reich" (von Frankreich ist die Rede); S. 241, Z. 11 muß „habe" fort; S. 268: „Sauer macht Essig, spricht man" nicht, sondern: „Sauer macht lustig".

Lassen wir nun um der poetischen Gerechtigkeit willen zunächst zwei Gegner der lutherischen Lehre, und dann einen ihrer eifrigsten Zionswächter zu Worte kommen.

4. Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. Elfter Band: Die Narrenbeschwörung von Thomas Murner. Herausgegeben von Karl Goedeke. Leipzig, Brockhaus. 1879. 8. 3 M. 50 Pf.
5. Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. Dreizehnter Band: Trutz-Nachtigal von Friedrich Spe. Herausgegeben von Gustav Balke. Leipzig, Brockhaus. 1879. 8. 3 M. 50 Pf.
6. Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. Zwölfter Band: Gedichte von Paulus Gerhardt. Herausgegeben von Karl Goedeke. Leipzig, Brockhaus. 1877. 8. 3 M. 50 Pf.

Bei beiden Katholiken haben wir es hier nicht mit polemischen Schriften zu thun, wie es ja deren von Spe überhaupt nicht gibt, und sie sind ebenso wol wie die Schriften Luther's auch Protestanten zu fleißiger Lektüre zu empfehlen. Verdanken wir doch Friedrich Spe, für dessen ganzes Denken und Empfinden der Katholicismus die adäquate Glaubensform war, der er auch mit innigster Ergebenheit anhing und zahlreiche Proselyten zuführte, die erste Schrift gegen die Hexenprocesse, deren Scheußlichkeit und Ungerechtigkeit als Beichtvater der armen Opfer menschlicher Bornirtheit anzusehen er während einer langen Reihe von Jahren Gelegenheit hatte. Hier also hat er für eine Sache gefochten, die weit über das Dogmengezänk der Confessionen hinausliegt, für die Sache der Menschlichkeit, und wer zu dieser Fahne schwört, wird Spe mit Stolz seinen Glaubensbruder nennen.

Dagegen ist Thomas Murner freilich zum Satiriker geboren und seine Schrift „Wider den großen lutherischen Narren" bekanntlich die witzigste Verspottung der Reformation. Aber er ist auch vielfach sehr ungerechterweise von den Protestanten geschmäht worden, und es macht einen sehr erfreulichen Eindruck, ihn einerseits in seiner hier vorliegenden Schrift von einer gemüthlichern Seite kennen zu lernen; denn hier tritt er als Concurrent des berühmten Elsassers, seines Landsmannes Sebastian Brant, auf und geißelt nicht seine protestantischen Gegner, sondern die Thorheiten und Fehler aller Stände, und zwar die seines eigenen, des katholischen Priesterstandes nicht zum wenigsten. Andererseits erquickt man sich an der, in des unermüdlichen Goedeke bekannten Weise, gründlich ausgearbeiteten und gediegenen Einleitung, die eine wahre „Rettung" des Dichters im edelsten Sinne des Wortes ist. Goedeke weist nämlich schlagend nach, sowol in der Einleitung als gelegentlich unter dem Text, daß man ohne lange Untersuchung eine Reihe von Thorheiten und Vergehungen, die Murner seine Narren von sich selbst in der ersten Person aussagen läßt, dem Verfasser des Buchs in die Schuhe geschoben hat. So in Nr. 47: „Ich kam einmal bis gen Paris" u. s. w. Auf ähnliche Weise erzählt übrigens auch Hans Sachs von sich erdichtete Abenteuer, die man bisher noch ohne rechte Kritik als Facta aus seinem Leben aufgefaßt hat. Es hält schwer, an einem kurzen Beispiel eine Probe von dem Stil Murner's zu geben; wir müssen uns begnügen, dafür ein Wort Lessing's über Murner anzuführen, um das Studium dieser Ausgabe zu empfehlen (Hempel's Ausgabe, XII, 718): „Wer die Sitten der damaligen Zeit kennen will, wer die deutsche Sprache in allem ihrem Umfange studiren will, dem rathe ich, die Murner'schen Schriften zu lesen. Was die Sprache Nachdrückliches, Derbes, Anzügliches, Grobes und Plumpes hat, kann er nirgends besser zu Hause finden als in ihnen."

Für das Verständniß dieser kernigen Sprache Murner's hat Goedeke durch reichliche Anmerkungen bestens gesorgt; es sei mir gestattet, noch einige kleinere Zusätze zu machen. Nr. 5, V. 7 wird ein „Meister Peter von Hochensinnen" von Goedeke jedenfalls mit Recht erklärt als: „Peter von Hohen-Siena, ein fingirter Gelehrter", der auch in Murner's „Geuchmatt" vorkommt. Dies wird bestätigt durch eine komische Person bei Andreas Gryphius („Lustspiele", Ausgabe Palm, S. 319): „Wilhelm von hohen sinnen, Arendator (d. h. Gerichtsverwalter) des gutts Vilbunckel" (vgl. Nr. 61, V. 45 fg.):

Und fragt der Narr von Hohensinnen
Me, dann vierzig gelerter künnen
Antwort geben und berichten.

Nr. 13, V. 29 fg. heißt es:

Die um gilt, um gut, um war
Ir eigen kind verkoefet dar
Oder für die kirchen setzen.

Goedeke's Erklärung des letzten Ausdrucks mit: „zur Schau stellen", scheint mir verfehlt; ich halte es für: als Findelkind aussetzen, was eben früher meist vor den Kirchen geschah. Nr. 30, V. 54: „Der krank wirt zu Herodes gsant", nämlich vom Doctor zum Apotheker, wie Jesus von Pilatus zu Herodes; daher dieser Name für den Apotheker hier, den Goedeke sich nicht erklären kann. Nr. 33, V. 26: „Zu Nürnberg ließ man in die wal", d. h. zu Nürnberg ließ man ihnen die Wahl, nämlich ob sie, die allzu hoch besteuerten Bauern, den „Ball", d. h. bei Erbschaften das „beste Haupt", oder wie diese Abgabe sonst genannt wurde, entrichten wollten oder nicht. Goedeke sagt: „Die nürnberger Bestimmung ist mir unbekannt"; mir auch; wenn man aber damit folgende Stellen vergleicht, Nr. 79, V. 14 fg.:

Ich gloub, das mans zu Nürnberg tut;
Do gibt man anders an die stat
Dem, der das sie verbraffet hat —

wobei Goedeke auch unsere Stelle anführt, und in Nr. 88 eine Geschichte, die Murner in Montefiascone passirt sein läßt, welches Goedeke (zu V. 37) richtig für „eine Art von Nirgendheim und Nullibingen" erklärt, so kann kaum ein Zweifel sein, daß Nürnberg in unserer Stelle eine ähnliche Bedeutung hat. Dem kritischen Herausgeber Schiller's fiel hier einmal nicht gleich ein, daß nach dessen „Räubern" die Nürnberger „keinen henken, sie hätten ihn denn vor", und daß nach Simrock's „Sprichwörtern der Deutschen" nach nürnberger Stadtrecht derjenige die Prügel weg hat, der sie gekriegt hat.

Leichter ist es bei Spe, die Leser für diese unbedeutenden Zusätze zu Goedeke's trefflichen Erläuterungen durch einige Proben seiner Dichtungsweise zu entschädigen. Spe gefällt sich in kleinen Genrebildern, die er aus der Natur entlehnt und zum Lobe Gottes wendet. So in Nr. 23: „Lob des Schöpfers, darin ein kleines Werklein seiner Weisheit, nemblich die wunderliebliche Handthierung der Immen oder Bienen poetisch beschrieben wird." Hier wird der kleine Bienenstaat so geschildert:

Auf, auf, ihr kleine Bienen,
Der Winter ist fürbei;
Schon gaffen jetzt und gynen
Die Blümlein allerlei.
Auf, auf, die Blümlein gaffen,
Zu Feld noch flieget heut,
Auf, auf, zur Wehr und Waffen,
Euch schickt zur Blumenbeut.

Ei da, sie schon erbrummen,
Zu Feld sich stellens ein,
Stark rühren sie die Trommen,
Die gelbe Kriegerlein.
Sie weit und breit mit Sorgen
Erforschen ihren Raub,
So draußen liegt verborgen
In weichem Blumenlaub.

Sie nur vom Raub sich nähren
Und lebens nur der Beut,
Doch niemand nit beschweren,
Verderben Land noch Leut.
Sie zielen scharf mit Augen
Zum reichsten Blümlein zart,
Von ihnen Schätz ersaugen,
In Blättlein eingescharrt.

Sie gleich das Best erheben,
Das beste Blumenblut,
Und bleibens doch beineben
Die Blümlein wolgemut.
Gar stark und immer zahlen
Die Blättlein ihren Zoll
Und bleibens allemalen
Jedoch noch eben voll.

Man sieht, es ist ganz der Stil des guten Brockes in seinem „Irdisch Vergnügen in Gott". Und daß auch andere Dichter der damaligen Zeit einen ähnlichen Ton anschlugen, beweist ein Lied des „Wunderhorns", aus Harsdörffer's „Nathan und Jotham" (1651) („Wunderhorn", Ausgabe Birlinger und Crecelius, II, 453): „Die Immen. Wie die Immen oder Bienen ein Bildniß Christlicher Liebe". Hier heißt es:

Der Winter hält gefangen
Das zarte Jungfervolk,
Bis daß der Schnee vergangen,
Frost, Schauer, Nebelwolk'.
Und wann die Westen stimmen
Nach bieder Lenzen Art,
So machen sich die Immen
Auf ihre Blumenfahrt.

Sie ziehen mit der Trummel,
Der Stachel weist das Schwert:
Ihr Brummel und Gehummel
Hat niemand nicht gefährdt.
Sie nehmen sonder Morden
Den zarten Blumenraub:
Und ihre Beut' ist worden
Der Baum und Blütenlaub.

Wie sie die Wachsburg bauen
Aus güldnen Pergament,
Kann niemand nicht beschauen,
Ja keines Künstlers Hand'
Halt man so sehr verwundert,
Die Zimmer alle gleich,
Sechseckigt wird gesondert
Das Honigkönigreich u. s. w.

Mit eigenthümlicher Naivetät bringt Spe auch antike Mythologie in seinen christlich-religiösen Liedern an; so in folgendem, Nr. 8: „Anders Liebgesang der Gespons Jesu zum Anfang der Sommerzeit":

Der trübe Winter ist fürbei,
Die Kranich wiederkehren,
Und reget sich der Vogelschrei,
Die Nester sich vermehren;
Laub mit gemach
Nun schleicht an tag,
Die Blümlein sich nun melden:
Wie Schlänglein krumm
Gehn lächlend umb
Die Bächlein kühl in Wälden.

Die Brünnlein klar und Quellen rein
Viel hie, viel dort erscheinen,
All silberweiße Töchterlein
Der holen Berg und Steinen,

In großer Meng
Sie mit Gedräng
Wie Pfeil von Felsen zielen;
Bald rauschens her
Nit ohn Geplärr
Und mit den Steinlein spielen.

Die Jägerin Diana stolz,
Auch Wald- und Wassernymphen
Nun wieder frisch in grünem Holz
Gehn spielen, scherz und schimpfen.
Die reine Sonn
Schmückt ihre Kron,
Den Köcher füllt mit Pfeilen,
Ihr beste Roß
Läßt lauffen los
Auf marmerglatten Meilen.

Diese Neigung zum Stillleben in der Natur, also zur Idylle in der Poesie zeigt sich denn nun auch besonders in den dem Theokrit nachgeahmten Wechselgesängen zweier Hirten über das Leben und Sterben Jesu, da denn der sterbende Jesus auch mit einem Hirtennamen (nach Theokrit's erster Idylle) Daphnis genannt wird. Davon noch eine Probe:

Ein klägliches Hirtengesang,
darin zween Hirten, Damon und Halton, den Tod Christi unter der Person des Hirten Daphnis weitläufig betrauren.
Seind trochäische Vers wie droben.

Eingang.

Neulich auf die Wiesen kamen
Damon, Halton, Hirten beid,
Reimten süßlich beid zusammen,
Waren voller Traurigkeit.
Damon auf der Leiren leiret
Und gar traurig spielet vor;
Drauf dann Halton auch nit feiret,
Blies auf einem hohlen Rohr.

Der Hirt Damon.

Schönes Fräulein, Stimm der Wälden,
Wolberedte Nachtigal,
Nit von Waffen noch von Helden
Schleiße deinen Sommerschall;
Nur von Daphnis wollest klingen!
Schau, nun Daphnis liegt zu Grab.
Lasset seinen Sarg umringen,
Klagen jenen schönen Knab.

Der Hirt Halton.

Ja, fahr hin in Luft geschwinde,
Fahr in Luft, o Nachtigal,
Und in aller Welt verkünde,
Daphnis liege bleich und fahl.
Ruf zum Grabe, ruf zusammen
Groß und kleines Federvieh,
Was von Vögel, wild und zahmen,
Sich der Stimm gebrauchet je!

Der Hirt Damon.

Ja, schon dorten kommt gefahren,
Dorten ein gemahlte Wolk;
Seind in Wahrheit Flügelscharen.
Willkomm, schönes Federvolk!
Eben ihr bei Zeiten kommen;
Flieget her zu diesem Stein,
Euch zur Leich nun setzt herummen,
Trauret, klaget ingemein! u. s. w.

Da Spe uns um ein Jahrhundert näher ist als Murner, so bedarf seine Sprache auch weniger der Erläuterung als die bisweilen auch sachlich dunkeln Ausdrücke jenes Satirikers, und die Anmerkungen des Herausgebers reichen im ganzen dafür aus; bisweilen wäre die Schönheit einer Stelle verständlicher geworden, wenn auf ihre biblische Quelle wäre hingewiesen worden; so (von dem Gekreuzigten):

Korall und Purpurseiden
Gleich jedes auch erwarb
Von seinen Lefzen beiden
Die schöne Rosenfarb;
Ist weiß und rot beineben
Von rotem Traubenschaum,
Den er erpreßt von Reben
Mit schwerem Kelterbaum.

Und dieses Gleichniß von der Kelter, wird noch durch drei Strophen durchgeführt. Es ist entlehnt aus Jes. 63, 1—3: „Wer ist der, so von Edom kommt, mit röthlichen Kleidern von Bazra? Der so geschmückt ist in seinen Kleidern, und einher tritt in seiner großen Kraft“ — „Ich bin es, der Gerechtigkeit lehret und ein Meister bin zu helfen.“ — „Warum ist denn dein Gewand so rothfarb, und dein Kleid wie eines Keltertreters?“ — „Ich trete die Kelter allein, und ist niemand unter den Völkern mit mir. Ich habe sie gekeltert in meinem Zorn, und zertreten in meinem Grimm. Daher ist ihr Vermögen auf meine Kleider gesprützet, und ich habe alle meine Gewand besudelt.“ Diese Stelle wurde auf den Messias gedeutet, und auch Klopstock wendet dieses Gleichniß öfter in seinem „Messias“ an; vgl. Hempel's Ausgabe, III, 58:

Eins der Chöre begann, und die Thränen der Seligen flossen.
„Wer ist der, so vom Golgatha kömmt in röthlichem Kleide?
Wer, mit Blutgewande geschmückt, herunter vom Altar?
Wer, deß göttliche Macht verborgen und ewiges Heil ist?“
Ihm antwortet ein anderes Chor, und die Thränen flossen,
Und der Posaunen des Weltgerichts tönt' ein' in dem Chore:
„Ich bin's, der Gerechtigkeit lehrt, ein Meister zu helfen!“
Dem erwidert das Chor, das zuerst in Thränen dahinfloß:
„Warum ist dein Gewand so röthlich gefärbt, und wie eines,
Der die Kelter getreten, dein Kleid?“ — „Trat ich die Kelter
Nicht allein, und war mit mir der Endlichen einer?
Die sich empörten, ich hab' in meinem Zorn sie gekeltert,
Sie zertreten in meinem Grimm, und all ihr Vermögen
Ist auf meine Kleider gespritzt.

Spe's Verdienste um die Hexenprocesse sind schon erwähnt. Der Herausgeber meint wegen der Aehnlichkeit der Tendenz in seiner „Cautio criminalis“ ihm auch ein Werkchen „Theologischer Proceß, wie mit Hexen und zauberischen Personen zu verfahren seye“, zuschreiben zu dürfen, woraus er die Stelle anführt:

Daß zwar jedermann ein Greul hab über dem schröcklichen Laster der Zauberey, ist billich und löblich, dann der Herr hat selbst ein Greul daran; daß man Leid trag über solche Leut, auff daß die, so solche Werck thun, von uns gethan werden, ist der Christlichen Lieb nicht zuwider, allein daß etliche ihnen biß ihr Elend gönnen, ist unmenschlich, andern ihre Seligkeit absprechen wollen, ist unchristlich; dann wann doch nur ein Ochs oder Esel in Brunnen fällt, laufft jederman zu, dieselben herauß zu ziehen: soll man dann nit vielmehr mit eim Menschen Mitleyden haben, und den Kopff der armen nit vollends in Koth tretten?

Mit Recht hatte der Herausgeber zu Anfang seiner Einleitung gesagt, dieser Dichter sei die einzige Blüte gewesen, welche die katholische hochdeutsche Literatur im Anfang des 17. Jahrhunderts am Niederrhein zeitigte; nach

ihm „bleibt fast das ganze Jahrhundert hindurch der Boden der Poesie von Katholiken unbebaut. Was aus ihm hervorsprießt, ist dürr und vertrocknet, kaum der Beachtung werth. Um so mehr verdient daher eine Erscheinung wie Spe unsere Aufmerksamkeit“. Wir müssen uns daher wieder zu einem Protestanten wenden und zwar zu einem recht halsstarrigen Zionswächter, dem aber glücklicherweise das Gemüth nicht eingeschrumpft ist in den Fesseln einer engherzigen Dogmatik, und dessen Lieder ein wahrer Schatz religiöser Poesie und Kleinode für die Erbauung des Herzens sind.

Paul Gerhardt steht als Dichter entschieden höher als Spe. Seine Gedichte liegen uns jetzt durch Goedeke's Verdienst in der höchsten erreichbaren Vollständigkeit chronologisch geordnet vor, und es ist sehr zu wünschen, daß sie auch in dieser Form, nicht blos in der meist modernisirten Form der Gesangbuchslieder, in das Volk eindringen und das religiöse Gefühl der Protestanten stärken. Bei der chronologischen Anordnung waren entweder äußere Data der Gelegenheitsgedichte (aber nicht alle, die man dafür gehalten hat, sind solche; wie das berühmte „Befiehl du deine Wege“) oder das Jahr des ersten Drucks, welches unter anderm die Irrigkeit der Erzählung von der Entstehung des Liedes „Befiehl du deine Wege“ nachweist, oder auch nur gewisse Combinationen maßgebend; im ganzen ist wol das Richtige getroffen, und so trägt auch diese Anordnung schon zum Verständniß des gemüthvollen Dichters das Ihrige bei; denn ich stimme mit dem von Goedeke in seiner kritischen Schiller-Ausgabe ausgesprochenen Grundsatze vollständig überein: daß die chronologische Anordnung die lehrreichste ist. Aus Gerhardt's Leben ist mit Ausnahme der Geschichte seiner Amtsentsetzung zu Berlin wenig bekannt; wir halten uns also an seine Dichtungen und geben auch hier eine Probe, wobei wir freilich von den bekanntern Liedern, sowie von den Uebertragungen von Bibelstellen oder lateinischen Hymnen absehen. Wir wählen zunächst eine Stelle aus einem, jetzt aus den Gesangbüchern verschwundenen Weihnachtsliede, welches ihn, was nicht allzu oft bei ihm vorkommt, in einer gewissen Geistesverwandtschaft mit seinem katholischen Vorgänger Spe zeigt:

Nehmt weg das Stroh, nehmt weg das Heu!
Ich will mir Blumen holen,
Daß meines Heilands Lager sei
Auf Kränzen und Violen;
Mit Rosen, Nelken, Rosmarin
Aus schönen Gärten will ich ihn
Von obenher bestreuen.

Zur Seiten will ich hie und dar
Viel weiße Lilien stecken,
Die sollen seiner Aeuglein Paar
Im Schlafe sanft bedecken;
Doch liebt viel mehr das dürre Gras
Dies Kindelein, als alles das,
Was ich hier nenn und denke.

Ebenso aus einem Sommergesang:

Die Glucke führt ihr Völklein aus,
Der Storch baut und bewohnt sein Haus,
Das Schwälblein speist die Jungen;
Der schnelle Hirsch, das leichte Reh
Ist froh und kömmt aus seiner Höh
Ins tiefe Gras gesprungen.

Die Bächlein rauschen in dem Sand —
Und malen sich und ihren Rand
Mit schattenreichen Myrten;
Die Wiesen liegen hart dabei
Und klingen ganz vom Lustgeschrei
Der Schaf und ihrer Hirten.

Daran mögen sich denn zuletzt einige Strophen reihen aus der „Auferstehung Christi“:

Nun freut euch hier und überall,
Ihr Christen, lieben Brüder!
Das Heil, das durch den Todesfall
Gesunken, stehet wieder!
Des Lebens Leben lebet noch,
Sein Arm hat aller Feinde Joch
Mit aller Macht zerbrochen.

Der Held, der alles hält, er lag
Im Grab als überwunden;
Er lag, bis daß der dritte Tag
Sich in die Welt gefunden;
Da dieser kam, kam auch die Zeit,
Da, der uns in dem Tod erfreut,
Sich aus dem Tod erhube.

Die Morgenröte war noch nicht
Mit ihrem Licht fürhanden,
Und siehe, da war schon das Licht,
Das ewig leucht't, erstanden;
Die Sonne war noch nicht erwacht,
Da wacht und ging in voller Macht
Die unerschaffne Sonne.

Die Quellen, sowol die biblischen Stellen als die lateinischen Originale, sind, wie sich dies von Goedeke nicht anders erwarten ließ, gewissenhaft angegeben; vielleicht hätte er gut daran gethan, zu dem berühmtesten seiner Lieder „O Haupt voll Blut und Wunden“ das Original des heiligen Bernhard von Clairvaux, „Salve caput cruentatum“ vollständig beidrucken zu lassen, wie es im vierten Theile von W. Wackernagel's „Deutschem Lesebuch“ geschehen ist; mußten doch unter dem verstorbenen frommen Schulrath Heiland die Gymnasial-Abiturienten dieses Original nebst der Gerhardt'schen Uebersetzung aufsagen. Die biblischen Nachweisungen lassen sich allerdings noch einigermaßen vermehren; denn Paul Gerhardt ist als Protestant viel bibelfester als sein katholischer Rival. So mußte z. B. bei der Strophe des Pfingstliedes

Ich war ein wilder Reben,
Du hast mich gut gemacht u. s. w. —

besonders auf Joh. 15, 1 fg. verwiesen werden.

Die Strophe:

Kinder, die der Vater soll
Ziehn zu allem Guten,
Die gedeihen selten wol
Ohne Zucht und Ruten —

enthält zwar einen in vorigen Zeiten allgemein gültigen pädagogischen Grundsatz, dem auch jetzt noch vielfältig gehuldigt wird, geht aber doch zunächst auf mehrere Bibelsprüche zurück; Spr. 13, 24; 22, 15; 23, 13—14; 29, 15. Weish. 3, 11. Sir. 30, 1. Und die beiden folgenden Strophen:

Es ist herzlich gut gemeint
Mit der Christen Plagen:
Wer hier zeitlich wol geweint,
Darf nicht ewig klagen —

sind eine Umschreibung von Ps. 126, 5 fg. In dem Lob-

gesang S. 119, V. 56 steht jetzt, wenn mir recht ist: „Schafft Rath und läßt dich nicht“; bei Goedeke: „Schafft Ruh“, und dies scheint das Richtige nach Ps. 55, 19: „Er erlöset meine Seele von denen, die an mich wollen, und schaffet ihr Ruhe“. Und mit diesen geringen Zusätzen wollen wir für diesmal von der schönen Ausgabe scheiden.

Robert Boxberger.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Romane und Novellen.

Die uns vorliegenden Bände aus dem Gebiete der Belletristik sind zufällig vorzugsweise durch Frauennamen vertreten, sodaß mit Ausnahme von Bonnet's „Ringenden Mächten“ auch der Löwenantheil unsers Lobes ausnahmsweise dem schönen Geschlecht zugute kommt. Die Schriftstellerinnen, deren Werke sich auf unserm Büchertische ein Rendezvous gegeben haben, gehören einer höhern literarischen Rangordnung an, als die gewöhnliche Durchschnittsbegabung schreiblustigen Frauen anweist, und an die Spitze dieser Heldinnen der Feder stellen wir Sophie Junghans mit ihrem Roman:

1. Haus Eckberg. Roman in zwei Bänden von Sophie Junghans. Leipzig, Hirzel. 1878. 8. 8 M.

Wir haben dieses Buch mit großem Interesse und viel Freude gelesen, denn es ist im großen und ganzen die Frucht eines schönen fleißigen Talents, das mit wohlthuender Frische und Kraft etwas Anderes und Besseres zu schaffen versteht als die Mondschein- oder die Schaudergeschichten sentimentaler oder überspannter Frauenromantik, welche den unbarmherzigen Tadel der Kritik herausfordern. „Haus Eckberg“ ist ein Roman mit großen Vorzügen und, wenn auch nicht ohne Fehler, doch überwiegend reich an bedeutenden und feinen Nuancen, aufgebaut auf der gesunden und tüchtigen Grundlage eines durch Studium und Beobachtung schön entwickelten Talents, auf blutig-düsterm Hintergrund ein fesselndes Zeit- und Charaktergemälde entwerfend, das unser volles menschliches und poetisches Mitgefühl zu erregen im Stande ist. Die Dichterin führt uns in jene Jahre der Verwilderung, Roheit, Verkommenheit und Unwissenheit, welche der Dreißigjährige Krieg im schrecklichen Gefolge hatte, ein Krieg, der auf allen realen und idealen Gebieten des Lebens ein Bild des namenlosesten Elends in unserm unglücklichen Deutschland zurückließ. Mit so schmerzlichem Gefühl wir die Schilderung der Leiden verfolgen, welche die Opfer der Kriegsfurie ertragen müssen, die im wilden Taumel aller entfesselten furchtbaren Leidenschaften durch die Länder rast, so gibt es doch auch Lichtpunkte in diesem Dunkel, scheinbar klein und spärlich, aber doch voll sanften Glanzes und milder Wärme. Diese Strahlen edler, rein menschlicher Gesinnungs- und Handlungsweise haben ihren Mittelpunkt in der Heldin des Buchs, dem Freifräulein Christine von Eckberg, einer Gestalt, die uns so lieb wird, daß wir sie mit lebhafter Theilnahme für ihr inneres und äußeres Geschick von ihren Kinderjahren bis zur Begründung des eigenen Hausstandes begleiten, über dem nicht nur das Glück der Liebe, sondern auch die Sonne des Rechts und der Ordnung als Anfang einer neuern bessern Zeit aufgeht. Der Rose vergleichbar, blüht Christine unter den Dornen einer schmerzens- und thränenreichen Zeit in Lieblichkeit und Unschuld zur Jungfrau heran; als letzte ihres Namens und Stammes findet sie, von der Noth der Zeit von Haus und Hof vertrieben, erst im Kloster eine vorübergehende Zuflucht, um dann an einem kleinen Fürstenhofe von undeutschem, geziertem, sittenlosem, beschränktem Zuschnitt viel Leiden und keine andere Rettung zu finden als in sich selbst. Mit Entsetzen und Ekel wendet sich ihr reines Denken und Empfinden von dem Treiben dieser Welt ab, mit Entschlossenheit, Scharfsinn und einem Muthe, wie wir ihn wol von einem „Eckberger“, aber kaum einer Eckbergerin erwarten, vertheidigt sie Ehre und Recht des Jugendgeliebten und findet in der Vereinigung mit ihm nach vielen Kämpfen und Abenteuern den schönsten Lohn der Treue. So ist es immer Christinens holde anziehende Gestalt, die uns durch das Labyrinth verwickelter Rechtsfragen, greulicher Kriegsscenen, entsetzlicher Begebenheiten zu der endlichen befreienden und befriedigenden Lösung aller Verwickelungen führt. Zu den besonders poetisch gehaltenen Scenen, welche gewissermaßen die künstlerischen und seelischen Ruhepunkte der oft so stürmisch bewegten Handlung bilden (wir erinnern hier nur an die Verfolgung Christinens durch feindliche Reiter, an die Explosion, die ihr Vaterhaus in einen Trümmerhaufen verwandelt, die Rettung der Documente des Geliebten um den Preis des Lebens, den Ueberfall der Feinde, die Flucht u. s. w.), rechnen wir die Kirchenscene im Walde und das Wiedersehen mit Hans von Croy, Scenen, die einen wahrhaft poetischen Zauber ausüben. Auch die übrigen Personen dieses Familiendramas, die alte abergläubische und ihrem Fräulein so treu ergebene Beschließerin Ursula, der grimmige, aber doch von Christinens Liebreiz bezwungene Jäger Hubert, der wunderliche Großvater der kleinen Eckbergerin, den nach dem Glauben der Zeit der Teufel geholt, weil er als Zauberer sich der Magie ergeben, die diplomatisch-kluge und weltgewandte Aebtissin Agnes von Biberen vom Kloster zu Esenheim, der Schweinehirt Kunz, in dem der Funke der Menschenliebe und Gotteserkenntniß unter der tiefsten Verkommenheit geistiger und körperlicher Art noch glimmt, sodaß auch dieser „ärmlichste der Erdensöhne“ uns Sympathie einzuflößen vermag, der elegante Abenteurer Xavier von Montaubert, der in seinem Charakter und Lebensgang den schönsten Gegensatz zu seinem edeln, echt ritterlichen Vetter sans peur et sans reproche, Hans von Croy, bildet, sind treffend gezeichnet, und so ist „Haus Eckberg“ jedenfalls reich an culturhistorischen und individuellen interessanten Momenten. Bei so viel Licht fehlt jedoch der Schatten nicht, und muß die Kritik, die sich bisher in so warm gespendetem Lob ergehen konnte, hier einestheils den nicht immer correcten und besonders in zu breite und langathmige Perioden sich verlierenden Stil rügen, andererseits einen noch weit mehr ins Gewicht

fallenden Einwand gegen die vom psychologischen Standpunkte aus nicht zu rechtfertigende Charakterentwickelung der Heldin des Romans erheben. Nicht jeder Leser wird an die vollendet harmonische Entfaltung in Christinens Wesen glauben, die, ohne systematischen und vernünftigen Unterricht, ohne wirkliche Erziehung, früh verwaist, ohne veredelnden weiblichen Einfluß, verarmt und in der Welt herumgestoßen, von Leuten ihres Standes getrennt, vor der Gemeinschaft mit Niedern zurückbebend, in der Zeit der prahlenden Ungerechtigkeit und Roheit nur in ihrer Liebe und der Reinheit und Kraft ihrer Natur jene idealen Güter findet, ohne welche die Frau nie bestehen kann, und jene äußern Erfolge, welche die Begründung ihres Familienglücks und die Wiederherstellung des alten Namens und des alten Besitzes derer von Eckberg herbeiführen. Diese poetisch anziehende, menschlich erhebende Vollendung eines Charakters in einer Zeit der tiefsten Entartung und Haltlosigkeit ist wundervoll gedacht und sehr anziehend durchgeführt, aber unmöglich, sobald die Dichtung auch Wahrheit sein soll.

Da wir jedoch nicht hier sind, Räthsel zu lösen, so geben wir den Lesern d. Bl. den Rath, „Haus Eckberg", als eine sittlich gediegene und literarisch bedeutende Schöpfung, ihrer Aufmerksamkeit zu würdigen und selbst zu urtheilen, inwieweit Sophie Junghans es verstanden hat, ihr Charaktergemälde mit dem Geist der Zeiten und den Forderungen eines idealen Strebens in Einklang zu bringen.

Ebenso anerkennend wie über „Haus Eckberg" müssen wir uns auch über den folgenden Roman äußern, der unter dem Titel:

2. Das Erbe der zweiten Frau. Eine Familiengeschichte von Gräfin Eufemia Ballestrem. („Bibliothek für unsere Frauen". Herausgegeben von Eduard Hoefer. Zweiter und dritter Band.) Jena, Costenoble. 1878. 16. 4 M.

als das Werk einer Schriftstellerin des high life und der Vornehmheit des Talents wie des Standes erschienen ist.

Das Vorwort des Herausgebers der „Bibliothek für unsere Frauen", daß das „Erbe der zweiten Frau" der Tendenz entspricht, welche dem literarischen Unternehmen zu Grunde gelegt ist, nämlich „unsern Frauen eine Lektüre zu bieten, die, fern von der Ueberreiztheit eines großen Theils der neuern Literatur, dennoch lebhaft zu spannen, anmuthig zu unterhalten und in ihrem Gesammteindruck herzlich wohlzuthun vermag", bewahrheitet sich in dem vorliegenden Roman von Gräfin Eufemia Ballestrem im besten Sinne. Die zweite Frau Lord Reginald Chesney's, der auf dem schönen Stammschloß seiner Väter in Wales, „dem Eden des britischen Reichs", an der Seite seiner Gemahlin, der stolzen und junonisch-schönen Lady Victoria Dannismore, ein Glück gefunden, an das er nach bittern Erfahrungen nicht mehr zu glauben gewagt, muß ein furchtbares Geheimniß als Erbe durchs Leben schleppen und so eine Last tragen, an der sie entweder unterliegen, oder die ihr Glück für immer vernichten muß, sobald sie sich derselben durch eine Offenbarung ihres Geheimnisses zu entledigen versucht. Die Mutter der Lady Chesney, die alte hochmüthige Herzogin Dannismore, verarmt und über alle maßen adelstolz, hat sich von ihrer bösen Leidenschaft zu einem Act wahnsinniger Verblendung hinreißen lassen, welcher Lord Chesney's ersten Gemahlin, der holden Margot Saint-Aubaine, das Leben kostet; vor ihrem eigenen Tode, der nach körperlichen und besonders furchtbaren seelischen Qualen erfolgt, hinterläßt die Herzogin in einem Briefe an ihre Tochter, die ohne eine Ahnung des von ihrer Mutter verübten Verbrechens die zweite Gemahlin Lord Chesney's geworden ist, dieser das Geständniß einer Schuld, die ewig ungesühnt bleibt. Dieses Erbe droht das Glück der Gatten zu zerstören, da Lady Chesney einen furchtbaren Conflict zwischen der Liebe für ihren edeln Gatten und der Pietät der Tochter für die unglückliche Mutter kämpfen muß und dadurch nicht nur das schöne Gleichmaß ihrer Haltung Lord Chesney gegenüber verliert, sondern auch ihre Gesundheit durch die heftigsten Seelenkämpfe arg erschüttert wird. Die Harmonie in dem Verhältniß der beiden gleich stolzen, gleich hochsinnigen Gatten, zweier bisher so glücklichen Menschen ist dauernd in Frage gestellt. Zuletzt wird Lady Chesney von innerer Nothwendigkeit und von äußern Umständen überwältigt und verzichtet mit dem Geständniß ihres Geheimnisses auf ihr Lebensglück an der Seite ihres Gemahls; sie will lieber, getrennt von dem Geliebten, in der Sehnsucht nach ihm vergehen, als die furchtbare Lüge ihres Daseins weiter spinnen. Doch der wahre Adel der Gesinnung, das noblesse oblige eines edeln Charakters, als welcher Lord Chesney geschildert wird, eines Mannes, der die Schuldlose nicht für die Schuldige büßen lassen will, die Macht einer Liebe, welche stärker ist als der Tod und das Verbrechen, führt die Getrennten zu einem schönern Bunde zusammen, nachdem ihre Seelen durch Schmerz und Entsagung geläutert worden sind. Der von der Verfasserin überaus stimmungsvoll und ergreifend geschilderte Kampf im Herzen Lord Chesney's zwischen dem Gefühl der tiefsten Kränkung und der starken Liebe zu seinem edeln Weibe, das nur den Fluch des Schuldbekenntnisses ihrer Mutter, aber nicht ihre Schuld trägt, dieser Kampf eines starken Herzens in der Todtenstadt zu Pompeji, welche die Vergänglichkeit alles Irdischen und doch das Recht des Lebenden so erschütternd predigt, bildet unserer Meinung nach die poetisch und menschlich schönste Scene des spannenden Romans. Auch die Nebenpersonen der Handlung, die kokette Isabel Saint-James, ihr leichtsinniger Bruder der Gardeoffizier Sir Francis, der in Indien Zeit findet, über seine in Old England verübten Streiche nachzudenken, der biedere Landedelmann Squire Easton, und Sir Edward Durham, das Juwel eines opferfreudigen Freundes, verdienen als treue Abbilder derartiger im Leben vorhandener Originale unsere Anerkennung. Der Stil ist — abgerechnet einige Trivialitäten, die nicht in den Ton der sonst geschmackvoll gehaltenen Schilderungen passen, und einige für einen speciell in englischer Gesellschaft und auf englischem Boden spielenden Roman zu deutsche Anklänge in den poetischen Citaten — fließend, lebendig und den Situationen angepaßt. So erfüllt „Das Erbe der zweiten Frau" die Erwartungen, welche Lesewelt wie Kritik an die Schöpfung einer Schriftstellerin von der Bedeutung der Gräfin Eufemia Ballestrem zu stellen berechtigt sind.

Als vierten Band in der mit dem „Erbe der zweiten Frau" so glücklich fortgesetzten „Bibliothek für Frauen"

und als seines Vorgängers durchaus ebenbürtig verzeichnen wir hier ferner:

3. Auf der Giudecca. Novelle von Elise Linhart. (Bibliothek für unsere Frauen. Herausgegeben von Edmund Hoefer. Vierter Band.) Jena, Costenoble. 1878. 16. 3 M. 50 Pf.

Wiederum werden wir auf den Landsitz eines edeln Geschlechts geführt, dessen Vertreter jedoch nicht der englischen Aristokratie, sondern theils dem märkischen Landadel und theils, wenn wir so sagen dürfen, dem italienischen Kunstadel angehören und in ihren Schicksalen und Lebenskämpfen den Conflict moderner Lebensanschauungen zum Ausdruck bringen. Roman von Prebow, der deutsche Edelmann, und Margarita, die Deutsch-Italienerin, sind als Bruder und Schwester miteinander aufgewachsen, werden durch den Tod der Aeltern getrennt und finden sich auf der Giudecca, unter Venedigs blauem Himmel, in heißer Liebe, deren Ziel Vereinigung durch das Band der Ehe ist; in Trotz und Verkehrtheit aber zerreißen sie das rasch geknüpfte Verhältniß, um erst nach mancherlei Prüfungen die richtige Auffassung von Liebe und Arbeit, die wahre Schätzung ihres beiderseitigen Werthes zu finden und dann wieder zum Bunde für das Leben vereint zu werden. Die Frau als Freundin und Gefährtin des Mannes; ihr Los an der Seite eines edeln Gatten als das schönste des Weibes; die Kunst als Schmuck des Lebens, und die freiwillige Arbeit, die Erfüllung der Pflicht in der freudigen Erkenntniß ihrer tiefen innern Nothwendigkeit: das sind, kurz angedeutet, die leitenden Ideen der ansprechenden Novelle, welche in ihren Einzelheiten die Prosa des Lebens und die Poesie einer edeln Weltanschauung mit trefflicher Zeichnung der Charaktere und ihrer Schicksale zu vereinigen weiß. Als anregende und über das Niveau gewöhnlicher Mittelmäßigkeit sich erhebende Frauenlektüre verdient „Auf der Giudecca" das Lob der Kritik und das Entgegenkommen der Lesewelt.

Ebenfalls einer edlern Richtung folgend, wenn auch den drei hier zuerst genannten Romanen untergeordnet, einseitiger in der Tendenz und anspruchsloser in Stoff und Form ist:

4. Die Kinder vom Seeligsberg. Eine Erzählung vom Luzernersee. Aus dem Englischen frei übersetzt von Alice Salzbrunn. Oldenburg, Bültmann u. Gerriets. 1878. Gr. 8. 4 M.

Wol hauptsächlich zur Lektüre für heranwachsende Töchter bestimmt, zeichnet sich die hier genannte Erzählung durch Tüchtigkeit der Gesinnung, die weniger im Gewande einer human-edeln Richtung als in dem einer christlich-gläubigen Denkweise auftritt, durch schöne Naturschilderungen und die Zeichnung einfacher, aber darum nicht von den Räthselfragen und Leiden dieses Lebens ausgeschlossener Menschen aus. Die Freudigkeit der Pflichterfüllung, welche in dem Hauptcharakter der Erzählung, der holden Fee, in den Kinderjahren durch die Schule des Leides gezeitigt, sich entwickelt, bildet einen angenehmen, beruhigenden Gegensatz zu dem leidenschaftlichen Wesen ihres Bruders Erni, der harten Verschlossenheit der Tante Martha und der schwankenden Hülflosigkeit des alten Großvaters Melchthal. Diese Fee findet zuletzt in dem biedern und tüchtigen Charakter des kühnen Alpenjägers Arnulf nicht nur ihr schönes Gegenbild, sondern auch ihren lebenslänglichen Schutz und Schirm. Der Stil der in einzelnen Scenen recht spannenden Erzählung ist leider durch Druckfehler und häufige englische Redewendungen entstellt, sowie der wohlthuende Eindruck des Ganzen durch die in englischer Manier eingestreuten Liederverse und Bibelsprüche gestört wird; doch sind die „Kinder vom Seligsberg" trotzdem nicht als ein literarischer Misgriff zu bezeichnen.

Auf demselben anspruchslosen Gebiete bewegt sich die Handlung in der dem Umfange nach noch beschränktern Novelle:

5. Haus Dellforst. Von Luise Esche. M.-Gladbach, Schellmann. 1879. 8. 1 M. 80 Pf.

Die einfache und doch ergreifende Geschichte eines duldenden Frauenherzens, das ein kurzes Glück mit einem lebenslänglichen Leid erkauft, ein Herz, das nie vergessen, aber vergeben kann, bildet den Inhalt der bescheidenen Novelle. Aus der Waldidylle, in der die Heldin derselben, Beatrice Dellforst, dem Leben mit seiner Wonne entgegenträumt, führt uns die Schriftstellerin in die Welt der Freude und des Glanzes, in welcher Beatricens Glück zerschellt. Doch der Sturm, der über dasselbe vernichtend dahinfährt, vermag Beatrice nur zu beugen, ohne sie zu zerschmettern, und ihre edle Seele findet nicht nur im stolzen Entsagen, sondern auch im liebenden Verzeihen den schönsten Trost. Sie bildet den milden Gegensatz zu ihrem treulos schwankenden Gatten, dem später so unglücklichen Dedringen, und der anspruchsvollen und egoistischen, feurigen Italienerin Manuela, seiner zweiten Gattin.

In der Einleitung etwas zu breit angelegt und überhaupt nicht immer tadelfrei im Stil, ist doch „Haus Dellforst" als Frauen- und Familienlektüre immerhin beachtenswerth. Mit der Besprechung dieser Novelle sind wir zugleich am Ende des Weges angelangt, der uns durch die Reihen der Schriftstellerinnen in das Lager der Schriftsteller führt.

6. Ringende Mächte. Eine Novelle aus dem galizischen Judenthum von M. Bonnet. Zweite überarbeitete Auflage. Norden, Soltau. 1878. 8. 3 M.

Ein Buch von hohem Interesse, das uns hier in zweiter Auflage vorliegt und schon früher in d. Bl. die gleiche Anerkennung gefunden, die wir demselben hier wiederum entgegenbringen, obwol der beschränkte Raum und die Thatsache der frühern rühmenden Kritik an dieser Stelle uns kaum mehr als den erneuten Hinweis auf die Vorzüge dieser Dichtung gestattet. Das östliche Judenthum, das uns durch seinen Schilderer par excellence, Emil Franzos, in all seinen barocken und interessanten Einzelzügen vertraut geworden, findet auch in Bonnet's „Ringenden Mächten" eine Darstellung durch eine berufene Feder. Mit der Angemessenheit der sprachlichen Darstellung, die weniger ein classisches, als ein nationales Colorit trägt, vereinigt sich die Entwickelung culturhistorischer und psychologischer Fragen in einer interessanten Herzensgeschichte.

7. Licht und Schatten. Ein Novellen- und Skizzenbuch von Heinrich von Brehmer. Breslau, Schottlaender. 1878. 8. 4 M.

Die düstere Lebensanschauung des Verfassers, daß in unserm Dasein weit mehr Schatten als Licht zu

finden ist, bildet den dunkeln Faden, der sich durch die vorliegenden sechs Novellen zieht und diese zu einem Ganzen verbindet. In angemessenem Gewande, in lebhafter und guter Darstellung geben dieselben theils eine Schilderung von historischen oder künstlerischen Persönlichkeiten, theils von interessanten Zeitereignissen; so in der sehr romantisch angelegten Erzählung „Vor der Sixtinischen Madonna", der Geschichte eines genial-tollen, später gebrochenen und bereuenden Künstlers, die rührend und spannend, aber nicht immer überzeugend wirkt; in dem Lebensbild des „Fräulein von Bournonville", einem charakteristischen Zeitgemälde der frivolen Epoche Ludwig's XV.; in der Novelle „Marat's Tauben", einer Idylle auf dem blutigen Hintergrunde der Französischen Revolution Liebhabern einer Lektüre, die sich in Bezug auf die Begabung des Schriftstellers, auf Originalität des Stoffs und der Behandlung, wenn auch dem Phantastischen und Barocken zugeneigt, über die Alltäglichkeit erhebt, werden Brehmer's Skizzen und Novellen gewiß ansprechend erscheinen.

Ebenfalls mit den Nachtseiten des Lebens, aber das Sensationelle im Uebermaß in den Kreis der Darstellung ziehend und dadurch unsere ästhetischen und moralischen Gefühle abstoßend, macht uns ein Buch bekannt, dem wir wenig Geschmack abgewinnen konnten:

8. Schwarze Fäden. Roman von Hermann Jahn. Breslau, Schottlaender. 1879. 8. 3 M. 50 Pf.

Nur mit Ueberwindung haben wir uns durch eine Geschichte hindurchgearbeitet, welche die Leiden einer Frau zu schildern unternimmt, eines Opfers jesuitischer gemeiner Umtriebe, bis sie, durch die Energie ihres Geliebten (dem Erzähler der Novelle) dem Elend entrissen, schließlich ihrem alten Vater und ihrem treuen Bräutigam und damit einer neuen schönern Zukunft zugeführt wird. Nicht ohne Talent und Wärme geschrieben, ermangelt die Novelle sowol eines edlern Gegenstandes als auch klarer und feiner stilistischer Darstellung, sodaß dieselbe vielleicht als Leihbibliothekleküre nicht ohne Wirkung ist, aber den Anforderungen eines sittlich und sprachlich geläuterten Geschmacks nicht zu entsprechen vermag.

Ebenso tief in die Welt des Lasters, aber in einer angemessenern und klarern Darstellung führt uns:

9. Der Schalksknecht. Eine berliner Stadtgeschichte. Von Friedrich W. Ebeling. Zweite umgearbeitete Auflage. Leipzig, Mutze. 1879. 8. 4 M.

Wir haben es hier mit der Geschichte eines gemeinen Heuchlers und Betrügers zu thun, eines Wucherers und Wüstlings, dem Ehre und Liebe ebenso käuflich erscheinen wie sein unrechtmäßig erworbener Besitz, weil er selbst um des Goldes willen zu jeder Schandthat fähig ist. Der furchtbare Tod des Verbrechers söhnt uns zwar sittlich mit diesem traurigen und abstoßenden Lebensbilde aus, aber die sich uns so abschreckend häßliche, unverhüllt darbietende Wahrheit, daß im Leben das Laster mehr geehrt wird als die Tugend, verstimmt uns; die Geschichte huldigt jenem Realismus der Darstellung, der von der Poesie keinen Zug entlehnt und demnach, vom rein künstlerischen Standpunkt aus betrachtet, keine Berechtigung hat, auf dem Gebiete der Novellistik zu erscheinen. Indessen liegt die Schuld dieses Mangels weniger an dem gewandten und talentvollen Verfasser des „Schalksknechts" als an der Sprödigkeit eines Stoffs, welcher jede ästhetische und ideale Behandlung ausschließt. Allein auch hier gilt das Wort: Chacun à son goût.

Die dunkelsten Farben, welche der Schriftsteller als ein Maler des Lebens auf seiner Palette mischt, vereinigen sich zu einem erschütternden Gemälde in:

10. Anna Grossi. Novelle von Karl Mahlke. Jena, Costenoble. 1878. 8. 2 M. 50 Pf.

Eine Tragödie des Bürgerstandes, der modernen Gegenwart und dem berliner Leben in seinen Schattenseiten entnommen, gibt uns die vorliegende Novelle die Geschichte eines verführten Mädchens, das à la Clarisse Harlowe, einem Wüstling zum Opfer fällt, der, ohne die anziehende Gestalt und die geistigen Gaben eines Lovelace, als grob-sinnlicher Naturmensch auftritt, dessen Gemeinheit ihn vollständig in den Pfuhl des Lasters versinken läßt, während wir uns, voll Erbarmen mit den Opfern seiner bösen Leidenschaften, vom tiefsten Ekel erfüllt von solcher Verderbtheit abwenden. Die Entführung einer Magdalene durch wirkliche Reue und einen kühnen freiwilligen Tod; die Macht der Sünde im Kampfe mit sittlicher Reinheit und wahrer Ehre; die Brandmarkung einer Klasse von Männern, wie sie Gräfin Orsina so treffend und ergreifend schildert; die sittliche Empörung des Rächers der Entehrten, die in Lucretia und Virginia ihr geschichtlich-antikes, in Clarissa Harlowe und Emilia Galotti ihr literarisch-modernes Gegenbild aufzuweisen hat: das sind die grellen, aber von talentvoller Hand, sittlicher Empfindung und toleranter Gesinnung gegen die Unschuldigen zusammengefügten Elemente dieser Geschichte, bei deren Lektüre uns „der Menschheit ganzer Jammer anfaßt". Der heikle Gegenstand ist mit Geschick behandelt, obwol uns vielerlei Verletzungen unsers Zartgefühls nicht erspart bleiben. Wer einer Operation oder Section nicht beiwohnen kann, ohne ohnmächtig zu werden, darf auch Anna Grossi's Schicksal nicht erfahren wollen, und damit weisen wir zugleich darauf hin, daß dieses ergreifende Buch keine Geschichte für die Frauenwelt ist. Auch hier macht der Verfasser dem Realismus der Darstellung Zugeständnisse, welche den reinen Genuß beeinträchtigen, den unserer Meinung nach auch die Novelle und der Roman bieten sollen.

11. Marine-Novellen von B. Lothar. Leipzig, Baldamus. 1879. 8. 2 M.

Dies Werkchen wird als leicht geschriebene, anspruchslose und doch unterhaltende Lektüre das Misbehagen vertreiben, welches die obigen Vorgänger desselben bei vielen Lesern hervorrufen dürften. Leid und Freud des Seecadetten wird uns in den „Marine-Novellen" in zwei Varianten geschildert. Im „Marine-Onkel", einer Lustspielfigur ähnlich dem Vetter im Benedix'schen Lustspiel, zeichnet der Verfasser einen kinderlosen Witwer, der aus Liebe zu seinem Neffen, dem Cadetten Heinrich Hanstein, diesen in ein tragikomisches Misverständniß verwickelt, das sich am Ende für alle Theile befriedigend aufklärt, uns

aber angenehm und heiter unterhält. Die zweite Novelle: „Cadettenliebe", behandelt die Erfahrungen des flotten, vielversprechenden, übermüthigen Cadetten Max von Stavenhagen, der als Rival seines Vorgesetzten, des Kapitänlieutenants Hermsdorf, auftritt und natürlich eine glänzende Niederlage erleidet, während der entsagungsvoll gestimmte, wirklich begünstigte Liebhaber durch die endliche Vereinigung mit der Jugendgeliebten zuletzt doch das Glück findet, das sein edles Herz und sein männlicher Charakter verdienen. Ein frischer, kecker Humor, vereint mit warmer Empfindung, weht wie eine wohlthuende Seebrise durch diese kleinen Geschichten und wirkt angenehm erfrischend auf den Leser; auch die strenge Kritik muß gute Miene zum lustigen Spiel machen.

12. Nanni. Ein Puppenmärchen für große Kinder. Von ***. Leipzig, Barth. 1878. Gr. 8. 3 M.

Es ist gewissermaßen die Lebensgeschichte einer Marionette, die auf ihrer bunten wechselvollen Lebensfahrt uns von den Schicksalen ihrer jeweiligen Besitzer in der reizendsten frischesten Weise zu erzählen weiß. Die Streiflichter der Ironie und Satire durchschimmern das Ganze, als dessen eigentlicher warmer Grundton der Humor anklingt, das poetisch empfangen und wiedergegeben ist und in dem die Phantasie voll und frei ihre leuchtenden Schwingen entfaltet. Es ist ein Buch, dessen Lektüre einen angenehmen, wohlthuenden Eindruck macht, und an dessen heiterer Fabel mit allen ihren lustigen Eigenthümlichkeiten sich das Herz so recht von Grund aus erfrischt.

Zur Geschichte des Kriegs von 1870 und 1871.

(Beschluß aus Nr. 31.)

2. Die Kämpfe zwischen der Seine und Marne vom 30. November bis 4. December 1870. Erste und zweite Schlacht bei Champigny-Villiers. Gefecht bei Mesly. Dargestellt von E. Niepold. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 2 M.

Unter den zahlreichen Schriften der Militärliteratur neuester Zeit dürfte das vorliegende kleine Werk einen ehrenwerthen Platz behaupten. Der Verfasser hat zum Gegenstand seiner mühevollen Arbeit sich eine der hervorragendsten Episoden aus dem Kriege von 1870—71 auserwählt: die Kämpfe zwischen Seine und Marne, und zu deren Schilderung die umfangreichsten Quellen wie seine eigenen Wahrnehmungen benutzt. Bemerkt sei hierbei, daß ihm die Angaben des dreizehnten Heftes des Generalstabswerks noch nicht zur Disposition standen. Gewissermaßen als Einleitung zeichnet der Verfasser zunächst ein sehr treffendes Stimmungsbild der Belagerten von Paris und fügt demselben eine Angabe über die Stärke und Eintheilung der Heereskräfte hinzu, über welche die Hauptstadt zu gebieten hatte. Diesen Mittheilungen folgt in durchaus zweckentsprechender Weise eine Beschreibung des Terrains zwischen Seine und Marne, verbunden mit einer Nachweisung über die Besetzung derselben durch die deutschen Truppen und über die von denselben ausgeführten Befestigungsarbeiten. Letztere entbehrten in vielfacher Beziehung der Vollkommenheit, namentlich machte sich bei den Befestigungen auf dem linken Flügel ein viermaliger Wechsel der Besatzungstruppen in nachtheiliger Weise bemerkbar, da der jedesmalige Höchstcommandirende seine persönlichen Anschauungen zur Geltung brachte, und dieses um so mehr, als er gezwungen war, seine vorhandenen Arbeitskräfte in Erwägung zu ziehen. Eine Befestigung nach einheitlichem System war demnach nicht ausgeführt. Aber auch auf dem rechten Flügel, der größtentheils von würtembergischen Truppen besetzt war, wurden die Arbeiten durch Mangel an Arbeitskräften wie an Schanzzeug sehr erschwert. Sie konnten überdies nur bei Nacht oder unter feindlichem Feuer ausgeführt werden, und man hatte sich daher begnügt, um ihre rasche Vollendung herbeizuführen, die Profile sehr schwach herzustellen.

Diesen Angaben folgt die Darstellung der beiderseitigen militärischen Verhältnisse am Schluß des Monats November. Französischerseits betreffen dieselben die von General Trochu angeordneten Maßnahmen behufs des beabsichtigten Durchbruchs der Ausfallsarmee; deutscherseits bringen sie die getroffenen Anordnungen für die Besetzung des Terrains bei dem bevorstehenden Kampf, bei welchem die würtembergische Division laut Befehl aus dem Hauptquartier durch alle disponiblen Kräfte der Maasarmee unterstützt werden sollte. Von vornherein verhängnißvoll für die Operationen der französischen Armee erwies sich die Verzögerung des Brückenschlags über die Marne infolge unvorhergesehener Hindernisse. Hierdurch wurde der ganze Angriffsplan durch die stattgehabten großen Truppenansammlungen verrathen, wie denn auch der moralische Eindruck von nachtheiliger Wirkung sowol auf die Armee wie die Bevölkerung war. Der hierauf am 30. November erfolgende französische Angriff führte zu der Schlacht von Villiers-Champigny und dem Gefecht von Mont-Mesly, in welchen 130000 Franzosen mit 400 Geschützen, unterstützt durch das verheerende Feuer ihrer Forts, in einem zehnstündigen Kampfe gegen etwa 26000 Deutsche mit 1900 Pferden und 108 Geschützen — würtembergische, sächsische und preußische Truppen — standen. Trotz kolossaler Uebermacht gelang es den Franzosen nur, sich der für die Vertheidigung ungünstig gelegenen Dörfer Brie und Champigny zu bemächtigen, doch vermochten sie nicht auf dem Plateau von Villiers-Coeuilly festen Fuß zu fassen. Ihre Armee war mit allen Bataillonen, 110 an der Zahl, im Feuer gewesen und hatte einen Verlust von 4—5000 Mann, worunter 950 Gefangene. Ihr moralischer Muth war stark erschüttert. Es erfolgte demnach auch am 1. December keine Erneuerung des Kampfes, vielmehr erbat Graf Serrurier einen Waffenstillstand bis 4 Uhr nachmittags behufs Auffuchung der Verwundeten, welcher auch genehmigt wurde.

Auf beiden Seiten verging der strenge Wintertag unter angestrengten Schanzarbeiten; jedoch war die Zeit der Waffenruhe den deutschen Cernirungstruppen offenbar günstig, da inzwischen Verstärkungen eintrafen. Schon

in der Nacht zum 1. December hatte der General von Fransecky aus dem Großen Hauptquartier den Befehl erhalten, die 3. Infanteriedivision, die Corpsartillerie des 2. Armeecorps, die 21. Brigade vom 6. Corps und die 7. Brigade auf dem Plateau nordöstlich Sucy zu vereinigen und den Oberbefehl über sämmtliche Truppen zwischen Seine und Marne zu übernehmen, inclusive der vom 12. Corps auf das linke Marneufer gesandten Abtheilungen. Die Vereinigung dieser Truppen konnte erst gegen Mittag des 1. December erfolgen, da der größte Theil derselben angestrengte Märsche zurückzulegen hatte. General von Fransecky stand demnach für diesen Tag von weitern Unternehmungen ab, ergriff dagegen am 2. December die Initiative durch Ueberfall der Dörfer Brie und Champigny. Der hieraus sich entspinnende Kampf führte in seiner Fortentwickelung zu der zweitägigen Schlacht von Champigny, oder der zweiten Schlacht von Villiers, deren ausführlichen und gediegenen Gefechtsbericht das Werk in sehr übersichtlicher Weise bietet. General Ducrot sah sich infolge derselben genöthigt, seine erschöpften Truppen am 4. December über die Marne zurückzuführen, und erbat für den 6., 7. und 8. December einen Waffenstillstand auf der Ostfront von Paris behufs Beerdigung der Todten. Der Angriff auf die deutschen Linien war somit gänzlich abgeschlagen und sollte auch in Zukunft keine Erneuerung finden, obgleich General Ducrot in seinem Tagesbefehl vom 4. December aus Vincennes seinen Truppen verkündete, daß der Kampf nur für einen Augenblick suspendirt sei und mit Entschlossenheit wieder aufgenommen werden würde. Ueber die Angabe der Verluste wollen wir hinwegsehen, sie weichen, namentlich was die deutschen Verluste betrifft, von den Angaben des Generalstabswerks ab, die uns jedenfalls als authentisch zu gelten haben.

Recht interessant sind die Betrachtungen am Schlusse des Werks. Dieselben zollen zunächst der Ausdauer und unerschütterlichen Bravour der deutschen Truppen und namentlich der tapfern 1. würtembergischen Brigade das wohlverdiente Lob und beleuchten dann in eingehender Weise den Angriffsplan des Generals Ducrot, indem sie sich dabei auf das Werk des General Favé: „Deux combats etc.“, stützen. Als Anhang sind dann noch die während und unmittelbar nach dem Kampfe veröffentlichten französischen officiellen Berichte beigegeben. Das Werk bietet somit alles, was von einer in engern Grenzen gehaltenen Arbeit verlangt werden kann; wir zweifeln daher keinen Augenblick, daß es vielseitig Anerkennung finden wird.

3. Geschichte der Beobachtung, Einschließung, Belagerung und Beschießung von Montmédy im Deutsch-Französischen Kriege von 1870—71. Auf Veranlassung der königlichen Generalinspection der Artillerie mit Benutzung der dienstlichen Quellen bearbeitet von Spohr. Mit 8 Beilagen, 4 Plänen und Karten. Berlin, Voß. 1877. Gr. 8. 7 M.

Der Verfasser hebt zunächst in einer sehr interessanten Vorrede hervor, daß ihm zur Bearbeitung seines Werks die sämmtlichen officiellen deutschen Actenstücke zur Disposition standen, ebenso auch eine Anzahl französischer officieller Acten, welche sich in dem Archiv der Artilleriedirection von Metz vorgefunden hatten. Aus letztern ergab sich, daß die französische Verwaltung bezüglich der Vertheidigung der Festung Montmédy von vornherein zwei große Fehler begangen hatte, indem sie es unterließ, als nothwendig erkannte fortificatorische Einrichtungen permanenter Natur in Ausführung zu bringen, dagegen Pläne für die Vertheidigung des Platzes bis ins Detail ausarbeitete, deren Voraussetzungen doch von der Initiative des Gegners abhingen. Als diese sodann anders ausfiel, war die Grundlage der getroffenen Dispositionen vernichtet, nebenbei aber auch ein niederschlagender moralischer Zustand geschaffen, der von Anfang an lähmend auf die Vertheidigung einwirkte. Zum eigentlichen Thema sodann übergehend, schildert der Verfasser zunächst die Befestigungswerke von Montmédy und hebt die militärische Bedeutung der Festung hervor, deren hauptsächlichster Zweck wesentlich ist, als Sperrfeste für eine Anzahl zum Theil wichtiger Communicationen zu dienen, von welchen wiederum die Sperrung der Ardenneneisenbahn als die wichtigste erscheint, da die Festung diese Bahn nicht nur beherrscht, sondern dieselbe auch gänzlich außer Betrieb zu setzen vermag. Zu diesem Zwecke sind der Tunnel von Tivoli wie der Viaduct von Thonne les Près mit allen Einrichtungen versehen, um ihre Zerstörung herbeizuführen, sodaß selbst nach Fortnahme der Festung der Feind die Bahn erst nach langer mühsamer Herstellungsarbeit wieder benutzbar machen kann. In der That war der erwähnte Tunnel denn auch bereits vor der Belagerung gesprengt worden, sodaß es alsdann einer mehr als vierwöchentlichen Herstellungsarbeit bedurfte, um den Betrieb aufnehmen zu können. Diese lange Verhinderung der Benutzung der Ardennenbahn war der Hauptgewinn, den die Franzosen aus der Festung zogen. Nebenbei übte dieselbe indessen auch einen störenden Einfluß auf die Etappenlinien Metz-Sedan und Sedan-Verdun und war selbst für die spätere Behauptung der Festung Sedan, welche theilweise nur sehr schwach besetzt werden konnte, nicht ohne Gefahr. Endlich gewährte der Ort einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von Flüchtlingen nach der Schlacht von Sedan ein Unterkommen und diente dem in den Ardennen sich entwickelnden Francs-Tireurs-Wesen als Stützpunkt.

Was die specielle locale Lage von Montmédy betrifft, so hebt der Verfasser hervor, daß die beinahe vollständige Isolirung der Bergfläche, welche den Ort krönt, in Verbindung mit dem hohen Grade von Sturmfreiheit und passiver Stärke, welche die Festung auszeichnet, derselben eine bedeutende Widerstandsfähigkeit gegen den Ingenieurangriff verleihen. Einem modernen Angriff, einem Bombardement gegenüber erscheint dagegen die Lage der Festung keineswegs günstig, da dieselbe in einem Bezirk von 2500—4000 Meter von einem Gürtel von Höhen umgeben wird, welche in frühern Zeiten ohne Einwirkung auf die Festung waren, jetzt aber sich dem Angreifer zur Anlage entfernter Batterien ganz natürlich darbieten. Diesen Verhältnissen war von seiten des französischen Ingenieurcorps nicht Rechnung getragen; in offenbarer Verblendung hatte man vielmehr die absolute Nothwendigkeit eines förmlichen Angriffs vorausgesetzt und die Schätzung des Widerstandes auf 35 Tage von Eröffnung der Laufgräben an berechnet. Auf diese falsche Annahme hin erfolgte sodann der Armirungsentwurf der Festung, welcher

nun seinerseits zu einer unrichtigen Wahl der Geschütze führte. Die Zustände und Vorgänge in der Festung bei Beginn des Kriegs zeigen das trostlose Bild der Unfertigkeit, Rathlosigkeit, Indisciplin, welches so allgemein bei der französischen Armee während des letzten Kriegs zu Tage trat: Zustände, die sich auch nicht änderten, als sich der Krieg der Festung unmittelbar näherte. Am 3. September rückte das 3. Garde-Ulanenregiment vor die Festung zur Beobachtung derselben. Eine Aufforderung zur Uebergabe unter Hinweis auf die niederschmetternden Nachrichten über den Ausgang der Schlacht von Sedan wies der Commandant kurz zurück. Am 4. September erhielt hierauf das Gardecorps den Auftrag, die Wegnahme der Festung zu versuchen. Es wurden hierzu die 2. Garde-Infanteriebrigade, 6 Escadrons Ulanen, die Corpsartillerie des Gardecorps, die Artillerie der 1. Garde-Infanteriedivision, sowie die 1. Garde-Pioniercompagnie mit einem Theil des leichten Feldbrückentrains commandirt und unter Befehl des Generals Prinzen Hohenlohe gestellt. Derselbe ließ nach Umstellung der Festung am 5. September $9^1/_2$ Uhr früh das Feuer aus 11 Gardebatterien eröffnen, welches bald eine unbeschreibliche Verwirrung in der Festung hervorrief, da man wol auf einen regelmäßigen, förmlichen, nicht aber auf einen plötzlichen Artillerieangriff gefaßt war. In der Oberstadt brach Feuer aus und nahm größere Dimensionen an, auch auf der Südseite standen drei bis vier Häuser in Flammen. Diesen Moment, $11^1/_2$ Uhr, hielt der Prinz Hohenlohe geeignet, der Festung nochmals eine Capitulation anzubieten, die jedoch abermals abgelehnt wurde. Um 1 Uhr nahmen die Batterien ihr Feuer wieder auf und setzten es bis 2 Uhr fort. Da indessen ein weiterer Erfolg nicht abzusehen war, die Truppen des Prinzen überdies noch einen Marsch von etwa drei Meilen in der Richtung nach Châlons zurückzulegen hatten, so erhielt die Artillerie Befehl, das Feuer einzustellen. Die Festung war in ihrem Innern hart mitgenommen, die Wälle indessen, einige Schanzkorbblendungen abgerechnet, völlig intact. Dagegen hatte das Bombardement die demoralisirendste Wirkung sowol auf die Besatzung wie auf die Einwohner ausgeübt. Zahlreiche Mobilgarden desertirten, und ebenso verließen die meisten Einwohner die Oberstadt. Letzterer Umstand kam indessen der Vertheidigung zugute, da die bisher erbärmlich untergebrachte Besatzung nun in Privathäusern einquartiert werden konnte. Auch gewann die kleine Festung nach Fortschaffung der Brandtrümmer an innerm Raume. Infolge der Schlacht von Sedan hatten sich vielfach Flüchtlinge in Montmédy angesammelt, deren größter Theil sich freilich wieder entfernte; indessen gelang es dem Commandanten doch, aus den Uebriggebliebenen 4 Compagnien zu 150 Mann zu formiren. Von diesem Zeitpunkt an begann die kleine Festung durch ihre verstärkte Besatzung sich den deutschen Etappenstraßen von Sedan über Stenay nach Damvilliers und Etain wie der von Sedan nach Verdun in sehr lästiger Weise fühlbar zu machen, was zu mehreren kleinen, den Franzosen günstigen Gefechten führte. Aber auch in anderer Beziehung war man in der Festung nicht ganz unthätig gewesen. Am 11. September wurde zur Rettung des Eisenbahnmaterials der Tunnel an beiden Enden, und vom Viaduct am Tivoli zwei Bogen gesprengt. Ferner war man zur Bildung von Francs-Tireurs-Banden aus regelmäßigen Truppen geschritten, eine Maßregel, die sich aber nicht bewährte und auch französischerseits Misbilligung fand. Endlich hatte der neue Commandant der Festung, Tessier, zweckentsprechende Maßregeln gegen ein neues Bombardement getroffen.

Erst Mitte November vermochte man deutscherseits zu einer Einschließung der Festung zu schreiten. Dieselbe erfolgte nach den Gefechten vom 15. und 16. November durch die 27. Infanteriebrigade. Letztere hatten einen so deprimirenden Eindruck auf die Besatzung ausgeübt, daß der Commandant sich bewogen fand, von jetzt an von größern Recognoscirungen Abstand zu nehmen. Die Schwierigkeiten, welche das gebirgige, von tief eingeschnittenen Flußthälern durchzogene Terrain den Einschließungstruppen entgegenstellte, führten zu einer Verstärkung derselben durch das 1. Bataillon des 15. Infanterieregiments. Indessen erst Anfangs December, nach Eintreffen der 14. Division vor Montmédy, trat der furchtbare Ernst des Festungskriegs an den Platz heran. Generallieutenant von Kamecke hatte den Major Schmelzer, Commandeur der Belagerungsartillerie, und den Major Treumann, Ingenieur en chef, vorausgesendet zur Recognoscirung des Angriffsterrains, wobei diesen Offizieren auf Grund der nach der Capitulation von Metz in deutsche Hände gefallenen Acten und Pläne die leitenden Directiven für den eventuellen abgekürzten förmlichen Angriff auf die Südwestfront mitgetheilt wurden. Zunächst jedoch sollte der Versuch gemacht werden, die Festung durch ein energisches Bombardement zur Uebergabe zu zwingen. Am 5. und 6. December fand die planmäßige Einschließung derselben durch die Division statt. Die nöthigen Vorbereitungen für die Beschießung dauerten jedoch bis zum 11. December; unter ihnen bot besonders der Transport des Artilleriematerials von Thionville die größten Schwierigkeiten dar, die durch Frost und Wetter bis aufs äußerste gesteigert wurden. Die Beschießung der Festung erfolgte sodann am 12. und 13. December unter den ungünstigsten Witterungsverhältnissen, war jedoch von sehr großer Wirkung. In der Stadt war an mehrern Stellen Brand ausgebrochen, und die Angriffsfront war durch Front-, Seiten- und Rückenfeuer stark mitgenommen. In den Kasematten, wo die müßigen Soldaten sich der Trunkenheit ergaben, begann schon die Meuterei. Auch auf den Wällen bemächtigte sich allmählich der Artilleristen die Entmuthigung, hervorgerufen durch das Gefühl ihrer Wehrlosigkeit, während sich die Verluste in beträchtlicher Weise mehrten. Am 13. December, nachmittags 3 Uhr, bemerkte man, daß zwei 21-Centimeter-Langgranaten tief in die blendirte Mauer des mit ungefähr 500 Centner Pulver belegten Hauptpulvermagazins eingedrungen waren. Es stand zu befürchten, daß eine dritte unfehlbar die Wand durchdringen und das Magazin in die Luft sprengen werde. Das wäre aber gleichbedeutend mit dem gänzlichen Untergang der Festung gewesen. Infolge dessen entschloß sich der Commandant Tessier, unter Beistimmung eines zusammenberufenen Kriegsraths, zur Capitulation. Die Uebergabe erfolgte am 14. December.

Wir wollen hiermit unsere Aufzeichnungen schließen, erlauben uns indessen noch aus den interessanten Schluß-

betrachtungen folgende Stelle hervorzuheben. Der Verfasser sagt:

Wirft man einen Rückblick auf die Rolle, welche die kleine Festung Montmédy im Kriege 1870—71 gespielt hat, so muß man gestehen, daß sie der deutschen Kriegsführung trotz ihrer mangelhaften Ausrüstung und Besatzung genug zu schaffen gemacht, ja als Sperrfeste der Ardennenbahn ihre Aufgabe gut gelöst hatte, indem sie schließlich noch zur Heranschaffung eines Trains von etwa 50 schweren Belagerungsgeschützen nöthigte. Erst am 16. Januar war der gesprengte Tunnel u. s. w. nach angestrengter Arbeit hergestellt, sodaß er wieder passirt werden konnte.

Hierzu kommt, daß die active Thätigkeit der Festung nach außen für die Etappenstraßen äußerst störend war, und daß bei besserer Oberleitung die Festung auch zeitweise für die Behauptung von Sedan gefährlich werden konnte, wo sich ein immenses Beutematerial befand.

Wir können das Spohr'sche Werk als ein gediegenes bezeichnen; besonders sind die ins Detail gehenden Angaben und Ausführungen des Verfassers vom militärischen und namentlich vom artilleristischen Standpunkt aus beurtheilt, überaus werthvoll und anerkennenswerth.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

„«Die Grandidiers» von J. Rodenberg", sagt die „Saturday Review", „sind einer der leichtesten und angenehmsten Romane, die uns Deutschland in letzter Zeit gegeben hat, interessant was die Erzählung, und geschmackvoll was den Stil betrifft. Die Handlung hat Wahrscheinlichkeit, und der Dialog ist sehr geschickt gehandhabt, ohne jene endlosen steifen Reden, mit denen deutsche Romanschriftsteller uns häufig peinigen. Die Charaktere sind äußerst natürlich, und der ältere Grandidier besonders ist ein vorzügliches Porträt des typischen französischen Hugenotten, mit seinem gediegenen Werthe und seinen harmlosen Schwächen. Der schwächste Theil des Werks ist das Hineinziehen eines falschen Nationalgefühls in Verbindung mit der Annexion von Elsaß-Lothringen."

In Nr. 1225 desselben Blattes heißt es über „Zur venetianischen Geschichte" von Leopold von Ranke, der Stil aller dieser Essays verdiene Beachtung; wenngleich äußerst einfach, so besitze er doch eine classische Vollendung, die weder in des Verfassers spätern Werken noch in der deutschen Geschichtschreibung überhaupt zu finden sei.

Die „Geschichte Baierns" von S. Riezler wird besonders wegen der Beachtung gepriesen, die sie dem Fortschritt der Cultur, der Pflege der Wissenschaft und den kirchlichen und juristischen Einrichtungen schenkt, welcher nur langsam aus der Barbarei sich emporgearbeitet habe.

Ueber „Leben Charlottens von Schiller" von Karl Fulda sagt das Blatt, es habe dieses Buch insofern Anspruch auf eine gewisse Originalität, als es seine Heldin ihre Geschichte in ihren eigenen Worten erzählen lasse. Thatsächlich jedoch nähmen die verbindenden Glieder der Erzählung beinahe ebenso viel Raum ein wie die Auszüge aus Charlottens Briefen, und sie habe so wenig über sich selbst, abgesehen von ihrem Gatten zu sagen, daß die Erzählung und der Briefwechsel zusammen sich nur als eine neue Miniaturbiographie Schiller's nach einem etwas neuen Plane darstellen. Als solche könne das Werk empfohlen werden, doch mehr als ein Seitenstück zu genauern und ausführlichern Memoiren, denn als Ersatz für solche.

Die „Streifzüge auf dramatischem und kritischem Gebiet" von H. A. Bulthaupt seien klar und verständig und fast immer auf die Darstellung des Stücks bezogen. Die interessanteste Kritik kleinerer Stücke sei die von Grillparzer's „Der Traum ein Leben".

Schließlich heißt es daselbst betreffs „Männer und Frauen in Gespräch zusammengeführt von Walter Savage Landor. Auswahl und Uebersetzung durch Eugen Oswald": „Wir hoffen, seine Landsleute werden es für einen annehmbaren Dienst halten, den ihnen der Herausgeber geleistet, daß er Landor in die deutsche Literatur eingeführt hat. Wenige englische Schriftsteller tragen so entschieden wie dieser den classischen Stempel, der überall Geltung sichert, oder sind, eine gewisse Mene fast trotziger englischer Unabhängigkeit ausgenommen, weniger von nationalen Eigenthümlichkeiten behaftet, die ihre Würdigung seitens ausländischer beeinträchtigen könnten. Oswald's Auswahl ist mit Verständniß getroffen, die einleitende Lebensskizze ist genügend und geschmackvoll, kann jedoch in einigen Fällen als zu mild im Urtheil gegen Landor angesehen werden, wo solche Nachsicht unverdienten Tadel anderer involvirt".

„The Atlantic Monthly" spricht sich sehr günstig über Paul Heyse's „Das Ding an sich" aus.

In „Mind", der bekannten englischen philosophischen Vierteljahrsschrift, bespricht Coupland, und in der französischen Monatsschrift „Revue Philosophique" Reinach „Die Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" von E. von Hartmann. Von Reinach ist bisjetzt nur der erste Artikel darüber erschienen, der, wie Coupland's abschließender, sich zumeist auf eine bloße Analyse des Inhalts des Werks beschränkt; doch neigen beide, wie es scheint, zu einer günstigen Beurtheilung desselben.

Bibliographie.

Auer, Adelheid v., Victoria Concordia. Novelle. Leipzig, Schulze u. Comp. 8. 1 M. 20 Pf.

— — Das Herz auf dem rechten Fleck. Ein Kapitel aus dem Roman eines jungen Mädchens. Leipzig, Schulze u. Comp. 8. 4 M.

Bartsch, K., Sagen, Märchen und Gebräuche aus Meklenburg. 1ster Bd.: Sagen und Märchen. Wien, Braumüller. Gr. 8. 8 M.

Der Bauer Claus. Ein Meklenburger Fastnachtsspiel aus der Reformationszeit übertragen von A. Freybe. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 1 M.

Fastenau, J. B., Gabriele, die Waise auf Rosenburg. Historisches Gemälde aus dem Ende des 16. Jahrhunderts. Graz, Vereins-Buchdruckerei. 8. 2 M.

Hackländer, F. W., Der alte Lehnstuhl. Gemeinschaftliche Arbeit. Madame Lohengrin. Erzählungen. Stuttgart, Krabbe. 8. 5 M.

— — Letzte Novellen. Mit seinem ersten literarischen Versuch. Stuttgart, Krabbe. 8. 5 M.

Ihne, W., Römische Geschichte. 5ter Bd.: Der Verfall der Republik. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Der deutsch-französische Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. 15tes Hft. 2ter Thl.: Geschichte des Krieges gegen die Republik. Die Sicherung der Einschließung von Paris und die Ereignisse vor der französischen Hauptstadt bis zum Beginn des Jahres 1871. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 4 M.

Küster, T., Franz Milens und Sohn. Novelle. Leipzig, Schulze u. Comp. 8. 3 M.

Lindau, R., Gute Gesellschaft. Roman. 2 Bde. Breslau, Schottländer. 8. 7 M. 50 Pf.

Milow, S., König Erich. Trauerspiel. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 1 M. 50 Pf.

Mühlfeld, L., Der Goldteufel oder die sieben Todsünden. Historischer Roman. 1ste u. 2te Lfg. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 50 Pf.

Mülder, J. G., Die Gräfin Gertrud von Bentheim. Geschichtliche Erzählung aus der Kampfeszeit der reformirten Kirche. Leer, Meyer. 1878. 8. 1 M. 75 Pf.

Pettersch, C. H., Apollonius von Tyana, der Heiden-Heiland. Eine philosophische Studie. Berlin, Mayer u. Müller. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Pfleiderer, E., Zur Ehrenrettung des Eudämonismus. Tübingen, Fues. Gr. 4. 1 M. 20 Pf.

Stempel, M., Auf leichten Schwingen. Gedichte. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 16. 2 M.

Walter, E., Der Socialisten-Staat. Schauspiel. Breslau, Leuckart. Gr. 16. 1 M.

Wertheimer, J. v., Eudocia. Historisches Drama. Wien, Rosner. 8. 2 M.

Das goldene Zeitalter. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 33. — 14. August 1879.

Neue deutsche Schau- und Lustspiele.

1. Die Liebesproben des Cervantes. Schauspiel von Karl Richard Woldemar Uschner. Hamburg, J. F. Richter. 1878. 8. 2 M.

Wir können uns bei der Besprechung dieses Schauspiels sehr kurz fassen: sein ganzer Inhalt ist formloses Stammeln in Vers und Prosa, ohne irgendwelches dramatisches Verständniß, ohne Charakterzeichnung und Poesie. Es ist eine Reihe von Scenen ohne jeden organischen Zusammenhang und die Diction steckt noch in Wort und Ausdruck tief in den allerersten Stilübungen. Und zum Helden dieses Schauspiels ist noch obendrein der große Dichter Cervantes erwählt, der seine große poetische Begabung, wie folgende Probe bezeugt, kundzugeben versucht:

> O farbenreiches Bild der Zeit hier, das
> Selbst Romas Malerzunft verblüffte, denn
> Der Dichter staunt und kann es nur verschweigen.
> Doch fort mit Träumerei, die Morgenbruch
> Verscheucht, denn schon entkleidet eben sich
> Des eitlen Scharlachstaats die Sonne, die
> Um Malergunst gebuhlt, zur Tagesarbeit;
> Der Fahrwind drängt zu Bord; das krause Meer,
> Sowie ein ausgeruhter Lastenträger,
> Hebt sich mit Schiffsfracht wohlgemuth, und wie
> Die Elemente Luft und Wasser, und
> Die thauerfrischte Erd' ihr Tageswerk
> Begonnen, beut der Menschen pflichtbetrautes
> Geschlecht sich rührig; opfermuthige Mütter,
> Die Braut, die nie gemahnte Schuldnerin
> Von Abschiedsküssen, Frauen mit Proviant
> Umdrängen das Geschwader; Priester weihen
> Die Fahnen, oder bannen die Gefahren
> Des Halbmonds mit dem Kreuze; buntgeschmückte
> Matrosen, rothbekappt wie Spechte, klettern
> Zum Fichtenhorst des Mastkorbs; Lootsen sind
> Als flügge Schwalben ungeduldig schon
> Dem Schwarm der Flotte vorgeeilt, am Deck
> Die Kanoniere, die mit Luntenbrand
> Alsbald die schwere Zunge dem Geschütze
> Zu lösen wissen, Spielvolk mit Posaun'
> Und Zinke, alle sammeln sich zum Tusche;
> Dort hält der General den Taktstock, da
> Das Admiralsschiff schon in Sicht, und nur
> Mein Troß, Neapler, lagert noch im Schilfe
> Als unfruchtbarer Blütenstaub. Ja, ich
> Muß mich bereiten, wie ich wirkungsvoll
> Mit Redekunst, wie sie der Feldherr da
> Von mir erheischt, die Neapolitaner
> Zur Fahrt gewinne; der Entscheidungsmorgen
> Ist angebrochen für Europa, und
> Trifft mich erwacht.

Diese Probe wird genügen, um Dichtung und Dichter zu kennzeichnen.

Jedenfalls ist das Schauspiel, schon seiner Formlosigkeit wegen, ungeeignet zur Aufführung. Zu einem Operntexte sind einzelne Bestandtheile darin vorhanden.

In der äußern dramatischen Form besser gearbeitet, doch ohne innern Gehalt, ist:

2. Ein Traum. Schauspiel in fünf Aufzügen von Julius W. Braun. Kassel, Holzstein. 1878. 8. 1 M. 50 Pf.

Von der Anlegung eines ästhetischen Maßstabes müssen wir absehen bei einer Dichtung, die allerdings in die Rubrik der Schauspiele gereiht ist, in der aber von den nothwendigsten Bedingungen, von Vertiefung der Charaktere, Logik und dergleichen wenig zu finden ist und von einem sauber ausgeführten Kunstwerk gar nicht die Rede sein kann. Es ist ein Tendenzdrama der plumpsten Art, in dessen Hauptpersonen sich Bürgerthum und Adel in einer unmotivirten Weise gegenübergestellt sind und der Adel die Kosten der moralischen Zeche bezahlen muß: ein Stück für den Janhagel, in dem von Begeisterung und Erhebung, Poesie und Schönheit keine Spur zu finden ist; eine schlecht erfundene Novelle, gut oder übel in den dramatischen Rahmen gezwängt.

Von mehr dramatischer Gestaltungskraft und unleugbarem Talente zeugt:

3. Kinder der Zeit. Schauspiel in fünf Acten von Felix Geber. Berlin, Lassar. 1878. 8. 1 M. 50 Pf.

Man weiß freilich nicht recht, ob es der Verfasser mit seiner rührenden Liebesgeschichte ernst gemeint, die überall den Anfänger verräth und in der noch zu vieles unvermittelt dazwischenläuft. Es ist eine lustige Studentenkomödie mit einer Dosis Sentimentalität verquickt. Aus den meisten Scenen klingt der übermüthig kecke und oft sehr ungenirte Ton der Studentenkneipe heraus, der vielleicht in einen flotten Schwank passen würde, aber in kein Schauspiel. Ein kleiner Beweis dafür:

Kinder, ich glaube, ich bin zum ewigen Senior der Burgundia bestimmt. Seht, es ist nun bald das dritte mal und in jedem Falle das letzte, daß ich gewappnet mit einer seltenen Dosis von Unwissenheit, herrlich vorbereitet auf die fünfundzwanzig am häufigsten vorkommenden Fragen vor die drei Blutrichter trete, so man Examinatoren nennt, aber ach, ich fürchte, sie werden mich, die verblendeten Sterblichen, zum dritten male verbannen.

Wir halten das Schauspiel mit seiner vorgedruckten Widmung und seinem vielverheißenden Titel für einen scherzhaften Versuch. Jedenfalls wird der Verfasser gut und klug handeln, wenn er sein Talent erst ausreifen läßt, sich zuvor das noch Fehlende aneignet, ehe er derartige Versuche in die Welt hinausschickt. Der deutschen Bühne soll man das Beste bieten, nicht Uebungsversuche.

Besser nach Form und Inhalt ist:

4. Versöhnt. Schauspiel in vier Aufzügen von Hermann Voget. Wien, Rosner. 1878. 8. 2 M.

Der Griff in das volle Menschenleben ist nicht stets ein glücklicher zu nennen; denn nicht immer ist es da, wo man es packt, interessant, wenn wir auch bereitwillig zugestehen, daß sehr viel auf die Behandlung, auf den Dichter ankommt; der zu dem uns vorliegenden Schauspiel gewählte Stoff, würde sich unzweifelhaft vortheilhafter zu einer Novelle haben verarbeiten lassen, als zu einem Drama, zu welchem ihm vor allem andern große Leidenschaften fehlen.

Graf Lothar von Wendenstein lebt in glücklicher Ehe mit seiner jungen schönen Gemahlin Helene, die mit inniger Hingabe an ihrem Manne hängt. Wendenstein ist einer jener freisinnigen Politiker, wie sie die neue Aera in Oesterreich mehrfach erzeugt hat, und scheint sogar die Copie eines sehr bekannten Originals zu sein. Idealist im besten Sinne des Wortes, genießt er das allgemeine Vertrauen und ist Mitglied des Herrenhauses seines Vaterlandes. In seinem Schlosse befindet sich zur Zeit besuchsweise eine Verwandte Helenens, eine Fürstin Solkowski, die nach allen Richtungen hin den entgegengesetzten Standpunkt Wendenstein's einnimmt, und der im geheimen eifrig wühlenden ultramontan-reactionären Partei angehört. Auch ihr Aufenthalt in Wendenstein's Hause hat nur den Zweck, im Verein mit ihrem Beichtvater für ihre Partei thätig zu sein, und Wendenstein entweder zu gewinnen oder unschädlich zu machen, da man ihn für sehr gefährlich hält. Das Motiv hat mit dem Reiz der Neuheit auch das Interesse verloren, ja es macht im gegenwärtigen Falle einen widerlichen Eindruck, aber da es einmal vorhanden ist, müssen wir auch mit ihm rechten.

Die Fürstin hegt keinerlei Bedenken, in den Ehefrieden Wendenstein's störend einzugreifen, auf die Gefahr hin, das Lebensglück Helenens zu trüben. Sie beschuldigt Wendenstein, den seine übernommenen Pflichten viel an die nahe Residenz fesseln, der Untreue und der Zufall kommt ihr dabei zu Hülfe. Wendenstein hat auf seinen frühern Reisen in England die Witwe seines zeitig verstorbenen Jugendfreundes, eines Grafen von Hoheneck, kennen gelernt und auch eine innigere Neigung für sie empfunden. Aber Magdalene, eine ideale Frauennatur, hat Wendenstein's Neigung nicht erwidert und in das Gefühl der Freundschaft umzuwandeln gewußt. Sie lebt nur der Erziehung ihres Knaben und bleibt dem Angedenken ihres geliebten Mannes unverbrüchlich treu. Der Vater ihres verstorbenen Gatten erkennt jedoch die Ehe seines Sohnes nicht an, und hält das Kind Magdalenens für die Frucht eines unerlaubten Liebesverhältnisses. Um nun für sich und ihr Kind ihre guten Rechte zu erstreiten, ist Magdalene mit ihrem Kinde nach Deutschland gekommen und hat Wendenstein die Anzeige, verbunden mit der Bitte um seinen freundschaftlichen Beistand, gemacht. Diese briefliche Anzeige, aus der die Fürstin eine sträfliche Neigung Wendenstein's herausliest, hat sie unterschlagen und später in die Hände der arglosen Helene, als Beweis des Verraths ihres Gemahls gespielt. Das ausgestreute Samenkorn faßt Wurzel, Helene beginnt Mistrauen in ihres Mannes Treue zu setzen, sie schöpft Argwohn und Eifersucht schleicht in ihre Brust. Angespornt von Mistrauen und Eifersucht tritt sie vor Magdalene, ist betroffen von so viel Geist und Schönheit als sie bei ihr findet und fühlt sich tief unglücklich. Darin glaubt die Fürstin die schärfste Waffe zur Niederschmetterung Wendenstein's gefunden zu haben und ihrer Sache einen großen Dienst zu leisten. Dem gegenüber ist ihr die Zertrümmerung des Lebensglücks zweier Menschen unbedeutend. Diese Vermischung des Tendenziösen mit dem rein Menschlichen ist höchst unerquicklich. Es tritt uns aus dieser Art Motivirung ein Unvermögen des dramatischen Dichters entgegen, das sehr bedenklich ist. Schon meint die Fürstin zu triumphiren, aber sie hat ohne Liebe gerechnet und diese siegt schließlich. Helene, von der Wahrhaftigkeit und Treue ihres Gatten überzeugt, stürzt sich in seine Arme und ebenso schmilzt Magdalenens Wesen die starre Rinde von Hohenstein's Brust und sie findet mit ihrem Kinde volle Anerkennung ihrer Rechte und liebende Aufnahme in Hoheneck's Hause. Während Hohenstein und Wendenstein sich anschicken, in die ihnen angebotenen höchsten Ehrenstellen des Staats mit frohem Muthe einzutreten, muß die Fürstin Solkowski mit ihrem Beichtvater knirschend und in ohnmächtiger Wuth das Weite suchen.

Der scenische Aufbau sowol wie die Charakterzeichnung lassen noch mancherlei zu wünschen, denn oft glauben wir, es weniger mit lebenden Menschen als mit bloßen Figuren zu thun zu haben. Die Diction ist edel, aber die Motive können wir nicht billigen. Die Farben des dramatischen Bildes sind stellenweise zu dick aufgetragen und oft auch nicht genug verrieben. Die Tendenz drängt sich hier und da zu sehr in den Vordergrund, und der Briefdiebstahl ist ein zu verbrauchtes Mittel; dennoch zweifeln wir nicht an der Bühnenwirksamkeit des Schauspiels, das freilich nicht danach angethan ist, eine Lücke unsers Bühnenrepertoire

dauernd auszufüllen. Jedenfalls bietet uns der Verfasser für die Zukunft die Gewähr, Besseres auf dem Gebiete des Dramas schaffen zu können.

Wenn ein langathmiges Geplauder ohne Geist und Witz, scenische Versuche und stilistische Uebungen die Berechtigung zu der Bezeichnung Lustspiel verleihen, so hat dieselbe auch:

5. Liebesscherz. Lustspiel in drei Aufzügen von F. Fittica. Marburg, R. Friedrich. 1878. 8. 2 M.

Der vielversprechende Titel trägt allerdings den Scherz an der Stirn, aber in dem Lustspiel ist leider keine Spur davon zu finden. Der Dialog ist ein Conglomerat geschraubter und gesuchter Redensarten, ohne geistreiche Wendungen, und selbst den Situationen fehlt jeder Schimmer von Komik, um dadurch doch einigermaßen die gewählte Bezeichnung zu rechtfertigen. Die an sich unbedeutende Handlung sickert wie ein Thautropfen durch dichtes Blattgeflecht mühsam durch das triviale Geschwätz, um am Ende des dritten Acts da anzukommen, wo sie schon im ersten Act hätte ankommen müssen, wenn es nicht der Laune eines verliebten eigensinnigen Mädchens beliebte, sich und das Publikum, das diesen Liebesscherz zu schauen verlangt, drei Acte lang auf die Folter der Langeweile zu spannen und zu quälen. Daß das Lustspiel auch Einzelheiten enthält, die dem Titel besser entsprechen, soll nicht ungesagt bleiben. Wenn so mancher unserer feinwollenden Lustspieldichter doch Lessing's goldene Lehren beherzigte, es würden gar viele Dilettantenversuche zurückgehalten und der deutschen Bühne nicht die Zumuthung gestellt werden, todtgeborenen Geisteskindern Leben einzuhauchen. Auch dieser Liebesscherz wird auf der Bühne keine Heimstätte finden.

Eine fast zu harmlose Plauderei ist:

6. Sommerfrische. Plauderei in einem Acte von O. Sachse. Leipzig, Rasch u. Comp. 1877. 8. 50 Pf.

Die Variation eines schon zu vielfach variirten Themas hat fast immer den Nachtheil, daß sie keinen neuen und originellen Gedanken mehr zu bieten vermag. Es fehlt zwar dieser „Sommerfrische" nicht an Munterkeit, wol aber an eigentlichem Witz. Doch ist die Plauderei noch immer gut genug, eine etwaige Lücke vergnüglich auszufüllen.

Mit unleugbarem Talente für die dramatische Dichtung und großer Begabung für den scenischen Aufbau tritt uns Hugo Bürger entgegen:

7. Theater von Hugo Bürger. Der Frauenadvocat. Lustspiel in drei Acten. Die Modelle des Sheridan. Lustspiel in vier Acten. Berlin, Liepmannssohn. 1877. 8. 4 M. 50 Pf.

Soviel uns bekannt, sind dies die Erstlinge eines jungen vielversprechenden dramatischen Dichters in der Hauptstadt des Deutschen Reichs, und man übersieht gern manche Mängel und Schwächen, wenn uns ein ursprüngliches Talent begegnet wie hier. Beide dramatischen Arbeiten sind indeß nicht, was sie im ausgesprochenen Sinne des Wortes sein wollen, denn weder „Der Frauenadvocat", noch weniger „Die Modelle des Sheridan" sind Lustspiele. Dazu fehlen ihnen Humor, Komik sowol in den Situationen als den Charakteren; dazu ist der Dialog zu nüchtern und witzlos und entbehrt zu sehr der treffenden und pikanten Pointen. Aber es sind auch keine Schauspiele, dazu mangeln ihnen ergreifende Elemente, Leidenschaft, der Nerv der Kraft und die Weihe der Poesie. Im „Frauenadvocat" werden uns zu viele Figuren vorgeführt, deren Bekanntschaft wir schon bei Bauernfeld oder Benedix gemacht haben, darunter auch die unerlaßliche reiche Erbin mit ihrem Emancipationsdrang und ihrer Sehnsucht nach einem vollen starken Herzen, das sie um ihrer selbst und nicht um ihres Vermögens willen liebt. Sie will den Mann ihrer Wahl durch ihre Hingebung beglücken, aber dabei selbst glücklich werden. Deshalb ist das Maskenspiel des Gefühls stellenweise zu gewagt, und verliert dadurch den festen Grund der Wahrscheinlichkeit; denn es ist tausend gegen eins zu wetten, daß eine junge lebenslustige und hochgebildete Dame wie Pauline, wenn ihr in dem Momente, wo sie mit überströmendem Gefühle dem Manne ihrer Herzenswahl, dem Advocaten Hecht, ihre Liebe gesteht, statt des erwarteten Gegengeständnisses eine schroffe Zurückweisung zutheil wird, gleichviel, ob sie mit schwerem Herzen gegeben ist, nie wieder an die Neigung dieses Mannes glauben, ja daß ihre Empfindung sogar in das Gegentheil umschlagen wird. Sie begreift die Entsagung um der Freundschaft willen nicht, weil sie ja eigentlich das Opfer derselben ist. Daß sie sich aber denselben Mann schließlich noch gewissermaßen erkauft, das muthet doch gar zu eigenthümlich an. Wir halten diese ganze Schlußsituation für eine sehr gewagte und dieses verdeckte Spiel mit den heiligsten Empfindungen für unnatürlich. Dem Lustspiel fehlt, bei seiner recht geschickten scenischen Mache, bei dem Talent, das uns daraus entgegentritt, dennoch die Möglichkeit einer nachhaltigen Wirkung. Es enthält zu viel Gemachtes, zu viel Raffinement und zu wenig wahre Natur.

Noch viel weniger Lustspielbestandtheile enthalten die „Modelle des Sheridan", wenn ihnen auch ein bis zu einem mäßigen Grade fesselndes Interesse nicht abgesprochen werden kann. Die „Lästerschule" des Sheridan hat zu ihrer Zeit in England großes Aufsehen erregt, weil sie ein scharfer Spiegel der Fehler und Gebrechen der damaligen bessern Gesellschaft Englands war. Aber diese Zeit liegt weit hinter uns, die „Lästerschule" selbst ist dem größten Theile des deutschen Publikums wol nur dem Namen nach bekannt, keineswegs mehr ein Spiegelbild unserer modernen Gesellschaft, veraltet und deshalb auch interesselos. Allerdings lassen sich einzelne Aehnlichkeiten und Beziehungen herausfinden, weil das Wahre nie veraltet; aber sie erscheinen dann sehr gesucht und üben keine Wirkung aus. Das Raffinement, das Versteckspiel mit den heiligsten Gefühlen ist auch in diesem Lustspiel vorherrschend. Dabei tritt uns die schwache Seite des Verfassers deutlich vor die Augen, in dem Mangel an poetischer Weihe und Begeisterung, in der allzu großen Nüchternheit des Ausdrucks, denn bei aller lapidaren Kürze entbehrt der Dialog des funkelnden Esprit, der eigentlichen Würze, der packenden, zündenden Stellen. Unsere hochgespante Erwartung auf den Inhalt der aus einer tödlichen Verletzung des Gefühls von Harriet durch Sheridan hervorgegangenen improvisirten Fabel im dritten Acte, wird bitter getäuscht. Diese Fabel ist ein so geist- und poesieloses Opus, dem obendrein Eleganz des Ausdrucks

und Schönheit der Form fehlen, daß man sich beklommen und abgekühlt fühlt. Wir bieten sie dem Lesepublikum, um unser Urtheil zu motiviren:

Ein Falke spielte einst den Sittenrichter,
Und wurde auch der Lehrer einer Taube.
Er sagte ihr, wie leicht die Welt den Spöttern,
Wie selten sie an Tugend glaube. —
Doch konnten beide es nicht hindern
— So rasch gedeiht der Bosheit Samen —,
Daß grade Falk und Taube bei den Spatzen
Ganz plötzlich ins Gerede kamen.
Nun breitet stolz der Falke seine Schwingen,
Und — flog davon. Wohin? —
Man sagt, die Spötter zu bestrafen. —
Doch könnten Taubenherzen sprechen,
Sie sagten euch, die Spötter sind's ja nicht,
Die Herzen stehlen, Herzen brechen.
Es war der kluge Falkenmoralist,
Der andrer Schwächen gern ergründet, —
Er hat dies Mittel sich erlaubt. —
Nun, Taube, lern's auch — überwinden;
Nicht er, der Zufall hat dein Herz geraubt.

Und in diesen lahmen nichtssagenden Versen soll sich der Haß eines geistreichen, schönen, koketten Weibes aussprechen, an deren Liebe Sheridan Verrath geübt haben soll. Der Moralzusatz Sheridan's ist nicht um ein Haar besser. Doch zeugen beide Lustspiele für das unleugbare schöne Talent des Verfassers, das ausreifend der deutschen Bühne gute Früchte tragen wird und sich bereits auch in neuesten Productionen auf derselben bewährt hat.

Karl Nissel.

Zur deutschen Literatur.

(Beschluß aus Nr. 32.)

Es folgt zunächst eine Sammlung weltlicher Lieder, und zwar historischer, die, wie die meisten dieses Schlags, weniger von poetischem als von historischem, besonders culturhistorischem, und nebenbei auch von sprachlichem Werthe sind. Ein unermüdlicher Sammler auf diesem Gebiete, dessen Fleiß und Eifer wir schon eine ganze Reihe ähnlicher Werke verdanken, hat uns damit beschenkt.

7. Die historischen Volkslieder vom Ende des Dreißigjährigen Kriegs bis zum Beginn des Siebenjährigen. Aus fliegenden Blättern, handschriftlichen Quellen und dem Volksmunde gesammelt von Franz Wilhelm Freiherrn von Dithfurth. Heilbronn, Henninger. 1877. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Am meisten poetisch unter diesen historischen Gedichten sind noch die Spottlieder, in denen sich der Unmuth über die verwirrten Welthändel harmlos entlädt. So heißt es in Nr. 11: „Theatri mundi, d. i. comödienweis dargestellte Begebenheiten, so in den Jahren Christi unsres Herrn 1653—57 in Summ ihren Vorgang gehabt" vom

Papst.

Ich hab vieles turbulieret
Und gemachet manchen Streich;
Freund und Feind auch angeführet,
Wie es mir gedienet gleich.
Jetzo kommt der Tod gegangen,
Gibt mir kein Tiara Schutz,
Werd nun sehn, was dort empfange,
Wo nur gute Thaten nutz.

Hab die Kirche stets geführet,
Vorgeschoben in dem Mund,
Doch im Herzen nur verspüret,
Was mir füllt den irdisch Schlund.
Solch's ist eigen allen Pfaffen,
Ihnen im Geblüte steckt:
Kirch zu reden, Bauch beschaffen,
Weil das nur alleinig kleckt.

Meiste Menschen seyn nur Kinder,
Oder alte Weiber zwar,
Solche zwacket man geschwinder,
Macht man sie zu Narren gar.
War mein Thun gleich nicht so übel,
Dann viel andrer Päpst Gespunst,
Papst ist Papst, seyn aus wie Tigel,
Heiß er Peter oder Kunz.

Einen erfreulichen Eindruck macht der Unwille, den die schändliche verrätherische Uebergabe von Straßburg an die Franzosen, bei den deutschen Unterthanen mehr als bei ihren Fürsten, hervorrief. Bekanntlich machte damals nur der würdige Ahne unsers großen Kaisers, der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, eine rühmliche, aber nichts fruchtende Ausnahme. Von ihm heißt es schon 1679 in einem „Ganz neuen Theatrum mundi" in seinem Namen:

O der Schmach und ew'gen Schande,
Daß mich alles so verläßt,
Und ich geben soll die Lande,
Die ich tapfer hielte fest.
Wenn nur Holland fest geblieben,
Hätt's dem falschen Ludewig
Zeigen wollen, was getrieben,
Statt daß man verlier' den Stich.

Hoffe, daß der Tag werd' kommen,
Da ich lehre dem Franzos,
Wie sein Trutz in Kur genommen,
Und mein Schwert geh auf ihn los.
Jetzo muß der Stärke weichen,
Und mich fügen ins Geschick;
Aber trügen nicht all Zeichen,
Kehrt einst größer her das Glück.

Heil uns, daß wir, genau nach 200 Jahren, diese bessere Zeit erlebt haben. Darauf folgen nicht weniger als sechs Lieder auf dieses schmachvolle Ereigniß von 1681, unter den Ueberschriften: „Straßburgs Fall", „Abgebildete Tapferkeit der festen Stadt Straßburg gegen den französischen Helden Monclas erwiesen", „Straßburg Schachmatt", „Straßburg", „Montclas und Straßburg", „Uebergabe von Straßburg", von denen das letzte mit der Strophe schließt:

Sag nimmermehr:
Venediger Macht,
Augsburger Pracht,
Straßburger G'schütz,
Nürnberger Witz,
Ulmer Geld,
Sonder sage:
Frankreich regiert die Welt!

Der verdienstvolle Herausgeber hat die Gedichte auch

mit einigen sprachlichen Erläuterungen begleitet, doch scheint auf diesem Gebiete nicht gerade seine Stärke zu beruhen. Mehrere Worte mögen wol auch dem Sprachforscher von Fach dunkel bleiben; andere aber, die öfter vorkommen, hätte er schon aus dem Zusammenhange besser erklären können. So heißt „G'spän" nicht: Steitigkeiten, denn dies heißt Span, sondern: Kameraden, Gesellen. Vgl. S. 112:

> Der tolle Hahn, sonst lieber G'spann,
> Will auch das Sein verspielen.

Auf dieser Seite heißt in den Worten:

> Was hilft's, daß er macht so viel Plerr
> Den Teutschen weit von hinnen?

Plerr doch wol nicht: Nebel, blauer Dunst, sondern: Geplärr. Bandisieren heißt nicht: bändigen, sondern bannen; und um nur noch ein auffallendes Beispiel aufzuführen: das so häufig vorkommende „bastant" ist das Participium Präsentis des italienischen bastare (wovon auch die bekannte Redensart: Und damit basta!, wenn ich nicht irre, zunächst ein Spielerausdruck, vgl. die Benennung des Grünobers im edeln „Schafkopf", kommt) und heißt also eigentlich: genügend, dann: dem Feinde gewachsen. Der Herausgeber erklärt es anfangs seines Buchs gar nicht; endlich auf S. 249 erklärt er: bastant werden = sich stellen, bestehen wollen, hält es also wol für ein deutsches Wort. Diese kleinen Ausstellungen sind natürlich nicht so gemeint, als wollten wir dem Herausgeber nicht unsern wärmsten Dank für die schöne Gabe darbringen.

Mit dem Ende des Siebenjährigen Kriegs sind wir in den Beginn der Blütezeit unserer deutschen Literatur eingetreten und wenden uns zunächst zu einem Schriftchen, welches einen kleinen vorläufigen Beitrag zum Studium des Klopstock'schen Hauptwerks bietet.

8. Zur Textgeschichte des Klopstock'schen Messias. Von Richard Hamel. I. Metrische Beobachtungen. (Inauguraldissertation.) II. Aphorismen aus der weitern noch ungedruckten Arbeit. Rostock, Werther. 1879. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Die metrischen Beobachtungen des Verfassers sind mit Geschick und Verständniß angestellt; da er aber in etwas prätentiöser Weise (überhaupt geht dieser Ton so ziemlich durch das ganze Schriftchen und verräth die Jugend oder wenigstens die Unerfahrenheit des Verfassers) schon auf dem Titel eine „weitere Arbeit" ankündigt, so wollen wir eine eingehende Kritik seiner Forschungen bis dahin versparen. Begreiflicherweise bin ich in dieser „weitern noch ungedruckten Arbeit" auf den Beweis begierig, den er mit den Worten verspricht: „Die neueste Hempel'sche Ausgabe, welche als «nach den besten Quellen revidirt» aufgetreten ist, hat sich zum Theil der schlechtesten Quellen bedient, wie ich nachzuweisen im Stande bin."

Der Verfasser wird fühlen, daß er diesen Beweis unter allen Umständen zu führen hat, auch wenn das versprochene Werk nicht zu Stande kommt; der Gegenbeweis wird nicht auf sich warten lassen, obgleich ich gestehen muß, daß mich ein gelindes Gruseln bei dem Gedanken befällt, mich wieder in diesen Wust von Lesarten stürzen zu müssen. Anerkennenswerth ist übrigens auch, daß der Verfasser eine Reihe von zeitgenössischen Kritiken wieder an das Licht zieht.

9. Lessing's Leben und Werke. Von H. Zimmern. Deutsche autorisirte Ausgabe von W. Claudi. Erste bis sechste Lieferung. Celle, Literarische Anstalt. 1879. Gr. 8. Jede Lieferung 1 M.

Es ist auffallend, daß ungefähr gleichzeitig sich zwei Engländer mit dem Leben und den Werken des großen Reformators des deutschen Dramas sich beschäftigt haben; noch auffallender aber, daß der eine dieser Engländer sogar eine Engländerin ist, Fräulein Helene Zimmern. Man sollte meinen, daß für eine Dame wenigstens das Leben dieses großen Mannes keinen besondern Reiz haben könne, wenn sie auch Geist genug besitzen mag, sich in seine Werke zu vertiefen. Wir wollen zunächst dieses Phänomen constatiren und die deutsche Damenwelt zur Nacheiferung auf diese Erscheinung aufmerksam machen. Auch mag dieser Umstand eine deutsche Uebersetzung dieses Werks rechtfertigen; mögen ihrerseits die deutschen Literaten dafür sorgen, daß sie nicht von den Ausländern überflügelt werden. Auch scheint gerade jetzt in Deutschland die Zeit und die Gelegenheit eingetreten zu sein, neue Studien zu dem Leben und den Werken jenes außerordentlichen Mannes zu veröffentlichen. Die vortreffliche Hempel'sche Ausgabe schreitet ihrem Ende zu und veröffentlicht in ihrem letzten, zwanzigsten Bande zum ersten male eine Reihe von Familienbriefen an Lessing, die A. Stahr's Darstellung von Lessing's wolfenbütteler Zeit als vollständig berechtigt erscheinen lassen; die von Maltzahn'sche Ausgabe, die zu ihrer Zeit auch einiges Neue zu Lessing's Werken brachte, ist schon seit einigen Jahren vergriffen, und auch von dem gelehrten und gründlichen Werke von Danzel und Guhrauer bereitet der Verleger eine neue Ausgabe vor, die mit geziemender Pietät die Form des Werks festhalten, zugleich aber auch ihm die Ergebnisse der neuern Forschungen einverleiben wird. Auch soll dem größern Publikum dieses gediegene Werk durch einen leicht lesbaren, elegant stilisirten Auszug von billigerm Preise zugänglich gemacht werden. Und so können wir beruhigt dem Vorwurfe entgegentreten, womit sonst gewisse deutsche Schriftsteller gegen unser Volk gleich bei der Hand sind: wir müßten nur erst durch Fremde die Schätze unserer Literatur erschließen lassen.

Lessing's Leben interessant zu erzählen, ist keine leichte Aufgabe, und Fräulein Zimmern hat sie wie ihr Landsmann Sime mit Geschick gelöst. Die drei letzten erschienenen Lieferungen enthalten eine Besprechung des „Laokoon" und enden mit der Darstellung der Streitigkeiten mit Klotz.

Speciell mit Lessing's Stellung zur Philosophie beschäftigen sich die beiden folgenden Broschüren:

10. G. E. Lessing's Stellung zur Philosophie des Spinoza. Von Karl Rehorn. Frankfurt a. M., Diesterweg. Gr. 8. 1 M.

11. Lessing und die objective Wahrheit aus Sören Kierkegaard's Schriften zusammengestellt. Von Albert Bärthold. Halle, Fricke. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Die Frage nach Lessing's Spinozismus ist oft ventilirt worden. Wer so wenig wie Lessing geneigt war, zu der Fahne irgendeines Systems zu schwören oder sich von der Autorität irgendeines Namens imponiren zu lassen, dem wird wol auch schwer eine Stelle unter irgendwelchen =isten oder =anern anzuweisen sein. Angeregt

wurde die Frage durch den bekannten Streit zwischen Mendelssohn und Jacobi, der Mendelssohn's letzte Lebenstage verbitterte, und infolge dessen Jacobi sein Gespräch mit Lessing veröffentlichte, in welchem sich Lessing entschieden zum Spinozismus bekannt habe. Von diesem Gespräche geht Karl Rehorn aus und kommt auch am Schlusse auf dasselbe zurück, nachdem er mit anerkennenswerther Zurückhaltung sich darauf beschränkt hat, die philosophischen Bruchstücke in Lessing's Werken, zuletzt auch im „Nathan" und die „Erziehung des Menschengeschlechts" zu prüfen, ohne ein System aus ihnen herauspressen zu wollen, und mit ebensolcher bescheidenen Zurückhaltung faßt er denn auch sein Urtheil über das Resultat dieses Gesprächs zusammen mit den Worten:

Vielleicht weil Lessing Jacobi's unrichtige Auffassung des Spinoza kannte, wie diese denn auch später in Jacobi's Streite mit Mendelssohn hinreichend klar geworden ist, ließ er sich auf eine eingehende Erörterung des Spinoza'schen Systems gar nicht ein, sondern mischte in das Gespräch eine solche Ironie und einen so drastischen Humor, daß man Jacobi's Naivetät kaum begreifen kann, wie ihm dies sogar bei dem spätern Niederschreiben verborgen bleiben konnte. Schon dies ist ein Kriterium, daß Jacobi das Gespräch so treu wiedergegeben hat, wie es aus dem Gedächtnisse nur möglich war. Daß Jacobi meistentheils der Ueberlegene zu sein scheint, beweist nichts gegen die Echtheit, da es ja Lessing's Absicht durchaus nicht war, Jacobi zu widerlegen, sondern nur umgekehrt; ebenso wenig aber war es auch Lessing's Absicht, sich bekehren zu lassen, wenn dies überhaupt möglich gewesen wäre. Er weicht deshalb seinem Gegner bald rechts, bald links aus, fühlt ihm gelegentlich auf den Zahn, wo er eine Blöße merkt, stellt auch wol eine Paradoxie auf; kurz, das ganze Gespräch trägt auf seiten Lessing's das Gepräge der heitersten Unterhaltung. Aus dem Gespräche allein einen Schluß auf Lessing's philosophische Richtung zu ziehen, ist deshalb sicherlich völlig ungerechtfertigt, da auch die wenigen Stellen, in welchen Lessing's wirkliche Stimmung durchschimmert, doch nur mit Vorsicht aufzunehmen sind.

Concentrirt sich in dieser Schrift das Interesse auf Lessing, so wird in der andern von Albert Bärthold (Nr. 11) dessen Name nur gebraucht, um unsere Theilnahme einem nordischen Philosophen zuzuwenden, von dem wol viele der Leser bisher so wenig wie ich etwas gehört haben werden. Auch möchten wir unsern nordischen Stammesverwandten immer noch mehr ein sorgsames Studium Lessing's anempfehlen, ehe sie uns mit der neuen Weisheit von Sören Kierkegaard bekannt machen. Denn daß die Dänen wenigstens um 100 Jahre hinter der deutschen Geistesentwickelung zurück sind, beweist am besten die Widerlegung des Bischofs Martensen, der das Herausgehen der Todten aus ihren Gräbern zur Zeit der Kreuzigung Jesu so erklärt:

Die Auferstehung des Herrn war geschehen, da besahen sich die Besitzer von Familiengräbern die Verwüstung, welche das Erdbeben in diesen Felsenkammern angerichtet hatte. Durch die Spalten der Felsen und der Steinthüren, welche durch das Erdbeben gelöst und abgeworfen waren, waren die Leiber ihrer Todten zu sehen, wie sie auf dem Boden oder auf Steinbänken ruhten. Beim Anblick dieser Leiber bekamen die Besitzer von Familiengräbern visionäre Offenbarungen.

Das ist der bei uns schon längst überwundene blasse Rationalismus, der es allerdings auch bei uns fertig brachte, den Stern über der Krippe zu Bethlehem für eine Stalllaterne zu erklären, mit der den Hirten vorgeleuchtet worden sei. Mit der Widerlegung solcher sublimen Wundererklärungen würde sich Lessing gewiß nicht lange aufgehalten haben, so wenig wie sein Geistesverwandter, zu dem wir uns nun wenden.

12. Herder's Cid, die französische und die spanische Quelle. Zusammengestellt von A. S. Vögelin. Heilbronn, Henninger. 1879. 8. 8 M.

Herder's Größe beruht bekanntlich nicht auf seinen Dichtungen und auch den „Cid", da er kein originales Werk ist, möchte ich wenigstens nicht zur Schullektüre empfehlen. Aber gestehen muß man, daß durch Reinhold Köhler's Entdeckung, der größere Theil der Romanzen von Herder sei nach einer freien französischen Prosaübersetzung gedichtet worden, die Achtung vor Herder's Nachbildungstalent wesentlich gesteigert wird. Herder mußte den Geist des Originals errathen, und hat ihn bewunderungswürdig glücklich getroffen. Es liegt hier also ein ähnlicher Fall vor wie bei Schiller's Uebertragungen aus dem Griechischen oder bei Rückert's Bearbeitung des „Schi-King". Für die bequeme und übersichtliche Würdigung von Herder's Geistesthätigkeit an diesem Werke bietet nun die vorliegende Ausgabe das bequemste Hülfsmittel, und dem Herausgeber wie den Verlegern gebührt dafür der volle Dank des Publikums. Der spanische Text nimmt mit einer möglichst wörtlichen, und darum auch assonanzlosen Uebersetzung des Herausgebers die linke Seite ein, während die französische Prosaübersetzung, Herder's Vorlage, und Herder's Uebertragung die rechte Seite füllen. Nur scheint der Herder'sche Text selbst nicht mit der nöthigen Genauigkeit wiedergegeben zu sein.

Noch ist durch Köhler's Entdeckung die Genesis des Herder'schen „Cid" nicht völlig aufgeklärt. Vögelin sagt selbst darüber:

Ein Räthsel bleibt zurück, auf das schon Köhler hingewiesen hat. Schon in den von Herder nach dem Französischen bearbeiteten Stücken finden sich einige wenige Spuren des spanischen Textes, welche das Französische nicht an die Hand gab (diese führt er in einer Anmerkung an). Bedeutender aber ist, daß, wie früher bemerkt, vierzehn der Herder'schen Romanzen ohne die französische Quelle gedichtet sind und sich an spanische Originale anschließen, die Romanzen 54—61 und 64—70. . . . Ich möchte mir den Hergang etwa so denken, daß Herder während des größten Theils seiner Arbeit die spanischen Originale gar nicht zur Hand bekommen habe, und daß, als diese ihm endlich auf sein wiederholtes Nachsuchen (vgl. Köhler S. 14) zugegangen waren, er nicht Lust und Muße fand auf das Frühere umgestaltend zurückzukehren. Womit freilich die vorher erwähnten kleinen Entlehnungen nicht erklärt sind.

Gewiß wird es im ganzen so sein, und die Erklärung der Einzelheiten wird auf der dresdener Bibliothek zu holen sein. Daß Herder, wie seine Gattin erzählt, vor seiner Abreise nach Eger, den 12. Juli 1803, ihr die eigenhändige Abschrift der ganzen Dichtung überreicht habe, bedarf wol der Berichtigung. Von Eger ging er nach Dresden und schreibt von hier aus an jene (den 24. August 1803; „Erinnerungen", III, 232): „«Cronica del Cid» ist auf der Bibliothek nebst vielen andern für mich sehr interessanten Büchern, von denen jetzt mein Zimmer voll ist." Hier ist also noch Stoff zu einer Abhandlung vorhanden für einen jungen Germanisten.

13. Archivalische Nachlese zur Schiller-Literatur von A. von Schloßberger. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 1 M.

Schiller's würtembergische Landsleute haben uns schon bei verschiedenen festlichen Gelegenheiten mit Mittheilungen

über Schiller aus ihrer Heimat beschenkt, die nur sie zu bieten vermochten, und für die wir ihnen zu Danke verpflichtet sind. Die vorliegende „Nachlese" wurde der Universität Tübingen zum Jubiläum überreicht. Sie enthält mehrere Beiträge über Schiller; für mich der interessanteste ist jedoch einer von Schiller, nämlich vier medicinische Rapporte über seinen Commilitonen Grammont von der Militärakademie, der an der Hypochondrie litt. Diese Rapporte sind selbst für die Lebensgeschichte Schiller's von Belang, denn aus gleichzeitigen Briefen wissen wir, daß Schiller beinahe selbst von diesem Uebel ergriffen worden wäre, wozu vielleicht der Umgang mit Grammont beitrug. Vier derselben waren schon von Wagner in seiner „Geschichte der hohen Karlsschule" und danach von Goedeke im ersten Bande der kritischen Schiller-Ausgabe veröffentlicht worden. Wir erhalten sie hier noch einmal und zwar nach den Originalen mehrfach berichtigt, zugleich aber vier bisher ungedruckte, deren Wagner, der von ihrer Existenz wußte, trotz aller Bemühungen nicht hatte habhaft werden können. Diese fehlen also bisher in jeder Schiller-Ausgabe, und wer Schiller's Text vollständig besitzen will, muß sich unser Werkchen anschaffen.

14. Charlotte. (Für die Freunde der Verewigten.) Gedenkblätter von Charlotte von Kalb. Herausgegeben von Emil Palleske. Mit dem Porträt der Verfasserin. Stuttgart, Krabbe. 1879. Gr. 8. 7 M.

Frau von Kalb hat bekanntlich eine Reihe von Jahren in das Leben Schiller's bedeutend eingegriffen. Sie wollte sich von ihrem Manne scheiden lassen, um mit Schiller zu leben; ob aber um ihn dann zu heirathen, das ist die Frage. Vielleicht wollte sie es mit ihm nur machen, wie Frau von Lützow später es mit Immermann machte. So viel ist gewiß, daß Schiller das bessere Theil erwählte, indem er sich mit der trefflichen Lotte von Lengefeld verlobte. Als dadurch dieses Verhältniß sich löste, hängte sich Frau von Kalb an Jean Paul, der taktlos genug war, sie im „Titan" als Titanide zu zeichnen. Sie starb in hohem Alter, erblindet, von der Prinzessin Marianne von Preußen unterstützt, im königlichen Schlosse zu Berlin. In der Muße dieser Freistatt dictirte sie die Erinnerungen aus ihrem Leben, die der Inhalt des vorliegenden Buchs sind, und die sie selbst nur als Manuscript für ihre Freunde hatte drucken lassen. Mit allen ihren reichen Geistes- und Gemüthsanlagen schien sie durch die Ungunst der Verhältnisse, besonders aber auch durch die Schurkerei ihres Schwagers, des weimarischen Kammerpräsidenten von Kalb, nur dazu bestimmt, selbst gequält zu werden und andere zu quälen, indem sie dieselben in unklare Verhältnisse hineinriß. Nie zwar wird die Feder selbst der schmähsüchtigsten Literaten, die sich in neuerer Zeit besonders an den sittlichen Ruf der Freundinnen unserer großen Geister wagen, in dieser Hinsicht ihrem Rufe zu nahe treten können; ihre Neigung zu Schiller und Jean Paul war nur platonische Schwärmerei, ein sittlicher, kein sinnlicher Ehebruch, wie dies schon das Schiller'sche Gedicht „Der Kampf" beweist; und doch ist noch die Frage, ob wenigstens Schiller durch ein wirkliches unsittliches Verhältniß mit ihr noch unglücklicher hätte werden können als durch dieses aufreibende platonische. Auch in dem Verhältniß seines Don Carlos zu seiner Stiefmutter spiegelt sich dieses unklare, sittlich zerrüttende Verhältniß wider, und es ist aus Schiller's eigenem Geiste herausgesprochen, wenn Don Carlos am Busen seines Freundes Posa in die Klage ausbricht:

> Wie Furien des Abgrunds folgen mir
> Die schauerlichsten Träume — Zweifelnd ringt
> Mein guter Geist mit gräßlichen Gelüsten;
> Durch labyrinthische Sophismen kriecht
> Mein unglücksel'ger Scharfsinn, bis er plötzlich
> Vor eines Abgrunds gähem Rande stutzt.

Man sieht, Charlotte ist eine durchaus tragische Erscheinung, und es ist zu begreifen, wie der tragische Dichter und Vorleser fremder Dramen eine so besondere Vorliebe für diese Erscheinung fassen konnte, daß er schon in seiner Schiller-Biographie ihr ein Ehrendenkmal setzte und jetzt jenes als Manuscript gedruckte Buch durch einen Neudruck, um dessen bessere Lesbarkeit er sich die größte Mühe gegeben hat, einem größern Publikum zugänglich macht. Auch ist zu erwarten, daß dieses Buch besonders in Frauenkreisen viel Theilnahme finden wird, und wir wollen es gebildeten Damen warm an das Herz legen. Für die Kenner der Schiller-Literatur hat es insofern Interesse, als Palleske uns hier selbst die Quellen vorlegt, die er in seiner Schiller-Biographie zu einem so lebenswarmen Bilde dieser Persönlichkeit zu verarbeiten wußte. Alle Leser dieses Buchs werden sich gewiß noch mit Theilnahme der Geschichte von dem Tode des Bruders der Frau von Kalb, Fritz von Ostheim, erinnern, der als göttinger Student in einem Pistolenduell wegen einer Gräfin von Hardenberg getödtet worden sein soll. So erzählt Frau von Kalb selbst. Allein sie weiß es nur von Hörensagen, führt aber zugleich den Bericht eines Augenzeugen an, wonach dieser Bruder an einer Erkältung von einem Balle auf dem Hardenberg her gestorben ist. Daß jenes Duell gleichwol, nur nicht mit tödlichem Ausgang, stattgefunden hat, ist wahrscheinlich und danach Palleske's Erzählung auch in der neuesten Auflage seiner Schiller-Biographie abzuändern.

Der Stil des Buchs ist freilich etwas verschwommen, was bei den Umständen, unter denen es entstand, nicht weiter zu verwundern ist. Palleske sagt:

> Freilich verräth ihre Schreibweise oft die mangelhafte Schul- und Formbildung jener Zeit und ihres heimatlosen Jugendlebens. Sie schwankt zwischen dramatischem, epischem und lyrischem Darstellen. Gespräche mit Verzeichnung der Personen wechseln mit andeutender Erzählung, Reflexionen mit lyrischer Klage, die sich einige mal zu Rhythmen erhebt.

Mir scheint ihr Stil von der Romantik beeinflußt. Wenigstens finde ich ihr „Manigfalt" für Mannichfaltigkeit auch bei von Arnim, im „Wintergarten", auch einmal im Reim.

Ich will zu den Anmerkungen, in welchen besonders über Persönlichkeiten Aufklärungen gegeben werden, noch einige aus Freundeshand hinzufügen. Karl Friedrich Heinrich Alexander von Kalb starb den 28. Mai 1852 als Major; der zweite Bruder, August Wilhelm von Kalb, entleibte sich den 25. April 1825 in Soldin in Pommern; Amalie Rezia Eleonore Adelaide (genannt Edda) von Kalb ist geboren den 8. September 1790; Eleonore Susanne Amalie Henriette von Kalb starb den 3. Juli 1795;

Heinrich Julius Alexander von Kalb, geboren zu Jena den 25. November 1752, vermählt mit der Heldin unsers Buchs zu Waltershausen in Franken den 25. October 1783. Der „Großoheim in langem Gewand" auf S. 147 ist der Bruder von Laroche, ein Karthäusermönch. S. 161 muß die „Schnecke" ein „Gebäude" und nicht ein „Gelände" heißen.

15. Heinrich Joseph Collin. Ein Beitrag zur Geschichte der neuern deutschen Literatur in Oesterreich. Von Ferdinand Laban. Wien, Gerold's Sohn. 1879. Gr. 8. 5 M.

Das Buch ist dem Andenken Karl Tomaschek's gewidmet, der an der wiener Hochschule ebenso anregend für die Beschäftigung mit der Geschichte unserer deutschen Literatur gewirkt zu haben scheint, wie es in Straßburg die Germanistenschule thut. Aber mir scheint der Stoff, den sich die Straßburger vorzugsweise erwählt haben, die Geschichte unserer Sturm- und Drangzeit und die Geschichte der Literatur des nunmehr für Deutschland wiedergewonnenen Elsasses ein dankbarerer zu sein als die Geschichte der Literatur in dem nunmehr von dem Mutterlande losgerissenen Deutsch-Oesterreich. Gegenüber dem jugendlich frischen Aufstreben der Stürmer und Dränger macht der durch pfäffischen Aberglauben und durch die strenge Censur geknickte österreichische Geist einen kläglichen Eindruck, und die ganze österreichische Literatur des vorigen Jahrhunderts mit ihren Ayrenhoff, Sonnenfels, Gebler und Conforten hat einen schwächlichen, greisenhaften Anstrich. Auch ist der junge Verfasser der vorliegenden Schrift durchaus nicht gegen die Gebrechen dieser Literatur blind, und fast möchten wir es ihm als ein Verdienst anrechnen, daß er trotzdem mit so warmer Hingabe an seinen Gegenstand gearbeitet hat.

Collin's Leben bietet nichts Interessantes; es ist ein vielbeschäftigtes, durch frühen Tod abgebrochenes Beamtenleben. Und doch wäre aus Collin auch bei längerm Leben schwerlich etwas Bedeutenderes geworden. Das Hauptinteresse gruppirt sich um seinen „Regulus", ein frostiges Römerdrama nach dem Muster der französischen Pseudoclassik. Die allzu günstige Beurtheilung, die dieses Stück in Deutschland erfuhr, hielt ihn von dem Einschlagen einer naturgemäßern Richtung auch späterhin ab. So urtheilt ein berliner Gelehrte, „daß Schiller nur ein Kind gegen den Verfasser dieses Stücks sei". Es was dies jedenfalls der Professor Süvern, der sich unterstanden hatte, den „Wallenstein" in einer besondern Schrift zu meistern. Diese vortheilhafte Meinung wurde bei dem deutschen kritiklosen Publikum noch eine Zeit lang durch neue Ausgaben des Stücks in Etuibibliotheken, Groschenbibliotheken u. dgl. genährt, und als Curiosum will ich erwähnen, daß in der Secunda einer preußischen höhern Bildungsanstalt das Stück einmal als ein classisches Drama dem Unterrichte zu Grunde gelegt wurde.

16. Gottlieb Konrad Pfeffel's Verdienste um Erziehung und Schule, Kirche und andere gemeinnützige Werke. Nebst acht ungedruckten Briefen von Pfeffel und einem von Jung-Stilling. Herausgegeben von August Stöber. Straßburg, Heitz. 1878. 8. 1 M. 50 Pf.

Der als Dichter zwar etwas schwächliche, als Mensch aber um so liebenswürdigere, und als Beamter um so ehrwürdigere Pfeffel wird uns hier von einer bisher nur wenig beleuchteten Seite seiner Thätigkeit für die Cultur des Elsasses vorgeführt, und zwar von einem hochachtbaren Manne, der sammt seinem Bruder, trotz seiner geringen Sympathie für die Neugestaltung der Dinge in seiner Heimat, keinen geringen Antheil hat an der Erhaltung eines tüchtigen deutschen Geistes in dem der Verwelschung preisgegebenen Elsaß. Wir begrüßen also das Werkchen mit Freuden und machen für dies mal den Schluß mit zwei Büchern, die uns drei Regeneratoren des nationalen Geistes im großen deutschen Vaterlande vorführen: die beiden Grimm und Simrock.

17. Freundesbriefe von Wilhelm und Jakob Grimm. Mit Anmerkungen herausgegeben von Alexander Reifferscheid. Mit einem Bildniß von Wilhelm und Jakob Grimm. Heilbronn, Henniger. 1878. 8. 4 M.

18. Karl Simrock. Sein Leben und seine Werke. Von N. Hocker. Mit Simrock's Porträt. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 1877. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Das erste der beiden Werke wurde von dem verdienstvollen Herausgeber begonnen bei Gelegenheit einer Sammlung westfälischer Volkslieder, die nunmehr gleichfalls erschienen ist. Eine solche Sammlung war nämlich schon früher durch einen Herrn von Haxthausen auf einem westfälischen Gute, wo überhaupt der westfälische Volksgesang gepflegt wurde, unternommen, aber wegen Ungunst der Verhältnisse nicht veröffentlicht worden. Sie bildet den Grundstock zu der Sammlung des Herausgebers. An die Familie dieses deutschen Patrioten sind nun diese Briefe gerichtet, die außerdem daß sie auf allen Blättern das treue, deutsche Herz des trefflichen Bruderpaares abspiegeln, auch für die Familie der Adressaten ein ehrenvolles Zeugniß einer in schweren Zeiten bewährten vaterländischen Gesinnung ablegen, ein Culturbild aus der Zeit der Befreiungskriege geben und auch für die Entstehungsgeschichte der beliebtesten Grimm'schen Werke, der „Deutschen Sagen" und besonders der „Kinder- und Hausmärchen" nicht ohne Interesse sind, denn ein weibliches Mitglied der von Haxthausen'schen Familie entpuppt sich hier als eine fleißige und intelligente Sammlerin zu diesem nationalen Werke.

Der Verfasser des zweiten Werks hat dem Dichter und genialen Uebersetzer älterer deutschen Poesie besonders in der zweiten Hälfte seines Lebens nahe gestanden, da die gleiche Richtung der Studien Berührungspunkte bot; er gibt uns einen höchst dankenswerthen Ueberblick der schriftstellerischen Thätigkeit dieses deutschen Mannes. Da das Buch schon im Todesjahre des Dichters abgefaßt wurde, so macht es bescheidenerweise nicht darauf Anspruch, schon jetzt ein erschöpfendes Lebensbild von dem edeln Todten zu entrollen:

> Manches mag noch lückenhaft erscheinen; indessen ist die Zeit noch nicht gekommen, um diese Lücken durch Auszüge aus seinem Briefwechsel mit den bedeutendsten Dichtern und Forschern der Gegenwart ausfüllen zu können.

Mit Vergnügen erfahren wir, daß Professor Düntzer in Bonn, ein Freund Simrock's, schon angefangen hat, Erinnerungen an ihn in Pick's Monatsschrift zu veröffent-

lichen, und stimmen mit vollem Herzen in die Worte des Verfassers ein:

Mit ihm ist ein treuer Freund seines Volks, ein wahrhaft edler Mensch, ein reichbegabter Dichter, ein hervorragender Forscher auf dem Gebiete des deutschen Alterthums von uns geschieden. Die Nation, für deren Größe, Macht und Herrlichkeit sein Herz so warm schlug, wird ihn nicht vergessen, wie sie E. M. Arndt nicht vergessen hat.

Nein, gewiß, wir vergessen unsere „treuen Todten“ nicht!

Robert Sorberger.

Kunstgeschichtliches.

Als eines der wenigen kunstgeschichtlichen Werke, aus welchem auch der ausübende Künstler etwas lernen könnte, bezeichnete Christian Rauch, der berühmte Bildhauer, den Stahr'schen „Torso“, dessen Erscheinen in neuer Auflage wir hier ankündigen. Es liegt vor uns:

1. Torso. Kunst, Künstler und Kunstwerke des griechischen und römischen Alterthums. Von Adolf Stahr. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage letzter Hand. Zwei Theile. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1878. Gr. 8. 20 M.

Nicht als eine vollständige Kunstgeschichte im strengen Sinne systematischer Ordnung, sondern mehr nur als eine Ergänzung zu seinem Reisewerke: „Ein Jahr in Italien“ wollte der Verfasser selbst in der Vorrede der ersten Auflage den „Torso“ angesehen wissen:

Ich habe das Buch Torso genannt, nicht nur weil unser ganzes Wissen von der alten hellenischen Kunst, von ihren Künstlern und Kunstwerken ebenso wol, wie alles, was uns von ihren Leistungen übriggeblieben, selbst ein Torso ist. Ich wählte diese Bezeichnung auch darum, weil die Art und Weise der Behandlung, deren ich mich bedienen zu müssen glaubte, selbst jener Beschaffenheit des Gegenstandes entspricht. Die spärlichen Trümmer, welche uns das Schicksal gegönnt hat von der unzähligen Fülle schöpferischer Kunstgestaltung des antiken Lebens, reichen weit nicht aus, um auch nur annähernd ein vollständiges Bild zu geben von dem geschichtlichen Entwickelungsgange der alten Kunst. Mir schien es darum vortheilhafter, die bedeutendsten der uns erhaltenen Werke antiker Bildnerei zum Mittelpunkt einer Reihe von Darstellungen zu machen und aus der genauen Schilderung dieser Werke und den dürftigen Nachrichten über die großen alten Meister, auf welche sie zurückzuführen sind, den Zusammenhang der bildenden Kunst mit der Geschichte und Cultur, mit den politischen, socialen, religiösen Lebensverhältnissen der Zeit hervorgehen zu lassen.

Mit andern Worten: Stahr hat im „Torso“ den Versuch — der ihm denn auch ausgezeichnet geglückt ist — gemacht, aus der Zahl der noch vorhandenen antiken Bildwerke, namentlich in italienischen Museen, diejenigen durch ausführliche und eingehende Beschreibungen herauszuheben, welche geeignet scheinen, die Hauptphasen des Entwickelungsganges der alten Plastik und die charakteristischen Eigenschaften ihrer bedeutendsten Meister zu exemplificiren.

Gleich nach dem ersten Erscheinen des „Torso“ arbeitete Stahr für eine zweite Ausgabe vor durch Zusätze, Aenderungen und Weglassungen, welche in zwei Handexemplaren an den betreffenden Stellen angemerkt sind, dann durch handschriftliche Bemerkungen auf losen Blättern, und zuletzt besonders durch Verweisungen auf die aus erneuter Betrachtung der in Rom befindlichen Kunstwerke gewonnenen Anschauungen (vgl. „Ein Winter in Rom“, 2. Auflage 1871). In den Tagen seiner schweren letzten Krankheit beschäftigte ihn wiederholt der Gedanke an eine neue Herausgabe des ihm selber lieben Werks, das schon lange vergriffen war: er sprach die Hoffnung aus, daß es ihm im Winter 1876—77 gegönnt sein werde, die letzte Hand an diese zweite Auflage zu legen, welche er in allem Wesentlichen für druckreif hielt. Da rief ihn am 3. October 1876 der Tod ab.

Wilhelm Gurlitt in Graz zeichnet sich jetzt als Herausgeber der jetzt in würdigster typographischer Ausstattung vorliegenden „Ausgabe letzter Hand“. Durch Verwandtschaft mit dem Verfasser verbunden, war er schon früher zum Gedankenaustausch über den „Torso“ aufgefordert worden; er wußte, es sei ein Wunsch des Verstorbenen gewesen, daß er eventuell diese Herausgabe übernehme. Die directe Aufforderung von Frau Fanny Lewald-Stahr fand ihn um so bereitwilliger: es galt, das Vermächtniß eines Todten pietätvoll zu erfüllen. Er versichert uns, jede Aenderung, jeder Zusatz, jede Andeutung Stahr's — eine solche gab Veranlassung, die Abbildungen der besprochenen Sculpturen aus den verbreitetsten Werken anzuführen — sei gewissenhaft benutzt worden. Gurlitt fährt fort:

Von Eigenem hielt ich es für meine Pflicht, so wenig wie möglich hinzuzuthun. Auch habe ich der Versuchung widerstanden, durch Anführung von Büchertiteln und Citaten eine Gelehrsamkeit zu zeigen, die hier nicht am Platze wäre. Vielleicht wird es manchem erscheinen, als habe ich hier und da mit zu gelinder Hand eingegriffen. Mir schien es aber nothwendig, daß diesem Buche vor allem die persönliche Färbung erhalten bleibe, besonders in den lebendigen, eigener Anschauung entstammenden Beschreibungen, die der ganzen Darstellung ihr charakteristisches Gepräge verleihen.

Möge sich nun der „Torso“ auch in seiner neuen Gestalt in dem weiten Leserkreise, an den sich Stahr's Werke wenden, zahlreiche Freunde erwerben! Dreierlei ist besonders zu betonen: er kann eine vortreffliche Vorbereitung für diejenigen sein, welche sich auf einer italienischen Reise mit den Antikenmuseen eingehender beschäftigen wollen; auf der Reise selbst wird er sich als nützlicher Cicerone bewähren und jeder, der Italien schon besucht hat, wird seine Erinnerungen durch Lektüre des „Torso“ befestigen und klären.

Nach Italien auch führt uns im Geiste ein Büchlein, das hier an zweiter Stelle angezeigt sein möge:

2. Die Gesellschaft der Renaissance in Italien und die Kunst. Vier Vorträge von Hubert Janitschek. Stuttgart, Speman. 1879. 8. 4 M.

Der Verfasser, Custos am österreichischen Museum und Privatdocent an der k. k. Universität zu Wien, hielt die hier in erweiterter und abgerundeter Gestalt veröffentlichten Vorträge dem Hauptinhalte nach während des Wintersemesters 1877—78 im genannten Museum und schöpfte dabei aus einem ziemlich reichen Vorrath von

Material, den er durch mehrjähriges Studium in Italien im Dienste einer andern wissenschaftlichen Arbeit, deren Vollendung noch aussteht, gesammelt hatte. Der erste Vortrag, welcher die „Geistigen Richtungen“ der Renaissance behandelt und — mit den Worten des Verfassers — „eine Entwickelungsgeschichte des Humanismus in nuce“ zu geben bestrebt ist, soll eine pietätvolle Ergänzung von G. Voigt's ausgezeichnetem Buche: „Die Wiederbelebung des classischen Alterthums“ sein. Im zweiten Vortrag: „Künstlerische Phantasie und künstlerische Erziehung“ versuchte es Janitschek, das Verhalten der erstern in jener Periode der Renaissance zu skizziren und die Principien hervorzuheben, welche die letztere im allgemeinen und im besondern bestimmten. Im dritten Vortrag: „Die Frau und die Kunst“ wollte der Verfasser zeigen, wo der Ursprung der ästhetischen Feinsinnigkeit der Genießenden zu suchen und worin die Delicatesse und der Adel der künstlerischen Formengebung der Gesellschaft zu Dank verpflichtet worden sei. Da die souveräne Stellung der Frau in der Gesellschaft der Renaissance auf ganz andern Voraussetzungen beruht, als es die mittelalterlichen waren, schien es am Platze, die Etappen der Entwickelung dieser socialen Emancipation in Kürze aufzuzeigen; im zweiten Theile dieses Vortrags werden die Geselligkeitsverhältnisse jener Zeit behandelt. Der vierte Vortrag endlich: „Das Mäcenatenthum des Staats und der Privaten“ fußt nach der eigenen Erklärung des Verfassers auf J. Burckhardt's classischen Werken über die Cultur der Renaissance und die Geschichte (der Architektur) der Renaissance. Doch ging Janitschek stets auf die Quellen zurück, und wenn man den noch kaum umgrenzten Reichthum derselben in Erwägung zieht, wird man begreiflich finden, daß jener mühelos eine Nachlese machen konnte. Zwanzig Seiten voll Anmerkungen, die „keineswegs als ersessene Notizengelehrsamkeit eine captatio benevolentiae des Lesers bezwecken, sondern denselben nur in den Stand setzen sollen, des Autors Wegen zu folgen, seine Aussagen zu controliren“, beschließen das in zierlichem Aeußern einherschreitende Büchlein.

Theodor Gaedertz, der sich neuerdings als plattdeutscher Dichter bekannt machte, von dem wir aber auch einige beachtenswerthe kunstgeschichtliche Untersuchungen (über Adrian von Ostade und H. Holbein dem Jüngern) besitzen, wohnte auf eine Einladung hin, die seitens der Stadt auch an ihn als Kunstgelehrten ergangen war, im Sommer 1877 dem Rubens-Jubiläum in Antwerpen bei und er hat die Veranstaltungen dieser festlichen Tage uns dann lebendig und verständig in einer Broschüre beschrieben:

3. Rubens und die Rubens-Feier in Antwerpen. Von Theodor Gaedertz. Leipzig, Engelmann. 1878. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Wir wollen die Frage nach des großen Künstlers Geburtsstadt hier nicht noch einmal ventiliren. So lange es an einem authentischen Geburtsschein von Peter Paul Rubens gebricht, ist der Streit immerhin noch nicht definitiv entschieden und sind die Acten hierüber nicht als geschlossen zu erachten. Der Anspruch Antwerpens freilich erscheint mehr als zweifelhaft; im Gegentheil ist zur höchsten Wahrscheinlichkeit erhoben, daß die kleine Stadt Siegen, durch das Geschick dazu auserseheu, die Geburtsstätte von Rubens gewesen. Gleichwol steht der große Meister — wer wollte dies bestreiten? — darum nicht minder auf dem Boden Antwerpens; denn „dieser Stadt (mit Worten des Verfassers) gehört er nach Abstammung, Familie, Nationalität, Bildung, Domicil, ja nach seiner ganzen Existenz an, und hier befindet sich auch sein Grabmal. Antwerpen kann ihn daher mit vollem Recht auch den seinigen nennen, wie es ihn auf das glänzendste zu verherrlichen 1877 nicht ermangelt hat“.

In enger Verbindung mit dieser Rubens-Feier stand das „Haus Plantin-Moretus“, dessen solenne Eröffnung mit seinem staunenswerthen Reichthum an Schätzen der Kunst und Wissenschaft auf jene Festtage von dem antwerpener Gemeinderath verlegt worden war, als nicht zum wenigsten geeignet, das Andenken an Rubens und seine Zeit wach zu rufen. Was Gaedertz über das genannte Haus, oder besser Museum sagt, bildet mit den interessantesten Theil seiner Broschüre; es möge hier Platz finden, was er von dessen Begründer mittheilt:

Das Haus Plantin-Moretus hat seinen Ursprung in der Plantin'schen Druckerei, welche unter dem Namen „Der goldene Cirkel“ zur Zeit der Reformation in der höchsten Blüte stand und zu den bedeutendsten Officinen gehörte, die jemals existirt haben. Der Stifter Christoph Plantin war auf dem Schlosse Montlouis bei Tours 1514 geboren und ein Sohn des Charles de Tiercelin, Seigneur de la Roche du Maine. Den letztern bewog Armuth, in welche diese altadeliche Familie gerathen war, seinen hochtönenden Namen in einen andern — Plantin — zu verändern; auch sein Bruder folgte solchem Beispiele und eröffnete unter dem Namen Porret eine Apotheke. Christoph Plantin begann seine Laufbahn als Buchbinder; doch führten sein rastlos energisches Streben und sein Ehrgeiz ihn schon 1550 nach Antwerpen, wo die ihm von verschiedenen Seiten, namentlich von einer niederländischen mystischen Sekte, deren Haupt und sogenannter Prophet Henri Niclaes war, gewährte Unterstützung ihn in den Stand setzte, sich der Buchdruckerkunst mit allem Eifer zu widmen. Nachdem er in die antwerpener Sanct-Lukasgilde aufgenommen worden und die Gunst Philipp's II. von Spanien ihm besondere Rechte und Privilegien verliehen hatte, gingen in kurzem aus der von ihm begründeten Druckerei die trefflichsten typographischen Meisterwerke hervor, wodurch er alle bisherigen Leistungen in den Schatten stellte. Sein bald weltberühmtes Geschäft nahm allmählich die größten Dimensionen an und, vom Glück auch materiell ungemein begünstigt, starb nach einer rastlosen Wirksamkeit Plantin hochbetagt 1589; sein Epitaphium nennt ihn mit Recht den König der Buchdrucker. Er hinterließ die Druckerei im höchsten Glanze seinem Schwiegersohne Johann Moretus, welcher in Plantin's Geiste mit gleichem Erfolge fortwirkte, und dessen in der Notre-Dame befindliches Grab Rubens mit seiner noch dort bewunderten, über demselben sich erhebenden „Auferstehung“ schmückte. Auf seine Nachkommen übergehend, verblieb Haus und Geschäft bis in die neueste Zeit in der Familie Moretus, welche, beseelt von Verehrung für die überlieferte großartige Erbschaft, dieselbe in thunlichster Integrität zu erhalten wußte. Zuletzt ward hier im Jahre 1865 gedruckt und endlich ist das ganze Besitzthum um die Kaufsumme von 1,200000 Frs. in die Hände der Stadt übergegangen.

Gaedertz liefert nun noch die nähere Beschreibung all der Schätze und Kostbarkeiten, welche das Haus Plantin mit seinen Familienporträts und seinem Familienarchiv, mit seiner Bibliothek und seinem Album, mit seinen verschiedenartigen Sammlungen und Seltenheiten zu einem Museum einzig in seiner Art machen, zu einem Pantheon der Künste und Wissenschaften, um dessenwillen sicher

zahlreiche Fremde nach Antwerpen pilgern werden. Wie Paris sein Hôtel Cluny, London sein Kensington-Museum hat, so Antwerpen sein Musée Plantin.

Ein Buch von sehr populärer Tendenz betitelt sich:

4. Freud' und Leid im Leben deutscher Künstler. Ihren mündlichen Mittheilungen nacherzählt von Wilhelm Kaulen. Erstes Heft. Frankfurt a. M., Winter. 8. 2 M.

Der Verfasser der schlicht und einfach, mit Wärme geschriebenen biographischen Skizzen, welche unter obigem Titel gesammelt worden sind, hat überall direct aus der Quelle geschöpft. Ein seit dreißig Jahren bestehender persönlicher Verkehr mit vielen Künstlern erleichterte ihm die Ausführung des originellen Plans, alle betreffenden Maler, Bildhauer u. s. w., deren Werden und Wirken, deren Art zu schaffen er dem Volke schildern wollte, in ihren Werkstätten aufzusuchen und aus Frage und Antwort seinen Stoff zu schöpfen. Sein Wegweiser war dabei, wie er sich ausdrückt, „der Gedanke, überall schätzbares Material zu finden, wo schätzbares Streben gefunden wurde". Das vorliegende erste Heft vereint dreißig Skizzen, die sich mit folgenden Künstlern beschäftigen: L. Richter, C. F. Lessing, J. Becker, E. Hähnel, F. J. Denzinger, R. Kummer, A. Schrödter, J. F. Dielmann, M. Oppenheim, H. Hofmann, A. von Nordheim, J. Hübner, E. Steinle, H. Gude, A. Burger, L. Gurlitt, G. Kaupert, Ph. Veit, J. Scholtz, A. Schreyer, G. Rietz, W. Riefstahl, A. Donndorf, R. Henze, H. Hesselhorst, A. Hendschel, J. Marschall, E. W. Pose, C. Müller, A. Ehrhardt. Man sieht, ein bestimmtes System der Anordnung hat nicht vorgelegen; jede Skizze steht besonders für sich und entstand je nach der zufällig sich bietenden Gelegenheit. Das beschränkt selbstverständlich den Werth des Ganzen, schmälert aber nicht den der einzelnen Arbeit. Für Kunstgelehrte, auch angehende, hat Kaulen freilich nicht geschrieben, sondern lediglich für ein Laienpublikum, für die gebildete, sich für Kunstwerke und darum auch für die Künstler interessirende Menge.

Medicinische Schriften.

1. Der medicinische Wunderglaube und die Incubation im Alterthume. Eine ärztlich-archäologische Studie von Gottfried von Rittershain. Berlin, Denicke. 1878. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Zwischen den Anfängen der Heilkunst und jenen der Cultur hat man die genauesten Beziehungen entdeckt; der Fortschritt beider geht im allgemeinen jederzeit Hand in Hand; die Abweichungen in der Cultur geben Abweichungen in der Heilkunst das Leben. Daher sehen wir mit dem Schatten der Gesittung zugleich Auswüchse der Arzneikunst, und da immer Schatten einhergeht neben dem Lichte, auch immer neben der wahren Medicin die des Aberglaubens und der Wunder. Es müßten alle Menschen von höchster Weisheit und Willenskraft erfüllt sein, sollte der ganze Aberglaube mit einem Schlage aus der Welt sich bannen lassen, sollte die Medicin des Hokuspokus auf einmal verschwinden. Indem die Menschheit zu höhern Stufen der Gesittung emporsteigt, vermindert sich die Masse des Aberglaubens: man verliert allmählich den Glauben an Werwölfe, Zauberer und Hexen, und mancherlei sonstige Gestalten der Phantasie verlöschen; aber hartnäckig bleibt bis zu den Kreisen der Höchstgebildeten hinauf und in dieselben hinein das Vertrauen zu Quacksalberei haften, der Glaube an eine große Panacee, und wir sehen bei den civilisirtesten Nationen der Gegenwart die Aftermedicin eine Rolle spielen, daß es uns manchmal um die wahre Medicin bange werden könnte, wüßten wir nicht von den immer bedeutendern Fortschritten der Wissenschaft überhaupt, der Natur- und Heilwissenschaft insbesondere.

Angesichts der Unmasse medicinischen Aberglaubens, von dem die Welt der Gegenwart erfüllt ist, und des Unvermögens der Vernünftigen und wirklich Heilkundigen, diesen Aberglauben gründlich zu bannen, ist eine Untersuchung des medicinischen Wunderglaubens im Alterthum von höchstem Interesse, und zwar auch deshalb, weil die Ergebnisse einer solchen sehr geeignet sind, unserer Zeit als Spiegel zu dienen.

Rittershain hat mit Bearbeitung dieses Gegenstandes ein wirkliches Verdienst sich erworben, und wir haben seit dem Buche von L. P. A. Gauthier („Recherches historiques sur l'exercice de la médecine dans les temples, chez les peuples de l'antiquité", Paris u. Lyon 1844) keine so interessante, von so genauer Sachkenntniß und richtiger Auffassung zeugende Abhandlung gelesen. Ist auch das Deutsche dieser letztern vielfach beeinflußt durch den Aufenthalt des Verfassers in einem Reiche, wo zwanzig verschiedene Sprachen gesprochen werden und der Geist der einen den der andern ununterbrochen berührt und kreuzt, so gewöhnen wir uns, indem wir die Sache fest im Auge behalten, um dieser selbst willen an die Form und lernen durch die Lektüre das Talent des Verfassers zu derartigen Studien aufrichtig schätzen. Man muß es gestehen, daß Rittershain viele und ernsthafte Quellenstudien machte, und zu Resultaten gelangte, die nicht blos den Geschichtsforscher von Fach, sondern auch den Arzt und jeden wirklich Gebildeten in hohem Grade anziehen.

Der Verfasser untersucht die Entstehung des Glaubens an den göttlichen Ursprung der Heilwissenschaft, die thatsächlichen Heilkenntnisse im frühesten Alterthum, das Aussetzen der Kranken behufs zufälliger Einholung des ärztlichen Rathes Vorübergehender, die göttlichen Heilspender, die medicinischen Gottheiten Isis und Serapis, Apollo alexikakos und Athene Hygiea, die zu den Heilgöttern gezählten Nebengötter, Asklepios und seine Heiligthümer, die Asklepios-Mythe, die zu dem Cultus des Asklepios gehörigen Thiere, die Anfänge des Asklepios-Dienstes, dessen Ausbreitung, Gleichartigkeit, die Asklepiaden, den Tempelschlaf und alles was dazu gehört, das Verhalten der Zeitgenossen (im Alterthum) und insbesondere einiger philosophischen Sekten zu den Mysterien und zur christlichen

Lehre, die Verschmelzung der Culte in gewissen Aeußerlichkeiten und im Wunderglauben, die endliche Verjüngung der ärztlichen und überhaupt jeder Wissenschaft durch Loslösung derselben vom religiösen Cultus.

Aus dem reichen Inhalt der Schrift wollen wir nur mehrere Einzelheiten hervorheben. So bemerkt Rittershain über die Asklepiaden unter anderm:

Die soeben angeführten Umstände lassen uns also erkennen, daß es Genossenschaften von Aerzten und deren Schülern waren, welche sich Asklepiaden hießen, und deren Nachkommenschaft man — wie selbst noch Galen, der von der Vererbung der Kunst in der Familie spricht, anzudeuten scheint, von Asklepios und dessen Stamme (bei den Koërn und Hippokrates nach weiblicher Seite sogar von Hercules) herzuleiten sich bemühte. Da bald nach der Einführung des Aesculap-Cultus eine Menge von Tempeln dem Gotte gewidmet und darin, wie Aristides der Rhetor bei Aufzählung von einigen derselben anführt, Asklepiaden aufgenommen wurden, so müßte endlich die Nachkommenschaft des Asklepios eine wundervoll zahlreiche gewesen sein und nichts als Aerzte geliefert haben. Die Schwäche der genealogischen Nachweise wurde früher bereits berührt; Hippokrates selbst nennt sich nirgends einen Abkömmling oder Stammesverwandten des Asklepios, und das Gesetz sowie der Schwur zeigen uns auf das deutlichste, daß Schüler von außen aufgenommen wurden, daß sie dem Lehrer verbunden waren, gewisse Opfer zu bringen.... Es mußte wol ein innigerer Verband zwischen den Mitgliedern der Genossenschaft bestehen, und die Vermuthung liegt nahe, daß der neu eintretende Schüler unter die besondere Leitung und Obhut eines Einzelnen gegeben wurde, der ihn gewissermaßen adoptirte, für ihn zu sorgen hatte wie für seinen eigenen Sohn, und somit auch in gewisser Beziehung Vaterrechte über ihn gewann. Dadurch wurde ein Familienband geknüpft, das endlich die Descendenz des Schülers vom Lehrer, der natürlich selbst auch Schüler eines Vorgängers u. s. w. war, im Lichte natürlicher Verwandtschaft erblicken ließ. Damit dünkt mich aber die Unterweisung der künftigen Genossen durch andere in ihrem Wissen und Ansehen vorragende Mitglieder der Genossenschaft nicht ausgeschlossen zu sein.

Und ferner über die Asklepiadeien:

Die Asklepiadeien wurden ja von Kranken besucht, welche zwar unter der Form inspirirter Rathschläge, doch nichtsdestoweniger wirkliche Hülfe bedurften und suchten. Es gibt außerdem einen gewaltigen Unterschied zwischen diesen und den modernen Wallfahrtsorten. In den Asklepiadeien war der Wunderthäter, an den sich der Glaube wandte, zugleich als Arzt angefleht, der sinnlich faßbare Vorgang ärztlicher Behandlung hob das Vertrauen zu seiner Wunderkraft nicht auf. Mögen die Spielereien in den Tempeln wie immer schwindelhaft gewesen sein, die Behandlung (abgesehen von der Incubation), die Regelung der Lebensweise, der Kost u. s. w., und manche directe Ordination in der Vorbereitungszeit trugen in der That, soviel wir davon wissen, den Stempel ärztlichen Verständnisses an sich und machten, vielleicht wenigstens an solchen Orten, wo eben ärztliche Schulen sich herausgebildet haben, die Hauptsache aus. Das Heiligthum dagegen bot ein reiches Material von Kranken zur Beobachtung dar, kurzum es ist kaum daran zu denken, daß die Asklepiadeien ärztlicher Genossen und deren Beihülfe entrathen konnten, wie moderne Wallfahrtsorte, an welchen der Gläubige durchaus nichts anderes als Wunder und keinen ärztlichen Beistand sucht.... Wol jedoch dürften die Aesculap-Tempel, je weiter in der christlichen Aera, desto schlechter mit ärztlichen Kräften versehen gewesen sein.

Dies sind einige Proben der Auffassung Rittershain's, und zugleich einige Belege für die originelle Behandlung des schon an sich selbst sehr interessanten Gegenstandes.

Aus den Thatsachen und Ergebnissen, welche der Autor uns vorlegt, dürfen wir mit vollster Berechtigung schließen, daß der medicinische Wunderglaube des Alterthums der Menschheit beziehungsweise weit mehr nützte als schadete, während heutzutage mit dem medicinischen und nichtmedicinischen Aberglauben gerade das Umgekehrte der Fall ist. So lange die Priester zugleich Aerzte sind, dient der Glaube an Wunder wirklich zu Heilung von Krankheiten. Anders, wenn der Arzt und der Priester zwei Personen sind, und von seiten des letztern ein Aberglaube gefördert wird, dessen Ziel nicht Heilung und Bewahrung, sondern Beherrschung der Menschen ist. Jeder solche Wunderglaube ist verderblich, muß bekämpft und ausgerottet werden.

Die Frage, ob die Incubation des Alterthums und der thierische Magnetismus von heute in Zusammenhang miteinander stehen, möchte ich mit Ja beantworten, obgleich zwischen beiden der Unterschied immerhin beträchtlich ist. Die Priesterärzte der Tempel haben, glaube ich, durchaus mit den nämlichen Eigenschaften des Menschen gerechnet wie die heutigen Magnetiseure, und der Tempelschlaf scheint mir mit dem magnetischen Schlaf mindestens in dem Verhältnisse der Analogie zu stehen.

Bei allem Hokuspokus haben doch die Priesterärzte der Tempel meistens sehr richtige und erfolgreiche Curen vollführt, und zwar ebenso aus dem Gesichtspunkte der Hygieine wie der Therapie. Sie nahmen den Reichen viel Geld ab; aber den Armen ließen sie ihre volle Hülfe umsonst zutheil werden. Sie gaben dem Reichen die verlorene Gesundheit wieder, soweit dies überhaupt noch möglich war, und blieben nicht, wie die heutigen Quacksalber weltlichen und geistlichen Standes, bei dem bloßen Geldabnehmen, Ausbeuten und Bethören stehen.

Diese und andere Gedanken regt die Lektüre der Arbeit von Rittershain an, und wir können dieselbe der allgemeinen Aufmerksamkeit bestens empfehlen als einen gewichtvollen Beitrag zur Geschichte der Medicin und der Cultur.

2. Geschichte der Pest in Steiermark. Von Richard Peinlich. Zwei Bände. Graz, Vereinsbuchdruckerei. 1877. 8. 10 M.

Mit einem lebensvollen, anregenden, eifrig und mit Wärme des Herzens geschriebenen Buche haben wir es zu thun, welches, voll von Gelehrsamkeit, ein treffliches Gemälde der Pestseuchen, die während eines Jahrtausends in Europa und insbesondere in Steiermark herrschten, entrollt, und nicht blos der Epidemien, sondern auch der ganzen physischen und moralischen Verhältnisse der Länder und Völker zu jenen Zeiten, inwieweit überhaupt irgendwelche Beziehung derselben zu dem großen Uebel bestand.

Nur wenige Geschichtsforscher der epidemischen Krankheiten haben mit einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit eine so anziehende und man kann auch sagen begeisterte Darstellung des Gegenstandes verbunden wie der Verfasser; deshalb beansprucht das vorliegende Werk weit größere Beachtung als eine gewöhnliche Chronik der Seuchen, und muß nicht blos den Kreis der Geschichtsforscher, sondern auch das große Publikum der wirklich Gebildeten interessiren.

Indem der Historiker den Gang der Pest verfolgt, sieht er auch den Kampf der Menschen wider das Verhängniß, und alle Zustände des Zeitalters, die Leibes- und Seelenverfassung der Staatsbürger, das Leben und Weben derselben ziehen an seinem geistigen Auge vorüber.

Darum ist das Studium der Geschichte der epidemischen Krankheiten von so großer Wichtigkeit und ein so bedeutendes Förderungsmittel der Menschenkenntniß, und niemand sollte es unterlassen, mit diesem Gegenstande ab und zu sich zu beschäftigen.

Peinlich behandelt nach einer kurzen Einleitung das Wesen der Pest und die Drangsale, welche dieses Uebel über die Menschheit verhängt, die Ursachen der Krankheit und die Ansteckung, die Vorzeichen der Pest und die gesundheits-polizeilichen Maßregeln gegen die Seuche; er entrollt dann die Chronik der Pestepidemien besonders in Steiermark zwischen dem 7. und 18. Jahrhundert u. s. w.

Den Anlaß zu Erforschung der Pestgeschichte von Steiermark gab ein Act des Aberglaubens der Katholiken. Im Jahre 1680 gelobte, wie Peinlich erzählt, der Statthalter von Inneröfterreich im Namen des römischen Kaisers und der Bewohner Steiermarks, zu Graz eine Säule zu erbauen, auf deren Spitze die göttliche Dreiheit des christlichen Himmels aus Stein gehauen sich befindet, eine sogenannte Dreifaltigkeitssäule. Bald erfolgte die Errichtung eines solchen Denkzeichens des Aberglaubens und behauptete fast zwei Jahrhunderte lang seinen Platz, von tausenden und aber tausenden menschlicher Creaturen angebetet. Da schlug denn im Jahre 1875 die Stunde dieses Steinbildes, und die Entfernung der Säule regte Nachfrage an nach den Ursachen ihres Daseins, und dadurch genaue Forschungen über die Geschichte der Pest in Steiermark, aus deren Anlaß, gleichsam um dem Himmel für Befreiung von dem Uebel zu danken, die Säule errichtet worden war. Ohne den Witz jenes Statthalters und seines Fürsten, der Priester, Pfaffen, Mönche und Gläubigen, wäre die Denksäule nicht aufgerichtet worden; ohne die letztere hätte niemand an die Pest in Steiermark gedacht, und ohne dieses Peinlich sein höchst interessantes Werk nicht geschrieben. Also — es lebe der Aberglaube!

Es ist zu bedauern, daß der Verfasser sich nicht noch eingehender mit der ärztlichen Literatur der Pest beschäftigte; doch, ich bin weit davon entfernt, ihm daraus einen Vorwurf zu machen, da es hier weniger darauf ankommt, genau medicinisch, als vielmehr genau historisch zu untersuchen. Freilich weist die Medicin der Geschichte erst den rechten Weg und verhütet die Verwechselung der einen Seuche mit der andern. Man muß dem Verfasser das Lob spenden, daß er auf diesen letztern Punkt großes Gewicht legte und mit größter Sorgfalt Pest und Nichtpest überall voneinander zu scheiden suchte.

Die gesundheits-polizeilichen Maßregeln gegen die Pest waren in Steiermark im 17. Jahrhundert nicht so übel, ja in manchen Stücken äußerst vernünftig; manche Gemeinde der Gegenwart könnte dieselben theilweise wenigstens zum Muster nehmen.

Von besonderer Wichtigkeit ist es, genauere Angaben über die Naturerscheinungen zu sammeln, welche vor und während der Seuche auftraten. Dies that der Autor in sehr umfangreichem Maße, und lieferte damit die schätzbarsten Bausteine für eine zukünftige Meteorologie in ihrer Anwendung auf Epidemiologie.

Auch aus den Ergebnissen der Forschungen Peinlich's lernen wir, daß Steiermark eine wahre Kornkammer des römischen Papstes ist; eine fruchtbare Pflanzstätte alles Aberglaubens, aller Möncherei und Pfäfferei, daß diese Verhältnisse durch die mannichfachen Seuchen und Verheerungen dort tiefe Wurzeln im Volke schlugen, deren Ausrottung nur sehr allmählich vor sich gehen dürfte; daß Völlerei, Ueppigkeit und Trunksucht Nationallaster der Steiermärker sind und nicht unwesentlich dazu beitrugen, die Anlage zu epidemischen Krankheiten zu erhöhen; daß diese letztern in gewisser Art mit den großen Naturerscheinungen zusammenhängen, welche als deren Vorboten auftreten oder gleichzeitig mit den Seuchen vorkommen; daß Elend, welcher Art es auch sei, Unwissenheit, Roheit, Mangel an Vorsicht, Vernachlässigung der Gesundheitspflege, Excesse u. s. w., wesentlich dazu beitragen, die Pest zu verbreiten; daß endlich diese Krankheit niemals in Steiermark selbst entstand, sondern immer von außen her eingebracht wurde.

Das Buch von Peinlich wird für den ärztlichen Erforscher der Geschichte der Pest sachlich ebenso wie literarisch eine Fundgrube sein, insbesondere was Steiermark und die benachbarten Länder des Reichs der Lothringer betrifft; es dürfte auch für manchen medicinischen Historiker ein gutes Beispiel abgeben durch die Frische, mit welcher es an sich trockene Materien geistvoll behandelt, und außerdem auf alles Rücksicht nimmt, was nur irgend mit der Pest und deren Ursachen im Zusammenhange steht.

Heiße die Epidemie wie sie wolle, ohne begünstigende äußere Umstände, die ihrerseits schwächend auf die leibliche Constitution und die Nervenkraft des Menschen wirken, kann von Ausbreitung nicht die Rede sein. Es gibt Verhältnisse der Atmosphäre, des Erdbodens u. s. w., die vielfach noch unserer Aufmerksamkeit sich entziehen; dieselben wirken schwächend auf Constitution und Nervenkraft, und gleichzeitig bedingen sie Abnormitäten in der Entwickelung der Vegetation, welche für uns eine Hauptquelle der Nahrung ist. So entsteht denn ein mehr oder minder beträchtliches Maß von Anlage zu seuchenartigen Krankheiten, und es bedarf nur das Eindringen von Keimen derselben, um Ausbreitung der Seuche zu erwirken.

Hieraus geht hervor, daß der Mensch, auch wenn es ihm nicht gelingt, die Entstehung der Pestkeime außerhalb seines Wohnlandes zu verhindern, doch das Eindringen und die Ausbreitung derselben verhüten könne, und zwar, indem er auf das strengste das Land sperrt, und andererseits darauf hinarbeitet, die Kraft seiner Constitution und seine Nerven möglichst intensiv zu erhalten. Dies geschieht durch Austilgung von Elend und Ueppigkeit, durch ein streng nach den Normen der natürlichen Moral und der Gesundheitspflege geführtes Leben, und durch Handhabung guter Maßregeln der Sanitätspolizei.

Eduard Reich.

Westfälische Dialektdichter.

1. Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart. Von F. W. Grimme. Siebente vermehrte Auflage. Paderborn, F. Schöningh. 1878. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.
2. Grain Tuig. Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart. Von F. W. Grimme. Dritte vermehrte Auflage. Münster, Nasse. 8. 50 Pf.
3. Galanterie Waar. Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart. Von F. W. Grimme. Zweite vermehrte Auflage. Münster, Nasse. 8. 80 Pf.
4. De Koppelschmid. Lustspiel in sauerländischer Mundart. Von F. W. Grimme. Zweite Auflage. Münster, Nasse. 8. 70 Pf.
5. De Kumpelmäntemaker oder Hai mott wierfriggen. Lustspiel in sauerländischer Mundart. Von F. W. Grimme. Münster, Nasse. 8. 1 M. 50 Pf.
6. Jaust un Durtel. Lustspiel in sauerländischer Mundart. Von F. W. Grimme. Zweite Auflage. Münster, Nasse. 8. 90 Pf.
7. De Musterung ümmer up de olle Hacke. Lustspiel in sauerländischer Mundart. Von F. W. Grimme. Zweite Auflage. Paderborn, F. Schöningh. 1878. 8. 75 Pf.

Unter den westfälischen Dialektdichtern nimmt der heiligenstädter Gymnasialdirector F. W. Grimme unbestritten den ersten Rang ein. Seine Werke sind nicht wenig zahlreich und einzelne derselben in mehrern Auflagen verbreitet. In Westfalen, namentlich aber in seiner Heimat, im Sauerlande, ist er eine höchst populäre Persönlichkeit. Man darf sagen, in jeder Stadt, in jedem Dorfe ist er bekannt und beliebt. Und welcher Westfale, beziehentlich Sauerländer ihn bei seinem Namen nicht kennt, der verehrt ihn doch als den Verfasser der „Spriekeln und Spöne" und liebt ihn als einen vertrauten Freund. Ist er es doch gewesen, der seinem Fühlen und Denken, seinem Behagen und seiner Freude einen treffenden Ausdruck gegeben, vor allem aber, der die überall erzählten und bekannten und tausendfach belachten Schwänke und Geschichten endlich mit unverwüstlichem Humor zu Papier gebracht, daß sie bewahrt bleiben Kindern und Kindeskindern. Grimme ist also nicht eigentlich Originaldichter — man kann überhaupt von Dialektdichtern, sofern sie nicht Genies wie Reuter sind, selten behaupten, daß sie aus dem Schatze ihres Innern allein geschöpft —, er hat seinen Stoff genommen wo er ihn fand: aus dem Munde des Volks, welches er durch und durch kennt. Glücklicherweise macht der Stoff nicht den Dichter, sondern das was er aus dem Stoffe macht, gibt den Maßstab seines Talents.

Von diesem Standpunkte aus aber dürfen wir Grimme zugestehen, daß er wahrhaft ein Dichter ist. Er hat dem roh überlieferten Stoffe eine Gestalt gegeben, welche die strenge Kritik aushalten kann. Der trockene Bericht, die einfache Thatsache gewinnt unter seinen Händen Lebendigkeit und dichterisches Gepräge. Wie seine Bürger und Bauern, seine Pfarrer und Mönche, seine Frauen und Mädchen, so spricht in Westfalen das Volk, so denkt es, so handelt es, so macht es seine Witze. Geht doch die Naturtreue einzelner Personen im Grimme's Schwänken so weit, daß man sich versucht gefühlt hat, auf diese oder jene Personen als Vorbilder zu verweisen. Einzelne Gestalten aus der langen Reihe sind geradezu classisch: so die humoristischen schalkhaften Pastoren und Mönche alten Schlags, die sehr zahlreich vertreten sind, von denen Streiche erzählt werden, daß man glaubt, in einem Schalkenbuche des 16. Jahrhunderts zu lesen. Man fühlt aus diesen Erzählungen heraus: in Westfalen besteht zwischen Geistlichkeit und Bürger und Bauer noch jenes familiäre Verhältniß, wie es lange vor der Reformation im deutschen Lande allgemein bestand. Der Geistliche bildet noch ein Glied der Familie und zwar ein hervorragendes. Man denkt an ihn nicht wie an eine über familiären Verkehr erhabene Persönlichkeit, sondern wie an einen vertrauten Freund, der Leid und Freud mitzufühlen berufen ist, dem man sein Herz ohne Rückhalt offen legt, der überall sein gewichtiges Wort mitspricht. Und weshalb sollte man solchen Freunden nicht vertrauen, wie sie Grimme so greifbar plastisch hinstellt? Wer lacht nicht über die lustigen Streiche des Johannes von Duinskede, des Bruder Lubertus (der seinen Confrater auf höchst ergötzliche Weise um seinen Wein bringt), des Pastor Bernardes und anderer?

Aber auch unter den Bürgern und Bauern hat Grimme höchst erfreuliche Gestalten aufzuweisen: ehrsame Philister, die vor Freude laut aufjauchzen, wenn ihnen ein gutmüthiger Scherz gelungen, grotesk naive Landleute, deren Horizont nicht weiter als ihres Dorfes Weichbild geht, und Till Eulenspiegel auf dem Lande.

Und alle diese Geschichten und Geschichtchen trägt er vor mit gutmüthigem Humor und mit einer Fülle von scherzhaften Wendungen. Manchmal schleicht sich in seine Erzählungsweise aber auch eine leise Ironie ein, wenn er auf die Großthuerei und Prahlsucht unter seinen Landleuten zu sprechen kommt, auf jene, die Mittags kein Fleisch auf dem Tische haben und doch nach dem Essen sich großartig die Zähne stochern, oder auf die reichen Bauern, welche Hochzeit feiern und die zahlreichen Gäste armselig bewirthen.

Einzelne Schwänke leiden aber an einem großen Fehler: sie sind zu lang ausgesponnen. Man verlangt ja schon vom Witze im allgemeinen, daß er kurz und treffend sei, um wie viel mehr vom Plattdeutschen, dessen Lektüre für jeden eben nicht leicht ist. Ich erinnere nur an „De Schlacht bei Königgrätz", „'n netten Akkord", „Geschaide Luce", „Mütterken im Postwagen" u. a. Ein plattdeutscher Scherz, der mehr als ein halbes Dutzend Seiten einnimmt, wird langweilig.

Als zweiter Fehler dürfte die stellenweis allzu starke Derbheit getadelt werden. Wahr ist es: auf Plattdeutsch läßt sich manches ungenirter sagen als auf Hochdeutsch; indessen hat der gute Geschmack doch auch hier eine Grenze gezogen. Gerade abstoßend ist es, wenn der Shulte im „Koppelschmid" seine Tochter mit ihrer Mutter vergleicht und hinzufügt:

> De Mutter was jo auk saun Kraut —
> Und sau de Sugge, sau de Schwyine.

Doch solche Auswüchse kommen, das sei sogleich hinzugefügt, nur sehr vereinzelt vor. Der Gebildete darf diese Sammlungen getrost in die Hand nehmen. Stößt ihn auf dieser Seite ein derber Witz, ein alltäglicher Scherz ab, so entschädigen ihn hundert andere Seiten reichlich dafür.

Den weitverbreiteten plattdeutschen Gedichten hat Grimme auch einige Lustspiele in derselben Mundart hinzugefügt. Bedeutung haben dieselben nicht. Komische Situa-

tionen, schlagkräftiger Witz, spannende Handlung fehlen — die Charaktere aber sind meist gut dargestellt. Am besten ist wol der „Koppelschmid".

Freiligrath hat in einem an seinen Freund Rauschenbusch gerichteten, in der „Gegenwart" veröffentlichtem Briefe seinen Landsmann Grimme mit Reuter verglichen und ihn dem berühmten Mecklenburger ebenbürtig zur Seite gestellt. Das ist zu viel des Lobes. Denn Grimme fehlt doch die Großartigkeit, die Tiefe des Gefühls, die dichterische Totalität, die den großen Fritz auszeichnet. Reuter umfaßt die Welt und das Leben, Grimme einen kleinen Theil der Welt und ein winziges Stückchen Leben. Dort das menschliche Dasein in seiner Höhe und seiner Tiefe, hier blos von seiner heitern Seite.

8. Plattdeutsche Erzählungen und Anekdoten im paderborner Dialekte. Erste Folge: Niu lustert wol. Zweite Auflage. Zweite Folge: Lähm up! Wat de Trängsaldote Mattiges Pappstoffel vam grauten Kryge to vertellen weit. Dritte Folge: Nix för ungud! Celle, Literarische Anstalt. 1877 u. 1878. 8. Jede Folge 1 M. 20 Pf.
9. Poetische Versuche in westfälischer Mundart. Von Zumbrook. Vier Bändchen. Münster, Nasse. 1877. 8. Jedes Bändchen 1 M.

Der anonyme Verfasser der „Plattdeutschen Erzählungen und Anekdoten" (Nr. 8), der Divisionspfarrer Knoche in Celle, stellt sich im ersten seiner Werkchen Grimme fast gleichberechtigt zur Seite; ja er übertrifft ihn, wenn man bedenkt, welche Fülle von Witz und Humor er in der Ersten Folge seiner „Niu lustert wol" auf einem so kleinen Raume zusammengedrängt hat. Da gibt es kaum eine schwache Erfindung, eine alltägliche Wendung, eine verunglückte Pointe. Auch leidet Knoche in diesem Bändchen durchaus nicht an dem an Grimme gerügten Fehler übermäßiger Breite. Selten geht ein Geschichtchen über zwei Seiten hinaus. Dagegen kann er von dem Vorwurf einiger Derbheit nicht freigesprochen werden. Wenn auch z. B. der letzte Scherz der Ersten und einige der Dritten Folge jedem anfangs ein schallendes Gelächter entlocken werden, so läßt sich doch der Wunsch nicht unterdrücken, daß Scherze mit solchen drastischen Pointen gedruckt sich nicht vererben möchten. Die beiden letzten Folgen erreichen die erste bei weitem nicht. Es fehlt den hier erzählten Geschichten nicht selten an Natürlichkeit und Ursprünglichkeit.

Den in münsterländischem Dialekt abgefaßten meist versificirten Schwänken, Scenen und Liedern Zumbrook's (Nr. 9) habe ich einen rechten Geschmack nicht abgewinnen können. Ich finde, daß die komische Prägnanz den meisten seiner Scherze abgeht, viele sogar nichtssagend sind. Die poetische Form wird man gern vermissen, besonders weil sie mit geringer Gewandtheit gehandhabt ist.

Heinrich Keiter.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Unsere Blätter haben einen ihrer ältesten und fleißigsten Mitarbeiter verloren, welcher Jahrzehnte hindurch in denselben die naturwissenschaftlichen Werke besprach.

Dr. Heinrich Birnbaum wurde am 3. Januar 1803 in Schöppenstedt im Braunschweigischen geboren. Mit seinem Vater, der dort eine Gastwirthschaft betrieb, siedelte er schon früh nach Braunschweig über, wo er bei einem Kaufmann in die Lehre gegeben wurde. Jeden freien Augenblick, häufig ganze Nächte benutzte er, um sich mit mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien zu beschäftigen, und sein Drang, diesen sich ganz hinzugeben, wurde schließlich so lebhaft, daß sein Vater einwilligen mußte in den Verzicht auf die kaufmännische Laufbahn. Durch Privatstudien war er so weit vorbereitet, daß er im Jahre 1823 auf das Collegium Carolinum in Braunschweig als Studirender aufgenommen wurde. Von dort aus bezog er die Universität Göttingen, um da drei Jahre Mathematik und Naturwissenschaften zu studiren. Durch Erwerbung des Doctorgrades der philosophischen Facultät schloß er 1829 seine Vorbereitung zum Lehrfache ab. Er folgte dann zuerst der Aufforderung, als Lehrer in das bekannte Institut von von Fellenberg in Hofwyl bei Bern einzutreten. Gegen drei Jahre brachte er in der Schweiz zu. Trotz der glänzenden Aussichten, die er im Auslande hatte, kehrte er doch, Familienverhältnisse wegen, wieder in seine Heimat zurück und übernahm 1831 die Stelle als Lehrer der Mathematik und Physik am Gymnasium in Helmstedt. Im Jahre 1853 siedelte er nach Braunschweig über, um dort eine ähnliche Stellung am Gesammtgymnasium und den obern Klassen des Schullehrerseminars zu übernehmen. Seit 1865 lebte er in Braunschweig im Ruhestand und starb dort am 21. Juni 1879.

Dr. Birnbaum war in erster Linie Lehrer, in seinem Lehrberufe ging er ganz auf. Er fand eine Anerkennung, eine Anhänglichkeit bei seinen Schülern, wie sie nur wenigen Lehrern zutheil wurde. Eifrig strebte er auch für die Fortentwickelung des Unterrichtswesens. Zahlreiche Abhandlungen, die er in den Fachblättern veröffentlichte, machten seinen Namen unter den Schulmännern so bekannt, daß Pädagogen wie Diesterweg in Berlin, C. Vogel in Leipzig u. a. einen regen Briefwechsel mit Birnbaum unterhielten und ihm persönlich ihre Freundschaft zuwandten. Eine Anerkennung seiner Bestrebungen liegt auch darin, daß er mit Herrig in Berlin zusammen zum Geschäftsführer der Realschulmännerversammlung erwählt wurde, welche 1853 in Braunschweig tagte.

Mit regem Interesse verfolgte er stets die Fortschritte der Wissenschaft und gern brachte er über diese Studien belehrende Aufsätze in die Oeffentlichkeit. Häufig erschienen solche Abhandlungen von ihm in braunschweiger Localblättern, aber auch in viel gelesenen Zeitschriften, wie der unsrigen, in Westermann's „Monatsheften" u. a.

Auch selbständige Werke gingen mehrfach aus seiner Feder hervor. Seine Doctordissertation behandelte einen mathematischen Gegenstand; wiederholt hatte er die Freude, mathematische Arbeiten, die er bei Preisbewerbungen lieferte, gekrönt zu sehen. Er schrieb ein kurzes „Lehrbuch der ebenen Geometrie", welches er seinem Unterrichte zu Grunde legte, ebenso ein kleines Werk über die „Grundprincipien der Physik". In weitern Kreisen bekannt wurde seine 1835 bei Fleckeisen in Helmstedt erschienene Bearbeitung des zweiten Cursus von J. F. Lorenz' „Grundlehren der reinen Mathematik"; seine deutsche Bearbeitung von Arnold Guyot's „Grundzüge der vergleichenden physikalischen Erdkunde" erlebte 1860 die zweite Auflage (Leipzig, Hinrichs); als Ergänzung zu diesem Werke schrieb Birnbaum seine „Grundzüge der astronomischen Geographie" (Leipzig, Hinrichs); endlich lieferte er für Spamer's „Malerische Feierstunden" 1859 ein Werk über die physikalischen und chemischen Eigenschaften der Atmosphäre unter dem Titel „Das Reich der Wolken".

In allen diesen Schriften folgte er seinem Lehrerberufe; es drängte ihn, in weitern Kreisen belehrend und anregend zu wirken; seine Werke bestanden aus Vorträgen für gebildete Laien. Die freundliche Aufnahme, die seine Bücher fanden, beweist, daß er es verstand, den rechten Ton zu treffen.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 34. — 21. August 1879.

Philosophisch-kritische Revue.

1. Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Von Friedrich Albert Lange. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. In zwei Büchern. Erstes Buch: Geschichte des Materialismus bis auf Kant. Zweites Buch: Geschichte des Materialismus seit Kant. Erste Hälfte: Die neuere Philosophie. Die Naturwissenschaften. Zweite Hälfte: Der Mensch und die Seele. Der ethische Materialismus und die Religion. Iserlohn, Baedeker. Gr. 8. 20 M.

Die Wirkung der Ideenkreise Friedrich Albert Lange's und ganz besonders seine „Geschichte des Materialismus" war tief und nachhaltig genug — wenn sie auch später eintraf, als der verdienstvolle Forscher erwarten mochte —, um jede neue Anpreisung der Vorzüge derselben als überflüssig oder verspätet erscheinen zu lassen. Gleichwol scheint es im Hinblick auf die allzu rasche und weitgehende Verbreitung des Materialismus und seiner metaphysischen Dogmen wie seiner hedonistischen Ethik, im Hinblick auf die Propaganda, welche selbst in engern Gelehrtenkreisen, weit mehr aber auf dem Markte des politischen und religiösen Parteitreibens, für dieselben gemacht wird, gerade heute wieder geboten, mit allen Kräften darauf hinzuwirken, daß durch das Aufsuchen und das tiefere Verständniß der psychologischen Wurzeln und der Genesis des Materialismus der wahre Werth und Unwerth desselben in weitern Kreisen erkannt und das verborgene Gift, das die materialistische Dogmatik in großer Menge enthält, seiner schädlichen Kraft beraubt oder daß in der bessern Einsicht, in der gründlichen Erfassung der entgegenstehenden Instanzen das sicherste Gegengift, die sicherste Prophylaxis gegen die Geisterseuche gefunden werde. Der gegenwärtige Stand der Specialforschungen auf den verschiedensten Wissensgebieten, aber auch der Stand der philosophischen Arbeiten im besondern und das Gewirre der widerstrebendsten Meinungen auf den abstracten Gebieten der Philosophie im engern Sinne läßt eine gründliche Diagnose und umfassende Vorkehrungen nicht weniger dringend erscheinen, da in dem durch den Materialismus veranlaßten Zersetzungsproceß die sichersten Grundfesten menschenwürdigen Denkens, Daseins und Strebens zu wanken scheinen.

Deshalb scheint es uns keineswegs überflüssig zu sein, heute noch auf die vor mehrern Jahren erschienene neue Auflage des großangelegten Werks zurückzukommen, dessen hochbegabter, gelehrter und rastlos thätiger Verfasser dem Dienste der Wissenschaft, für das er sein Leben eingesetzt hat, nur zu früh entrissen worden ist. Wir knüpfen vielmehr an die zweite und alle, im Interesse der Verbreitung besserer Einsichten wünschenswerthen künftigen Auflagen den Wunsch, daß die Ergebnisse der umfassenden philosophiegeschichtlichen Studien des Autors und die reiche Fülle von wissenschaftlichen Kenntnissen und Erkenntnissen, die er dem Leser in leichtverständlicher Darstellung und in überzeugender Weise vermittelt, zur Verbreitung und Vertiefung des Wissens in den weitesten gebildeten Kreisen in und außerhalb Deutschlands Erhebliches beitragen möchten. An diesen Wunsch knüpft sich der zweite, daß die didaktischen und aufklärenden Tendenzen des Autors nach Möglichkeit die von ihm ersehnten Früchte der culturellen Entwickelung und fortschreitenden Humanität mit den geringsten Opfern fordern mögen.

Der erste Theil des Werks, welcher vorwiegend die eigentliche Geschichte, d. h. die materialistischen Systeme und methodischen Gedankengänge behandelt, die schon dem abgeschlossenen Gebiet der Geschichte angehören, bereitet zwar das Endergebniß des zweiten Theils vor und bringt diesem Streben, wie der Verfasser sagt, „die ruhige Gleichmäßigkeit einer rein objectiven Behandlung zum Opfer". Aber das erste Buch nähert sich in der neuen Bearbeitung doch nicht unwesentlich einer „normalen historischen Monographie". Die im engern Sinne gelehrte Arbeit, sowenig aufdringlich sie auch auftreten und die populäre Bedeutung beeinflussen mag, hat dem Werke nicht unwesentliche Bereicherungen eingetragen. Die Anmerkungen

enthalten eine ganze Fülle von historischen Nachweisen und philologisch-historischen Details. Es wird nicht nur auf die besten Quellen von Fall zu Fall zurückgegangen, sondern es werden in einzelnen Fällen sogar bisher wenig oder gar nicht benutzte Quellen für die Geschichtsdarstellung und Kritik herangezogen. Die Darstellung der historischen Entwickelung des Materialismus bis auf Kant bildet nach des Verfassers Absicht ein in sich abgeschlossenes Ganzes, zu dessen Verständniß es keiner Ergänzung bedarf, obwol der zweite Theil seinem geschichtlichen Verständniß nach organisch auf dem ersten sich aufbaut und stützt. Es tragen indeß, gerade für die allgemein culturellen, religiösen und politischen Fragen, die in der Atmosphäre des neuzeitlichen Materialismus reif geworden sind, die zwei großen Abschnitte vor und nach (seit) Kant ein so eigenartiges und grundverschiedenes Gepräge, daß das Werk gleichsam in zwei selbständige Werke zerfällt, dessen eines die eigentliche Geschichte, das andere die Kritik des Materialismus in der neuesten Zeit oder der Gegenwart im weitern Sinne enthält.

Mit Rücksicht auf das Interesse für speciellere Geschichtsstudien hat der erste Theil daher auch seinen besondern Index erhalten und sind beide Theile auch gesondert zu haben. Gleichwol bilden dieselben nicht nur für den Autor eine „untrennbare Einheit", sondern auch ein ideelles Ganzes für denjenigen Leser, welcher die Probleme des Materialismus nicht unter speciellen philosophiegeschichtlichen, sondern unter den großen universellern Gesichtspunkten der allgemeinen philosophisch-wissenschaftlichen, religiös-ethischen und social-politischen Culturentwickelung begreift.

Durch die ebenso klaren als scharfsinnigen Raisonnements des Abschnittes über die Stellung der Kant'schen Philosophie zum Materialismus wie zur mechanischen Naturanschauung hat sich der Autor ein bedeutendes Verdienst um die Förderung der besonnenen philosophischen Forschung auf den Wegen des empirisch-kritischen Denkens erworben. Nicht im geringsten Maße ist es ihm zu verdanken, daß die Nothwendigkeit der Rückkehr zu Kant, beziehentlich eines neuen Ausgehens von Kant'schen Grundlagen und einer neuen Kritik derselben, die gemeinsame Ueberzeugung der denkenden Forscher geworden ist. Trotz seiner an manchen Stellen allzu weitgehenden Concessionen an den Materialismus in der Theorie, läßt er doch schließlich denselben nur als Methode in der empirischen Forschung, als methodologisches Princip der mechanischen Naturerklärung gelten, das zugleich eine widerstandskräftige Schutzwehr gegen die Einfälle und Ausfälle der ontologischen und theologischen Metaphysiker und Mystiker zu bilden in zahlreichen Fällen wohlgeeignet ist. Die Unzulänglichkeit des Materialismus, mag er nun als Weltansicht, als philosophisches System, als theoretisches oder gar als ethisches Grundprincip auftreten, ist in der neuen Bearbeitung des Werks nur noch zu größerer Evidenz gebracht worden, indem die modernen Materialisten im wesentlichen als bloße Skeptiker erscheinen. „Der ganze Materialismus ist mit der Annahme des Satzes der Unerklärlichkeit der Naturvorgänge ewig verloren." Die Darstellung und Kritik des heutigen Standes der naturwissenschaftlichen Forschungsergebnisse ist im wesentlichen neu und den raschen Fortschritten auf diesem Gebiete angepaßt, die auch seither wieder manches damals Gesagte überholt haben. Groß und weitausblickend ist die Perspective, die der Autor in unsere religiöse, wissenschaftliche, sittlich-culturelle Zukunft eröffnet, erhebend der Abschluß, zu dem er, durch Geschichte und Kritik hingedrängt, gelangt und führt, die muth- und weihevolle Forderung an den Idealismus menschlichen Wollens, fortzuschreiten von gebesserter Einsicht und größerm Wissen zu geeinigtem, bessern Wollen.

Auch die Bewegungen auf social-wissenschaftlichen und social-politischen, religiösen und kirchenanstaltlichen Gebieten haben in der neuen Bearbeitung eingehende Würdigung gefunden, soweit es dem Autor noch vergönnt war, dieselben zu verfolgen. Es gewährt daher eben diese neuere Auflage der „Geschichte des Materialismus" mehr als der Titel und der zur Bescheidenheit geneigte Autor des Werks verspricht, nämlich ein bedeutsames Stück einer kritischen Geschichte der wissenschaftlichen, culturellen und politischen Bewegungen, der leitenden Culturideen der Gegenwart, wie sich dieselben in einem hochbegabten Geiste gespiegelt haben, der den Fortschritt der besten Geister seiner Zeit mitgemacht hat. Zur Kenntniß der innern Entwickelungsgeschichte Lange's selbst trägt diese neue Bearbeitung nicht wenig bei und es ist dieselbe daher, ganz abgesehen von der stofflichen Bereicherung der Kenntnisse und wiederholten Prüfung der Schlüsse, auch für die Besitzer der ersten Auflage von unzweifelhaftem Werth.

2. Logische Studien. Ein Beitrag zur Neubegründung der formalen Logik und der Erkenntnißtheorie. Von Friedrich Albert Lange. Iserlohn, Baedeker. 1877. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Der verdienstvolle Interpret der Kant'schen Gedankengänge, H. Cohen, dem der verstorbene Verfasser die Herausgabe des vorliegenden Werks anvertraut hat, sagt, „dasselbe sei als die langsam gereifte Frucht früh entworfener Gedanken anzusehen, welche die ganze Lebensarbeit des Mannes durchzogen haben". Wir bedauern mit dem Herausgeber, daß dies posthume Werk des bedeutenden historischen Kritikers Fragment geblieben und dieser an der Ausarbeitung einer vielversprechenden Disposition des zweiten Theils durch den Tod verhindert worden ist.

Die Erwägungen, welche das vorliegende Werk enthält, sind in mancher Hinsicht geeignet, einige in der „Geschichte des Materialismus" entwickelte Gedankenreihen zu ergänzen, manche an gleicher Stelle offen gelassene Frage näher zu bringen und den Autor gegen vereinzelte Vorwürfe der Zweischneidigkeit oder Unentschiedenheit seiner Ausführungen in Sachen der Erkenntnißtheorie zu rechtfertigen. Das literarische Material des Autors gibt Zeugniß von umfassenden Specialstudien desselben in der Geschichte der Logik im ganzen, wie vom eingehenden Studium des Aristoteles, der neuen Aristoteliker und der modernen Logik im besondern.

Wir glauben mit dem Herausgeber, daß die Schrift unter den fachgenössischen Bestrebungen zur Reform der Logik einen Platz behaupten wird, „würdig des Namens, den Friedrich Albert Lange hinterlassen hat". Das Verhältniß der formalen Logik zur Erkenntnißlehre ist hier einer gründlichern Untersuchung unterzogen, als man demselben bisher zuzuwenden für gut befunden hat. Mit

Recht wird jeder Streit über den Vorzug und eine mögliche Wahl zwische Logik und Erkenntnißtheorie abgelehnt und jeder Disciplin das zugehörige Gebiet vindicirt, wenn auch, wie uns scheint, die Erklärung des Ausdrucks „Erkenntnißtheorie" bei Trendelenburg und Ueberweg keineswegs schlechthin annehmbar oder auch die annehmbarste aller möglichen Erklärungen ist. Eingehende Untersuchungen sind der Modalität der Urtheile, dem particularen Urtheil und der Lehre von der Umkehrung der Urtheile, der Syllogistik, dem disjunctiven Urtheile und den Elementen der Wahrscheinlichkeitsrechnung zugewendet, welche letztere der Autor in unbefangener und eingehender Weise auf ihren Erkenntnißwerth prüft.

Der Autor hat selbst die wichtigsten Ergebnisse seiner Untersuchungen in der Abhandlung über „Raum, Zeit und Zahl" zusammengestellt. Unter denselben befinden sich, neben sehr bemerkenswerthen kritischen Ergebnissen und abschließenden Urtheilen über Vorzüge und Schwächen der Aristotelischen Logik wie auch der neuesten Reformbestrebungen auf dem Gebiet der modernen Logik der „Erfahrungswissenschaften" einige sehr wesentliche principielle Ergebnisse, welche für die systematische Behandlung der Hauptprobleme der empirisch-kritischen Philosophie von ausschlaggebender Bedeutung sind. So wird der formalen Logik als einer apodiktischen Wissenschaft, wie sie sich in der vom Verfasser entwickelten Form darstellte, ein von ihrer Nützlichkeit ganz unabhängiger Werth und, soweit sie von erkenntnißtheoretischen Betrachtungen gesondert auftritt, eine der Mathematik vergleichbare Apodikticität, die auf der räumlichen Anschauung beruhe, vindicirt. Aus der Aristotelischen Logik seien demnach zunächst alle metaphysischen Elemente so zu vindiciren, wie die Lehre von der Modalität der Urtheile u. a. m. Der Unterschied zwischen der alten und der modernen Logik wird deutlich nachgewiesen, jene als Logik des Inhalts, die letztere als Logik des Umfangs bezeichnet, wie sich dieselbe wenigstens in der modernen Denkweise bereits geltend macht. Denn die Reform der Logik harrt noch ihres Abschlusses und ihrer systematischen Ausführung. Die Kant'sche Theorie der reinen Anschauung wird kritisirt und als fälschlich bezeichnet, die räumliche Anschauung als Ausgangspunkt der Entwickelung von Zeit- und Zahlvorstellungen zu erweisen unternommen. Die Fragestellungen selbst sind so bedeutsam, die geistige Kraft des Autors so hervorragend, daß seine Untersuchungen selbst dort, wo uns ihre Beweiskraft nicht mehr auszureichen scheint, dem künftigen Bearbeiter derselben Probleme wichtige Förderung versprechen.

3. Ueber Religion. (Natur. Die Nützlichkeit der Religion. Theismus.) Drei nachgelassene Essays. Von John Stuart Mill. Deutsch von Emil Lehmann. Autorisirte Uebersetzung. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 5 M.

Nach dem Bericht der Herausgeberin (Helen Taylor) sind die drei Essays, die im vorliegenden Bande vereinigt sind, zu sehr verschiedenen Zeiten entstanden und nicht als ein zusammenhängendes Ganzes zu betrachten, obwol dem Gedankengange nach eine ideelle Verbindung zwischen denselben kaum zu leugnen ist. Nur der letzte der hier erschienenen Essays gehört der letzten Lebenszeit des berühmten Autors an. Die Zusammenstellung der Arbeiten ist eine zufällige, durch den homogenen Charakter der Gegenstände, nicht durch ausgesprochene Absicht des Verfassers veranlaßt, über dessen Zurückhaltung bei Bildung und Mittheilung seiner Ansichten und dessen „Widerwillen gegen das Aussprechen halbfertiger Ansichten" sich die Herausgeberin des weitern äußert: „Der Essay über den Theismus ist", wie dieselbe mittheilt, „nicht den wiederholten Prüfungen und Umarbeitungen unterzogen worden, die den meisten seiner Arbeiten vor der Veröffentlichung zutheil wurden". Es sei demnach dieser Essay „zugleich werthvoller und weniger werthvoll" als irgendein anderes Werk des Verfassers.

Der Essay über „Natur" enthält eine eingehende Untersuchung der verschiedenen Bezeichnungen, welche dem Worte Natur im Sprachgebrauch beigelegt werden, von welchem der Autor mindestens zwei Hauptbedeutungen als nothwendig dem Ausdruck zukommend bezeichnet:

> In dem einen Sinne bedeutet es alle in der äußern und innern Welt wohnenden Kräfte und alles, was vermöge dieser Kräfte geschieht. In einem andern Sinne bedeutet es nicht alles, was geschieht, sondern nur, was ohne die Mitwirkung oder ohne die freiwillige und absichtliche Mitwirkung des Menschen geschieht.

Der Autor kritisirt mit aller Kraft seines Witzes das vielangepriesene Moralprincip des „Naturam sequi" und die Absurditäten, zu welchen Sprachgebrauch, Vorurtheil und Urtheilsschwäche bei Anwendung der Ausdrücke „natürlich" und „unnatürlich" im tadelnden und lobenden Sinne gelangen. Er untersucht die Wahrheit der Lehren, welche die Natur „zu einem Prüfstein von Recht und Unrecht, Gut und Böse machen" und deckt im Laufe dieser Untersuchung alle Widersinnigkeiten auf, zu welchen das Raisonnement des naiven Alltagsmenschen durch den landläufigen Gebrauch oder Misbrauch der Ausdrücke Natur, Naturgesetz u. dgl. m. verleiten läßt. Gegenüber den sentimentalen Naturalisten gelingt es dem Autor die Widersprüche in der Verherrlichung der ursprünglichen Naturzustände aufzudecken, wobei insbesondere der Wilden-Cultus eines J. J. Rousseau witzig zurückgewiesen und seines Nimbus entblößt wird. Der Autor gelangt auf dem Wege der Betrachtung der zahllosen Uebel und Schmerzensquellen im Naturleben, durch eine Darstellung der unerschöpflichen Leiden, welche die Natur uns verursacht und zwar mit einem Raffinement in der Wahl der Leidensarten, welche dem grausamsten Unmenschen Ehre machen würde, zu einem Schlusse, der dem naturam sequi geradezu entgegengesetzt ist, indem „die Pflicht des Menschen dieselbe in Bezug auf seine eigene wie in Bezug auf die aller übrigen Dinge ist, nämlich, nicht ihr zu folgen, sondern sie zu verbessern".

Die kurze Schilderung der Uebel in der Natur ist mit schriftstellerischer Verve und mit einem Geschick in der Auswahl der Beispiele entworfen, das einem eingefleischten Pessimisten oder Weltschmerzdichter zur Ehre gereichen könnte. Bedeutsamer aber als diese Aufschlüsse, welche Arthur Schopenhauer und Giacomo Leopardi in classische Formen zu kleiden verstanden haben und welche auch von E. von Hartmann u. m. a. weiter ausgeführt worden sind, scheint uns das ethische Postulat zu sein, mit welchem die Untersuchung Mill's abschließt, das ethische Postulat des Heroismus der rastlosen Culturarbeit, zu

welchem die wenigsten Pessimisten den Weg finden, weil es ihnen an der nöthigen Aufraffung und Entsagungsstärke, an einer Opferwilligkeit fehlt, welche Schopenhauer's mystische „Verneinung des Willens zum Leben" auf diese Höhe des heroischen Entsagens heben würde.

Der Essay über „Die Nützlichkeit der Religion" enthält nicht vieles, was nicht schon in anderer Form und Verbindung über Werth und Unwerth, Nutzen und Schaden, d. h. über den socialen Werth des Glaubens, der Glaubensbekenntnisse und kirchlichen Organisationen wäre gesagt worden. Gleichwol ist die Untersuchung verdienstvoll, indem sie den individuellen und socialen Werth der Religion in klarer Form darstellt und nachweist, wie dieser Werth in unvergleichlich geringerm Maße den metaphysisch-theoretischen als den moralischen Elementen jeder Religion zukommen. Eine weit allgemeinere Definition der Religion als die landläufigen Erklärungen derselben bieten, ermöglicht dem Autor das Aufstellen eines andern, nach seiner Erwägung werthvollern, d. h. der menschlichen Gesellschaft nützlichern Religionsideals als das der vorangegangenen Geschlechter gewesen ist:

Das Wesen der Religion ist die starke und concentrirte Richtung unserer Regungen und Wünsche auf einen idealen Gegenstand von anerkannt höchster Vortrefflichkeit und welcher mit Recht über allen Gegenständen unserer selbstsüchtigen Wünsche steht. Diese Bedingungen erfüllt die Religion der Humanität in ebenso hohem Grade und in ebenso hohem Sinne wie die übernatürlichen Religionen in ihren besten, und weit besser als in einer ihrer andern Manifestationen.

Ueber das Aufhören der menschlichen Einzelexistenz, über die Unsterblichkeitsvorstellungen, über den Glauben an individuelle und Unsterblichkeit der Gattung sind in diesen Essay geistvolle Bemerkungen eingestreut, die keinen Anspruch auf Beweiskraft erheben, aber auch dem Andersgläubigen in solcher Form ein intellectuelles Interesse zu bieten vermögen. Charakteristisch ist für den Glauben des Autors ein Ausspruch:

Es scheint mir nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich, daß in einem höhern und vor allem in einem glücklichern Zustande des Lebens nicht Vernichtung, sondern Unsterblichkeit eine uns bedrückende Vorstellung sein würde und daß die menschliche Natur, wenn auch befriedigt durch die Gegenwart und durchaus nicht ungeduldig, sie zu verlassen, Trost und nicht Betrübniß in dem Gedanken finden würde, daß sie nicht für alle Ewigkeit an eine bewußte Existenz gekettet wäre, von der sie nicht gewiß sein kann, daß sie dieselbe immer erhalten zu sehen wünschen würde.

Die Abhandlung über „Theismus", die letzte größere Arbeit Mill's, faßt die Probleme der natürlichen Theologie in kurzen, klaren Fragestellungen zusammen, prüft und kritisirt die bekannten Beweise der speculativen Theologie und Philosophie für das Dasein Gottes und die bekannten Argumente für Unsterblichkeit der Seele und übernatürliche Offenbarung. Der Autor gelangt zu einem Endergebniß, das über seinen kühlen, verstandesmäßigen Standpunkt des Utilitarianismus hinaus zu dem Zugeständniß führt, daß der Mensch in seiner irdischen Dürftigkeit der Erhebung zu höhern Aussichten und Hoffnungen sehr bedürftig und die Ausbildung solcher Hoffnungen stets zulässig ist, soweit nicht offenbare Thatsachen und positive Ergebnisse der Wissenschaft denselben widersprechen. Der Autor sucht auch hier die Angriffspunkte neuer religiöser Ueberzeugungen und Gefühle in den Anfängen jener Religion der Humanität aufzuweisen, welche für ihn die Religion der Zukunft und das Endergebniß einer erzieherischen Cultur der socialen Triebe, einer praktisch gewordenen Socialethik ist. Der beredte Schilderer der Uebel des Lebens eifert hier wie an andern Stellen gegen das „unnöthige Verweilen bei den Uebeln des Lebens" und spricht einem thatenlustigen Optimismus das Wort, welcher in dem Verzicht auf alles transscendente Wissen und alles überirdische Leben und Glück keinen Verzicht auf die Erfüllung der menschlichen Mission erkennt, sondern in der Dürftigkeit, Schwäche und Kürze der individuellen Existenz den kräftigsten Sporn zum unversiegbaren, rastlosen Streben nach einer fortschreitenden Besserung der Lebensbedingungen kommender Geschlechter, die unaufhörliche Aneiferung zu fortschreitender intellectueller und sittlicher Vervollkommnung, zum fortschreitenden Ausbau jener Welt des Ideals erblickt, welche, in einer oder in der andern Form auch in dem zersetzenden Geiste des Skeptikers und im nüchternen Denken des Empirikers der wirklichen Welt des Gegebenen gegenüber sich aufbaut und aufrecht erhält und deren langsame aber fortschreitende Verwirklichung auch J. St. Mill und F. A. Lange, und ihnen mehr als vielen andern, die Aufgabe und das Ziel alles menschlichen und menschenwürdigen Lebens zu sein scheint. Es wäre nicht schwer, die Anklänge und das Ausklingen dieses Gedankens in seinen Voraussetzungen und Consequenzen auch in den social-philosophischen und ökonomisch-politischen Schriften beider Männer zu verfolgen und für die in den letzten niedergelegten Ansichten die tiefere psychologische Begründung in jener Lebensauffassung zu finden.

4. Johann Friedrich Herbart's Pädagogische Schriften. Mit Herbart's Biographie. Herausgegeben von Friedrich Bartholomäi. Zwei Bände. Zweite Auflage. Langensalza, Beyer u. Söhne. 1877. Gr. 8. 5 M. 50 Pf.

Wenn auf irgendeinem Gebiete die hohe Begabung und originelle Denkerbedeutung Herbart's unbeschadet der vielfach widersprechenden metaphysischen Lehrmeinungen pro und contra gerechte und ungetheilte Anerkennung finden kann, so ist dies auf dem Gebiete der Pädagogik der Fall. Kein Unbefangener wird die Bedeutung Herbart's für eine methodologische Reform der frühern rationalen Psychologie und die Ausfüllung der empfindlichsten Lücke im Kant'schen Gedankengebäude undankbar gering schätzen oder in Abrede stellen wollen. Sein tieferes und dauerndes Verdienst liegt aber unsers Erachtens auf dem interessantesten, reichhaltigsten, weil zugänglichsten Gebiete der angewandten Psychologie, d. i. eben auf dem der theoretischen Pädagogik. In der wissenschaftlichen Pädagogik wird, wenn sie erst eine Geschichte größern Stils haben wird, Herbart's Name mit obenan stehen, trotz des genialen Originaldenkers J. J. Rousseau und der systematischen Denker auf fast gleicher Höhe. Wir begrüßen deshalb mit Befriedigung die bereits in zweiter Auflage erschienene Sammlung seiner „Pädagogischen Schriften". Der Herausgeber hat sowol in dieser seiner Eigenschaft, wie auch als Biograph Herbart's einen Anspruch auf dankbare Anerkennung erworben, welche sich am besten in dem Wunsche äußert, die vorliegende Ausgabe möge gleich der ersten den Gedankenschatz Herbart's in immer weitere Kreise

der Lehrer und Erzieher, wie der Gebildeten im Volke verbreiten helfen.

5. J. J. Rousseau. Herausgegeben von Theodor Vogt und E. von Sallwürk. Zwei Bände. Langensalza, Beyer u. Söhne. 1878. Gr. 8. 6 M.

Auch die vorliegende Ausgabe, welche ein Lebensbild Rousseau's von Theodor Vogt und eine von E. von Sallwürk mit Einleitung und Anmerkungen versehene Uebersetzung des „Émile" enthält, bildet gleich der vorigen Publication eine werthvolle Bereicherung von H. Beyer's „Bibliothek pädagogischer Classiker", einer Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften älterer und neuerer Zeit, welche unter Mitwirkung mehrerer Fachmänner von F. Mann herausgegeben wird.

Die zeitgemäße Bedeutung des ganzen Unternehmens und die tüchtigen Kräfte der sachkundigen Herausgeber lassen eine motivirte Empfehlung fast überflüssig erscheinen. Der Ausgabe des „Émile" ist die Biographie Rousseau's von Theodor Vogt vorangestellt, welche den Werth der neuen kritischen Ausgabe um ein Wesentliches erhöht, indem sie das in den „Confessions", in Briefwechseln und anderwärts aufgestapelte Material feinfühlig gesichtet zu einem Gesammtbild eines schwer zu erkennenden und schwer zu würdigenden Charakters zusammenfaßt, das zugleich Zeugniß ablegt von der historischen Treue und psychologischen Gerechtigkeit des Verfassers, der mit unbefangenem Blick die richtige Mitte zu finden und einzuhalten gewußt hat zwischen dem vielfach idealisirten, theilweise sentimental carrikirten Selbstporträt der „Confessions" und den spätern meist parteiischen Berichten und kleinlichen Entstellungen. Die neue Ausgabe des „Émile" soll nach Absicht des Uebersetzers und Commentators in erster Linie dem Studium Rousseau's dienen. Eine eigentliche commentirte Ausgabe wollte er nicht bieten, sondern nur auf die Beziehungen und Berührungspunkte zwischen Rousseau und den vorangehenden und folgenden pädagogischen Schriftstellern ersten Rangs von Fall zu Fall hinweisen. Vom philologisch-kritischen Gesichtspunkte erhebt die Sallwürk'sche Ausgabe im ganzen Anspruch auf fachmännische Zustimmung. Wir hoffen, daß dieselbe auch den höhern Zwecken, die der Herausgeber ins Auge gefaßt hat, erfolgreich dienen werde.

6. Ueber die Psychologie von Johann Nikolas Tetens. Von Friedrich Harms. Berlin, Dümmler's Verlag. 1878. Gr. 8. 2 M.

Der verdienstvolle kritische Historiker hat sich in der vorliegenden Abhandlung, die in den „Abhandlungen" der berliner Akademie der Wissenschaften erschienen ist, die eingehende Würdigung des 1805 zu Kopenhagen verstorbenen, einstmaligen Professors der Philosophie und der Mathematik (zu Kiel 1777—89) Johann Nikolas Tetens zur Aufgabe gestellt. Der Verfasser knüpft seine Betrachtungen an ein größeres Werk des Tetens: „Philosophische Versuche über die menschliche Natur und ihre Entwickelung" (2 Bde., Leipzig 1777), in dem, wie er sagt, auch „ein kritischer Geist" lebt, wie in der vier Jahre später erschienenen „Kritik der reinen Vernunft". Die eingehende Untersuchung ergibt eine öftere Annäherung des kieler Gelehrten an Kant. Von besonderm Interesse erscheinen bei jenem die theilweise schon sehr antiquirten, theilweise in neue Ideenkreise hinübergreifenden Ansichten über die Perfectibilität und die Entwickelung des Menschen, deren ethische Schlußklänge dem Verfasser der Monographie besonders bei dem gegenwärtigen Stand der philosophischen Arbeiten das Nachdenken besonders anzuregen schienen.

7. Die Formen der Ethik. Von Friedrich Harms. Berlin, Dümmler's Verlag. 1878. Gr. 4. 2 M.

Der Verfasser kritisirt in vorliegender Abhandlung die fünf von der Geschichte der Philosophie überlieferten Hauptformen der Ethik, die griechische, die indische, die mittelalterliche Ethik, die Ethik des Naturalismus und die Ethik der geschichtlichen Weltansicht in der deutschen Philosophie seit Kant. Er bezeichnet dieselben zugleich als die Hauptperioden der Geschichte der Ethik, in deren jeder eine eigenthümliche Auffassung des sittlichen Lebens bestehe.

Der Autor sucht die innern Berührungspunkte dieser verschiedenartigen Richtungen aufzuweisen und den Einfluß der ältern Anschauungen auf die neuern Gedankengänge zu erklären. Mit besonderer Schärfe kritisirt er die indische und die neuern naturalistischen Systeme der Ethik, wobei er die innern Widersprüche der erstern in ihrem Grundcharakter wie in ihren neuern Nachbildungen bei Arthur Schopenhauer und dessen Nachfolgern aufdeckt. Nicht minder scharf kritisirt er die Ethik des Naturalismus, die sich in drei verschiedenen Richtungen bei Spinoza, Hobbes und Shaftesbury und ihren Anhängern entwickelt hat. Weit günstiger beurtheilt er die Hauptformen der griechischen und der mittelalterlichen Ethik, welche beide in gewissen Bestandtheilen in den neuern ethischen Systembildungen erhalten sind. Den bedeutendsten wissenschaftlichen Werth und die größte Zukunft scheint ihm indeß die Ethik der geschichtlichen Weltansicht, welche letztere auf Lessing und Herder zugleich zurückzuführen ist und in der deutschen Philosophie seit Kant ihre Ausbildung erlangt hat, zu besitzen. Dieselbe bedeutet den wesentlichsten Fortschritt über den antihistorischen Standpunkt der indischen und der naturalistischen Ethik.

Mit Recht hebt der Autor den universellen Charakter der Ethik seit Kant hervor, welche das Gemeinschaftsleben zum Gegenstand habe und zugleich Geschichte sei. Scharfsinnige Bemerkungen über die ethischen Lehren von Fichte, Schelling, Hegel, Herbart, Schleiermacher dürften allgemeine Zustimmung finden. Dasselbe gilt von der Betonung des Unterschieds zwischen der individuellen und socialen Auffassung der Ethik. Der Ethik Kant's ist der Verfasser unsers Erachtens nicht hinreichend gerecht geworden. Auch können wir manche metaphysische Mitgabe als keine wissenschaftliche Förderung der Ethik betrachten. Im ganzen aber ist die klare Zusammenfassung der ethischen Hauptlehren und die Kritik einzelner Grundfehler weitverbreiteter Lebensansichten als eine dankenswerthe Bereicherung der Literatur über diesen Gegenstand zu betrachten. Wir hoffen, daß die Geschichtsdarstellung der Ethik, welche von demselben Verfasser erwartet wird, noch zahlreichere und werthvollere Beiträge zur Geschichte und Kritik der Grundprincipien der Ethik enthalten werde. Es ist uns unmöglich, den Wunsch zu unterdrücken, daß

in einer solchen Darstellung den Verdiensten Kant's um die fundamentale Reform der Ethik größere Gerechtigkeit zutheil werden und keine Voreingenommenheit für eines oder das andere Gebilde der absoluten Philosophie den eminent anthropologischen und socialen Charakter einer wissenschaftlichen Ethik (um metaphysischer Dogmen willen) preisgeben möge. **Friedrich von Baerenbach.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Geographie und Ethnographie.

Die Culturländer des alten Amerika. Von A. Bastian. Zwei Bände. Berlin, Weidmann. 1878. Gr. 8. 40 M.

Bastian schreibt viel, sehr viel, und mitunter bieten seine Bücher mehr eine reichhaltige Ansammlung von interessanten Einzelheiten, als ein durchgearbeitetes Ganzes, und tragen die Spuren ihres raschen Entstehens deutlich an sich. Im vorliegenden Werk spricht sich Bastian über diesen schon öfter erhobenen Vorwurf aus, dem er eine gewisse Berechtigung zugesteht. Aber während auf den meisten Feldern der Literatur das Verlangen nach einer saubern, zierlich geglätteten Darstellungsweise, nach übersichtlicher Anordnung und kritischer Sichtung des Stoffs mit Recht erhoben werde, treten, meint er, in der gegenwärtig zu erledigenden Aufgabe einer wissenschaftlichen Vorbegründung der Ethnologie andere Rücksichten in ihr Recht. Als in unserer Zeit — auf dem Gebiet der Völkerkunde — eine ganze Flut von neuen Thatsachen und Anschauungen auf den wissenschaftlichen Beobachter hereinbrach, „da konnte nicht daran gedacht werden, in der Studirstube die Bücher zu feilen und zu glätten, um der Kritik ein Lächeln abzugewinnen, da galt es vielmehr ein verzweiflungsvolles Ringen, . . . in Eile und höchster Noth das aufzugreifen und zusammenzuraffen, was mit reißender Geschwindigkeit auf den Wogen vorüberströmte", möglichst viele Beobachtungen zu sammeln, um dann später erst das beigebrachte Material zu sichten und weiter wissenschaftlich zu bearbeiten. Je eher solche Bücher, die sich rein der Materialbeschaffung widmen, überflüssig werden, desto besser werde es sein. Wenn Bastian sein Werk in dieser Weise selbst charakterisirt — wie denn der zweite Band nur „Beiträge zu Vorarbeiten" geben will —, so wollen wir nicht mit ihm rechten und uns dessen schuldig machen, gegen was er sich im voraus gewappnet erklärt, daß „Recensent, der tapfre Ritter" sich an ihm gütlich thue. Das Buch enthält in der That eine großartig reichhaltige Sammlung von werthvollem Material; möchte es Bastian selbst später noch gefallen oder gelingen, die zusammengehäuften Werksteine zu ordnen und zu einem künstlerischen Ganzen zu gestalten!

Der erste Band: „Ein Jahr auf Reisen", enthält, den Verlauf der Reise erzählend, „Kreuzfahrten zum Sammelbehuf auf transatlantischen Feldern der Ethnologie". Durch die Magellansstraße auf die Pacificseite Amerikas gelangt, trat der Reisende von verschiedenen Punkten aus Forschungstouren in das Innere von Peru, Ecuador, Columbien, und dann Guatemala an, um endlich nach fünf Viertel Jahren im Sommer 1876 über Neuyork nach Europa heimzukehren. Bastian reiste nicht, um zu reisen, um in der Schönheit der großartigen Landschaft zu schwelgen, sondern mit dem Eifer und dem Zeitgeiz des nur auf einen Zweck gerichteten nüchternen Forschers und Gelehrten. Demgemäß treten in seiner Reisebeschreibung nicht begeisterte Schilderungen landschaftlicher Schönheiten, oder launige Erzählungen der Reiseabenteuer, oder sorgsam ausgeführte Einzelbilder von Land und Leuten in den Vordergrund und besonders hervor; das Wichtigste ist ihm auch in der Reisebeschreibung, zu sagen, wo und in welcher Weise er für seine Forscherzwecke Glück und Erfolg hatte, und wann und wie sein hoffender, suchender Eifer aufgehalten, von der Dummheit misverstanden oder durch unglückliche Zufälle bitter enttäuscht und genarrt wurde.

Manchmal gelang es ihm, besonders wo er etwa gebildete Deutsche antraf und kennen lernte, für sorgfältige Aufmerksamkeit auf die von ihm gesuchten Alterthümer Interesse zu erregen und das Versprechen zu erhalten, daß man ferner für Sammlung und Nachsendung der ethnologischen Kostbarkeiten Bedacht haben wolle. Manches wichtige Stück war glücklich eingekauft und sorgsam gepackt, um im berliner Museum zu prangen, bis — vielleicht nahe dem rettenden Hafen, von da es sanfter und sicherer verschifft worden wäre — irgendein unwissenschaftliches Maul- oder anderes Lastthier die ganze Ladung zu Boden und in Trümmer warf. Doch vergeht dem Reisenden der Humor unter solchen Eventualitäten nicht, und ebenso wenig bei manchem komisch-ernsten Abenteuer oder wirklicher Gefahr. Da muß List und Witz helfen gegenüber der Bigoterie, welche während einer Reihe von hohen Heiligenfesten das Weiterreisen verbieten will. Dort kommt der Gelehrte in die Lage, auf leckem Schifflein selbst an die Pumpe zu treten, um das eigene Leben und dasjenige der verzweifelnden Mitreisenden zu retten, zugleich aber mit erhobenem Revolver sich zu wehren gegen den verfehlten Vorschlag, die werthvollen, alterthümlichen, aber freilich sehr gewichtigen Bronzeäxte als unnützen Ballast zuerst über Bord zu werfen.

Aber auch für die Großartigkeit und Schönheit der gegenwärtig vor ihm liegenden Landschaft hat der Alterthumsforscher ein Auge und eine Feder. Er sagt z. B.:

> Wir näherten uns jetzt einem jener Momente, die dem Reisenden zwar im Wechsel des Eindrucks gleich den übrigen flüchtig vorübergehen, die aber dann für Jahre oder für immer in der Erinnerung den Geist erhalten und beschäftigen. Es ist das der erste Blick auf einen der schon lange im geistigen Auge gesehenen Plätze, deren natürliches Bild sich jetzt mit dem Gedanken vereinigen soll. Als die letzte Windung des Wegs, der uns das große Schauspiel enthüllen mußte, erreicht war, hielt ich unwillkürlich die Zügel des Maulthiers für einen Augenblick an, um mich auf den ersten Anblick des Chimborasso vorzubereiten, der dann in seiner ganzen Majestät vor uns lag. . . . Eine in tiefer Buchtung vor dem Fuße niedergesenkte Mulde hebt sich in weitem Abstand mit welligen Hügeln zu den Hochgebirgen hinauf, die übereinander emporsteigen, und auf der Basis dieser grünen Masse, die mit ihrem Teppich die Tiefen und alle Höhen, die obersten Gipfel ausgenommen, bekleidet,

steigt der schneeige Kuppeldom des Chimborasso in die glänzend reine Luft, unter der Ueberwölbung des strahlenden und strahlend zurückgestrahlten Himmels. Der Smaragdenglanz der grünen Triften, die blendende Weiße der Schneefelder, das Azur des blau prangenden Himmels combiniren sich in dem goldig durchleuchtenden Licht der Sonne zu einem wunderbar überwältigenden Farbeneffect.

Aus der obigen Menge von Reisebeobachtungen sei, als wahrscheinlich wenig oder gar nicht bekannt, noch angeführt eine sehr eigenthümliche Methode, Entfernungen zu messen, die von den Indianern einiger Theile Perus angewandt wird. Bei vielen peruanischen Indianern findet sich der Gebrauch, die Blätter der Coca (Erythroxylon Coca) zu kauen, was ihnen als stärkendes Reizmittel dient, und sie befähigt, körperliche Anstrengungen zu ertragen, ohne reichlicherer Ernährung zu bedürfen. Die Zeitdauer nun, während welcher die durch das Kauen einiger Cocablätter hervorgerufenen Erregung anhält, oder eigentlich die Entfernung, welche während dieser Zeit zurückgelegt werden kann, bezeichnet das, was der Indianer unter dem Namen Cocada begreift. Etwa 10 Minuten, nachdem die Cocablätter in den Mund genommen sind, beginnt die Nervenerregung und dauert 35—40 Minuten, während welcher Zeit auf ebenem Terrain 3, beim Bergsteigen 2 Kilometer zurücklegbar sind. Bastian beobachtete während einer längern Fußreise, da ihn Indianer als Gepäckträger begleiteten, daß sie ihre bestimmten Plätze haben, an welchen sie ausruhen und die verbrauchte Coca durch neue ersetzen, dadurch werden einige Cocadas länger als andere. In solchen Fällen kamen die Indianer im höchsten Grad der Erschöpfung an dem Ausruhplatz an, nachdem sie zuletzt mit äußerster Anstrengung den Schritt beschleunigt hatten, warfen dann ihre schwere Last nieder und blieben selbst einige Minuten fast bewegungslos liegen, ehe sie sich wieder daran machten, ihr Lieblingskraut zu kauen. Dann aber fühlten sie sich, 10 Minuten nach einer neuen Labung durch Coca, so belebt und neu gekräftigt und gerüstet, daß sie ihre Last wieder aufnehmen und wieder „eine Cocada weit“ tragen konnten. In dieser Weise — die freilich das Nervensystem und die ganze Kraft mit der Zeit total ruiniren muß — wurden täglich 6—8 Cocadas zurückgelegt.

Der weitaus größere Theil des Werks — ein Drittel des ersten Bandes und der ganze größere zweite Band — enthält nun allerlei Material zur Geschichte von Peru und Mexico und über Religion und Mythen, Cultur und Sitten der alten Stämme und Völker, die von den europäischen Eroberern und Einwanderern so traurig niedergetreten und zu Grunde gerichtet wurden. Es heißt darüber:

Mit Wehmuth bemerkt man, wie systematisch zu Werk gegangen wurde, alle Keime des Guten und Edeln in dem Volke Mexicos, welches Fähigkeiten zu allem besaß, in welchem sich Gelehrigkeit und Sanftmuth paarten, nach und nach zu ersticken, um es auf jene Stufe herabzuziehen, auf welcher es zur Sklaverei geeignet war. . . . Aus dem Mexicaner und Peruaner, wie wir jetzt ihn finden, kann man nicht auf die alte Cultur zurückschließen, so wenig oder noch weniger wie aus dem heutigen Griechen oder Römer auf seine classischen Vorfahren.

In Peru und in Mexico waren seinerzeit die Spanier erstaunt über die vollendeten Arbeiten ohne Kenntniß des Eisens. Als Werkzeuge und Geräthschaften wurden Steine benutzt, besonders der die Stelle des Feuersteins vertretende Obsidian, und neben Knochen und Muscheln das Kupfer oder Legirungen desselben in verschiedenen Verbindungen. Von den mexicanischen Goldschmieden berichtet Cortez, daß sie in manchen Stücken die von Sevilla an Geschicklichkeit überträfen. Besonders gerühmt wurden einst in Mexico die Federarbeiten, für welche sich noch jetzt in einigen Gegenden Mexicos eine ganz besondere Geschicklichkeit erhalten hat. Hohe Kunst und viel Geschmack zeigten die alten Mexicaner ferner in der Gärtnerei. Cortez fand die Gartenanlagen in Huaxtepec, das sich durch Blumencultur auszeichnete, ganz besonders schön. Der erste botanische Garten Europas wurde 1545 in Padua angelegt und für ihn sollen die Gärten mit Nutz- und Heilpflanzen als Vorbild gedient haben, wie sie Bernal Diaz de Castillo bei Palästen der Fürsten in Mexico beschreibt. Den Genuß warmer Bäder kannte man in Yukatan und Mexico; der Stadt Tenochtitlan wurde das Trinkwasser in Röhren zugeführt.

Im alten Inkareich war ein praktischer Post- oder Eilbotendienst etablirt. Das Kriegswesen in Mexico erfreute sich einer schönen Ausbildung, sowie einer gewissen modernen Etikette. Der Feldherr, der zur Führung des ausgehobenen, und dann in Zählplätzen, die aus einer Steinumwallung gebildet waren (Nopohualcos), gezählten Heeres ernannt wurde, hatte den Ehrentitel: Herr der Pfeile (Tlacochcalcatl), da die Waffen in Magazinen verwaltet wurden. In der Schlacht wurde die Feldstandarte (Tlahuizmatlaxopilli) vorangetragen. In die Grenzplätze wurden Garnisonen gelegt. Die Kriege wurden durch Gesandte erklärt, oder symbolisch angekündigt, z. B. durch Einstecken von Pfeilen in die feindliche Grenze oder durch zerstückelte Hunde, die als Herausforderung an die Grenze gelegt wurden. Für kriegerische Auszeichnung wurden Wappen, besondere Tätowirungen, oder Ehrentitel verliehen, die einen mit mancherlei Vorrechten ausgestatteten Rang involvirten. Solche Ehrentitel bedeuteten z. B. — mit den gar zu fremdartigen mexicanischen Worten selbst möge der Leser verschont bleiben, damit nicht seine Sprachorgane darunter Schaden leiden — Raubthiere, starke, alte Adler, schweifende Pfeile u. dgl.

Oder sehen wir auf Sitten und Ordnungen des Friedens: die Gemeinde hatte eine gewisse Selbstverwaltung; für öffentliche Angelegenheiten versammelte man sich im Capul (Rathhaus), da wurde dann den Alten oder den durch Erfahrung Weisen der Vorrang gelassen. Die Beamten der Dörfer waren kenntlich durch einen Stab und einen Fächer, als Abzeichen der königlichen Bestallung. Es gab zur Beaufsichtigung der Beamten Geheimpolizisten, eine Art Censoren. Die Rechtspflege handhabte ein vom König ernannter Oberrichter, von dessen Entscheidung keine Appellation möglich war, nicht einmal an den König, dann Richter und Beisitzer. Es gab besondere Gerichtshöfe für Civil- und Criminalsachen, verschiedene Strafgesetze für die verschiedenen Verbrechen; aber z. B. in Michoacan keines für den Mord, weil derselbe gar nicht vorkam.

Handel und Verkehr war geregelt. Auf den Märkten, die alle fünf Tage gehalten wurden, erhob man Ab-

gaben von den Verkaufswaaren. An allen Anlegeplätzen der Canots in Mexico standen Zollhäuser zur Erhebung der Accise. Auf den Märkten wurde falsches Maß von bestimmten Aufsehern bestraft und alle Verkäufer zahlten dann eine Abgabe für den gegen die Betrüger und „Räuber" gewährten Schutz.

Tabacк wurde in Mexico geraucht und geschnupft.

Die Trunkenheit wurde in den Erziehungssprüchen (wie andere Laster) gerügt, und war mit schweren Strafen seitens des Staats bedroht, aber — denen, die das siebzigste Jahr überschritten hatten, war sie freigestellt, „um sich von den Mühen des Lebens zu erholen". Freilich wird auch bei noch nicht Siebzigjährigen, trotz der Verbote, von excessiven Gelagen berichtet, deren Raffinirtheit an die schlimmsten Zeiten Roms erinnert.

Die Todten wurden theils begraben, theils verbrannt (es ist nicht völlig sicher, was die ursprüngliche und die herrschende Sitte war). Nach einigen Nachrichten wurde ein Unterschied gemacht nach der Todesart, z. B. Ertrunkene oder an Wassersucht Gestorbene wurden nur begraben, anders Gestorbene verbrannt. Die in der Schlacht Gefallenen gingen „zum Sonnenhaus" ein, die an Krankheit und Alter Endenden stiegen zum Hades hinab. Ein verstorbener Fürst wurde um Mitternacht von den Priestern in einer Höhle im Wald begraben, dann ein in die fürstlichen Insignien gekleideter Sklave, nachdem er einen Tag hindurch die Huldigungen als Fürst erhalten hatte, geopfert und ins Grab gelegt.

Menschenopfer fanden übrigens auch sonst, z. B. in Peru, statt. Doch wurden sie hier nach der Unterwerfung unter die geordnetere Herrschaft der Inka beschränkt, und bei diesen selbst kamen sie nur in ganz besondern Fällen vor, zur Erzielung irgendeines großen, magischen Erfolgs, da thierische Opfer durchaus nicht zu genügen schienen.

So ist Schönes und Edles, Ueberraschendes und Großartiges neben Barockem und kindlich Jugendlichem, neben düstern Schatten in dieser alten Cultur. Schade, daß sie unterging, ohne ihr Bestes spätern Geschlechtern zu vererben! Mit Recht arbeitet der Forscher daran, sie wenigstens in treuem geschichtlichem Bild der Vergessenheit zu entreißen und neu aufleben zu lassen.

Naturwissenschaftliche Werke.

1. Die chemische Synthese. Von M. Berthelot. Autorisirte Ausgabe. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 25. Band.) Leipzig, Brockhaus. 1877. 8. 5 M.

Außer dem Vorwort und der Einleitung zerfällt das Werk in zwei, aus zahlreichen Kapiteln bestehenden Bücher und drei Schlußbetrachtungen. In der Einleitung sind die Begriffe von Analyse und Synthese erläutert und wird auf die begrenzte Anwendung der letztern Methode einerseits, wie auf ihre Unentbehrlichkeit andererseits hingewiesen. Der fernere Inhalt behandelt hauptsächlich die organische Chemie und das Problem der organischen Synthese, dessen endliche Lösung als von hohem, theoretischen wie praktischen Interesse bezeichnet wird und die Trennung der organischen von der anorganischen Chemie beseitigen würde.

Bei einigen Vorkenntnissen und aufmerksamem Lesen ist es nicht schwer, diesen lehrreichen und interessanten Vorträgen mit Verständniß zu folgen.

2. Ueber das Fundamentalgesetz der Intelligenz im Thierreiche. Versuch einer vergleichenden Psychologie von Tito Vignoli. Autorisirte Ausgabe. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 36. Band.) Leipzig, Brockhaus. 1879. 8. 4 M.

Das Werk ist eine sehr gelehrte, psychologisch-philosophische Studie, die der Verfasser als durchaus neu und sein geistiges Eigenthum bezeichnet, und die er in nachstehenden Hauptsätzen resumirt:

Die vergleichende Anatomie fand eine fundamentale Homogeneïtät in dem Kreise jedes dieser beiden Reiche (Thier- und Pflanzenreich) und das, was eine besondere Form eines bestimmten Individuums oder einer bestimmten Art geschienen hatte, ergab sich als Modification oder Umformung eines gemeinsamen ursprünglichen Elements und Organs der ganzen Reihe mit Einschluß des Menschen.

Die organischen Functionen des Thierreichs wurden durch die vergleichende Physiologie erforscht und beiden Wissenschaften mußte eine vergleichende Psychologie an die Seite gestellt werden. Keime psychischen Lebens ragen bis in das Pflanzenreich hinein und äußern sich unter anderm durch eine gewisse Ordnung von Bewegung zum Zweck der Erhaltung und Fortpflanzung. Die psychische Kraft der Thiere zeigt sich in der Empfindung, dem Willen und einer relativen Intelligenz, die keinem fehlt, es möge noch so tief stehen. Der Unterschied zwischen Thier und Pflanze liegt in der Empfindung; das Thier weiß, daß es existirt; es kann sich sogar mittheilen durch Zeichen und Laute, in denen die Wurzeln für die menschliche Sprache zu suchen sind. Die Annahme eines Instincts, der die thierische Intelligenz ersetzen soll, ist ein Irrthum.

Die Empfindung des Thieres steigert sich beim Menschen zum klaren Gefühl der Individualität oder zur Empfindung der Empfindung, der Wahrnehmung der Wahrnehmung, der Intelligenz der Intelligenz und diese Verdoppelungslehre gipfelt in folgenden, etwas sonderbar klingenden Sätzen:

Man betrachte nun die Tiefe, Weite und Einfachheit der Wahrheit, die wir aufgefunden: man sehe, wie der Mensch in natürlicher Weise sich mit dem übrigen organischen Reiche in Harmonie befindet, von dem er nur eine höhere Entwickelungsstufe ist, immer aber innerhalb des primitiven Umkreises seiner fundamentalen Fähigkeiten. Von der Subjectivität zur thierischen Empfindung, von dieser zum Bewußtsein: von der Spontaneïtät zum Willen, von diesem zur Freiheit: von der bestimmten Anordnung von Mitteln zur Erreichung eines Zweckes in der Pflanze zur thierischen Intelligenz und von dieser zur Vernunft, entwickeln sie sich weiter und weiter zu höhern Stufen durch einen auf sie selbst zurückbezüglichen Act, ohne etwas zu verlieren oder hinzuzufügen. In derselben Weise wie die Susceptivität der Susceptivität sich in Empfindung umwandelt und die Empfindung der Empfindung in Bewußtsein: so auch die Spontaneïtät der Spontaneïtät in Willen, das Wollen des Willens in Freiheit: so auch die Intelligenz der Intelligenz in Vernunft.

Mittels Verdoppelung der Intelligenz also, nicht etwa substantieller zweier Fähigkeiten, sondern reflexiver der-

selben Fähigkeit, wird das Thier zum Menschen, ohne indeß aufzuhören Thier zu sein:

Wir werden nun sehen, wie die Empfindung, der Wille, die Intelligenz, die psychologischen Manifestationen sich im Menschen zum Bewußtsein, zur Freiheit, zur Vernunft, zur Sprache erheben, und wie infolge dessen die ästhetische, moralische, vernünftige, historische Welt möglich ist; wo dennoch die Einheit des fundamentalen Gesetzes, obgleich zu solcher Höhe emporgestiegen, als identisch und unveränderlich an sich glänzen wird.

Der Verfasser hat das Vertrauen, die vergleichende Psychologie begründet und eins der schwersten moralischen und intellectuellen Probleme gelöst zu haben, nämlich die Bestimmung der Unterschiede zwischen dem Menschen und den Thieren und die Ursachen dieser Unterschiede ohne Unterbrechung des das Universum regierenden Entwickelungsprocesses.

Das Darwin'sche Werk von der Abstammung des Menschen soll, wie übrigens schon aus dem hier Aufgeführten ersichtlich ist, die Resultate vorliegender Forschung erklären, bekräftigen und indirect Zeugniß dafür ablegen.

3. Allgemeine Physiologie der Muskeln und Nerven. Von J. Rosenthal. Mit 75 Abbildungen in Holzschnitt. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 27. Band.) Leipzig, Brockhaus. 1877. 8. 5 M.

Ein großer Theil der modern-wissenschaftlichen Literatur ist in dankenswerther Weise bestrebt, das Publikum zum Selbstunterricht anzuregen und denselben durch populäre Sprache und Methode zu ermöglichen. Vorliegende Arbeit repräsentirt diese Richtung. Sie erklärt die Muskeln und ihre Functionen als Ursachen der Bewegung und die Nerven und ihre Thätigkeit als Vermittler der Empfindung, somit jene beiden Fundamentalerscheinungen, welche das animalische Leben charakterisiren, im Gegensatz zum vegetabilischen. Schließlich werden wir belehrt über den Zusammenhang von Nerv und Muskel unter sich.

Das Numeriren der Abschnitte innerhalb der Kapitel ist nachahmenswerth, denn es erleichtert den Gebrauch des Buchs. Betreffs der sehr guten Holzschnitte bleibt zu erwägen, ob die anatomischen Abbildungen nach Zahl und Ausführung nicht etwas zurückstehen gegen die vielen Apparate.

4. Studien zur Spectralanalyse. Von J. Norman Lockyer. Autorisirte Ausgabe. Mit 51 Abbildungen in Holzschnitt und 8 Tafeln in Photographie, Farbendruck und Holzschnitt. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 35. Band.) Leipzig, Brockhaus. 1879. 8. 6 M.

Das Werk bietet uns eine Reihe wissenschaftlicher Abhandlungen über ältere und neuere Forschungen und Entdeckungen auf dem Gebiet der Analyse tellurischer und irdischer Spectren und damit zusammenhängender Erscheinungen physikalischer und chemischer Art. Ferner ausführliche Beschreibung des Gebrauchs der Spectralapparate, speciell des Spectroskops, versuchsweise auch zu quantitativen Bestimmungen von Substanzen, Belehrung über die Verwendung der Photographie zur Untersuchung von Spectren, über die Anwendung der Spectralanalyse auf die Moleculartheorie und schließlich über die Frage von der chemischen Beschaffenheit der Sonne.

Sprache und Lehrmethode sind durchaus populär, die Abbildungen sehr sorgsam ausgeführt und deutlich, besonders anschaulich die farbigen Darstellungen der Spectren.

5. Die Insekten. Von Vitus Graber. Erster Theil: Der Organismus der Insekten. Zweiter Theil. Erste Hälfte: Vergleichende Lebens- und Entwickelungsgeschichte der Insekten. (Die Naturkräfte. Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek, 21. u. 22. Band.) München, Oldenbourg. 1877. 8. Jeder Band 3 M.

Die Zahl der bekannten Insektenarten ist, nach des Verfassers eigenen Worten, größer als die aller andern bekannten Thierformen zusammen. Bei dieser ungeheuern Mannichfaltigkeit des Stoffs, sowie dessen großer Subtilität, ist nicht nur die geschickte, in knapper Form nichts Wesentliches übergehende Anordnung, sondern auch die so überaus mühsame und gründliche Detailbeschreibung zu bewundern. Nachdem der Organismus der Insekten zunächst im allgemeinen behandelt ist, werden uns dann die einzelnen innern und äußern Organe und Gliedmaßen, ihre Functionen, Gebrauch und Mechanik erklärt. Der Text ist so populär wie irgendmöglich, die anatomischen, zum Theil mikroskopischen Zeichnungen von vollendeter Deutlichkeit. Bei ihrer großen Zahl und perfecten Ausführung muß der Preis des Buchs als auffallend billig bezeichnet werden.

Fast wie die Praxis der Theorie, so steht der zweite Band dem ersten gegenüber. Was wir dort gelernt, was wir durch Lupe und Mikroskop betrachtet, hier kommt es zur Anwendung:

Welch ein Anblick muß es sein, wenn alle diese reichhebeligen Maschinen in Gang kommen, wenn die vielgliederigen Beine ihr taktmäßiges Spiel beginnen, die Flugräder die Luft durchschneiden, die Kiefer sich aufsperren, die Rüssel sich entrollen, die Stacheln aus ihren Scheiden schnellen, wenn die Lider der Stigmen sich aufthun, die Luft den ganzen Leib anschwellt, das Röhrenherz pulsirt, wenn der gierige Darm immer neu gefüllt zu werden verlangt und wenn endlich, bei nahender Reife der Fortpflanzungsorgane, der Geschlechtstrieb, und später, beim Weibchen, die Muttersorge sich regt, und es zu den tausendfältigsten Arbeiten, zu den kühnsten und seltsamsten Empfindungen anspornt.

Mit diesen Worten werden wir eingeführt in das ganze eigenartige Leben dieser wunderbaren Thiere. Der Verfasser steht auf Darwin'schem Standpunkt, plaidirt für Zuchtwahl, Umstimmung der Organismen, gegenüber der Ansicht von der Unveränderlichkeit der Arten für Umänderung der Arten nach Generationen und ist in den Kapiteln über den „Einfluß der Außenwelt" und in den folgenden sehr eifrig bestrebt dies, sowie die Anpassungstheorie gegen die Zweckmäßigkeitslehre zu vertreten. Sehr ausführlich und interessant wird die Bauindustrie der Insekten beschrieben, die an Leistungsfähigkeit hierin jede andere Thiergattung bei weitem übertreffen; was ist das künstlichste Vogelnest, die stolzeste Biberburg gegen die Zellen der Bienen, die Bauten der Termiten? „Anderweitige, den Selbstschutz und die Vertheidigung betreffende Einrichtungen und Vorkehrungen der Insekten", dann „Nahrungssorgen und Eßkunst" füllen die nächsten Kapitel. Schließlich zeigt das Kapitel „Gesellschaftsleben" wie auch hier die Insekten, speciell wieder die Bienen, Termiten und Ameisen, als Träger der höchsten Intelligenz, den übrigen Thiergattungen weit voranstehen. Nirgendsanders

finden sich auch nur Anklänge an solche, fast staatlich wohl organisirte Gesellschaftseinrichtungen als bei diesen ebengenannten Thieren.

Die Behandlung des Gegenstandes und die Sprache sind hier und da etwas eigenartig, aber neu und sehr fesselnd, sodaß man das Buch so leicht nicht aus der Hand legt. Der zweite Band ist natürlich dem Laien viel leichter zugänglich als der erste. Endlich sei bemerkt, daß die Absicht des Verfassers, durch seine wirklich neuen selbsteigenen Anschauungen und Methoden zu immer gründlicherm Studium anzuregen, gewiß bei jedem Leser erreicht wird, er sei Laie oder Kenner.

6. Die Erhaltung der Energie als Grundlage der neuern Physik. Von G. Krebs. (Die Naturkräfte. Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek, 25. Band.) München, Oldenbourg. 1877. 8. 3 M.

Die Veränderungen des Zustandes der Körper sind theils physikalischer, theils chemischer Art, d. h. Stoff und Gewicht bleiben entweder gleich oder werden verändert. Es entsteht die Frage, ob es denn nichts Unveränderliches und Unzerstörbares gibt; sie kann bejaht werden nach zwei Richtungen. So veränderlich das Gewicht der einzelnen Körper, so unveränderlich ist das Gesammtgewicht aller (Lavoisier), lehrt das Princip von der Erhaltung der Masse. Der Begriff Masse enthält die Summe des Widerstandes gegen die Kraft, oder den äußern Antrieb, welcher die Trägheit der Masse überwindet. Das Product aus der Kraft und der Länge des Wegs heißt Arbeit, die Fähigkeit Arbeit zu leisten, im wissenschaftlichen Sinne, wird Energie genannt. Ein Verlust von Energie tritt nirgends ein, sondern nur die Umwandlung einer Art Energie in die andere und das ist das Princip der Erhaltung der Energie. Die Erhaltung der Masse und die Erhaltung der Energie sind die zwei Grundprincipien, mittels welcher obige Frage bejaht werden kann und die Erläuterung und Detaillirung des letztern Princips bildet den Hauptinhalt des Buchs, wie auch alles Vorgesagte natürlich dem Texte entnommen ist. Die Arbeit ist jedem Gebildeten zum Selbstunterricht sehr zu empfehlen. Bei ihrer Beurtheilung darf nicht unberücksichtigt bleiben, wie schwer es ist für den Gelehrten, einen nicht leichten wissenschaftlichen Stoff dem Nichtgelehrten zugänglich zu machen. Die Zeichnungen sind gut ausgeführt und stellen zumeist Apparate und Maschinen dar.

7. Wald, Klima und Wasser. Von Joseph R. Ritter Lorenz von Liburnau. (Die Naturkräfte. Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek, 29. Band.) München, Oldenbourg. 1878. 8. 3 M.

Von dem Kleeblatt des Titels bildet der Wald gleichsam die Hauptperson, wennschon die beiden andern kaum minder eingehend behandelt werden. Das Vorwort klingt etwas streng und selbstbewußt, wenigstens im Vergleich zu den vorhergehenden Bänden. Es sagt, es sei besser, das Publikum mit der richtigen Art, über den Gegenstand nachzudenken und nachzuforschen, bekannt zu machen, als es andern unerwiesenen Behauptungen zu überlassen. Als diese einzig richtige Art wird nun die nicht immer ganz einfache und unterhaltende naturwissenschaftliche Methode bezeichnet. Wenn infolge dessen die Sache manchem Leser wirklich nicht so ganz einfach vorkäme, so läge eben das gerade in der Absicht des Verfassers. Denn über die Wald- und Wasserfrage dürfe sich nicht jeder erlauben, so ohne weiteres abzusprechen, sondern nur scharfe Beobachtung und ordentliches Verständniß auf naturwissenschaftlicher Grundlage berechtigten zum Mitsprechen, weshalb auch das große Publikum zum Studiren und Nachdenken, nicht aber zur blinden Parteinahme berufen sei. Das scheint denn doch eine etwas scharfe unverdiente Abfertigung des großen Publikums. Für den Ungebildeten ist das Buch überhaupt nicht geschrieben; der Gebildete wird von selber verständig genug sein, nicht zu urtheilen ohne Verständniß, wird auch wissen, ob er eine Unterhaltungslektüre vor sich hat oder nicht; der unterrichtete, tüchtige Fachmann hat ein entschiedenes Recht auf Urtheil und Parteiansicht, selbst vom empirischen Standpunkt. Daß aber hier nur die naturwissenschaftliche Methode leiten durfte, wo es sich ja doch um Naturkräfte handelt, und nicht etwa statistische, historische oder gar „touristische“, hierin wird jeder dem Verfasser recht geben.

Der Inhalt beschränkt sich auf Darlegung des Einflusses, den der Wald auf die Niederschläge ausübt und deren Ableitung und wird in drei Abschnitte gruppirt: „Wald und Wasser“, „Wald- und Wasserabfuhr“, „Folgerungen für die Forstgesetzgebung“. In sehr instructiver Weise wird die Mannichfaltigkeit dieser Beziehungen und Wirkungen unter den wechselnden Verhältnissen besprochen und auf die Mannichfaltigkeit des Waldes selber hingewiesen, dessen Verschiedenheit nach Standort, Baumart u. dgl. auch verschiedene Einflüsse bedingt. Wir erfahren ferner, daß der Wald das Klima nicht regiert, aber beeinflußt, daß er extreme mächtige Witterungserscheinungen zwar mildern, nicht aber in praktisch merkbarer Weise abzuändern vermag. Die „Folgerungen für die Forstgesetzgebung“ besprechen besonders den ewigen Parteistreit zwischen der Freigebung der Bewirthschaftung des Waldes einerseits, und der Erhaltung der Wälder resp. Bevormundung der Bewirthschaftung andererseits. Immer collidirt der Einfluß der Forsten auf die öffentliche Wohlfahrt mit den Geschäftsinteressen der Eigenthümer. Das Rechte liegt in der Mitte: der Wald muß in der Regel frei sein, in besondern, vom Gesetze festzustellenden Fällen aber muß seine Bewirthschaftung die nöthige Beschränkung erleiden. Diese Ansichten sind von überzeugender Richtigkeit.

Die Sprache der Schrift ist durchweg tadellos und wir möchten dieselbe den höhern Forstbeamten, sowie gebildeten Forstinteressenten angelegentlich empfehlen.

8. Theorie der Wärme. Von J. Clerk Maxwell. Autorisirte deutsche Ausgabe. Uebersetzt nach der vierten Auflage des Originals von F. Neesen. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1878. Gr. 8. 6 M. 40 Pf.

Die auf der Innenseite des Heftes gedruckte Ankündigung sagt nicht zu viel mit der Bemerkung, daß der werthvolle Inhalt schon durch den Namen des Verfassers verbürgt sei. Der Zweck des Buchs ist die Darlegung des Zusammenhangs derjenigen Punkte unter sich, welche unserer Kenntniß von den Wärmeerscheinungen bisjetzt zugänglich sind. Nach Definition des Begriffs Temperatur

und der einfachern oder reinen Erscheinungen werden wir belehrt über die Grundlagen der Thermometrie, oder der Methode, mittels welcher wir uns über die Temperatur eines Körpers vergewissern, und der Kalometrie, der Methode, nach der die Menge der Wärme gemessen wird, die ein Körper ein- und ausläßt. Das Galileische Luftthermometer, das Quecksilberthermometer, Eiskalorimeter, Mischungsmethode und andere Versuche und Erfolge, finden eingehende Behandlung. Auf diesen Abschnitt folgen elementar-dynamische Principien, um mittels Kenntniß derselben zu solchen Wärmeerscheinungen überzugehen, welche Druck, Ausdehnung u. dgl. einschließen und welche zum Studium der eigentlichen Thermodynamik, d. h. des Zusammenhangs der Wärmeerscheinungen untereinander befähigen.

Weiter lesen wir über die Messung von Druck und anderer innerer Kräfte (Barometer, Richard's Indicator), über die Form der Isothermen in verschiedenen Zuständen, über Wärmemaschinen, Erhaltung der Energie und Definition derselben, absolute Temperatur, Messungsmethoden der specifischen Wärme und latente Wärme. Die nächsten Kapitel besprechen die Anwendung der thermodynamischen Principien auf Gase, die Nutzbarmachung der Energie für die Mechanik, mechanische und Wärme-Analogien, Longitudinalwellen, die Strahlung, Correctionsströmungen, Diffusion der Wärme und der Fluida, Capillarität, Elasticität und Zähigkeit. Am Schluß wird die Hypothese erklärt, nach welcher die Körper aus Moleculen bestehen, deren Bewegung die Wärme dieser Körper bildet. Das ist der dem Texte selber entnommene Umriß des Inhalts. Der Verfasser ist in dankenswerther Weise sichtlich bestrebt gewesen, durch möglichste Kürze, einfache Sprache und Darstellung sein Werk auch dem Nichtgelehrten lesbar und verständlich zu machen; es erregt nächst seiner Anschauungs- und Definitionsweise noch besonderes Interesse durch manchen ganz neuen Standpunkt, von dem aus die Erscheinungen betrachtet werden.

Die Holzschnitte sind der Mehrzahl nach graphisch, eine gerade für diesen Gegenstand ungemein praktische Art.

9. Vorlesungen über einige neuere Fortschritte der Physik. Von P. G. Tait. Autorisirte deutsche Ausgabe von G. Wertheim. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1877. Gr. 8. 5 M.

Durch geschickte Anordnung des Stoffs ist es dem Verfasser gelungen, seine dreizehn Vorlesungen, deren jede für sich bestehen kann, so in Zusammenhang zu bringen, daß sie ein geschlossenes Ganzes bilden. Sie behandeln vorzugsweise die ersten Forschungen und Anschauungen auf dem Gebiet der Energielehre, als untrennbares Bindemittel aller Theile der modernen Physik. Die zehnte Vorlesung belehrt speciell über Spectralanalyse und andere tellurische Beobachtungen, die elfte über die Theorie der Wärmeleitung und die beiden letzten haben verschiedene besondere Hypothesen über Atome (Wirbelatome) und Molecule zum Gegenstand, bezugnehmend auf die von W. Thomson und H. Helmholtz aufgestellten Theorien. Schließlich folgt noch eine Besprechung der Diffusion der Gase und der Resultate der Andrew'schen und Maxwell'schen Untersuchungen. Die Zeichnungen sind zum Theil graphisch.

10. Die Entwickelung der modernen Chemie. Im Anschluß an die Schrift: „Grundlage der modernen Chemie". Von Albrecht Rau. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1879. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Eine recht scharf gehaltene, dabei sehr ausführliche Kritik über die Anschauungen der Chemiker Dumas, Laurant und Gerhardt und eine Verurtheilung derselben, sowie der ganzen modernen Chemie überhaupt. Ob oder inwieweit diese Ansicht berechtigt ist, kann nur dem Urtheil der Fachgelehrten anheimgegeben werden.

11. Physik in Bildern. Die physikalischen, meteorologischen und wichtigsten chemischen Erscheinungen des täglichen Lebens in begrenzten Kreisen. Handbuch für Lehrer an niedern und höhern Schulen; bildendes und unterhaltendes Lesebuch für die strebsame reifere Jugend und für jeden Naturfreund. In leichtverständlicher Darstellung und mit Berücksichtigung des Selbstexperimentirens. Bearbeitet von Eduard Teller. Zwei Theile. Mit vielen Abbildungen und einem Titelbilde. Leipzig, Spamer. 1878. Gr. 8. 6 M.

Der Titel ist ein wenig zu ausführlich, inhaltreich und vielversprechend; indeß, das Werk hält, was es verspricht und fast scheint es überflüssig, noch auf Details einzugehen.

Die Unwissenheit auf diesem Gebiet des praktischen Wissens ist leider im ganzen so allgemein, besonders in den bessern Gesellschaftskreisen, daß man außer bei einigen wirklich wissenschaftlich Gebildeten, sehr selten auch nur die oberflächlichste Kenntniß der einfachsten und alltäglichsten Naturerscheinungen findet. Das Interesse reicht nicht über die Wirkungen, Nutzen oder Schaden hinaus; nach den Ursachen fragt niemand, sowenig wie das Kind etwa nach der Ursache des Guckkastenbildes fragt.

Das vorliegende sehr fleißige Werk ist ganz geeignet, das Ungelernte, Unverstandene und Vergessene zu ergänzen. Es verlangt fast gar keine Vorkenntnisse, sondern nur Aufmerksamkeit, ermöglicht einem jeden das volle Verständniß und ist besonders auch geeignet zum Nachschlagen, wenn man sich rasch unterrichten will. Die Anordnung und Eintheilung des Stoffs ist durchaus zweckmäßig und die Bezeichnung der Abschnitte mit dem Namen „Bilder" entspricht der lebhaft schildernden, alles Trockene möglichst vermeidenden Charakteristik des Buchs. Allen Abtheilungen stehen Bildchen voran, größtentheils nichtwissenschaftlicher Art, mit Ausnahme der folgenden Bilder: Pneumatische Briefpost in London, Schmelzhütte, Stephenson's erste Locomotive, Telegraphenbureau. Die übrigen beziehen sich zwar ebenfalls auf den Inhalt, haben aber, nach Gegenstand und Ausführung, nur geringen ästhetischen und gar keinen praktischen Werth. Beim Soolsprudel zu Nauheim z. B. konnten wenigstens die Damen mit Crinolinen und die Herren mit Cylinderhüten wegbleiben; auch die photographische Aufnahme der Dame paßt nicht recht in ein wissenschaftliches Buch, noch weniger das Bäckerpersonal.

So etwas gehört in Bilderbücher. Den Bildchen folgt ein immer sehr passend gewähltes Citat als Motto, worauf vorbereitende Worte, vom Verfasser „Gesammtbild" genannt, den Leser in das Kapitel geleiten. Mit diesen Gesammtbildern (gleichsam Schaufenstern im Verein mit Bildchen und Motto) beabsichtigt der Verfasser in liebenswürdig unterhaltender Weise zum Eintritt zu ver-

locken. Aber wenn nur der träge, schwerfällige Schüler dann nicht erst recht stecken bleibt, sämmtliche Gesammtbilder wegnascht und das Uebrige liegen läßt, oder der Strebsame, Lernbegierige sie gar überspringt, ungelesen läßt und gleich zur Sache selber übergeht. Bei des Verfassers durchweg fesselndem Vortrage hätte es dieser Mittel nicht bedurft.

Desto dankenswerther sind die vielen in den Text gedruckten wissenschaflichen Abbildungen, welche Maschinen, Apparate und deren Wirkung darstellen; sie lassen nichts zu wünschen übrig an correcter Ausführung, und dürsten, nach Ansicht des Referenten, an Deutlichkeit ihresgleichen kaum in irgendeinem andern Buche dieser Gattung finden. Wem bei diesen Abbildungen, unter Führung des Textes ein Verständniß nicht aufgeht, an dem versuche sich kein anderer Lehrer, es wäre vergeblich. So schließen wir uns aus vollem Herzen dem Wunsche des Verfassers an, es möge sich sein Buch recht viele Freunde erwerben.

Das Kreuz und die Kreuzigung.

Das Kreuz und die Kreuzigung. Eine antiquarische Untersuchung, nebst Nachweis der vielen seit Lipsius verbreiteten Irrthümer. Zugleich vier Excurse über verwandte Gegenstände. Von Hermann Fulda. Mit sieben lithographirten Tafeln. Breslau, Köbner. 1878. Gr. 8. 9 M.

Das Zeichen des Kreuzes hat seit der Verbreitung des Christenthums über einen großen Theil der Erdoberfläche eine solche Bedeutung als religiöses Sinnbild erlangt, daß es wirklich als eine dankbare Aufgabe für einen emsigen Forscher betrachtet werden muß, mit unparteiischem Geiste dem Ursprung dieses Zeichens, den Umständen, aus denen es hervorgegangen, nachzufragen und die Quellen, welche über diesen Gegenstand Aufschluß geben, zu durchstöbern. Es ist dies in einem kürzlich erschienenen Buche geschehen, dessen Hauptresultate wir der lesenden Welt mitzutheilen uns gedrungen fühlen.

Daß das Kreuz seinen Ursprung in erster Linie einer alten Menschenquälerei und Todesstrafart verdankt, ist allgemein bekannt; weniger dürften es die verschiedenen Arten der Anwendung dieser Strafart in ihrer geschichtlichen Gestalt sein.

In den ältesten patriarchalischen Zuständen der Menschheit war der Familienvater, und bei weiterer Ausdehnung der Familie der Stammeshäuptling zugleich Richter, Kriegsführer und Oberpriester. Diese drei Befugnisse, welche die innern, die äußern und die höhern Interessen einer menschlichen Genossenschaft betreffen, ziehen sich durch die ganze ältere Geschichte aller Völker als Attribute der Häupter desselben hin und waren auch diejenigen der Könige, bis sie, wo das Königthum einer Familien- oder Volksherrschaft wich, unter verschiedene Beamte vertheilt wurden. Als Richter hatte das Oberhaupt in uncivilisirten Zeiten wol hauptsächlich mit dem Strafrechte zu schaffen, welches jedoch in allen ältern Zuständen der Völker noch sehr unentwickelt ist, indem ja die Ansichten über Verwerflichkeit von Handlungen sich nur nach und nach durch Fortschreiten der Cultur läutern können. Raub und Diebstahl und selbst der Mord gelten noch jetzt bei manchen Völkern, die wir deshalb als „Wilde“ zu bezeichnen pflegen, nicht nur nicht als strafbar, sondern unter Umständen sogar als ehrenvoll, als Zeichen des Muthes, der Kühnheit und der Tapferkeit; ja es gibt Völker, wo der Mann nur durch einen Mord sich die Gunst eines Weibes erkaufen kann. In ältern Zeiten war daher von einer eigentlichen Strafe noch keine Rede; doch finden wir manche Spuren eigenthümlichen Verfahrens in alten Büchern, die freilich im Verhältniß zu der betreffenden Zeit so jung sind, daß ihre Darstellung nur mit Vorsicht hingenommen werden kann. So zeigt uns gewiß ohne Zweifel der nach der Genesis ergangene Spruch Gottes über den Brudermörder Kain Spuren ältester Rechtspflege. Das Blut des Mörders sollte nach demselben nicht vergossen werden, aber er mußte, mit einem Mal bezeichnet, fliehen und in der Verbannung für seine Unthat büßen. Er war damit als unrein gekennzeichnet und niemand durfte ihn berühren. So erscheint auch der griechische Orestes als irrender Verbannter, von den Furien des Gewissens verfolgt. Indem aber religiöse Ansichten ihr Recht geltend machten, kamen Gebräuche auf, welche eine Sühnung der begangenen That bezweckten. Opfer und Waschungen gehörten dazu, und ihre Anwendung machte so oft die Verbannung des Thäters überflüssig. Damit befriedigten sich aber die Verwandten des Ermordeten nicht und verlangten ihrerseits eine energischere Sühne, nämlich durch das Blut des Schuldigen. Es entstand die Blutrache, die bei vielen in abgeschlossener und alterthümlicher Weise fortlebenden Völkern noch heute besteht. Ja dieses vermeintliche Recht wurde sogar zur Pflicht hinaufgeschraubt und von den Gesetzgebungen der Staaten anerkannt. Doch wurden auch Maßregeln gegen die Blutrache ergriffen, z. B. der Uebelthäter durch Errichtung von gottgeweihten Freistätten (Asylen) geschützt, wahrscheinlich eine Reaction von seiten des Priesterthums gegen die Staatsgewalt, welche aber mit der Zeit auch von letzterer eingeführt und sogar erweitert wurden, wie es z. B. die Levitenstädte der Israeliten, die griechische Stadt Sikyon, der Theseus-Tempel in Athen und der Romulus-Tempel in Rom waren.

Sollten aber diese Freistätten nicht überfüllt werden, so mußte man zu andern Mitteln schreiten, um die Beschädigten zu befriedigen, und das geschah durch Büßung des Thäters. Das Leben und die Gliedmaßen des Menschen wurden tarifirt und danach die Angehörigen des Betroffenen entschädigt. In ein System war diese Praxis besonders bei unsern Vorfahren, den alten Germanen, gebracht und warf ihre Wellenschläge bis in das Reformationszeitalter. Unter solchen Anschauungen sank das Menschenleben im Werthe, und die Menschenopfer sowol als die beständigen Kriege und Fehden trugen dazu bei, die Menschen gleichgültiger gegen das Leben von ihresgleichen zu stimmen, sodaß es schließlich als ganz natür-

lich und selbstverständlich angesehen wurde, daß der Staat selbst die Blutrache in seine Hand nahm. Hierdurch wurde allerdings die frühere Verwirrung durch eine Art von Ordnung ersetzt; aber es begann damit ein System der Grausamkeit und Hartherzigkeit, welches die Herbeiführung milderer und humanerer Grundsätze in bedeutendem Maße aufgehalten hat. Doch hat das Volk dabei stets einen gesundern Sinn an den Tag gelegt als seine Gesetzgeber und Richter, indem es die Vollzieher des blutigen Willens der letztern, die Schergen und Henker, verachtete und von aller ehrbaren Gesellschaft ausschloß. Man wurde auf der einen Seite erfinderisch in Todesstrafen, während auf der andern Seite die dem Menschen angeborene Scheu vor dem Blutvergießen zur Einführung unblutiger Todesstrafen gelangte, die freilich ebenso grausam und oft noch grausamer waren als die blutigen. Solche sind: das Erwürgen, Ersäufen, Einmauern und Verbrennen. Die Härte gedieh so weit, daß man nicht nur Tödtungen von Menschen, sondern weit geringere Verbrechen, sogar Diebstahl und selbst solche Handlungen mit dem Tode bestrafte, welche nur nach individueller Ansicht als strafbar gelten konnten, wie z. B. abweichende politische und religiöse Grundsätze.

Zu jenen unblutigen und doch grausamen Strafarten gehört nun auch das Kreuz, oder vielmehr der Pfahl. Diese Strafart entstand im Morgenlande und hatte ursprünglich den Zweck, den Verurtheilten lebend an einen Baum zu hängen und ihn so durch Verrenkung der Glieder, Sonnenglut, Insektenstiche, Durst und Hunger langsamer Verschmachtung preiszugeben, damit der grausame Herrscher seine Opfer länger leiden sehen konnte. Wahrscheinlich entstand dieser teuflische Gedanke in Assyrien oder Babylonien, deren Despoten sich von jeher durch raffinirte Grausamkeiten hervorthaten, und kam von da in alle jene Länder, welche der Eroberung vom Tigris und Euphrat her unterlagen, sowie an die spätern Herren dieses Gebietes, die Perser. Darius ließ nach der Eroberung von Babylon 3000 vornehme Gefangene kreuzigen. Aus Syrien, das den Assyrern erlag, gelangte die Kreuzesstrafe auch nach der phönizischen Colonie Karthago, wo sie in sehr ausgedehntem Maße angewendet wurde. Von den besiegten Persern nahm auch Alexander der Große das Kreuz an, der in seinem Größenwahn 2000 Tyrier kreuzigen ließ — weil sie ihre Vaterstadt vertheidigt hatten! Die schönheitliebenden Griechen wollten im übrigen nichts vom verrenkenden Kreuz wissen; die rauhern Römer überkamen es nicht nur wahrscheinlich von den Karthagern, sondern sie bildeten diese Strafe sogar aus und gaben ihr vielfache Abarten.

Nun ist es aber sehr ungewiß, sowol welche Form bei den verschiedenen Völkern und in den verschiedenen Zeiten, wo es Anwendung fand, das Kreuz hatte, als auf welche Weise zuweilen die Verurtheilten daran befestigt wurden. Das Alterthum war in solchen Formsachen ebenso willkürlich als seine Schriftsteller, ja sogar seine Gesetzbücher in Einzelheiten sich ungenau ausdrückten. Man vergleiche nur die vage Ausdrucksweise der Bücher 47 und 48 der Pandekten, welche das Strafrecht behandeln mit den minutiösen und skrupulösen Vorschriften der Karolina. Es war daher bei der sogenannten Kreuzesstrafe wol den jeweiligen Henkern und Schergen überlassen, wie sie die Verdammten peinigen wollten. Der Welt wäre dies nun allerdings sehr gleichgültig, wenn nicht der Stifter der christlichen Religion am Kreuze gestorben wäre. Auch der Bericht über dieses Ereigniß ist aber in den Evangelien sehr ungenau und mangelhaft. Was darüber Näheres und Specielleres erzählt und behauptet worden, ist ein Werk der Apokryphen, der Legenden und anderer Erzeugnisse zweifelhaften Werths und unzuverlässigen Inhalts, sowie der Phantasie von Dichtern und Malern und endlich der gutgemeinten, aber unkritischen Frömmigkeit der Kirchenväter. Die Spitzfindigkeiten der Dogmatik haben endlich der Welt bombenfest das Vorurtheil eingerammt, daß Jesus den Kreuzestod auf andere Art als sonstige Verurtheilte erlitten habe. So ist die Vorstellung obligatorisch geworden, daß Jesus an einem Kreuze mit vier Enden mit ausgestreckten Händen und Füßen angenagelt worden sei, und die Mystiker wollten das durch die vier Weltgegenden beweisen, die Jesus ja erlöst habe! Eine Kreuzigung dieser Art wird aber durch die ganze Weltgeschichte hin von keiner zuverlässigen Quelle beschrieben. Bei den Römern wurden nur Sklaven und Leute niederer Herkunft gekreuzigt; erst die spätern Kaiser machten auch hier alles gleich. Der Tod Jesu konnte daher bei dessen ärmlicher Lebensstellung kaum ein anderer sein. „An sich war", sagt der geistliche Verfasser des genannten Buchs in anerkennenswerther Freisinnigkeit, „zu einem Streben für ein geistiges Reich dieser infamirende Tod nicht nothwendig. Er war der schnellen Ausbreitung der Wahrheit auch weit mehr hinderlich als förderlich. Daß die Wahrheit doch siegte, das hat nicht der Kreuzestod Jesu als solcher bewirkt." Weissagungen des Alten Testaments betreffs der Kreuzigung sind nach ihm nur durch arge Willkür zu entdecken.

Von großer Wichtigkeit für die Geschichte des Kreuzes bei den Römern war deren Sklavenstand. Die Behandlung der Glieder desselben war keine schlimme; sie gehörten zur familia. Ihre schärfste, nicht ans Leben gehende Strafe war die Furca, ein aus zwei Latten zusammengenagelter Winkel, den man dem Züchtling über den Nacken legte, sodaß die beiden Schenkel längs der Arme zu liegen kamen, die daran befestigt wurden. So führte man ihn zum allgemeinen Gespötte umher. In späterer Zeit, mit zunehmendem Sittenverfalle, löste sich das ehemalige bessere Verhältniß auf, namentlich da die Sklaven aus allen Weltgegenden zusammengebracht wurden. Das Strafgesetz wurde nun immer härter gegen sie, die sich freilich auch in Zuchtlosigkeit immer mehr hervorthaten. Zu der Furca kamen noch Schläge in diesem Zustande. Als das Kreuz in Gebrauch kam, wurde es die eigentliche Todesstrafe für Sklaven. Es war eine Verbindung „möglichst großer Schmerzen mit möglichst arger Beschimpfung", und man verstand unter „Kreuzigen" nichts als: zum langsamen Tode aufhängen, ohne dabei auf die Gestalt des Werkzeugs Rücksicht zu nehmen. Man nannte im Alterthum sogar die Anfesselung des Prometheus und der Andromeda am Felsen „Kreuzigungen". Am häufigsten nahm man daher wol einfach Bäume zu diesem Zwecke, und wenn man keine Bäume zur Stelle hatte, nackte Pfähle, namentlich bei den in jenen Zeiten häufigen massenhaften Kreuzigungen von Tausenden zugleich.

Die Griechen haben denn auch für Kreuz niemals ein anderes Wort gehabt als „Stauros" (Balken). Auch das bekannte scheußliche Pfählen oder Spießen galt als Kreuzigung. Die uns als „Kreuz" bekannte Form eines Balkens mit Querbalken darüber entstand aus der Verbindung der ursprünglichen Kreuzigung mit einer andern Sklavenstrafe, der bereits genannten Furca; doch nahm man statt der letztern häufiger den Querriegel, mit dem man die Hausthüren verrammelte, das Patibulum oder auch sonst einen Pfahl, woran die Arme ausgestreckt befestigt wurden. Es wechselten seitdem die Ausdrücke Furca, Crux und Patibulum untereinander ab. Das neue Kreuz hatte aber bald die Form eines T, bald die gewöhnlich als Kreuzform bezeichnete. Daß aber jemals ein schräges Kreuz, wie nach der Legende bei Andreas, angewendet worden, dafür liegt nicht der mindeste Nachweis vor. Vor dem Vollzuge der Strafe wurde der Verurtheilte gewöhnlich noch gegeiselt. Daß er aber selber sein Kreuz tragen mußte, dafür spricht nichts als die Erzählung des Neuen Testaments in Bezug auf Jesu. Sehr häufig war dagegen das Anheften eines Zettels mit dem Namen des Delinquenten, den ein solcher übrigens bei jeder Strafe um den Hals trug, am Kreuze. Die Kreuzigungsplätze lagen außerhalb der Städte und dienten zugleich als Schindanger. Auf diesem Platze angekommen, wurde oft dem Verurtheilten das Haupt verhüllt, zum Zeichen, daß er nicht werth sei, das Tageslicht zu sehen. Immer dagegen wurde der zu Kreuzigende vollständig entkleidet, auch ohne einen Schurz zu behalten. Das Kreuzigen selbst geschah auf verschiedene Arten. Meist wurden am einfachen Pfahl die Arme aufwärts gereckt und die Hände angenagelt, die Füße aber wol nur selten angenagelt und zwar einzeln, meist aber nur festgebunden oder auch hängen gelassen. Ein Trittbretchen, wie man es bei Crucifixen sieht, gab es nicht, wol aber oft einen Sitzpflock. Bei dem Patibulum wurden die Arme blos angebunden, und es war das ein viel qualvollerer, langsamerer Tod als beim Annageln. Die Unglücklichen ließ man meist hängen, bis sie nicht nur todt, sondern auch verwest oder von den Aasvögeln verzehrt waren. Eine Milderung der Strafe bestand bisweilen in einem Gnadenstoße durch die Brust oder in Erdrosselung oder anderer gewaltsamer Tödtung. Auch fehlte es nicht an Verschärfungen der Strafe, namentlich durch unnatürliche Körperstellungen, z. B. mit dem Kopfe nach unten (so angeblich bei Petrus) oder durch Hinzufügung einer andern Strafe, z. B. des Verbrennens, des Steinigens, des Zerschlagens der Glieder u. s. w. Doch genug von diesen scheußlichen Einzelheiten einer Strafart, mit welcher an teuflischer Erfindung sich nur das nordische und modernere Rädern messen kann, und sehen wir nach, wie es sich mit der Kreuzigung der einzigen durch dieselbe weltgeschichtlich gewordenen Person verhielt.

Vor allem ist die Thatsache zu berücksichtigen, daß der Proceß gegen Jesus, als einen Rebellen gegen die römische Macht und zugleich gegen den jüdischen Glauben auf das äußerste beschleunigt wurde, aus Furcht, das Volk möchte sich für ihn erheben und ihn befreien, oder gar an seine Spitze stellen. Er war kaum verurtheilt, so ging der Zug zur Richtstätte. Daß er das „Kreuz" selbst trug, zeigt, daß es blos ein einfacher Balken, kein Kreuz nach unserm Begriffe war. Einen Trank, der ihn betäuben sollte, schlug er aus, weil er von seinen Peinigern keine Wohlthat annehmen mochte. Mit der Inschrift am Kreuze Jesu sind mancherlei mystische und phantastische Vorstellungen verbunden worden. Aus der dreifachen Fassung derselben in hebräischer, griechischer und lateinischer Sprache wollte der Kirchenvater Theophilus herausdeuten, daß Jesus ein Herr sein solle über die religiösen Juden, die weisen Griechen und die mächtigen Römer. Beda meint, die Inschrift sei über dem Haupte des Gekreuzigten angebracht worden, um anzudeuten, daß sein Name über allen Namen sei. Bonaventura sieht in derselben eine Verherrlichung der Dreieinigkeit, während sie überhaupt nichts als ein Hohn des Pilatus war. Was die Art und Weise der Kreuzigung betrifft, so hat zwar ein Theologe, Cornelius Curtius, über jeden den Bann ausgesprochen, der nicht glaube, daß Jesu Füße angenagelt worden; der Verfasser unsers Buchs aber spricht sich in dieser für uns jetzt gleichgültigen Frage nach dem Zeugniß der alten Classiker in analogen Fällen, wie nicht minder nach unbefangenern christlichen Aussagen in ausführlicher Erörterung dafür aus, daß die Füße blos angebunden wurden.

Ueber die zwei Hauptresultate des Pfarrers Fulda, daß das Kreuz Jesu nur ein Pfahl und daß seine Füße nicht angenagelt waren, werden nun allerdings Orthodoxe, Pietisten, Mystiker u. s. w. sehr ungehalten sein. Jammerte doch der Holländer Lipsius im 17. Jahrhundert, welcher ein gelehrtes antiquarisches Werk über das Kreuz schrieb: „Was sollte aus uns Christen werden, wenn wir das Bild des Kreuzes uns nun in anderer Gestalt denken und das heilige Zeichen nun gar mit den Händen täglich anders machen müßten." Das hilft aber nichts: das Kreuzeszeichen, die Crucifixe, die fünf Wunden und die ganze Mystik und Symbolik vom und Andacht zum Kreuz sind ohne historische Grundlagen, sind Ausgeburten der Phantasie und frommen Wahns. Der Kirchenvater Tertullian war es, welcher zumeist die Ansicht von dem Kreuze Christi, wie sie herrschend geworden, befestigte; er konnte sich dabei allerdings auf wirkliche bei Kreuzeshinrichtungen vorkommende Formen berufen. Nachdem Kaiser Konstantin aus Achtung für die Stifter des Christenthums die Kreuzesstrafe aufgehoben, hatte ohnehin die Phantasie, die nun an keine Thatsachen mehr gebunden war, freien Spielraum. Die Pandekten vermieden sogar den Ausdruck crux und gebrauchten furca dafür. Das Kreuz wurde Feld- und Heereszeichen statt Marterpfahl, es diente zur Ehre statt zur Schande; es erschien auf Kronen, Helmen, Festgewändern, Waffen, Münzen und ersetzte seit Justinian das Scepter des Kaisers. Es wurde auf die Spitzen der Kirchen gesetzt und diese selbst erhielten Kreuzesform. Endlich erhielt es eine Menge heraldischer Verschnörkelungen und Verzerrungen. Den Mystikern aber wurde es zum Symbol für alles Mögliche, was in ihren Kram paßte. Man erzählte von einem Baum, den Adam's dritter Sohn, Seth, gepflanzt und aus dem dann das Kreuz Jesu gezimmert worden. Nach andern sollte es aus einem Holze gefertigt sein, das die Königin von Saba bei ihrem Besuche in Jerusalem in den Teich Bethesda geworfen, der davon heilkräftig geworden. Man ließ sich berichten, daß Konstantin's Mutter, Helena, das Kreuz unverwest gefunden,

weil die Berührung mit dem gottmenschlichen Körper es erhalten habe. Und es vervielfältigte sich mittels dieser Eigenschaft so, daß es in so vielen Reliquien vorhanden ist, wie zur Fertigung eines Kriegsschiffs ausreichen würden. Und so ging der Wahn weiter ins Unendliche.

Was wir aber aus diesen Untersuchungen schöpfen können, das ist, daß in der ganzen Culturgeschichte der Menschheit die Geister unsers Geschlechts immer lieber von ihren eigenen vorgefaßten Lieblingsideen sich leiten lassen, als von den oft unbequemen, aber immer unbestechlichen Thatsachen der wahren Geschichte, wie sie hier ein unbefangener und würdiger Priester klar gelegt hat.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

In fünfter Auflage erschienen die „Maipredigten" von Frater Hilarius (Fentsch), eingeleitet von Ludwig Steub (Berlin, Oppenheim). Wir erfahren aus der Einleitung, daß der Dichter der Sohn eines bairischen Beamten und im Jahre 1815 geboren war. Fentsch hat die verschiedensten Jubiläen und Künstlerfeste mit seinem Gesang begleitet. Eduard Fentsch hat jahrelang die „Cornelia" redigirt, das Taschenbuch für deutsche Frauen, in welchem alljährlich eine Novelle von ihm stand. Im Jahre 1853 übernahm er nach Lentner's Tode die Aufgabe, welche König Max II. diesem anvertraut hatte, nämlich zu allerhöchster Belehrung die Denkwürdigkeiten des Königreichs zusammenzustellen (Volkskunde, Ortsgeschichte u. s. w.). Dazu erhielt er einen fünfjährigen Urlaub und verlebte bis 1858 die Sommermonate in der Oberpfalz und in den fränkischen Landen. Im Jahre 1855 ließ er bei Scheitlin in Stuttgart „Fragmente aus dem Tagebuche meines Oheims" unter dem Titel „Lichtes und Dunkles" erscheinen. Im Jahre 1870 erschien eine anmuthige Novelle: „Aus der Tiefe", und ein Roman in drei Bänden: „Non possumus". In Augsburg starb er am 12. Februar 1877 und wurde in München begraben. Die „Maipredigten" selbst sind Gelegenheitspoesie, aber nicht ohne poetischen Hauch und humoristische Verve.

— Von der in d. Bl. bereits besprochenen Schrift „Die deutsche Socialdemokratie, ihre Geschichte und ihre Lehre" von Franz Mehring ist eine dritte durchgesehene und vermehrte Auflage erschienen (Bremen, Schünemann). Sie bringt eine ausführliche Inhaltsangabe, den Wortlaut des Socialistengesetzes sowie eine tabellarische Uebersicht der socialdemokratischen Reichstagwahlkreise seit 1867; auch führt sie den geschichtlichen Theil bis zur Verkündigung des Socialistengesetzes fort.

Aus der Schriftstellerwelt.

Von dem internationalen literarischen Congreß, der im Juni in London tagte, erfährt man nachträglich mancherlei Details, welche nicht gerade beweisen, daß die Deutschen dort eine hervorragende Rolle gespielt haben. Wird doch die Literatur im neuen Deutschen Reich überhaupt stiefmütterlich behandelt; eine Betheiligung der Schriftstellerwelt an den legislatorischen Arbeiten des Congresses, welche auf Anlaß und mit Unterstützung der Staats- und Reichsbehörden ins Werk gesetzt worden wäre, war daher nicht zu erwarten. Auch die ersten deutschen Zeitungen haben es verschmäht, Berichterstatter nach London zu schicken. Viele angesehene Schriftstellerverbände sind aber schon aus pecuniären Rücksichten nicht in der Lage, Deputirte nach London zu senden. Es ist das immerhin ein weiter Weg: dagegen fällt die Reise von Paris nach London wenig ins Gewicht und so war es natürlich, daß die französischen Autoren bei dem Congreß eine entscheidende Mehrheit bildeten. Befanden sich doch in dem Comité, welches im vorigen Jahre in Paris gewählt worden war, sechzehn Franzosen und nur zwei Deutsche. In den Toastreden, welche bei dem vom Lord-Mayor gegebenen Festessen gehalten wurden, und welche der „Daily Telegraph" mittheilt, handelte es sich meistens um Höflichkeiten, welche Franzosen und Engländer miteinander austauschten; der Lord-Mayor ließ zwar alle Gäste leben, zeichnete aber besonders doch nur Edmund About, M. F. Thomas und Blanchard Jerrold aus. About sprach nur von der westmächtlichen Allianz; nicht viel anders lauteten die Reden von Thomas und Blanchard Jerrold. Jules Claretie sprach seinen Dank nur im Namen der Gesellschaft dramatischer Schriftsteller in Frankreich durch einen Toast auf den Lord-Mayor aus. Eine entscheidende Niederlage für Deutschland lag aber in der Wahl des nächsten Congreßortes; man hätte doch erwarten können, daß wenigstens nach Frankreich und England in dritter Linie Deutschland an die Reihe kommen würde, da es in der Weltliteratur doch eine diesen ebenbürtige Rolle spielt. Statt dessen wurde — Lissabon zum nächsten Congreßort gewählt, nicht nur die unbequemste und am schwersten erreichbare Stadt, sondern auch die Hauptstadt eines Landes, dessen Bedeutung für die Literatur eine durchaus untergeordnete ist. Auch hier gaben Höflichkeitsrücksichten der Franzosen den Ausschlag. Der portugiesische Gesandte in Paris, Mendez Léol, ist Mitglied des Ehrencomités der Association — und dies bestimmte die Wahl Lissabons. Solche äußerliche Rücksichten der Courtoisie entschieden, und Deutschland wurde gegen — Portugal zurückgesetzt. Der internationale literarische Congreß erweist sich als ein französischer Congreß, zu welchem einige Vertreter des Auslandes hinzugezogen sind.

— Die Kinder W. Grimm's haben der berliner Universität 6000 Mark überwiesen für eine Grimm-Stiftung; es sollen damit Arbeiten auf dem Gebiete der neuern deutschen Literatur und der Kunstgeschichte prämiirt werden.

Bibliographie.

Auerbach, B., Unterwegs. Kleine Geschichten und Lustspiele. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 4 M.

Aus der Zeit — für die Zeit, Aphorismen zur Charakteristik moderner Kunst. Leipzig, Schloemp. Gr. 16. 3 M.

Berg, E. v., Der Malteserorden und seine Beziehungen zu Russland. Riga, Kymmel. Gr. 8. 8 M.

Conrad, M. G., Die Musik im heutigen Italien. Breslau, Schottländer. 8. 1 M.

Fischer, P. D., Aus Italien. Erinnerungen, Studien und Streifzüge. Berlin, Dümmler's Verlag. 8. 5 M.

Horn, W. O. v. (W. Oertel), Aus der Maje. Erzählungen. 4ter Bd. Wiesbaden, Niedner. 8. 1 M. 60 Pf.

Karlowitsch, N., Die Entwickelung des Nihilismus. Berlin, Behr. Gr. 8. 80 Pf.

Longfellow's ältere und neuere Gedichte in Auswahl. Deutsch von A. Laun. Oldenburg, Bültmann u. Gerriets. Gr. 16. 2 M. 50 Pf.

Mayer, A., Der Maler Martin Johann Schmidt, genannt der „Kremser Schmidt". Ein Beitrag zur österreichischen Kunstgeschichte im XVIII. Jahrhundert. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Pettenegg, E. G. Graf v., Ludwig und Karl Grafen und Herren von Zinzendorf, Minister unter Maria Theresia, Josef II., Leopold II. und Franz I. Ihre Selbstbiographien, nebst einer kurzen Geschichte des Hauses Zinzendorf herausgegeben. Wien, Braumüller. Gr. 8. 8 M.

Reissig, A., Jean Jacques Rousseau's Leben und Wirken. Nebst der Uebersetzung einiger Abschnitte aus dessen Gesellschaftsvertrag (Contrat social). Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Roebel, B., Lucifer im Frack oder die Sclaverei der Freiheit. Augsburger Stadt-Roman. 1ste Lfg. Augsburg, Wolff. Gr. 8. 40 Pf.

Schack, E. G., Nach berühmten Schablonen. Feuilletonistische Karrikaturen. München, A. Ackermann. 8. 1 M. 50 Pf.

Schäfer, D., Die Hansestädte und König Waldemar von Dänemark. Hansische Geschichte bis 1376. Gekrönte Preisschrift. Jena, Fischer. Gr. 8. 12 M.

Schmidt-Weißenfels, Zwölf Männer vom Bau. Historisch-novellistische Bilder der bemerkenswerthesten Zunftgenossen. Stuttgart, Abenheim. Gr. 16. 1 M.

Storch, Die Sagen und Legenden des Gasteinerthales. Salzburg, Mayr. 16. 1 M. 20 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 35. — 28. August 1879.

Unterhaltungsliteratur.

1. Junge Liebe. Zwei Geschichten von Karl Emil Franzos. Breslau, Schottländer. 1879. 8. 3 M. 50 Pf.

Karl Emil Franzos bot in seinen bisherigen Schriften, von den positiven Vorzügen seines eigenartigen Talents abgesehen, einen interessanten, charakteristischen Beitrag zur Diagnose unserer literarischen Zustände. Er bewies zwei für die neueste Belletristik maßgebende Momente: einmal, daß das Publikum, von einer schablonenhaften, verwässerten und unwahren Literatur übersättigt, nach originellen, lebenswahren und kräftig gezeichneten Schilderungen des menschlichen Daseins förmlich schmachtet. Das zweite Moment aber bestand darin, daß eben dieses Publikum seine Begierde nach anregender Lektüre am besten befriedigt glaubt, wenn man ihm nicht blos Neues, sondern Fremdartiges, nicht blos Originelles, sondern Exotisches bietet. Der glänzende Erfolg, den Franzos mit seinen galizischen Geschichten erzielte, war, wie derjenige Bret Harte's, ein trauriger Beleg dafür, wie großen Schaden unsere Dutzendromanciers angerichtet hatten, indem sie das Publikum mistrauisch machten und auch von den trefflichen Leistungen ablenkten, welche in den Zuständen des eigenen Hauses ihre Grundlage haben. Und doch muß die eigenartige, künstlerisch gediegene Darstellung unserer heimischen Welt als die Lösung einer schwierigern und auch nach allen Richtungen bedeutsamern Aufgabe betrachtet werden, als die leichter erreichbare Wirkung auf die menschliche Neugierde durch Vorführung fremdartiger Zustände, bei denen noch dazu die Controle über Lebenswahrheit für Publikum und Kritik eine schwierige ist. Damit soll selbstverständlich Franzos kein Vorwurf gemacht werden, daß er dem Publikum wol mitunter fremde Stoffe bot, um sich eine literarische Laufbahn zu eröffnen. Wenn wir ihn aber mit dem vorliegenden Werkchen auf heimischem Boden begegnen und dasselbe als einen neuen Beweis seines bedeutenden Talents bezeichnen dürfen, so ist dies muthmaßlich auch für den Autor ein größeres Lob, als die Anerkennung dessen, was er uns über fremde Culturen Interessantes mitgetheilt hat. Er tritt damit erst voll und ganz in den Wettkampf deutscher Schriftsteller ein, indem er sich des frühern natürlichen Vortheils begibt. Er zeigt sich in den beiden vorliegenden Novellen als getreuer Vertreter der österreichischen Dichtergruppe mit ihren glänzenden Vorzügen und auch ihren Schattenseiten. Innigkeit des Empfindens, feines Verständniß für psychologische Conflicte, kühne Originalität, lebendige Darstellung; Gewandtheit im stilistischen Ausdruck: das sind diese Vorzüge, welche Franzos in höchstem Maße besitzt. Wenige Zeilen schon genügen, um das Urtheil abzugeben: das ist ein Dichter! Er spannt nicht nur in dem Sinne, daß er die Neugierde reizt; er zwingt mit geheimer Kunst den Leser in die passende Stimmung, daß er jedes, auch die kleinen, wie Arabesken um die Hauptsache geschlungenen Nebeneffecte, deutlich mitempfindet und das volle, warme Austönen echt menschlicher Empfindungen, natürlich einfacher, aber inniger Herzenslaute täuscht den Leser darüber hinweg, daß ihm in der Geschichte mehr seelische Entwickelung, psychologische Analyse als Handlung gegeben wird, sodaß selbst das Gros der Leser, das bekanntlich immer nur Handlung und Handlung um jeden Preis haben will, sich fortgerissen fühlen wird, während der geschmackvolle Geist diese feine Seelenmalerei bewundert. Die Schattenseite, welche Franzos mit den meisten Oesterreichern gemein hat, liegt in der Wahl des Stoffs. Das Streben nach Eigenart läßt auch ihn vergessen, daß das Kunstwerk eine harmonische, befriedigende Wirkung haben muß. Es bedarf ja hierzu nicht des üblichen guten Ausgangs. Auch die Tragik hat, richtig gefaßt, eine harmonische Befriedigung als Resultat. In beiden Geschichten zeigt Franzos eine Manierirtheit, nicht in dem Sinne, daß er unwahre Motive durch künstliches Raffinement wahrscheinlich zu machen sucht; was er erzählt, ist lebenswahr, aber eben zu wahr; die Manierirtheit liegt in der

Wahl solcher peinlicher Stoffe, welche nach der Lektüre nichts anderes denken lassen als: traurig genug, daß unsere Welt so ist!

Ein großer Aufwand der herrlichsten Mittel wird gemacht, um schließlich nichts übrig zu lassen als ein bitteres Gefühl der Ironie. Namentlich gilt dies von der zweiten Erzählung: „Die Vettern von Brandenegg". Ein edles Paar wird von einem elenden Buben, einem rohen Wüstling, zu Grunde gerichtet und zwar auf eine, den Leser geradezu folternde Weise und kein anderes Licht der Versöhnung fällt auf das schwüle, grausam lebenswahre Bild, als die Resignation des überlebenden Opfers der entsetzlichen Tragödie. Die erste Erzählung hinterläßt aus einem andern Grunde eine peinliche Wirkung. Es ist hier der Moderduft der Sünde, des modernen Hetärenthums, der, wieder nur allzu lebenswahr, über der ganzen Geschichte liegt. Ein junger Gymnasiast liebt mit dem ganzen Idealismus seiner Jahre eine Schauspielerin, welche ihre edelsten Eigenschaften im Schlamme geldgieriger Sünde begraben hat. Sie schildert sich selbst dem verliebten Jünglinge mit einer entsetzlichen Offenheit als ein Weib, durch dessen Liebe er nur befleckt werde und weist ihn ab, weil er zu gut sei, um seine hoffnungsvolle Jugend durch eine Dirne vergiften zu lassen. Sie rafft sich zwar selbst auf, durch seine Beredsamkeit erschüttert, und stirbt als gefeierte Künstlerin, aber der Moderduft bleibt trotz dieses versöhnenden Schlusses haften.

Wir möchten indeß das Referat über dieses Buch mit keinem Tadel schließen. Trotz dieser, man möchte sagen „nationalen" Schattenseiten enthält dasselbe so viel des Schönen, solchen Reichthum poetischer Begabung, so volles heißes Leben, so innige Naturlaute, daß es inmitten einer Belletristik, welche den echten, tiefen Griffen in das Menschenherz bald impotent, bald mit bewußter Absicht steter Liebenswürdigkeit aus dem Wege geht, willkommen geheißen werden muß.

2. Verschiedene Stände. Roman aus dem modernen Gesellschaftsleben von Adolf Brennecke. Stuttgart, Cotta. 8. 4 M.

Wie kostbar Werke sind, welche wirkliche Griffe ins volle Menschenleben sind, zeigt uns Brennecke's Roman, aber leider nur in der Form des indirecten Beweises. Der volltönende Titel „Roman aus dem modernen Gesellschaftsleben" läßt einen solchen Griff erwarten. Statt dessen erfahren wir aber, daß der Autor, wie so viele seiner Collegen, eben einfach Verhältnisse schildert, mit denen er nicht aus Erfahrung vertraut ist. Auch er sieht in dem Romane aus der Gesellschaft nichts anderes als die alte Schablone des „bürgerlich contra adelich" und gibt in seinem Werke adeliche Schlechtigkeiten als Grundlage und ein spießbürgerliches Idyll als Finale. Als hätte unser modernes Gesellschaftsleben nichts anderes zu bieten, als wäre dieser nur noch sehr theilweise vorhandene Gegensatz das Charakteristische der modernen Gesellschaft! Abgesehen davon, daß der Autor selbst innerhalb dieser Schablone manche Verstöße gegen die in den geschilderten Kreisen herrschenden Sitten macht, läßt er sich, um seine Tendenz, den Sieg der braven Bürgerlichkeit durchzuführen, verleiten, psychologische Inconsequenzen der störendsten Art zu begehen. Dies gilt namentlich von der Heldin, welche aus einer ganz bedeutenden Frauengestalt von Geist und Charakter ohne jede klar ersichtliche Vermittelung zu einem unbedeutenden, nichtssagenden Persönchen wird, das, nicht einmal frivol, sondern gedankenlos mit dem Ehebruche tändelt. Zudem ist auch der Aufbau der Handlung zu schwach, der Conflict zu oberflächlich gefaßt und das gegebene Gesellschaftsbild zu arm an charakteristischen Figuren, um größeres Interesse als tausende seiner Vorgänger zu erwecken. Der Autor verräth übrigens in dem eleganten, knappen Tone der Darstellung ein deutliches Streben nach höhern Zielen und eben darum muß ihn die Kritik darauf hinweisen, daß diese nicht erreicht werden, wenn man in längst ausgefahrenen Gleisen weiter fährt und einmal hergebrachte Motive wieder aufnimmt, sondern nur dann, wenn man den stets wechselnden Gestaltungen des Lebens mit aufmerksamem Auge folgt und sich darin vertieft.

3. Aus dem Béarn. Novellen von Claire von Glümer. Berlin, Goldschmidt. 1879. 8. 4 M.

Die längst vortheilhaft bekannte Schriftstellerin bringt hier Erzählungen aus Südfrankreich, welche durch anmuthige Grazie der Darstellung, den deutlichen, lebendig wirkenden Localton und unterhaltende Erfindung den Beifall der Lesewelt erringen werden. Zu bedauern ist nur, daß die Verfasserin, wenn auch ein wenig variirt, in allen Geschichten den gleichen Aufbau der Handlung zeigt. Zwei Verliebte, die nicht zusammenkommen können, werden durch das Dazwischentreten einer wohlwollenden und schlauen Mittelsperson, welche das Hinderniß durch Intrigue beseitigt, an das Ziel ihrer Wünsche gebracht. Die beste der fünf Erzählungen ist die letzte: „Die Schleppe der Prinzessin von Montpensier", in welcher die Verfasserin neben der Frische und leichten Grazie der übrigen auch noch einen geistreich pointirten Humor entfaltet.

4. Virginie Déjazet. Eine Erzählung aus der pariser Künstlerwelt von Ernst Pasqué. Leipzig, Eckstein. 1879. 8. 5 M.

Eine Episode aus dem Leben der bekannten Schauspielerin Déjazet wird hier in spannendster, amusantester Weise, mit virtuoser Wiedergabe des Localtons des Quartier Latin erzählt. Allein es macht auf den Leser einen doch ganz seltsamen, keineswegs behaglichen Eindruck am Ende der lustigen Geschichte vor der Tragik des Selbstmordes zu stehen und in der pikanten Heldin eine frivole Kokette erkennen zu müssen, welche einen Scherz so weit treibt, daß dadurch ein braver, talentvoller junger Mensch in den Tod gedrängt wird. So sehr man sich während der Lektüre des trefflich geschriebenen Buchs unterhalten hat, der Schluß verstimmt.

5. Alpennovellen. Von J. C. Maurer. Erster Band: Zwei Geschichten aus den Bergen. Gera, Amthor. 1878. 8. 1 M. 50 Pf.

Zwei guterfundene, mit Spannung erzählte Geschichten, bei denen man sich nur wundert, daß der Autor, wie der Titel muthmaßen ließe, den localen Hintergrund nicht zu größerer künstlerischer Bedeutung ausgebeutet hat, sodaß die „Alpennovellen", wenn auch der Localton im ganzen gut wiedergegeben ist, doch den Alpen, die so künstlerisch

kostbare Motive bieten, gewissermaßen aus dem Wege gehen, als scheue sich der Autor, seine Kraft an den großartigen Naturschilderungen, die man erwartet, zu versuchen.

6. Rogate. Erzählung von E. Evers. Norden, Soltau. 1879. 8. 1 M. 60 Pf.

Auch hier haben wir ein entschiedenes Talent vor uns, das zumal in der Darstellung idyllisch-gemüthlicher Verhältnisse es zu poetischer Wirkung bringt. Dem Werkchen schadet in den Augen vernünftig Denkender nur der übertriebene Pietismus. Ein normaler Mensch spricht doch nicht immer in Bibelversen wie dieser wackere Schulmeister, der mit seiner Gottseligkeit sogar zuweilen unangenehm aufdringlich wird, sodaß er seine Mahnung, „Was dich nicht brennt, das blase nicht", recht wohl verdienen würde. Die Schlechtigkeit der Welt sei im allgemeinen zugestanden; doch besteht dieselbe nicht gerade darin, daß man gern ins Theater geht, hübsche Toiletten trägt und geselligen Verkehr liebt, ebenso wenig wie derjenige, der einem hübschen Mädchen eine harmlose Galanterie sagt, deshalb schon ein Wüstling wäre. Ein Pastor oder Schullehrer in einem Dorfe mag sich recht glücklich fühlen, aber deshalb ist außerhalb der Gemeindeflur nicht schon gleich die Hölle.

7. Absonderliche Geschichten. Von Georg Böttcher. Leipzig, Hartknoch. 1878. Gr. 16. 1 M.

Wenn wir derselben nur in wenigen Worten gedenken, wollen wir ihren Werth deshalb doch keineswegs unterschätzen. Es sind recht geistreiche, satirisch pointirte Märchen, die man mit aufrichtigem Behagen liest. Besonders hervorzuheben sind die „Aeoliden", eine originelle Vertheidigung der Lehren Darwin's und „Prinz Bücherwurm", eine köstliche Satire auf die weltfremde, nur in Theorien lebende Gelehrsamkeit.

8. Erinnerungen aus dem Leben eines Briefträgers. Ernste und heitere Erzählungen von A. Weinholz. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1878. 8. 1 M.

Mannichfache Verhältnisse, welche der Briefträger in seinem ständigen Verkehre mit verschiedenen Menschen kennen lernt, eine Reihe von Fällen „angenehmer und unangenehmer" Briefe werden hier kurzweilig erzählt. Neben Harmlosem und Alltäglichem findet sich auch tiefer Anregendes, ein feinsinniger Zug des wirklichen Lebens.

9. Funfzig Jahre aus dem Leben eines „Kreenländers". Von Johann Tann. Müncher, Kellerer. 1878. 8. 2 M.

Der Autor erzählt in schlichten Worten den Verlauf seines eigenen, ziemlich bewegten Lebens und flicht dazwischen auch eigene Poesien ein. Bieten letztere auch keinen Anlaß zu besonderm Lobe, so zeigen sie immerhin von einem in gewissen kleinern Kreisen sehr schätzenswerthen Talente. Das anspruchslose Buch lehrt uns aber außerdem einen recht wackern, strebsamen Mann kennen, der aus sich selbst nicht Weniges gelernt und mehr in Herz und Kopf trägt, als die Welt so gemeinhin von dem Befehlshaber eines Eisenbahntrains voraussetzt. Man legt es nicht ohne ein Gefühl der Befriedigung weg, das freilich weniger dem literarischen als allgemein menschlichen Interesse desselben gilt. Letzteres wollte auch der Verfasser nur wachrufen, und es ist ihm gelungen. Man freut sich seiner Bekanntschaft, namentlich in unsern Tagen der Großmannssucht, des Ehrgeizes ohne sittliche Kraft, der übermüthigen Halb- oder Viertelsbildung.

Wir lassen hier noch einige Uebersetzungen folgen. Unter diesen ist vor allem beachtenswerth:

10. Erginbwon oder Jenseit der Berge. Von Samuel Butler. Nach der fünften Auflage von „Erewhon" von J. D. Leipzig, Barth. 1879. 8. 4 M.

Das Buch hat in England schon viele Auflagen erlebt und verdient die höchste Beachtung. Es ist eine brillante Satire auf moderne Culturzustände in Form eines abenteuerlichen Romans. Manches blieb dem Referenten unverständlich. Man vermißt hier und dort die nöthige Klarheit der Pointen, die ins Auge springende Absicht der Satire. Einzelnes, vor allem die Idee der „musikalischen Banken", mit welchen kirchliches Wesen gegeißelt wird, dann die Darstellung, wie in Erginbwon Krankheit als Verbrechen, Verbrechen als Krankheit gelten, die Bedeutung der äußern Schönheit, das Verbot der Maschinen sind wahrhaft geniale Illustrationen gewisser moderner Zustände von ätzender satirischer Schärfe und seltener Kühnheit der Weltanschauung. Es ist ein amusantes Buch, aber allerdings keines, das man statt eines Schlaftrunks genießen kann. Es will mit Bedacht gelesen werden und dann ist der Genuß ein großer.

Ziemlich überflüssig wollen uns die nachstehenden Werke dünken:

11. Liebesgeschichten aus vielen Ländern. Von M. Goldschmidt. Aus dem Dänischen von O. Gleiß. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1879. 8. 1 M.
12. Bilder aus Norwegen. Drei Erzählungen von Jonas Lie. Aus dem Norwegischen von Philipp Schweitzer. Jena, Deistung. 1878. 8. 1 M. 60 Pf.
13. Das Mädchen mit dem Schleier. Novelle von H. Aus dem Schwedischen übersetzt von J. Lorenzen. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1879. 8. 3 M.

Die drei Werke sind ganz treffliches Mittelgut, zumal die letzte Erzählung legt Zeugniß ab für ein tüchtiges Talent. Allein es kann nicht als nothwendig erachtet werden, diesen aus dem Auslande bezogenen Werken eine Bedeutung zuzuschreiben, welche sie der Beachtung der deutschen Lesewelt empfehlen würde. Derartige literarische Leistungen haben wir im Originale zu Tausenden, und es möchte eher bedenklich als nützlich erscheinen, die Unmasse nicht schlechter und nicht ausgezeichneter Lesewaare noch durch den Import zu vermehren, statt dem Publikum eher eine Enthaltsamkeit zu empfehlen, welche den geistigen Appetit für werthvollere Kost vorbereiten würde.

Theodor von der Ammer.

Philosophisch-kritische Revue.

(Beschluß aus Nr. 34.)

8. Raum und Stoff. Ideen zu einer Kritik der Sinne. Von Wilhelm Göring. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 7 M.

Der Verfasser bezeichnet seine Lehre vom Raum als eine „neu auftretende Wissenschaft". Die Lehre vom Raum gehöre nicht in die Kritik der Vernunft, auch nicht in die Sinnesphysiologie, sondern in eine besondere „Kritik der Sinne". Dies sei von Kant nicht mit voller Klarheit erkannt und dargethan worden. Dennoch sei dem Genius desselben diese Erkenntniß nicht ganz entgangen, wofür sowol die untergeordnete Behandlung des Raumproblems in der Vernunftkritik als insbesondere eine Stelle der transscendentalen Aesthetik (die bekannte Stelle, in der das Beispiel vom Regenbogen vorkommt) Zeugniß ablege. Der Autor polemisirt vielfach gegen die Misverständnisse, die in die Kant'schen Lehren hineininterpretirt worden sind, wobei manches treffende Aperçu über den gegenwärtigen Stand der philosophischen Speculation und Kritik abfällt. Die Spitze seiner Polemik kehrt sich besonders auch gegen die neue Sinnesphysiologie und „gewisse haltlose Theorien, zu welchen sie durch Verkennung des wahren Problems vom Raume ihre Zuflucht zu nehmen gezwungen war". Gerade hier ist, wie dies Verfasser nicht ohne Recht betont, der Punkt, wo „alle menschliche Wissenschaft in consequenten Materialismus hinausläuft". Er will eine kritische Raumlehre, eine Kritik der Sinne, eine neue Wissenschaft an Stelle der unkritischen und haltlosen Theorie der Physiologen und der philosophischen Speculation setzen.

Mag er nun selbst die Schwächen seiner positiven Beweisführungen fühlen oder die Schlüsse, zu welchen er gelangt, als nothwendige Consequenzen des richtigen Verständnisses der Kant'schen Philosophie betrachten: er legt besonders Gewicht darauf, die „echte und wahre Wissenschaft" der Kant'schen Vernunftkritik gründlicher zu erfassen, und befreit von allen Misverständnissen zu verbreiten. Als innersten Kern der Kant'schen Lehre von den reinen Anschauungsformen gilt ihm, daß das, was man gern ihre Außenwelt nennt, nur ein Theil unsers Selbst ist. „Denkende Wesen gehen in der Anschauung nie über sich selbst hinaus, sondern nur im Begriff". Manche Aeußerung des Autors weist darauf hin, daß derselbe in dem Zugeständniß der Förderung eines gründlichern Studiums des Kant'schen Geistes schon ein Hauptverdienst seiner Arbeit erblicken würde. Indem dieselbe die transscendentale Raumdeduction Kant's durch manche zutreffende kritische Bemerkung und gut gewählte Beispiele bereichert, beziehentlich erläutert, darf dieses Verdienst dem Verfasser nicht abgesprochen werden.

In anderer Hinsicht scheinen uns die tiefsinnigen Erörterungen des Autors nicht zu dem Gewinn einer Raumtheorie zu führen, welche in ungleich höherm Maße als haltbar und wissenschaftlich begründet sich darstellen möchte, als bisherige erkenntnißtheoretische und physiologische Hypothesen, welche der Verfasser mit Vorliebe schlechthin als haltlos und unkritisch bezeichnet. Immerhin ist die Stärke des Verfassers größer, wo er auf einzelne dieser Hypothesen kritisch eingeht, als wo er die Beweisführung für seine eigenen, oft mit axiomatischer Bestimmtheit hingestellten, bisweilen prophetisch angehauchten Behauptungen zu geben versucht. Die Epitheta „kritisch" und „unkritisch" werden im reichlichsten Maße verwandt, um die innere Beweiskraft der eigenen, die innere Schwäche der entgegenstehenden Meinung mit aller Prägnanz zu bezeichnen. Wir gestehen, dem Autor nicht überall auf die Höhe der Denkweise folgen zu können, die er kritisch nennt und für den eigentlichen einzigen unfehlbaren Kriticismus zu halten scheint. Trotz der wiederholten Versicherung des complementären Charakters der Transscendentalphilosophie (Erkenntnißtheorie) und der Physiologie, ist die Erkenntnißtheorie des Verfassers in Punkten, die er als die wesentlichsten bezeichnet, im eminenten Sinne metaphysisch und, wie fast alle Metaphysik, auf dogmatische Behauptungen und vorgebliche Axiome gegründet, welche der Mühe der Beweisführung zu entheben geeignet sind. Es gilt dies nicht von der Behauptung, daß die räumliche und zeitliche Anschauungsweise in unserer Organisation begründet sind, daß Raum und Zeit selbst innere Anschauungsformen unsers Intellects bedeuten, wol aber von den Consequenzen, welche der Autor aus dem Fundamentalsatz der Kant'schen Aesthetik hervorgehen läßt. Trotz aller Polemik gegen Berkeley ist doch auch der Verfasser gleich Schopenhauer und andern nachkant'schen Denkern bemüht, Kant auf Berkeley zurückzuschrauben und den Grundstein des philosophischen Kriticismus Kant's, die Complementarität des transscendentalen Idealismus und des empirischen Realismus umzustoßen. Bei dieser Auffassung der Fundamente der kritischen Erkenntnißtheorie ist eine ziemlich innige Verschmelzung oder doch eine alternative Herrschaft Berkeley'scher Gedankengänge mit Elementen des transscendentalen Realismus, neukantianischer Irrvorstellungen mit den schädlichen Resten einer mystischen Metaphysik denkbar.

Das Verdienst einzelner guter Bemerkungen und neuer Anregungen in Sachen der Kant-Interpretation wird hierdurch nicht aufgehoben. Wer sich über die Stellung des Verfassers zu der neuern empirisch-kritischen Richtung der wissenschaftlichen Philosophie orientiren will, möge die Polemik desselben mit seinem Namensvetter, dem seiner wissenschaftlichen Thätigkeit zu früh entrissenen Karl Göring, nachsehen, die in der „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie" von R. Avenarius veröffentlicht wurde.

9. Die Grundlage der modernen Chemie. Eine historisch-philosophische Analyse von Albert Rau. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1877. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Diese für größere Kreise allgemein wissenschaftlich gebildeter Leser bestimmte gemeinfaßlich gehaltene Abhandlung enthält Beiträge zu einer kritischen Geschichte der modernen Chemie. In dem ersten Theil sind vorwiegend die Theorien von Dalton und Berzelius behandelt, in denen nach Meinung des Verfassers den Forderungen naturwissenschaftlicher Forschung genug gethan ist. Um so

ungünstiger gestaltet sich das Urtheil des Verfassers über die Typentheorie von Dumas und das sogenannte empirische Gesetz der Substitutionen. In den Anmerkungen ist manches werthvolle geschichtliche und literarische Detail verwerthet.

10. Die Grundprobleme der Erkenntnißthätigkeit, beleuchtet vom psychologischen und kritischen Gesichtspunkte. Als Einleitung in das Studium der Naturwissenschaften. Zweiter Band: Die Natur des Intellects im Hinblick auf die Grundantinomie des wissenschaftlichen Denkens. Von O. Caspari. Berlin, Grieben. 1879. Gr. 8. 7 M.

Der bekannte Kritiker des Dogmatismus der absoluten Philosophie führt im vorliegenden Bande seines großangelegten Werks seine Kritik der Begriffe des Unfehlbaren und des Dogmatisch-Absoluten fort, die ihm zugleich die Kritik des Besitzstandes und der natürlichen Organisation unsers Intellects bedeutet. Die Aufgabe des vorliegenden Bandes war die Untersuchung des Causalitätsbegriffs vom historisch-kritischen Standpunkte, welcher zu der Auffassung desselben im Sinne des consequent entwickelten Kant'schen Kriticismus hindrängt. In dieser Fassung des Causalproblems sieht der Verfasser das Problem aller Probleme. Er geht deshalb auf die hauptsächlichsten Phasen in dem Kampfe der widerstrebenden Meinungen ein, der über diesen Begriff zwischen Skeptikern, Sophisten, Dogmatikern und Kriticisten geführt worden ist. Die Lösung dieses Problems im Sinne eines „geläuterten Kriticismus" auf dem Wege einer „ruhigen kritischen Erwägung" und „im Rückblick auf die Geschichte desselben" erscheint dem Verfasser als die philosophische Frage der Gegenwart, von deren Lösung eine „Neubegründung der Naturphilosophie, welche, im Hinblick auf die Streitigkeiten für und gegen Darwin, so wünschenswerth wäre", aber auch eine Neubegründung der Ethik und Aesthetik abhängig sei.

Der Autor steht in consequenter Entwickelung seines im Beginn des Werks dargelegten Standpunktes auf dem Boden der Kant'schen Erkenntnißlehre, welche er das „Fundament zur Rehabilitirung der Philosophie" nennt. Die Neigung zu einem zuweilen recht weit gehenden kritischen Skepticismus tritt in den vorliegenden Untersuchungen noch deutlicher hervor als im ersten Theil des Werks. Indem der Autor sich in unablässiger Kampfbereitschaft gegen das Einschleichen der schädlichen Reste der dogmatischen Speculation in das wissenschaftlich-philosophische Denken, gegen die dogmatischen Reste der Kant'schen Lehre von der Apriorität wendet, scheint er uns in der Interpretation und Kritik Kant'scher Lehren in einigen Fällen über die nächstliegenden und klarsten Erklärungen hinauszugehen und dadurch seine kritische Kraft nicht immer zu Rathe zu halten. Im großen und ganzen enthält aber auch der vorliegende Band dankenswerthe Beiträge zur kritischen Neubegründung und zur Läuterung des Kriticismus von den Misverständnissen, welche der Dogmatismus verschiedener Epigonen in denselben hineininterpretirt hat. Zugleich ist der Verfasser auf die neuern Erklärungsversuche und historisch-kritischen Bearbeitungen des Causalproblems mit der erforderlichen Gründlichkeit eingegangen, sodaß dem Leser zugleich Beiträge zur Kritik der meistvorherrschenden Richtungen der zeitgenössischen Philosophie geboten werden. Es steht zu erwarten, daß dieses Werk in seiner Fortführung, sofern wir nach den zwei uns bekannten Bänden ein Urtheil bilden können, nicht allein durch die positive Förderung der kritischen Denkweise, sondern auch insbesondere durch die motivirten und dogmatisch postulirten Widersprüche von rechts und links her den höhern Zweck der Gedankenarbeit fördern wird, wenn auch der Fortschritt nicht genau in den hier vorgezeichneten Spuren folgen dürfte.

11. Ueber die heutige Aufgabe der Naturgeschichte. Eröffnungsrede der einundsechzigsten Versammlung der Naturforschenden Gesellschaft, gehalten zu Bern am 12. August 1878 von C. Brunner von Wattenwyl. Bern, Haller. 1878. 8. 30 Pf.

Der Verfasser, der durch seine umfassenden Specialforschungen und Arbeiten über Orthopteren, wie durch seine Sammlerthätigkeit auf diesem Specialgebiete in Naturforscherkreisen den Ruf eines ebenso thätigen als tüchtigen Specialforschers erlangt hat, entwickelt in kurzer, klarer, gemeinfaßlicher Darstellung, den Unterschied zwischen der naturgeschichtlichen Auffassung des Linné'schen Systema naturae und der modernen Naturauffassung, die auf dem Boden der Entwickelungstheorie und der Darwin'schen Lehren steht und im Gegensatz zu der „alten Theorie" das „ewige Leben" lehrt. In witziger Weise polemisirt der Verfasser gegen die teleologischen Wahnvorstellungen der frühern Naturansicht und stellt derselben eine, der modernen Naturerklärung und deren Entwickelungstheorie ganz besonders innewohnende, immanente natürliche Teleologie entgegen, wonach jedem Organismus als Zweck nur seine eigene Erhaltung vorgesetzt sei.

Sehr gute Bemerkungen enthält auch die Polemik gegen die frühere Eintheilung der Geschöpfe „nach ihrer angeblichen Vollkommenheit". Auch auf die Geschichte der neuern Naturerklärung wirft der Autor rückschauend einen Blick, indem er Herder und Lamarck als Pionniere der „neuern Theorie" bezeichnet, die den Physikern als „ein von seiner Zeit nicht verstandenes Gemälde" vorausgegangen. Wie weit sich die natürliche Zuchtwahl in den obersten wie in den untersten Gebieten der organischen Natur bis in Mode und Ceremoniell der Menschengesellschaft erstrecke, illustrirt der Autor mit gut gewählten witzigen Beispielen. Eine einzige Eigenschaft des Menschen, die bei keinem Thier auftritt, das Nachforschen über das Wesen der Dinge ohne den Endzweck der Verbesserung seiner Existenz, um der reinen Erkenntniß willen, läßt der Verfasser als das unterscheidende Gattungszeichen des Menschen der Thierwelt gegenüber gelten. Er tritt hiermit der Thiervergötterung oder Menschenverthierung entgegen, welche wol hie und da die Folge misverstandener naturwissenschaftlicher Hypothesen und sentimentaler Naturphilosophien geworden und geblieben sind. Es ist in der That nicht überflüssig, selbst manche Naturforscher und Populärschriftsteller über naturwissenschaftliche Gegenstände daran zu erinnern, daß auch die Naturforschung und sie zumal eine „Mission der menschlichen Vernunft" zu erfüllen habe. Diese aber liegt nicht in der bloßen Beobachtung oder gar im Materialismus, sondern in der besonnenen philosophischen Verwerthung des Rohmaterials der Forschung auf dem empirisch-inductiven Wege des logisch disciplinirten und methodischen, mithin philosophischen Denkens.

12. Atomistik und Kriticismus. Ein Beitrag zur erkenntnißtheoretischen Grundlegung der Physik von Kurd Laßwitz. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1878. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Der Verfasser dieser Schrift versucht die sogenannte „kinetische Atomistik" als theoretische Grundlage der Physik aus den Grundprincipien der kriticistischen Erkenntnißtheorie abzuleiten, insoweit nach den erkenntnißtheoretischen Grundlehren des Kriticismus die „Natur unserer Sinnlichkeit" als subjectiver Grundfactor unserer Erfahrung, uns „bei dem Streben nach wissenschaftlicher Objectivirung" nöthigt, die Bewegung jener undurchdringlichen sowie unmeßbar kleinen Elementartheile, welche der physikalische Atombegriff bezeichnet, zur Basis einer mechanischen Naturerklärung zu machen. Der Verfasser bespricht die Grundprincipien der Mechanik und die aprioristischen Elemente der Physik und sucht auf diesem Wege die Physik selbst auf erkenntnißtheoretische Fundamentalsätze zu stützen, welche ebenso viele Berührungspunkte für die verschiedensten Meinungen über einzelne ungelöste Fragen innerhalb der kritischen Denkweise bilden können. Sollte selbst ein geübter Kriticismus manche Begründungen der Schrift nicht zureichend überzeugungskräftig finden, so dürfte dieselbe doch die Varietätsbestimmungen von Philosophie und Naturforschung „an ihrem Theile" fördern helfen.

13. Platon's Ideenlehre und die Mathematik. Von Hermann Cohen. Marburg, Elwert's Verlag. 1879. Gr. 4. 1 M. 20 Pf.

Der verdienstvolle Erklärer der Kant'schen Theorie der Erfahrung, dem in mehrfacher Hinsicht die Förderung der kritischen Denkweise zu verdanken ist, untersucht in dieser kurzen, scharfsinnigen auf Grund umfassender historisch-kritischer Studien entworfenen Abhandlung die Beziehungen der Platon'schen Lehre von den Ideen zu den erkenntnißtheoretischen Grundprincipien der Mathematik, insbesondere der geometrischen Grundprobleme. Er geht auf die kritischen Einwendungen Platon's gegen den Gebrauch der Hypothesis in der Mathematik ein, welche in gewissen allgemeinen Sätzen von dem „strengen Regreß des Beweises" ausruhe. Er versucht die erkenntniß-theoretische Begründung der Idee aus der Einwirkung des mathematischen Elements nachzuweisen, und zugleich zu zeigen, wie der Widerstreit der beiden im Idealismus zusammentreffenden Gegensätze in dem „ethisch Unbedingten" seinen Austrag finde.

14. Ueber die Bedingungen der Uebereinstimmung des discursiven Erkennens mit dem intuitiven. Eine Untersuchung des Ursprungs der Formen und Gesetze des Denkens von Paul Widemann. Schloß-Chemnitz, Schweitzer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Der Verfasser sucht durch eine Untersuchung der Ursache der Uebereinstimmung des Denkens mit dem Anschauen, durch den Nachweis der gesetzmäßigen Einheit des discursiven und intuitiven Erkennens alles Vorstellen auf die Factoren: Form, Materie, Action (Wille) zurückzuführen und durch Berichtigung und Vereinfachung des Schematismus des Erkennens die „Principien zu einer neuen Erkenntnißtheorie" zu finden. Die Abhandlung enthält manche gute kritische Bemerkung, z. B. über die Cartesianische Grundlegung der theoretischen Philosophie wissenschaftlicher Richtung, über die Beziehungen der Denkgesetze und Naturgesetze u. s. w. Am nächsten steht der Verfasser der Erkenntnißtheorie Schopenhauer's, deren metaphysische Elemente und dogmatische Ungeheuerlichkeiten er kaum erfaßt haben dürfte, indem er ihr einen vergleichsweise viel höhern Werth beizulegen scheint, als den Kant'schen Erkenntnißfundamenten. Ob aber die Schopenhauer'sche Erkenntnißlehre in ihrer Abgeschlossenheit als Ganzes über ein hinreichendes Kapital positiven Wissensinhalts verfügt, um derselben die Principien zu einer neuen und zugleich wissenschaftlichen Erkenntnißtheorie entlehnen zu können, scheint uns mehr als zweifelhaft zu sein.

15. Die neuere Schöpfungsgeschichte nach dem gegenwärtigen Stande der Naturwissenschaften. In gemeinverständlichen Vorlesungen über die Darwin'sche Abstammungslehre und ihre Bedeutung für die wissenschaftlichen, socialen und religiösen Bestrebungen der Gegenwart dargestellt von Arnold Dodel. Mit 87 Abbildungen und 2 Tafeln. Leipzig, Brockhaus. 8. 12 M.

Das lebhafte Interesse, welches den in dem vorliegenden Werke zusammengefaßten Vorlesungen des Verfassers, der, Botaniker von Fach, einen verdienstlichen Fortschritt in der Anwendung der Entwickelungstheorie auf die Botanik wie auf alle Naturgebiete anstrebt, von vielen Seiten entgegengebracht wurde, die knappe und klare Zusammenfassung der Hauptthesen und Consequenzen der ganzen modernen Entwickelungslehre und der Darwin'schen Zuchtwahltheorie, reichliche Literaturnachweise, Citate und kritische Bemerkungen, fast ebenso viele äußere als innere empfehlende Momente treten zusammen, um die weitläufige Empfehlung eines so vielfach und von den verschiedensten Standpunkten behandelten Gegenstandes überflüssig erscheinen zu lassen. Es mag genügen, auf das Werk als auf eine der stofflich reichhaltigsten, stilistisch gelungensten populären Darstellungen der modernen naturwissenschaftlichen Theorien an dieser Stelle um so mehr empfehlend hinzuweisen, als dasselbe die allgemein philosophischen, religiösen und socialen Fragen mit vergleichsweise größerer Bescheidenheit und innerer Wärme als andere Apologien des Materialismus behandelt, wenn auch der Autor unseres Erachtens den tiefer liegenden Kern jener über die empirische Beobachtung und den Versuch hinausragenden Probleme und die immanenten Widersprüche und Ungeheuerlichkeiten der metaphysischen und ethischen Dogmatik des Materialismus nicht erkannt zu haben scheint.

16. Die Geisteskräfte der Menschen verglichen mit denen der Thiere. Ein Bedenken gegen Darwin's Ansicht über denselben Gegenstand. Von Ludwig Strümpell. Leipzig, Veit u. Comp. 1878. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Im Gegensatz zu den voranstehenden Werken, welche der modernen Descendenztheorie und den Darwinistischen Amendements zu derselben in allen Cardinalpunkten unbedingte Heeresfolge leisten, wenn sie auch über dieselbe hinaus vermeintlichen Consequenzen derselben nachjagen und entgegentreiben, glaubt der rühmlich bekannte Verfasser der vorliegenden Abhandlung auf eine von den meisten Darwinisten ziemlich leicht genommene oder obenhin verneinte Frage tiefer eingehen zu müssen, auf die Frage: ob überhaupt ein Unterschied zwischen geistigen Kräften der Menschen und Thiere stattfinde, sofern nämlich beide solche gemeinsam haben, und ob es sich hierbei um einen

graduellen oder specifischen Unterschied, um ein a posteriori, beziehentlich ex post erlangtes Product höherer Entwickelung unter günstigern Lebensbedingungen oder um eine ursprüngliche, nativistische Eigenart handle?

In scharfsinniger Weise geht der Verfasser auf die bemerkenswerthe Verschiedenheit in dem Evidenzgrade der Ergebnisse unserer Beobachtung seelischer Vorgänge bei Thieren und bei Menschen ein und bringt bei diesem Anlaß zutreffende Einwendungen gegen die wissenschaftliche Ueberschätzung der Thierpsychologie bei, indem er zugleich, zur Vorsicht mahnend, auf die Neigung des Menschen zur „Vergeistigung der Außenwelt" und auf die bedenklichen Wirkungen der „Vermenschlichung des Thieres durch den Menschen" hinweist, aus welchen manche Berichte über das Thierleben hervorgehen, oder doch wahrscheinlich oft hervorgehen können. Mit Recht mahnt der Autor zur Vorsicht, indem er gewisse populäre Darstellungen naturwissenschaftlicher Gegenstände und Jugendschriften als die trübe Quelle mancher Berichte bezeichnet und auf die Neigung, das menschliche Geistesleben schlechthin materialistisch zu erklären hinweist.

Trotz mancher guten kritischen Bemerkung und scharfsinnigen Raisonnements scheinen die psychologischen Erklärungsweisen des Verfassers doch die physiologischen und psycho-physischen Phänomene und Processe, an welche in der That jeder psychologische Proceß, sofern er Gegenstand unsers Erkennens werden soll, gebunden erscheint, nicht hinreichend erwogen oder nach ihrer Bedeutung für die Psychologie geschätzt zu haben. Immerhin werden wir, selbst wo wir den Ausführungen und dem Schlußergebniß des Verfassers keine beweisende Kraft zuerkennen könnten, dem Autor zugestehen dürfen, daß durch seine kritischen Ausführungen das Reifen und die wissenschaftliche Entscheidung der unsers Erachtens noch unentschiedenen Frage angeregt und gefördert werden dürfte, sowie daß die Hypothese, es müsse, „wenn der Mensch in der That von einem thierischen Leibe abstammt, in das aus diesem Leibe hervorgegangene erste Glied in der Reihe der Menschen auch ein neues Princip eingetreten sein", um einen Angriffspunkt für die geistige Entwickelung zu gewinnen — wenigstens vom Standpunkte eines gemäßigten Spiritualismus größere Beachtung verdient wie manche andere.

17. Die Perigenesis der Plastidule oder die Wellenzeugung der Lebenstheilchen. Ein Versuch zur mechanischen Erklärung der elementaren Entwickelungsvorgänge. Von Ernst Haeckel. Mit einer Tafel. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Der berühmte Verfasser, dem wir nach seinem eigenen Bericht den ersten umfassenden Versuch einer systematischen Ausbildung der philosophischen Grundgedanken der „neuerstandenen Entwickelungslehre", einer mechanischen Begründung der Descendenztheorie verdanken (vgl. desselben Verfassers „Generelle Morphologie"), unternimmt in der vorliegenden Schrift eine zweite „philosophische That", indem er für die „provisorischen Hypothesen der Pangenesis" von Charles Darwin, welche dieser selbst „von Anfang an als eine provisorische bezeichnet", eine Hypothese einsetzt, von welcher er selbst zu hoffen wagt, daß sie sich zum Range einer genetischen Moleculartheorie wird ausbilden lassen". Er nennt dieselbe die „Perigenesis der Plastidule" oder „um eine möglichst entsprechende deutsche Bezeichnung zu versuchen", die „Wellenzeugung der Lebenstheilchen".

Der Verfasser will selbst diese „theoretischen Speculationen" gleich andern (z. B. seiner Kohlenstofftheorie) „zunächst" nur als eine „provisorische Hypothese" betrachten, glaubt aber, dieselbe werde künftighin, erst zur Theorie entwickelt, ermöglichen, die „Gesammtheit der organischen Entwickelungsphänomene" streng mechanisch, d. h. aus physikalisch-chemischen Vorgängen zu erklären. Zugleich erklärt er ausdrücklich und wiederholt (und dies scheint uns gegen die Unerschütterlichkeit einer halbwegs gefestigten wissenschaftlichen Ueberzeugung zu sprechen), daß Darwin's Selectionstheorie und die durch diese neubegründete Descendenztheorie „durch die hier gebotenen speculativen Erörterungen (!) nicht im mindesten bedroht werden".

Der Autor gibt auch in dieser Schrift neue Aufschlüsse über die primären Cardinalfunctionen der einfachsten Lebewesen und bietet manchen neuen Beitrag und treffende kritische Bemerkungen zu den Gesetzen und schematischen Darstellungen, welche das bedeutsame Ergebniß seiner umfassenden Forschungen und Arbeiten und das leuchtende Verdienst seines Lebens bilden. Gleichwol scheint uns, abgesehen von dem Gedanken über die Beseeltheit der einfachsten Organismen, vieles in den Einzelausführungen noch zu wenig von dogmatisch speculativen, ja selbst mystischen Zuthaten, wie solche, bei der ungewöhnlichen Schwierigkeit des Themas, kaum zu vermeiden, und nur durch andauernde Beseitigung falscher Apperceptionen und tautologischer oder bloßer Worterklärungen und Schuldefinitionen auszumerzen sind, befreit und geklärt zu sein, als daß wir hoffen könnten, in diesen Ausführungen bereits die Grundlage der vom Verfasser gewünschten „umfassenden Theorie" gewonnen zu haben. Aus der größten Hochachtung und durch nichts geschmälerten Werthschätzung, die wir für die großen und wohlbegründeten Verdienste dieses genialen Naturforschers besitzen und stets bekannt haben, entspringt der Wunsch, daß derselbe, sofern er überhaupt die speculative Erörterung und Entscheidung dieser Grundfrage schon für spruchreif oder nur discutabel hält, nicht, durch den ästhetischen Vortheil der Einfachheit und Oekonomie der systematischen Darstellung in mechanischen Hypothesen geblendet, zu der Annahme sich verleiten lassen möchte, daß mit den speculativ gewonnenen Definitionen jener Elementarvorgänge auch die „causale Erklärung" derselben gewonnen sei.

Bei der rastlosen Forscherthätigkeit und seltenen Geisteskraft des Autors bleibt uns die Hoffnung, daß er selbst den nothwendigen Fortschritt zu tiefern und doch noch klarern Erklärungsweisen finden oder doch anbahnen werde.

18. Gesammelte populäre Vorträge aus dem Gebiete der Entwickelungslehre von Ernst Haeckel. Erstes Heft. Bonn, Strauß. 1878. Gr. 8. 4 M.

Die Verdienste des hervorragendsten Förderers und Fortbilders der Entwickelungstheorie in Deutschland sind allbekannt; seine geniale Intuition und kühne Denkweise, seine seltene Forschergabe, die rastlose geistige Thätigkeit

seines Lebens sind durch bedeutende wissenschaftliche Leistungen erwiesen. Mehr als irgendwo hat sich dieser ausgezeichnete Schriftsteller in der populären Darstellung und gleichzeitigen Fortentwickelung der Entwickelungslehre und der Darwin'schen Theorie zur ersten Autorität zu machen gewußt, bei welcher selbst hier und da eingeschlichene Irrthümer und ungedeckte Positionen als geniale Fehlschlüsse bezeichnet werden. Es genügt daher auch, für die größern gebildeten Kreise auf das Erscheinen dieser neuen Sammlung von Vorträgen des berühmten Forschers hinzuweisen, um dieselben zum Studium derselben anzuregen.

Friedrich von Baerenbach.

Aus dem Nebellande der Sage.

Nebelsagen. Von Ludwig Laistner. Stuttgart, Spemann. 1879. Gr. 8. 9 M.

Unsere Vorfahren, die Germanen des Alterthums und vorchristlichen Mittelalters, theilten die Welt in eine nördliche, ihre eigene Hälfte, die des Nebels und der Nacht, Niflheim, und eine südliche, ihnen fremde, die des Feuers und der Glut, Muspelheim. Diese Zweitheilung erinnert auffallend an die ganz ähnliche der alten Helenen, wie wir sie bei dem Sängervater Homeros ausgedrückt finden. Da hieß, was nördlich vom sonnenhellen Griechenland lag, „nach der Finsterniß hin", was aber südlich gelegen war, „nach der Morgenröthe und der Sonne hin". Man sieht: in beiden Gruppirungen, so ähnlich und fast wörtlich gleich sie sind, verräth die dichtende Nation eine ihr peinliche und unheimliche Stimmung, wenn sie von der fremden Welthälfte spricht, zu der sie ihrer Lage nach nicht gehört. Wie klar drücken die Germanen den Charakter ihrer Heimat aus: Nebelland! Wie unbehaglich fühlen sie sich dagegen bei dem Gedanken an ein Feuer- und Glutland! Ein warmer, wohlthuender, beständiger Sonnenschein ist ihnen unbekannt; sie stellen sich statt dessen im Süden eine verzehrende Gluthitze vor. Und die Griechen, in ihrem strahlenden Sonnenschein, wie treffend benennen sie die ihnen bekanntere Erdhälfte: Land der Morgenröthe und der Sonne! Wie glückbewußt und sonnig ist schon der Name! Und dagegen die fremde Weltgegend im Norden! Schauernd bezeichnen sie dieselbe als eine der Finsterniß; denn sie kennen sie nicht, sie wissen nicht, daß die Finsterniß nur Nebel ist! Und diese Namen, die jede der beiden Nationen ihrer eigenen Heimat gibt, sind denn auch höchst bezeichnend für den Charakter der beiderseitigen Mythe. Die hellenische Sage ist in der That Morgenröthe und Sonne, die nordische ist Nebel! Die griechische Mythe trägt darum, vermöge ihrer größern Klarheit und Durchsichtigkeit, sehr viel dazu bei, die dunklere nordische zu erklären und verstehen zu lernen. Und lernt man dies, so findet man die überraschendste Gemeinsamkeit der Züge in beiden; denn beide sind ja Kinder des indo-europäischen oder arischen Völker- und Sprachstammes. Aber sie modificiren sich beide nach dem Klima und der Lage ihrer Heimat. Und so sehen wir dieselben urarischen Züge und Charaktere hier vom Lichte der Morgenröthe und Sonne umflossen, dort im Nebel halbverborgen, hier auf einem Stimmungsbild in blendender Sonnen-, dort in halbdüsterer Mondscheinbeleuchtung.

Es ist vielfach darüber gestritten worden, ob den Sagen wirkliche Ereignisse der Menschengeschichte oder ob ihnen Naturvorgänge zu Grunde liegen. Der Streit ist überflüssig und es ist beides der Fall; Sache der Sagenkritik ist es, die verschiedenen Bestandtheile und Ursprünge der Sagenzüge zu unterscheiden und zu prüfen. Von vornherein ist die Sache nicht durch Machtspruch zu erledigen. Man sollte z. B. meinen, daß alle Sagen, welche von geschichtlichen Personen handeln, auch auf geschichtlichem Boden ruhen. Nun, Friedrich Barbarossa war eine geschichtliche Person; aber sein Fortleben im Kyffhäuser und im Untersberg und Karl's des Großen ganz Aehnliches im letztern und vieler anderer Personen in andern Bergen? Tanhäuser war ein wirklicher Minnesänger; aber der Venusberg und der rosenblühende Stab? Paracelsus lebte; aber es wird von ihm erzählt, er habe die Zerstückelung seines Leichnams angeordnet; doch die Neugier des Dieners habe den hierdurch beabsichtigten Wiederbelebungsproceß gestört und es sei im Sarge eine Frühgeburt gefunden worden, welche bei Zutritt der Luft das Leben verloren habe. So sind also selbst geschichtliche Personen vor der Umhüllung mit mythischen Zügen nicht sicher, und geschichtliche Personen begründen daher keineswegs geschichtliche Sagen. Mythisch sind aber jene Züge, weil sie ganz ähnlich von Personen der Mythe, von Göttern und Heroen erzählt werden, welche Gegenstand religiöser Verehrung waren; denn unter Mythus verstanden die Griechen nur die Sagen, welche von religiös verehrten Wesen handelten. Verfolgen wir nun aber diese mythischen Züge überall, wo sie zu finden sind, so entdecken wir sie nicht nur in geistigen Producten von ausgesprochener religiöser Tendenz, sondern auch in den meisten Volkssagen, in den meisten Märchen, welche wir jetzt gewohnt sind, als Kinderlektüre zu betrachten, auf die wir mitleidig herabsehen, und in vielen anderweitigen Erzählungen, selbst in vielem, was bis vor kurzer Zeit als geschichtliche Thatsache festzustehen schien, wofür wir vorläufig nur die Tell-Sage als Beispiel anführen.

In allen diesen Geisteswerken der sagendichtenden Menschheit finden wir dieselben Züge wieder, welche bei den Griechen als mythisch gelten und welche in den religiösen Schriften der verschiedensten Völker, wie auch in ihren einen religiösen Charakter tragenden Epopöen ihren geheiligten Platz behaupten. Wir treffen denselben Zug im hundertjährigen Schlafe der Brunhild, in der „Edda" und des Dornröschens im Märchen; wir finden die Nornen der „Edda" als Spinnerinnen in vielen Märchen wieder; wir hören von einem frühen Tode und einer Wiederbelebung nicht nur der Götter Osiris, Adonis und Baldur, sondern auch vieler anscheinend nur der Unterhaltung dienender Märchen- und Sagenhelden. Wie Orpheus, Odysseus, Aeneas und andere Heroen in die Unterwelt steigen, wie es die christliche Legende vom Stifter des Christenthums berichtet, so leben auch die bereits er-

wähnten deutschen Kaiser alter Zeit in hohlen Bergen fort, hält sich Tanhäuser in einem solchen auf und finden zahllose Jünglinge und Mädchen der Märchenwelt unter dem Erdboden oder unter dem Wasser eine neue Erde und neues Leben. Wie in den religiösen Ueberlieferungen von Göttern, Heroen und sogar christlichen Heiligen, werden von Personen der Sage Drachenkämpfe erzählt, und wie in jenen Ueberlieferungen Riesen und Zwerge, Nymphen und Najaden eine Rolle spielen, so auch in den Sagen und Märchen. Selbst die frühere Culturstufe des Thierdienstes hat noch ihre Spuren in den Sagen von spukenden, von schatzhütenden, von rettenden und helfenden Thieren bewahrt.

Was nun aber alles das bedeuten soll? Daß die Götter und Heroen nicht gelebt haben, ja nicht einmal an wirkliche Persönlichkeiten erinnern, beweisen ihre Erlebnisse hinlänglich; es beweisen es theilweise auch ihre Namen, wie Uranos (der Himmel), Helios (die Sonne), Selene (der Mond), Eos (das Morgenroth), Demeter (ursprünglich dē Mētēr, die Mutter Erde), Zeus (stets als Synonym für Himmel gebraucht), Thor oder Donar (der Donner) und viele andere. Erscheinungen, wie die Winde, die Wogen, die Gestirne, werden ausdrücklich unter die Götter gerechnet und von andern mythischen Wesen zahlreiche Merkmale angeführt, die auf eine Verehrung und Vergötterung der Natur hinweisen. Und da nun diese Züge alle, wenn auch oft nur entfernt ähnlich, in Sagen und Märchen erscheinen, die jetzt nicht mehr als religiös gelten, so muß der gesammte Inbegriff des mythischen und an Mythen erinnernden Wesens als Bestandtheil oder Erinnerung oder Ueberbleibsel oder sogar Entstellung der religiösen Verehrung von Naturwesen, d. h. der Naturreligion aufgefaßt werden.

Die einzelnen Züge, welche zu dieser unausweichlichen Folgerung beitragen, bilden indessen, so klar unzählige von ihnen und so wahrscheinlich die meisten einen Bezug auf Naturreligion verrathen, doch sowenig ein völliges System wissenschaftlicher Thatsachen, daß trotz aller Klarheit und Wahrscheinlichkeit in Einzeldingen doch noch manche Dunkelheit im ganzen Gebäude herrscht. Leuchtet auch die Naturverehrung aus allem oder fast allem hell heraus, so ist doch sehr oft unklar, auf welche Naturdinge sich diese und jene Sagenzüge beziehen, und oft sogar, wo man seiner Sache am sichersten zu sein glaubt, stößt man unverhoffterweise, wenn man den Versuch macht, logische Consequenzen zu ziehen, auf zahlreiche Widersprüche, Unwahrscheinlichkeiten und sogar Ungereimtheiten.

Der Nebel, der das nordische Land und damit auch dessen Sage umhüllt, wird bei diesen Versuchen auch lange nicht immer durch die Sonne und Morgenröthe des hellenischen Mythus vertrieben, indem er eine Menge Züge birgt, die wir im sonnigen Süden vergebens suchen. Doch sind hier alle Bemühungen, von den bedeutendsten, welche Männer, wie die Brüder Grimm, Uhland, Simrock, Preller, Hahn, Mannhardt u. a. angestellt, bis zu bescheidenern und anspruchslosern, immerhin dankenswerth. Einer der neuesten Versuche dieser Art, ja in diesem Augenblick der neueste, strebt nun aber nicht allein, den Nebel zu zerstreuen, der die Sage umgibt, sondern geradezu diejenigen Züge der Sage zu entziffern, welche vom Nebel handeln sollen, und diesem Unternehmen wollen wir hier einige Aufmerksamkeit widmen.

Das obenerwähnte Werk zeugt ebenso sehr von anerkennenswerthem Streben, zur Wissenschaft der Mythe beizutragen, wie von der Gefährlichkeit des Unternehmens, verschiedenen Sagenzügen irgendeine specielle Deutung verleihen zu wollen. Da im Gebiete der Sage nichts vollkommen sicher ist, als daß sie meistens Spuren früherer Naturverehrung enthält, so geht man einen weit zweckmäßigern Weg, in gegebenen Sagen eine Deutung zu suchen, als eine bestimmte, bereits festgestellte Deutung in gewissen Sagen finden zu wollen. Die Sagen sind das Gewisse, Thatsächliche, die Deutungen das Ungewisse, Hypothetische. Jene müssen also zu Grunde gelegt werden, nicht diese, sofern man nicht in das Gebiet des Willkürlichen und Gemachten verfallen will. Ludwig Laistner fühlte das; denn er macht zu seinen Deutungen selbst ein Fragezeichen. Gerade den Nebel aber zum Gegenstand der Sagendeutung zu wählen, ist doppelt bedenklich, einmal weil derselbe keinen individuellen Charakter hat wie viele andere Naturerscheinungen, z. B. Sonne, Mond, Blitz und sogar der Wind, und sodann weil irgendeine Spur von einstiger religiöser Bedeutung des Nebels nicht vorhanden ist und in dieser Bedeutung doch die Grundlage aller Mythe liegt. Die Wolken allerdings spielen in manchen Mythen eine Rolle, so namentlich in der griechischen Sage von Nepheln; auch in der germanischen wilden Jagd und andern Sagenzügen dürften sie zu finden sein; und die Wolken sind mit dem Nebel identisch; aber es scheint nicht, daß diese Identität dem Volke überall bewußt war, indem des Nebels als solchen in mythischer Beziehung kaum anderswo gedacht ist, als in der allgemeinen Benennung der nördlichen Erdhälfte als Niflheim.

Doch fehlt es in den Volkssagen keineswegs an mancherlei mehr oder weniger deutlichen Anspielungen und Andeutungen auf den Nebel. Die Gestalten, welche derselbe bildet, sind ja so fantastisch, daß sie gleichsam die Einbildungskraft zu Deutungen herausfordern, und sie verändern sich, gleich denen der Wolken, so schnell und zusehends, daß es durchaus nichts Unwahrscheinliches hat, wenn man annimmt, daß daraus schon mancherlei Sagen gedichtet worden sind. In der That deuten eine Menge jener Redensarten oder Sprichwörter, welche man ihres Inhalts wegen als Embryonen von Sagen betrachten kann, darauf hin, daß sich des Volkes Phantasie vielfach mit den Gestalten des Nebels und der Wolken beschäftigt hat. Namentlich sieht dasselbe in diesen Gestalten mit Vorliebe gewisse Thiere, deren Nennung in dieser Hinsicht an den entlegensten Orten wiederkehrt. „Der Fuchs badet sich", „der Hase (oder auch der Fuchs) braut", heißt es, wenn Nebel über die Erdoberfläche ziehen. Die derbern Gebirgsnebel werden gern mit dem Wolfe verglichen. Aber auch eine Menge anderer Thiere werden in dieser Hinsicht herangezogen, sodaß von irgendwelchen Regeln hier keine Rede sein kann, also weder Fuchs und Wolf in der Sage etwas Bestimmtes bedeuten, noch bestimmte Gestalten nachzuweisen sind, unter welchen der Nebel verstanden wird. Man sieht deutlich: wir tappen recht im Nebel herum, wenn wir den Nebel deuten wollen. Sonnen- und Mondsagen, Blitz- und Donnersagen, Feuer- und Wassersagen,

Baum- und andere Pflanzensagen, Schlangen- und verschiedene andere Thiersagen sind begreiflich und natürlich, weil alle diese Sagenstoffe einst bedeutende Gegenstände des Cultus waren; aber entschieden ausgeprägte Nebelsagen gibt es wol kaum. Wer hätte ein Interesse gehabt, solche zu dichten, d. h. den Nebel zu verherrlichen, der weder etwas Imponirendes, noch etwas auf charakteristische und folgenreiche Weise in das Leben des Menschen Eingreifendes hat? Wol wird der Nebel hier und da in den Sagenstoff hereingezogen; aber einen besonders hervorragenden und selbständigen Stoff bildet er im Sagenreiche gewiß nicht. Wo dies am ehesten der Fall zu sein scheint, ist es nur ein einzelner Zug von Wetter- und Gewittersagen.

Nicht glücklicher als in dem Versuche Wolf und Fuchs als vorzugsweise verwendete Bilder des Nebels zu verwenden, ist daher Laistner in demjenigen, die deutschen Sagen, welche an die Strafe des griechischen Sisyphos in der Unterwelt erinnern, ebenfalls mit dem Nebel in Verbindung zu bringen. Gerade der griechische Ursprung oder, wenn die Sage ein älteres Gemeingut des arischen Stammes sein sollte, auch dieser Umstand spricht gegen den nur im Norden eine Bedeutung gewinnenden Nebel. Eher ist damit das Hinaufwälzen des Sonnenballes am Himmel und dessen nachheriges Heruntergleiten oder etwa das allmählich stärker werdende Grollen und nachherige Verhallen des Donners gemeint, was beides göttliche Hervorbringungen waren — der Nebel nie! Wenn daher in deutschen Sagen der Teufel oder ein Spukgeist Lasten, welche bald Felsblöcke oder versetzte Grenzsteine oder veruntreute oder verwahrloste Kühe der Alpen sind, Berge hinaufwälzen muß, wo sie wieder herabrollen, so bedeuten sie auch hier die Sonne oder höchstens mit Bezug auf den als himmlisch verehrten Blitz und Donner, die Gewitterwolken, kaum aber den Nebel als solchen, dessen Bedeutung allzu local und unklar ist. Daß man dabei, in Gebirgsgegenden namentlich, oft an den Nebel gedacht und mit Bezug auf ihn vielleicht gar die Sagen modificirt hat, ist wol möglich; aber es ist weder allgemein gültig, noch ist es die ursprüngliche Bedeutung des Sagenzuges, und diese Nebelzüge sind daher im Sagenreiche vereinzelt und ohne großen Belang. Zuviel deuten ist ungesund, und soweit die Mythologie über Gegenstände der religiösen Verehrung hinausgeht, bewegt sie sich überhaupt auf einem ihr ursprünglich fremden Gebiet, das der freien Phantasie angehört und sich daher kaum zum Gegenstand der Wissenschaft eignet. So ist denn der der wahren, d. h. religiösen Mythologie unbekannte Nebel, wo er in Volkssagen erscheint, stets etwas Nebensächliches, und seine Verwendung, sie mag noch so oft stattfinden, ohne Princip, ein bloßes Ding der Laune des sagendichtenden Volks. Wird z. B. die Pest, wenn sie durch die Länder zieht, als eine Art Nebel geschildert, so ist eben die Pest und nicht der Nebel Gegenstand der Sage, und erscheint die Pest auch als Drache und hat anderwärts der Drache wieder Bezüge auf den Nebel, oder scheint solche zu haben, wenn er z. B. aus einem Gewässer aufsteigt oder sich um ein solches ringelt, so sind dies zufällige Vergleichungen, in denen keine durchgreifende Idee zu finden ist, wie z. B. in den Sagen von Sonne und Mond, von Blitz und Donner, welche verkörperte Geisterwesen und Gegenstand des Cultus waren. Auch die Pest hat an verschiedenen Orten ihre Dämonen, welche sie verbreiten, also wenigens gefürchtete Geister; von besondern Nebelgeistern weiß man nichts. Laistner findet selbst, daß der Name „Schelm“, welcher der Pest vielfach gegeben wird, wie auch in Tirol der „Viehschelm“ ein Dämon der Viehkrankheiten ist, eigentlich dem Föhnwind zukomme, der mancherlei Krankheiten verursacht. Wo bleibt aber da der Nebel? Der Wind und Sturm, schon im Alterthum Götter (Ares?) und Halbgötter (Aeolos und seine Söhne), sind auch in nordischen Sagen Dämonen, denen geopfert wurde, was aber vom Nebel nicht gesagt werden kann. Wol verursachen auch Nebeldünste Krankheiten; dies tritt aber in den Sagen nicht mit deutlichem Bezug auf den gewöhnlichen Nebel hervor. Es ist durchaus nicht unmöglich, daß „Wäsche“, welche Nixen, Feien und andere anziehende weibliche Mythenwesen aufhängen, den Nebel bedeutet; das ist aber nebensächlich. Die Nixen, Feien u. a. sind selbst nicht Nebel, sondern, vermöge ihrer deutlichen Individualität, die im Wasser sich spiegelnden Sterne, denen gleich sie auch halbgöttlich verehrt worden sind. Auch können wir unmöglich mit Laistner die ledernen und andern Brücken der Sage, welche verschiedene Burgen miteinander verbanden, als Nebel oder Wolken anerkennen; dieselben sind ganz entschieden abgeschwächte Erinnerungen an die Brücke Bifröst, welche die Götterburg Asgard mit der Erde verband, d. h. den Regenbogen. Uebrigens ist Laistner selbst so aufrichtig, zu sagen, daß den Nebelmythen kein hohes Alter zukomme; sie sind also auch nicht mythisch und sein enormer Fleiß und seine geistvolle Combinationsgabe hätten sich wol passender einen klarern Leitfaden gewählt.

Die meiste Wahrscheinlichkeit gewinnen Laistner's Ansichten, wo er auf „Geister und Seelen“ zu sprechen kommt. Es ist verführerisch, in spukenden Menschen- und Thiergespenstern, in nächtlichen Processionen der Todten u. s. w. Nebelbilder zu finden; allein die wahre Bedeutung ist das nicht; denn die Geistersagen sind uralt, was die Nebelsagen nicht sind; sie bewahren die Erinnerung an die alten Götter, Halbgötter und Dämonen, welche die verschiedensten Bedeutungen hatten, unter denen gewiß die Beziehung auf das geisterhaft dahinwandelnde Sternenheer die ehrwürdigste und ursprünglichste ist, während die Verbindung mit dem Nebel uns nur als dichterisches Bild gelten kann, das in späterer Zeit infolge naheliegender Gedankenverbindung die Begriffe von Geistern und Nebelgestalten verknüpfte. In vielen Sagen erscheint auch die menschliche Seele als ein aus dem Munde aufsteigendes Wölkchen; das ist aber sowenig eine Nebelsage wie ein weiterer Sagenzug, welcher der Seele die Gestalt eines aus dem Munde schlüpfenden Thierchens (Schlange oder Maus) gibt, eine Schlangen- oder Mäusesage ausmacht; beides sind lediglich Bilder, und die Seele als ein göttliches Wesen ist die Hauptsache. Laistner ist übrigens selbst geneigt, das Nebelbild der Seele als eine Abschwächung der Verflüchtigung des ältern Thierbildes anzusehen — ohne Zweifel mit Recht. Die an Nebel erinnernden Sagen sind späte Umbildungen älterer Sagenformen, in welchen alte Gottheiten die Hauptrolle spielten. So lassen sich denn auch in den uralten Zwerg- und Riesensagen Nebel-

bilder finden. Die Riesen sind ohnehin die wilden Naturgewalten: Sturm, Hagel, Schnee, Frost u. s. w., die alle mit dem Nebel eng zusammenhängen, und die Zwerge steigen aus dem Erdinnern wie die Nebel zu thun scheinen, ja das Nebelmännlein ist eine bekannte Koboldgestalt der Alpenländer und Süddeutschlands, welche das Wetter und dessen Veränderungen regiert, wie man in ähnlicher Weise in Tirol von den Gletschergrenzen (ferner: Norken, Eismanndln) berichtet. Und solcher Sagenwandlungen und Sagenformen gibt es unzählige; wir wollten hier nur an einer Probe zeigen, wie ernstlich die Wissenschaft der Gegenwart nicht nur an der Entzifferung der Hieroglyphen und Keilschriften, sondern auch an jener der Sagenschätze unsers Volks arbeitet.

Religiöse Poesie.

1. Gott grüße dich! Religiöse Gedichte von Julius Sturm. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M. 40 Pf.
2. Zionsrosen. Poetische Blüten aus dem Reiche Gottes. Eingeleitet von Otto Funcke. Bremen, Müller. 1879. 8. 4 M. 50 Pf.
3. Die Gott- und Weltanschauung deutscher Dichter und Dichterinnen im Spiegel ihrer lyrischen, Lehr- und Spruchdichtung, nebst erläuternden Zügen aus ihrem geistigen Leben und Schaffen. Von Friedrich Ritter von Henkl. Preßburg, Heckenast. 1878. 8. 4 M.

Die religiösen Gedichte von Julius Sturm: „Gott grüße dich!“ (Nr. 1), schließen sich den früher von ihm veröffentlichten Sammlungen von Gedichten der gleichen Gattung („Fromme Lieder“, erster und zweiter Theil, u. a.) nach Inhalt und Form an. Julius Sturm nimmt unter den religiösen Dichtern der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit mit Recht eine geachtete Stellung ein. Da das geistliche Lied und die fromme Lyrik zu einem großen Theil von solchen Dichtern gepflegt und vertreten wird, die ein kirchliches Amt bekleiden (wir nennen unter ihnen besonders Karl Gerock, der auf diesem Gebiet der Dichtung den größten Erfolg aufzuweisen hat), so kann man bemerken, daß die geistliche Berufsarbeit dieser Männer auf ihr poetisches Schaffen nicht ohne Einfluß geblieben ist. In der Regel lehnt sich das Gedicht an einen biblischen Text an, auf den nun eine poetische Paraphrase folgt, oder es entwickelt sich aus ihm ein bestimmtes Thema, das seinen Inhalt in den verschiedensten Wendungen dem Leser nahe zu bringen sucht. Es ist die Form der Predigt, die für den Bau des Gedichts maßgebend geworden ist, nicht immer zum Vortheil des letztern. Mit der erwähnten homiletischen Eigenthümlichkeit mag es wol auch zusammenhängen, daß die religiöse Poesie der Gegenwart wol Reflexionen und Empfindungen genug producirt, aber verhältnißmäßig in weit geringerm Umfange Gestalten. Im Gegensatz hierzu weiß Julius Sturm, mag er auch seine poetischen Stoffe aus ebenderselben Quelle schöpfen wie die andern Dichter des geistlichen Parnasses, dennoch in der Form den strengern Anforderungen künstlerischen Producirens zu genügen, und selbst das kleinste seiner Gedichte bekundet das Bestreben, ein abgerundetes Kunstwerk zu liefern, das seinen Schwerpunkt in sich selber trägt. Da sein dichterischer Genius durch wiederholte Auflagen seiner Gedichte hinlänglich bekannt sein wird, so darf uns eine eingehendere Charakterisirung derselben erlassen bleiben. Der Rhythmus seiner Gedichte gleicht der sanften Bewegung eines Nachens auf ruhiger Flut, dessen gemessenen Ruderschlägen wir uns in stillen Stunden gern anvertrauen. Den gedämpften Ton gehaltener Ruhe verleugnet er selbst dann nicht, wenn er in geharnischten Sonetten („An die Heuchler“, „Seid ehrlich“ u. a.) seinen religiösen Gegnern das Manifest seiner Kriegserklärung entgegenbringt. Einen höhern Schwung dagegen athmet das Gedicht „Laß den heil'gen Sturm erbrausen“, dessen Abfassung aus dem Jahre 1860 datirt. Wenn er übrigens in den vorhin erwähnten Sonetten, mit dem Freimuth männlicher Ueberzeugung sich gegen die Heuchler und frommen Schleicher wendend, für sich den Anspruch erhebt, selber zu den Ehrlichen zu gehören, so wird ihm die Berechtigung dieses Anspruchs in ungeschmälerter Weise zuerkannt werden müssen. Was die sprachliche und metrische Form seiner Gedichte betrifft, so werden sie selbst dem schärfsten Auge wenig Anlaß zu Ausstellungen bieten. Daß Reime wie „Weite, leide“, „bieten, Frieden“, „speisen, heißen“, „Berge, Lerche“ u. a. heute den Widerspruch der Kritik hervorrufen, möge hier nur beiläufig erwähnt werden. In den Gang der poetischen Rede schleichen sich zuweilen prosaische Wendungen hinein, z. B. in dem Gedicht „Seid barmherzig“:

> Auf! öffne weit die Hände
> Und schränke selbst dich ein.

Wir theilen als Probe aus der Sammlung ein Gedicht mit, das eine energischere Haltung zeigt und zugleich den religiösen Standpunkt des Dichters erkennen läßt:

Meine Sonne.

> Hoch hab' ich stets die Wissenschaft gehalten
> Und freu' mich der Erkenntnißfrucht, der süßen,
> Und sitze neuen Meistern gern zu Füßen,
> Und geh' zur Schule gern auch bei den Alten;
>
> Und wo die Kunst ihr Banner will entfalten,
> Begrüß' ich sie mit meinen frohsten Grüßen,
> Und fürchte nicht dereinst dafür zu büßen,
> Daß ich für sie das Herz nicht ließ erkalten.
>
> Das aber weiß ich, daß nicht Kunst, noch Wissen
> Das volle Licht mir spenden, weil ja beide
> Nur Sterne sind, umdroht von Finsternissen.
>
> Als Sonne leuchtet mir hoch überm Staube
> Das ew'ge Wort zu Trost in Nacht und Leide,
> Bis sich in sel'ges Schaun verklärt mein Glaube.

Die beiden nachfolgenden oben verzeichneten Werke bieten nicht eigene Productionen ihrer Herausgeber, sondern es sind poetische Sammelwerke. Wir werden deshalb, nachdem wir die leitende Idee kennen gelernt, hier besonders auf die Auswahl und Anordnung unser Augenmerk zu richten haben. Die „Zionsrosen. Poetische Blüten aus dem Reiche Gottes“ (Nr. 2) sind, wie es der Titel des Buchs ausspricht, von dem Pastor Funcke in Bremen nur eingeleitet, der Sammler selbst will Anonymus bleiben. Wir finden unter den Dichtern viele Namen von anerkanntem Klang (Herder, Brentano, Spitta, Geibel, Rückert,

Sturm, Gerock u. a.), daneben aber auch andere, die weniger bekannt sind. Das einleitende Wort belehrt uns, daß die meisten dieser letztern ihren Sitz im deutschen evangelischen Pfarrhause haben. Der ziemlich umfangreiche, 442 Seiten fassende Band will das Beste zusammenstellen, was „im letzten Jahrhundert in edler deutscher Dichtung über biblische Geschichten und Worte ans Licht gekommen ist". Dieses Princip ist aber in der Durchführung nicht innegehalten, denn das Buch enthält außer den Dichtungen über biblische Stoffe noch eine zweite Abtheilung mit Dichtungen über nichtbiblische Stoffe, die theils der Geschichte und theils der Legende und Sage entnommen sind. Wir finden die Legende auf Kosten der Geschichte zu stark begünstigt; denn während der letztern nur 53 Nummern gewidmet sind, zählt die erstere mehr als das Doppelte dieser Zahl. Viele dieser Legenden sind nicht eben sehr bedeutungsvoll und andere sehen sich ihrem Inhalt nach außerordentlich ähnlich, sodaß aus mehrfachen Gründen eine geringere Auswahl entschuldigt gewesen wäre. Aber dieses numerische Misverhältniß ist es nicht allein, was unsere Aufmerksamkeit erregt, sondern noch mehr der Umstand, daß die Gedichte mit Stoffen aus der Weltgeschichte die Ereignisse der letztern nur bis zum Jahre 1410 unserer Zeitrechnung führen und die darauffolgende Zeit mit gänzlichem Stillschweigen übergehen. Woher mag es wol kommen, daß der Herausgeber hier plötzlich abbricht? Wollte er vielleicht von der bald darauffolgenden Glaubensspaltung der Reformation absehen und, dabei zugleich einen praktischen Zweck verfolgend, sein Buch einem größern Kreise von Lesern empfehlen, oder ist er der Ansicht, daß nach dem genannten Jahre in dem Verlauf der christlichen Weltgeschichte nichts mehr geschehen ist, was des Besingens werth wäre? Das Gedicht von Adolf Schults, das diesen Theil der Sammlung abschließt und eine Verherrlichung des Mittelalters enthält, will, so scheint es, uns glauben machen, daß der Herausgeber von der letztgenannten Ansicht sich habe leiten lassen.

Wir geben auch hier eine Probe aus der Sammlung und zwar aus deren erstem Theil, der eine poetische Bibel im kleinen sein möchte. Das Bestreben, den biblischen Stoff möglichst vollständig und im Zusammenhange zur Darstellung zu bringen, setzt einen großen Sammlerfleiß voraus. Wir finden hier manches treffliche Gedicht aus älterer und neuer Zeit, daneben freilich auch manches Stück, das nicht viel mehr ist als versificirte biblische Geschichte. Wir wählen ein Gedicht aus, das unter andern Erzeugnissen der gleichen Gattung einen vornehmern Eindruck macht und führen dasselbe besonders auch deshalb an, weil es das Werk eines ungenannten Dichters ist.

Johannes des Täufers Enthauptung.

Herodes saß beim Abendmahl,
Die Harfen klangen,
Die Gäste schwangen
Den vollen Pokal;
Da trat ein Mägdlein in den Saal,
Ein schönes Kind mit blühenden Wangen.

Es grüßt und küßt des Königs Hand
Mit leisem Bangen.
Die Harfen klangen,
Doch schürzte gewandt
Die Maid das lose Prachtgewand
Und hob den Fuß anmuthumfangen.

Sie tanzte zierlich durch den Saal,
Und tönend klangen
Die goldenen Spangen,
Wie Glöcklein zumal.
Herodes rief: „Du Schönheitsstrahl!
Komm, daß ich küsse deine Wangen.

„Ihr aber zeugt für meinen Eid!
Nenn' ohne Bangen
Mir dein Verlangen,
Du wonnige Maid,
Und was du wünschest, sollst du heut',
So wahr ich König bin, empfangen!"

Sie tanzte zierlich durch den Saal,
Die Harfen klangen,
Die Gäste schwangen
Den vollen Pokal;
Da glitt vorüber am Portal
Herodias mit glühenden Wangen.

Und wieder naht das schöne Kind
Und spricht mit Bangen:
„Darf ich verlangen" —
Und zagt und sinnt,
Blickt nach der Thür und ruft geschwind:
„Laß mich des Täufers Haupt empfangen!"

Und todtenstill ward es im Saal,
Und gramumfangen
Stand auf mit Bangen
Der König vom Mahl.
„Ich gab mein Wort, du trafst die Wahl!"
Da weicht das Blut aus allen Wangen.

Für einen Tanz des Täufers Haupt!
Und Tritte klangen,
Und Riegel sprangen,
Sie brachten das Haupt,
Des Täufers blutbespritztes Haupt —
Das Kind hat es empfangen.

Und wieder lauter ward's im Saal,
Die Harfen klangen,
Die Gäste schwangen
Den vollen Pokal;
Der König aber schlich vom Mahl,
Im Herzen nagende Schlangen.

Die „Gott- und Weltanschauung deutscher Dichter und Dichterinnen" von **Friedrich Ritter von Henkl** (Nr. 3) verfolgt einen wesentlich andern Zweck als die soeben besprochenen „Zionsrosen"; denn wenn diese letztern in der Auswahl vornehmlich das biblisch Historische und kirchlich Legendenhafte berücksichtigen, so hat sich die erwähnte Sammlung die Aufgabe gestellt, aus den Werken unserer deutschen Dichter den Schatz religiöser Gedankenpoesie herauszuheben. Es ist eine lohnende und dankenswerthe Aufgabe, einmal unsere deutschen Dichter daraufhin anzusehen, inwieweit bei ihnen religiöse Gedanken und Ideen zum Ausdruck kommen; man wird finden, daß die Fülle derselben erstaunlich groß ist und daß sie in den verschiedensten Verhüllungen und Einkleidungen zu Tage treten. Wie könnte es auch anders sein, da jeder wahrhaft tiefe Gedanke einer eigenartigen Weltanschauung von selbst in das Religiöse ausmündet. Will man wissen, welche religiöse Gedanken es im besondern sind, mit denen die Muse unserer Dichter sich oft und gern beschäftigt hat, so zeigt die vorliegende Sammlung, daß es selten einen Dichter gegeben hat, dessen Genius, den Finger auf die Lippen gepreßt, nicht einmal den Gedanken des Sterbens erwogen hätte und daß die deutsche Poesie in dieser Beziehung dem

Trauerfalter gleicht, ihren Flug an Gräbern hemmt, um über dem Mysterium des Todes zu sinnen. Keineswegs jedoch bilden die Gedichte dieser Gattung den Grundstock der Sammlung, die reich berücksichtigte Lehr= und Spruchdichtung will ebenso sehr die echte Lebensweisheit lehren. Den einzelnen Dichtern von Paul Flemming bis in die neueste Zeit sind kurze Charakteristiken vorangestellt, die ebenso sehr neue Gesichtspunkte der Beurtheilung bieten, als sie andererseits von der Liebe Zeugniß geben, mit welcher der Herausgeber an seinem Werk gearbeitet hat. Er wendet sich mit demselben vornehmlich an die reifere, den höhern Studien obliegende Jugend, die er zur Abwehr einer einseitig materialistischen Lebens= und Gedankenrichtung in die ideale Welt unserer Dichter einführen möchte. Dem Einwand, als ob dadurch der kindlich angeerbte Glaube der Jugend gefährdet werden könnte, sucht er mit dem schönen Worte Rückert's zu begegnen:

Es ist die Wissenschaft der Tod der Poesie,
Die selbst einst war die Lebensluft auf Erden.
Tod sucht ein höh'res Sein — so sucht Philosophie
Zuletzt nur höh're Poesie zu werden.

Dieses Buch darf in seiner Tendenz und Durchführung bestens empfohlen werden.

Wir möchten auch hier eine Probe der Sammlung wiedergeben, um zu zeigen, in welchem Geiste dieselbe veranstaltet ist. Wir wählen dazu das Eingangsgedicht von Paul Flemming, dessen Wiederabdruck um der Fülle schöner und tiefer Gedanken willen, die darin ausgesprochen sind, gestattet sein möge. Die kleinen Formhärten und Sprachmängel gehören der Zeit Paul Flemming's an und können uns über den Werth seiner Gedanken nicht täuschen. Zugleich möge das Sonett als eine Probe religiöser Gedankenpoesie aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs gelten.

An Sich.

Sei dennoch unverzagt! Gib dennoch unverloren!
Weich' keinem Glücke nicht; steh' höher als der Neid;
Vergnüge dich an dir und acht' es für kein Leid,
Hat sich gleich wider dich Glück, Ort und Zeit verschworen.
Was dich betrübt und labt, halt' alles für erkoren,
Nimm dein Verhängniß an. Laß alles unbereut.
Thu' was gethan sein muß, und eh' man dir's gebeut.
Was du noch hoffen kannst, das wird noch stets geboren.
Was klagt, was lobt man dich? Sein Unglück und sein Glück
Ist sich ein jeder selbst. Schau' alle Sachen an:
Dies alles ist in dir. Laß deinen eitlen Wahn,
Und eh' du fürder gehst, so geh in dich zurück.
Wer sein selbst Meister ist und sich beherrschen kann,
Dem ist die weite Welt und alles unterthan.

Praktische und theoretische Hygieine.

1. Aerztliche Sprechstunden. Gesundheitslehre für jedermann. Von Paul Niemeyer. Jena, Costenoble. 1879. 8. In Heften à 50 Pf.

Mit großer Freude begrüßen wir das Unternehmen des verdienstvollen Vorkämpfers der Hygieine, dem Publikum in einer Reihe zwangloser Hefte die verschiedensten Themata aus der Gesundheitslehre in eingehender Darstellung vorzuführen. Je fünf Hefte bilden einen Band, der mit besonderm Inhaltsverzeichniß und alphabetischem Sachregister versehen ist. Augenblicklich liegen uns die ersten fünf Hefte vor, aus deren reichem Inhalt wir einiges hervorheben wollen.

In dem einleitenden Kapitel bespricht der Verfasser zunächst die hygieinische Schule im allgemeinen und ihren gegenwärtigen Stand und führt mit Bezug darauf, daß noch heutzutage der Ausbreitung hygieinischer Kenntnisse sich mannichfache Hindernisse in den Weg stellen, historische Beispiele dafür an, daß die einfachsten Wahrheiten der Heilkunde sich erst spät und langsam Bahn gebrochen haben. In den folgenden Kapiteln behandelt er die Fragen: Was ist Krankheit? Was heißt gesund? Wie lange hat der Mensch zu leben? Letztere Frage beantwortet er im Sinne des schon von Buffon und Flourens aufgestellten Gesetzes: „jedes Wesen ist darauf angelegt, den Zeitraum, den es zum vollen Auswachsen seines Körpers bedarf, fünfmal zu durchleben", und meint daher, daß der Mensch, welcher etwa mit dem zwanzigsten Jahre das Alter der Reife erlangt, ein Durchschnittsalter von 100 Jahren erreichen könne — selbstverständlich aber nur bei vernünftiger Lebensweise.

Drei sehr beachtenswerthe Aufsätze sind der fünfte, siebente und neunte, welche sämmtlich verwandte Themata aus der Lehre von Erhitzungskrankheiten behandeln. Niemeyer entwickelt zunächst das Wesen des dem Laien meist unter dem falschen Namen „Sonnenstich" bekannten Hitzschlags, dessen Ursache der bei starker Hitze leicht eintretende übermäßige Wasserverlust des Körpers ist. Da nun der Hitzschlag von Unterlassung des Trinkens bei Erhitzung komme, so folge daraus, daß man bei erhitztem Körper Wasser trinken — nicht nur dürfe, sondern müsse. In der That hat man bei unserm Militär die Erfahrung gemacht, daß jetzt, da man dem auf dem Marsche befindlichen Soldaten das Wassertrinken erlaubt, die Fälle von Hitzschlag viel seltener geworden sind als früher, da sofortiges Trinken nach dem Marsche streng verboten war. Niemeyer bespricht darauf die dem Hitzschlag verwandten, im Binnenraume der Zimmer, in überfüllten Theatern, Concert= und Hörsälen eintretenden Zufälle, welche ihren Grund weniger in der heißen Luft haben, als in dem schwülen, feuchten und unreinen Zustande derselben, wodurch die Haut= und Lungenthätigkeit unterdrückt wird. Dank der allgemein verbreiteten Luftscheu und Erkältungsfurcht kommen diese Zufälle überaus häufig vor, wenn sie auch meistens nicht gerade tödlich verlaufen; geringe Grade derselben hat wol jeder schon an sich selbst zu erproben Gelegenheit gehabt. Da nun diese Nachtheile der dunstigen Binnenluft im Sommer der Stadtluft überhaupt eigen sind, regt Niemeyer die Frage an, ob es nicht besser wäre, anstatt sich zu einer kurzen Sommerfrische aufs Land zu begeben, was kaum der Zehnte kann, lieber die städtischen Wohnstätten und Lebensgewohnheiten nach dem Beispiele der ländlichen Verhältnisse zu verbessern, indem wir statt der eng zusammengedrängten hohen Miethskasernen nur noch gartenumgebene Villen bauen. In solchen Wohnungen würden wir uns ganz anders wohl fühlen und infolge

dessen gar nicht danach verlangen, in die Ferne zu schweifen. Diese neue Wohnungsanlage würde auch nicht einmal erheblich theurer sein, da man die Mehrkosten der Wohnung wieder an Arzt und Badereise würde ersparen können.

Im zehnten und zwölften Kapitel behandelt der Verfasser die Impffrage vom culturgeschichtlichen und hygieinischen Standpunkte. Niemeyer ist Gegner der Zwangsimpfung, nicht etwa nur deshalb, weil sie eine Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit ist, sondern weil sie seiner Meinung nach gar nichts nützt, vielmehr oft mit ernstlichen Gefahren für Leben und Gesundheit verknüpft ist. Er sucht nachzuweisen, daß die Zwangsimpfung weder durch eine concludente Statistik noch durch genügende wissenschaftliche Gründe gestützt sei, daß sie vielmehr hervorgegangen sei aus einem, von wenigen Aerzten getheilten Volksaberglauben. In Wahrheit seien die Pocken ursprünglich eine Thierseuche, und zwar eine Krankheit der Schafe, von welchen sie durch Ansteckung auf den Menschen übergehen. Der Ansteckungsstoff werde übertragen durch die Schafwolle, in welcher er durch den an den Haaren haftenden Schweiß festgehalten werde. Je mehr nun die Wolle von diesem Schweiß befreit und gereinigt werde, um so weniger sei eine Ansteckung zu befürchten. Erst in der neuesten Zeit habe die Wollindustrie eine gründliche Reinigung der Wolle zu Stande gebracht, und hiervon datire das allmähliche Schwinden der Pockenepidemien, nicht aber von der Schutzpockenimpfung.

Es ist hier nicht der Ort, zu entscheiden, wie weit der Verfasser mit diesen Ausführungen im Rechte ist; darin aber müssen wir ihm unbedingt beistimmen, daß die Erfahrungen, welche seit Einführung der Zwangsimpfung gemacht worden sind, eine größere Beachtung als bisher verdienen, und daß die Frage nach der Nothwendigkeit des Impfzwanges keineswegs als abgeschlossen zu betrachten ist.

Sehr unterhaltend geschrieben sind das achte und vierzehnte Kapitel, über Reisediätetik im Sommer und im Winter; ebenso das dreizehnte, in welchem Niemeyer der landläufigen Kinderpflege, wie gedankenlose Muhmenweisheit sie zu dictiren pflegt, energisch den Krieg erklärt, und nachweist, daß die traurige Massensterblichkeit der kleinen Kinder zum großen Theil auf Rechnung gesundheitswidriger Pflege zu setzen ist.

Allgemeinern Inhalts wiederum und mehrfach an das erste einleitende Kapitel anklingend ist das funfzehnte: „Ueber Dichtung und Wahrheit in der Heilkunst", in welchem der Verfasser nochmals das Programm der hygieinischen Heilmethode entrollt; mit ihm schließt das fünfte Heft und somit der erste Band der „Aerztlichen Sprechstunden".

Wir finden in diesem ersten Bande allenthalben die bekannten Vorzüge der Schreibweise Niemeyer's wieder. Wie wenige andere versteht er es, Gediegenes und Nützliches in unterhaltender, pikanter Form vorzutragen und die Aufmerksamkeit selbst der weiblichen Leserschaft für die Lehren der Hygieine zu gewinnen. Der lebhafte Beifall, den die zahlreichen, in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichten Artikel und die sonstigen Schriften Niemeyer's allseitig gefunden haben, bürgt dafür, daß es auch seinem jetzigen Unternehmen an Zustimmung nicht fehlen wird.

Hatten die „Aerztlichen Sprechstunden" Niemeyer's einen vorwiegend praktischen Zweck und Charakter, so finden wir dagegen in dem folgenden Werke mehr die theoretische Seite der Hygieine als einer Socialwissenschaft hervorgehoben:

2. Pathologie der Bevölkerung. Studien über menschliche Gebrechen und deren Bedeutung für das Leben des Einzelnen und der Gesellschaft. Von Eduard Reich. Berlin, Grieben. 1879. Gr. 8. 6 M.

Der durch seine zahlreichen hygieinischen und anthropologischen Schriften rühmlich bekannte Verfasser behandelt in der „Pathologie der Bevölkerung" die hochwichtige Frage, welche die Menschenfreunde aller Zeiten und Völker beschäftigt hat, die Frage: woher kommen die menschlichen Gebrechen und wie sind sie zu heilen oder zu verhüten?

Alle Gebrechen, sagt Reich, kommen von physischem oder moralischem Elend; die Quelle alles Elends aber ist die Selbstsucht, der schrankenlose Egoismus. Will man daher Elend, Gebrechen, Entartung aus der Welt schaffen, so muß man den Egoismus ausrotten und an seine Stelle das Princip der Sympathie, der Nächstenliebe setzen:

Man kann den Egoismus die Urquelle aller Leiden nennen, die Liebe das Mittel zu Verhütung und Tilgung aller Leiden; man kann den nationalökonomischen Staat als die Quintessenz menschlichen Jammers, den religiösen Staat als die Quintessenz menschlicher Glückseligkeit ansehen. Im religiösen Staate muß nothwendig das Bestreben walten, Selbsterhaltungstrieb und Nächstenliebe in das naturgemäße, das allgemeine Wohlsein fördernde Verhältniß zu setzen. Das Wesen der Religion ist Nächstenliebe, ihr Zweck Beglückung und Beseligung. Das Wesen der Selbstsucht ist krankhaft gesteigerte Selbstliebe, ihr Zweck Zerstörung fremden Glücks, fremder Seligkeit. Weil raffinirter Verstand das beste Werkzeug abgibt für den Egoismus, deshalb wird in einem Staate selbstsüchtiger Art ausschließlich der Verstand gepflegt bei den entwickeltern Köpfen, das Gemüth aber für alle Fälle verödet. Die Zeit der herrschenden Nationalökonomie sind die Perioden der Erbarmungslosigkeit und kalten Berechnung, wo der Schwächere für den Stärkern zum Gegenstande der Ausnutzung herabsinkt, zum Rade der Maschine, wo die Arbeit von Millionen Mitbrüdern dem Wahnsinne der Werthe geopfert wird, und wo eben diese Millionen Unglückseligen in der Gefahr des entsetzlichsten Verkommens sind, wenn die Constellation der Marktverhältnisse ein wenig sich ändert. Der Mensch hat das Bedürfniß der Sympathie. Dieses gibt den Einsatzpunkt des Hebels der Religion ab. Indem wir gerade den Gemeinsinn und den Trieb des Mitleidens wecken, wo selbe schlummern, und pflegen, wo sie activ sind, entrücken wir damit die Menschheit den gefährlichsten Krankheitsursachen, setzen das Tantum — Quantum außer Wirksamkeit, und sichern jedem sein natürliches Recht normalen Bestehens. Die Religion der selbstlosen Liebe verhütet das Zugrundegehen Einzelner, läßt die Menschen gegenseitig füreinander wirken und hält so die größten Uebel ab vom Leibe der Gesellschaft; diese Religion ist das Gegengewicht von Seuchen und Entartung.

Was Reich hier Religion nennt, würde unsers Erachtens richtiger als eine auf dem Princip der Liebe basirende Ethik zu bezeichnen sein. Eine solche Ethik bildet auch den Kern der christlichen Religion. Aber von den Milliarden Menschen, welche sich zum Christenthum bekannt haben, wie wenige haben es vermocht, den edeln Kern der Lehre zu erfassen! Zu dem Dogma hat man sich bekannt, nicht zu der Moral. Und so muß wol das Bestreben, durch Ausrottung des Egoismus die Menschheit von Grund aus zu curiren, zur Zeit als ein hoffnungsloses bezeichnet werden. Es dürfte sich daher empfehlen, anstatt der unausführbaren Radicalcur vorderhand mit Palliativen sich zu begnügen.

Was nun den Inhalt des Buchs im einzelnen betrifft, so zerfallen die Betrachtungen des Verfassers über die Gebrechen in drei große Gruppen: die erste behandelt Epidemien und Endemien, die zweite physische Gebrechen, die dritte psychische Gebrechen. In der ersten Gruppe werden außer den Malaria-Krankheiten hauptsächlich Typhus, Cholera und Pocken besprochen; bezüglich der letztern wird die Zwangsimpfung von Reich aus denselben Gründen wie von Niemeyer verworfen. In der zweiten Gruppe kommen unter andern auch die bekannten drei Hauptübel unserer Zeit zur Erörterung: Nervosität, Skrofulose, Schwindsucht. Die dritte Gruppe endlich handelt von den geistigen Gebrechen, ihren Beziehungen zur Moral und ihrem Zusammenhange mit der Criminalstatistik.

Bemerkenswerth ist, wie der Verfasser sich über die aus Gebrechlichkeit und Entartung resultirende Weltanschauung äußert:

Entarteten Zuständen entspricht eine Weltanschauung, die mit Recht den Namen einer verzerrten verdient. Dieselbe ist das Product der Wirkung aller jener Verhältnisse, aus denen Entartung sich entwickelt. Einmal entstanden, wird die Degeneration durch Philosophie des Jammers wesentlich gefördert, und letztere ihrerseits durch die Fortschritte der Entartung außerordentlich genährt. Wer die Geschichte des Menschen und die Geschichte der Weltweisheit genauer studirt, bemerkt alsbald, daß die Philosophie der verdorbenen Nerven erscheint, wenn Zustände von Entartung pandemisch werden, und verschwindet, wenn die normalen Verhältnisse sich wieder herstellen. Alle Werthsummen, die ein Apostel solcher Philosophie aufwendet, um seiner Angelegenheit Freunde zu erwerben, sind lediglich für den Erfolg des Augenblicks geopfert; denn jenes Zweihänders weltweiser Kram zerstäubt nach allen Richtungen der Windrose, sowie die Pandemie der Entartung durch allgemeine Gesundheit getilgt ist. Die Philosophie der kranken Nerven und skrofulo-rachitischen Leiber, oder die Philosophie der Entartung, geht nicht vom Lande, nicht vom Waldgebirge oder Seestrande aus, sondern von großen menschenüberfüllten Städten mit verpesteter Luft, verfälschten Nahrungsmitteln, unechten Kleidungsstücken, Wohnungen die eine große Lüge, und Sitten die große Heuchelei sind, von Metropolen mit Verhältnissen an die Kloake erinnernd. Wer beständig in die Kloake sieht, pflegt alles in schwarzem Lichte zu sehen, alles pesthaft riechend zu finden, und den Glauben an die Menschheit zu verlieren. Ein solcher hält die Philosophie der Entartung für die echte Weltanschauung, weil alles in den Kreis seiner Beobachtung Fallende selbe bestätigt oder doch zu bestätigen scheint. Nur bei entartenden oder entarteten Individuen und Bevölkerungen findet die fragliche Philosophie Boden und Ausbreitung, wird aber von normalen urtheilsfähigen Menschen jederzeit zurückgestoßen.

Was sagen unsere modernen Pessimisten dazu? Mögen sie den Verfasser widerlegen — wenn sie es können!

Allen denjenigen, welche sich mit dem Studium der socialen Frage beschäftigen, sei dieses Buch hiermit empfohlen; denn enthält es auch selbst keine praktische Lösung der Frage, so gibt es doch eine Menge schätzenswerther Fingerzeige und beachtenswerther Winke.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 8. August 1879 starb in Stuttgart Immanuel Hermann von Fichte, der namhafte Philosoph, dessen Werke, wie man auch über seinen philosophischen Standpunkt denken mag, das unleugbare Verdienst haben, das Interesse an der Philosophie in weitesten Kreisen wach zu halten, selbst in einer Zeit, in welcher sich die Theilnahme des Publikums mehr als je zuvor von ihr abgewendet hatte. Durch klare Darstellungsweise und die Anknüpfung an alles, was die Empirie auf verschiedenen Gebieten entdeckt und zur Geltung gebracht hat, ist es ihm vorzugsweise gelungen, den Indifferentismus einer langen, nur dem landläufigsten Materialismus zugewendeten Epoche zu besiegen.

Er war der Sohn Johann Gottlieb Fichte's; geboren in Jena 18. Juli 1796, kam er 1799 bereits nach Berlin, wohin sein Vater damals berufen worden war. Nach dem Tode seines Vaters blieb er anfangs dort, studirte zunächst Philologie, dann Philosophie, wurde 1822 Professor des Gymnasiums in Saarbrück, später in Düsseldorf, wo er in den Kreisen der Maler verkehrte, mit Felix Mendelssohn Freundschaft schloß und auch mit Antheil die theatralischen Experimente Immermann's begleitete. Im Jahre 1836 wurde er Professor der Philosophie in Bonn, 1842 nach Tübingen berufen, wo er 25 Jahre lang als akademischer Lehrer wirkte. In den Ruhestand trat er 1867 und lebte seitdem in Stuttgart im Schose seiner Familie.

Seine ersten Schriften gehörten der Religionsphilosophie an: „Sätze zur Vorschule der Theologie" (1826), „Beiträge zur Charakteristik der neuern Philosophie" (1829; zweite gänzlich umgearbeitete Auflage 1841), „Gegensatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philosophie" (3 Thle., 1836), „Religion und Philosophie in ihrem gegenseitigen Verhältniß" (1834), „Die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer" (1834, 2. Aufl. 1858), „Ueber die Bedingungen eines speculativen Theismus" (1835), „Die speculative Theologie" (3 Thle., 1847). Die meisten dieser Schriften enthalten zugleich eine polemische Wendung gegen Strauß und die damals zur Herrschaft gelangte jung-Hegel'sche Schule, welche es an Angriffen auf den neuen Theismus, den Fichte selbst als concreten Theismus bezeichnen wollte, nicht fehlen ließ. Namentlich vergingen sich die Gebrüder Bauer in den schärfsten Kritiken der Fichte'schen Philosophie, aber auch Hegelianer anderer Richtungen schlossen sich denselben an.

Der concrete Theismus blieb auch die Grundlage der spätern wissenschaftlichen Hauptwerke Fichte's: „System der Ethik" (2 Bde., 1853), „Psychologie" (2 Bde., 1864—73), „Anthropologie" (3. Aufl. 1876), an welche sich die Schriften „Zur Seelenfrage" (1859) und „Die Seelenfortdauer und die Weltstellung des Menschen" (1867) anschlossen. Alle diese Werke athmeten geistreiche Dialektik und Wärme der Ueberzeugung. Die Specialität des Denkers war die „Unsterblichkeitsfrage" und wesentlich neu war sein Bestreben, dieselbe zu lösen auf empirischer Grundlage, das heißt, indem er an die Thatsachen des Somnambulismus anknüpfte. Das Organ, in dem er mit Gleichgesinnten zusammen seine Principien vertrat, war die „Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie" seit 1837. Die Erste Folge derselben, zwanzig Bände, reichte bis 1847; seit 1852 setzte er sie fort mit Ulrici und Wirth.

Ein großes Verdienst erwarb sich Immanuel Fichte durch Herausgabe der Werke seines Vaters (8 Bde., 1846), nachdem er schon vorher dessen „Leben und literarischen Briefwechsel" (2 Bde., 1831; 2. Aufl. 1862) und dessen „Nachgelassene Werke" (3 Bde., 1835) herausgegeben hatte. Die Energie und rücksichtslose Consequenz des Vaters konnte der mehr vermittelnden Philosophie des Sohnes nicht eigen sein: gleichwol hat dieser nach den verschiedensten Seiten hin, selbst durch die Polemik, die er herausforderte, anregend und fördernd auf die Entwickelung der neuen Philosophie eingewirkt und besonders durch Aufrechthaltung würdiger Traditionen unserer „classischen" Philosophie dem ebenso bequemen wie rohen Materialismus in der Zeit seiner ausschließlichen Herrschaft das Gegengewicht gehalten.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 36. —— 4. September 1879.

Eine christliche Literaturgeschichte.

Karl Barthel's Vorlesungen über die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit. Neunte, gänzlich umgearbeitete Auflage, begonnen von Emil Barthel, fortgesetzt und bis auf die Gegenwart geführt von Georg Reinhard Röpe. Gütersloh, Bertelsmann. 1879. Gr. 8. 11 M.

Karl Barthel's Vorlesungen über die neue deutsche Literatur, die sich im innersten Wesen an die Vilmar'sche Literaturgeschichte anschließen, haben wie diese einen sehr großen Leserkreis gefunden. Bei einem solchen unmittelbar an die Gegenwart anknüpfenden Werke bedingt jede neue Auflage wesentliche Veränderungen; denn der Gesichtswinkel, unter dem man die einzelnen Autoren betrachtet, verschiebt sich oft schon in wenigen Jahren, und es ist erstaunlich, wie rasch der Verwesungsproceß mancher Tagesberühmtheiten vor sich geht. Noch bedeutender werden diese Veränderungen, wenn die Herausgeber der einzelnen Auflagen wechseln. In der letzten Auflage der ursprünglichen Vorlesungen Barthel's, die uns zu Gesicht gekommen, schloß das Werk mit einer begeisterten Würdigung einer Dichtertrias, von welcher die Wiedergeburt deutscher Dichtung erwartet wurde. Diese Trias bestand aus sehr heterogenen Dichternaturen: Emanuel Geibel, Oskar von Redwitz und C. F. Scherenberg. An die „Amaranth" von Redwitz und an die Schlachtepen des preußischen Vernet wurden die schönsten Zukunftshoffnungen geknüpft, beide einer eingehenden Analyse unterworfen! Und was ist aus dieser Dichtertrias in der neuesten, von Röpe besorgten Auflage geworden? C. F. Scherenberg ist ganz verschwunden, seine Schlachtepen werden nur gelegentlich in der Einleitung erwähnt; sie verdienten sogar eine eingehendere Behandlung. Und die „Amaranth" wird von dem neuen Herausgeber ganz in der Weise zerfasert, wie wir es selbst in der „Literaturgeschichte" gethan. Die süßliche Frömmigkeit der Helden, die empörende Behandlung, welche Ghismonda zutheil wird, erfahren ganz denselben Tadel wie von unserer Seite, und gelegentlich ist davon die Rede, daß Jung Walther wie eine verzückte Klosterschwester spricht. Von den drei Stühlen im Pantheon der Unsterblichkeit, welche Karl Barthel selbst seinen Lieblingen gestiftet hat, bleibt also in der neuesten Auflage nur der eine übrig, auf dem Emanuel Geibel mit Recht seinen hervorragenden Platz behauptet.

Die Barthel'sche „Nationalliteratur" hat selbst wieder ihre Geschichte. Im Jahre 1853 starb der Verfasser. Die vierte und die folgenden Auflagen (1854) wurden von G. Emil Barthel, dem Bruder des Verstorbenen, besorgt: er selbst beschränkt sein Verdienst auf Handlangerdienste; der Context blieb in diesen Auflagen stets wörtlich unverändert; zur Vervollständigung und Weiterführung halfen mancherlei Zusätze und Anmerkungen aus. Die neunte Auflage, die eine wesentliche Erneuerung des Werks bieten sollte, konnte G. Emil Barthel wegen Krankheit nicht vollenden; sie wurde also in die Hände des jetzigen Herausgebers gelegt, der sie im Geiste des ersten Verfassers bis zur Gegenwart durchzuführen suchte. Die Aufgabe, wie sie sich Karl Barthel gestellt, blieb unverändert: „eine Reihe von Dichterbildern zu liefern und eine Andeutung des innern Zusammenhangs der Dichter, ihrer Grundanschauungen und ihres verderblichen oder heilsamen Einflusses und zwar vom christlichen Standpunkte".

Wir schließen hier sogleich zwei Bemerkungen an, die das ganze Werk betreffen. Wir erfahren aus einer Note, daß Karl Barthel schon bei der zweiten Auflage den Titel verändern und statt „Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit" „Die deutsche Poesie" setzen wollte. Es wurde dies aus buchhändlerischen Rücksichten unterlassen. Damit verfällt indeß das Werk dem Tadel, daß es seinem Titel nicht entspricht: wir erwarten von ihm eine Darstellung der hervorragenden Werke der neuern Historiker und Philosophen, die doch zur Nationalliteratur mit gehören und zum Theil auf die Entwickelung der Poesie selbst wesentlichen Einfluß ausgeübt haben. Hierin werden

wir vollständig im Stich gelassen; es finden sich nur flüchtige Andeutungen über unsere großen Denker. Doch auch als „Geschichte der Poesie“ ist das Werk nicht vollständig, so sehr Röpe in seinen neuen Zusatzkapiteln nach dieser Vollständigkeit gestrebt hat; es ist im wesentlichen eine Geschichte der Lyrik; wenigstens tritt diese ganz unverhältnißmäßig in den Vordergrund; alle Lyriker, auch viele mittelmäßige, werden mit einer erstaunlichen Ausführlichkeit besprochen, sodaß man bisweilen glaubt, eine die Anthologien ergänzende Literaturgeschichte vor sich zu haben, die sich hier und dort selbst in eine Anthologie zu verwandeln droht. Die Dramatiker, Romandichter und Novellisten sind weit stiefmütterlicher behandelt; Röpe hat einige Kapitel hinzugefügt, welche das Misverhältniß auszugleichen suchen, doch auch hier finden sich manche Lücken. So fehlt z. B. gänzlich eine Charakteristik des neuen Lustspiels; Bauernfeld und Benedix werden nur gelegentlich erwähnt; auch Dramatiker wie der hochbegabte Adolf Wilbrandt, und Schauspieldichter wie Paul Lindau durften schon ihrer Bühnenbeliebtheit wegen nicht mit Schweigen übergangen werden. Hier müßte der Herausgeber bei der nächsten Auflage eine vollständig neue Gruppe einschieben. Die Unsterblichkeit können Literaturgeschichten nicht ertheilen; wir sahen ja auch, wie Autoren von ihnen hier feierlich ins Pantheon hineingetragen und einige Jahre darauf wieder hinausgeworfen werden; aber sie sollen doch, wenn sie die Gegenwart behandeln, über alle namhaften und vielbesprochenen Autoren derselben von ihrem Standpunkte aus orientiren.

Die Schuld an dieser Einseitigkeit trägt freilich die ursprüngliche Anlage des Werks; denn der Verfasser findet, daß eigentlich nur die Lyrik in der rechten Blüte, daß sie der Grundzug unserer neuesten Poesie und dies zugleich ihr Vorzug und ihre Schwäche sei:

> Goethe und Schiller hatten sich in allen Gattungen der Dichtkunst gleich ausgezeichnet, in der höchsten, der Dramatik, wie in der Epik und Lyrik. Sie waren vollständige, alles umfassende Dichtergenien. In unserer Neuzeit aber gibt es fast keinen einzigen Dichter, der alle Dichtungsgattungen umfaßte; und wenn auch scheinbar dieser und jener Dramatisches, Episches und Lyrisches zu gleicher Zeit aufzuweisen hat, ist es doch, näher angesehen, fast alles lyrisch.

Es ist dies offenbar unrichtig: von den zum Beweis hierfür angeführten Dramatikern sind Grabbe, Hebbel, Gutzkow, Laube nichts weniger als lyrisch in ihren Dramen. Auch fehlt es uns nicht an umfassenden Dichtergeistern, wie z. B. Karl Gutzkow, dem sein Talent gerade nur in der Lyrik versagte. Dasselbe gilt von Laube. Dagegen war Prutz z. B. in allen Sätteln gerecht.

Der zweite wichtige Gesichtspunkt betrifft den specifisch christlichen Standpunkt des Werks. An und für sich ist die Berechtigung einer Literaturgeschichte von irgendwelchem Standpunkt nicht in Abrede zu stellen: man kann sich ebenso gut eine Literaturgeschichte vom Standpunkte des Judenthums aus denken; nur wird, wenn mit einem bestimmten, vorausgenommenen Maßstab gemessen wird, die Objectivität der Darstellung immer zu kurz kommen. Der christliche Standpunkt tritt überdies mit dem Anspruch ausschließlicher Berechtigung auf: er hat diese insofern, als unsere ganze Bildung auf der Grundlage des Christenthums ruht; doch wenn der christliche Standpunkt zum theologischen, wenn die Bedeutung der Dichter nach dem Maß ihres Glaubens an die einzelnen christlichen Dogmen gemessen wird, dann muß die Beurtheilung derselben eine einseitige werden.

Das ist bei Barthel zum großen Theil der Fall, weit weniger bei Röpe. Zwar tritt bei diesem ein äußerlicher christlicher Aufputz, der in Bibelcitaten besteht, noch aufdringlicher hervor: der Sache und dem Wesen nach aber athmen die von Röpe hinzugefügten Kapitel den Geist echter Toleranz, sie werden auch Dichtern von abweichender Tendenz gerecht und suchen das Christliche mehr in der ganzen Richtung und Grundlage der Bildung, auch bei den anscheinend antichristlichen Poeten, als in dem fortwährenden Herbeten des apostolischen Credo. Wenn sich hierin Röpe von Barthel unterscheidet, so tritt dieser Unterschied noch mehr hervor in der ganzen Auffassung der Literatur der Gegenwart: hier bleibt er sogar im Werke selbst unvermittelt; denn wir finden die entgegengesetzten Standpunkte nebeneinander. Barthel sagt in der Einleitung: er könne nicht umhin, unsere Zeit im allgemeinen als eine Zeit des Verfalls der Poesie anzusehen; die erfreuliche Antistrophe Röpe's lautet in der Vorrede:

> Davon bin ich fest überzeugt, und das ist vielleicht der einzige Punkt, in dem ich von Karl Barthel entschieden abweiche, daß unsere heutige Dichtergeneration nicht, wie er Seite 3 gesagt hat, ein Epigonengeschlecht ist. Das sind sie höchstens in ihrem banausischen Widerstreit gegen das Christenthum. Lessing und seine Mitkämpfer fühlten sich, wenn auch nicht immer mit vollem Recht, doch meistens einer verknöcherten Orthodoxie, einem verkohlten Pietismus, und was das Schlimmste war, dem abgestandenen Phlegma eines geistlosen Rationalismus gegenüber; sie standen in der Abenddämmerung eines untergegangenen schönen Sonntags reformatorischer Religiosität, da steckten sie dann die Nachtlichter der Vernunft an. Sie hätten doch besser gethan, nach den Sternen zu sehen. Unsere heutigen Poeten aber schließen die Fensterladen gegen das Morgenlicht der freundlich aufgehenden Ostersonne eines erneuten lebendigen Christenthums und wollen sich hartnäckig mit ihrem Kerzenlichte begnügen. Darin, aber auch darin allein sind sie Epigonen. Ihnen fehlt nichts als das Christenthum. Hätten sie dieses, sie führten uns weit über die Goethe-Schiller'sche Zeit hinaus.

So können wir auch im Lager der specifisch-christlichen Literarhistoriker einen Mitkämpfer begrüßen, der gegen die nörgeligen Lehren vom Epigonenthum Front macht und dem neuen Aufschwung unserer Poesie, mit der Einschränkung, die ihm sein Standpunkt an die Hand gibt, gerecht wird.

Das Werk selbst beginnt mit einer Darstellung der Romantischen Schule. Da der Autor in einem Excurs die romantischen Staatsmänner behandelt, welche dieser Schule angehörten und Gefolgschaft leisteten, so hätte er auch die Philosophen Fichte, Schelling und Solger behandeln müssen, die ihr für ihre Production und Kritik das Dogma gaben. Ohne die Kenntniß dieser Systeme wird die romantische Ironie nur als eine in der Luft schwebende Grille erscheinen. Mit begreiflicher Vorliebe ist Novalis behandelt; er ist sehr richtig charakterisirt; es heißt von ihm:

> Was Novalis als Dichter geliefert hat, sind nur Anfänge und lauschende Versuche eines poetischen Geistes, der, wenn er länger auf Erden geweilt hätte, vielleicht Erstaunenswürdiges geleistet haben würde. Wie seinem Leben der zarte Duft des

Geheimnißvollen anhing, so webt dieser auch überall über seinen Dichtungen, in denen uns mitten aus dem Dämmergrunde pantheistischer Mystik und eines poetisch idealisirten Katholicismus bisweilen das Reinste und Höchste entgegentritt, was je aus einer fühlenden Menschenbrust gekommen ist. Schade nur, daß dieser wahrhaft poetische Geist in seinen eigenen Tiefen sich verlor und das reiche Leben, das in ihm wogte, zu keinem Ganzen herauszuarbeiten vermochte. Und doch finden sich bei ihm die Andeutungen zu einer aus tiefster Anschauung construirten Totalität, aber mit dem Aufbau, dessen kostbare Trümmer in seinen Schriften zerstreut liegen, wurde er nicht fertig.

Im ganzen treffend ist auch die Charakteristik von Ludwig Tieck:

Er vereinigt in sich eine reiche Phantasie, große Gewandtheit der Darstellung und, neben echtem und feinem Witz, ein nicht unbedeutendes Maß von Humor. Und dennoch muß man auch ihm, wie fast allen Romantikern, die eigentliche Productionskraft absprechen und kann ihm nur jene geistige Beweglichkeit des Talents zugestehen, die sich in alles, in das Nächste wie Fernste, hineinzuleben versteht, und zugleich so viel Gestaltungsgabe besitzt, um das Angeeignete wieder als ein Neues herauszubilden. Auf diesem Wege wenigstens sind die meisten seiner Dichtungen entstanden. Immer bedurfte er dazu der Anregung von außen, sei es durch Studien, durch Bewegungen der Zeit oder gegnerisches Aergerniß; und je nach der Natur dieser Anregungen wechselte auch die Haltung und der Ton seiner Poesie. Bald klang bei ihm Goethe, Shakspeare oder Cervantes durch, bald die mystische Phantastik und Kunstanschauung des Mittelalters, bald wieder die Lebensanschauung der modernen Gegenwart; und wenn er mit dem finstersten Skepticismus in seinem „Abdallah" begann, sich dann in seinem „Peter Lebrecht" der Nicolai'schen Aufklärung zuwandte, so ging er darauf durch jene tiefere Religiosität und Kunstandacht hindurch, die ihn zum Gegner alles Frühern machte, um zuletzt in den Interessen seiner Zeit zu enden. So fehlte es ihm nicht nur an wahrhafter Originalität, deren Mangel er freilich durch die Begeisterung für seine Stoffe, durch technische Vollendung und interessante Einzelnheiten zu verdecken weiß, sondern noch mehr an jener Ruhe und Stetigkeit des Genies, die zu nichts Neuem übergeht, ehe sie nicht das Frühere ganz erschöpft hat. Am Abend seines Lebens soll er selbst gesagt haben: „Man fragt und wundert sich immer, daß ich den «Aufruhr in den Cevennen» und viele meiner sonstigen Vorsätze nicht vollendet oder gar nicht ausgeführt habe. Darauf ist die Antwort sehr leicht. Es geschah, weil es über meine Kräfte ging. Andere und ich selbst nahmen mich in der Jugend für ein Genie; ich bin aber nur ein bescheidenes Talent gewesen." Und daher auch in seiner Dichtung diese ruhelose Willkür, die die heterogensten Elemente miteinander vermengt, dieser Wechsel der Tonart, die oft aus der glühendsten Phantastik und Empfindung in die kälteste Reflexion oder gar in Ironie umschlägt, in der er freilich Meister ist. Alle diese Mängel übersah die Romantische Schule und erhob ihn zu seinem eigenen Schaden sogar über Goethe, nicht allein um durch ihn als ihren Mittelpunkt an Ansehen zu gewinnen, sondern weil sie auch wirklich im Enthusiasmus für ihn befangen war. Jetzt wird man diesen natürlich nicht mehr theilen können; aber um so eher kann man auch seine wahrhaften Verdienste erkennen, die nicht unbedeutend sind. Er vor allen verlieh der poetischen Sprache musikalischen Rhythmus und Wohllaut, wie der Prosa größere Frische und Klarheit; er führte die Dichtung vorherrschend wieder auf nationalheimische Elemente zurück und deckte die treuherzige Innigkeit und Tiefe derselben auf; er begründete die tiefere symbolische Komik bei uns Deutschen, trug wesentlich zur Weiterentwickelung der Novelle bei, und wirkte überhaupt auf den Kunstsinn und Geschmack unserer Nation so bedeutend ein wie fast keiner der spätern Dichter.

Die Mängel Tieck's sind hier scharf hervorgehoben, und doch scheint uns seine Bedeutung noch überschätzt zu sein. Im Grunde hat er nur Einfluß auf die Fortbildung unserer Novellistik, auf die Studien altbritischer und romanischer Dichtung gehabt und für das Studium des deutschen Mittelalters, seiner Poesie und Kunst förderliche Anregungen gegeben. Im übrigen sind alle seine Bestrebungen mehr oder weniger von unserer Epoche desavouirt, und seine Dichtwerke sogar über Gebühr der Vergessenheit verfallen. Wenn es bei Barthel heißt, er vor allen verlieh der poetischen Sprache musikalischen Rhythmus und Wohllaut, so ist eher das Gegentheil wahr. Seine Gedichte enthalten kaum eine Spur von Formenschönheit, dagegen zahlreiche Proben einer dichterischen Holzhackerei. Gerade mit dieser Formlosigkeit der Romantik mußte gebrochen werden, wenn unsere Poesie zum Adel einer noch geläutertern classischen Form zurückkehren sollte. Ueber einige Parteigenossen in der Romantik, über die Tochter und Schwester von Tieck, über August Ferdinand Bernhardi, Wilhelm Heinrich Wackenroder, Philipp Otto Runge, bringt Barthel manches Neue, fleißig Gesammelte. Während jedem der Gebrüder Schlegel indeß kaum zwei Seiten gewidmet sind, wird Clemens Brentano von allen Romantikern am eingehendsten, auf 18 Seiten charakterisirt. Dies ist aber ein erstaunliches Misverhältniß in der Würdigung der tonangebenden Meister der Romantik und eines Autors, der doch nur als ihr enfant terrible betrachtet werden kann. Die Biographie Brentano's ist weit eingehender ausgeführt, als diejenige aller andern Dichter, und aus seiner Lyrik wird uns eine ganze Blütenlese geboten. Möglich, daß die Beziehung dieses jedenfalls wüsten Dichters von verwilderter Genialität zu Luise Hensel ihn zum Liebling des Autors machte; denn sein katholisches Proselytenthum, das in der Verherrlichung einer stigmatisirten Nonne gipfelte, kann doch für den protestantischen Geist, den diese Literaturgeschichte wahrt, nur etwas Fremdartiges und Unsympathisches sein. Im ganzen ist jedoch die Charakteristik auch dieses Dichters zutreffend:

Dissolut war sein Leben bis zu seiner Bekehrung, dissolut war sein Dichten im ethischen und ästhetischen Sinne, und dissolut im ästhetischen Sinne blieb es auch nach seiner Bekehrung. Durchaus subjectiv und begabt mit einer wuchernden Phantasie, vermochte er nicht, sich aus sich heraus über seine Schöpfungen zu erheben. Seine Subjectivität ist so eminent, daß sie seinen Mangel an Gestaltungsgabe involvirt. Ein besonnenes Feilen hätte später manches bessern, ein bloßes Kürzen, besonders in lyrischen Gedichten, hätte manches zu einem wahren Kunstwerke objectiviren können, aber dazu fehlte ihm ein festes, ausdauerndes Wollen: „Ich möchte alles in Prosa niederschreiben, wenn es nur ein anderer in Verse brächte: das Versemachen ist eine Hundearbeit. Es will sich's nur keiner eingestehen, wie er sich dabei abrackert" (Niendorf, Seite 12). Ergriffen von irgendeinem Einfalle, gibt er ihm irgendeine phantastische Gestaltung, in die sich andere und wieder andere Einfälle in ebenso phantastischer Gestaltung eindrängen; dann wird er sich dieses wunderbaren Gemisches bewußt und — zerstört vollends jeden künstlerischen Eindruck durch Selbstironie.

Ganz schlecht geht es dagegen Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, fast dem einzigen dieser Autoren, der noch heutzutage in Deutschland und auch in Frankreich gelesen wird. Sein Leben erscheint als das warnende Exempel eines unter der Knechtschaft der Sünde verkauften Menschen und seine Schriften durchweg als Ausflüsse seiner innern Verwüstung.

Weisflog wird fast so ausführlich wie Hoffmann be-

handelt, obschon er doch auch diesem gegenüber ein sehr untergeordnetes Talent war. Dagegen ist die Gruppe der sächsischen Bastardpoeten der Romantik glücklich getauft und zusammengestellt.

Die dänischen Romantiker, die Schicksalstragöden, Heinrich von Kleist werden in einer Weise dargestellt, die wenig von der hergebrachten Charakteristik abweicht. Verdienstlich ist in dem ganzen Abschnitt die Berücksichtigung mancher Dii minorum gentium; hier und dort wird einer resolut am Schopf gepackt und aus dem literarischen Lethe wieder ans Licht gezogen.

Nun aber schlägt die lyrische Sündflut in drei großen Kapiteln über uns zusammen: zweihundert Seiten hindurch lauter Lyrik. Den Sängern der Befreiungskriege folgt die schwäbische Dichterschule, und dann werden uns unter der Ueberschrift „Nachklänge der Romantik" Chamisso, Eichendorff und Wilhelm Müller vorgeführt. Der Fehler dieser Charakteristiken schon in Bezug auf die äußern Raumverhältnisse liegt in der weitschweifigen Darstellung der schwäbischen Dichterschule, die mit der Ueberschätzung derselben zusammenhängt; sie ist mehr Kritik einzelner Gedichte als Literargeschichtschreibung. Schon Uhland wird mit einer unverhältnißmäßigen Breite geschildert. Was er auf wissenschaftlichem Gebiete geleistet, darf doch nicht in einer Literaturgeschichte, die alles Wissenschaftliche ausschließt, auch wenn es zur Nationalliteratur gezählt werden muß, so eingehend erörtert werden. Uhland gehört ihr nur als Lyriker an: und von seinen Gedichten sind es doch auch schließlich nur zwölf bis zwanzig, die auf dauernden Werth Anspruch machen können. Auch Gustav Schwab und Justinus Kerner haben durchaus kein Recht auf eine so gründliche Analyse ihrer guten und schlechten Gedichte. Das Register der Werke, die aus Schwab's literarischer Betriebsamkeit hervorgegangen sind, ist viel zu umfassend angelegt: sie sind ja ohne alle Bedeutung für die Literaturgeschichte und gehören höchstens in das Conversations-Lexikon. Bei ihm ist es vortheilhafter, sagt Barthel selbst, nur den kleinern Theil seiner Gedichte in Betracht zu ziehen, und diesem Autor, der doch nur noch mit einigen Gedichten in Anthologien und Schulbüchern zu Hause ist, widmet Barthel 22 Seiten, während ein Autor wie Karl Gutzkow sich mit 10 begnügen muß. Auch ein so wunderlicher Heiliger wie Justinus Kerner erfährt die sorgfältigste Würdigung, und Karl Mayer, dieser lyrische Bagatellenpoet, der mit wenigen Zeilen sich ausreichend charakterisiren ließ, wird auf vielen Seiten gepriesen. Das verrückt ganz den Schwerpunkt der Dichter in der Literatur und den Maßstab für ihre Würdigung. Dagegen verdient Mörike die liebevolle Charakteristik, die ihm der Literarhistoriker zukommen läßt. Dasselbe gilt von Chamisso, dessen Charakterkopf zu den bestgezeichneten des Werks gehört, und von Wilhelm Müller. Von Eichendorff heißt es mit Recht:

> Er ist ein Mensch des Herzens, der, weniger um die Strömungen des Geistes bekümmert, sich der Natur in die Arme wirft, aus ihr den Geist, die Liebe, die Religion, alle hellen Freuden und alle dunkeln Gefühle des Lebens herausfühlt und das alles mit der natürlichen Sangeslust eines Waldvogels in die Welt hinaussingt. Der Kreis seiner Anschauungen ist dabei freilich klein, und seine Poesie, die ohnehin an großer Weichheit leidet, im ganzen etwas eintönig; aber dennoch fehlt es ihr bei ihrer Tiefe und Treue, gegen die ja bloße Vielseitigkeit überhaupt wenig Werth hat, keineswegs an Wirksamkeit. Mit den wenigen Tönen, die immer bei ihm wiederkehren, mit den wenigen Gestalten, seinen Mädchen an Fenstern und in dämmernden Lauben, seinen Landsknechten, Studenten, Komödianten, wandernden Musikern und Zigeunern, mit den ziemlich einförmigen Motiven landschaftlicher Staffage, wie schwüle Gewitternächte, thaunasse Morgen, stille Waldesgründe, rauschende Brunnen, einsame Schlösser oder Marmorbilder und Paläste im Mondglanz, mit alle diesem macht er zwar immer denselben, aber doch immer auch frischen Eindruck; und wer diese seine poetische Welt erst kennen gelernt, der wird aus der Prosa der Alltagswelt gern und oft wieder zu ihr zurückkehren. Der schönste Ausdruck seines liebenswürdigen Wesens sind seine Lieder, die in ihrer duftig-poetischen Färbung und süßen Melodik fast einzig in unserer Lyrik dastehen. Es lebt in ihnen bei höchst anspruchsloser Einfachheit eine so anziehende Wahrheit des Gefühls, eine solche Innigkeit und Unschuld, oft mit der heitersten Laune gepaart, daß es wohl begreiflich ist, wie einige von ihnen zu weitverbreiteten Volksliedern wurden.

Mit dem Jungen Deutschland betreten wir, nach langen Seefahrten durch die Fluten der Lyrik, wieder das Land der Prosa: doch kann es uns hier nicht heimisch werden. Die Charakteristik der einzelnen Autoren schließt sich an ähnliche übliche Schilderungen an, die von einem mehr feindlichen Standpunkte ausgehen. Von der Bedeutung dieser Richtung für die Fortentwickelung unserer Literatur, besonders für die Journalistik und das Feuilleton, ist wenig die Rede; aber auch einzelne Autoren, wie Gutzkow und Laube, sind viel zu stiefmütterlich behandelt. Wenn verschollene Größen wie Wienbarg diesen gegenüber hervorgehoben werden, so ist das ein Verstoß gegen die literargeschichtliche Wahrheit. Wienbarg war nur Feuilletonist; wie könnte er sich mit Gutzkow messen, einem Autor ersten Ranges, der sich als Dramatiker und Romanschriftsteller Lorbern erworben? Bei Heine glaubt man etwas von kritischem Zweiseelenglauben zu verspüren: die Verdammung des Menschen und des Prosaikers paßt nicht zu der Anerkennung des Lyrikers; doch die ästhetische Feinfühligkeit des ersten Verfassers und besonders des letzten Herausgebers kann sein Talent nicht geringschätzen.

Dagegen erscheint es uns als ein Fehler der Anordnung, daß Rückert, Platen und Immermann nach dem Jungen Deutschland besprochen werden. Unser Tadel gründet sich nicht auf die Anforderungen der äußern Chronologie, sondern darauf, daß der innere Causalnexus der literarischen Production unterbrochen wird. Immermann z. B. war von großem Einfluß auf das Junge Deutschland; ohne seinen „Münchhausen" hätte Gutzkow's „Blasedow" nie das Licht der Welt erblickt; seine Werke beschäftigten gerade die jungdeutsche Kritik in hervorragendem Maße; ihn nach dem Jungen Deutschland zu behandeln, heißt offenbar die Pferde hinter den Wagen spannen. Rückert wird als ein Dichterheros ersten Ranges mit bewundernder Anerkennung und als der bedeutendste deutsche Dichter nach Goethe dargestellt. Bei aller Anerkennung seiner geistreichen Lebensbetrachtungen, der unerschöpflichen Fülle derselben und seiner Virtuosität in Beherrschung der dichterischen Formen darf man dennoch nicht vergessen, daß er durchaus kein gestaltender Dichter war. Seine so ausführlich besprochenen epischen Dichtungen waren doch nur poetische Bearbeitungen, und seine Dramen,

die von Barthel gar nicht erwähnt werden, sind im Grunde auch kaum erwähnenswerth. Ohne Gabe der Erfindung und Gestaltung kann aber kein Dichter einen ersten Rang einnehmen. Aus einer sehr interessanten und treffenden Parallele zwischen Platen und Rückert theilen wir die folgenden Stellen mit:

Rückert strebte, in seiner Poesie die Mannichfaltigkeit der poetischen Form nach allen Seiten hin zu entfalten, weshalb er denn auch versuchte, jede Kunstform, mochte sie uns noch so fremd sein, unserer Poesie anzueignen. In Platen dagegen zeigte sich nicht so sehr ein Streben nach Fülle als vielmehr nach der höchsten Reinheit der Form. Finden wir deshalb bei Rückert neben großer Schönheit auch oft große Fehlerhaftigkeit der Reime und der Scansion, Verrenkungen der Sprache, Ungeheuerlichkeiten in der Wortbildung, Ungelenkigkeiten in der Wendung und andere Formverirrungen: so macht es bei Lesung der Platen'schen Gedichte dagegen beständig den angenehmsten Eindruck, zu sehen, wie er auf Reinheit und Frische des deutschen Ausdrucks sorgsam hält, wie er in Reim und Rhythmus mit der vollsten Strenge den Gesetzen der Metrik nachkommt und sich überhaupt nie Verstöße weder gegen den Geist unserer Sprache noch gegen die Regeln der Verskunst zu Schulden kommen läßt. Platen steht daher in Bezug auf künstlerische Technik ohne alle Frage über Rückert. . . .

Wenn bei Rückert Form und Inhalt sich meistens sättigen, so bildet bei Platen der Inhalt zu der Ruhe und Gediegenheit seiner Form oft einen peinlichen Gegensatz, sodaß diese seine Ruhe nicht als natürlich, nicht als die schöne Genügsamkeit eines völlig abgeschlossenen Gemüths, sondern als künstlich, als ein bloßer Schleier erscheint, unter welchem der Schmerz der innern Zerrissenheit und der Kampf der Leidenschaften um so gewaltiger tobt. Und das war auch wol nicht anders möglich. Dichtete Rückert immer zunächst um seines Selbstgenusses willen, so that es Platen vorherrschend vom Durst nach Ruhm gestachelt; hatte Rückert über seiner innern umfriedeten Welt die äußere vergessen, so verwickelte sich dagegen Platen in allerlei Kämpfe gegen seine Neider und Gegner und glühte fast beständig in Zorn gegen dieselben; hatte Rückert seine Welt gefunden in seiner Häuslichkeit und dem maßhaltigen Lebensgenuß, so litt Platen, wenn auch nicht ganz ohne seine Schuld, lebenslang unter dem Fluch eines heimatlosen und berufslosen Literatenlebens.

Von den volksthümlichen Schriftstellern und Dialektdichtern werden Auerbach, Jeremias Gotthelf und Fritz Reuter besonders hervorgehoben; bei Claus Groth wird der specifisch plattdeutsche Grundton der Gedichte vermißt.

Wir befinden uns jetzt bereits bei den Gruppen, in welche der zweite und dritte Theil des Werks: „Die Dichter neuerer Bestrebungen in Stoff und Form" und „Die Dichter der Gegenwart", die Poeten vertheilt. Die vierte Gruppe bietet uns eine etwas gemischte Gesellschaft: Julius Mosen, dessen „Ahasver" sehr anerkennend besprochen wird; dann Rheinländer wie Freiligrath und Kinkel, Simrock, Müller von Königswinter, Thüringer wie Bechstein, Schlesier wie Strachwitz, Humoristen wie Kopisch, zarte Liedersänger wie Reinick. Im ganzen sind alle diese Charakterköpfe wie auch die der österreichischen Dichter aus der folgenden Gruppe gut und scharf ausgeprägt: nur müssen sich Freiligrath und Kinkel so gut wie Lenau und Grün gelegentlich „katechisiren" lassen. Bei Grillparzer vermissen wir die Charakteristik der nachgelassenen, immerhin bedeutenden Dramen: „Libussa", „Bruderkrieg im Hause Habsburg" und „Die Jüdin von Toledo". Halm wird im ganzen treffend beurtheilt, Alfred Meißner aber unterschätzt. Es wird nur erwähnt, daß er mehrere Romane geschrieben habe; doch um diesen vielseitigen Dichter ganz zu würdigen, mußten dieselben eingehender behandelt werden.

Die politische Lyrik verdiente trotz ihrer Auswüchse doch nicht in solcher Weise an den Pranger gestellt zu werden, wie es in dem betreffenden Abschnitt geschieht. Sie bezeichnet einen Wendepunkt in der Entwickelung unserer Poesie, das Erfassen des öffentlichen Lebens und seiner Interessen auch in der Lyrik, welche durch die romantische Bänkelsängerei von einem Wege abgelenkt worden, den die Classiker des Alterthums mit so glänzendem Erfolg betreten hatten. Die Kritik über Herwegh, Prutz und ihre Sangesgenossen ist eine feindliche und verwerfende. Die Beurtheilung Dingelstedt's schließt sich im ganzen an unsern Essay über den Dichter in „Unsere Zeit" an, wie dies auch von Röpe ausdrücklich erwähnt wird.

„Die Dichter der Gegenwart" zerfallen in sechs Gruppen: „Münchener Dichterkreis", „Vornehmlich Epiker", „Vornehmlich Dramatiker", „Romanschriftsteller der Gegenwart", „Literarische Damen" und „Die specifisch-geistlichen Dichter". Von allen diesen Poeten weiß der Herausgeber der neunten Auflage, dem diese Kapitel meistens ausschließlich angehören, sehr viel Gutes zu sagen. Daß dies bei den specifisch-geistlichen Liederdichtern der Fall ist, versteht sich wol von selbst: dieser Abschnitt, der außer einem Knapp, Gerok, Spitta, Julius Sturm, Victor von Strauß noch eine große Zahl von Poeten bespricht, die wol mehr der Gesangbuchliteratur als der Nationalliteratur angehören, ist ein Zugeständniß an die theologischen Herzensneigungen der Herausgeber. Dagegen sind die günstigen Urtheile, welche über verschiedene Dichtwerke, die in der allgemeinen Meinung durchaus für unchristlich gelten, wie über Heyse's Roman „Die Kinder Gottes" und über die Dichtung des Herausgebers d. Bl. „Die Göttin", gefällt werden, wol auf Rechnung einer ästhetischen Unparteilichkeit Röpe's zu setzen, die über seinen specifisch-christlichen Standpunkt den Sieg davon trägt oder diesen so erweitert, daß er auch dem Anschein nach Widerstrebendes in sich aufzunehmen vermag. Hierin verdient Röpe durchaus vor Karl Barthel selbst bevorzugt zu werden. Er kann mit Recht sagen, daß er sich, „trotz seines unverhohlenen Christenglaubens nicht gehindert gefühlt hat, Dichtern, deren Lebensanschauung der seinigen oft diametral entgegenstand, freudig die gebührende Anerkennung zu zollen. Die Kunst soll zunächst künstlerisch, das poetische Werk ästhetisch beurtheilt werden. Das Bibelwort «Alles ist euer» gilt den Christen auch in Bezug auf die rechte Kunst." Natürlich bringt der Verfasser den Dichtern, die ihm in der Gesinnung näher stehen, vollere Sympathie entgegen. Geibel, der schon von Barthel selbst aufs wärmste anerkannt wurde, findet bei Röpe, der dies Bild bis auf die Gegenwart ergänzte, die gleiche Bewunderung. Er wird der „erste lebende Dichter Deutschlands" genannt. Geibel ist vorzugsweise Lyriker: und auch das berechtigt ihn, in diesem Werke in erste Linie gestellt zu werden. Viel Treffendes wird über den hervorragenden Dichter gesagt, z. B.: „Geibel ist kein Sänger des Christenthums, sondern ein christlicher Sänger". Seine echte, reine Religiosität wird gerühmt und in seinen Werken nachgewiesen. Friedrich Bodenstedt wird mit einer kleinen levis notae macula, mit Bedenken über eine nicht geringe Zahl von Gedichten und Sprüchen

aus dem Liederbuche des Mirza-Schaffy versehen, im übrigen aber als „wahrhaft genialer Schriftsteller, hochbegabter Dichter, gelehrter Orientalist, bedeutender Mensch" anerkannt. Auch Paul Heyse wird die größte poetische Begabung, souveräne Herrschaft über die Sprache und den Versbau, lebendige Phantasie in der Schilderung, glückliche Conception interessanter Stoffe, geschickte spannende Ausführung derselben, Fülle der Gedanken zugesprochen, trotz seines Atheismus, den er besonders in den „Kindern der Welt" öfter zur Schau stellt. Und dennoch bekennt Röpe von diesem Roman, daß er ihn mit großer inniger Befriedigung gelesen habe, nicht blos weil er wahrhaft poetisch und interessant sei, sondern namentlich weil dem christlichen Leser des Romans auf jeder Seite und ganz besonders durch den Ausgang der Geschichte klar gemacht wird, wie Heyse durch seine Darstellung wider Willen und Wissen gerade das Gegentheil seiner Absicht erreicht hat. Röpe untersucht nicht blos, wie es mit Heyse's Christenthum, sondern auch, wie es mit seiner Moralität steht. Anlaß dazu geben die moralischen Erzählungen. Er spricht Heyse von dem Vorwurf frei, Unanständigkeiten in seinen Schriften vorzubringen, oder „die sinnliche Seite der Liebe zur Erweckung lüsterner Empfindungen mit dem durchsichtigen Schleier zweideutiger Worte mehr enthüllt als verhüllt" zu haben, wie es Wieland, Hamerling, Heinse und Heine gethan; doch Heyse sündige gegen die Moral durch die Wahl sittlicher Ausnahmefälle, die er behandelt und meist im Widerspruch mit der landläufigen sittlichen Moral entscheidet. Hermann Lingg wird in einer Weise charakterisirt, der wir unsere volle Zustimmung ertheilen müssen; Scheffel, der ebenfalls nach Verdienst gewürdigt wird, erhält indeß einen Verweis dafür, daß er seinen „Ekkehard" bei den Sennhirten des Sentis mit der pfäffisch-katholischen Kirchenzwangsjacke allzu sehr auch das Christenthum ausziehen läßt.

Die epischen Dichter Wilhelm Jordan und Robert Hamerling finden eine fast begeisterte Anerkennung, namentlich der erstere, dessen „Demiurgos" und „Nibelungen" in ihrem Inhalt und zum Theil auch in der äußern metrischen Form eingehend analysirt werden. Nur geräth Röpe Jordan gegenüber einigermaßen in Verlegenheit: nachdem er ihn als Theisten gefeiert, ein Theismus, den er in den „Nibelungen" vertreten findet, muß er nach der Lektüre der „Andachten", wo Jordan seine Meinungen ohne die eddahafte Einkleidung ausspricht, das Lob des Dichters widerrufen; denn hier spricht er den blanksten Pantheismus aus. Röpe ruft zwar wie immer die Dichtung gegen die Dichter in die Schranken: doch hätte hier die kritische Darstellung ausgeglichener sein können, indem zuerst die Anschauung des Dichters selbst hervorgehoben und dann nachgewiesen wurde, wie dieselbe sich in der wiedergeborenen alten Sagendichtung spiegelt. Hamerling's „Ahasverus in Rom" und „König von Sion" werden für zwei der bedeutendsten Werke der neuern Dichtung erklärt, aber ihnen Schilderungen vorgeworfen, von denen der sinnige Leser sich mit Ekel und Abscheu wende. In das Lob, welches der „Euphorion" von Gregorovius und die volksthümlichen Dichtwerke von Julius Wolff hier erfahren, kann man nur einstimmen. Auch was über Hebbel und andere Dramatiker gesagt wird, stimmt im wesentlichen mit den in unserer „Nationalliteratur" gefällten Urtheilen überein. „Amaranth" von Redwitz, der wol besser bei den Epikern als bei den Dramatikern untergebracht worden wäre, wird wegen des beständigen „Schwebelns und Nebelns" in frommen Gefühlen mit Recht getadelt. Von den Romanschriftstellern kommen Gustav Freytag und Spielhagen im ganzen zu ihrem Rechte: eine scharfe Kritik wird der „Verlorenen Handschrift" Freytag's zutheil.

Die Gruppe der „Literarischen Damen" im folgenden Kapitel ist nicht in günstiges Licht gestellt; am schlechtesten fährt dabei Fanny Lewald. Schon Barthel hat das Tableau arrangirt, Röpe noch die Marlitt eingefügt. Ihr wird zugestanden, daß sie eine seltene Erzählergabe besitzt und daß ihre Romane zu den unterhaltendsten Werken der neuen erzählenden Literatur gehören. Dagegen wird ihnen der consequente Haß gegen alles was fromm ist, und daß sie, während sie den Optimismus verneinen, den schlimmsten Pessimismus nähren, zum Vorwurf gemacht. Das Schlußkapitel schließt mit einer bengalischen Beleuchtung Karl Gerok's.

Wenn wir diese neueste Auflage der Barthel'schen Literaturgeschichte noch einmal im ganzen überschauen, so müssen wir anerkennen, daß sie gegen die frühern wesentlich gewonnen hat. Es ist dies ein Verdienst Röpe's, das seiner ästhetischen Freisinnigkeit zuzuschreiben ist. Wenn er unsern christen-feindlichen Dichtern so vieles Lob spendet und in ihren Dichtungen so viel Christliches erblickt, so zeugt dies jedenfalls von einer nicht am Wortlaut hängenden starren Orthodoxie, und wir können umgekehrt sagen, daß auch Leser, die weit entfernt sind, Röpe's theologische Weltanschauung zu theilen, das Werk mit großem Interesse und vielem Nutzen lesen werden; denn es enthält liebevolle Schilderungen der meisten neuern Dichter mit eingehendem poetischem Verständniß. Auf seine Lücken und Mängel haben wir rückhaltlos hingewiesen. Jedenfalls ist uns, bei aller Einseitigkeit eines von uns nicht getheilten Standpunktes, ein Literarhistoriker wie Röpe bei weitem willkommener als die nörgeligen Literaturpotentaten aus der Schule des Gervinus, denen jede verwandte Ader zur Würdigung der dichterischen Talente fehlt und die unsere Gegenwart tief gegen die Classicitätsepoche in Schatten zu stellen suchen. Wie ganz anders spricht sich Röpe am Schluß des Werks aus:

> Man nennt unsere Zeit so häufig eine Zeit der Epigonen. Ist das recht? Gleicht das Feld, das wir durchwandert haben, denn wirklich einem brachliegenden Acker, auf welchem, nachdem die vorjährige Goethe-Schiller'sche Ernte eingeheimst worden, in diesem Jahre nur noch einzelne verlorene Halme kärglich aufgesproßen wären? Das ist nicht wahr, und diese Anschauung ist eine ungerechte Schmach gegen die Dichtung unserer Tage. Wenn wir die drei Abtheilungen dieses Buchs miteinander vergleichen, und in der ersten den einzigen Uhland ausnehmen, der doch über alle seine Zeitgenossen um eines Hauptes Höhe emporragt — er reicht ja aber auch eigentlich noch bis in unsere Zeit herein —, so sollte man doch freudig anerkennen, von den Schlegeln bis zu Rückert, und von Rückert bis zu Geibel wären wir beständig bergan gestiegen, und daß wir uns schon auf dem Gipfel, auf dem höchsten erreichbaren Plateau befänden, von dem aus wir uns wieder auf ein unbedingtes Niedersteigen gefaßt machen müßten, das glaube ich keineswegs. Rein ästhetisch betrachtet sind unsere heutigen Dichter nicht minder bedeutend als die Dichter vor hundert Jahren, und wenn ein Lessing, Wieland, Herder, und noch mehr Goethe und Schiller uns so

riesig erscheinen, kommt das doch auch zum Theil daher, daß sie sich aus der Tiefebene einer fast völlig unpoetischen Zeit erhoben; die modernen Dichter aber stehen schon mit ihren Füßen auf dem höhern Standpunkt, zu dem jene uns emporgeführt haben. Es ist nicht blos die an und für sich vollberechtigte Verehrung, es ist auch das Gefühl dankbarer Pietät, welches uns noch immer auf Karl Moor und Marquis Posa, auf Egmont und Tasso zurückblicken läßt; weshalb wir denn auch ihre Mängel willig übersehen. Gedankentiefe, Macht des Wortes, echtes Verständniß für Menschenleben und Schicksal tritt bei den Modernen uns nicht seltener, nicht in geringerm Maße entgegen als bei ihren mit Recht so gepriesenen Vorgängern.

Wegen dieser Anerkennung, wie sie auch durch den specifisch-christlichen Standpunkt des Autors nachher modificirt werden mag, müssen wir in ihm einen Mitkämpfer für die gute Sache unserer neuen Literatur begrüßen, welche durch die Classicitätsmanie rückwärts gewandter Geister der Anerkennung der Nation entfremdet zu werden droht.*)

Rudolf von Gottschall.

*) In einer Note wollen wir noch bemerken, daß Röpe nicht nur unsere „Blätter für literarische Unterhaltung“ öfters citirt, sondern sich mehrfach sehr anerkennend über dieselben ausspricht und ihre „Bedeutung“ für die Literatur der Gegenwart ausdrücklich anerkennt. Er sagt am Schluß einer eingehenden Charakteristik des Herausgebers d. Bl.: „Die beiden Zeitschriften, die er redigirt: «Unsere Zeit» und vornehmlich die «Blätter für literarische Unterhaltung», bilden so sehr gleichsam den Moniteur der deutschen Literatur unsers Jahrhunderts, daß fortan schwerlich irgendeine Forschung oder historische Darstellung auf diesem Gebiete möglich ist ohne Benutzung dieser Quelle. Wenn es nicht im Hinblick auf diese von mir seit einem Vierteljahrhundert eifrig gelesenen und sorgfältig gesammelten, in großen Quartanten aufbewahrten Blätter gewesen wäre, wie hätte ich wagen können, an das Werk des verstorbenen Verfassers dieses Buchs die ergänzende Hand zu legen?“

Zur Geschichte des Alterthums.

1. Alt-Ilion im Dumbrekthal. Ein Versuch, die Lage des Homerischen Troja nach den Angaben des Plinius und Demetrios von Skepsis zu bestimmen. Von E. Brentano. Mit einer Karte der Troischen Ebene. Frankfurt a. M., Zimmer. 1877. 8. 4 M. 20 Pf.

Mit sehr gemischtem Gefühl haben wir die Lektüre von E. Brentano's Studie über die Lage des Homerischen Troja absolvirt — gemischt, weil wir uns fragen mußten: Quousque tandem?, und weil wir uns sagen mußten: viel Arbeit, viel Gelehrsamkeit, viel Methode und — wenig Resultate. „Legt's zum übrigen“, d. h. zu den Dutzenden von größern und kleinern Schriften, welche vor, hauptsächlich aber nach Schliemann's Auftreten auf den literarischen Markt gebracht worden sind, kaum eins mit dem andern übereinstimmend, kaum eins völlige Ueberzeugung erweckend außer denen, welche leugnen, daß überhaupt hier zu einem andern als zu einem negativen Resultat zu kommen sei. Zu diesem Resultat bekennt sich auch der Schreiber dieser Zeilen, hat sich schon in seiner Anzeige von Schliemann's Werk (vgl. Nr. 34 d. Bl. f. 1878) dazu bekannt und muß sich neuerdings, nach der Prüfung der Brentano'schen Hypothese, dazu bekennen.

Brentano schwärmt für die Angaben des Demetrios von Skepsis und des Strabo, wo dieser ihm folgt; andere verdammen bekanntlich die Autorität jenes Gewährsmanns; wir meinen, zur Beurtheilung der vorliegenden Frage habe weder dieser noch jener Schriftsteller des Alterthums mehr Gewicht, d. h. durch schriftstellerische Autorität (methodischen Correcturen, wie sich auch Brentano solche bei Plinius und Strabo erlaubt) könne schlechterdings hier nichts entschieden werden. Diese „skeptische Auffassung“ ist, wie auch Brentano zugibt, nicht zu verwundern, und wenn er, zur vorläufigen Widerlegung, die Behauptung ins Feld führt, daß „ägyptische Inschriftenfunde erst neuerdings wieder manches, was bisher als Fabel galt, im Lichte historischer Wahrheit erscheinen ließen“, daß also auch Homer, wie in seinen Schilderungen von Aegyptenland, so auch in der troischen Ebene, der Realität die Fiction vorgezogen habe — so thut er Gladstone's „Homerischen Untersuchungen“ offenbar zu viel Ehre an; denn gerade was Aegypten betrifft, schweift die Phantasie des englischen Gelehrten und Schriftstellers ins Gebiet der Träume. Wenn wir ferner sehen, daß Brentano der Nachricht des Byzantiners Stephanos „große Bedeutung“ beilegt, daß Homer sich an einem bestimmten Ort von Troas, Kenchreä, aufgehalten habe, so verursacht eine solche Kritik, resp. Gläubigkeit einiges Kopfschütteln.

Brentano geht in seiner Construction der troischen Ebene von dem Grundsatz aus, daß die Namen der einzelnen Oertlichkeiten, wie sie von den alten Autoren überliefert sind, meistens von den äolischen Ansiedlern herrühren, also erst geraume Zeit nach dem Kriege ertheilt worden sind. Verschiedene Umstände (welche denn?) wirkten zusammen, um die Tradition der Namen in jener Landschaft unsicher zu machen. (Aber wir jetzt, 2500 Jahre später, müssen es besser wissen!) Brentano hält es also für unmethodisch, wenn bisher als ein Axiom der Untersuchung über die Lage Trojas der Satz aufgestellt wurde: der Mendere muß, weil er im Alterthum Skamandros hieß, als der Homerische Skamandros angesehen werden. „Es war dies“, meint Brentano, „gewissermaßen das πρῶτον ψεῦδος der bisherigen Forschung.“ Aber wie? Hat denn nicht schon Forchhammer die Identität von Mendere und Skamander bestritten? Der gleiche Forchhammer, welcher den so hochgestellten Gewährsmann Brentano's einen „unreifen Knaben“ nennt? Also mit dem πρῶτον ψεῦδος „bisher“ hat es denn doch nicht ganz jene Bewandtniß. Freilich erkennt dann Forchhammer den echten und wirklichen Skamandros in dem Bunarbaschi-Tschai, während Brentano ihn im heutigen Dumbrek finden will und den Simoeis im Bach von Erynikoi entdeckt. Forchhammer sieht ihn im Mendere selber, da „es sich höchstens für einen Touristen geziemt“, anzunehmen, in dem Namen Mendere stecke der Skamandros! Da nun, nach Brentano, das alte echte Ilion zwischen den beiden Flüssen gelegen sein muß, so erhalten wir durch seine Untersuchung ein drittes Ilion (wie auf seiner Karte zu sehen ist), ziemlich weit nordöstlich von dem Neu-Ilion (Hissarlik) der einen, und von Bunarbaschi der andern Iliumforscher. Und merkwürdigerweise klappt auch bei Brentano alles aufs schönste mit der Homerischen Schilderung, nur ist er ehrlich genug, die berühmten von Homer geschilderten beiden Quellen bei Ilium, die heiße und die kalte, nicht mehr finden oder gefunden haben zu wollen,

aber er erklärt zugleich, daß sie überhaupt nirgends mehr auf der ilischen Ebene anzutreffen und daß entgegenstehende Angaben eitel Phantasien seien. Das wollen wir ihm von Herzen gern glauben. Sein eigenes Hauptresultat aber, wonach die Stätte des Homerischen Ilium dreißig Stadien ostwärts von Neu-Ilion liegt, sowie seine nähere Begründung scheint uns, trotz aller angewandten Sorgfalt und Umsicht, nicht fester zu stehen als das der Gegner, sowol derer, die sich auf Neu-Ilion (Hissarlik) stützten, als derjenigen, die nach dem Vorgang von Lechevalier sich für Bunarbaschi entschieden. Es finden sich in allen den drei Theorien Widersprüche und Unverträglichkeiten, und das ist gar nicht anders möglich, da sie sich ja schon im Homer finden, sobald man den Dichter auf der Karte controlirt. Uns scheint das πρῶτον ψεῦδος bei diesen Untersuchungen, deren wir ja, gemäß dem Gesetz der Vererbung, auch in Zukunft noch mehrere treffen werden, das zu sein, daß man überhaupt jene geographische Controle vornehmen will, daß man sich sträubt gegen die Anerkennung einer nicht streng historischen (also auch nicht topographischen) Unterlage. Nicht streng historisch in dem Sinne nämlich, daß in der „Ilias" nur ein allgemeiner Widerschein, eine sagenhafte Umgestaltung der griechischen Colonisation Kleinasiens wahrzunehmen ist. Statt der Richtigkeit dieser Ansicht entgegentreten zu wollen, sollte man sich eher die Frage vorlegen, ob nicht die normalen Gesetze der epischen Poesie (besonders bei den Griechen, den Kunstgesetzgebern ex officio) es gebieterisch verlangten, daß alle die großen und kleinen Kämpfe, das ganze Gewirr und Gewoge jener Ansiedelungsversuche in Stoß und Gegenstoß, Schlag und Rückschlag, wie es damals der Küste entlang brandete, sich zu einem mehr fictiven als historischen Factum, d. h. eben zu der „Belagerung von Troja", krystallisirte, ein Proceß, an welchem die geheimnißvoll webende und wirkende Sage ihren Antheil hat wie der persönliche Dichter, wie die geschichtlichen Vorgänge, letztere aber jedenfalls quantitativ und qualitativ den geringsten. Dabei muß aber nothwendig die Topographie zu kurz kommen.

2. Griechische und römische Literaturbilder für die gebildete Frauenwelt. Von H. Normann. Erster Theil: Griechische Literaturbilder. Leipzig, Brandstetter. 1878. Gr. 8. 6 M.

Der Verfasser des hier anzuzeigenden Buchs denkt sich zunächst Frauen als seine Leser, will sagen Leserinnen, deren Wunsch, „mit den Dichtungen der Alten ebenso vertraut zu werden" (als mit Shakspeare, Molière, Byron) und zwar „ohne allzu großen Aufwand von Zeit und Mühe", er befriedigen will. Etwas kühn klingt die Behauptung, „das Werk enthalte diesen zum ersten male gemachten Versuch". Der Verfasser fügt zwar, um ihr die Spitze abzubrechen, hinzu: „meines Wissens". Aber entweder nimmt er es mit der Bestimmung seines Werks sehr genau und will wirklich und ausschließlich blos den Frauen etwas bieten, oder sein Wissen über diesen Gegenstand, d. h. über die Literatur solcher Versuche, ist in der That nicht erschöpfend. Offen gestanden auch das unserige nicht, nur so viel ist doch wol jedem Kenner der griechischen Literatur bekannt, daß solche Versuche in hinlänglicher, ja bedenklicher Fülle vorhanden sind. Nicht als ob gegen eine an- und verständige Popularisirung der antiken Literatur, sogar für das weibliche Geschlecht, etwas einzuwenden wäre; bietet man doch demselben nunmehr „Altes und Neues", d. h. neben den Schriften der Alten auch die Untersuchungen der Neuesten und Allerneuesten über die „ersten und letzten Dinge", kurz, über die Natur und deren Geheimnisse; allein jene Versuche sollten, scheint uns, je zahlreicher sie schon repräsentirt sind, um so mehr sich zuweilen durch irgendein Neues, sei es in Auffassung oder in Form, unterscheiden. Es genügt jetzt nicht mehr, in der bekannten landläufigen Recensentensprache zu sagen: „die Auswahl ist eine gute, durchaus empfehlenswerthe", denn jedermann, auch Nichtautor, weiß ja so ungefähr, welche Stücke und Schriftsteller hier zunächst in Betracht kommen; es ist eben beim Epos Homer (und natürlich darf „Nausikaa" nicht fehlen!); es ist für das Drama das Triumvirat Aeschylus, Sophokles, Euripides als Repräsentanten der ernsten, und es ist der ungezogene Liebling der Grazien, Aristophanes, als Vertreter der heitern Gattung. Für die Lyrik ist die Auswahl noch leichter, weil (Pindar ausgenommen) unter dem großen und wüsten Trümmerhaufen die Stücke, die allein Berücksichtigung verdienen und durch Größe oder Glanz die Augen auf sich ziehen, durch die Fürsorge der Philologen schon längst als Perlen herausgelesen und gehörig gereinigt worden sind.

Es sind ihrer nicht viele, aber um so eher müssen sie dann auf der „Ausstellung" erscheinen, sie viel eher als Pindar, weil dieser Lyriker der allerunverständlichste ist, und zwar nicht blos für Damen. Es ist sehr zu bezweifeln, ob irgendeine selbst hochgebildete Dame an dem hier mitgetheilten ersten olympischen Gesange des thebanischen Festdichters, trotz dem „bewunderungswürdigen Bau der Ode", Geschmack oder gar Genuß finden wird. Vermögen das doch kaum die Philologen, wenn sie ehrlich sein wollen. Der Zusammensteller der in Rede stehenden Anthologie hätte unsers Erachtens den Frauen einen größern Dienst erwiesen, wenn er den unfaßbaren Thebaner beiseite gelassen, dagegen alle andern größern Fragmente der Lyrik (mit Ausnahme des allzu umfangreichen und auch zu trockenen Theognis) aufgenommen hätte. Dazu hätte es aber allerdings einer — leider noch nicht vorhandenen! — gewissenhaftern Uebersetzerarbeit bedurft. Für Damen indeß wäre die von Dörr („Hellas", Leipzig 1870) sehr geeignet gewesen, trotz oder vielmehr gerade wegen ihrer Reime. Jedenfalls, mag man nun noch so verschiedener Ansicht sein über die Berechtigung des Reims in Wiedergabe antiker Verse: besser, lesbarer, wohlklingender und ansprechender in jeder Beziehung sind jene Dörr'schen Proben, als was hier (nach der freilich landläufigen Uebersetzerschablone) geboten wird. Und dies wäre nun eben die Form, der obenangeführte eine Hauptpunkt, welcher bei solchen neuen Versuchen in Betracht kommen und von der Kritik untersucht werden muß. Die Entscheidung darüber, ob die Behandlung richtig ausgefallen oder nicht, lautet negativ. Die Uebersetzungen entsprechen zum größern Theil ihrem Zwecke nicht; sie sind nicht dazu angethan, eine Ahnung von der Formschönheit der Antike zu erwecken. Freilich wird der Verfasser einigermaßen durch den Umstand entlastet, daß er lauter fremde Arbeit gibt,

d. h. eben die landläufigen, uns allen bekannten Elaborate sogenannter „berufener" Uebersetzer — aber auch nur einigermaßen; er hätte eben, da diese keineswegs den Anforderungen des heutigen Geschmacks oder den Regeln der Kunst entsprechen, selber Hand aus Werk legen und Besseres leisten sollen. Alle Achtung vor dem ernsten Streben und dem Talent eines Heinrich Voß; aber wer da glaubt, daß solche Leistungen noch heutzutage befriedigen können, befindet sich in verhängnißvollem Irrthum, und leider ist dieser Irrthum allgemein verbreitet! Der Deutsche leistet zwar viel in der Uebersetzungskunst, wenig aber in der kunstgerechten Verdeutschung des Antiken. Es gibt Ausnahmen, und in Geibel's „Classischem Liederbuch" hätte der Herausgeber manches sehr Verwerthbare für seinen Zweck finden können.

Vielleicht aber — so fragen wir — findet sich als Ersatz des formellen Mangels Neues, noch nicht Ausgesprochenes, Originelles in dem Buche, sodaß es dem Inhalt nach empfehlenswerth ist? Nun ist nicht zu leugnen, es ist im allgemeinen glatt und sauber geschrieben; der Verfasser beherrscht seinen Stoff, aber neue Gesichtspunkte haben wir nicht zu entdecken vermocht — und es sollte hier doch welche geben, natürlich nicht auf Kosten der Wahrheit und nicht in der Rüstkammer der Geistreichigkeit und der Hyperkritik. Wir erinnern nur an Aristophanes, über den doch das letzte Wort gewiß nicht gesprochen ist. Der Verfasser wird zwar sagen, das habe er gar nicht versprochen noch bezweckt; dafür hätten die zu sorgen gehabt, die er benutzt habe, Bernhardy, Bode, Teuffel, Rosenkranz, Fr. Jacobs. Gut, aber dann fehlt eben seinem Versuch die höhere Berechtigung, und, fügen wir bei, um so mehr Sorgfalt hätte er dann auf das Einzelne der Darstellung wenden sollen. Sätze, wie gleich zu Anfang: „Im Mittelpunkt der Dinge stehend, war sein Leben mit dem Stoffe seiner Dichtungen ... verwandt", oder: „Durch die Wahrheit ihrer Poesie flößte sie den Männern eine solche Ehrfurcht ein, daß, wie jemand bemerkt, man bei der Erwähnung ihres Namens den Becher niedersetzen müsse, weil sie nämlich zu edel für die Lustigkeit des Gastmahls sei", und „ohne selbst praktische Uebung in der Redekunst zu besitzen, dienten doch seine Tragödien den Rednern wie den Philosophen zum Muster".

Wer kein anderes Werk zur Hand hat, um sich in der antiken griechischen Literatur umzusehen, als das vorliegende, dem wird es ohne allen Zweifel den Dienst leisten, vielleicht besser als manches andere, das sich denselben Zweck vorgesetzt hat. Das sei ganz unumwunden anerkannt; aber auch für Werke wie dieses gibt es einen höhern Maßstab oder ein höherliegendes Ideal der Qualität, welches annähernd erreicht werden muß, und wenn dies bisher nach unserer Ueberzeugung nicht der Fall gewesen ist, so darf auch der Verfasser der „Griechischen Literaturbilder" noch nicht den Ruhm beanspruchen, jenem Ziel ganz nahe gekommen zu sein.

3. Die Geschichte der Welt. Von C. Wernicke. Sechste Auflage. Erster Theil: Die Geschichte des Alterthums. Berlin, Gebr. Paetel. 1878. Lex.-8. 7 M.

Die letzte mit dem Namen des Verfassers bezeichnete Auflage des C. Wernicke'schen Geschichtswerks ist die vierte (1870—72), worin gesagt wird, daß die neuesten Forschungen benutzt worden seien. Die fünfte Auflage ist in den Jahren 1872—75 erschienen; wer diese und die vorliegende sechste besorgt hat, ist uns nicht bekannt. Hat es die Verlagsbuchhandlung bei dem „bekannten Werthe" des Buchs für überflüssig gehalten? Hat der neue Herausgeber aus irgendwelchem Grunde nicht genannt sein wollen? Ist vielleicht ein solcher nicht vorhanden? Der Leser erfährt nichts darüber, und das kommt uns in der That eigenthümlich vor, indem es in unserm vielschreibenden, nicht blos „tintenklecksenden", sondern auch bisweilen Neues schaffenden und rastlos eilenden Säculum doch nicht ganz einerlei sein kann, ob zehn Jahre Forschung unbenutzt oder benutzt über einem Geschichtswerke hingegangen sind. Wir halten dafür, daß selbst ein Buch, das sechs Auflagen aufzuweisen hat, deswegen von der Schicklichkeit einer kurzen Anzeige an den Leser nicht dispensirt sei. Kein wissenschaftliches Werk steht auf solcher Höhe, daß es der Rücksicht auf seine Leser entbehren könnte, und wenn wir uns nicht irren, hat C. Wernicke sein Werk in der bestimmten Voraussetzung auf einen Leserkreis geschrieben und sein Verleger es in eben der Voraussetzung gedruckt.

Das stattliche Buch umfaßt auf seinen 728 Seiten (Index mitgerechnet) eine Fülle gutgegliederten Stoffs, von den Chinesen an bis zum Untergang des Weströmischen Reichs, und fügt dem rein geschichtlichen Stoffe auch culturgeschichtliche und literarische Kapitel bei, wie das eine wohlbegründete neuere Sitte verlangt: so die Kapitel über die Religion der Hellenen, über den Bildungszustand der Griechen (warum nicht auch der Hellenen?), über Sokrates und seine Schüler, über römische Kunst und Literatur unter Augustus — alles recht gründlich und genau und auch, was die Darstellung betrifft, recht löblich. Bekanntlich reicht aber das noch nicht aus, um ein Geschichtswerk zu einem vortrefflichen zu machen. Es kommt auch auf den philosophischen Standpunkt an, den der Verfasser einnimmt, auf seine Weltanschauung, auf seine Subjectivität, d. h. auf die Art und Weise, wie die Ereignisse (Objecte) in seinem Geist sich spiegeln. Darüber läßt uns der Verfasser nicht lange im Unklaren. Er sagt:

> Zuerst, nachdem die Anfänge menschlicher Bildung zunächst bei den orientalischen Völkern hervorgetreten waren und unter dem Volke Israel die Verehrung des wahren Gottes eine bleibende Stätte gefunden hatte, entwickelte sich bei den Völkern des classischen Alterthums, den Griechen und Römern, das rein Menschliche, bei jenen die Schönheit, bei diesen das Recht.

Wer erinnerte sich nicht, dieses und Aehnliches auch schon gelesen zu haben? Es liest sich so faßlich, prägt sich so leicht ein, lautet so kräftig und zuversichtlich und — ist doch so trivial und schief wie möglich. Von dem „wahren Gott" des Hebräervolks wollen wir weiter nichts sagen: es gehört nun einmal zur Tradition, die Juden mit einem Nimbus zu umgeben, und diese Tradition rührt her von einem großen welt- und culturhistorischen Factum, unter dessen Einfluß wir alle stehen: der Entstehung des Christenthums; dieses kann ja unmöglich aus einer tiefstehenden Religion sich entwickelt haben. Der „alleinige" Gott, zu dem die Juden beteten,

muß natürlich auch „der wahre“ sein. Aber dagegen kann nicht genug protestirt werden, daß den Römern als welthistorische Mission keine größere und wichtigere gegeben sein sollte als die Pflege des Rechts. Wahrlich, hätten die Römer nicht mehr geleistet, als was das Corpus juris ausmacht, sie verdienten nicht, mit den Griechen in einem Athem genannt zu werden; wer sie nicht höher zu stellen weiß, der hat sie nicht verstanden, hat keine Idee von dem großen Culturmoment, das sie vertreten.

Wenn man nun vollends liest, daß „die Resultate der strengsten wissenschaftlichen Erforschung der Erdrinde mit den Andeutungen (der mosaischen Schöpfungsgeschichte) im wesentlichen auf das wunderbarste übereinstimmen“, so muß man sich denn doch fragen, ob ein Historiker von dieser geistigen Constitution berechtigt und befähigt sei, im Jahre 1879 post Christum natum die Resultate der Weltgeschichte urbi et orbi zu verkündigen. Wir bezweifeln dies trotz des halben Dutzends von Auflagen, die sein Werk schon erlebt hat, und des fernern halben, das es vielleicht noch erleben wird. Es kann natürlich nach jener Probe nicht mehr auffallen, daß der Verfasser den Menschen „nach dem göttlichen Ebenbild“ erschaffen sein läßt, daß über denselben Menschen nach so und so viel Generationen die Sündflut hereinbrach und daß durch dieselbe das ganze Menschengeschlecht (mitsammt der Thier- und Pflanzenwelt) bis auf eine Familie vom Erdboden vertilgt wurde. Warum sollen denn da nicht die in Höhlen und im aufgeschwemmten Lande gefundenen Menschenknochen von der Sündflut herrühren? Mit dieser Philosophie stimmt es auch, daß der Verfasser, getreu der biblischen Anschauung, von einer Urweisheit und Urreligion der ersten Menschen und von einer allmählich weiterschreitenden Degeneration träumt. Noah besaß noch die wahre Religion, nach und nach ist sie abhanden gekommen. Der Verfasser hat sonst Studien in der Mythologie gemacht (sogar der vergleichenden!), er weiß bei den Assyrern ganz genau, wo der Mensch aufhört und der Gott beginnt; seine Semiramis, sein Sardanapal verdampfen gar ungenirt zu göttlichen Wesen u. s. w.: aber diesen Destillationsproceß auch auf die hebräische Ueberlieferung anzuwenden (etwa bei Simson), oder ein Wort von dem Zusammenhang der iranischen Religion mit der hebräischen zu sagen (wozu ein gewissenhafter Forscher förmlich gezwungen wird), fällt dem Verfasser nicht ein. Natürlich, der Autoritätsglaube der Ueberzeugung von der vollkommenen Selbständigkeit und Selbstgeschaffenheit der jüdischen Religion könnte durch so gefährliche Parallelen (als da sind das Paradies, die Schlange, die Bäume des Lebens und der Erkenntniß verglichen mit den parsischen Traditionen) unliebsam erschüttert werden! Wäre der Standpunkt des Verfassers blos ein specifisch christlicher (der bekanntlich seit Jahrzehnten mit sich reden läßt und die weitgehendsten Concessionen macht), er vermöchte immer noch einer vorurtheilsfreien Anschauung und Beurtheilung der Weltgeschichte gerecht zu werden; aber er ist mehr als das, er ist orthodox, und die dadurch bedingte Enge des Gesichtskreises macht einen freien Ausblick unmöglich. Wer im Vordergrund immer zuerst die „Abgötterei“ und das „Heidenthum“ erblickt, das ganze Volksleben in diese Schablonen preßt und nach einer Dogmatik modelt, die ja selbst wieder nur ein Product der Weltgeschichte und als solches discutirbar ist, wird nicht im Stande sein, die Völker, welche am Kampf um die Menschenaufgaben theilgenommen haben, nach ihrem wahren Werth zu schätzen. Ein frischer fröhlicher Optimismus, der ausgeht von dem „ursprünglichen Zustand der Unschuld“ und hinstrebt auf den „Sieg, der errungen wird am Ende der Tage“, mag für das persönliche religiöse Bedürfniß eine sehr angenehm schmeckende Kost sein: in die Geschichte hinein paßt er nicht, und wer Augen hat zu sehen, wird auf Klio's Zügen nichts von jenem vertrauensseligen Lächeln, sondern den Flor tiefster Wehmuth erblicken; etliche wollen sogar das Grinsen der Verzweiflung darin sehen.

J. Mähly.

Schriften zur österreichischen Culturgeschichte.

1. Culturhistorische Bilder aus Böhmen. Von Joseph Svátek. Wien, Braumüller. 1879. Gr. 8. 6 M.

Nichts kann förderlicher sein für die genaue Kenntniß des Charakters einer Zeit, für die Beleuchtung ihres ganzen Cultur- und Sittenlebens als die Untersuchung einzelner darin hervortretender Momente, welche, ohne gerade dem großen Geschichtsleben anzugehören, doch durch ihre Eigenthümlichkeit werthvolle Streiflichter werfen auf das öffentliche oder Privatleben des ins Auge gefaßten Zeitraums. Im scheinbar Unbedeutenden steckt oft viel Wichtiges und Werthvolles, das in seinem Zusammenhalte im Stande ist, Partien aufzuhellen, die für den Historiker und insbesondere für den Culturhistoriker von hohem Werthe sind, die aber auch für den nicht eben forschenden Leser eine Fülle von Belehrung bieten und im engen Rahmen mitunter treffend ein Sittenbild vergangener Jahrhunderte vorführen, das in bändereichen Geschichtswerken oft vermißt wird. Man schenkt auch dieser Gattung sittengeschichtlicher Werke in neuester Zeit große Aufmerksamkeit, und wenn dieselben wie das vorliegende Buch Svátek's ein bestimmt abgegrenztes Gebiet behandeln, so wird durch diese Concentration des Stoffs die Arbeit nicht nur eingehender und werthvoller, sondern auch zugleich ein Glied in einer ganzen Kette solcher Arbeiten, die zusammen immer größere Gebiete umfassen und so schließlich das Material liefern zu einem harmonischen großen Ganzen, sei es daß man diese Gebietserweiterung räumlich, oder auf demselben Territorium zeitlich auffaßt, oder beides zugleich. Auch der österreichische Staat oder, da hier Politik nicht in Frage kommt, das Gebiet Gesammtösterreichs erfreut sich in neuester Zeit einer Reihe von forschenden Historikern, deren Arbeiten aneinandergefügt immer mehr dazu beitragen, die Kette zu vervollständigen, und die unermüdlich sind im Untersuchen neuer Stoffe, im Klarlegen neuer Partien des Culturlebens und seiner Geschichte. Svátek's „Culturhistorische Bilder aus Böhmen“ sind ein Werk in dem

angedeuteten Sinne, das sich mit interessanten culturgeschichtlichen Untersuchungen auf dem uralten Boden Böhmens beschäftigt.

Das Buch bietet neun Aufsätze von bald größerm, bald geringerm Umfange. In dem ersten derselben: „Hexenprocesse in Böhmen", weist uns der Verfasser auf Grundlage von noch unbekanntem Quellenmaterial eine Reihe merkwürdiger Hexenprocesse nach, welche aus dem 16. und 17. Jahrhundert herrühren und einen traurigen Einblick in das Gebiet des Hexenproceßwesens gewähren. Interessant ist unter anderm die Mittheilung, daß lange vor dem Einschreiten der aufgeklärten Geister Deutschlands, wie des Christian Thomasius und Nachfolgender, gegen den Unsinn des Hexenwesens, in Böhmen der utraquistische Pfarrer Johann Stelcar Zeletawský in einem 1588 zu Prag erschienenen Werke, „Kniha duchovní" (Geistliches Buch) betitelt, den Glauben an Hexen und Zauberer als einen Widersinn und die Verfolgung der wegen Hexerei Verdächtigten für inhuman erklärte. Dieselbe Zeitperiode ist es, welche auch der Aufsatz „Die Alchemie in Böhmen" behandelt, aus dem der Antheil sehr hochgestellter Herren, ja eines großen Theils des höchsten Adels in Böhmen an der bodenlosen Goldmacherkunst hervorgeht. Wir lernen alle wichtigen Adepten jener Zeit aus Böhmen, ihre Schicksale, Wanderungen und Abenteuer kennen, und die Beziehungen derselben zu einer Zahl von adelichen Familien werfen ein äußerst merkwürdiges Licht auf die allgemeine Verschrobenheit und Verkehrtheit der Ansichten jener Zeit. Nach dem kürzern Aufsatze: „Adamiten und Deisten in Böhmen", der das Auftreten dieser Sekten bis zu ihrem Ende schildert, bietet Svátek noch zwei kleinere Arbeiten: „Ein griechischer Abenteurer in Prag", worin die abenteuerlichen Fahrten des Jakob Olympidar Paläolog insbesondere in Böhmen geschildert werden, sowie die Skizze: „Die Guillotine in Böhmen", worin die landläufige Ansicht, daß schon im 13. Jahrhundert Guillotinen — natürlich nur der Sache, nicht dem Namen nach — vorgekommen seien, historisch widerlegt wird. Umfangreicher zeigt sich die „Bauernrebellionen in Böhmen" überschriebene Arbeit, welche zahlreiche werthvolle Daten zur Geschichte der Bauernkriege bietet, sowie der Aufsatz: „Die Rudolfinische Kunstkammer in Prag", der für den Cultur- und Kunsthistoriker hoher Beachtung werth ist, da er die Thätigkeit des kunstliebenden Kaisers Rudolf auf seinem Lieblingsgebiete genau schildert und sich vielfach auf urkundliches Material stützt. Eine ganz kurze Skizze: „Schiller in Böhmen", schildert den Aufenthalt unsers Dichterheros in Karlsbad, Eger und Prag, und endlich greift die Schilderung der „Zigeuner in Böhmen" auf das historisch-ethnographische Gebiet hinüber.

Man ersieht aus allen diesen Andeutungen, daß jeder künftige Culturhistoriker Gesammtösterreichs Svátek's Buch zur Hand nehmen muß, wie auch der Geschichtsfreund überhaupt es mit Interesse betrachten wird.

2. Die ältere Ordnung und Verfassung der Städte in Steiermark. Eine historische Skizze von Richard Peinlich. Graz, Vereinsbuchdruckerei. 1879. 8. 1 M.

Dieses historische Schriftchen, es umfaßt 112 Kleinoctavseiten, verarbeitet ein ungemein großes Material, welches mit derselben Genauigkeit und Liebe behandelt ist, die der Verfasser allen seinen so exacten Arbeiten zuwendet. Richard Peinlich's großes Werk über die „Geschichte der Pest in Steiermark", das vor kurzem erst mit dem zweiten Bande abgeschlossen wurde, zeigte den Riesenfleiß dieses Gelehrten, der unter dem Titel „Geschichte der Pest" eigentlich eine Geschichte des gesammten steirischen Culturlebens insbesondere der letzten Jahrhunderte bot und so eingehend und genau alle Verhältnisse des öffentlichen Lebens darin behandelte, daß man sich bei der Lektüre des genannten Werks ganz in jene traurige Zeit des „großen Sterbens" hineinversetzt fühlte, nicht nur mit Rücksicht auf das letztere selbst, sondern auch mit Rücksicht auf das öffentliche Leben in Dorf und Stadt, auf Handel und Wandel, auf wissenschaftliches und Gemeindeleben u. s. w. Beinahe möchte man die vorliegende Schrift eine weitere Ausführung einzelner Partien jener Geschichte der Pest nennen, so seltsam dies auch klingen mag. Züge, die dort angedeutet erscheinen, finden sich in dieser historischen Skizze ausgeführt und systematisch zusammengestellt, freilich auf Grundlage reichen neuen Materials, welches, wie der Verfasser selbst bemerkt, „fast ausschließlich auf archivalischen Quellen beruht". Die eigentliche Aufgabe der Abhandlung ist, auf historischer Basis klar zu legen, welche Einrichtung die ältere Städteverfassung in Steiermark hatte, was für ein Sinn, welche Bedeutung den Benennungen: Bürger, Bürgerrecht, Bürgerschaft, Bürgermeister, Richter und Rath, beizulegen ist. Die Kapitelüberschriften: „Von der Bürgerschaft", „Der innere und äußere Rath", „Der Stadtrichter", „Der Bürgermeister", „Der Stadtschreiber", deuten die Gliederung des Ganzen an, dem als Anhang noch zwei Listen der Stadtrichter und Bürgermeister der Landeshauptstadt Graz seit 1214 beziehungsweise 1446 beigefügt sind. Die interessantesten historischen Daten über die Communalverhältnisse jener Tage werden uns hier vorgeführt, und auch der außerhalb des behandelten Landes Stehende wird dieselben in der vorliegenden fesselnden Darstellung gern verfolgen, zumal für den Geschichtsfreund die Parallelen mit den Verhältnissen der übrigen Städte Oesterreichs und Deutschlands werthvolle Resultate historischer Untersuchung liefern dürften.

3. Kunst und Künstler in ihrer Förderung durch die steirische Landschaft vom 16. bis 18. Jahrhundert. Studie aus den Rechenbüchern und Acten des Landesarchivs von Emil Kümmel. Graz, Leuschner u. Lubensky. 1879. Gr. 8. 3 M.

In Ausgabe- und Rechenbüchern von Behörden und selbst von einzelnen Persönlichkeiten steckt oft das werthvollste Material für den Historiker und insbesondere auch für den Culturhistoriker. Hierfür liefert die vorliegende Abhandlung den deutlichsten Beweis. Obgleich der Rahmen derselben eng begrenzt ist, so hat es doch der Verfasser verstanden, aus den trockenen und dürftigen Daten, welche ihm hauptsächlich Rechenbücher und Acten darboten, ein hübsches abgerundetes Bild zusammenzustellen, wie sich das Kunstleben der Steiermark vom 16. bis zum 18. Jahrhundert gestaltete, und wie es durch die Landschaft, d. h. durch die Landesvertretung, die aus den Landständen bestand und besteht, gefördert wurde. Einige Schwierigkeit bot begreiflicherweise das Ziehen der Grenzlinie zwischen

den eigentlichen Künstlern und den Kunsthandwerkern. Der Verfasser hatte aber auch gar nicht die Absicht, dieselbe zu ziehen, und tritt überhaupt nicht als Aesthetiker, sondern als strenger Historiker auf. Als solcher verzeichnet er denn auch pünktlich und gewissenhaft alle Daten, Namen und geschichtlich merkwürdigen Angaben, die italienischen Architekten, welche beim Bau des grazer Landhauses beschäftigt waren, die Maler, Goldschmiede, Kupferstecher, Holz- und Formschneider u. s. w., welche alle gewissermaßen in Diensten der Landschaft standen und einen schönen Beweis dafür liefern, wie warm sich Steiermarks Adel zu jener Zeit der Förderung künstlerischer Bestrebungen angenommen. Unter den Kupferstechern ist es insbesondere G. M. Vischer aus dem 17. Jahrhundert, der bekannte Stecher des steiermärkischen großen Schlösserbuchs, über den werthvolle Details geboten werden. Endlich sei noch bemerkt, daß auch der Musik und dem Schauspiel Aufmerksamkeit geschenkt wird, in letzterer Beziehung z. B. aus dem Jahre 1649 „engellendische Lufftspringer" in Steiermark, sowie „Komedianten" nebst ihren „Principalen" von der Mitte des 17. bis in das erste Drittel des 18. Jahrhunderts nachgewiesen werden. Es sind somit kunstgeschichtliche Daten hier zusammengestellt, die ein bedeutendes Licht auf die erwähnten Verhältnisse der Steiermark werfen und insbesondere dem Kunsthistoriker viel Neues bieten.

4. Studien an den Grabstätten alter Geschlechter der Steiermark und Kärntens. Von Leopold von Beckh-Widmanstetter. Graz, Wohlfarth. 1877—78. Gr. 8. 7 M.

Wenn die bisher besprochenen Werke es mehr mit der eigentlichen Culturgeschichte zu thun hatten, so bietet das vorliegende Buch eine Reihe genealogisch-heraldischer Untersuchungen, allerdings zu dem Behufe angestellt, um historische Daten und Beziehungen einzelner hervorragender Persönlichkeiten klar zu stellen, und in eine gefällige Form eingekleidet. Die Geschlechter, welche Beckh-Widmanstetter zum Gegenstand seiner Untersuchung gemacht, sind: Liechtenstein, Teuffenbach, Neumann und Eggenberg, also kärntnische und steirische Familien, unter denen die Liechtensteine einen besonders hervorragenden Rang einnehmen und wegen unsers von ihnen stammenden berühmten Minnesängers wol auch für die weitesten Kreise die Abhandlung über sie in dem vorliegenden Werke höchst werthvoll erscheinen lassen. Der Verfasser hat sich schon seit Jahren mit der Sammlung von Inschriften auf den alten Grab- und andern Denksteinen beschäftigt, und diese schwere Mühe lohnte sich, wie man aus den vorliegenden Abhandlungen sieht, reichlich. Das vermeintlich todte, vielfach verwitterte und auch theilweise unwürdig behandelte Gestein belebte sich durch das, was die figurenhaften Darstellungen auf ihm und die eingemeißelten Inschriften oft nur andeuten, oft in eindringlicher Sprache dem Forscher verkünden. Was nun die vorliegenden Abhandlungen betrifft, welche auf Grund dieses Materials abgefaßt sind, so hat Beckh-Widmanstetter dabei keine Mühe gescheut, zur Feststellung von Daten aus dem Leben der Behandelten auch nach andern Seiten seine Forschungen zu richten, und es ist ihm gelungen, von einigen Geschlechtern ganz abgerundete Bilder zu entwerfen, die auch als biographische Charakterbilder einen Werth haben. In dem ersten Auffatze: „Liechtenstein zu Muren", wird das Geschlecht, aus dem der ebenerwähnte Minnesänger stammt, vom Jahre 1140 an verfolgt und bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts fortgeführt unter Beibringung zahlreicher neuer Angaben. Eine sehr merkwürdige Persönlichkeit tritt uns in der Abhandlung „Neumann zu Wasserleonburg" in der Frau Anna Neumann entgegen, welche fünfmal mit hervorragenden österreichischen Adelichen vermählt war und im Jahre 1617 mit 82 Jahren noch den Grafen Georg Ludwig von Schwarzenberg heirathete, obgleich sie selbst einem schlichten Bürgergeschlecht entstammte. Endlich erscheint auch ein merkwürdiges Geschlecht in den Eggenbergern, welche durch bürgerliche Betriebsamkeit, kriegerische Tugenden und staatsmännische Verdienste die freie unmittelbare Fürstenwürde im Deutschen Reiche erlangten. Nicht nur genaue Stammtafeln der behandelten Familien, sondern auch treffliche photolithographische Abbildungen der Grabsteine und Denkmäler erläutern und schmücken dieses Buch, das für die deutsche und österreichische Adelsgeschichte von hervorragender Wichtigkeit ist.

5. Ludwig und Karl Grafen und Herren von Zinzendorf, Minister unter Maria Theresia, Joseph II., Leopold II. und Franz I. Ihre Selbstbiographien nebst einer kurzen Geschichte des Hauses Zinzendorf herausgegeben von Eduard Gaston Grafen von Pettenegg. Mit 2 Porträts und 12 Stammtafeln. Wien, Braumüller. 1879. Gr. 8. 8 M.

Die Grafen Ludwig und Karl von Zinzendorf sind Vertreter eines der ältesten österreichischen Adelsgeschlechter, beide haben in dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts die höchsten Staatsämter bekleidet und sich durch ausgezeichnete geniale Begabung hervorgethan. Es ist daher eine Arbeit von hohem Werthe, welche uns die Biographien dieser beiden Männer und zwar von ihnen selbst aufgezeichnet darbietet. Wir lernen aus diesen Biographien nicht blos das Leben der Biographen, sondern ein Stück Cultur- und Staatsgeschichte Oesterreichs kennen und gewinnen Einblicke in diplomatische und finanzielle Verhältnisse von den Zeiten der großen Kaiserin an bis zur Regierungszeit Franz' I. Eduard Gaston Graf von Pettenegg, selbst ein Glied des hohen Adels, verdankt es einem glücklichen Funde, durch den er diese Selbstbiographien ans Tageslicht förderte; er leitet dieselbe durch eine kurze Geschichte des Hauses Zinzendorf ein, dessen Name im Jahre 1114 in einem Wisint de Cicendorf und 1190 schon in einem Otto miles de Czinczendorf vorkommt: das Geschlecht kann daher mindestens bis auf das 12. Jahrhundert zurückgeführt werden. Im 15. und 16. Jahrhundert machten sich einige Zinzendorfer schon hervorragend bemerkbar und Christoph von Zinzendorf brachte unter Max I. die Herrschaften Pottendorf, Scharfeneck u. a. m. an sein Geschlecht, worauf jeder Nachfolger das Besitzthum der Zinzendorfer immer mehr vergrößerte. Graf Pettenegg zeichnet im Umriß alle bedeutendern Glieder des Geschlechts und bietet auf diese Art eine kurze Geschichte desselben, welche an sich einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der deutschen Adelsgeschlechter bildet. Daran schließen sich nun die erwähnten Selbstbiographien und zwar zuerst diejenige des „Grafen und Herrn Ludwig von Zinzendorf und Pottendorf"; beide Biographien sind den Originalen möglichst getreu nachgedruckt. Graf Lud-

wig von Zinzendorf war der älteste Sohn des Grafen Friedrich Christian und dessen erster Gemahlin Dorothea Juliana Amalia; er war Inhaber der höchsten österreichischen Orden und seit 1773 Staatsminister; er hatte eine vorzügliche Ausbildung genossen und beispielsweise auf der Universität Leipzig die trefflichsten Gelehrten auf juristischem Gebiete, wie Hommel, Mascow, Bauer, auch die Professoren Jöcher und Gottsched gehört. Die Detailaufzeichnungen des Grafen aus dieser leipziger Zeit sind von besonderm Werthe und von hohem Interesse. Reisen nach allen Richtungen hin hatten des Grafen staatsmännische Ausbildung bedeutend gefördert, und schon sein Exposé über das damalige, nach dem System des Grafen von Haugwitz eingerichtete Ministerium, welches er überschreibt: „Exposition abregée du système de Gouvernement présent 1748", zeigt seinen Scharfblick und sein richtiges Urtheil. Seitdem wurde des Grafen Wirken in Staats- und Finanzangelegenheiten immer bedeutender und seine Persönlichkeit der großen Kaiserin immer unentbehrlicher. Im Jahre 1762 wurde er zum Generalcontroleur der Finanzen und Hofrechnungskammerpräsidenten ernannt, und wie erwähnt endete seine Carrière erst mit dem Erreichen der höchsten Stelle im Staate. Er starb in Wien am 4. October 1780.

Johann Karl Christian Heinrich Graf von Zinzendorf, dessen Selbstbiographie derjenigen seines eben genannten Stiefbruders nun folgt, erscheint von nicht minderer Bedeutung für die Staatsgeschichte Oesterreichs. Geboren am 5. Januar 1739, wurde er schon im Jahre 1759 königlich polnischer und kurfürstlich sächsischer Hof- und Justizrath. Außer seiner genialen Begabung verdankte er auch seinen vielen Reisen seine umfassende Bildung; er kam nach der Schweiz, nach Italien, Frankreich, Spanien, England, Irland, Polen, Rußland, wurde 1775 Wirklicher Geheimrath und ein Jahr später Gouverneur von Triest, 1792 hatte auch er die hohe Stelle eines Staatsministers erreicht; er starb als der letzte männliche Sprosse seines Hauses am 4. Januar 1813 zu Wien.

Den Selbstbiographien sind auch die Porträts der beiden Biographen und eine Anzahl Stammtafeln der Familie Zinzendorf beigegeben, welche zur guten und raschen Orientirung dienen.

Biographisches.

Robert Blum. Ein Zeit- und Charakterbild für das deutsche Volk. Von Hans Blum. Mit Robert Blum's Porträt in Stahlstich und dem Facsimile des letzten Briefs Robert Blum's. Leipzig, Keil. 1878. 8. 6 M.

Es konnte als ein Wagniß angesehen werden, wenn der Sohn es unternahm, das Leben seines Vaters zu beschreiben. Die doppelte Gefahr lag nahe, daß entweder die Pietät des Sohnes auf Kosten historischer Wahrheit und Treue, oder die Parteimeinung unserer Tage auf Kosten der vollen Pietät und Gerechtigkeit gegen den verstorbenen Vater in dem Widerstreit dieser beiden Anschauungen siegen werde. Allein der Verfasser der uns vorliegenden Biographie Robert Blum's, Hans Blum, erkannte vollständig die Gefahr, welche dem Gelingen seines achtzehn Jahre hindurch mit freudiger Beharrlichkeit verfolgten Plans entgegenstand, und diese Erkenntniß hat ihn die Collisionen, die ihm bei der Abfassung seines Buchs entstehen konnten, vermeiden lassen; weder die kindliche Pietät noch die historische Wahrheit und Gerechtigkeit sind verletzt worden.

Am 9. November 1878 war ein ganzes Menschenalter verstrichen, seitdem Robert Blum auf der Brigittenau verblutete. Dieser Zeitabschnitt hat die alten Parteileidenschaften vielfach abgekühlt und das Urtheil ruhiger, klarer und richtiger werden lassen; aber noch andere, beachtenswerthe Gründe drängten den Verfasser dazu, nicht länger mit der Veröffentlichung seiner Arbeit zu zögern. Er wollte seinen Vater gegen ungerechte Angriffe vertheidigen und namentlich jenes falsche Bild, zu welchem Joseph Alexander Freiherr von Helfert in seiner „Geschichte Oesterreichs vom Ausgang des wiener Octoberaufstandes" die Grundlinien scheinbar aus österreichischen Privat- und Staatsarchiven zusammengetragen hatte und das seit etwa acht Jahren fast unberichtigt geblieben war, durch ein geschichtlich treues ersetzen. Außerdem erschien ihm der Versuch, das Leben und Wirken jenes Mannes, welcher die treueste Fürsorge für den sogenannten vierten Stand mit einer gutdeutschen Gesinnung vereinigte, das Leben und Wirken Robert Blum's darzustellen, besonders in einer Zeit geboten, in welcher ein vaterlandsloses Demagogenthum den rohen Klassenhaß predigt und die Verhöhnung und Zerstörung der deutschen Vaterlandsliebe als die Grundbedingung der wahren Freiheit hinstellt. „Die Wahrheit über Robert Blum mußte bald gesagt werden", so meint der Autor nicht mit Unrecht in der seinem Buche vorangeschickten Vorrede, „da die socialdemokratische Partei mit der ihr eigenen Virtuosität der Lüge diesen Mann seit Jahren in ihren unsaubern Blättern als einen ihrer socialistischen Parteiheiligen pries." Vielleicht kann auch die in Rede stehende Schrift ihr Scherflein dazu beitragen, eine Wandlung der ethischen und nationalen Gesinnung jener Kreise anzubahnen, die bereits von dem zersetzenden Gift der Socialdemokratie angefressen sind. Zeigt doch das darin niedergelegte Lebens- und Charakterbild einen Mann, der sich aus dem tiefsten socialen Elend durch eigene Kraft emporarbeitete zu dem höchsten Ehrensitze seines Volks und der für die höchsten Güter der Nation sein Leben einsetzte. Vor solcher Größe muß in der That die ganze Erbärmlichkeit der modernen socialistischen Heilslehre und die Kleinheit ihrer Apostel besonders grell zu Tage treten. Außerdem ist hier, und das ist nicht das geringste Verdienst von Hans Blum, zum ersten mal der Werdegang von Robert Blum fast ausschließlich mit seinen eigenen Worten dargestellt, seine Weltanschauung und Parteimeinung an der Hand aller eigenhändigen Aufzeichnungen, die nur irgend in seinem Nachlasse, im Gewahrsam seiner Gattin, seiner Schwester, vieler seiner Freunde und infolge öffentlicher Aufforderung sich vorfanden, wahrheitsgemäß mitgetheilt worden.

Das Buch zerfällt, abgesehen von der Vorrede, dem

Namen- und Inhaltsverzeichniß, in zwanzig Kapitel, die folgende Ueberschriften tragen: 1) „Kindheit" (1807—17); 2) „Schule und Kirche" (1813—20); 3) „Lehr- und Wanderjahre" (1820—27); 4) „Stellung bei J. W. Schmitz" (1827—30); 5) „Stellung als Theaterdiener und Dichter" (1830—32); 6) „Die ersten Jahre in Leipzig" (1832—36); 7) „Erstes politisches Wirken. Eigene Häuslichkeit" (1837—38); 8) „Neue Hoffnungen. Eugenie Günther" (1839—40); 9) „Wachsendes öffentliches Wirken" (1840—44); 10) „Reaction unter Könneritz. Die deutschkatholische Bewegung" (1843—45); 11) Wachsende Gärung in Sachsen. Die leipiger Augustereignisse" (1845); 12) „Die letzten Jahre vor der Revolution" (1846—47); 13) „Die Jubelwochen der Revolution" (Februar und März 1848); 14) „Im Vorparlament und Funfziger-Ausschuß" (Ende März bis 18. Mai 1848); 15) „Im Parlament". (Bis zur Einsetzung der provisorischen Centralgewalt. Mai bis Juli 1848); 16) „Im Parlament und Daheim" (Juli und August 1848 bis zum Conflict über den Malmöer Waffenstillstand); 17) „Der Waffenstillstand von Malmö. Die frankfurter Septembertage"; 18) „Nach Wien und in Wien". (Wiener Octoberrevolution 1848); 19) „Robert Blum's Gefangennehmung, Proceß und Tod, Militärdespotie"; 20) „Deutschlands Todtenklage".

Die ersten Kapitel zeigen uns in einfacher, aber oft ergreifender Weise, wie Robert Blum in seiner Kindheit und Jugend die Leiden der Armuth kostete wie selten ein anderer. Schon als ganz junger Mensch hat er lange und schmerzliche Blicke in die tiefsten Tiefen leiblichen und geistigen Elends gethan. Ihm ist der herbste Schmerz nicht erspart geblieben, der eine reichbegabte, wissensdurstige Natur erfüllen kann: der Schmerz, aus Armuth dem Lernen, der höhern Ausbildung entsagen, mit einfacher Handarbeit sein Brot verdienen zu müssen. Robert Blum ist mit eigener Kraft aus diesem ihm von einem harten Schicksal vorgezeichneten, scheinbar unübersteiglichen Lebenskreise immer freier und größer herausgewachsen. Er hat begonnen, mit unvergleichlicher Ausdauer an seinen eigenen geistigen Fähigkeiten, an seiner Befreiung aus den Banden der Armuth und Unbildung zu arbeiten. Er hat mit jedem Schritt, der ihn unabhängiger stellte und seine Gesichtspunkte erweiterte, auch weitere und höhere Ziele ins Auge gefaßt. Von den Interessen seiner Person, seiner freien Seele, seiner Familie, seines Standes, seiner Stadt, seiner Religionsgenossen ist er vorgeschritten zu dem Streben, die wichtigsten und höchsten Angelegenheiten seines ganzen Volks zu vertreten. Die Leiden und Kümmernisse wie die berechtigten Forderungen des Arbeiters haben selten oder nie einen beredtern Anwalt gefunden als Robert Blum. Von nicht geringem Interesse ist das neunte Kapitel, welches über das wachsende öffentliche Wirken Blum's berichtet; wir ersehen daraus, wie er zur Gründung des Schriftstellervereins und Schiller-Vereins in Leipzig beiträgt, wie er in der Presse durch die „Vaterlandsblätter" und das Taschenbuch „Vorwärts" für die freiheitliche Entwickelung von Sachsen und ganz Deutschland wirkt und mit vielen der bedeutendsten Gelehrten, Politiker und Dichter unsers Vaterlandes in Verbindung tritt. In den Kapiteln 14, 15, 16 und 17, wo die Thätigkeit Blum's im Vorparlament, im Funfziger-Ausschuß und im Parlament selbst geschildert wird, erhalten wir manche neue Aufschlüsse über die politische Action, die Parteibeziehungen und die wahren Ansichten dieses vielgefeierten und vielgehaßten Volksmannes. Von hohem Interesse ist die Richtigstellung der von Heinrich Laube in der Schrift: „Das erste Deutsche Parlament" über Robert Blum gefällten Urtheile. Die Vertheidigung des Vaters gegen falsche Anschuldigungen und ungerechte Angriffe hindert aber den Sohn nicht, die Irrthümer und Fehlgriffe des erstern zuzugestehen, wenn er auch bemüht ist, dieselben zu erklären und auf das richtige Maß zurückzuführen. Robert Blum war kein Straßendemokrat; er gefiel sich häufig nicht in seiner Parteifraction und harrte nur auf seinem Posten aus, weil er es für seine Pflicht hielt. Am 4. October 1848 schrieb er einen Brief an seine Gattin, in der seine traurige Stimmung voll und deutlich zum Ausdruck kam; es heißt da unter andern:

> Die letzten Wochen sind viele Kräfte und thörichterweise vernichtet worden, die bei weiser Zusammenfassung und sorgsamer Verwendung hingereicht hätten, das Schicksal Deutschlands vollständig umzugestalten. Nie bin ich so lebens- und wirkensmüde gewesen wie jetzt; wäre es nicht eine Schande, sich im Unglück von den Kampfgenossen zu trennen, ich würde zusammenraffen, was ich allenfalls habe, und entweder auswandern, oder mir in irgendeinem stillen friedlichen Thale des südlichen Deutschland eine Mühle oder dergleichen kaufen und nie wieder in die Welt zurückkehren, sondern theilnahmlos aus der Ferne ihr Treiben betrachten. Nicht weil ich muthlos bin und an dem endlichen Siege der Vernunft verzweifle, sondern weil ich wirklich müde bin, völlig abgerungen in dieser Sisyphusarbeit, die ewig sich erneuert und kaum einen Erfolg zeigt. Indessen, es muß ausgehalten sein, und da einmal nach dem Naturgesetz die Revolutionen ihre Kinder fressen, so mag es ruhig diesem Hungermomente entgegengehen; die Erschlaffung, welche so natürlich sich an die traurigen Erfahrungen der letzten Zeit knüpft, wird wol auch wieder weichen.

Vollständig gelungen ist die Vertheidigung Robert Blum's gegen die vom Freiherrn Joseph Alexander von Helfert in dessen „Geschichte Oesterreichs vom Ausgang des wiener Octoberaufstandes" aufgestellte Behauptung, daß Robert Blum noch nach der zwischen den Truppen und den Aufständischen abgeschlossenen Capitulation und während der Einnahme der Stadt Wien unter Waffen gestanden und gefochten habe. Der Verfasser weist, auf zuverlässige Zeugnisse gestützt, diese Behauptung als eine „verleumderische Unwahrheit" zurück.

Das Buch von Hans Blum ist ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der neuesten Zeit; es enthält eine verhältnißmäßig reiche Fülle historischen Materials und wird ältern Zeitgenossen, die sich der Zeit vor 1848 und der bedeutungsvollen Ereignisse während dieses sturmbewegten Jahres lebhaft entsinnen und darin vielleicht eine active Rolle spielten, eine willkommene Erinnerungsgabe sein. Aber auch aus andern Gründen, auf die näher einzugehen hier nicht der Ort ist, dürfte es gut und zweckmäßig sein, gerade in der Gegenwart einmal wieder die Zeiten von 1848 dem lebenden Geschlecht in das Gedächtniß zurückzurufen.

Rudolf Doehn.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Das Jahr 1878 war reich an interessanten und tiefgreifenden Bewegungen im Völkerleben, obschon es auch einige recht beklagenswerthe und schmachvolle Ereignisse aufweist. Zu den letztern sind zu zählen: die Attentate auf den Kaiser Wilhelm, auf den König von Spanien, auf den König von Italien; unter den erstern sind besonders hervorzuheben: die weitere Entwickelung der orientalischen Krisis (Berliner Congreß), die Auflösung des Deutschen Reichstags, die deutsch-österreichische Uebereinkunft hinsichtlich Nordschleswigs (mit welfischem Hintergrund), die Beaconsfield'sche „Kaiserpolitik", der Tod Victor Emanuel's und die Thronbesteigung Humbert's, das Hinscheiden Pius' IX. und die Erhebung des Cardinals Pecci auf den päpstlichen Stuhl, die Correspondenzen und Encykliken Leo's XIII., der Ministerwechsel in Belgien, die Finanzfrage in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Alle diese Ereignisse hat Professor Wilhelm Müller nach den Principien einer pragmatischen Geschichtschreibung in dem zwölften Jahrgang seiner „Politischen Geschichte der Gegenwart" (Berlin, Springer, 1879) anschaulich zur Darstellung gebracht. Da dies Werk fast alle wichtigen Thatsachen berührt und jedem Ereignisse die richtige Stellung und die durch den Zusammenhang der Dinge gebotene Beleuchtung gibt, so hat sich dasselbe bereits einen großen und sichern Leserkreis erobert. Vorzugsweise für deutsche Leser berechnet, widmet es der Entwickelung des Deutschen Reichs den meisten Raum; alsdann schildert es die orientalische Krisis, die hauptsächlichsten Vorkommnisse in Rußland und England, in Oesterreich-Ungarn, in Frankreich, in Spanien, in Italien, in Belgien und Holland, in Skandinavien, in der Schweiz und in Amerika. Als wichtige „Enthüllungen" führt der Verfasser die Mittheilungen des Prinzen Napoleon über eine französisch-italienisch-österreichische Allianz im Jahre 1870 an (vgl. Jahrgang 1876, S. 225), außerdem die Entgegnung des Herzogs von Gramont, ein Schreiben Ricasoli's vom 24. März 1871 und Angaben Bonghi's zur Widerlegung der Gramont'schen Darstellung. Für die Uebersichtlichkeit und die Bequemlichkeit des Nachschlagens ist durch die fortlaufenden Ueberschriften, durch das Inhaltsverzeichniß, das alphabetische Register und die Chronik zur Genüge gesorgt, sodaß auch dieser Band des Werks nach Inhalt und Form vollständig seinem Zwecke entspricht und jedem Freunde der Geschichte der neuesten Zeit zum Studium zu empfehlen ist.

Ausländische Literatur.

Die englische Dichtung ist wieder um eine neue Schöpfung Robert Browning's unter dem Titel „Dramatic Idyls" bereichert worden. Es sind dies abermals erzählende Dichtungen, wenngleich nicht alle von ihm erdichtet, die er in seiner gewohnten Weise, psychologisch analysirend und wenig bekümmert um die Form, behandelt hat.

Im Gegensatz zur Nachlässigkeit dieses Dichters kann die Prosa des geistreichen Kritikers J. A. Symonds gerühmt werden, der in seinen „Sketches and Studies in Italy" als Meister in der Landschaftsschilderung sich erweist.

— Leslie Stephen hat einen dritten Band seiner werthvollen „Hours in a Library" veröffentlicht, in welchem sich unter anderm sein seinerzeit Aufsehen erregender absprechender Essay über Macaulay, der vor nicht lange in einer Monatsschrift erschien, befindet. Das „Athenaeum" sagt von dem Buche im ganzen, es sei seit vielen Jahren keine gedankenvollere und gewissenhaftere Sammlung literarischer Kritiken erschienen.

— Aus der neuesten oder besser amerikanisch-englischen Literatur erwähnen wir Moses Coit Tylers' „A History of American Literature". Das Werk scheint sehr umfangreich werden zu sollen, denn die ersten zwei Bände, die jetzt vorliegen, beginnen mit dem Jahre 1607 und reichen blos bis 1775, enthalten also nur die Epoche vor der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten, die der Verfasser die „Colonialepoche" nennt. Die Ausführung ist im ganzen recht gut, und nur die Sprache etwas zu amerikanisch gefärbt.

— Aus der neuesten französischen Literatur heben wir zunächst „Le Banquet" von J. Michelet hervor; es ist die erste in der Reihe der nachgelassenen, unter dem Titel „Papiers intimes" von der Witwe des Verfassers herausgegebenen Schriften und ward im Jahre 1854 auf einer Erholungsreise in Norditalien geschrieben. Voran geht „Le pays de la faim", eine Schilderung des Elends der ligurischen Bauern. In beiden Stücken zeigt sich Michelet's Schreibart in ihrer ganzen Frische und Genialität.

— Das neueste Werk von Angelo de Gubernatis „La Mythologie des Plantes, ou les Légendes du règne végétal" ist nicht minder reichen und interessanten Inhalts als sein früheres, welches die Mythologie der Thierwelt behandelt.

Bibliographie.

Arany, J., König Buda's Tod. Ein Epos. Aus dem Ungarischen übersetzt von A. Sturm. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Aus dem deutsch-französischen Kriege 1870—1871. Tagebuch eines Dreiundachtzigers. Marburg, Elwert's Verlag. Gr. 16. 75 Pf.

Bartels, E., Ueber Systembildung. Philosophische Studie. Berlin, Grieben. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Becker, J. H., Das Wesen des Geldes. Eine Studie über die Ursachen der Krisis. Berlin, Verlagsbuchhandlung F. Graf Behr. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Bernhardi, T. v., Vermischte Schriften. 2 Bde. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 14 M.

Blumenthal, O., Zum Dessert. Geplauder. Bern, Frobeen u. Comp. Verlag. 8. 3 M.

Bombelles, Graf M., Der Graf von Cilli. Historisches Drama. 1452. Wien, Lechner's Verlag. Gr. 16. 2 M.

Class, G., Ueber die Frage nach dem ethischen Werth der Wissenschaft. Akademische Antrittsvorlesung. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 30 Pf.

Ernst, Charlotte, Allerlei Blätter und Blüthen aus ernsten und frohen Tagen. Norden, Soltau. 8. 1 M.

Faligan, E., Der Herzog von Guise. Historischer Roman. Autorisirte Uebersetzung von L. v. Erlburg. Mainz, Kirchheim. 8. 4 M.

Ludwig Feuerbach. Aussprüche aus seinen Werken gesammelt von Leonore Feuerbach. Leipzig, O. Wigand. 8. 2 M.

Friese, R., Stimmen aus dem Reich der Geister. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 4 M.

Gefangen und in Banden. Gewonnen. Zwei Novellen aus dem Reichslande. Metz, Deutsche Buchhandlung. 8. 1 M. 20 Pf.

Haidheim, L., Das schlimme Jahr. Roman aus der Schweizergeschichte. 3 Bde. Berlin, Janke. 1880. 8. 10 M.

Kneiß, A., Heitere Momente aus dem Schulleben. Ein ergötzliches Büchlein für alle Leute. Leipzig, Webel. Gr. 16. 1 M.

Krause, G., Ludwig, Fürst zu Anhalt-Cöthen, und sein Land vor und während des dreißigjährigen Krieges. Nach den Quellen herausgegeben. 2ter u. 3ter Thl. Neusalz a/O., Krause. Gr. 8. 6 M.

Der deutsch-französische Krieg 1870—1871 und das Generalstabswerk von C. von B. 6tes Heft. Berlin, Jahncke. Lex.-8. 4 M.

Krüger, J., Zwei Hamburger Kinder. Lokal-Novelle. Altona, Verlagsbureau. Gr. 8. 2 M.

Nobiling, M., Liebenstein. Ein romantisches Lied vom Thüringer Walde. Kassel, Bacmeister. 8. 3 M.

Meinardus, O., Die Succession des Hauses Hannover in England und Leibniz. Ein Beitrag zur Kritik des O. Klopp. Oldenburg, Stalling's Verlag. 1878. Gr. 8. 1 M.

Prohl, Hedwig, In Leid und Freud. Novellen. Breslau, Schottländer. 8. 3 M.

Rutsch, C., Wanderungen durch die Thäler der Mosel, Ahr und Nahe mit landschaftlichen und geschichtlichen Schilderungen. Trier, Lintz. Gr. 8. 3 M.

Svátek, J., Culturhistorische Bilder aus Böhmen. Wien, Braumüller. Gr. 8. 6 M.

Universal-Bibliothek. Nr. 1199. 1200: Lohengrin, der Ritter mit dem Schwane. Ein mittelhochdeutsches Heldengedicht. Erneut von H. A. Junghans. Leipzig. Ph. Reclam jun. 16. à 20 Pf.

Vogler, M., In den Gewittern der Zeit. Roman aus der Gegenwart. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 8. 3 M.

Wachenhusen, H., Die Selige. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 4 M.

Wigand, P., Der Stil Walthers von der Vogelweide. Marburg, Elwert's Verlag. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Wuttke, H., Zur Vorgeschichte der Bartholomäusnacht. Historisch-kritische Studie. Herausgegeben aus dessen Nachlasse von G. Müller-Frauenstein. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 3 M

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 37. — 11. September 1879.

Neue Schriften zur Literatur des Theaters.

Die theaterhistorische Production scheint sich jetzt mit Vorliebe auf die theatralische Studiengeschichte zu werfen, und während ich im letzten meiner Aufsätze an dieser Stelle der werthvollen Prölß'schen Geschichte des dresdener Hoftheaters und der im Gegensatz dazu mislungenen Brachvogel'schen berliner Theatergeschichte zu gedenken hatte, ist es mir auch heute vergönnt, von den Monographien zweier deutscher Theaterstädte zu berichten. Die eine behandelt das münchener Hof- und Nationaltheater, die andere die Entwickelungsgeschichte des Theaters und der Musik in Mainz. Die erstere verdankt ihr Entstehen dem im verflossenen Jahre gefeierten hundertjährigen Jubiläum des münchener Hoftheaters und führt den Titel:

1. Chronik des königlichen Hof- und Nationaltheaters in München. Zur Feier seines hundertjährigen Bestehens. Von Franz Grandaur. München, Th. Ackermann. 1878. Gr. 8. 6 M.

Sowol weil die Schrift eine officielle und zur Vertheilung bei dem Festact bestimmt war als auch weil ihr Autor selbst Mitglied der in ihrem Verlauf geschilderten Bühne ist, mußten ihr von vornherein engere Grenzen gezogen werden, als es sonst bei historischen Werken üblich ist. Deshalb hat Grandaur auch sein Werk eine Chronik genannt, nicht in farbenreicher Schilderung und in Untersuchungen über den tiefern Ursprung der Erscheinungen, nicht in der Kritik derselben seine Aufgabe gesehen, sondern in dem objectiven, ruhigen Aneinanderreihen von Thatsachen und in der denkbar genauesten Feststellung derselben. Und in der That hat er nach dieser Richtung hin das Beste geleistet, dem Historiker eine Fülle des Materials geboten, Irrthümer geklärt, dunkle Punkte aufgehellt und zahlreiche Lücken gefüllt. Seine Stellung und der officielle Charakter seiner Arbeit gestatteten ihm das Benutzen von zahlreichen sonst vielleicht weniger ergiebig fließenden Quellen. Reichs- und Kreisarchiv, die Documentensammlungen des Hoftheaters, auch die Vorarbeiten Rudhardt's zum zweiten Bande von dessen „Geschichte der Oper am Hofe zu München", ein Diarium aus dem Privatbesitz, die Zeit von 1799—1817 umfassend, boten ihm ihre Schätze, die er gewissenhaft zu Gunsten seiner Arbeit verwendet hat. Dabei sind natürlich auch die gedruckten Zeugnisse, die namentlich zahlreich über die frühern Perioden vorliegen, gewissenhaft benutzt worden, wie denn überhaupt diese letztern noch mehr danach streben, die chronikalischen Grenzen zu erweitern, während mit der Annäherung an die Gegenwart das rein statistisch-chronikalische Element mehr und mehr die Oberhand gewinnt.

Und wie zeigt sich nun an der Hand des Chronisten, dem hoffentlich in nicht allzu langer Zeit ein wirklicher Historiker folgt, der ja treffliche Fundamente vorfindet, der Entwickelungsgang einer Bühne, auf die wir allen Grund haben, mit Stolz zu blicken? Wie sah es aus unter dem Régime der Vorfahren des Herrn von Perfall, unter dessen Leitung sich die Kunstanstalt würdig zu reicher Blüte entfaltete? Ein langer Weg ist es, reich an Abwechselung, aber bei aller Fülle der Vorkommnisse bietet er doch erst da, wo er in das Bereich der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit einbiegt, größere, allgemein wichtige Kunsterscheinungen. Die Mustervorstellung unter Dingelstedt, die dieser vor kurzem in seiner launigen Weise als Theil seiner Selbstbiographie in der „Rundschau" geschildert, im Schauspiel, das epochemachende Vorgehen der münchener Bühne in Sachen Wagner's auf seiten der Oper regen hier gewaltig an. In der Epoche vor 1850 sind es eigentlich nur die Namen eines Babo und Küstner, die inniger und ruhmvoller mit der Theatergeschichte verbunden sind, und auch diesen beiden ist es nicht gelungen, an der Isar Thaten zu vollbringen, welche der schönen bairischen Residenz den Charakter einer epochemachenden Etappe in der Kunstgeschichte verleihen. Und dennoch ist die Begründung des münchener Hoftheaters indirect von weitreichendsten Folgen gewesen; denn dadurch,

daß Kurfürst Karl Theodor nach dem Tode Maximilian's III. von Manheim nach München übersiedelte und auch die von ihm engagirte Marchand'sche Schauspielergesellschaft von dort in die neue Residenz mitnahm, wurde in Manheim der Boden frei, auf dem als unvergeßliches Künstlerdreiblatt Iffland, Beil, Beck, und namentlich der erstere im Verein mit Dalberg so Großes und Fortdauerndes leistete und begründete. Fürwahr, eine seltsame Fügung der Verhältnisse, die man wol eine theatralische Vorsehung nennen könnte! Jene Marchand'sche Gesellschaft wurde nun in München, nach Verstärkung mit einigen Mitgliedern der bis dahin in München spielenden Nieser'schen Truppe, der eigentliche Grundstock des neuen Hoftheaters, an dessen Spitze, wie seit 1776 an der der Nieser'schen Gesellschaft, Graf Seeau stand. Der eigentliche Geburtstag des neuen Instituts ist der 24. August 1778, an dem das die neuen Verhältnisse regelnde Decret ausgefertigt wurde. Die vom Hofe gemachten Bedingungen waren sehr günstig, und am 6. October 1778 eröffneten die kurfürstlichen Schauspieler im alten Opernhaus mit dem Trauerspiel „Eduard Montrose" von Dierike die neue Nationalschaubühne. Graf Seeau's Direction währte bis 1799; was an künstlerischen gediegenen Leistungen unter ihr zu Stande kam, darf wol durchaus auf Marchand's, des Directors, Rechnung geschrieben werden, der schon vor seiner Anstellung in München sich als Kenner des Theaters bewährt hatte. Auch hatte er tüchtige Kräfte aus Manheim mitgebracht, darunter einen Ludwig Fischer, Franziska Lang, geb. Stamitz, Madame Toskani, Marianne Loudet, seine Frau u. a., die nicht nur als Darsteller, sondern auch in ihren bürgerlichen Eigenschaften Anerkennung fanden. Später traten Künstler wie Alois Muck, Zuccarini, Katharina Lang und andere hinzu. Eßlair, der schon 1798 in München spielte, ließ sich Seeau entgehen; er sagte: „Für den langen Schlingel sind in der ganzen Garderobe keine Kleider da". Das Repertoire war zu jener Zeit reichhaltig und vielseitig, und während im Schauspiel Shakspeare, Lessing, Weiße, Iffland, Kotzebue, Schröder (der auch 1780 in München gastirte), Dalberg, Stephanie, Engel, Großmann, Brandes, Didot, Schlegel, Goldoni, Sédaine, Beaumarchais u. a. vertreten waren, brachte das Opernrepertoire die Stücke von Dittersdorf, Grétry, Dalayrac, Winter, Mozart, Cimarosa, Piccini, Benda, Paesiello, Wranitzky u. s. w. Mit dem Regierungsantritt des Kurfürsten Max Joseph IV. ging auch die Theaterintendanz in andere Hände über; Joseph Marius von Babo, der durch seinen „Otto von Wittelsbach" bekannte dramatische Dichter, wurde zum Haupt einer Commission ernannt, welche die Leitung der Bühne zu besorgen hatte. So sehr der neue Intendant sich auf der einen Seite durch manche von oben dictirte Einschränkungen und den schlechten Zustand des Bühnenapparats gehemmt sah, so gestattete ihm doch die Aufhebung der Censur nach der geistigen Seite hin um so größere Freiheit. Der eigentliche König unter den Dramatikern, was die Zahl der Aufführungen anlangt, war auch in München Kotzebue; dagegen stand das Publikum Schiller, dessen dramatische Bedeutung selbst Babo keineswegs zu würdigen verstand, kühl gegenüber. Babo meinte unter anderm, daß die „Piccolomini" mit einem großen poetischen Werth gar keinen dramatischen verbänden. Noch seltsamer als diese Thatsachen, die sich durch eine veraltete Geschmacksrichtung erklären lassen, berührt es, wenn wir hören, daß es auf einem Hoftheater unter einem so gebildeten Mann wie Babo möglich war, daß sich 1809 eine Akrobatenfamilie producirte, deren weibliches Oberhaupt mit nackten Füßen über eine glühende Eisenplatte lief und ein glühendes Stück Erz minutenlang auf der Zunge balancirte! Der Direction müde, trat sie Babo 1810 an den Oekonomierath Delamotte ab, mit dem eine bis 1833 anhaltende, sehr trübe Periode innerer Zerfahrenheit, pecuniärer Sorgen und völlig mangelhafter Herrschaft anhebt. Vier Bühnenregenten theilen sich in die Sünden, welche während dieser Zeit an der Kunst begangen wurden, nämlich der schon erwähnte Delamotte, Stich und die Freiherren von Weichs und von Poisl. Der erstere besaß die Kühnheit, Attinghausen als überflüssig aus Schiller's „Tell" zu verbannen und in demselben Drama Ulrich von Rudenz in das traute verwandtschaftliche Verhältniß eines Neffen zu Geßler zu setzen. Trotz der überall zu Tage tretenden Miswirthschaft, welche während jener Zeit fast ununterbrochen andauerte, erwarb sich das münchener Theater doch gerade in dieser Periode die bedeutendsten seiner künstlerischen Kräfte, so Eßlair und Vespermann, Charlotte von Hagn und Sophie Schröder. Am 31. Januar 1833 endlich wurde Poisl aus seiner Stellung enthoben, und am 1. März trat Karl Theodor von Küstner die Direction an. Wenn irgendeine Kraft geeignet war, Ordnung in das Chaos zu bringen, so war das Küstner, ein trotz aller Tadelsucht, mit der er neuerdings verfolgt wird, höchst verdienstlicher Mann, der die Verhältnisse gar wohl zum Nutzen des Ganzen zu beachten wußte und in seiner neunjährigen Thätigkeit die übeln Spuren seiner Vorgänger verwischte. Eine Berufung nach Berlin entzog ihn leider der weitern Leitung der münchener Hofbühne, die nun in Eduard Graf von Yrsch einen neuen Leiter erhielt, auf den 1844 August Freiherr von Frays, sieben Jahre später Dr. Franz Dingelstedt folgte. Der Einfluß des literarisch gebildeten Mannes macht sich sogleich geltend; noch in den wenigen Monaten seines Anstellungsjahres bringt der neue Intendant Hebbel's „Judith", Sophokles' „Antigone", im nächsten Jahr Hebbel's „Bernauerin", Shakspeare's „Coriolan", die „Brüder" des Terenz und anderes zur Aufführung. Schon 1853 läßt sich der statistische Beweis für Dingelstedt's warme Shakspeare-Begeisterung erbringen; denn während Lessing mit zwei, Goethe mit fünf, Schiller mit sieben Werken vertreten ist, stehen dreizehn von Shakspeare auf dem Repertoire. Das folgende Jahr bringt trotz der zahlreichen Hemmnisse, die namentlich das Auftreten der Cholera-Epidemie und ganz außergewöhnliche Krankheitserscheinungen unter dem Personal bereiten, das große Muster-Ensemble-Gastspiel, bei dem Anschütz und Emil Devrient, die Haizinger und Döring, Hendrichs und Kaiser, La Roche und Liedtke, Luise Neumann und Julie Rettich, H. Schneider und Marie Seebach mitwirkten. Bereits vorher hatte Dingelstedt Haase dem Institut gewonnen, war Friederike Goßmann unter seiner Leitung zum ersten mal vor das Publikum getreten. Neben den classischen Meistern zeigen sich die besten modernen Dramatiker auf

der münchener Bühne, wie Schleich, Heyse, Gottschall, Meyr, Ludwig, Freytag; in der Oper beschreitet Wagner mit dem „Tanhäuser“ zum ersten mal am 12. August 1855 die für ihn dann so bedeutungsvoll werdenden Breter. Bedauerlicherweise wurde Dingelstedt am 1. Februar 1857 pensionirt, in demselben Jahre, in welchem am 25. November das Residenztheater eröffnet wurde. Frays kehrte zurück, wurde aber 1860 durch den Theatersecretär Wilhelm Schmidt (seit 1862 Intendanzrath), der bis 1867 die Geschäfte führte, ersetzt. Seit dem 25. November dieses Jahres nahm Freiherr von Perfall die Zügel in die Hand, der, vom edelsten und besten Wollen beseelt, Großes anstrebte und Großes erreichte und namentlich auch danach trachtete, der Entwickelung des modernen Dramas eine neue Bahn zu erschließen. Das Repertoire, in besserer Weise geordnet, brachte das Beste von den zeitgenössischen Novitäten und widmete ebenso dem guten Alten aufmerksame Pflege, das Personal vervollständigte sich und besonders wurde in Possart eine Persönlichkeit gewonnen, die den Reichthum ihrer Kenntnisse wie ihrer künstlerischen Individualität mit schönstem Erfolg für das Wohl des Instituts verwendete.

Mit der Darstellung der Verhältnisse des münchener Hoftheaters schließt Grandaur seine Chronistenthätigkeit, gibt aber in zwei statistischen Anhängen noch ein Verzeichniß der unter Seeau aufgeführten Stücke, einen Rückblick auf die Thätigkeit des Hoftheaters unter Perfall, und vier tabellarische Verzeichnisse der engagirten ersten Kräfte von 1778—1842. In diesen Theilen wäre sowol die Angabe der ersten Aufführungen bei den Stücken, wie die Fortsetzung der Tabellen bis auf die Gegenwart erwünscht gewesen, da die Almanache von Heinrich Entsch, auf die der Verfasser bei letztern verweist, einmal nicht in den Händen aller Benutzer des Werks sein dürften, dann aber auch das gerade von Grandaur beabsichtigte graphische Bild nicht zu geben vermögen. Ein ausführliches, die Benutzung wesentlich erleichterndes Register ist dem Buch vorausgeschickt.

Nicht nur um eine chronologische, sondern eine kritisch-historische Darstellung handelt es sich in der

2. Geschichte des Theaters und der Musik zu Mainz. Ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte von Jakob Peth. Mainz, Prickarts. 1879. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

In dieser Schrift betritt ein noch junger Autor zum ersten male das theaterhistorische Gebiet. Das Debut war um so schwieriger, als es sich um die Schöpfung einer Arbeit handelte, zu der Vorarbeiten so gut wie nicht vorhanden waren. Die Stadt Mainz konnte wol keinen der nicht gerade dort ansässigen Schriftsteller dazu reizen, der Biograph ihrer theatralischen Entwickelung zu werden, da bei allem Glanz, der theilweise auf diesem Gebiete dort ausströmt, doch kein eigenartiger, irgendwie auf die Geschicke der deutschen Bühnen einwirkender Zug sich geltend machte. Aber auch ohne diese tiefere und einschneidende Bedeutung darf eine Theatergeschichte von Mainz doch ein mehr als locales Interesse beanspruchen, denn die Gesammtheit der deutschen Theatergeschichte erfährt dadurch wesentliche Bereicherungen und wird in vielen Einzelheiten ergänzt und berichtigt. Peth hat sich mit Fleiß und Wärme der Bewältigung seines Stoffs hingegeben und außer den im Druck vorliegenden auch eine Reihe noch nicht veröffentlichter Quellen benutzt. Namentlich zog er für die älteste Zeit eine handschriftliche Chronik der mainzer Stadtbibliothek, Theateracten, Sammlungen von Theaterzetteln, eine Briefsammlung des verstorbenen Bürgermeisters Schott für die neuere Zeit zu seiner Arbeit heran und verarbeitete das ihm darin gebotene Material mit großer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit.

Der Zeitraum, den das Buch Peth's umfaßt, sind die Jahre von 1648 bis zur Gegenwart, eine Periode, die der Verfasser in seiner Darstellung mit dem Wendepunkt der Erbauung des jetzigen Theaters in zwei Hälften eingetheilt hat.

Abgesehen von einer Komödie in angelsächsischer Sprache, die bereits zur Zeit Karl's des Großen in Ingelheim bei Mainz aufgeführt worden sein soll, nimmt die Theatergeschichte der alten Moguntia ihren eigentlichen Anfang mit dem Fastnachtsspiel, dessen Bestehen in Mainz freilich mehr gemuthmaßt als bewiesen werden kann. Erst das Vorkommen von Schulkomödien läßt sich direct nachweisen, und gelegentlich dieser gibt Peth auf Grund der Mittheilungen Joseph Furtenbach des Aeltern sehr interessante Mittheilungen über die Einrichtung und Form der Bühnen jener Zeit. Mit dem Jahre 1648 beginnt für Mainz die Zeit der ersten Wandertruppen, die in rascher Aufeinanderfolge abwechseln, ohne tiefere Spuren als den Namen ihres Führers zurückzulassen, und deren Aufführungen nur zweimal durch andere, welche Adeliche der Stadt veranstalteten, unterbrochen wurden. Erst mit Franz Schuch, der von 1746—49 und von 1752—56 in Mainz spielte, beginnt ein Aufschwung; Ackermann, der 1760 folgte, geht noch weiter in der Vervollkommnung, die von seinen nächsten Nachfolgern nicht mehr erreicht wird. Marchand, dessen schon in der münchener Theatergeschichte als verständnißvollen Kopfes zu gedenken war, findet auch hier wieder den rechten Weg, und nach Marchand führt Seyler eine Glanzepoche der mainzer Bühne herbei. Ihm gelang es, die französirende Richtung, welche der Entwickelung deutscher Kunst und Literatur bis auf den heutigen Tag schädlich gewesen ist, zu paralysiren; sein Personal vereinte namhafte Kräfte und die Liste der von ihm gegebenen Stücke zeigt die besten Schöpfungen der damaligen Literatur und Musik. Um so betrübender ist es, berichten zu müssen, daß der Kunstsinn der Mainzer zu schwach war, Seyler zu halten, das Einnahmeconto des rastlos thätigen Directors eine immer größere Unterbilanz zeigte und endlich das ganze Unternehmen scheiterte. Leider fehlt uns das Recht, auch hier das geflügelte Wort anzuwenden: „So etwas kommt bei uns nicht vor“, denn es ist noch nicht allzu lange her, daß man erfuhr, in Mainz hätten die „Meistersinger“ wegen mangelnden Publikums nicht aufgeführt werden können. Uebrigens starb Seyler nicht wie Peth anführt 1801, sondern 1800. Großmann, der bald nach Seyler das Steuer des mainzer Theaters mit gewandten Händen ergriff, trat in die Fußstapfen seines muthigen Vorgängers, aber auch ihm sollte es nicht vergönnt sein, Zeuge des eigentlichen Gipfelpunktes in der mainzer Theatergeschichte zu werden. Das war Koch beschieden, den Friedrich Karl von Dalberg, der

Oberleiter des vom Kurfürsten Friedrich Karl Joseph Erthal 1788 begründeten Nationaltheaters, als technischen Director dieses Instituts nach Mainz berief. Am 5. November 1788 fand die Eröffnung der kurfürstlich mainzer Schaubühne statt, und die eigentliche Blütezeit des Theaters in Mainz begann. Selbst Iffland, der früher über die dasige Bühne das abschreckendste Urtheil gefällt hatte, ergeht sich nun in Anerkennung, die, privatim gezollt, unzweifelhaft ehrlich gemeint ist; ja noch mehr, die mainzer Gesellschaft läuft in Frankfurt, als sie gelegentlich der Kaiserkrönung 1790 daselbst gastirte, nicht nur der Böhm- und Koberwein'schen, sondern auch der französischen Truppe ganz entschieden den Rang ab und findet selbst den reichen Beifall eines Mozart. Die politischen Verhältnisse machten leider nur zu bald (1792) dem Nationaltheater ein Ende und wieder begannen die Wandertruppen ihr Wesen zu treiben, während sich der politische Horizont mehr und mehr verfinsterte und seine Schatten auch auf das heitere Spiel der Musen warf. Die Stadt greift endlich selbst ein, und mit Unterstützung des Großherzogs Ludwig I. wird die großherzoglich hessische Nationalbühne begründet, ein Institut, das unter verschiedenen Directoren manches Tüchtige, aber nicht gerade Hervorragendes und auch viel Verfehltes leistete. August Haake (1829—33) verdient hier besonderer Erwähnung, indem seine nach wirklich künstlerischen Principien geleitete Direction dem Schauspiel zu einer schönen Blüte verhalf, deren Abschluß mit dem Ende der ersten Periode der mainzer Theatergeschichte zusammenfällt.

In einem neuen Theatergebäude beginnen die Vorgänge, deren Schilderung den zweiten Theil bildet, und der uns die Geschichte einer bessern Provinzialbühne vergegenwärtigt, in der sich glanzvoll die Direction August Schumann's hervorhebt, die der mainzer Oper selbst in London Anerkennung verschaffte. Bedeutungsvoll für die Gestaltung des mainzer Theaterlebens ist während der letzten 36 Jahre, in denen Remie, Löwe, Henkel, Bottner, Ernst, Kramer, Hallwachs, Jescher, Heßling, eine 1865 gegründete Theateractiengesellschaft, Behr, L'Arronge und Deutschinger nacheinander die Direction führen, eigentlich nur noch die von dem bekannten mainzer Musikalienverleger Schott ausgesetzte sogenannte Schott-Braunrasch'sche Stiftung, welche, dem Orchester zugute kommend, die Pflege der Oper besonders ermöglicht. Auf eine Reihe von Documenten, die dem Werk als Anhang beigegeben sind, sei der Historiker noch besonders hingewiesen. Ein Register fehlt leider und wird auch durch die sehr eingehenden Inhaltsangaben nicht ersetzt.

Peth beschließt sein Buch mit einem frohen, wol allzu optimistischen Blick auf die Zukunft und sucht, wie er dies schon früher in der zweiten Versammlung der mittelrheinischen Bildungsvereine gethan, einen allgemeinen Verband von Theaterfreunden anzubahnen, wie er ähnlich vor einigen Monaten als Lessing-Verein thatsächlich ins Leben getreten ist. Daß man dem Theater zur Zeit wieder ein regeres Interesse entgegenbringt, daß sich eine Reaction geltend macht, ist nicht zu leugnen und würde leicht zu beweisen sein; auch in der schaffensfreudigen Hingabe Peth's an seine Arbeit dürfen wir ein Zeichen dieses neu erwachenden Interesses sehen, wir wollen nur hoffen, daß dasselbe kräftig genug ist, den schädlichen Einflüssen auf das Theater siegreich zu begegnen. Halten wir alle, die wir es ernst meinen, mit der dramatischen Kunst fest zusammen, einerlei ob uns ein äußerliches Band bindet oder nicht, kämpfen wir alle muthig mit für eine neue Glanzepoche des deutschen Theaters, die das aufklärende und sittigende Element auch in jene Kreise tragen wird, welche heute in Verblendung und Verwilderung jedem bessern Gefühl Hohn sprechen!

Ganz kurz gedenke ich eines kleinen Schriftchens:

3. Das neue Stadttheater zu Basel. Von F. A. Stocker. Basel, Vereinsdruckerei. 1879. 16. 1 M.

Bei aller Kürze gibt dasselbe doch recht interessante Aufschlüsse über die Baugeschichte des von J. J. Stehlin-Burckhardt errichteten Stadttheaters zu Basel, sowie es für den Theaterarchitekten, den Theaterstatistiker und für die Communen manchen zu beachtenden Wink enthält. Trotz des knappen Raums hat sich Stocker nichts entgehen lassen, sondern ebenso aufmerksam die Heizungsanlagen wie die Decorationen, Zuschauerraum und Bühne, Inneres und Aeußeres, kurz alles in Betracht Kommende geschildert. Stocker, der auch sonst die baseler und schweizer Theaterverhältnisse kennt und den Quellen nahe steht, sollte sich Peth zum Vorbild nehmen und uns mit einer baseler oder gar schweizer Theatergeschichte erfreuen.

Mit einem ebenso belesenen wie kritiklosen Autor macht uns die Schrift bekannt

4. Der Entwickelungsgang des deutschen Schauspiels. Nach den besten Quellen dargestellt von Wilhelm Rudolf Hoffmann. Löbau Westpr., Skrzeczek. 1879. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

die besser ungeschrieben geblieben wäre. Hoffmann beginnt mit einer Darstellung dessen, was er unter „dramatischer Poesie" versteht, und läßt dann in großen Zügen die Entwickelung des Dramas aus den mimischen Spielen bei den Festen der Deutschen an dem Leser vorüberziehen. Bei den zahlreichen Quellennachweisen, die unter dem Texte hinlaufen, begreift man durchaus nicht, warum ein so kenntnißreicher Verfasser im Text selbst so gar nichts Originelles, weder im Standpunkt noch in der Behandlungsweise gegeben hat. Bis zu Herzog Heinrich Julius von Braunschweig zeigt das Ganze wenigstens noch einen innern Zusammenhang; die Zeit von Gryphius bis zu Lessing ist aber mehr als fragmentarisch, auf — sieben Seiten abgehandelt. Die Muster-Geschichtschreibung geht von Gryphius auf Lohenstein, von diesem auf Christian Weiße und Gottsched, von diesem auf Lessing über, indem alles Dazwischenliegende einfach ignorirt wird. Auch die Quellenangaben werden hier spärlicher und mangelhaft; bei Lohenstein wird Passow's Arbeit angezogen, die neueste aber: Kerckhoffs, „Daniel Kaspar von Lohenstein's Trauerspiele u. s. w." (Paderborn 1877) vergessen, von Stahr's „Lessing" die siebente Auflage angezeigt, während schon 1878 die achte erschien. Mit Lessing scheint für Hoffmann die Entwickelungsgeschichte des Dramas abgeschlossen. Nur noch ein „Nachtrag" berichtet summarisch und ungemein lückenhaft von den Dramatikern der Neuzeit.

Joseph Kürschner.

(Die Fortsetzung folgt in nächster Nummer.)

Denkwürdigkeiten.

1. Graf Franz zu Erbach-Erbach. Ein Lebens- und Culturbild aus dem Ende des 18. und dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Von L. Ferdinand Dieffenbach. Mit dem Porträt des Grafen. Darmstadt, Literarisch-artistische Anstalt. 1879. Gr. 8. 5 M.

Unser an gewaltige, welterschütternde Ereignisse nahezu gewöhntes Volk gedenkt kaum mehr der vor-Napoleon'schen Zeiten, als in Deutschland noch eine Anzahl kleiner Souveräne saß, deren Prärogative fast sämmtlich den von Westen heranbrausenden Stürmen erlagen. Ob deren Hinabsinken hinter den politischen Horizont zu beklagen ist, muß hier unerörtert bleiben; immerhin ist so manches dahingegangene souveräne Fürsten- und Grafengeschlecht eines bessern Loses würdig gewesen. Das Bild, welches uns der Verfasser von dem später gleifalls mediatisirten Grafen Franz zu Erbach-Erbach entwirft, berechtigt zu solchen Voraussetzungen. Das interessante Buch macht den Eindruck einer lieblichen Idylle, verknüpft mit den Reiseerinnerungen eines von Wissensdrang beseelten gemüthvollen Mannes, und umrahmt von den letzten Herbstblüten einer entschwindenden Zeit, den Vorboten einer bessern Zukunft. „Ein Schatzkästlein aus den letzten Tagen des Heiligen Römischen Reichs deutscher Nation": solchen Titel möchten wir dem Werke geben.

Der Vater des Grafen Franz, Graf Georg Wilhelm, der Stifter der heutigen Linie Erbach-Erbach, kämpfte bei Schellenberg und Höchstädt mit, wurde 1706 bei der Belagerung der Festung Ath schwer verwundet, war bei den Tagen von Oudenaarde und Malplaquet und wohnte als Hauptmann unter Prinz Eugen der Campagne am Rhein bei. Aus seiner zweiten Ehe mit Leopoldine Sophie, der achtzehnjährigen Tochter des Raugrafen zu Dhaun und Kyrburg, entsprang am 29. October 1754 zur großen Freude des getreuen erbacher Völkleins der ersehnte Stammhalter des Hauses Erbach, der Held unsers Buchs. Die Taufe gestaltete sich zu einem förmlichen Volksfeste: der vornehmste der zahlreichen Taufpathen, „Franciscus I., erwählter Römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, auch in Germanien und in Jerusalem König", war nicht dazu erschienen. Schon drei Jahre darauf war der kleine Franz eine vaterlose Waise und seine Mutter übernahm als Vormünderin ihres Sohnes die Regierung. Der erste Erzieher des Knaben war der „ehrenfeste und gelehrte Herr Johann Ludwig Vigelius, medicinae candidatus, aus Crainfeld", und als dieser wegen seiner Promotion die Stellung aufgab, erhielt Franz im zehnten Jahre einen tüchtigen Erzieher in dem Hofrath Christian Friedrich Freund. Mit vierzehn Jahren sollte der junge Graf zur Ausbildung einige Jahre ins Ausland gehen, und um dem Hofrath Freund bei Begleitung ihres Sohnes alle Kreise zu öffnen, bewirkte Leopoldine Sophie bei dem Kaiser dessen Erhebung in den Adelstand. Beide, Erzieher und Zögling, hingen mit Liebe aneinander, und der junge Souverän war auch eine liebenswürdige, treuherzige Natur. Als erster Aufenthalt war Lausanne bestimmt. Unter Begleitung der betrübten Unterthanen, voran die erbacher Buben, ging es am 20. Mai 1769 in die schöne weite Welt hinaus. Und nun beginnt eine Reihe hochinteressanter Erlebnisse, die den Reisebriefen des Hofraths entnommen sind.

Ueber Zweibrücken, wo Graf Franz von seiner Stiefschwester, der Fürstin Sophie zu Nassau, mit Zärtlichkeit überschüttet wird, reiste man nach Straßburg, damals einer hervorragenden Stätte der Bildung und des guten Geschmacks, berühmt durch die Universität, an welcher der greise Schöpflin wirkte. Der junge Graf besuchte den großen Gelehrten, der ihm beim Abschied die Worte sagte:

Streben Sie immer nach Großem und Edlem. Sie haben nur eine kleine Zahl von Unterthanen zu regieren; um so eher kann man dann sagen: hier ist ein Herr, der es verstanden hat, diejenigen glücklich zu machen, die ihm anvertraut sind. Sorgen Sie für eine geregelte Justizverwaltung und halten Sie die Pedanten fern. Hören Sie auf den Rath von Männern, die Weltkenntniß, Erfahrung und Ehrfurcht besitzen; aber solche Freunde finden Sie allerdings nicht dutzendweise. Lassen Sie sich nicht durch die Frauen beeinflussen, streben Sie nach Großem — ich wiederhole es — und seien Sie glücklich.

Es fand sich, daß die damals allgemein gerühmte Adelsakademie in Lausanne eine sehr mangelhafte war; so übernahm Hofrath von Freund wieder allein die Erziehung. Eines schönen Morgens besuchte man in Genf Voltaire. Der Philosoph von Ferney war in seiner guten Laune, erzählte Anekdoten, machte einige zweifelhafte Witze; das „diner de malade", zu dem er die Gäste eingeladen, war splendid, u. s. w. Die Reisenden waren natürlich entzückt von dem Empfang des Philosophen; uns möge es aber gestattet sein, an den goldenen Worten Schöpflin's größern Gefallen zu finden.

In Lausanne waren es besonders die Museen und öffentlichen Sammlungen, die Graf Franz besuchte; früh schon erwachte in ihm die Neigung zu archäologischen Studien, die in der Folge so bedeutungsvoll für ihn wurden. Wo ein Denkmal, eine Kunstseltenheit, eine merkwürdige Rüstung zu sehen war, oder wo ein gefeierter Gelehrter wirkte, versäumte Graf Franz nicht, die Stätte aufzusuchen. In Lyon, wo sie sich im Juni 1770 aufhielten, besuchten die Reisenden auch Jean Jacques Rousseau, der eben in der Stadt verweilte. Während ihrer Unterredung mit dem Sonderling war die abscheulich grinsende Haushälterin, des großen „Hans Jakob" spätere Gattin, anwesend und gab ohne Unterlaß zu allem, was ihr Orakel, der Philosoph, verkündete, durch Nicken ihren Beifall. Von Lyon aus ging es durch Burgund über Macon und Tournus nach Châlons-sur-Saone, hierauf nach Dijon, von wo Graf Erbach nach Colmar reiste, um den blinden Pfeffel aufzusuchen; dann ging er nochmals nach Straßburg und wohnte dem feierlichen Leichenbegängnisse des am 7. August 1770 verstorbenen großen Schöpflin bei. Graf Franz widmete sich dort bis Mai 1772 seinen Studien; dann reiste er nach Paris, wo er durch den Oberhofmeister Duc de Fleury bei einem Lever dem König Ludwig XV. vorgestellt wurde, dann dem Dauphin und der Dauphine. Wie alles am Hofe von Versailles, war auch die feine Etikette bereits im Rückgang: als Beweis dafür gilt die Verwirrung und Unruhe bei der Tafel, zu welcher der Graf geladen war und wobei die Fouriers wiederholt riefen: „Messieurs,

silence! Silence, Messieurs!" Daß des Grafen Vorstellung durch den Herzog von Fleury anstatt durch den Gesandten des Heiligen Römischen Reichs den Verdruß des letztern erregte, versteht sich von selbst. Auch Madame du Barry schildert Hofrath von Freund in ziemlich drastischer Weise, wie denn kein Vorkommniß während des Aufenthalts der Reisenden am französischen Hofe unerwähnt bleibt, und wahrlich, es gab des Skandalösen von dort genug zu berichten.

Am 4. März 1773 setzte Graf Franz seine Reise über Lille und Dünkirchen nach England fort und Anfang April befand er sich in London. Bei seiner Vorstellung durch den Grafen Belgioso, und als dieser den Namen des Grafen Erbach nannte, machte der König Georg III. eine Grimasse, wie jemand, der Mühe hat, etwas hinunterzuschlucken, und stellte dann einige Fragen an den Grafen. Während der Unterredung befand sich die Majestät in steter Verlegenheit, wo sie mit ihren Füßen hin sollte. Ueberhaupt gefiel es den Reisenden am englischen Hofe nicht besonders. „Ein Marschall von Frankreich ist von mehr Pomp und Prunk umgeben als ein König von England", schreibt von Freund, und so verließen sie, nach Besichtigung eines Flottenmanövers zu Portsmouth, im Juli England wieder und wandten sich dem Continent zu.

Ueber Brüssel und Haag den Rhein entlang ging die Reise nach Kassel und von da nach Berlin und Potsdam, wo der Graf und Herr von Freund zugleich mit dem Exjesuiten Canal in Sanssouci Friedrich II. vorgestellt wurden. Der König, in bekannter militärischer Tenue, empfing sie stehend, auf den Rohrstock gestützt, den Hut auf dem Arm, und blickte den Grafen und seinen Erzieher offen und freundlich an; er sprach mit Graf Franz über dessen Reisen, richtete verschiedene Fragen an ihn und wandte sich dann zu dem Abbé Canal.

Nach der Audienz erwies sich der Erbprinz dem Grafen gegenüber in liebenswürdigster Weise; überhaupt glich das Hofleben in Berlin eher einem gemüthlichen Familienleben als demjenigen an einem prunkenden Königshof. Auch dem Herbstmanöver bei Berlin, einer Wiederholung der Schlacht von Schweidnitz, wohnte der Graf bei, und dabei imponirte ihm besonders der König, der alte Held, der sich, wenn er zu Pferde stieg, jedesmal zu verjüngen schien. Das militärische Schauspiel nennt Herr von Freund „bezaubernd und einzig in seiner Art".

Wien war das nächste Reiseziel, und über Leipzig und Dresden kam man am 8. November dort an. Graf Degenfeld stellte den Erbprinzen dem Staatskanzler Fürsten Kaunitz vor, dem damaligen Nestor der europäischen Staatsmänner, welcher Graf Franz mit einer Offenheit und Zuvorkommenheit behandelte, die man nie bei ihm bemerkt hatte. Im Nachhausegehen von der Abendgesellschaft beim Fürsten sagte daher auch Graf Degenfeld zu Graf Franz: „Herr Graf, Sie kommen zu uns, um Wunder zu thun." Bei einer Assemblée bei dem Vicekanzler Fürsten Colloredo erschien auch auf kurze Zeit Joseph II., doch ward Graf Franz dem Kaiser und der Kaiserin-Königin erst später zu Schönbrunn durch den Fürsten Auersperg vorgestellt. Unter den interessanten Persönlichkeiten, deren Bekanntschaft die Reisenden machten, waren hauptsächlich der Erzbischof Cardinal Migrazzi, der Ritter Gluck, der Abbé Metastasio, seine Freundin Mademoiselle Martinez und andere.

Seitdem Graf Franz die Sammlungen der französischen Könige und Großen gesehen, erfüllte ihn eine wahre Sehnsucht, die Schätze Italiens kennen zu lernen; doch man verlangte seine Rückkehr zur Uebernahme der Regierung, und auch Intriguen wurden ins Werk gesetzt, die Herr von Freund bei der Gräfin-Mutter verdächtigen sollten. Allein die Lust zu archäologischen Studien trug in dem jungen Grafen den Sieg davon, und am 15. December 1773 trat er die Reise nach Italiens Zaubergärten an. Kurz vor Jahresschluß kamen die Reisenden nach Venedig. Der Aufenthalt war kurz, denn mit unwiderstehlicher Gewalt zog es Graf Franz nach dem Sitze der classischen Kunst, nach Rom. Hier entspann sich zwischen ihm, dem russischen Hofrath Reiffenstein, damals einem der ersten Alterthumskenner, und dem Director der capitolinischen Museen, Abéo Visconti, ein Freundschaftsverhältniß, welches diese Trias zeitlebens verband. Viele Kostbarkeiten wanderten von Rom nach Erbach und bilden heute den Schmuck von dessen Sammlungen. Durch den Cardinal Albani wurde der Graf dem Papste Clemens XIV. (Ganganelli) vorgestellt, welcher ihm so einfach wie ein Privatmann entgegenkam, ihm herzlich die Hand drückte und mit der andern Hand dem schönen Jüngling die Wange streichelte. Im Gespräch erzählte Clemens XIV. eine heitere Anekdote und verabschiedete dann den Grafen in zärtlicher und rührender Weise.

In Neapel, in dessen Nähe damals die ausgedehnten Ausgrabungen von Pompeji und Herculanum eben erst begonnen hatten, schwelgte der Jüngling in den Schätzen der Kunst wie in der großartigen Natur. Ferdinand I. von Bourbon und dessen Gemahlin, Marie Karoline von Oesterreich, ließen sich ihn im Schlosse zu Portici vorstellen. „Der König", sagt das Tagebuch, „hat ein langes Gesicht und eine Nase, welche beinahe über die Lippen hinabreicht, er ist blond, groß und schlank. Seine Haltung ist unnobel; er ist gekleidet wie ein Handlungscommis und frisirt wie ein Tambour" u. s. w. Der sarkastischen Schilderung des Festes des heiligen Januarius, dem die Reisenden beiwohnten, wollen wir nur vorübergehend gedenken, ebenso der fernern Berichte über das Hofleben in Neapel.

Schon am 12. Mai 1774 befand sich der Graf wieder in Rom, wo er vierzehn Tage blieb; dann begab er sich über Siena nach Florenz; hier traf eben die Nachricht vom Tode Ludwig's XV. ein. Der Großherzog Leopold II., Bruder und Nachfolger Joseph's II., empfing die Fremden ohne Ceremoniell und plauderte gemüthlich. Auch die fürstlichen Kinder wurden zu Poggio, wo sich der Hof befand, besucht; ihre Erziehung war in keineswegs geeigneten Händen. Von Florenz ging es nach Modena, und nach einigen Tagen nach Genua, wo der Graf bei dem Dogen Signor Grimaldi eingeführt wurde; ebenso führte ihn Graf Conti in die auserlesenste Gesellschaft der Stadt, die Gesellschaft der Vierzig ein. Von Genua nach Turin, von da nach Wien zurück, ging darauf die Reise über Passau und Regensburg der Heimat zu. Noch ein kurzer, aber höchst ergötzlicher Aufenthalt bei dem Markgrafen von Ansbach, der ihn zu Triesdorf empfing,

dann, am 21. Juli 1775 11 Uhr vormittags, langte man unvermuthet in Erbach an. Die zärtliche Mutter übertrug dem vom Kaiser Joseph für volljährig erklärten Grafen die Regierung, und das Ländchen feierte die Rückkehr und den Regierungsantritt desselben in wahrhaft rührender Weise. Das Land war freilich nicht groß: 31 Quadratmeilen und 32000 Einwohner; aber es war ein glücklicher Fleck Erde, wie selten einer.

Nun beginnt ein schönes Familienleben in Erbach: am 16. September 1776 vermählte sich Graf Franz mit Charlotte Luise Polixene, Tochter des Grafen zu Leiningen und Dachsburg, der den Grafen in seinen Neigungen für das Studium des Alterthums kräftig unterstützte. Kleine Bälle, Festlichkeiten, theatralische Vorstellungen wechseln miteinander ab, und eine Reihe von Jahren ungetrübten Glücks zog über Erbach dahin. Aber die Wolken kamen auch über dieses Eden, denn am 15. Januar 1788 trug man die Mutter von sieben Kindern, die Jugendliebe des Grafen Franz zur Gruft. Eine zweite Ehe mit der Gräfin von Warttenberg, verwitweten Gräfin von Erbach-Fürstenau, blieb kinderlos, doch deren Liebe zu den Kindern erster Ehe gewann das Herz des Grafen, und diese zweite Gemahlin wurde so recht die Seele seines Hauswesens und die Freundin in seinen wissenschaftlichen Neigungen. Die Anlage des Rittersaals, eine zweite italienische Reise, um immer neue Schätze für die Erbach'schen Sammlungen zu erwerben, nahmen die Jahre in Anspruch, als der Ausbruch der Französischen Revolution alles zu gefährden drohte. Indeß, die Klugheit und Mäßigung des Grafen wußte alle drohenden Gefahren abzuwenden; neue Forschungen nach römischen Alterthümern im Odenwald begannen; die Ausgrabungen lieferten werthvolle Funde an Castellen, Legions- und Votivsteinen, und die äußere politische Welt schien wie vergessen. Allein die Zeit des Rheinbundes und der Wiener Congreß machten sich auch in Erbach bemerklich, und trotz aller Bestrebungen der Mediatisirten ging das Rad der Zeit auch über den souveränen Grafen Franz von Erbach dahin und machte ihn zu einem Gleichgestellten seiner frühern Unterthanen. Graf Franz starb am 8. März 1823. Durch sein Wirken hat er sich unvergeßlich gemacht und heute noch lebt sein Andenken im Munde des Volks.

Hier möchten wir schließen; doch können wir nicht umhin, noch eine Bemerkung über das Werk selbst hinzuzufügen. Bei aller Schönheit der Ausstattung vermissen wir die sorgsame Hand des kundigen Correctors in dem so interessanten Buche; besonders bezieht sich dies auf die französischen und italienischen Notizen, Briefe u. s. w., deren Text wie Orthographie zuweilen mehr als zweifelhafter Natur sind.

2. Hans von Schweinichen's Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von Hermann Oesterley. Breslau, Koebner. 1878. Gr. 8. 12 M.

Eine Fundgrube für den Psychologen, den Culturhistoriker und den Specialgeschichtschreiber dürfen diese Denkwürdigkeiten mit Recht genannt werden: für den Psychologen, indem die darin hervortretenden Charaktere, Herzog Heinrich XI. von Liegnitz, dessen Bruder Herzog Friedrich IV., und deren treuer Diener Hans von Schweinichen selbst, für die Zeit der beginnenden Kirchenreformation, als ein neues Leben aus den Ruinen des Mittelalters emporzublühen begann, und die Gärung der socialen und politischen Ideen noch im ersten Stadium der Säurebildung war, viel des Eigenartigen aufweisen; für den Culturhistoriker, weil aus den mit seltener Treue und Selbstverleugnung niedergeschriebenen Denkwürdigkeiten sich eine Fülle heiterer und trüber Bilder aus dem Hofleben und bürgerlichen Zuständen jener bewegten Zeit entwickelt, wie sie nur selten in so reichhaltigem Umfange zu finden sein mögen; und schließlich für den Specialgeschichtschreiber, welcher in der Geschichte des nun längst in kräftigere Hände übergegangenen Fürstenthums Liegnitz werthvolles Material zu seiner Benutzung aufgespeichert findet.

Die „Denkwürdigkeiten" von Hans von Schweinichen umfassen die Zeit vom Tag Clementis, Anno 1502, dem Geburtstage seines Vaters, des „edeln, ehrenfesten, auch wohlbenamten Herrn Jorge von Schweinichen zu Mertschütz", bis zum 27. December 1602, da „große, unmenschliche und unerhörte Kälte gewesen"; also ein volles Jahrhundert, reich zwar nur an Erlebnissen des fürstlichen Hauses Liegnitz sowie des Memoirenschreibers selbst; doch mußten in diese die politischen Vorgänge in Deutschland nothwendig hineinspielen, und sie beanspruchen darum schon allgemeineres Interesse. Hans von Schweinichen hat mit seinen Aufzeichnungen drei Bücher gefüllt; ein viertes, im Codex des königlichen Staatsarchivs zu Breslau SBW. I, 4 hh abschriftlich erhalten, ist nicht von seiner Hand. Von seinem Ende sprechen sein Testament (im breslauer Staatsarchiv), vom 18. April 1616 datirt, und sein Grab in einer Kapelle der Stiftskirche zu St.-Johannes in Liegnitz, dessen Inschrift als seinen Todestag den 23. August 1616 angibt.

Die authentischen Niederschreibungen des Hans von Schweinichen, welche natürlich von einem gereiftern Zeitpunkte seines Lebens zurückdatirt sind, beginnen mit der Confession seines Glaubens und Bekenntnisses, in welcher er sich als gottesfürchtiger Anhänger der neuen Lehre kundgibt; dann folgt eine Vorrede und Erklärung des ersten Memorials; die Aufzählung seiner acht Ahnen und Wappen, worauf er zum Anfang seiner Ankunft auf dieser Erde übergeht. Sein genannter Vater, Hauptmann auf dem Gröditzberg, heirathete Anno 1551, Sonntags nach Philippi Jacobi, in zweiter Ehe die edle, viel ehren-tugendreiche Salome, geborene Gladis von Gorpe, aus dem fürstlich liegnitzischen Frauenzimmer, und Anno 1552, Montags nach Johannis, ist Hans Schweinichen auf Gröditzberg geboren. Nach Anführung der vier Schilde seiner Frau Mutter und nach kurzer Erzählung seiner Kinderjahre, kommt er auf sein eigenes Schicksal zu sprechen, das ihn schon im neunten Jahre in das Haus des Herzogs von Liegnitz führte, indem er mit Herzog Friedrich's III. Sohn, dem spätern Herzog Friedrich IV., erzogen ward. Bald wurde dem kleinen Hans ein Amt, nämlich das eines „Kellerherrn"; auch mußte er seines Herrn Rappier „im Befehlich" nehmen, das Geschoß, das ist die Blaseröhre neben Küchelen und Bolzen, sowie die hölzernen Vögel dazu verwahren, und erhielt dafür gelegentlich „eine fürstliche Maulschell, der er lieber entrathen hätte wollen". Nach zwei Jahren forderte der Vater den kleinen Hans

wieder heim und ließ ihn beim Dorfschreiber unterrichten; später ging er zum Pfarrer in die Schule und wurde vom „Herrn Vatern" in der Wirthschaft unterwiesen. Anno 1566 kam er, um dort zu studiren, in die Schule zum Goldberg, wo er bis Anno 1567 verblieb, worauf er sich 1569 bei seinen Aeltern aufhielt. Hier trat nun ein Ereigniß ein, das für sein späteres Leben von entscheidender Wichtigkeit wurde.

Herzog Heinrich XI. war der älteste Sohn Herzog Friedrich's III. von Liegnitz. Dieser Friedrich der Aeltere, später auch der Tolle genannt, hatte schon als Prinz vielfache Neigung zu einem unsteten Leben verrathen, was natürlich auf die finanziellen Verhältnisse des Landes nur nachtheilig wirken konnte. Mit einer wahrhaft rührenden Unverfrorenheit trat er von Zeit zu Zeit an die Landstände des Fürstenthums heran mit der Forderung, die von ihm gemachten Schulden zu bezahlen. Oft genug geschah dies auch; als aber die Misregierung unerträglich wurde, auch Friedrich im Mai 1551 eine Reise, wie vermuthet wurde, nach Frankreich angetreten hatte, erschien am 22. September Georg von Brieg mit den Räthen des Bischofs von Breslau und erklärte dem Rathe, daß er im Auftrage des römischen Königs Schloß, Stadt und Fürstenthum zum Besten des unwürdigen Prinzen Heinrich bis auf weitere Verfügung einnehme. Da die Uebergabe des Regiments nicht ganz glatt von statten ging, so wurde am 7. November ein neuer königlicher Befehl veröffentlicht, in welchem, weil sich

Herzog Friedrich nun eine gute Zeit allerlei bösen, sträflichen u. s. w. Lebens und Thaten gebraucht, sich Uns widersetzlich und ungehorsam erzeigt, merkliche Schulden gemacht, auch, als er in Frankreich gezogen, eine merkliche Summe aufgebracht und mitgenommen und seinen Unterthanen allerhand Beschwerung zugefügt, dadurch anders nicht zu gewarten, wo dem nicht zeitlich vorkommen, der Verarmung und Verderbung seines Sohnes, Gemahls, Land und Leute,

angeordnet wird, den Herzog, wo er in den liegnitzischen Landen betreten würde, gefänglich einzuziehen und bis auf weitern Bescheid halten zu lassen.

Gleichwol milderte sich die Ungnade König Ferdinand's I. soweit, daß Friedrich am 10. September 1557 wieder in sein Fürstenthum eingesetzt ward; allein statt ein neues Leben zu beginnen, fiel Herzog Friedrich in seine alten Gewohnheiten zurück. Als sein sinnloses Treiben endlich vor den Kaiser kam, war es mit der weitern Nachsicht zu Ende: am 25. October 1559 mußte Herzog Friedrich vor den kaiserlichen Commissarien in Breslau erscheinen, wurde zwei Tage später verhaftet und am 7. November als Gefangener auf die kaiserliche Burg gebracht und dort zwar standesgemäß, aber bis zu seinem 1570 erfolgten Tode streng abgeschlossen von der Außenwelt gehalten.

Sein nunmehr mündiger Sohn und Nachfolger, Heinrich XI., zog aus dem Schicksal seines Vaters keinen Nutzen. Ging es auch anfangs gut, Heinrich's angeborener Leichtsinn, seine Prachtliebe und Verschwendung gewannen bald die Oberhand, er trieb es endlich noch ärger als sein Vater und sank infolge dessen noch tiefer als dieser.

Dieser Herzog Heinrich XI. hegte die Hoffnung, nach dem Tode Königs Sigismund zum König in Polen erwählt und gekrönt zu werden, und begab sich zu diesem Ende 1569 nach Lublin zu einem Landtag. Prunkliebend wie er stets war, rüstete er einen stattlichen Zug aus, zu dem auch sechs Jungen vom Adel gehörten, worunter unser Hans von Schweinichen, den sein Vater „auf solcher Reise gekleidet: ein barchent Wammes, mit Sammet verbrämt; item ein Paar deutsch ausgezogen Hosen, die eine Hose gelb und die andere schwarz, mit Taffet ungefährlichen 16 Ellen durchzogen. Desgleichen waren die Strümpfe auch von Bockfellen, und einen schwarzen Rock mit Falten dazu". Von dieser Zeit an wurde Hans von Schweinichen der treue Begleiter und Diener des Herzogs Heinrich XI., dem er selbst zu einer Zeit treu folgte, als alle Welt ihn verließ, wozu wol auch gegründete Ursache gegeben war. Es kann nicht die Aufgabe der Recension sein, den Verlauf der von da an sich in den „Denkwürdigkeiten" abspiegelnden Abenteuer, schmählichen Nothlagen, aus welchen Hans von Schweinichen stets wieder den Herzog zu ziehen wußte, sowie das traurige Ende des sonst liebenswürdigen Herzogs zu berichten, doch gestatten wir uns dem Leser als Probe einen Abschnitt aus den Memoiren selbst zu geben, welcher genugsam im Stande sein wird, einen Einblick in jene Zeit sowol als in die persönlichen Verhältnisse des Herzogs und seines Dieners Hans von Schweinichen zu gewähren:

Wie der Sonnabend kommt, will der Wirth (es war zu Köln, wohin der Herzog auf seinem Zuge nach Frankreich kam) gerechnet haben und gezahlet sein. Die Rechnung nahm ich zwar vor mich und befand, daß mit den vor abgerechneten 82 Thaler, so die erste Nacht verzehret worden, waren 578 Thaler, denn vor ein Rumpfen Ochsen hatte er 46 Thaler gegeben, wie mir selbst wissend. Nach geschlossener Rechnung wollt er Geld haben, wie mit zuvor gemacht war worden, welches ich IFG. anzeigete und vermeldte. IFG. aber wußte sowenig als ich Rath, allein daß ich den Wirth zu Geduld ermahnen sollte; dies ich denn auch mit guten Worten und starken Vertröstungen thät, vornämlichen, daß IFG. Secretari hinterstellig verblieben, des versähen sich IFG. nunmehr stündlichen und er werde gewiß IFG. Geld mitbringen. Der Wirth ließ sich besagen, verwilliget auf 8 Tage wieder zu speisen. Da Solches IFG. vornahmen, wollten sie sich nun bekannt machen und luden alle Malzeiten, wie die vorige Wochen, Gäste ein, der Meinung, IFG. wollten etwan eine Summe Geldes aufbringen. Wenn aber stündlichen zu gemeinen Ausgaben Geld sein mußte und gleichwohl mit dem Anlehn nicht fortgehen wollte, hatten IFG. noch goldene Rosen, die mußte ich den 4. Martii versetzen vor 50 Thaler, waren über 100 Thaler werth, welches Geld zu einzeln bald wegging. Item bald hernach versetzten IFG. zwei Ringe, welche die Kurfürsten und Herren verehret hatten, um 60 Thaler, waren 150 Thaler werth. Ob sich nun wohl IFG. selbst, das meiste aber durch mich, bei den Kaufleuten um Geld zu leihen bemüheten, wollte es doch nicht sein, und waren nur Vertröstung. Indessen kommen zwar die angenommenen Rittmeister und Hauptleute, so zum Nachzug nach Frankreich bestellet, von Frankfurt am Main hernach. Nun wollten sich IFG. sehen lassen, ließen täglichen zu Tische mit 8 Trommeten und Kesseltrommelschlagen blasen und hielten sich ganz fürstlichen. Wann die Trommeten gingen, so reit auf allen Gassen zu, sam ein König allda läge, und war ein groß Gefresse und Gesäufte.

Hans von Schweinichen trat nach Herzog Heinrich's XI. erzwungener Niederlegung der Regierung in den Dienst seines Bruders, Herzog Friedrich's IV., und stieg hier bis zum Rath und Hofmarschall empor; immer aber blieb er der einfache, gerade und treue Diener, dessen eigenes eheliches Glück und Leid ihn nicht von seinem Herrn abwendig machen konnten. Treulich führte er sein Amt, wie

er sein Tagebuch führte, jahraus, jahrein mit gleicher Genauigkeit und unveränderlichem Gottvertrauen, wobei es freilich gar häufig auch nicht an „Gefresse und Gesäufte“ fehlte. Ergreifend sind seine eigenen Erlebnisse, die er gar treuherzig zu berichten weiß. Jedes Jahr, das über seine Herrschaft und ihn wieder dahinfloß ins Meer der Vernichtung, führt er umständlich und einzeln auf, schließt dasselbe mit einem kurzgefaßten Ueberblick und bespricht dann mit wenig Schlußworten die Zeitverhältnisse mit ihren Preisen der Lebensmittel und Sonstigem. Hier eine Probe von 1588:

Weil ich denn einen Wirth gegeben, so habe ich mir auch vermerkt, wie dies Jahr das Getreide in steigendem und fallendem Kauf gewesen, als der Scheffel Weizen zu 1 Thlr. 4 Wßgr., Korn 27 Wßgr., Gerste 22 Wßgr., Hafer 13 Wßgr., habe aber keines zu verkaufen gehabt, sondern es ist mir im Hause, weil ich stets Gäste gehabt, wenn ich einheimisch gewesen, aufgegangen. Gott helfe mir einst an einen Ort, da ich auch Getreide zu verkaufen habe.

Daß es im Laufe der Aufzeichnungen nicht an höchst ergötzlichen Vorgängen und Situationen fehlte, dafür hat die getreuliche Buchführung unsers Hans von Schweinichen reichlich gesorgt, und viele der ausgeführten Scenen wären für sich allein schon wol im Stande, den Stoff zu erheiternden Novellen zu bieten. Vielleicht bemächtigt sich eine berufene Feder einmal des in dem interessanten Buche aufgehäuften Vorraths an humoristischen Erlebnissen. Es bedarf darin überhaupt einer neuen Auffrischung; die Alltäglichkeit hat den Humor überflutet, der sich in einige oft zweifelhafte Witzblätter zu flüchten gezwungen ist. An einem Charakter wie der eines Hans von Schweinichen könnte er wieder erstarken.

3. Karl Friedrich von Baden. Zum hundertfunfzigsten Geburtstage. Von Arthur Kleinschmidt. Mit einem Bildniß Karl Friedrich's nach A. Demarle. Heidelberg, C. Winter. 1878. Gr. 8. 6 M.

Es ist die neuere Geschichte Badens, sein allmähliches Emporwachsen aus der kleinen Markgrafschaft Baden-Durlach bis zum heutigen Großherzogthum Baden, was uns der Verfasser des vorliegenden Werks in geschichtlich treuen Zügen vor Augen führt; und mit dieser Entwickelung aufs innigste verbunden, steigt ein Mann die Stufenleiter der Macht hinauf, der zu den Besten und Edelsten der deutschen Nation zählt. Kein Volk ist dankbarer für die Wohlthaten eines guten Regenten als das deutsche. Baiern verehrt seinen Maximilian I. Joseph, Würtemberg seinen Wilhelm I., und so auch Baden, um die Reihe der süddeutschen Staaten zu schließen, seinen Karl IV. Friedrich. Ihr Andenken lebt im Volksmunde wie die Erinnerung an eine gute Zeit, einen milden Himmelsblick. Jene drei Regenten haben nicht allein ihr Volk geliebt, seine Wohlfahrt gefördert und begründet, sie haben ihr Land auch wirklich groß gemacht und zu Ansehen erhoben. Zwar ist Badens politische Bedeutung bis auf den heutigen Tag nur eine eingeschränkte geblieben, seine Regenten waren nicht berufen, mit gewaltiger Hand einzugreifen in das Geschick Deutschlands; allein wo es galt, für deutsches Recht und deutsche Ehre einzustehen, da standen auch Fürst und Volk voran unter allen.

Als Karl Friedrich am 22. November 1728 in der erst 1715 begonnenen Residenzstadt des Markgrafenthums Baden-Durlach, Karlsruhe, als der älteste Sohn des Erbprinzen Friedrich und der Anna Charlotte Amalie Luise, einzigen Tochter des Fürsten Johann Wilhelm Friso von Nassau-Oranien und Diez, geboren wurde, regierte noch sein Großvater Markgraf Karl III. Wilhelm, ein Fürst, der für sein Land und dessen Gedeihen ein offenes Auge hatte, aber durch seine übertriebene Jagdliebhaberei und seine Leidenschaft für die „Kammermädchen“ den Glanz seiner fürstlichen Vorzüge vielfach trübte. Seine Gemahlin Magdalene Wilhelmine von Würtemberg war ein Spiegelbild aller Tugenden, ein Muster echter Weiblichkeit und ein kerniger Sproß des Schwabenlandes. Von der reinsten Frömmigkeit beseelt, eine Wohlthäterin der Armen und Kranken, leitete sie die eigentliche Erziehung des jungen Karl Friedrich, an der seine Mutter Anna nicht theilnehmen konnte: schon 1732 war sie gemüthskrank geworden. So war es die Großmutter, die auf des Knaben empfängliches Gemüth ihren beseelenden Einfluß ausübte. Noch in demselben Jahre (26. März 1732) entriß eine Brustkrankheit dem kleinen Friedrich Karl seinen Vater, den Erbprinzen, in noch nicht vollendetem neunundzwanzigsten Jahre. Es griff das Unglück frühzeitig in sein Leben ein. (Karl Friedrich's Mutter starb erst am 18. September 1777 auf ihrem Witwensitze zu Durlach.) So kam es, daß Karl Friedrich schon mit $3\frac{1}{2}$ Jahren Erbprinz von Baden-Durlach ward, und daß seine Großmutter völlig in seine Erziehung und die seines um vier Jahre jüngern Bruders Wilhelm Ludwig eintrat. Bei dem Tode seines Großvaters (12. Mai 1738) war Karl IV. Friedrich $9\frac{1}{2}$ Jahr alt; Vormünder wurden seine Großmutter und sein Vetter Prinz Karl August von Baden-Durlach, schwäbischer und kaiserlicher Generalfeldwachtmeister, welche beide die Regierung in uneigennützigster Weise führten, sowol für den Segen ihres Mündels wie für das Wohl des Landes, das in den Wirren des österreichischen Erbfolgekriegs viel von den Durchzügen der Franzosen zu zu leiden hatte. Als am 30. October 1742 die edle Magdalene Wilhelmine zu Durlach starb, führte Karl August die Vormundschaft unter Mitwirkung seines auf dem italienischen Kriegsschauplatze wirkenden Bruders Karl Wilhelm Eugen. Karl Friedrich begab sich darauf 1743 mit seinem Bruder, Prinzen Wilhelm Ludwig, auf die damals berühmte Akademie zu Lausanne und bereiste von 1745 an Frankreich und Holland, wo er seinen Oheim Wilhelm IV. und dessen Familie in Leeuwarden kennen lernte. Während aber Wilhelm Ludwig auf der holländischen Universität Franeker zurückblieb und durch seinen ziemlich lockern Wandel das Misfallen seines Oheims erregte, kehrte Karl IV. Friedrich am 5. November 1746 nach Karlsruhe zurück, wo er ein Diplom Kaiser Franz' I. vorfand, welches ihn für majorenn erklärte. Am 22. November desselben Jahres ergriff er darauf die Regierung der damals nur 29 Quadratmeilen umfassenden und 86—87000 Einwohner zählenden Markgrafschaft Baden-Durlach, deren Finanzen jedoch trotz der Kriegsnöthe in ziemlich guter Lage waren.

Von großem Wissensdrang beseelt, träumte der junge Regent kurz nach seinem Regierungsantritt von einer Reise nach Italien, um vor allem das Ewige Rom kennen zu

lernen; er konnte sich um so eher solchem Plane hingeben, als Prinz Karl August, sein früherer Vormund, Durlach zu seinem Aufenthalt gewählt hatte und die Leitung der Geschäfte gewiß wieder übernommen hätte. Die Kunde von der beabsichtigten Reise rief allenthalben die widersprechendsten Gefühle hervor: in katholischen Kreisen nährte man die übertriebensten Hoffnungen, wozu Karl Friedrich's große Duldsamkeit gegenüber allen Confessionen den Anlaß gab; doch die Bedenken, welche besonders der streng protestantische Oheim in Holland geltend machte, ließen den jungen Fürsten, wenn auch mit schwerem Herzen, seinen Lieblingswunsch aufgeben. Er zog dafür zum zweiten mal nach Holland und bereiste 1748 das Oberland Baden, wo er Ursache genug zu Reformen vorfand; denn die Sittlichkeit der Bevölkerung lag infolge der Kriege tief danieder. So verfaßte er auch mehrere Erlasse gegen das tolle Trinken am Hofe, gegen die Kleiderpracht und den Pomp bei Leichenbegängnissen. Im Jahre 1750 kam es dennoch zu der Reise nach Italien, von der er reiche Erinnerungen zurückbrachte. Endlich, am 28. Januar 1751, vermählte er sich mit der fünf Jahre ältern Tochter des Landgrafen Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt, Karoline Luise, die ihm neben seltener Liebenswürdigkeit und einem milden Herzen die Grafschaft Lichtenberg zubrachte. Eine wahre Landesmutter, zählt Karoline Luise auch durch ihren Geist zu den bedeutendsten Frauen ihrer Zeit.

Allerdings gelang es ihr nicht sofort, sich die Liebe ihres Gemahls zu sichern, der anfangs eine solche Abneigung gegen sie hegte, daß er im Mai 1751 sogar, ohne seine Gemahlin nur zu benachrichtigen, allein wieder auf Reisen ging; aber Karoline Luise hat sich Karl Friedrich's Herz im Kampfe mit seinen Vorurtheilen erobert und es dann ewig besessen. Die musterhafte Gattin schenkte dem Hause sechs Kinder, von denen jedoch nur drei zur Freude der Aeltern heranblühten: der Erbprinz Karl Ludwig, Markgraf Friedrich und Markgraf Ludwig.

Nun beginnt eine Reihe weiser Verordnungen und Gesetze, die fast sämmtlich aus der Initiative Karl Friedrich's hervorgingen; das Land blühte zusehends empor; die Industrie wurde nach allen Seiten gefördert, der Verkehr erleichtert, Schulen und höhere Unterrichtsanstalten entstanden allenthalben und durch kluge Maßregeln ward die Vergrößerung des Landes angebahnt. Infolge des Erbvertrags mit Baden-Baden fiel dieses Land mit dem Tode des letzten Markgrafen an Karl Friedrich, der nun die jahrhundertelang getrennten Markgrafschaften des Hauses Zähringen wieder in einer Hand vereinigte. Jetzt zählte Baden bereits 190000 Seelen auf 71 Quadratmeilen; es war eins der schönsten Länder Deutschlands und wurde unter der Leitung des edeln Markgrafen ein Musterstaat. Die Aufhebung der Leibeigenschaft erfolgte am 23. Juli 1783, die Freizügigkeit wurde erleichtert und dadurch den Menschenrechten ein unblutiger Sieg errungen. Wie groß die Dankbarkeit des Volks war, bezeugt eine Denksäule, die sich an der Landstraße der Gemeinde Eutingen (im Pforzheimischen) erhob und die Worte trug: „Wanderer dieser Straße, sage deinem Land und der Welt unser Glück: hier ist der edelste Mann Fürst.“

Das schöne Familienleben im karlsruher Schlosse sollte aber eine herbe Störung erleiden, nachdem dem Hause Freuden in reichem Maße zutheil geworden: ein unglücklicher Fall zerrüttete die Gesundheit der Markgräfin. Zu ihrer Heilung sollte sie Aufenthalt in Paris nehmen, und von ihrem Sohne und Lieblinge Friedrich begleitet, trat sie am 1. April 1783 die Reise an, von welcher sie nicht zurückkehrte. Schon am 8. April endete ein wiederholter Schlaganfall ihr Leben. Der Markgraf war von der Todesnachricht schwer erschüttert; er verschloß sich mit seinen Söhnen in die Einsamkeit des Jagdschlosses Stutensee und beweinte eine Frau, die ihm zeitlebens unersetzlich und unersetzt blieb. Mit Karl Friedrich beweinte ganz Baden den Tod der unvergeßlichen Landesmutter. Zu Pforzheim, am 18. April 1783, ward Karoline Luise an der alten Grabstätte des Fürstenhauses bestattet, an demselben Orte, wo nach 28 ereignißreichen Jahren auch Karl Friedrich an ihrer Seite ruhen sollte.

Diese ereignißreichen Jahre umschließen aber die Geschichte Deutschlands von den ersten Anfängen der Französischen Revolution bis zum Tode des Markgrafen, spätern Kurfürsten und Großherzogs Karl Friedrich I., der in der Nacht vom 10. zum 11. Juni 1811 sein langes Leben beschloß.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, diesen Ereignissen in ihren Einzelheiten zu folgen, welche der Verfasser des vorliegenden Buchs mit wahrhaftem Bienenfleiß zusammentrug und aneinanderreihte: sie sind ja in die Blätter der Geschichte mit scharfem Stichel eingegraben. Wie diese weltgeschichtlichen Vorgänge auf Karl Friedrich und sein Volk einwirkten, ist allerdings nur aus einem so pietätvollen Werke zu ersehen wie das des Verfassers: dort möge sie der Leser suchen, er wird die Mühe des Nachforschens nicht bereuen. Für uns ist es hier der geistige Inhalt des Lebens und Wirkens des Markgrafen, der uns allein beschäftigen darf, und darin bietet sich des schönen Stoffs genug.

Zunächst über Karl Friedrich's Verhältniß zur spätern Gräfin von Hochberg. Der Markgraf konnte nicht daran denken, Karoline Luise ersetzen zu wollen, aber er war zu empfänglichen Sinnes, um nicht für seine alten Tage eine heitere Lebensgefährtin zu wünschen, eine „Madame Sanssouci“, wie er seine zweite Frau gern nannte. Und er fand sie in der Reichsfreiin Luise Karoline Geyer von Geyersberg, mit der er sich am 24. November 1787 zu Karlsruhe zur linken Hand vermählte. Diese zweite Gemahlin Karl Friedrich's, „Freifrau von Hochberg“, sollte in ihren Kindern nicht von der Succession in den badischen Landen ausgeschlossen sein, und die Geschichte lehrt, daß dies auch thatsächlich nicht der Fall war. Durch Kaiser Franz II. im Mai 1796 zur „Reichsgräfin von Hochberg“ erhoben, hießen ihre Kinder „Grafen und Gräfinnen“, und die „Successionsacte“ vom 10. September 1806 sicherte ihnen eventuell den fürstlichen Thron. Diese Reichsgräfin von Hochberg wurde die Stütze, die treue Freundin und Genossin in Karl Friedrich's Alter; ihr jugendliches, frisches Wesen erheiterte seinen Lebensabend, und in ihren Armen schied er auch von dieser Welt.

Als Karl Friedrich von hinnen zog, war aus seinem kleinen Markgrafenthum ein Großherzogthum geworden mit $272\frac{1}{2}$ Quadratmeilen und 1,001431 Seelen, doch an

Gewalt hatte das Land wenig gewonnen: Napoleon drückte auf dem Volke wie ein schwerer Alp, und in der Ferne stiegen schon die ersten Wolkenvorboten am Horizonte auf, die nach Norden zu einen schweren Sturm weissagten. Da hätte es auf dem großherzoglichen Throne einer festern Hand bedurft als die des Erbgroßherzogs und Nachfolgers Karl, dessen unfähiges Regiment den Trauerflor inniger Wehmuth um den heimgegangenen Karl Friedrich um alle Herzen nur desto schmerzlicher wand.

Das hübsch ausgestattete Werk Kleinschmidt's zeigt nach allen Seiten hin eine sorgsame getreue Hand, welcher es nicht darum zu thun ist, nach Effect zu haschen; es ist immer einfach und klar und doch in anmuthender Sprache gehalten, sodaß sich das Buch als ein Schatz betrachten läßt, welcher, einmal gehoben, durch den Glanz seiner Schaustücke und den innern Werth seiner Gemmen immer wieder Herz und Auge erfreut.

4. Das Leben des Prinzen Albert, Prinz-Gemahls der Königin von England. Von Theodore Martin. Mit Genehmigung Ihrer Majestät der Königin Victoria übersetzt von Emil Lehmann. Dritter Band. Gotha, F. A. Perthes. 1879. Gr. 8. 11 M.

Auch dieser dritte Band der Biographie des Prinzen Albert ist noch nicht der abschließende des bereits umfangreichen Werks, und zwar, wie der Verfasser selbst bemerkt, liegt der Grund dafür in den ihm zur Verfügung gestellten reichen Materialien. So umfassen nach dessen Angabe die Papiere des Prinzen über die orientalische Frage von 1853—57 nicht weniger als funfzig Foliobände, die den Biographen nothwendigerweise in die Sphäre des Historikers hinüberzugreifen nöthigen. Es mußte dies um so mehr dessen Aufgabe sein, als nur durch gewissenhafte Aufführung der Belege für die Rolle, welche der Prinz während des Krimkriegs spielte, die Rechtfertigung desselben angesichts der schiefen Beurtheilung und Misdeutung, welche er während dieser Periode schweigend über sich ergehen lassen mußte, überhaupt möglich war. Wer aufmerksam den in diesem dritten Bande sich entwickelnden und abrollenden Vorgängen folgt, muß zu dem Schlusse kommen, daß auch hier des Prinzen unabläßiges Bestreben dahin ging, gerecht und rücksichtsvoll zu sein, „weit über diese blinde Gegenwart“ hinaus „zu schauen in die Saat der Zeit“; die Leidenschaften und Vorurtheile, welche unser Urtheil trüben und unsere Handlungen misleiten, in Zaum zu halten. Der Verfasser bleibt dabei jederzeit eingedenk, daß Wahrheit und Aufrichtigkeit die Zwillingsleitsterne im Leben des Prinzen waren, und daß es demzufolge dessen Wunsch gewesen wäre, einfach so besprochen zu werden wie er war.

In dem Leben Prinz Albert's bestätigte sich mehr als einmal die alte Wahrheit, daß Verleumdung nur so lange gefährlich ist, als sie sich auf krummen Nebenwegen und in unbestimmten Andeutungen bewegt; tritt sie aus ihren Schlangenwindungen hervor ans klare Tageslicht, so trifft sie das Schicksal jedes im Finstern schleichenden Bösen: ihr Gift vernichtet sie selbst, und aus ihren Verderben brütenden Planen erwächst dem Angegriffenen eine heilsame Schutzmauer. Der im Anfang seines politischen Wirkens von Falschheit und Misdeutung umringte Prinz gelangte durch sein unerschütterliches Festhalten an allem, was für edel und wahr gilt, mit dem Jahre 1854 zu allgemeiner Anerkennung seiner der Königin erwiesenen Dienste, und es trat eine ganz im Verhältniß zu der Unmasse der bisher verbreiteten Verleumdungen und Ungerechtigkeiten stehende große Reaction ein. Es war dies auch nothwendig; denn so gut der Prinz auch Verleumdung zu ertragen wußte, diese Volksverblendung betreffs seiner Anstrengungen für die Wohlfahrt und Ehre Englands bereiteten ihm und vielleicht noch mehr der Königin große Pein. Die Königin schreibt darüber am 15. April 1854 an Baron Stockmar:

> Jene finstere Zeit, wo schmähliche Verleumdung bestrebt war, unser verblendetes Volk irrezuleiten, verschwand von dem Augenblicke an, wo das Parlament sich darüber aussprach, und das zeigte am besten, wie diese Verleumdungen ins Werk gesetzt worden waren und wie wenig dieselben Wurzel gefaßt hatten!

Der Geist des gegenseitigen Vertrauens zwischen Krone und Nation war durch die offenen Erklärungen des Parlaments nur gekräftigt worden, und man ging nun allenthalben mit ruhigerm Muthe den Schwierigkeiten und Gefahren des bevorstehenden Kriegs entgegen. War dies aber in England der Fall, in Frankreich gelangte der bereits begonnene Krieg mit Rußland nur zu geringer Popularität. Die authentischen Belege dieses dritten Bandes weisen alle Phasen in diesem Kriegsdrama mit geschichtlicher Genauigkeit nach, und so manches Dunkel lichtet sich, das wie ein trüber Schleier auf jenen schicksalsschweren Ereignissen lag.

Diese Ereignisse, welche auf mehrere Jahre die Ruhe Europas schwer erschütterten und deren Resultate durch die neuern Vorgänge im Orient ganz illusorisch geworden sind, obwol sie zur Zeit ihrer Erlangung für wichtige Errungenschaften Englands und Frankreichs gegenüber den Eroberungsgelüsten Rußlands angesehen wurden, werden in den 23 Kapiteln dieses dritten Bandes bis in das Einzelne, oft vielleicht zu minutiös, behandelt. Der Begriff einer Biographie des Prinzen Albert verschwindet zuweilen so gänzlich aus dem Gedächtniß des Lesers, daß er sich in den Glauben versetzt fühlt, er habe es mit einer Geschichte des Krimkriegs einzig und allein zu thun. Daran ändert der Umstand nichts, daß des Prinzen Einwirken in den Verlauf der Ereignisse fast überall hervortritt: seine Person verschwindet hinter den in den Vordergrund tretenden Vorgängen und kehrt erst in dem Augenblicke wieder in seine frühere lichtvolle Stellung zurück, als die gegenseitige Erschöpfung eine versöhnende Hand erforderlich machte.

Doch auch während des Kriegs gab es für den Prinzen genug der Sorgen, galt es doch die Verwundeten in der Heimat zu versorgen; und deren Zahl war leider eine überaus große. Wie sehr sich Prinz Albert im Verein mit der Königin der Pflege dieser Tapfern annahm, wie sie sorgten, daß den Hinterbliebenen die nöthigen Unterstützungen wurden: das findet sich hier in schönen Zügen aufgezeichnet und wirft ein besänftigendes Licht auf die Nachtseite jener kriegerischen Jahre.

Noch wird uns der Verfasser in einem vierten Bande von Prinz Albert und seinem Lebensende zu erzählen wissen, und wir dürfen sicher sein, daß er es mit derselben Treue und Ausführlichkeit thun werde wie bisher: Englands

kriegslustiger Sinn hat viel dazu beigetragen, daß sich die Gemüther im deutschen Volke mehr und mehr von ihm abgewendet fühlen; das Bild des einfachen deutschen Mannes auf dem englischen Throne, die lichtvolle Gestalt des Prinzen Albert wirkt wie ein Balsam, lindernd und schmerzstillend, wo sich die Erbitterung über die englische Politik zu einer acuten Krankheit einfressen möchte.

Ferdinand Moesch.

Romanliteratur.

1. Daniella. Roman von Ferdinande Freiin von Brackel. Zwei Bände. Köln, Bachem. 1879. 8. 9 M.

Dieser Roman spielt während der letzten großen Kriege, denen Deutschland seine Macht und Einigung verdankt, ohne in eine mehr als oberflächliche Berührung mit ihnen zu treten. Der Einfluß der Zeitideen auf unser modernes Leben macht sich an den handelnden Personen auf verschiedene Weise geltend. Leider treffen wir aber auch hier wie in den meisten Leihbibliothekromanen nur auf oft angeschlagene Töne, denen eine harmonische Durchführung fehlt. Die Anläufe sind oft interessant, vielversprechend; aber es fehlen Ausdauer und Sammlung, das Begonnene mit scharfer Consequenz einem Zielpunkt zuzuführen und ein Ergebniß zu liefern, welches dem Geist und Ernst des angeregten Themas entspricht. Die äußern Vorgänge sind gewöhnlich und sprunghaft und willkürlich behandelt. Auch stört die zu weitläufige Beschreibung von Dingen, die nicht vor unsern Augen vorgehen, und eine übergroße Redseligkeit der Autorin, die mehr zerstreuend als das Verständniß der Hauptzüge der Handlung fördernd wirkt. Daniella ist, wenigstens dem Titel nach, die Heldin des Romans, obgleich sie nicht viel Einfluß auf Gang wie Personen der Handlung hat. Im Anfang wird die religiöse Frage berührt. Die schöne geistig begabte Jüdin Daniella wird von Liebe zu Anton Rother, einem jungen Katholiken, ergriffen, der sich dem Priesterstande zu widmen gedenkt. Sie will bei einer religiösen Discussion das Bekenntniß der Schuld, welches nach christlichen Begriffen das Geschöpf seinem Schöpfer ablegen soll, nicht gelten lassen. Diesen Inbegriff demüthiger Unterwerfung, welchen Rother den Schlüssel aller Gottesverehrung, alles christlichen Gottesdienstes nennt, erscheint der Jüdin wie eine Schwäche, eine Feigheit, die einem Manne nicht ziemt. Der Kampf zwischen zwei sich anziehenden Naturen ist somit eröffnet; er läßt im Verlaufe ein interessantes Ergebniß hoffen. Aber statt die Jüdin durch siegreiche Gründe oder Liebe zu sich herüberzuziehen, entzieht sich Anton bald ihrer Nähe und wird statt ein Künstler, wie Daniella bei seinem Talent hoffte, doch noch ein Priester. Sie selbst lebt in unerquicklichen Seelenconflicten fort, dient zuletzt mit ihren Reichthümern den Interessen der Commune in Paris, bis sie geistig zu Grunde geht, als Bild einer gescheiterten Kraft, zu der die Autorin sie hat machen wollen. Rother wird in seinem Beruf während der Commune erschossen; Daniella kommt mit einem Befreiungsdecret zu spät. Den übrigen Charakteren fehlt alle individuelle Ausprägung. Ein Baron Holdern von sehr materiellen Grundsätzen, das Gegenstück zu Rother, sucht Daniella für sich zu gewinnen, was ihn seine gewandte Dialektik einige mal hoffen läßt. Doch dem Zeitbedürfniß der Speculation ergeben, die leichtsinnige Verluste wieder gut machen soll, sinkt er immer tiefer in ihren Augen und geht schließlich moralisch wie körperlich seinem Ruin entgegen. Zuweilen artet aber sein Benehmen gegen Daniella in eine pikant sein sollende Ungezogenheit aus, die einem Manne wol den Salon der bessern Gesellschaft verschließen würde.

Das Beste an dem Buche ist die Sprache; sie ist gebildet, gedankenreich und erhebt sich über das Maß des Gewöhnlichen. Wie annuthend ist z. B. die Antwort, die eine hochgestimmte Frau ihrem Sohne gibt, der das Leben nur von der praktischen Seite angefaßt sehen will:

Vermagst du das Talent so nüchtern aufzufassen? Glaubst du, Gott würde diese Gaben in den Menschen gelegt haben, wenn sie nicht nothwendig wären zur Vollendung und Veredlung des Ganzen? Der Mensch ist sehr arm ohne sie. Alles Geistige, alles Höhere birgt einen Genuß, den man schmerzlicher entbehrt als materielle Dinge, dessen Mangel man härter empfindet als andere Entbehrungen. Nur ein realer Mensch! Ist es denn eine solche Ehre, damit einzugestehen wie du das Leben nur einseitig verstehst, daß du mit solchem Stolz das aussprichst? Ist es eine Ehre, so geistig arm zu sein, daß der Blick für so viel des Schönen im Leben stumpf ist? Das ist der Unsegen, der auf euerm Hohmuth ruht, daß ihr in eurer Dürftigkeit euch selbst genügt. Nur eine reale Natur! Was habt ihr denn jemals geleistet, ihr nur realen Menschen? Wo ihr euer Reich unbestritten aufschlagt, versinkt die Welt in Nüchternheit, und eure Genußsucht wird niedrigster Art. Welches Volk habt ihr groß gemacht, welches Land veredelt? Die Nationen indeß, denen das Ideale vorschwebte, stehen noch jetzt groß vor der Nachwelt da, welche an ihren Leistungen zehrt. Generationen, die nur reale Menschen sein wollten, sind dahingegangen, ohne eine Spur ihrer Wirksamkeit zu hinterlassen; aber der dürftigste Mensch mit einer idealen Bestrebung hat oft die Welt in Bewegung gesetzt, ist ihr zum Heil geworden. Der geistige Mensch hat nie die praktische Mitwirkung gering geschätzt, indeß euer enger Gesichtskreis sich starr vor dem Geiste verschließt, und ihr seine Thaten weder versteht noch anerkennt.

Treffend ist auch ein Urtheil über das unruhige hastige Treiben jener Erziehungsanstalten, wo der Geistescultus in zu hervorragender Weise gepflegt wird:

In der norddeutschen Residenz werden eben diese Institute mit Vorliebe benutzt. Sie bilden einen starken Gegensatz zu den nach früherer Anschauung geleiteten Bildungsstätten, wo die jungen Mädchen einige Jahre der Ruhe und Sammlung genießen sollen, ehe sie hinaustreten in das Geräusch der Welt. Dort hingegen zieht man die Welt mit alledem, was sie zur Bereicherung des Geistes, zur Ergänzung der Ausbildung zu bieten mag, als Bildungsmittel heran. Man öffnet dem jungen Geiste so früh schon alle Pforten, die zum Wissen und zur Erkenntniß führen, hält ihm gegenüber mit nichts zurück, und glaubt dadurch ihm die rechte Vollendung zu geben. In Bezug auf Wissenschaft und Künste wird sehr Anerkennenswerthes geleistet. Sehr fertig, sehr sicher geschult gehen die jungen Damen aus diesen Bildungsstätten hervor, an ihrer Weltbildung ist kaum etwas zu vermissen. Nur fehlt ihnen jene Jugendlichkeit, welcher vor so früher Weltkenntniß weicht, jener neugierig zuwartende Blick, dem die Welt noch ein Räthsel ist, der aber in einem jugendlichen Gesichte uns so anmuthet.

Solche Proben zeugen für den offenen Blick und die reiche Erfahrung der Verfasserin.

2. Fortunat. Roman von Alfred Hartmann. Drei Bände. Berlin, Janke. 1879. 8. 10 M.

Dieser Roman hat eine interessante Anlage und vielversprechende Perspectiven, ist aber in der Ausführung zu novellistisch. Eine den ganzen Menschen befriedigende Lösung aller behandelten Fragen bleibt er uns schuldig, was um so bedauerlicher ist, da der ansprechende, ohne Absicht belehrende Ton die geistigen Gaben des Autors oft in ein schönes Licht stellt. Der Held Fortunat ist ein braver junger Mensch, dem ohne sein Zuthun großer Reichthum zugefallen ist. Sein rechtschaffenes Wollen, denselben zum Glück seiner Mitmenschen zu verwenden, wird verkannt, schafft ihm sogar Feinde, und oft hat sein Edelsinn schlimme Folgen. Sein weiches Gemüth kann nun die trüben Erfahrungen nicht mit der nöthigen Kraft überwinden, die bei weniger gefühlvoller Betrachtung und so viel materieller Macht leicht gefunden werden kann, besonders da Zustimmung ihm verwandter Naturen zu seinen Thaten nicht ausbleibt. Er fängt an die zu beneiden, die ohne Reichthum glücklich sind und alles das haben, wonach er vergeblich ringt. Er ermüdet nicht in Versuchen und kommt zuletzt zu der Ansicht: daß man das Glück erst dann findet, wenn man durch Anstrengungen und Entbehrungen desselben würdig geworden ist. Zeitgemäße Fragen sind mit Geschick hineingezogen und die gefährlichen Versuche der rothen Internationale wie der schwarzen Kutten beleuchtet. Wir sehen die Bemühungen der Jesuiten in der Person eines Pater Benno an einem kleinstaatlichen Hofe und seinen Erfolg bei der Mutter des Fürsten. Die Mittel, die sie brauchen, einen jungen wohlwollenden und freidenkenden Fürsten in seinen Planen zu bekämpfen, werden zu Schanden und ein gut gezeichneter Augustinermönch, Pater Hilarion, gewinnt Boden am Hof und befördert eine freisinnige religiöse Strömung, welche die freisinnigen Einrichtungen des Staats begleitet. Um ihren Einfluß wieder zu erlangen, verbinden sich die Schwarzen mit der Socialdemokratie, die in ihrem Vertreter, einem Doctor Grübler, ebenso äußerlich blendend wie innerlich hohl und trostlos erscheint. Beiden gelingt es, einen, wenn auch nicht vollständigen Sieg wieder zu erkämpfen. Da der romantische Sinn im Menschen nie aussterben wird, so bleiben ihm auch in der sehr materiellen Gegenwart die Thore geöffnet. Wir hören hier von einem Venusberg, den eine bildschöne, aber sehr sinnliche Prinzessin in einem einsamen Waldschloß improvisirt. Man hört, wie Opfer gefangen werden von Aufpassern, wenn diese sich in romantischen Träumereien bis an einen gewissen versteckten See wagen, in dem die Prinzessin, alle ihre Reize enthüllend, badet, und wie sie dann aus der süßen Gefangenschaft entlassen werden, wenn sie den Zwecken nicht mehr entsprechen. Leider fehlt den nur erzählten Vorgängen der bestrickende Reiz, die farbenglühende überzeugende Schilderung, die den Leser gefangen nimmt und die gewünschte Illusion erzeugt hätte. Daß die Seelenprocesse und Charakterwandlungen nur flüchtig behandelt sind oder nicht vor unsern Augen sich glaubhaft vollziehen, ist eine Unterlassung, deren sich fähige Schriftsteller nicht schuldig machen sollten. So verflüchtigt sich der Epikuräer Graf Ademar, der zu Fortunat's Freunden gehört und seinen Sinn für die feinere materielle Seite des Lebens auszubilden strebt, in der Zeichnung sehr bald. Ohne alle versöhnliche wie annehmliche Seiten ist der Socialdemokrat Grübler, der trotz der schlagenden Beweise von Fortunat's Edelsinn nicht überzeugt wird und roh und herzlos bleibt, bis er in sinnlicher Genußsucht im Venusberg sein Ende findet. Daß er Fortunat's rechter Bruder ist, hatte auch nicht das Geringste von seinem Haß weggenommen. Mag hierin das Unversöhnliche und Gemüthlose der Socialdemokratie wahrheitsgetreu wiedergegeben sein: etwas Menschliches am Individuum hätte uns sie nur näher gebracht. Grübler's Meinung nach „ist das Glück ein dummes Kindermärchen — ein Irrlicht, welchem jedermann nachrennt, ohne es zu erhaschen —, ein Köder, nach welchem die dummen Fische schnappen, um dann an der Angel zu zappeln —, ein farbiger Regenbogen, der vor uns zurückweicht, wenn wir uns nähern wollen, und zuletzt in eine graue Regenwolke zerfließt". Dieser Ueberzeugung gegenüber, die eigentlich die ganzen Bemühungen der Socialdemokratie überflüssig macht, wirkt es wohlthuend, wenn Fortunat nach Verlust seines Vermögens doch Glück und innern Frieden noch an der Hand eines anspruchlosen geliebten Weibes findet.

Sieht auch das Glück der mehr oder minder davon Berührten nur wie ein nothdürftiger Compromiß mit dem Schicksal aus, so macht doch der Schluß im ganzen einen versöhnlichen Eindruck. Fortunat's frühere Ansicht, als er noch kampflos alle äußern Glücksgüter besaß:

> Mir scheint, es gibt gar kein Glück. Es gibt nur einen Kampf um das Glück, aber keinen Sieg in dem Kampf. Haben wir errungen, was wir für Glück hielten, solange wir es entbehrten, erscheint es uns schal, sobald wir es unbestritten besitzen,

hat sich nun zu der jedenfalls tröstlichern bekehrt:

> Wer glücklich sein will, muß sich bescheiden und vor allem sein Glück nicht an die große Glocke hängen.

3. Ritter vom Gelde. Roman aus dem wiener Leben von Theodor Schiff. Wien, Manz. 1879. Gr. 8. 5 M.

Gewiß wird der Leser dem Titel nach ein sociales Gemälde erwarten, wo das Schein- und Genußleben der vergangenen Jahre in den Hauptstädten unsers Welttheils in durchgreifenden Zügen geschildert ist. Leider finden wir aber, daß es dem Autor nicht gelungen ist, einige gewöhnliche, wenn auch thatsächliche Begebenheiten interessant zu machen und mit eigener Erfindung zu beleben. Wir finden ganz alltägliche Menschen, die Charaktertypen sein sollen, die aber in der lebhaftesten Einbildungskraft eines Lesers nicht einmal für einen flüchtigen Blick Reiz bieten können. Die Ritter vom Gelde vollführen Betrügereien, in die wir nicht einmal Einblick bekommen und die nur wie in einem Zeitungsreferat kurz gemeldet werden. Von dem Treiben einer Ersten allgemeinen Runkelrüben-Rückversicherungsgesellschaft erfahren wir nur, daß sie ein Scheinleben wie viele ähnliche Gründungen führt, die zusammenbrechen, wenn der Betrug nicht mehr zu verdecken ist. Daß sich hier locale wiener Eigenthümlichkeiten finden, können wir nicht zugeben; die Vorgänge könnten in jeder andern großen Stadt spielen.

Der Autor nennt in einem Vorwort die vorliegende Erzählung zwar nur einen Versuch, den er vom Leser wie Kritiker als solchen beurtheilt zu sehen wünscht. Liest man aber weiter, so findet man bei aller Naivetät doch eine etwas augenscheinliche Reclame heraus, die von einer dem Roman (?) beigelegten überschwenglichen Besprechung in sensationeller Weise unterstützt wird. Wenn nach dieser Probe der Autor schon ein deutscher Dickens genannt wird (die Ueberschriften verrathen allerdings einen Hang nach Dickens'scher Art und Weise), so wird eine solche Ansicht wol viele Leser neugierig machen, die aber bald über eine unverdiente Täuschung sich beklagen dürften. Kenner der erzählten Thatsachen werden am Miterlebten Interesse finden können, zumal wenn ihnen die Persönlichkeiten bekannt sind, Nichtkenner aber von der mangelnden Gestaltungskraft wenig befriedigt werden. Wir wollen indeß wünschen, daß sich der gute Wille des Autors bei weiterm Arbeiten zu freudigerm Können entwickeln möge.

4. Novellen von Otto von Leixner. Berlin, H. W. Müller. 1878. 8. 3 M.

Diesen Novellen kann man volles Lob spenden. Aus der künstlerischen Form spricht Gemüth, Weltkenntniß und dichterischer Schwung. Die erste Gabe: „Die Adja", erzählt uns in gedrungener Anschaulichkeit, wie ein unverfälschter Natursohn (ein ungarischer Zigeuner) durch die Liebe in Conflict mit der an Herz ärmern Uebercivilisation kommt, die in einer schönen Frau, seiner Adja, wie er sie nennt, ihm entgegentritt und seinem unerfahrenen Sinn den Untergang bereitet. Die Erklärung, die der wilde Natursohn auf die Frage, was die Adja sei, gibt, ist ebenso einfach wie poetisch schön:

Wir hatten einst unsere eigenen Götter, und Ziu hieß der höchste. Und einmal da saßen sie alle und sprachen von dem Schönsten, was es gebe, und da meinten einige, es sei das irdische Weib, niemand könne Schöneres schaffen. Da sagte Ziu, er werde es thun. Und da rief er alles, Welt, Himmel und Götter zusammen. Die Sonne gab ihre goldene Strahlen, die Erde zwei schwarze Diamanten — das sind Sterne, die einst vom Himmel fielen — und die Nachtigall gab ihre Stimme. Und so kam alles Schönste zusammen, und Ziu machte daraus ein Weib und gab ihm Leben. Und sie war die Schönste und alles mußte sie lieben. Aber eins hatte der große Gott vergessen, er hatte ihr kein Herz gegeben, und deshalb konnte sie nicht wieder lieben, und wer sie sieht und liebt, der stirbt. Und jede hundert Jahre kommt sie zur Erde, bald in dem einem Land, bald in dem andern, als Fürstin oder als Bauernkind; aber niemals hat sie ein Herz, und wer sie liebt, stirbt. Und Adja heißt sie."

Die zweite Gabe: „Die Eumenide", zeigt, wie das Ueberwinden räthselhafter Prüfungen nur die Sache sehr starker oder sehr leichtlebiger Naturen sein kann, wie ideale und sittliche Anschauungen an anders gearteten Wesen unverdienten Schiffbruch erleiden und tief angelegte Naturen von Erfahrungen, wie sie hier ein Künstler macht, zerschmettert werden. „Die Falle Hymens" hat einen anheimelnden Zug: die Kraft uneigennütziger Liebe gibt bei einem das Leben mehrerer Personen bedrohenden Naturereigniß einen ebenso erhebenden wie versöhnenden Ausschlag. Ein hoher sittlicher Ernst liegt auch in den beiden letzten Novellen: „Das Vermächtniß" und „Der Abt". Diese Novellen können jedem feinfühligen Leser empfohlen werden.

Richard Weiland.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Vor nunmehr vierzehn Jahren (vgl. Nr. 2 d. Bl. f. 1865) zeigten wir unter der Ueberschrift „Eine Anthologie altdeutscher Liederdichter" die bekannte Auswahl der „Deutschen Liederdichter des 12. bis 14. Jahrhunderts" von Karl Bartsch (Leipzig, Göschen) in aller Kürze an. Jetzt ist von diesem höchst werthvollen, brauchbaren und vielbenutzten Buche eine zweite verbesserte Auflage erschienen (Stuttgart, Göschen). Im Textbestand ist wenig Veränderung zu finden. Hinzugekommen ist der Leich Heinrich von Rugge's und ein Spruch Friedrich von Sonnenburg's. Für die Textbehandlung sind die neuen Forschungen und kritischen Bemühungen berücksichtigt worden. Der Herausgeber nimmt auch Gelegenheit, seinem Freunde Rudolf Hildebrand für lehrreiche Bemerkungen zu danken. Otto Behaghel in Heidelberg, der eine neue kritische Ausgabe der „Eneit" vorbereitet, hat es versucht, die Lieder Heinrich's von Veldeke in ihrer ursprünglichen Mundart herzustellen. Für die Lieder mag das hingehen; sollte aber auch für Heinrich's großes höfisches Epos, welches bekanntlich ein Merkstein in der altdeutschen Dichtung ist, dieses zum Theil mechanische Zurückführen auf den engen Kreis des mundartlichen Ausdrucks als Ziel einer künftigen Ausgabe erscheinen, so würde das ein arges Verkennen der literarhistorischen Bedeutung des Veldekers sein, der in seiner mastrichter Mundart nimmermehr der bahnbrechende Meister hätte werden können, als welchen ihn seine Zeitgenossen und Nachkommen preisen. In der Einleitung hat Bartsch bei den einzelnen Dichtern die Literatur vermehrt und die neuen Nachweise, soweit sie annehmbar schienen, in die Darstellung aufgenommen. Auch die Anmerkungen sind hier und da bereichert. Bartsch's „Liederdichter" haben sich für Lernende wie für Lehrende in gleicher Weise höchst förderlich erwiesen. Da das Studium des Altdeutschen in letzter Zeit in immer weitere Kreise gedrungen ist, so zweifeln wir nicht, daß das treffliche Werk sich immer mehr einbürgern werde.

Ausländische Literatur.

„Anthologie Lyrique. Recueil de Poésies Lyriques Modernes de la France, de la Belgique et de la Suisse Romande suivi de Notices Biographiques et Littéraires par Werner Schönermark" (Halle, Gesenius) lautet der französische des auch mit deutschem Titel versehenen Buchs. Da aber außerdem alles darin in französischer Sprache ist, so glaubten wir, dem Grundsatze d. Bl. gemäß, die nur deutsche Bücher besprechen, das Werk unter „Ausländischer Literatur" aufnehmen zu müssen. Eintheilung, Auswahl und Ausstattung dieser Sammlung der neuesten französischen Lyrik sind gleich lobenswerth. Die Gedichte sind nach folgenden drei Rubriken geordnet: „Gott und die Religion", „Die Natur" und „Das menschliche Leben". Die Auswahl zeugt von gutem Geschmack und feinem poetischen Sinn, und die beigegebenen biographischen Notizen genügen zur Orientirung. Ebenso lobenswerth wie die Ausführung ist die Absicht des Herausgebers, durch sein Buch, dem sich später auch eine Sammlung von Uebersetzungen französischer Dichtungen ins Deutsche anschließen soll, ein besseres Verständniß und freundschaftlicheres Verhältniß zwischen den beiden Nationen anbahnen zu helfen, die so viele gemeinschaftliche Interessen haben und deren gegenseitige Beziehungen sich eher vermehren als vermindern. Es ist, beiläufig erwähnt,

dem Andenken Nicolas Martin's, „des französischen Dichters französischen und deutschen Herzens", gewidmet.

— Auch „Hamlet le Danois" von Alexander Büchner (Paris, Hachette u. Comp.), obgleich das Werk eines Deutschen, müssen wir, aus dem nämlichen Grunde wie dem oben angegebenen, unter dieser Rubrik erwähnen. Es ist dieses eine sehr anerkennenswerthe Schrift, die ihren Gegenstand im richtigen Geiste behandelt, indem der Verfasser Shakspeare nicht zu einer übernatürlichen Höhe hinaufzuschrauben sucht, sondern seine Bewunderung in den richtigen Schranken hält, wodurch das wahre Verdienst des Dichters nicht geschmälert, sondern erst ins richtige Licht gestellt wird. Er untersucht vielfach die Quellen der Sage, den Saxo Grammaticus, Belleforest und die dänische Reimchronik, und gelangt dann zum allerdings durchaus nicht neuen Schluß, daß es vor dem Shakspeare'schen „Hamlet" bereits einen solchen auf der englischen Bühne gegeben haben müsse, der von einem unbekannten Verfasser (man vermuthet Kyd) gedichtet war und leider verloren gegangen sei, was bekanntlich aus einem Briefe Nashe's erhellt. Dieser brauche nicht nothwendigerweise auf der englischen Uebersetzung des Belleforest oder dem französischen Texte beruht zu haben, sondern der Verfasser könne auf anderm Wege und zwar durch die vielfachen Beziehungen Englands zu Dänemark zur Kenntniß der Sage gelangt sein. Auch könne die Uebersetzung des Belleforest erst durch den Erfolg des vor-Shakspeare'schen „Hamlet" hervorgerufen worden sein. Shakspeare selbst aber habe ohne Kenntniß irgendeiner der wahren Quellen, blos nach den Andeutungen seines Vorgängers gearbeitet und, in den Einzelheiten sich frei bewegend, ihnen den Stempel seines Genius aufgedrückt. Dabei aber freilich habe er die nothwendige Uebereinstimmung zwischen den einzelnen Theilen und dem Gesammtwerke vernachlässigt. Diese Vernachlässigung habe eine sehr ärgerliche Folge gehabt, welche den Hauptmangel von „Hamlet" bilde. Der Held werde gleichsam zu einer Doppelperson, er sei ein Januskopf mit zwei Antlitzen, wovon das eine den Stempel seines ersten Schöpfers trage, das andere von Shakspeare gestaltet sei. Die eine Gestalt bezeichnet nun Büchner als Viking, die andere als Cunctator und erklärt so die Doppelseitigkeit des räthselhaften Charakters, den wir im Hamlet erkennen. Dies in Kürze das Resultat der fleißigen Untersuchung des Verfassers, der sich in dieser seiner neuesten Schrift als vollständig auf der Höhe der neuesten Shakspeare-Wissenschaft stehend ausweist und sich in elegantem Französisch auszudrücken versteht. Er widmet das Buch „dem unvergänglichen Andenken" des besten seiner Freunde, Léon Dumont's, des Philosophen (1837—77).

Bibliographie.

Arany, J., König Buda's Tod. Ein Epos. Aus dem Ungarischen übersetzt von A. Sturm. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Arneth, A. Ritter v., Geschichte Maria Theresia's. 10ter Bd. — A. u. d. T.: Maria Theresia's letzte Regierungszeit. 1763—1780. 4ter Bd. Mit dem Bildnisse der Kaiserin und einem Facsimile. Wien, Braumüller. Gr. 8. 16 M.

Bär, M., Narrfingen. Die wundervollste Wundergeschichte unseres Jahrhunderts. Für Gläubige und Ungläubige in vielen Reimen und Bildern historisch treu geschildert. Düsseldorf, Sauernheimer u. Comp. Gr. 8. 3 M.

Berg, Graf F., Aus Petersburg nach Poti. Dorpat, Karow. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Bergl, J., Geschichte der ungarischen Juden. Nach den besten Quellen bearbeitet. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 3 M.

Blüthgen, V., Bunte Novellen. 2 Bde. Leipzig, Schlicke. 8. 10 M.

Bobertag, F., Geschichte des Romans und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland. 1ste Abth.: Bis zum Anfange des XVIII. Jahrhunderts. 2ter Bd. 1ste Hälfte. Breslau, Gosohorsky's Verlag. Gr. 8. 5 M.

Dorn, E., Ein Schwedenkind. Ein baltischer Roman aus der Zeit Herzog Jacobs von Kurland. Mitau, Behre's Verlag. Gr. 8. 6 M.

Dux, A., Aus Ungarn. Literatur- und culturgeschichtliche Studien. Leipzig, Foltz. 1880. Gr. 8. 6 M.

Eichholtz, P., Quellenstudien zu Uhlands Balladen. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Friesecke, A. F., Mönchgutb. Traum und Schaum eines Berliner Kindes. Berlin, Schott. 16. 50 Pf.

Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von A. Brückner, F. Dahn, J. Dümichen ꝛc. herausgegeben von W. Oncken. 61e Abth. 5ter Thl.: Geschichte von Hellas und Rom. Von G. F. Hertzberg. Mit Illustrationen und Karten. Berlin, Grote. Lex.-8. 3 M.

Gisbert, P., Zeit-Arabesken. Leipzig, A. Krüger. 8. 1 M. 50 Pf.

Humoristischer Hausschatz fürs deutsche Volk. Herausgegeben von E. Eckstein. Neue Folge. 2ter Bd. Leipzig, Eckstein. 8. 3 M.

Helmdörffer, F. X., Politik und Wucher der Juden. Zu den Schriften W. Marr's. Freiburg i. B., Troemer. Gr. 8. 80 Pf.

Hermann, E., Drei Shakespeare-Studien. II. Shakespeare, der Kämpfer. Die polemischen Hauptbeziehungen des Midsummer-Night's Dream und Tempest urkundlich nachgewiesen. 2te Abth.: Shakespeare wider Ben Jonson. Shakespeare und Spenser. Erlangen, Deichert. 8. 4 M.

Holub, E., Eine Culturskizze des Maruste-Mambunda-Reiches in Süd-Central-Afrika. Mit 232 Illustrationen im Texte. Herausgegeben von der k. k. Geographischen Gesellschaft. Wien, Gerold u. Comp. Gr. 8. 3 M.

Lecky, W. E. H., Geschichte Englands im 18. Jahrhundert. Mit Genehmigung des Verfassers nach der 2. verbesserten Auflage des englischen Originals übersetzt von F. Löwe. 1ster Bd. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 8 M.

Leeser, J., Herr Professor Wundt und der Spiritismus. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 1 M.

Lilienfeld, P. v., Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft. 4ter Thl.: Die sociale Physiologie. Mitau, Behre's Verlag. Gr. 8. 10 M.

Lorck, C. B., Die Druckkunst und der Buchhandel in Leipzig durch vier Jahrhunderte. Zur Erinnerung an die Einführung der Buchdruckerkunst in Leipzig 1479 und an die dortige Kunstgewerbe-Ausstellung 1879. Leipzig, Weber. Gr. 8. 5 M.

Martini, S., Der Franke oder Rom im Beginne des 4. Jahrhundert. Autorisirte Uebersetzung von Marie von Büller. Kempten, Kösel. 8. 3 M. 60 Pf.

Michelet, C. L., Das System der Philosophie als exacter Wissenschaft, enthaltend Logik, Naturphilosophie und Geistesphilosophie. 4ter Bd. enthaltend die Philosophie der Geschichte. 1ste Abth.: Die Urwelt, der Orient, Griechenland. Berlin, Nicolai's Verlag. Gr. 8. 6 M.

Militär-Wochenblatt. Herausgegeben von von Witzleben. Beiheft. 1879. 4tes Heft: Die Kämpfe der französischen Armee gegen die pariser Kommune im Jahre 1871. Von von der Boeck. Hierzu eine Karte: Paris und Umgebung. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 80 Pf.

Motz, P., Gedichte in Henneberger Mundart. 3 Hefte. Saalfeld, Wiedemann. 16. à 1 M.

Münter, C., Nu fünd wi in Amerika. En plattdütsch Riemels. Leipzig, K. F. Köhler. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Pervanoglu, J., Historische Bilder. I. Andronik Comnenus. Leipzig, Friedrich. 8. 2 M. 50 Pf.

Prutz, H., Kaiser Friedrich I. Grabstätte. Eine kritische Studie. Danzig, Gruihn. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Radda, K., Der bairische Erbfolgekrieg und der Friede zu Teschen. Denkschrift. Teschen, Schroeder. Gr. 8. 1 M.

Reusch, F. H., Die deutschen Bischöfe und der Aberglaube. Eine Denkschrift. Bonn, Neusser. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Rosmini Serbati's, A., philosophisches System. Uebersetzt aus dem Italienischen nach der neuesten Ausgabe. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2 M.

Sailer, F., Die Juden und das Deutsche Reich. Offener Brief an eine deutsche Frau. Berlin, Stahn. Gr. 8 1 M.

Sammlung von Vorträgen. Herausgegeben von W. Frommel und F. Pfaff. 1ster Bd. 7te Lfg.: Die Päpste der Renaissance. Von P. Tschackert. — 8te Lfg.: Die Gottesfreunde im deutschen Mittelalter. Von M. Rieger. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Schucht, J., Andrew Johnsohn, Präsident der Vereinigten Staaten, und die Kämpfe seiner Zeit. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte Nord-Amerikas. Leipzig, Schlicke. 8. 3 M.

Schultheß, H., Europäischer Geschichtskalender. 19. Jahrgang. 1878. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 10 M.

Schürer, E., Die Gemeindeverfassung der Juden in Rom in der Kaiserzeit. Nach den Inschriften dargestellt. Nebst 45 jüdischen Inschriften. Leipzig, Hinrichs' Verlag. Gr. 4. 4 M.

Streckfuß, A., Adelenstraße Nr. 14. Roman in 3 Bdn. Berlin, Brigl. Gr. 8. 15 M.

Töne und Geräusche. Gedichte eines Mediciners, herausgegeben von Hilarius Spina. Berlin, Hirschwald. 8. 1 M. 50 Pf.

Tyrolt, R., Aus der Theaterwelt. Ernste und heitere Bilder. Leipzig, Eckstein. 8. 2 M.

Universal-Bibliothek. Nr. 1203: Ihr Taufschein. Lustspiel von E. Wichert. — Nr. 1204: Californische Erzählungen von Bret Harte. Uebersetzt von W. Lange. 9tes Bdchn. — Nr. 1206: Vom Theater. Humoristische Erzählungen von L. Nötel. — Nr. 1207: Nach Sonnenuntergang. Lustspiel nach Mélesville von L. Angely. — Nr. 1210: Wilhelmine. Ein prosaisch-komisches Gedicht von M. A. v. Thümmel. Mit einer Einleitung von A. Stern. Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 16. à Nr. 20 Pf.

Wachenhusen, H., Bis zum Bettelstab. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 12 M.

Wegener, W. A., Königin Luise. Dichtungen. Berlin, Schleiermacher. 1880. 16. 1 M.

— — Märkische Sagen und Gedichte. Berlin, Schleiermacher. 1880. 16. 80 Pf.

Weise, K., Aus des Volkes Tiefen. 2ter Bd.: Marie, eine Tochter aus der Armuth Hütte. Leipzig, Barth. 8. 2 M. 80 Pf.

Wekerle, L., Die Philosophie des Schach. Mit einer Tabelle. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Westphal, Julie, Mein Wilhelm. Novelle. Norden, Soltau. 8. 1 M. 80 Pf.

Will, M. S., Ausgekämpft. Eine Novelle. Bern, Wyß. 8. 1 M.

Wittorff, A. v., Brigitta. Lyrisch-epische Dichtung in Rhapsodien. Riga, Stieda. 16. 2 M. 40 Pf.

Wucher und Intoleranz. Zugleich eine Antwort auf die Schrift von W. Marr: „Der Sieg des Judenthums über das Germanenthum". Von einem Unpartheiischen. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 80 Pf.

Ziemssen, L., Leidvoll und freudvoll. Novellen. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 5 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 38. — 18. September 1879.

Neue Romane.

1. Die Heirath des Herrn von Waldenberg. Roman von Hans Hopfen. Drei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1879. 8. 15 M.
2. Das Pfarrhaus zu Ellernbrook. Ein Roman von Wilhelm Jensen. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1879. 8. 10 M.
3. Die Hand der Nemesis. Roman von Ewald August König. Vier Bände. Jena, Costenoble. 1879. 8. 18 M.
4. Ein Liebling der Furien. Komischer Roman von A. von Winterfeld. Vier Bände. Jena, Costenoble. 1879. 8. 13 M. 50 Pf.
5. Die Entdeckung der Erde. Von Jules Verne. Zwei Bände. Autorisirte deutsche Ausgabe. Wien, Hartleben. 1879. 8. 5 M. 40 Pf.

Vier Deutsche und ein Franzose. Die Arbeiten der vier erstern sind insgesammt als moderne Gesellschaftsbilder zu bezeichnen, so zwar, daß diejenige von E. A. König den vollständigen Charakter einer Criminalgeschichte annimmt, wie er solche schon einmal behandelt hat, und diejenige von A. von Winterfeld jene bekannte humoristisch komische Tonart, wie sie bei diesem Autor immer als seine Eigenart durchschlägt. Das Werk des in kurzer Zeit so berühmt und auch in Deutschland wohl bekannt gewordenen Franzosen aber fällt eigentlich gar nicht mehr hierher; es gehört mit keiner Faser mehr dem Gebiete des Romans an, und wenn es hier gleichwol unter diesem Titel den andern in der Reihe angehängt erscheint, so mag uns der einzige Grund entschuldigen, daß wir unsern Autor eben nicht weniger als 28 Bände hindurch absolut als Romanschriftsteller in seiner charakteristischen Eigenart kennen lernten, und daß er, thue er nun was er wolle, bewege er sich in der Folge so oder so, in der Literatur seinen bleibenden Namen und Platz behaupten wird als Schöpfer des naturbeschreibenden Romans: das ist und bleibt seine Specialität.

Mit etwas befremdend vorwiegenden Seelenzuständen haben wir diesmal hier und dort zu thun; aber Hans Hopfen's Roman „Die Heirath des Herrn von Waldenberg" (Nr. 1) führt uns vollends in ein Chaos von solchen. Die Geschichte ist in wenigen Sätzen erzählt. Der Rittmeister Waldemar von Waldenberg, ein trockener gesetzter Mann, der sich für wenig anderes als seine Pferde interessirt, führt in einem Hinterhäuschen von Berlin ein ruhiges Stillleben; er wohnt da zusammen mit einer wunderlichen Gesellschaft, die fast etwas Zigeunerhaftes annimmt: der Franzose würde sagen Bohémiens; doch kommt er nur ausnahmsweise mit diesen Leuten ganz andern Standes zusammen. Der Zufall will es aber, daß die schöne Organistentochter Bettina Hunzelsperger, mit welcher er dann und wann verkehrt, sich in den Kopf setzt, sie müsse Frau von Waldenberg werden, als sei es förmliche Schicksalsbestimmung des Rittmeisters, die eben erst zur Jungfrau aufblühende Kleine zu lieben. Nun hat aber die im palastähnlichen Vorderhause wohnende Baronesse Leonilla von Santalatona den kräftigen Reitersmann ebenfalls ins Herz geschlossen, und es wird so arrangirt, daß die zwei sich heirathen. Nach einiger Zeit nimmt Leonilla die unterdeß ganz verarmt und hülflos gewordene Bettina als Gesellschaftsdame in ihr Haus auf, und nun beginnt der seelische Conflict, der den Hauptinhalt des Romans ausmacht und alles Interesse für sich in Anspruch nimmt. Bettina hat ihre Jugendliebe nicht vergessen und will sich an der jungen Frau rächen, die ihr wie ein unberechtigter, vor ihrem Glück stehender Eindringling erscheint; verschiedene Umstände aber erwecken in der starkverzogenen und wenig kräftigen jungen Frau Verdacht gegen die Gesellschafterin und den Gatten zugleich; statt der schiefen Situation ein Ende zu machen und so oder so Klarheit in das Verhältniß zu bringen, entzieht sich Leonilla dem ganzen Haus- und Familienleben und vertieft sich in ein melancholisches Traumdasein schlimmster Art, das sie entweder dem Irrsinn in die Arme treiben oder eine gewaltsame Krisis herbeiführen muß. Unterdeß schaltet und waltet „Hausmütterchen" Bettina anmuthvoll und besorgt und unermüdlich, schafft für

alle und alles, und dieses aufgezwungene ungesunde Verhältniß im Waldenberg'schen Familienleben beschwört gerade die Gefahr herauf, welche die junge Frau so unendlich fürchtet. Der Gatte wird ihr Tag für Tag mehr entfremdet, sieht dafür die flinke liebliche Haushälterin immer vor Augen und fängt endlich wirklich Feuer für sie. Die Entscheidung steht auf der Spitze eines Haares. Bettina und Waldemar sind eben daran, sich in die Arme zu fallen, da werden sie von zwei Seiten aus ihrer leidenschaftlichen Verirrung aufgeschreckt. Das Mädchen entführt ein sie liebender Jugendfreund mit Gewalt; Waldemar's Gattin aber hat in ihrer halben Verstörtheit ihr Erkerzimmer in Brand gesteckt und scheint todt, und das furchtbare Ereigniß öffnet dem erschütterten Manne vollends die Augen. Als Leonilla aus langer Erstarrung wieder aufwacht, sind die finstern Geister aus allen Ecken des Hauses, aus den Herzen und Köpfen verstoben, und die versöhnten Gatten beginnen ein neues glückliches Eheleben, während Bettina, auch ernüchtert, an der Seite ihres Jugendgefährten eine solide Lebensstellung findet. Der finstere Zauber ist gebrochen, Tagluft weht uns an, und erleichtert athmen wir auf.

Die erste und auffallendste Eigenart an Hopfen's Roman ist die psychische Motivirung, wonach sich eine ganze Reihe von Originalen vor unserm Blicke aufthut, mehr oder weniger anziehend, auch wol abstoßend und verletzend. Etwas Sonderbares haben sie fast alle, und an der Spitze, den andern voraus, die Frau von Waldenberg in ihrer unzweifelhaft krankhaften seelischen Verfassung. Ein normaler Durchschnittsmensch, obschon nicht ganz gewöhnlich, ist eigentlich nur der Herr von Waldenberg selbst, der sich durch consequente Energie und einheitlich geartete Festigkeit des Charakters aus den Klippen herausarbeitet, in die fast ohne eigenes Zuthun sein Familienschiff verschlagen worden ist; dieser Gleichmuth der Seele hat fast etwas Imponirendes, zumal im Vergleich mit den übrigen zerfahren unruhigen Gestalten. Uebrigens gemahnt der ganze Gemüthsconflict trotz aller nicht zu vergleichenden Differenzen in der Durchführung betreffs der Grundlagen etwas an denjenigen in Goethe's „Werther“; daran erinnert schon die Dreizahl der bestimmenden Personen, nur daß es diesmal ein Mann und zwei Frauen sind. Die zweite Besonderheit ist die innere Grenze in dem Roman, wonach ganz deutlich zwei gesonderte Partien und danach wiederum zwei Tonarten sich ergeben: die erste Hälfte ist ein still friedliches Idyll aus unserer Gesellschaft, die zweite mit förmlich tragischen Anklängen ein Familiendrama, das zur gewaltsamen Lösung drängt.

Schauen wir uns einen Augenblick nach den überraschendsten jener Charakterköpfe um. Da ist der arme alte ausgesungene Tenorist Vater Bolle, dem alles so einfach scheint, weil er in allen Lebenslagen Energie und Genügsamkeit besitzt, um sich und den andern durchzuhelfen; der Mann, überaus praktisch, nebenbei sein eigener Schuster und Schneider, die ehrliche Haut, eine durch und durch liebenswürdige Erscheinung, kann uns sogar bei ihrem einfachen, aber durchschlagenden Hantieren im Dachkämmerlein imponiren. Da ist der alte Organist und Componist Orlando Hunzelsperger, gewesener Gemahl einer Fürstin ohne Fürstenthum, nach schwerem Schicksal und dem Verluste der Gattin zum Trinker geworden und in Wahnsinn endend, sodaß er den letzten Funken klaren Bewußtseins gerade noch anzuwenden versteht, um im Trab zum Irrenhause zu laufen und sich freiwillig als Patienten zu melden. Wenn der Mann betrunken in der Gosse und auf dem Pflastersteine liegt und wie ein Kind von dem Hünen Bolle leise heraufgetragen wird, oder wenn er im schweren Rausche auf dem Piano herumhämmert und immer noch etwas von tiefseelisch packender Melodie herausschlägt: wir wissen nicht, ist es ein Bild des Lächerlichen oder des Erschütternden; aber immer wieder werden wir von der gebrochenen Natur angezogen, weil trotz allem ein Funke des göttlich Genialen in ihm aufblitzt. Da ist sein feines Töchterchen Bettina, die hoch hinaus möchte, zum vornehmen Hausgenossen, ohne daß er es nur ahnt, in Liebe entbrennt, von der Leidenschaft irregeführt wird und endlich nach schwerem Schlage zur tagklaren Besinnung zurückkehrt; es ist das einer von den psychischen Entwickelungsgängen, die nun einmal das Specifische in Hopfen's Roman sind: ein seelisches Dämmerleben, wie es noch viel schwerer, ängstigender in der Frau von Waldenberg sich vollzieht. Da ist die Familie der Baronin Santalatona mit Töchtern, auch wieder wunderliche Leute. Die reiche Mutter läßt sich durch den alten Herrn von Waldenberg, der aus dem Muster eines feingeriebenen Diplomaten ein waghalsiger Gründer modernster Sorte geworden, zu höchst gewagten Speculationen verleiten, die das Vermögen beider Familien vollständig verschlingen. Zwei der delicaten und verhätschelten Töchter sind aus Liebesgram gestorben, und die dritte faßt eine nicht weniger romantische Neigung zu dem jungen Rittmeister, mit dem sie noch kein Wort gesprochen, um dann später in der etwas künstlich eingeleiteten Ehe die wunderlichen Seelenstimmungen durchzukämpfen, welche das ganze Familienleben, die innerlich abgequälte Frau voran, zu verderben drohen. Wieder ein anderes Original ist der reiche Rafael Hertz, der alle Genüsse der Welt ausgekostet hat und darüber gänzlich ausgedörrt und unempfindlich geworden ist, keines Wunsches und keines Funkens von Feuer oder idealer Gesinnung mehr fähig. Als auch er in den gleichen Speculationen den größten Theil seines Vermögens verloren, macht er den einzigen gescheiten Streich, der ihm zu thun bleibt: er schießt sich todt. Sein directes Gegenspiel ist der gründlich arme und abgeschabte und fabelhaft genügsame Literat Fridolin Löwe, ein neuer Diogenes, der sich zum Diner mit einigen geschälten Kartoffeln oder Aepfeln zufrieden gibt, dann aber, als käme er von fürstlicher Tafel, breitspurig im Kaffeehaus sitzt, mit seinen etwas zigeunerhaften Compagnons über Literatur und Politik und Kunst schwatzt und Weltverbesserungsplane schmiedet, von seiner unfehlbar kommenden Schriftstellergröße träumt, aus Stolz von wohlhabenden Bekannten keinen Teller Suppe und kein Glas Wein annimmt, mag sein Magen noch so sehr knurren; schließlich aber sich ziemlich ordentlich abschleift und auch im Leben eine nicht zu unterschätzende Energie entwickelt. Es geht uns da gerade wie mit dem alten Orlando; die schäbige Figur weckt unsern Spott, und doch liegt in der kindlich treuen Seele etwas, das uns immer und immer wieder anheimelnd anzieht.

Resumiren wir. Was ist der schließliche Gesammteindruck des Werks? Ein widersprechender. Unstreitig ist die psychische Motivirung und Beleuchtung, in welcher der Kern des Ganzen liegt, mit vieler Kunst durchgeführt; ohne allen Zweifel fordert es große Feinheit des Blicks und der Feder, um ganze Bände hindurch so durchaus eigenartige, schwierige, faltenreiche und kampfesschwere Seelenconflicte bis in die delicatesten Nuancirungen, die verschlungensten Windungen hinein zu verfolgen, immer wieder ein neues Motiv der geistigen Entwickelung hinzuzustellen und so für die Hauptfiguren einen festgeschlossenen seelischen Aufbau zu gewinnen, der ohne Fugen und Risse dasteht. Das ist geschehen, und es ist des Autors große Kunst. Aber die innere Welt, in der er uns umtreibt, ist eine zu seltsame; durch und durch ausnahmsweise, beängstigend und beklemmend, das Einfache verwirrend, die natürlichen Pfade aufgebend und in chaotischen Wirren und Windungen sich ergehend, wirft sie uns in Zweifel und Bangen hinein, läßt kein reines künstlerisches Wohlgefallen aufkommen, blickt uns befremdend an; und wenn wir gelesen haben, holen wir schwer Athem und sagen uns fast erschreckt, daß es nur eines kleinen anders laufenden Strichs bedurfte, um eine ganz andere, eine in Grauen und Nacht auslaufende Schlußwendung zu geben. Auch nimmt trotz aller Kunst die Zeichnung, weil zu weit ausgesponnen, etwas trübe Monotones an, Grau in Grau.

Soweit hier etwa von geistiger Verwandtschaft die Rede sein kann, und damit meinen wir die seelischen Grundlagen und Motivirungen, steht dem Roman Hans Hopfen's der von Wilhelm Jensen „Das Pfarrhaus zu Ellernbrook" (Nr. 2) am nächsten. In einer unserer letzten Besprechungen hatten wir das Vergnügen, einen andern Roman dieses Autors unter den weitaus bedeutsamsten, geist- und gemüthvollsten Schöpfungen dieser so überreich vertretenen Gattung aufzuzählen, ein geradezu ausnahmsweises Product seiner Art, von tiefpoetischem Reiz. Es war das eins jener Erzeugnisse, die selbst dem brillanten Talent in dieser reinen Vollendung nur ein oder das andere mal gelingen, weil es einen solchen Reichthum von Gemüth und Geist, von intensivstem Herzensantheil hineinlegt, daß es sich diese Ausgabe nicht oft erlauben dürfte, ohne zu verarmen. Der ganze Mensch hat da mitgearbeitet, und ein weich aufs Herz sich legendes Jugendgedenken von seltenem Schmelz seine ergreifenden Farben darüber gelegt. Gewiß hat Jensen selber beim Schaffen jenes Werks diese Empfindung durchgekostet, und jenes Kind seiner Muse muß ihm besonders theuer sein.

Es ist nicht nöthig und wäre auch nicht erlaubt, daß wir der heutigen Schrift eine gleich hervorragende Stelle einräumen; des Bedeutsamen bleibt auch so immerhin noch genug, um dieses Verfassers eigenthümlich originelle Manier in der Naturzeichnung, der psychologischen Durchführung und der Sprachhandhabung zu kennzeichnen; und diese Manier, wir geben das zu, hat es uns nun einmal angethan.

Wir stehen am Strande der Ostsee in einem lieblich gelegenen Küstendorfe. Die Geschichte, die sich fast etwas mysteriös abspielt, wickelt sich erst gegen das Ende zu ganz offener Abklärung heraus. Der künftige Pfarrer von Ellernbrook und ein in seiner Familie aufgezogener Hausgenosse, die beide zu Jugendfreunden herausgewachsen, haben ein eigenthümliches und für sie beide von fatalistischer Bedeutung werdendes Jugendabenteuer erlebt. Beide haben sich leidenschaftlich in eine Baronesse verliebt, die ihnen unnahbar ist, da sie von dem harten adelsstolzen Vater vor jeder Berührung mit einem Bürgerlichen mit brutaler Aengstlichkeit behütet wird. Gleichwol ist es dem andern jungen Manne — nennen wir ihn nach seinem später angenommenen Pseudonym Herrn Neuland — gelungen, die nach Freiheit und Liebe sich sehnende Schöne zu gewinnen und an einem trüben Sturmabend zur gemeinsamen Flucht in die weite Welt zu bewegen. Da verräth der als Freund ins Geheimniß gezogene Theolog in der blinden Hitze der eigenen Leidenschaft die beiden Schuldigen an den finstern Vater. Dieser fängt im entscheidenden Augenblicke den Eindringling ab, läßt ihn ohne viel Bedenken unter dem Vorgeben, daß er ein politischer Neuerer sei, ins Gefängniß setzen und dann gegen das Versprechen, nicht wiederzukommen, nach Amerika verschicken. Die junge Dame ist gleich nach dem Entscheidungsschlage halb verstört geworden, hat nur durch den Freund des verschwundenen Geliebten als den einzigen Tröster, den sie anhört, bewogen werden können, zu leben, und dieser, Stimme und Wesen des Entfernten leicht nachahmend, weiß eines Abends unter dessen Maske, als sei er im Verborgenen nahe geblieben, von der ohnehin blos halb mehr Urtheilsfähigen, Ueberraschten und willig Vertrauenden eine Liebesstunde zu gewinnen, deren Frucht eine Tochter ist, welche dann als das Kind des Gutspächters auferzogen wird. Die unglückliche Baroneß ist von da an in stille Melancholie versunken und lebt so träumerisch fort. Wol drei bis vier Jahrzehnte sind verschwunden, da kommt Herr Neuland, der die ganze weite Welt durchstrichen hat und vollständig verschollen ist, ins Pfarrhaus von Ellernbrook, das ihm nach den traulichen Jugenderinnerungen als sein einziges übriggebliebenes Heim, die nothwendige Stätte des Ausruhens erscheint, zurück; und da setzt die eigentliche Entwickelung unserer Handlung an, das Interesse der seelischen Entwickelung. Neuland weiß von den Dingen, die seit seiner Gefangennahme geschehen, nichts, hat aber eine dunkle Ahnung von dem einst gegen ihn geübten Verrath; doch hat seine freie und heitere weltmännische Natur die alten Schatten und Erinnerungen vollends abgestreift. Welches aber ist die geistige Stimmung und Haltung des Pfarrers, der seither als allgemein verehrter und gepriesener Wohlthäter seiner Gemeinde die Jugendsünde gut zu machen versucht hat, ohne sein Gewissen zur Ruhe zu bringen, und der nun seinem alten und so unverhofft neugewonnenen Freunde gegenüber unmöglich zu Frieden und Klarheit kommen kann? Was soll er thun, was denken? Wer weiß es? Dieser innere Kampf bringt eine Unsicherheit in sein Wesen, sodaß er Neuland gegenüber fortwährend zwischen Liebe und Haß schwankt; ein Unbekanntes legt sich zwischen die beiden, das sich nicht verscheuchen läßt und den sonst so unbefangenen Sinn Neuland's selber gefangen nimmt und trübt, sodaß er eben wieder weit aufs Ungewisse in die Welt hinaussteuern will. Der Widerstreit in dem äußerlich stillen, innerlich so schwerbewegten Pfarrhause von Ellernbrook wird um so schneidender, als der Gast eigentlich die träumerisch feine, von einem eigenen poetischen Zauber umwobene Pfarrers=

tochter Helene liebt; dann aber gegen die mit dem Gebrechen des Nachtwandelns Behaftete, die er in dieser Situation einmal betroffen, einen häßlichen Verdacht schöpft und so auch seinerseits zwischen Liebe und Haß schwankt. Ja zwei junge Pflegekinder des Hauses werden ebenfalls von der allgemeinen psychischen Unklarheit erfaßt und müssen sich mit den andern erst wieder zum abgeklärten Bewußtsein durcharbeiten. Kurz, die Atmosphäre ist schließlich so drückend schwül, die Stimmung so schwer lastend geworden, daß eine gewaltsame Entscheidung nicht mehr zu vermeiden ist, und sie kommt. Der Taumel einer ausgebrochenen socialdemokratischen Revolution hat auch das stille Küstendorf erfaßt; der von seinem Gewissen gefolterte Pfarrer flieht; die Bande plündert und brennt das Pfarrhaus nieder, und mit dem Ruin des alten dumpfigen Gebäudes scheinen die Furien ausgesöhnt, die Gemüther gelichtet und die Köpfe rein; eine neue Zeit des Friedens hebt an; alle Hauptpersonen führt das wunderliche Verhängniß im Schlosse des verstorbenen Barons zusammen, Neuland und Helene werden glücklich und auch die andern friedlich versöhnt, das Alte ist gesühnt.

Wir erkennen augenblicklich den kühnen und geistvollen Naturzeichner an dem glänzenden Bilde der Ostseeküsten, das die Einleitung bildet und so anhebt: „Vielleicht ein kühnes Bild — doch wie zwei schöngeschwungene, schimmernde Hörner des grauen Campagnastiers bogen sich die hohen, gelblichweiß leuchtenden Ufer blauspiegelnder Meeresbucht nach rechts und links gleichmäßig auseinander.“ Neben den umschleierten Gestalten, die wir oben berührten, gibt es auch solche von kostbarer Klarheit und Natürlichkeit, obenan die des derben, selbstbewußten, aber auch selbständig thatkräftigen Gutspächters Kyritz und des ebenso derben, wunderlichen, nicht minder tüchtigen geistlichen Amtsbruders Fritz Genthin: die beiden Kraftgestalten sind wahre Cabinetsstücke. Das Niederschreiben der Geständnisse der halbverstörten Baronesse, die doch ganz vernünftig ihre alten trüben Erlebnisse, welche all ihr Sinnen ausfüllen, zusammenstellt, macht einen unheimlich anziehenden Eindruck. Eine ganz wesentliche Partie des Buchs ist der Zeichnung jener nach Art der pariser Demagogen und Communisten vorgehenden socialistischen Revolution gewidmet, die von Zeit zu Zeit am einen oder andern Orte aufflackert, in Zuckungen, die vielleicht einmal in den allgemeinen Weltbrand auslaufen werden. Jensen hat gewiß irgendwo ein abgerissenes Stück solcher Revolution sich abspielen sehen, sonst könnten wir uns die drastische Naturwahrheit seiner Personen und Scenerien schwer erklären. Diese Taugenichtse und Lumpen, Säufer und Krakehler, Faullenzer und Diebe, verkannten Genies und mishandelten Weltverbesserer, von dem verwegenen Strolch mit dem Knotenstock an oder vom Freiheitssänger am knarrenden Orgelkasten, der tags auf dem durch die Soldknechte der Tyrannen zerschossenen Beine herumhumpelt und mit seiner schönern Hälfte das Lied ableiert: „'S ist ein Frühling im Lande“, nachts aber mit gesunden Beinen auf den Bänken der Bierkneipe herumrutscht; diese bekannten drastischen Gestalten von unsterblicher Façon können nur nach den lebenden Mustern gezeichnet sein, es fehlt nicht die Krämpe am zerknitterten Hut; im einen Augenblick lachen wir über die tölpische Lumpen- und Narrenwelt, im andern aber überfällt uns ein unwillkürlicher Schauer vor diesen wüsten Zukunftsgesellen.

Verschieden ist der Roman „Die Hand der Nemesis“ von Ewald August König (Nr. 3); er fällt ganz genau in dieselbe Kategorie wie der in unserm letzten Referat behandelte ebenfalls vierbändige „Schuldig?“ desselben Autors; es ist eine ernste Criminalgeschichte, und auch hier wieder spannt sich das ganze Interesse auf die Frage: wer ist der Schuldige? Wir werden also bei beiden in die Stimmung des untersuchenden Criminalrichters versetzt, und das spannt unsere Nerven; erst den Thäter finden, genau die Art des Verbrechens constatiren, dann die Beweismittel aufstapeln: das reizt uns und macht den Effect aus. Ueber That und Thäter meinen wir schon nach den zwei ersten Kapiteln des Buchs vollständig im Klaren zu sein: es handelt sich mindestens um einfachen, ja wir sind im Zweifel ob nicht um Doppelmord, sowie um eine Kindesunterschiebung, alles im Interesse einer reichen Erbschaft; und den Thäter halten wir bereits fest; dafür hat die Personenzeichnung des Autors zur Genüge gesorgt. Die Frage ist daher gleich nach den Anfängen einfach die, diese individuelle Ueberzeugung in die Gewißheit des richterlichen Spruchs umzuwandeln, d. h. den Wegen nachzuspüren, die der Verfasser zu diesem Zwecke einschlägt, und der Grad von Sicherheit und Consequenz, welcher hierbei eingehalten wird, bestimmt ganz wesentlich unser Urtheil über das Buch. Der Roman ist nach Geist und Wesen auf ein Haar jenem frühern „Schuldig“ gleich.

Der leichtfertige Bruder Willibald Rebe der verwitweten Generalin von Stuckmann, ein Hazardspieler und verdorbener Mensch, der lange Jahre von ihr als Verwalter ihres Gutes geduldet war und da ein verschwenderisches Leben führte, hat einen Mord auf sich geladen, indem er in der Nacht, als die Generalin entbunden wurde und der alte General plötzlich starb, den anwesenden Arzt erschoß, damit die ebenfalls von ihm veranstaltete Unterschiebung eines gesunden Kindes an Stelle des todtgeborenen unentdeckt bleibe. Der in Ohnmacht gefallenen Mutter blieb der begangene Betrug unbekannt. Die Sache ist Geheimniß, bis nach 14 Jahren die Untersuchung wieder aufgenommen wird und nun zum Lichte führt. Die wenigen Mitwissenden wurden seinerzeit zum tiefsten Stillschweigen vereidet und mit Geld abgefunden; der Hauptbetheiligte, der Vater des verhandelten Töchterchens, ein armer Tagelöhner auf dem Stuckmann'schen Gute, war unmittelbar nach der That nach Amerika geschickt worden und dafür selber in den Verdacht des begangenen Mordes gerathen. Nach so langer Zeit, nachdem der Mann drüben seine Frau verloren, aber genügend Geld erworben hat, kommt er zurück, vom Heimweh nach der verschacherten Tochter bezwungen. Damit beginnt die Krisis; der Amerikaner wird jenes alten Mordes wegen gefangen gesetzt, bekennt zwar vorerst nichts; aber als die Wetterzeichen gegen den von allen Seiten bedrohten Uebelthäter ohnehin aufsteigen und der schuldlos Angeklagte gleichwol die Verurtheilung zu lebenslänglicher Gefangenschaft fürchten muß, da hilft schließlich das Geständniß dessen, was er überhaupt weiß, auch mit zur Entdeckung des Hauptverbrechers. Dieser hat unterdeß einen zweiten Mord begangen, nämlich durch Gift an dem alten Gärtner Georg, der ihn zu verrathen

droht. Als er, gefangen gesetzt, sich verloren sieht, vergiftet er sich selber durch Blausäure. Die Untersuchung hat der Assessor von Stuckmann geleitet, ein Bruderssohn des verstorbenen Generals. Der Bruder des letztern selbst, Oberst von Stuckmann, adelsstolz und schroff, hatte sich von dem General und seiner Familie abgewendet wegen der Mesalliance, die dieser mit einer Bürgerlichen eingegangen. Nun aber, infolge der neuesten Dinge und nachdem ihm die Generalin ein eben erst jetzt zum Vorschein gekommenes Testament des Verstorbenen eingehändigt, das den Bruder trotz der gepflogenen Feindschaft zum Erben des prächtigen Stuckmann'schen Stammgutes macht, wird der alte Herr ganz versöhnt und von der Liebenswürdigkeit der beiden herrlichen Frauen bezaubert, was besonders dadurch Bedeutung gewinnt, daß sein Sohn und die (vermeintliche) Tochter der Generalin sich innig lieben und fürs Leben verbinden wollen. Daran ändert es schließlich nichts, daß ihnen eröffnet wird, wer Arabella eigentlich ist. Die Nemesis an dem ruchlosen Thäter ist vollzogen; die Mitschuldigen an dem betrüglichen Kindestausch gehen schon wegen eingetretener Verjährung ohne Strafe aus; ein dritter Mord an einem indirect betheiligten Wucherer ist ebenfalls aufgedeckt; die Verhältnisse liegen klar; Schuld und Strafe decken sich.

Die Composition ist gründlich berechnet; die Fäden laufen aufs genaueste ineinander, und die Motivirung ist so streng rationell, als nur irgend verlangt werden kann; criminaljuristische Logik in aller scharfen Bestimmtheit beherrscht die Entwickelung; daran ist nicht zu markten noch zu mäkeln. Die aufgetragenen Farben sind einfach, keineswegs überladen noch grell; im Gegentheil, in der ganzen Farbengebung herrscht strenges Maß. Genau so steht es mit den Personen- und Charakterbildern; sie sind ohne allen Zweifel so treu und natürlich als möglich: das ist der schöne und gute Mensch, und das der verworfene. Mit der ausgesuchtesten Liebe hat der Autor die beiden feinen und innerlich adelichen Frauengestalten behandelt. Die individuell charakteristischen Figuren sind einige nebensächliche im Stück: der falsche Berufsspieler Herr von Barnekow, der nur vom Spiele seine zweifelhafte Existenz fristet; der Erzgrobian und Geldmäkler Jakob Hochmuth, eine Art von zweifelhaftem Winkelbankier und ein Original, übrigens ziemlich ehrlich; dann ein heilloser Lump und Säufer, der aber schließlich doch die Kraft hat, wieder zum Manne zu werden, eine so lebensgetreue Figur, als hätte sie der Autor frisch von der Straße aufgelesen. Wie der große Verbrecher auf der Bahn des Absturzes von einem Schritt zum andern getrieben wird, und wie dann die Stricke sich verschlingen, bis sie ihn erwürgen, das ist alles psychisch ganz wahr.

Ohne eine Schöpfung ersten Rangs zu sein, ist der Roman doch ein gutes Exempel seiner Art; und jedenfalls legen wir ihn nicht ungelesen weg, wenn wir ihn einmal zur Hand genommen haben.

Auf die ernsten Werke folgt nun ein heiteres. Die komische Laune A. von Winterfeld's scheint unerschöpflich und seine Productionskraft unbegrenzt; wir wissen nicht, der wievielste seiner drei- bis vierbändigen komischen Romane „Ein Liebling der Furien" (Nr. 4) ist. Mit der Qualität einer Arbeiten ist es sehr ungleich bestellt. Wir hatten letzthin Anlaß, an seinem „König der Luft" die eine Seite der Arbeit, nämlich die idyllisch-humoristische mit einem höchst ansprechenden Anklange von bewegender Seelen- und Weltkenntniß, besonders anerkennend zu erwähnen. Anders steht es mit andern Werken. So war es ein früherer Roman, der uns die ungefähre Bemerkung abnöthigte: wir verlangen auch von der Tollheit und Narrethei, von dem Schabernack und den Schalkssprüngen eine plausible Raison, wenigstens eine raison d'être. Wenn sie uns unbegründet entgegentritt, verliert sie ihre Existenzberechtigung und büßt mit dieser den wahrhaft komischen, unbefangen erheiternden Eindruck aufs Gemüth ein. Genau so geht es uns mit dem heutigen Werke: wir können es nicht recht verdauen, und auch der Erfindungswerth in Motivirung und Durchführung der komisch sein sollenden Situationen scheint uns nicht groß. Es zieht sich das Ganze eigentlich durch ein Spiel mit hypochondrischer Mückenfängerei, wodurch die Geschichte vorwärts geschoben wird, vorwärts durch die möglichen und unmöglichen, schließlich trotz äußerer Buntheit und Mannichfaltigkeit vermöge einer gewissen Monotonie ihres innern Wesens eher ermüdenden als belustigenden Scenerien und Situationen. Dieser reiche Herr Klingenberg, der erst als Junggeselle mit seinen Grillen sich und die ganze Umgebung kränkt und belästigt, dann eine schöne junge Frau heirathet und darauf mit seinen Narretheien wieder von vorn anfängt, bis er seinen Schuppen anzündet, vermeintlich zwei Tischgenossen umbringt und nun der Gerechtigkeit entflieht, Villa und Geld, Weib und Freund zurücklassend, sodaß die irren Gefährten ihn selbst für verbrannt halten und über seinen Gebeinen, die aber nur diejenigen seines Esels sind, ein hübsches Monument errichten; der dann nach einem Jahre vom Heimweh getrieben heimlich zurückkehrt und alles in bester Ordnung und damit auch Frieden und Ruhe findet: dieser Charakter ist eine Unmöglichkeit, oder, besser gesagt, er ist ein Narr, den man einsperren würde, und dann wäre die Geschichte fertig, ehe sie recht angefangen hätte. Und nicht um ein Haar besser ist seine ganze Umgebung: die besorgte Schwiegermutter, die den armen Geplagten um jeden Preis von einer ihm angedichteten Krankheit heilen will, der in den wunderlichsten Sprüngen und sehr zweifelhaften Auftritten sich ergehende Freund, ja das kindlich liebende Weib mitgerechnet, wobei wir ein paar tölpische Caricaturen von nebensächlichen Personen nicht einmal mitzählen. Was diese Leute thun und planen, um den gewiß aufrichtig von ihnen geliebten Hausherrn zu schützen und zu curiren: so stellt ihm die Frau einen Kübel voll kalten Wassers vor das Bett, in den er nachts beim Aufstehen mit den Beinen hineinplumpsen muß, weil er nun einmal durchaus für einen mondsüchtigen Nachtwandler erklärt wird — das ist alles so irrationell und plump wie der Tollpatsch von Doctor, den sie consultiren; und wir möchten gleich die ganze Gesellschaft ins Narrenhaus stecken. Wir haben nichts dagegen zu sagen, wenn es ein Hausherr einmal bei der Jagd auf einen vermeintlichen Einbrecher so dumm anfängt, daß er, von seinen eigenen Leuten gejagt, sich flüchten und verstecken muß, auf dem Dache seines Hauses reitet und durchs Kamin herunterfährt, wobei er dann noch alles aufzubieten hat, um einen gänzlich verdorbenen

Anzug zur Seite zu schaffen, damit ja niemand von seiner unglücklichen Lustreise erfahre. Oder wenn ein früherer Liebhaber seines Käthchens auf die Gefahr hin, erwischt und mindestens tüchtig durchgebläut zu werden, auf Bäume steigt und über Zäune einbricht, um nur einen wehmüthigen Blick auf die Gruppe zu werfen und dem bevorzugten Gatten einmal, wenn der Zufall gnädig sein sollte, zuzurufen: Mache sie glücklich! Aber dagegen haben wir etwas, wenn wir durch vier ganze Bändchen mit gleich derben Tollheiten überschüttet werden. Die hier aufgewendeten Erfindungen, um à tout prix lächerliche Scenen und Personen herauszubringen, sind allzu täppisch, derb und gezwungen, alles ist gekünstelt und gemacht; der Apparat klappt auf und zu, weil der Constructeur dahinter steht und jeden Augenblick einen Schub oder Ruck thut, damit die Maschine nicht stillstehe. Das ist nicht mehr die rechte natürliche Komik; wir glauben ihrem Lachen nicht. Das Tollhaus ist überhaupt nicht lächerlich.

Es ist für uns eine ausgemachte Sache, daß Winterfeld viel gelesen wird; zu lachen gibt es da immerhin, aber... das ist doch recht leichte Waare.

Mit dem Angehörigen einer andern Nation betreten wir zum Schluß auch ein von allem, was wir heute vorzubringen hatten, gründlich verschiedenes Feld. Nachdem Jules Verne in seinen abenteuerlichen Reisen mit uns den ganzen Planeten- und Fixsternhimmel durchflogen, die Fahrt rund um die Erde und die noch bizarrere in die Tiefen des Erdinnern gemacht, verwegenen Fußes die Pole betreten, meilentief unter dem Meere sein wunderbares Schiff gesteuert, die unbekanntesten und gefahrvollsten Striche und Stücke des Erdballs vom Cap der Guten Hoffnung bis hoch nach Sibirien hinauf mit allen durch eine ungeheuerliche Phantasie erdenkbaren Bewegungsmitteln, nicht selten durch die Lüfte fahrend, durchstrichen und aufgedeckt hat, schlägt er, der im naturwissenschaftlichen Roman in genial-origineller Art eine geradezu neue Literaturgattung geschaffen, mit der „Entdeckung der Erde" (Nr. 5) auf einmal einen ganz neuen und an ihm so ungewohnten Ton an, daß wir im ersten Momente fast verblüfft werden.

„Die Entdeckung der Erde", bisjetzt blos in der ersten von drei Abtheilungen vollendet, führt uns in den zwei vorliegenden Bänden die Geschichte der großen Reisen des Alterthums und Mittelalters bis ins 17. Jahrhundert hinein vor. Verne hat hier auf Einen Schlag die fast tollen Riesensprünge und Abenteuerlichkeiten einer unbändigen Phantasie total aufgegeben; wir haben ein streng und knapp gehaltenes Werk der Wissenschaft vor uns, das aus den competentesten und sorgfältig abgewogenen alten Reiseschriftstellern seine Daten zusammengetragen hat, um uns ein Gesammtbild zu hinterlassen von dem immer weiter sich streckenden Verlaufe, den die Entdeckung unsers Erdballs bis heute genommen hat. Nur Eins hat das neue Werk mit den vorausgegangenen Romanen gemein, das ist die geradezu erstaunliche Weite der Kenntnisse. Wenn wir in jenen nicht ohne ein überraschtes oder verwundertes Staunen den fast unübersehbaren Kreis des Gesichtsfeldes durchmessen, das er beherrscht; wenn wir ihn als Herrn und Meister gebieten sehen über eine seltenste Fülle der Kenntnisse aus allen Reichen der naturwissenschaftlich-mathematischen Fächer; wenn wir ihn mit fast spielender Leichtigkeit sich bewegen sahen in allen Zonen und Tiefen der Erde und des Himmels: so legt er in dem neuen Werk und in anderm Ton einen nicht geringern Reichthum an geschichtlich-geographischem Wissen zu Tage. Er streicht mit sicherm Finger über alle Winkel des Erdballs hin und erzählt uns mit stricter Genauigkeit, wenn und wie und von wem sie aufgefunden worden sind. Und so sehr hat er sich dabei im Zaume gehalten, so glatt alles Phantastische abgestreift, daß es uns fast scheinen wollte, als falle da derselbe Mann, den wir uns bis dahin gar nicht anders als in abenteuerlichsten Erfindungen schwelgend vorstellen konnten, hier und dort nur allzu nüchtern ins chronologische Aufzählen hinein; er hat die eine Seite seines Menschen total abgelegt. Die Geschichte berühmter Reisen und großer Reisenden will den vollständigen Verlauf der geographischen Entdeckungen aller Zeiten vorführen: das ist alles, auch nicht Ein Seitensprung wird versucht; das ist aber auch genug.

Der Gang seines Buchs ist dieser. Erst führt er uns die berühmten Reisenden vor der christlichen Aera vor; es sind ihrer nicht viel über ein halbes Dutzend, wenigstens ist uns nicht von mehrern Kunde erhalten. Es folgen die Reisenden vom 1. bis 9., dann vom 10. bis zum 13. Jahrhundert; hierauf noch in Specialkapiteln der größte Reisende vor Columbus, der Venetianer Marco Polo; der an Rang ihm gleichstehende, aber der gebildeten Welt im allgemeinen weniger bekannte große Araber Ibn-Batuta; endlich der eher als Eroberer zu bezeichnende Franzose Johann von Bèthencourt. Im 10. Jahrhundert, also am Schluß des frühern Mittelalters, stand es mit unserer Erdkenntniß so: bekannt war die ungeheuere Küstenlinie von Norwegen bis zum Ende des chinesischen Reichs, welche sich am Atlantischen Ocean, dem Mittelländischen und Rothen, dem Indischen und Chinesischen Meer entlang hinzieht. Ins Innere der Länder hatten sich einzelne kühne Wanderer hineingewagt: in Aegypten bis Aethiopien herab, in Kleinasien bis zum Kaukasus, in Indien und China bis zur Tatarei. Sitten und Gebräuche der Einwohner, vor allem ihre religiösen Uebungen und Vorstellungen, die Art des Handelns mit ihnen, die Erzeugnisse der Länder waren erforscht; das Endresultat war dieses, daß in der zweiten Hälfte des Mittelalters der Handel einen zuvor nie dagewesenen und ganz ungewöhnlichen Aufschwung nahm.

Mit Christoforo Colombo und seinen vier transatlantischen Fahrten sind wir an der mächtigen Wendung angekommen; die Namen werden viel zahlreicher, die Geschichte wird verschlungener. Den Entdeckungen folgen die Eroberungen und Colonisationen; Missionare, Kaufleute und Lustreisende werden historisch; Abenteurer-Reisen, Kaperkriege und Freibeuterei im großen Stil nehmen neben den Conquistadores ihre Stelle ein in der Entdeckung der Erde. Die erste Reise um die Welt vollzieht sich, und bereits heben die Polar-Expeditionen und die Aufsuchung einer nordwestlichen Durchfahrt an, um bis auf die Gegenwart herab gewichtig mitzuspielen. J. J. Honegger.

Neue Schriften zur Literatur des Theaters.

(Fortsetzung aus Nr. 37.)

In recht verschiedenen Abstufungen ist diesmal die Biographie vertreten, von der ernsten auf wissenschaftlichem Fundament aufgebauten Abhandlung bis zu den auf Unterhaltung berechneten humoristischen Theatermemoiren und den begleitenden Textworten zu einer Sammlung theatralischer Porträts. Das historisch wichtigste der vorliegenden biographischen Werke nennt sich:

5. Pius Alexander Wolff. Ein biographischer Beitrag zur Theater- und Literaturgeschichte von Max Martersteig. Mit dem Porträt Wolff's nach der Wichmann'schen Büste. Leipzig, Fernau. 1879. Gr. 8. 7 M.

Das ist der erste Versuch eines jungen weimarischen Schauspielers auf theaterhistorischem Gebiet, eines Schauspielers, der sich im Gegensatz zu so vielen seiner Collegen die echte Kunstliebe bewahrt hat. Den Beweis hiervon erbringt sein biographischer Beitrag in der eclatantesten Weise, sowol in der Auffassung des Stoffs wie in diesem selbst. Man braucht nicht so unwissend zu sein wie ein in der Theaterwelt bekannter Mann, der im vierzigsten Jahre seines Lebens noch nicht wußte, wer Fleck sei, und nicht so bornirt wie jener berühmter Baritonist, der auf die Bemerkung, daß man aus seiner Gage fünf um die Wissenschaft hochverdiente Professoren besolden könnte, in eitler Selbstüberhebung meinte: „fünf Professoren können nicht so singen wie ich, aber ich kann jeden Tag hingehen und ein verdienter Gelehrter werden"; ich sage, man braucht weder so wenig noch so viel von dem Werth der theaterhistorischen Persönlichkeiten zu kennen oder zu halten, um nicht zahlreichen hochverdienten Namen unwissend gegenüberzustehen. Allein wer wüßte nicht, was Wolff gewesen, wer entsinnt sich nicht, falls er seltenerweise von dem Künstler nichts wissen sollte, des Dramatikers? Getragen und gefördert von Weber's Musik zieht noch heute „Preciosa" über die Bühnen, dieselbe „Preciosa", welche in Wolff ihren Vater anerkennt. Doch wenn auch dieses eine Stück der Popularität des Namens seines Verfassers mehr gedient hätte als seine Künstlerschaft, so ist doch diese letztere das eigentliche Große in der Persönlichkeit Wolff's, in dem Goethe den einzigen Menschen erkannte, der sich ganz nach seinem Sinne gebildet hatte. So sehen wir denn in Wolff den charakteristischen Vertreter der sogenannten weimarischen Schule, dessen Lebenslauf zu verfolgen es sich nicht nur um seinetwillen, sondern auch zur Charakteristik seiner Zeit und Zeitgenossen verlohnt. Martersteig hat sich dieser Aufgabe mit vielem Geschick und vollster Wärme hingegeben und eine Arbeit geschaffen, die der Freund des Theaters und der Literatur mit Vergnügen lesen, der Historiker mit Vortheil benutzen wird: das letztere um so mehr, als Martersteig das Glück gehabt hat, eine große Reihe ungedruckter Briefe aufzufinden, welche manches Neue enthalten und zur Charakteristik des Darstellers wesentlich beitragen. Gewünscht hätte ich — wie ich zu betonen auch schon sonst Gelegenheit fand —, daß Martersteig sich in dieser Hinsicht weniger mit dem Abdruck hätte genügen lassen, oder vielmehr das Material völlig in dem eigentlichen biographischen Text verarbeitet hätte. Die Lebensgeschichte Wolff's fließt glatt und eben dahin, die Romantik oder auch das prickelnde Element der Schauspielermemoiren haben keinen Theil daran. Diese Biographie bietet das Bild eines strebsamen Künstlers, der durch den großartigen Glückszufall, einen Goethe als Lehrmeister zu finden, ja dessen Mitarbeiter zu werden, von vornherein ganz bestimmt beeinflußt wurde und der bis ans Ende seine Kunst hochschätzend ihr und sich Triumphe erringt.

Wolff stammte aus einer sehr guten Familie Augsburgs, und wenn eine Muthmaßung der Redaction der augsburger „Allgemeinen Zeitung" in einer Correctur zu dem Martersteig'schen Werke zutrifft, ist er in einer der jetzigen Redactions- oder Druckereilocalitäten dieses Blattes geboren. Gewiß ein neckisches Spiel des Zufalls, daß der vollkommenste Schüler Goethe's in einem Hause geboren wurde, aus dem so viel zum Ruhme dieses Dichters hervorgegangen ist! Auch die von Martersteig nicht genügend aufgeklärte Frage, warum Wolff öfters als einer derer von Leitershofen bezeichnet wird, findet an dieser Stelle ihre Erledigung durch die Mittheilung, daß Wolff's Urgroßvater J. Benedict Wolff, den der Kaiser zum Patricier erhoben hatte, Besitzer des Schlößchens Leitershofen in dem gleichnamigen, unweit Augsburg gelegenen Dörfchen war. Wolff gehört zu den Schauspielern, die ursprünglich der Theologie sich widmen wollten, und würde vielleicht, wenn später seine Aeltern ihn nicht zum Kaufmann bestimmt hätten, eher in einem kirchengeschichtlichen als theaterhistorischen Werke zu finden sein. Nachdem er als Buchhändler in Berlin gelernt und sein Vater 1803 verblichen war, ging er in Begleitung eines augsburger Bekannten, des nachmals bekannt gewordenen Schauspielers Grüner, nach Weimar zu Goethe, der beide aufnahm und sie selbst unterrichtete. Zwischen dem Meister und Wolff bildete sich bald ein schönes Verhältniß, und wenn auch langsam, so doch um so sicherer schritt Wolff dem Ziele der Goethe'schen Schule entgegen, ebenso sehr unterstützt von reichen Kenntnissen wie von feinem und edelm Betragen. Die Tragödie war es besonders, in der seine Begabung die schönsten Früchte reifte, und Tasso und Hamlet galten neben Fernando im „Standhaften Prinzen" als die besten seiner Leistungen. Bei den Bildungsvorzügen und der Trefflichkeit des Charakters, die Wolff besaß, kann es nicht wundernehmen, daß Goethe trotz Neid und Ungunst, welche Wolff diese Ehren zu vergällen suchten, den Künstler auszeichnete und theilnehmen ließ an seinen Arbeiten. War es ihm doch selbst ein Triumph, daß auch außerhalb Weimars, in Berlin und Leipzig, wo sein Schüler und dessen Gattin Anna Amalie, geborene Malcolmi, gastirten, die Resultate seiner Schule den Beifall des Publikums fanden. Trotzdem mußte in einer Persönlichkeit wie Wolff doch einmal der Drang erwachen, noch freier und in größerm Wirkungskreis, als Weimar ihn bot, thätig zu sein, und so folgte er einem Rufe nach Berlin, wo nach Iffland's Tode der Graf Brühl das Scepter schwang. Leider ward die beste Zeit des Wolff'schen Ehepaares in

Weimar durch einen kleinlichen Garderobenstreit getrübt, den auch Martersteig wieder aus Pasqué's Buch über „Goethe's Theaterleitung“ seinem ganzen Inhalt nach herübergenommen hat. Es hinterläßt den denkbar unerquicklichsten Eindruck, berühmte Persönlichkeiten sich über — alte Kleider streiten zu sehen. Eine besonders häßliche Rolle spielt dabei der Rath Kirms, der schon vorher Wolff's berliner Engagement mit komödiantischer Raffinirtheit zu hintertreiben versucht hat. Brühl ließ sich jedoch durch keine Verdächtigungen beirren; Wolff fand sich zu dem Engagement bereit, und was er Goethe raubte durch seinen Fortgang von Weimar, das ersetzte er ihm wieder, indem er der Apostel seiner Lehren in der preußischen Königsstadt wurde. Wie eng vertraut Wolff mit seinem neuen Vorgesetzten, dem Grafen Brühl, war, zeigen die Briefe, die Martersteig von diesem mittheilt; wie sehr er in der Kunstwelt bereits geschätzt wurde, beweist das Engagementsanerbieten der dresdener Intendanz durch Tieck, zu dem der Künstler in herzliche Beziehung getreten war. Ein unheilbares Halsleiden, das allen Curversuchen trotzte, sollte leider dem Strebsamen ein frühes Ende bereiten. In Weimar, wo er seine künstlerische Laufbahn begonnen, endete er seine irdische: auf der Reise von Ems nach Berlin verschied er in Ilm-Athen am 28. August 1828 an Goethe's Geburtstag. Die Liebe und Verehrung, die ihm im Leben gezollt wurde, zeigte sich auch noch über das Grab hinaus und hat fortgelebt bis auf den heutigen Tag, wo ein junger Kunstgenosse an des Verblichenen Hauptwirkungsstätte, von Begeisterung erfüllt, dessen Bild gezeichnet, ihm einen literarischen Denkstein errichtet hat.

Der literarischen Thätigkeit Wolff's ist in der vorliegenden Biographie ein besonderes Kapitel gewidmet. Sie umfaßt außer dem bekanntesten seiner Stücke „Preciosa“ dreizehn Dramen, unter denen namentlich „Cäsario“, „Der Kammerdiener“, „Die Steckenpferde“ und „Der Hund des Aubry“ ihrerzeit am meisten angesprochen, die aber trotz des Guten, das sich an ihnen nicht verkennen läßt, eine Bedeutung für die Geschichte der dramatischen Literatur nicht haben. Als dramaturgischer Schriftsteller ist Wolff nur mit zwei Aufsätzen in Holtei's „Monatlichen Beiträgen“ aufgetreten; der eine gibt Bemerkungen über die Stimme und ihre Ausbildung zum Vortrag auf der Bühne, der andere handelt vom Vortrag im Trauerspiel; beide enthalten beherzigenswerthe Bemerkungen für den Darsteller und verrathen den im besten Sinne denkenden Künstler. Martersteig hat diese Aufsätze wie auch Gedichte Wolff's und solche über ihn von Gehe, Holtei und K. L. M. Müller in einem Anhang aufgenommen, in dem wir auch Taufzeugniß, Contract, Gagenzusammenstellung, Sectionsbericht und Porträtverzeichniß finden. Das letztere ist durch Schauer's Lithographie im „Album des königlichen Schauspiels u. s. w. zu Berlin“, der Eichens'schen Radirung von 1827 und einer Seydlitz'schen Lithographie von 1828 noch zu vervollständigen.

Die Briefe, welche Martersteig mittheilt, sind, wie schon gesagt, größtentheils dem Nachlasse Wolff's entnommen und meist zum ersten mal gedruckt. Es finden sich darin Schreiben Brühl's, eine interessante Correspondenz Müllner's, Briefe von Iffland, Tieck, Lüttichau, ein Billet Goethe's u. a. Wennschon der Autor diese Correspondenzen in den Text selbst nicht herübernehmen wollte, so hätte er doch erläuternde Anmerkungen geben sollen, da zahlreiche Stellen und Bemerkungen sich finden, die nicht jeder Leser verstehen wird. Doch auch ohne diesen zum allgemeinsten Verständniß erwünschten Apparat sei Martersteig's fleißige, schönstem Wollen entsprungene und die edelste Kunstanschauung bezeugende Arbeit (die auch den Vorzug eines genauen Registers besitzt) warm empfohlen zur Lektüre für das Publikum, zur Nacheiferung für strebsame Collegen des Verfassers.

Eine an Anregungen und Hinweisen sehr reiche, aber nur einmal in dem Werk ganz nebenbei erwähnte Vorarbeit fand Martersteig in den Schilderungen Karoline Bauer's („Aus meinem Bühnenleben“, 2. Aufl., Bd. 2), die gerade hier eine gute Kenntniß der gedruckten Quellen verräth, ja sogar was Martersteig übersehen hat, anführt: Saphir's Urtheil über Wolff. Auch würde aus den persönlichen Erinnerungen dieser Künstlerin noch manches zu gewinnen gewesen sein, so sehr es plötzlich Mode geworden ist, mit souveräner Verachtung auf ihre trotz allem, was man daran aussetzen mag, charakteristischen und brauchbaren Memoiren herabzusehen. Unsere Zeit scheint sich darin zu gefallen, in literarischen Dingen von einem Extrem ins andere umzuschlagen und ebenso gern, ja mit noch größerm Vergnügen zu stürzen, was sie vordem emporgehoben hat. Als mildernder Grund mag gerade gegenüber Karoline Bauer das Erscheinen eines Buchs angesehen werden, das, trotzdem es schon vor einiger Zeit an die Oeffentlichkeit getreten, doch heute noch hier, wenigstens kurz angezeigt werden mag:

6. Aus dem Leben einer Verstorbenen. Erster Band: Karoline Bauer in ihren Briefen. Herausgegeben von Arnold Wellmer. Erster Theil. Berlin, Gerschel. 1878. Gr. 8. 6 M.

nachdem der Referent vergebens auf den zweiten Band dieser Correspondenz und die geheimen Memoiren der Bauer gewartet hat, welche beide schon im Herbst vorigen Jahres erscheinen sollten. Aber der Herbst ist vergangen und es ist Winter geworden, der Frühling und Sommer ist gekommen, auf dem Grab der schönen Karoline Bauer in Rapperswyl sprießt frisches Grün, doch kein Blatt hat uns der Sommer mitgebracht von Wellmer's Tusculum im Harz über seine alte verstorbene Herzensfreundin. Die raschlebige Zeit mit ihrer Ereignißfülle ist eilenden Schrittes vorwärts gezogen; die Menge, die gestern noch schwärmte für Karoline Bauer, hat sie heute schon vergessen; die Journalisten, welche heftig für und wider sie kämpften beim Erscheinen obigen Buchs, haben die alten Waffen weggelegt und neue zur Hand genommen, zu neuem Strauß. Sollte der Graf Broël-Plater, Karolinens Gatte, den schwer in seiner Ehre gekränkten Wellmer ausgesöhnt haben? Fast scheint es unmöglich nach dem, was Wellmer in der Vorrede des vorliegenden Buchs sagt, unmöglich für ihn und den Grafen, dem das denkbar Bitterste — freilich allem Anschein nach nicht ohne Recht — ins Gesicht geschleudert wird. Allein wenn auch diese Versöhnung sich vollzogen, Wellmer darf uns die geheimen Memoiren nicht vorenthalten; sein und der Verfasserin Versprechen haben der Oeffentlichkeit ein Recht gegeben, sie zu verlangen.

Die Briefe, die Wellmer in obiger Schrift veröffent-

licht, sind eigentlich der zweite Theil der noch gar nicht erschienenen geheimen Memoiren; denn auch in ihnen wirft die fröhliche Plauderin den Schleier weg, der die Persönlichkeit der Verfasserin im letzten Jahrzehnt ihres Lebens deckte; sie gibt sich wie sie ist, die arme Gräfin Broël-Plater, die ihr Glück nur schöpfte aus den Erinnerungen der glücklichen Karoline Bauer. Nicht Freude, nicht Friede fand die Gefeierte in der Ehe mit dem Grafen Plater, dem sie alles, ihre Person und ihr Vermögen geopfert und der nun ohne den Ausdruck warmer Empfindung, ohne ihr Selbst zu begreifen, nur mit fruchtlosen Planen zur Wiedererweckung Polens beschäftigt, achtlos und kalt an ihrer Seite lebte. Nicht der geringste Theil ihrer Briefe ist voll der bittersten Klagen über diese Zustände. Der Polenfanatismus des Grafen peinigt sie; für sie ist der Gatte nur ein Tyrann, den sie mehr und mehr haßt und aus dessen Fesseln sich zu befreien sie die jugendlichsten Plane macht. Einen Sonnenstrahl in diese Misère des Daseins wirft der Nachglanz ihres Ruhms; in dem Plaudern über die lustige Vergangenheit vergißt sie die trübe Gegenwart, und je lebhafter die Erinnerung an jene wird, um so mehr schmerzt sie diese. Da klammert sich die alte Frau an das letzte Glück; die leiseste Möglichkeit, daß dieses getrübt werden könnte, bewegt sie aufs tiefste, und die Sehnsucht nach „Druckfreuden" wächst mit jeder Correcturspalte, die Freude an „goldenen Eiern" mit jedem Honorar. Beides macht ihr Wellmer, beides macht ihr der größte Theil der Presse zum Vorwurf. Aber ist es denn nicht so erklärlich, so menschlich natürlich? Bereits betagt, ja sogar mit Todesgedanken öfters beschäftigt, trieb es sie, vor ihrem Ende noch einmal den Jugendtraum ganz und voll auszuträumen, sich zu versenken in die schönen Tage der Komödiantenfahrten, in die Tage von Berlin und Potsdam, von Petersburg und Dresden, noch einmal ein Zeichen zu geben denen, die aus jener Epoche noch lebten, der Welt zu zeigen, wie anders und besser es damals ausgesehen in der Künstlerwelt. So drängte sie, daß Buch um Buch, Feuilleton um Feuilleton erschien. Und daß sie nach „goldenen Eiern" haschte, diese für eine Künstlerin und Gräfin wenig schöne Eigenschaft: auch das ist verzeihlich, wenn man ihre Verhältnisse in Erwägung zieht, manche Bedrängniß der Hausfrau, die mit dem goldenen Ei des Honorars hier und dort eine Lücke stopfte, ihren vollständig mittellosen Bruder unterstützte oder Genossen des Hauses eine Freude bereitete. Sieht das wie Geldgier aus? Oder verräth es Geiz, wenn sie Wellmer immer wieder ihre Hälfte des Honorars zuspricht und für ihn aufzubewahren behauptet? Wer kann wissen — und auch Wellmer wagt es nicht zu Ungunsten seiner Freundin zu entscheiden —, was vorgegangen zwischen ihrem Leben und Todtsein, welche Bewandniß es mit dieser aufbewahrten Hälfte hat? Die Welt ist maßlos in ihrem Lob wie in ihrem Tadel: das hat auch Karoline Bauer erfahren müssen, zu ihrem Glück das letztere erst nach ihrem Tode. Wenn das Publikum einen Einblick thun könnte in so manche Redactionscorrespondenzen, sie würde der Briefsammlungen von größern und weniger dilettantischen Autoren, als Karoline es war, genug finden, in denen trotz aller sonstigen Idealität die goldenen Eier und die Drucksucht keine minder große Rolle spielen als hier. Auch weniger darum würde das Buch so viel Staub aufgewirbelt haben, als um des Skandals willen, der auf allen Seiten sich breit macht, wegen der rücksichtslosen Weise, mit der Karoline Bauer über alle plaudert, ungenirt wie man es unter Freunden thut. Aber um diesen Staub zu vermeiden, im Interesse und aus Pietät für die Verstorbene hätte Graf Plater nicht Wellmer zu der Veröffentlichung durch sein Benehmen zwingen sollen. Gänzlich Unbetheiligte sind durch die Veröffentlichung gekränkt und Privatgeheimnisse allgemein bekannt gemacht worden, deren Verletzung nicht zu rechtfertigen ist. Ob z. B. Frau Niemann-Raabe der Briefschreiberin und Wellmer für die Erwähnung dankbar ist, daß Niemann die Peitsche gegen sie erhoben habe? Ich glaube schwerlich. Ebenso wenig wäre es wol von Wellmer's Seite nöthig gewesen (und in ruhigen Momenten gewiß auch nicht geschehen), Hallberger und die Redactionsverhältnisse von „Ueber Land und Meer" mit in die Affaire hineinzuziehen. Zu einer „Rettung" aber glaube ich mich geradezu berufen gegenüber der Schauspielerin Franziska Berg am dresdener Hoftheater, die Karoline Bauer der grenzenlosesten Eitelkeit bezichtigt und sie beschuldigt, durch Detlef und Kühne Hallberger vermocht zu haben, Bild und Biographie von ihr zu bringen. Mit der ganzen Hast der Komödiantenrivalität schreibt sie an Wellmer:

Mein Porträt und die freundlichen Erinnerungen haben meine alte Rivalin in Dresden, Franziska Berg, nicht schlafen lassen. Die gestrige Nummer von „Ueber Land und Meer" brachte ihr Bild und ihre Biographie, beides sehr dürftig. Muß sich da der Leser nicht fragen: wie kommen wir so plötzlich und ohne alle äußere oder innere Veranlassung zu diesem — sehr zweifelhaften Vergnügen? Lebte der alte wiener Intendant noch, der würde sicher sagen: Jesses, mein Fräulein, wie kann man sich nur mit so einem G'sicht illustriren lassen....

Es läßt sich kaum eine bessere und vollkommenere Entgegnung auf diese Beschuldigung finden, als ein Brief Franziska Berg's, den die bescheidene Künstlerin auf die Aufforderung um biographische Daten für eins unserer ersten Conversations-Lexika an den betreffenden Mitarbeiter des Werks richtete. Er lautet: „Auf Ihr gefälliges Schreiben vom 10. d. M., meine Biographie betreffend, sage ich Ihnen den besten Dank, kann aber Ihrem Wunsche nicht nachkommen, indem ich gleiche Anfragen stets abgelehnt habe. Mein Künstlerleben ist so einfach verflossen, daß sich niemand dafür interessiren kann. Ich habe in meinen frühern Jahren wenig gastirt, daher bin ich nicht viel bekannt und es genügt mir, hier anerkannt zu sein. Wer soll sich für eine altgewordene Schauspielerin interessiren, die selbst in der Jugend nie, was man sagt, Sensation machte und die nur danach strebte, redlich ihre Pflicht zu thun! Alle Biographien von mir sind ohne mein Wissen und meinen Willen erschienen."

Also das war der Grund der von Karoline Bauer gerügten Dürftigkeit der Berg'schen Biographie. So sehr sich in dieser Angelegenheit eine unschöne Eifersucht der Bauer ausspricht, die allein glänzen möchte, ohne jedes Nebengestirn, so documentirt sie an andern Stellen wieder die Ehrlichkeit der alten Zeit in der Theatergeschichte gegenüber der heutigen. In einem Briefe an Wellmer bedauert sie eine bekannte Schauspielerin wegen eines empfindlichen Verlustes; aber bald gewinnt sie andere Ein-

sicht in die Sache und schreibt nun an den „getreuen“ Steuermann:

Noch Eins! Von meiner Schwärmerei für das biedere Wesen der S. bin ich sehr zurückgekommen. Ich jammerte damals doch sehr mit ihr, daß ihr ein Garderobenkoffer im Werth von 10000 Frs. auf der Gastspielreise gestohlen sei. Jetzt erzählt mir Frau von M., die in Dresden war und dort auch ihr Bedauern über den großen Verlust der S. aussprach, man habe sie wegen ihres blinden Vertrauens ausgelacht, denn die ganze Diebstahlsgeschichte in den Zeitungen sei weiter nichts als — Reclame! In Amerika habe die S. ganz dieselbe Geschichte in Scene gesetzt. Da hört doch alles auf! Ach, wie waren wir Komödianten zu meiner Zeit dagegen doch unschuldige Kindlein! Wem darf man denn heute noch trauen von der Künstlerzunft?

Trotz aller übeln Eindrücke, die das Wellmer'sche Buch im Leser erweckt, läßt sich ihm immerhin ein charakteristischer Werth nicht absprechen, sowol für die Briefschreiberin selbst wie für die Zeit und die Menschen, in der und mit denen sie lebte.

Anstatt es bei den Zeitungsaufsätzen bewenden zu lassen, welche infolge des Wellmer'schen Buchs wie Pilze aus der Erde schossen, hat es ein Verehrer Karoline Bauer's über sich gewonnen, ein ganzes Buch in dieser Angelegenheit auf den Büchermarkt zu senden:

7. Karoline Bauer (Gräfin Broël-Plater). Ein Lebensbild aus ihren Briefen von Ludwig Brunier. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1879. Gr. 8. 3 M.

Trotz der allerbesten Absicht, die Brunier beseelte, trotz seiner warmen Parteinahme für die Verstorbene würde doch eine Frage nach der Existenzberechtigung des Buchs mit einem Nein zu beantworten sein, da nichts dadurch gefördert und weit eher geschadet wird durch das Hereinziehen von Persönlichkeiten in einen Skandal, dem sie ganz fern stehen. Den Hauptbestandtheil des Buchs bilden Briefe Karolinens an Brunier aus den Jahren 1873—77, Briefe wie sie noch mancher Schriftsteller bieten könnte, Plaudereien zwischen guten Bekannten ohne irgendetwas besonders Merkwürdiges als höchstens die gefühlvollen Worte des verbindenden Textes Ludwig Brunier's. Was ich schon in meinem „Jahrbuch für das deutsche Theater“ sagte, ich kann es nur wiederholen: „Man erkennt deutlich, daß Karoline ihrem Mitarbeiter Wellmer viel mehr zu sagen hatte als Brunier.“ Bei all ihrer Lust am Fabuliren hält sie sich doch ungleich reservirter gegenüber dem schweriner Freunde, wie dies ja auch in der Natur der Sache liegt. Der vorurtheilsfreie Leser wird das gerechte Urtheil über die Bauer — und es ist ein nicht verdammendes — auch ohne Brunier's Buch gewinnen. Die den Briefen angehängte Schilderung des Charakters der Gräfin Broël-Plater und das mehr als dürftige Gedenkblatt werden in der Art und Weise, wie sie gegeben sind, schwerlich irgendeinen Einfluß üben, am allerwenigsten der Nachruf in Versen. Citate, mögliche und unmögliche Vergleiche, Weitschweifigkeit und vor allem allzu große Ueberschwenglichkeit hemmen die etwaigen Wirkungen der Brunier'schen Arbeit. Da wird unter anderm eine Seite lang mit vielen Worten der Vergleich durchgeführt zwischen dem von Raben („Vögel mit dem nächtlichen Gefieder“) angegriffenen Schwan und der „in dem Schose Gottes“ Ruhenden und ihren Gegnern, um endlich mit dem pomphaften Satz zu schließen:

... Die Schiller'sche Strophe, die wir zum Motto unserer Biographie gewählt haben, spricht es deutlich aus, daß alle schönen Herzen für sie erglühen. Hiermit wird sich die edle Gräfin begnügen und aus dem Gefilde des Jenseits, falls den Seligen aus ihren friedlichen Wohnungen ein Blick auf unsere streitsüchtige Erde gestattet ist, mit heiligem Mitleid auf die unheilige Schar herabsehen, die bemüht ist, von einem stillen Grabhügel die Rasendecke abzureißen.

Getrost! die Freundschaft hält Wacht an deinem Grabhügel.

Unter den ersten Eindrücken des Ablebens Theodor Döring's ist die Schrift:

8. Theodor Döring als Mensch und Künstler. Blätter der Erinnerung von Karl Wexel. Berlin, Lassar. 1878. 8. 2 M.

verfaßt worden, von einem gar fingerfertigen Autor, der neben dem Komödienspiel an untergeordneten Bühnen auch noch Zeit gefunden hat, an 90 Dramen zu schreiben, anderer curiosen Dinge nicht zu gedenken, von denen allerdings selbst Brunier nichts meldet, der überhaupt von dem mit Dampf arbeitenden Autor kein Wort mitzutheilen weiß. Mit großer Lebhaftigkeit und Wärme hat er zwar seine biographische Aufgabe aufgefaßt, die, dem augenblicklichen Bedürfniß entsprechend, das Verdienst hat, manches Neue über Döring und zwar in unterhaltender Form zu bringen. Seine Bewunderung ist unbegrenzt, und hier hat man, insofern es sich um ein Benutzen der Arbeit handelt, sich vorsichtig zu verhalten. Des eigentlich kritischen Elements ermangelt denn auch das mehr referirende und erzählende Schriftchen. Um so tadelnswerther ist es, daß Zeitungen sich nicht entblödet haben, die Reclame der Verlagsbuchhandlung ohne weiteres abzudrucken, die unter anderm dem Buche die Mission zuschreibt, „Döring's Ruhm bis in die fernsten Zeiten“ zu tragen, und dann weiter fortfährt: „Wir würden diese Schrift dem geistreichen Buche Rötscher's «Seidelmann's Leben und Wirken» und andern an die Seite stellen, wenn sie sich nicht ganz und gar auf eigene Füße stellte.“ Rötscher und Wexel! Ein Schatz von Geist und Kenntnissen wie das „Leben Seydelmann's“ und eine im Fluge hingeworfene Gelegenheitsschrift!

Abgesehen von der Beschreibung, wie Döring sich in zehn seiner Hauptrollen gab, enthält das Buch eine Reihe einzelner Züge zur Charakteristik Döring's, ohne eine wirkliche Biographie zu bilden. Wexel verfolgt seinen Helden nicht von den ersten Tagen seiner Lebens- und Künstlerlaufbahn; er meldet nur, was er gelegentlich selbst mit ihm erlebt, so in Hannover, wo man sich unter anderm erzählt, daß der König in trüben Stunden Döring kommen ließ und ihm dann befahl „alten Fritz machen“. Das mimische Kunststückchen erheiterte Ernst August stets so, daß er auflachte und dem Künstler anerkennend sagte: „Very fine! Ein verfluchtiger Mensch!“ Auf die dürftigen hannoverischen Erlebnisse folgt ein Abschnitt: „Am Grabe Döring's“, in dem gesagt wird, daß Döring „durch den donnernden Orkan des Beifalls die Grundfesten der deutschen Musentempel erbeben machte“ und bei der Auferstehung des Künstlers, dessen „Leib siebenmal heller glänzen wird als die Sonne am Frühlingsmorgen“. Reicher an Charakteristischem ist das nächste Kapitel: „Döring's Gastspiel in Düsseldorf“, jedenfalls aber das relativ beste das jenem nachfolgende: „Döring über Goethe's «Faust»“. Hier ist

aufgezeichnet, wie Döring über das Komische gegenüber dem Ernsten dachte, in welcher Art er die Besetzung der verschiedenen Rollen des „Faust“ wünschte, und was feine Ansicht über den lauten Beifall war. Döring hält es für unrecht, diesen Beifall abschaffen zu wollen, und gesteht ihm einen großen Einfluß auf die Belebtheit der Darstellung zu. Wenn er aber sagt, daß Schauspieler für die Abschaffung des Beifalls nicht eintreten würden, so irrt er sich, da an mehrern Orten — ich erinnere nur an Oldenburg — gerade aus Schauspielerkreisen eine Parteinahme gegen den lauten Beifall erfolgte. Für Döring selbst galt allerdings, was er von der Nothwendigkeit dieses Zeichens der Anerkennung sagte, vollauf; meinte er doch öfters: „Wenn ich das (den Applaus) nicht höre, bin ich kein Mensch.“ Sehr gefällig und ansprechend sind das siebente und achte Kapitel, meist anekdotenhafte Züge enthaltend. Als fleißiger Beobachter zeigt sich Wexel in der Skizzirung von zehn Rollen Döring's, und wenn er auch die Einseitigkeit begeht, ausschließlich anzuerkennen, ohne der Schatten in den schauspielerischen Leistungen des todten Meisters zu gedenken, so ist er doch weniger oberflächlich, als viele Kritiker es zu sein pflegen, und verräth den denkenden und erfahrungsreichen Mann. Schärfer zugespitzt und geistvoller sind freilich die bekannten „Silhouetten“ Gensichen's, bei deren Lektüre einem stets der Wunsch kommt: möchte doch jede Bühne ihren Gensichen finden! Trotzdem verdient Wexel's Schriftchen Verbreitung, weil es mit großer Liebe für sein Object und die dramatische Kunst erfüllt und dem Andenken Döring's in weitern Kreisen gerecht wird. Ist Wexel auch nicht der Rötscher Döring's geworden, so hat er doch vielleicht das Verdienst, einem solchen Andeutung und Anregung gegeben zu haben.

Joseph Kürschner.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Die neuesten Entdeckungen im Reiche der Keilschrift.

Die Geheimwissenschaften Asiens. Die Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer. Von François Lenormant. Autorisirte, vom Verfasser bedeutend verbesserte und vermehrte deutsche Ausgabe. Zwei Theile in einem Band. Jena, Costenoble. 1878. 8. 14 M.

Von jeher, durch die ganze Geschichte der menschlichen Cultur, und überall, durch den ganzen Raum, welchen die menschliche Gesittung in Anspruch nimmt, war und ist der Glaube an Zauberei und Wahrsagerei den verschiedensten Rassen und Völkern gemeinsam. Nur ein verhältnißmäßig geringer Theil unsers Geschlechts hat seit vergleichsweise kurzer Zeit sich von diesem Wahn- und Aberglauben losgerissen. Es sind die höher gebildeten Klassen der Bevölkerung Europas und seiner Colonien, und ihre Aufklärung ist wenig über hundert Jahre alt. Der Zauber- und Wunderglaube verdient daher, als Glaubensform der Menschheit im weitesten Theile ihrer Ausdehnung sowol als in den längsten Zeiträumen ihres Daseins, ohne Zweifel die regste Aufmerksamkeit von seiten aller derjenigen, die sich für allgemein menschliche Angelegenheiten interessiren, und namentlich jener, welche den Fortschritt zu verfolgen geneigt sind, den die Menschheit gemacht hat und noch macht.

Sehen wir nun speciell nach demjenigen Kreise menschlicher Entwickelung, welche wir „Alterthum“ zu nennen pflegen, d. h. nach den alten Culturstaaten im Osten des Mittelmeers oder genauer von dessen Mitte bis zum Persischen Meerbusen und Kaspisee (vielleicht möchte man ihn auch bis zum Indus ausdehnen), so wurde in den Zeiten ihrer Blüte der Ursprung der Zauberei und Wahrsagerei nach zwei Herden verlegt, nach dem Lande am Nil und nach dem am Euphrat und Tigris. Es sind dies zugleich die bedeutendsten außereuropäischen Culturstaaten, d. h. diejenigen, welchen Europa am meisten zu verdanken hat, und wieder jene, deren Wiederentdeckung (wie man sie wol nennen darf) in unserer neuesten Zeit, nach jahrtausendelanger Vergessenheit, die allgemeinste Theilnahme erweckt hat. Es sind in dieser neuesten Zeit auf, in und bei den Ruinen der Städte jener beiden altehrwürdigen Culturreiche Schätze ihrer Vergangenheit gefunden worden, welche über die Geschichte und Zustände der beiden Reiche mehr und bessern Aufschluß ertheilt haben, als alle Schriftsteller des Alterthums, die Bibel mit eingeschlossen, es vermocht hatten. Hieroglyphen und Keilschriften — so lautet heute die Losung der orientalischen Alterthumswissenschaft, und aus diesen beiden merkwürdigen und früher geheimnißvollen, jetzt aber immer mehr erschlossenen Schriftarten können wir uns selbst unterrichten, wie es bezüglich jener vom ganzen Alterthum mit frommer Scheu angestaunten Magie und Geheimlehre der Aegypter und Chaldäer sich in Wahrheit verhielt. Was das letztere Volk betrifft, dem wir uns hier allein zuwenden, so erscheint eben auf dem Büchermarkte die bedeutend verbesserte und vermehrte deutsche Ausgabe eines Specialwerks über den erwähnten Gegenstand von einem der competentesten Forscher unserer Zeit, dessen Führung wir uns daher auf dem Wege nach jenen geheimnißvollen Zeiten und Dingen anvertrauen wollen.

Vor allem ist zu bemerken, daß sämmtliche magische Urkunden der Länder Assyrien und Chaldäa in der sogenannten akkadischen Sprache abgefaßt sind, d. h. in einem Idiome, welches zwar auf den thönernen Actenstücken jenes Landes ebenfalls in Keilschrift ausgedrückt erscheint, aber von der dem semitischen Stamme angehörenden assyrisch-babylonischen Sprache wesentlich abweicht. Lenormant und mehrere Forscher mit ihm halten diese nach der alten Stadt Akkad benannte Mundart für eine solche des turanischen (oder ural-altaischen) Sprachstammes und für diejenige der Urbewohner Babyloniens, welche später von den semitischen Chaldäern und Assyrern unterworfen wurden. Die akkadischen Texte sind meist von einer assyrischen Uebersetzung begleitet, und dies erleichterte ihre gegenwärtig in unleugbarem Fortschreiten befindliche Kenntniß. Die Zauberformeln, welche Lenormant gleich zu Anfang seines Buchs mittheilt, enthalten Beschwörungen von Dämonen, denen Krankheiten zugeschrieben werden, haben einen ziemlich ein-

tönigen und ermüdenden Charakter und zeugen von der Annahme einer Unmasse böser Geister in Chaldäa, mit einer kunstvollen Rangordnung nach verschiedenen Klassen. Wir geben als Probe eine Schilderung solcher Dämonen:

Sie überfallen ein Land nach dem andern, sie lassen die Sklavin nicht Mutter werden, sie verjagen den Herrn aus seinem väterlichen Hause, sie vertreiben den Sohn aus dem väterlichen Hause. Sie zwingen die Taube, ihr Felsennest zu verlassen; sie zwingen den Vogel, sich auf seinen Schwingen zu erheben; sie lassen die Schwalbe aus ihrem Nest ins Unendliche flüchten; sie verjagen den Stier, sie lassen das Lamm fliehen; sie sind die großen Tage, die bösen jagenden Dämonen.

Die alten Chaldäer befanden sich also auf demselben Standpunkte wie alle ältern und auch alle jetzigen in der Cultur zurückgebliebenen Völker; sie waren ihr Leben lang und überall, wo sie standen und gingen, von Dämonen umgeben, von denen sie irgendetwas zu fürchten hatten. Gleich den angedeuteten andern Völkern hatten sie auch Talismane und Amulete, auf denen Beschwörungsformeln, und zwar meist in akkadischer Sprache, geschrieben waren und deren man welche gefunden und entziffert hat, z. B.:

Böser Dämon, bösartige Pest, der Geist der Erde verjagte dich aus dem Körper. Möge der holde Genius, der gnädige Koloß (?), der holde Dämon zusammen mit dem Geiste der Erde einziehen. Beschwörung des mächtigen, mächtigen, mächtigen Gottes. Amen.

Sehr oft sind die Beschwörungen sehr dunkel und erwecken Bedenken gegen die Richtigkeit der Auffassung und Uebersetzung, deren Kunst jedenfalls noch nicht über allen Zweifel erhaben ist. Thatsächlich finden sich auch viele Lücken, welche die Entzifferer nicht auszufüllen wagten. Man hat auch Statuetten von Dämonen aus Bronze und andern Stoffen gefunden, welche schreckliche Ungeheuer mit Bestandtheilen verschiedener Thiere darstellen und Inschriften tragen, die ihren Charakter ergeben. Merkwürdig ist dabei, daß der alte Berosus, welcher bis zur Entzifferung der Keilschrift fast die einzige Quelle der Kenntniß des alten Babylon bildete, ganz ähnliche Gestalten, wie sie diese Dämonenstatuetten darbieten, den ältesten lebenden Wesen zuschrieb, welche im Chaos vor der Weltschöpfung gelebt haben sollten. Solche sind auch in den Palästen von Ninive bildlich dargestellt, und in Abbildungen auf den Cylindern von hartem Stein, die den Babyloniern als Petschaft dienten, werden sie von den dortigen Göttern bekämpft. Auch spielte in Chaldäa der Zauberstab eine bedeutende Rolle und wird in den dortigen Urkunden oft erwähnt. Man trifft indessen in den erwähnten magischen Elementen mitunter auch eine höhere Auffassung als diejenige vom Dämonenreiche, indem die Krankheiten zuweilen nicht als ein Werk böser Geister, sondern als eine Züchtigung für Sünde und Gottlosigkeit betrachtet werden. Es ist dies für Zeiten, welchen die Beschaffenheit des Körpers unbekannt war, ein unleugbarer Fortschritt, ein Fortschritt vom Aberglauben zur Religion, wenn auch noch nicht zur Wissenschaft. Man besitzt Bruchstücke einer Zusammenstellung von Geboten in akkadischer Sprache mit interlinearer assyrischer Uebersetzung, welche im Schwung der Sprache, nach des sehr religiösen Lenormant Zeugniß, mit David's Bußpsalmen verglichen werden dürfen. Z. B.:

Ich beuge mich in Demuth
und niemand reicht mir die Hand.

Ich löse mich auf in Thränen
und niemand ergreift meine Hand.

Ich bete mit erhobener Stimme
und niemand erhört mich.

Ich bin entkräftet, niedergedrückt,
und niemand erlöst mich.

Und wieder:

Gott, der du das Verborgene kennst,
meine Sünden sind sieben mal sieben,
vergib meine Sünden!

Neben der angeblich wohlthätigen oder vielmehr Wohlthätiges bewirkenden Beschwörung der Chaldäer gab es aber auch eine bösartige Zauberei, deren Organe, die Zauberer und Zauberinnen oder Hexenmeister und Hexen, in Beschwörungen gleich den bösen Dämonen der Urheberschaft von Krankheiten und des schlimmen Einwirkens gegen wohlthätige Beschwörung beschuldigt werden. Es ist auch von Zaubertränken die Rede, welche als „Gift" bezeichnet werden und es vielleicht auch oft waren, und man hat lange Verwünschungsformeln gegen dieses Treiben entdeckt.

Die chaldäische Magie ist indessen, wie Lenormant findet, nicht verständlich ohne die Kenntniß des chaldäischen Religionssystems. Dasselbe beruhte, wie diejenigen des gesammten Alterthums, auf Verehrung von Gegenständen der Natur. Speciell aber liegt sein Charakter in einer besondern Bezugnahme auf das Stern- und Planetensystem. Diese früher ganz unbekannte und durch die Keilschrifturkunden erst aufgefundene Religion faßte die Gestirne als die unmittelbaren Aeußerungen des absoluten Seins, oder wenn man will, des höchsten Wesens auf. Dieses höchste Wesen nannten die Chaldäer Ilu, d. h. Gott schlechtweg, und benannten nach ihm in stolzem Selbstbewußtsein ihre Hauptstadt „Bab-Ilu", Haus Gottes (Babylon). Ihm zunächst kamen drei Götter, die in der Schöpfungsgeschichte als die ersten Geschaffenen genannt werden: Anu, Bel und Ea. Lenormant hält sie für die Vertreter des Himmels, der Gestirne und des Meeres. Ihnen werden drei Göttinnen beigesellt: Anat, Belit und Dankina, welche vielfach miteinander vermengt erscheinen und noch unter mehrern andern Namen auftreten, unter denen Istar der bekannteste ist; sie müssen Vervielfältigungen des gewissermaßen weiblichen Princips der Welt, der Mutter Erde sein, erhalten jedoch namentlich auch Beziehungen auf den Morgen- und Abendstern. Deutlicher tritt uns eine weitere Götterklasse entgegen, die Personificationen der einzelnen Gestirne und Lufterscheinungen: Samas vertritt die Sonne, Sin den Mond, Bni den Wind, Regen, Donner u. s. w. Weiter folgten die Götter der fünf Planeten: Adar für den Saturn, Maruduk für den Jupiter, Nergal für den Mars, Istar für die Venus und Nebo für den Merkur. Alle diese Götter haben wieder ihre Gattinnen und die einzige weibliche Gottheit unter ihnen, Istar, ihren Gatten, sodaß wir zwölf Gottheiten und zwölf Ehehälften derselben erhalten, die wieder den zwölf Monaten und den zwölf Thierkreiszeichen entsprechen und in dieser Anordnung auf assyrischen Denkmälern verzeichnet erscheinen.

Die angedeutete Schöpfungsgeschichte, auf einer fortlaufenden Serie von Keilschrift-Thontafeln abgefaßt, läßt die Welt in sieben Tagen erschaffen werden, und zwar mit

Theilung der Arbeit unter mehrere Götter. Auch die Schöpfung des Menschen wird erzählt, und zwar soll der Mensch in völliger Unschuld aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen sein. Der Gott Ea war es, der dabei besonders mitwirkte, wie er es auch ist, der bei Berosus unter dem Namen Eannes (Ea-khan, d. h. Ea der Fisch) in halber Menschen- und halber Fischgestalt aus dem Meere aufstieg und den Menschen die heiligen Bücher mittheilte.

Unter den genannten Göttern stehen nun die niedern Gottheiten, zu welchen sowol die zahllosen Personificationen der einzelnen Sterne als die Geister des Himmels und der Erde gehören, die wir bereits bei Anlaß der Beschwörungen erwähnt haben. Die Ausbildung dieses religiösen Systems nun hält Lenormant für das allmähliche wohldurchdachte Werk einer mächtigen und gebildeten Priesterkaste. Vor dieser Entwickelung wurden die meisten Gottheiten blos in bestimmten Städten verehrt, und zwar in der Regel je einige am gleichen Orte, die dann in einem verwandtschaftlichen Verhältniß stehend gedacht wurden. Ihre Vereinigung durch die Priester in ein System war nur eine künstliche, philosophische, und sie entbehrten daher aller Individualität, aller plastischen Klarheit und verschmolzen demzufolge mannichfach ineinander. Lenormant glaubt, daß dieses System überdies auf einer Verschmelzung der Vorstellungen des akkadischen Volks und derjenigen der semitischen Sieger beruhe. Diesen gehöre an, was sich auf den Gestirndienst beziehe, dem auch die übrigen Semiten in Syrien, Phönizien, Palästina und Arabien huldigten, den Akkadiern hingegen, was sich nur in Chaldäa vorfinde und den übrigen Semiten unbekannt sei. Den semitischen Antheil hält dabei Lenormant für den überwiegenden, und die rein akkadischen Namen und Gestalten der oben erwähnten Zaubertexte verschwinden in dem gemeinsamen System der chaldäischen Religion beinahe ganz; sie gehören einer ältern Zeit an und kamen später außer Gebrauch oder wurden in ganz verändertem Sinne verwendet. Die Zauberpriester der alten akkadischen Richtung jedoch sollen in ihrem Geiste noch geraume Zeit fortgewirkt haben. Lenormant setzt den Sieg der semitischen Richtung oder des philosophischen Göttersystems in die Zeit von ungefähr 2000 Jahren v. Chr., zu welcher auch in Indien das entsprechende System der Brahmanen die alte Naturreligion der Vedas verdrängte. Es muß also auch im Thale des Tigris und Euphrat eine der großen religiösen Reformationen stattgefunden haben, wie sie jedes Culturland kennt, nur daß in manchen Ländern die nähern damit verbundenen Umstände in Vergessenheit gerathen oder nur unvollkommen bekannt sind.

Eine noch unausgetragene Frage ist die von manchen Assyriologen und namentlich auch von Lenormant behauptete Verwandtschaft der alten Akkadier mit dem turanischen oder ural-altaischen Völker- und Sprachenstamme. Lenormant stützt sich hierbei unter anderm auch auf die Aehnlichkeit der religiösen Vorstellungen beider Gruppen. Die erste Schwierigkeit, auf die man dabei stößt, ist die, daß die Zauberei und der Dämonenglaube der übrigen Naturvölker der Erde sich von dem der nordasiatischen Schamanen in keiner Weise unterscheidet. Man könnte in dieser Weise ebenso gut die Kaffern oder die Patagonier mit den Akkadiern in Verbindung bringen als die Sibirier und Mongolen. Etwas anderes ist es, wenn man die Vergleichung auf solche Völker beschränkt, welche sich zu höhern religiösen Begriffen aufschwangen, ein eigentliches Glaubenssystem aufstellten und von demselben in vorhandenen Schriftwerken Zeugniß ablegen. Und dazu eignet sich denn besonders die Religion der Finnen und deren religiös-nationales Epos „Kalevala". Lenormant fügt allerdings noch eine zweite Vergleichung bei, nämlich mit der angeblich turanischen ältern Bevölkerung Mediens, welche wir jedoch einstweilen nur als eine allerdings geistvolle Hypothese ansehen können. Bekannt ist der Kampf der persischen Könige mit den sogenannten Magiern, welche einmal, zwischen Kambyses und Darius, den Thron eingenommen haben. Diese Magier nun sollen turanische Schamanen gewesen sein, welche sich später wieder aufs neue erhoben und der unter den spätern persischen Königen von Xerxes an herrschenden Religion jenen götzendienerischen Charakter gaben, in dem man die Lehre Zoroaster's so schwer herausfindet. Ja die spätere Gestalt der letztern, d. h. ihr ausgebildeter Dualismus, soll überhaupt von einer Verschmelzung mit dem turanischen Schamanismus herrühren. In der That verehrten die ältesten Eranier nur den guten Gott Auramazda; der schlimme Widerpart Angromainjus (Ahriman) soll eine Concession an den Zauber- und Dämonendienst sein, und dies ist auch gar nicht unwahrscheinlich. Ein ganz ähnlicher Dualismus guter und böser Geister durchzieht denn auch die akkadische Magie in Chaldäa.

Was nun die finnische Mythologie und Magie betrifft, so weist Lenormant an der Hand des großartigen Gedichts „Kalevala" wirklich überraschende Analogien mit den akkadischen Zaubertexten und Hymnen nach, und zwar bis auf die speciellsten Aehnlichkeiten zwischen den einzelnen mythischen Personen. In beiden Gruppen waltet derselbe Dualismus, nur daß er sich im eisigen Norden anders äußert als auf den glühenden Sandflächen der syrisch-arabischen Wüste. Auch die Beschwörungen der Ursachen von Krankheiten sind sich bei Finnen und Akkadiern ganz ähnlich, nicht weniger auch der Feuerdienst, den die Zoroastrische Religion von den medischen Turaniern angenommen haben soll.

Wie im Glauben so versucht Lenormant auch in der Sprache die Verwandtschaft der Akkadier und Turanier nachzuweisen. Hier liegt die größte Schwierigkeit in dem Umstande, daß das Akkadische seit Jahrtausenden todt, die turanischen Sprachen aber lebend sind, alle Sprachen aber sich mit der Zeit verändern. Lenormant stellt eine Menge Wörter in ihrer akkadischen Form und derjenigen verschiedener turanischer Sprachen, wie Finnisch, Ostjakisch, Somojedisch, Mongolisch, Mandschu, Türkisch, Magyarisch u. s. w., zusammen und macht mit enormem Aufwand von grammatischer und philologischer Gelehrsamkeit seine Ansicht der Verwandtschaft recht plausibel. Er macht ferner darauf aufmerksam, daß die starke Mischung der Bevölkerung Babyloniens schon im Alterthum bekannt war und auffiel, zeigt dann aber, daß es im Grunde nur zwei streng geschiedene Nationen waren, welche das Land bewohnten, eben die sogenannte akkadische von turanischer Verwandtschaft und die später herrschende von semitischem Stamme. Mit Recht führt er jedoch aus, daß die Bezeichnung „semitisch" unrichtig ist, und daß es im

Grunde zwischen dem, was man „Semiten“, und dem, was man „Hamiten“ nennt, keinen durchgreifenden Unterschied in der Sprache, sondern höchstens in den Culturbestrebungen gibt, sodaß er geneigt ist, die sogenannten Hamiten für eine Vermischung von Semiten mit afrikanischen Elementen zu halten. Die Vermischung der beiden Elemente in der Bevölkerung Chaldäas ist aber die wesentlichste Ursache der hohen Gesittung, welche dieses Land im Alterthum erreicht hat; es ist jedoch nicht mehr genau zu ermitteln, welche Züge dieser hohen Cultur den Akkadiern und welche den semitischen oder nach Lenormant „kuschitischen“ Babyloniern zu verdanken sind. Nur von einzelnen Punkten hält unser Forscher das für nachweisbar, und eine der unzweifelhaftesten Thatsachen ist für ihn, wie für Oppert, daß die Keilschrift eine Erfindung der „turanischen“ Bevölkerung Chaldäas sei. Es soll dies unter anderm aus dem Umstande sich ergeben, daß mehrere Keilschriftzeichen in der assyrisch-babylonischen Sprache „semitischen“ Stammes nicht nur, wie die meisten andern, eine bestimmte Silbe, sondern auch noch ein dieser Silbe fremdes Wort bedeuten, welches Wort aber im Akkadischen der betreffenden Silbe entspricht. So z. B. heißt im Akkadischen „Gott“ an; aber das Silbenzeichen für an steht im Assyrisch-Babylonischen auch für das Wort „Gott“, das doch in letzterer Sprache ilu heißt. Solcher Fälle gibt es mehrere, welche zeigen, daß die Verwendung der Keilschrift im Akkadischen die ursprünglichere ist. Die „Semiten“ des Tigris und Euphrat haben daher von der turanischen Bevölkerung die Keilschrift angenommen, während sie in allen andern Ländern Alphabete eingeführt haben. Der ganze Charakter der Keilschrift soll auch auf einen nördlichen Ursprung hinweisen, und sie wäre daher von jenen „turanischen“ Stämmen bereits mit in das Land gebracht worden. In der That erinnern ihre Elemente und die Art ihrer Zusammensetzung auffallend an die derselben Rasse entsprossenen chinesischen Schriftzeichen. Außer der Keilschrift soll auch die Metallbereitung und die Magie in Chaldäa ein turanisches Werk sein, während dagegen die Sterndeuterei und Sternkunde den sogenannten Semiten angehört und in der Religion wie in der Sprache des Landes zu seiner Blütezeit die Kuschiten die entschiedene Oberhand hatten. Schon zwölfhundert Jahre v. Chr. soll der Name und die Sprache Akkads bereits in Vergessenheit gerathen sein und die Nachkommen der Urbewohner die Sprache der Ueberwinder angenommen haben. Dagegen bestand erstere als gelehrtes, religiöses und namentlich magisches Idiom fort. Und so entwickelte sich aus verschiedenartigen ethnischen Bestandtheilen eine zuletzt einheitliche Cultur, die zu den interessantesten und Höchstes leistenden der Menschengeschichte gehört, daher die hier zusammengestellten neuesten Resultate ihrer Erforschung auf Theilnahme in weitern Kreisen Anspruch machen dürften. **Otto Henne-Am Rhyn.**

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Ein Goethe'sches Gedicht in Oesterreich confiscirt: das ist wenigstens ein ungewöhnliches Begebniß. Unsere Classiker hält man sonst für desinficirt durch ihre Unsterblichkeit. Wenn Staatsanwaltschaft und Polizei sich auf den rigoristisch sittlichen Standpunkt stellen, so gibt es bei Goethe genug zu confisciren: die „Römischen Elegien“, die „Reisebriefe aus der Schweiz“ u. a. m. Das Gedicht wird in Eckermann's „Gesprächen mit Goethe“ erwähnt als ein solches, das nicht gedruckt und nicht in die Gesammtausgabe aufgenommen werden könne, weil es ein Lebensabenteuer doch zu frei und ausführlich behandle. Heinrich Laube kommt im Feuilleton der „Neuen Freien Presse“ auf das „bedenkliche Gedicht“ zu sprechen. Es hatte sich „neuerdings nach Karlsbad verirrt, und ein vorurtheilsfreier Verehrer hatte es drucken lassen; es war privatim für Liebhaber erreichbar unter dem Titel «Das Tagebuch, bisher noch nicht gedrucktes Gedicht von Goethe, zweite Auflage». Es ist elf Octavseiten lang, in vierundzwanzig Ottave rime und von vollendeter Form“. In der Hirzel'schen Goethe-Sammlung war es indeß längst vorhanden, unsers Wissens auch gedruckt. Es behandelt ein Liebes- und Reiseabenteuer, das Goethe bei der Rückkehr von Karlsbad in Eibenstock erlebte: die Heldin ist ein Wirthshausmädchen, das um Mitternacht dem Gast einen Besuch abstattet. Die Anmuth und Schönheit, die Hochgestalt und Wohlgestalt dieses Mädchens beschreibt Goethe mit sehr warmen Farben; die Pointe des Gedichts liegt in dem Motto des Tibull:

> Aliam tenui; sed quum gaudia adirem
> Admonuit dominae deseruitque Venus.

Nicht Kant's kategorischer Imperativ trat hier in seine Rechte, sondern die heimwärts schweifende Phantasie versagte den Sinnen den Genuß des Augenblicks. Der Schlußvers lautet:

> Und weil zuletzt bei jeder Dichtungsweise
> Moralien uns ernstlich fördern sollen,
> So will auch ich in so beliebtem Gleise
> Euch gern bekennen, was die Verse wollen:
> Wir stolpern wol auf unsrer Lebensreise,
> Und doch vermögen in der Welt, der tollen,
> Zwei Hebel viel aufs irdische Getriebe:
> Sehr viel die Pflicht, unendlich mehr die Liebe.

Das Gedicht: „Ein Tagebuch“, aus welchem Laube einzelne Fragmente mittheilte, ist nun vom Staatsanwalt confiscirt worden, jedenfalls als ein unsittlicher lapsus calami des schlafenden Homers. Auf einen andern lapsus macht Laube in seinem Feuilleton aufmerksam: Goethe, ein naturkundiger Mann wie wenige, „läßt in «Hermann und Dorothea» die Mutter Hermann's im Weingarten reife Trauben und draußen im Felde ein wehendes Kornfeld finden. Wer hat dies beides schon gleichzeitig gesehen“.

— Von Wilhelm Lindemann's „Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart“ liegt die fünfte Auflage vor (Freiburg i. Br., Herder). Sie gehört zu den christlich-gläubigen Literaturgeschichten wie die Barthel-Röpe'sche; doch will auch Lindemann vorzugsweise den ästhetischen Maßstab anlegen, „der ja den christlichen nirgends zu beeinträchtigen braucht“. In der That überwiegt der ästhetische Maßstab fast durchweg. In der Darstellung der ältern deutschen Literatur bis zur classischen Epoche, in welcher ja auch Vilmar excellirt, treten Conflicte zwischen ästhetischer und geistlicher Auffassung gar nicht ein. Lindemann erzählt den Inhalt der ältern Dichtungen ebenso gefällig und fließend wie Vilmar. Mit der classischen Epoche aber ändert sich die Lage der Dinge: unsere Classiker Lessing, Goethe, Schiller müßten vom specifisch-christlichen Standpunkt den schärfsten Rügen verfallen, wie diese ja auch von den hyperorthodoxen Anhängern Hengstenberg's in consequenter Weise stets ausgesprochen wurden. Eine solche Analyse findet sich durchaus nicht bei Lindemann; er beurtheilt ihre Werke in der üblichen Weise und beschränkt sich darauf, Schiller's und Goethe's Stellung zum Christenthum in zwei nachträglichen Sätzen zu erledigen. Auch die christlichen Romantiker Brentano, Novalis, Eichendorff werden nicht in der Weise hervorgehoben, wie man es bei der ausgesprochenen

Tendenz des Werks erwarten mußte. Desto schlechter ergeht es dem Jungen Deutschland und ein paar geistesverwandten neuern Autoren, deren Standpunkt gegenüber dem Christenthum von demjenigen Goethe's durchaus nicht verschieden ist. Da war Wolfgang Menzel consequenter, welcher den weimarischen Alten mit seinen jungdeutschen Jüngern in den gleichen Sündenfall verwickelte. Das Werk bietet kaum neue Gesichtspunkte in der Beurtheilung der literarischen Gruppen und der einzelnen Autoren: doch ist es fließend und geschmackvoll abgefaßt. Der offenbare literarhistorische Anachronismus, daß Immermann und Platen nach dem Jungen Deutschland behandelt werden, findet sich merkwürdigerweise bei Lindemann wie bei Barthel. Mit dem letzten Herausgeber der Barthel'schen Literaturgeschichte theilt indeß Lindemann erfreulicherweise den zuerst von dem Herausgeber d. Bl. mit Consequenz verfochtenen Standpunkt, daß unsere Zeit keine Zeit der Epigonen ist, ein Standpunkt, der jetzt in den weitesten Kreisen Geltung gewinnt. „Wir können", sagt Lindemann, „dieser Auffassung (daß sich unsere Literatur auf dem Wege des Verfalls bewege), die aus einer voreiligen Gleichstellung mit dem gesunkenen Griechenthum, aus classisch-pedantischen Grillen und übertriebener Vorliebe für vergangene Zeiten hervorgegangen ist, nicht zustimmen. Zwar gestehen wir gern, daß unsere modernen Dramatiker in der Schule Lessing's und Schiller's, unsere Lyriker in der Schule eines Goethe gelernt haben und noch lange lernen könnten. Aber offen sprechen wir es aus, daß die neuere deutsche Dichtung im großen und ganzen an Ausbreitung und Tiefe des Gehalts, an Glanz und Fülle der Formen die Dichtung des vorigen Jahrhunderts überragt."

Ausländische Literatur.

Der unermüdlich thätige Professor de Gubernatis verspricht in dem unter seiner Leitung erscheinenden „Biographischen Wörterbuch zeitgenössischer Autoren" („Dizionario Biografico degli scrittori contemporanei, diretto da Angelo de Gubernatis", Florenz, Le Monnier, 1879) eine Art internationaler Vereinigung der Schriftsteller der Gegenwart zu geben. Besonders anerkennenswerth ist ein derartiges Unternehmen gerade in Italien, das eifrig bestrebt ist, an der geistigen Bewegung von neuem seinen vollen Antheil zu nehmen, und das in einem solchen Werke, welches gleichsam die Summe der Träger der geistigen Thätigkeit der Zeit zieht, einen kleinen Ueberblick erhält über diese Thätigkeit und die Betheiligung der verschiedenen Nationen an derselben. Das Princip der Anlage ist etwas verschieden von dem ähnlicher Lexika; es beschäftigt sich nicht mit den Männern der Zeit im allgemeinen, mit allen, welche sich in irgendeiner Art thätig oder schöpferisch hervorgethan, sondern nur mit einem bestimmten Theil dieser Männer, mit den Schriftstellern, die sich auf einem der mannichfachen Gebiete des geistigen Lebens bethätigt haben. Trotz dieser Beschränkung ist die Zahl der genannten und noch zu nennenden eine sehr große. Nach dem Inhalte der beiden Hefte, welche bisjetzt von der auf zwölf Hefte berechneten Arbeit vorliegen, läßt sich auf die zweckmäßige Anordnung des Ganzen schließen. Es ist Gubernatis gelungen, tüchtige Mitarbeiter für die nichtitalienischen Länder zu gewinnen, und so darf man hoffen, auch das Ausland in würdiger Weise vertreten zu sehen. Nur natürlich ist es freilich, daß dem Inlande in einem derartigen Werke ein hervorragender Platz gegönnt wird, und freuen wir uns, auf diese Weise ein recht vollständiges Verzeichniß der strebsamen italienischen Schriftstellerwelt, ihres Wirkens und Lebens zu erhalten. Von dieser selbstverständlichen und sogar erwünschten Bevorzugung abgesehen, möchten wir dem Ganzen eine etwas einheitlichere Haltung empfehlen, als die bisherigen Hefte zeigen. Ein derartiges Nachschlagewerk ist hauptsächlich auf Nichtwissende berechnet, die darin nähere Belehrung über diesen oder jenen Namen suchen. In Rücksicht darauf wäre eine gleichartigere Behandlung erwünscht. Wenn es bei einigen der Erwähnten nicht überflüssig scheint, von ihrer äußern Erscheinung zu sprechen, ja „die weiße Wäsche" (S. 98, Barbieri) zu erwähnen, die sie tragen, vermißt man dagegen bei andern sogar die Angabe von Thatsachen, auf welche bedeutende Männer selbst Werth legen. Wenn bei einem Gelehrten rühmend hervorgehoben wird, daß er Mitglied dieser oder jener Akademie oder gelehrten Gesellschaft ist, muß der Nichtwissende daraus schließen, daß andere, bei denen dies nicht erwähnt wird, es nicht sind, was doch, wie wir wiederholt bemerkten, durchaus nicht immer zutrifft. Etwas seltsam berührt es auch, wenn den unbekanntesten Namen bisweilen der größte Raum gewidmet wird, wie z. B. einer französischen Dichterin, L. Ockamann, sechs und eine halbe Spalte nebst Porträt, während weltberühmte Männer sich mit zwei, höchstens drei Spalten begnügen müssen. Ein derartiges Lexikon sollte doch nur der Gradmesser, aber nicht der Ertheiler der Berühmtheit sein. Da de Gubernatis bittet, etwa bemerkte Lücken zu erwähnen, so erlauben wir uns ihn darauf aufmerksam zu machen, daß bei Aufzählung von About's Romanen der charakteristische „Le Fellah" vergessen worden. In der Liste deutscher Schriftsteller vermißten wir bei flüchtigem Durchblick Anzengruber; unter den Engländern Lady Baker. Die Beigabe der Porträts bei hervorragenden Größen ist eine glückliche Idee, wenn die Illustrationen gut ausfallen. Das Unternehmen verdient entschieden Anerkennung und Unterstützung.

Bibliographie.

Bothe und von Ebart, Geschichte des Ulanen-Regiments Kaiser Alexander von Rußland (1. Brandenburgisches) Nr. 3. 2ter Thl. Vom Jahre 1859—1879. Berlin, Mittler u. Sohn. 8. 3 M.

Brentano, F., Humoresken. 3ter u. 4ter Bd.: Kunterbunt. Fahrende Komödianten. Berlin, Luckhardt's Verlag. 8. à 1 M.

Bruiningck, H. Baron, Livländische Rückschau. Zur Abwehr gegen „Livländische Rückblicke". Riga, Schnakenburg. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Brunier, L., Ein edles Frauenbild. Julie Recamier. Volksausgabe. Preßburg, Heckenast's Nachfolger. 8. 4 M.

Hartmann, A., Neue Schweizer-Novellen. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Hettner, H., Italienische Studien. Zur Geschichte der Renaissance. Mit 7 Tafeln in Holzschnitt. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 9 M.

Hirt, H., Das musikalische Element in der deutschen Poesie. Ein Beitrag zur rechten Würdigung des gesprochenen Dichtwortes. Leipzig, Georgi. Gr. 8. 40 Pf.

Höfer, H., Gletscher- und Eiszeit-Studien. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 1 M.

Humoristen-Brevier. Herausgegeben von P. Gisbert unter Mitwirkung von G. v. Amyntor, A. W. Gellrich, C. Laßwitz ꝛc. 1stes Heft. Leipzig, A. Krüger. 8. 1 M.

Jahnssen, J., Zeit- und Lebensbilder. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 6 M.

Kelle, J., Glossar zu Otfrids Evangelienbuch. 1stes Heft. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Kremer, A. v., Ibn Chaldun und seine Culturgeschichte der islamischen Völker. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 90 Pf.

Küchling, H., Bis Morgen. Lustspiel. Osnabrück, Rackhorst. 8. 1 M. 50 Pf.

Lederer, S., Der spanische Cardinal Johann von Torquemada, sein Leben und seine Schriften. Gekrönte Preisschrift. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 3 M. 40 Pf.

Möstl, F., Ein Szegediner Hexenproceß. Culturhistorische Studie. Graz, Leykam-Josefsthal. 8. 60 Pf.

Mühler, H. v., Gedichte. 2., von dem verewigten Verfasser selbst geordnete, verm. u. verb. Aufl. Mit Portrait. Jena, Costenoble. Gr. 8. 5 M.

Müller, W., und M. Beilhack, Für den Spessart. Ein Dichterbuch. Aschaffenburg, Wailandt. 1880. Gr. 8. 3 M.

Münich, W. v., Lustige Geschichten vom Rhein. Würzburg, Woerl's Separat-Conto. Gr. 16. 3 M.

Das Nibelungelied, übersetzt von L. Freytag. Berlin, Friedberg u. Mode. Gr. 8. 4 M.

Payn, J., Walter's Wort. Roman. Aus dem Englischen. Autorisirte Ausgabe. 3 Bde. Berlin, Janke. 1880. 8. 10 M.

Peters, C., Untersuchungen zur Geschichte des Friedens von Venedig. Berliner Preisschrift. Hannover, Hahn. Gr. 8. 4 M.

Roskowska, Marie v., Der böse Blick. Novelle. Leipzig, Schulze u. Comp. 8. 1 M.

Roth, F. W. E., Geschichte des römischen Königs Adolf I. von Nassau. Nach urkundlichen Quellenforschungen bearbeitet. Wiesbaden, Limbarth. Gr. 8. 8 M.

Sauerland, H. V., Abailard und Heloise. Eine historische Charakterstudie. Frankfurt, Mahlau u. Waldschmidt. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Werner, K., Die Psychologie, Erkenntniss- und Wissenschaftslehre des Roger Baco. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 1 M. 70 Pf.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Herausgegeben von F. v. Holtzendorff. 119tes Heft: Der Islam und die moderne Kultur. Ein Beitrag zur Lösung der orientalischen Frage. Von E. P. Goergens. Berlin, Habel. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 39. —— 25. September 1879.

Lyrisch-epische Dichtungen.

1. Holzwegtraum. Ein Sommernachtsgedicht von Wilhelm Jensen. Stuttgart, Hallberger. 1879. 16. 3 M.

Wilhelm Jensen ist ein Dichter, den die Poeten der Romantischen Schule gern als Genossen aufgenommen haben würden: denn jene „mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn befangen hält", durchleuchtet mit ihrem Dämmerlicht seine Gedichte, besonders diejenigen, welche nicht darauf ausgehen, Fragen des modernen und socialen Lebens zu lösen. Freilich, die romantische Ironie, die mit allem und auch mit sich selber ihr Spiel treibt, ist ihm fremd, und selbst in seinem Elfenmärchen spiegelt sich, wenn auch nicht aufdringlich, sondern mehr mit traumhaftem Widerschein, eine sittliche Tendenz.

Jedenfalls gehört Jensen zu den Dichtern, die sich nicht in den ausgefahrenen Gleisen bewegen, sondern eigenartige Klänge anzuschlagen wissen. Sein „Holzwegtraum" ist ein Sommernachtsgedicht voll Waldduft; die Fäden der Handlung sind nur luftiges Spinngewebe; es ist selbstverständlich, daß sich bei einem solchen die Knoten der Motivirung nicht mit handgreiflicher Deutlichkeit schürzen lassen. Freilich liegt es in Jensen's Eigenart, auch in den größern Romanen verstandesmäßigen Motivirungen möglichst aus dem Wege zu gehen: er läßt uns immer viel errathen; bisweilen verschwimmt aber dadurch die Handlung in undeutlichen verdämmernden Umrissen.

Der Held des Gedichts ist ein junger armer Geiger, der die Tochter seiner Wirthin, Gela, liebt, aber, von der Mutter des Mädchens als dummer Junge tractirt, mit seiner Geige hinauswandert in die Fremde. Er spielt im stillen Wald und schläft ein. Da sieht er die Hochzeit der Elfenprinzessin mit an und erfährt, daß er durch sein Geigenspiel dieselbe aus einer feindlichen Gewalt befreit hat. Zum Dank weihten die Elfen und Blumengeister seine Saiten zu sanghaftem Klang:

> Kommt, ihr Träume, leichte Spinner,
> Webt des Waldes süße Wunder
> Um die holdberückte Stirn!

Hungrig schreitet am andern Morgen der Wandersmann weiter: er bettelt bei einem reichen Geizhals, der den Kettenhund auf ihn hetzen lassen will; doch die Zauberklänge der Geige rühren sein hartes Gemüth; er zieht den Spielmann an seinen Tisch und gibt ihm eine goldgefüllte Börse. Glücklicher als der Sänger Uhland's vermag der Geiger dann in der Hauptstadt durch den Elfenzauber seiner Geige das Herz eines tyrannischen Fürsten zu rühren, der ihn an den Hof zieht und mit Ehren überhäuft. In solchem äußern Glanz wirbt er nun um die Hand seiner Gela. Dann wandern sie hinaus; er will ihre Morgengabe ihr geben. Im Walde reißt er sich das glänzende Hofkleid ab; sie glaubt sich betrogen, einem Bettler preisgegeben: da rührt er seine alte Geige, schluchzend, lachend, „lockenflatternd, selig jubelnd" sinkt sie in die Arme des jungen Spielmanns und sie ziehen weiter in den Wald:

> Wo sie blieben, Lied und Liebe,
> Weiß das Vöglein nicht zu melden;
> Such' sie auf im Zauberwalde,
> Der dir ob den Dächern winket;
> Findest nicht du ihre Wegspur,
> Geh so lang, bis müd die Wimper
> An der fremden Blumenhalde
> Dir im Mondesweben einnickt,
> Und sie kommen und sie beugen
> Lächelnd sich auf deinen Traum!

Das Gedicht ist eine Verherrlichung der Poesie, allerdings der „traumverlorenen" romantischen Poesie, die sich in den Büschen verliert und nie ihr Auge aufschlägt im taghellen Sonnenschein der Geschichte. Daß Jensen indeß auch einer gedankenvollen modernen Poesie gerecht zu werden weiß, hat er oft genug bewiesen; seine Darstellungsweise indeß ist und bleibt auch hier romantisch.

Natürlich ist der Stoff für eine naiv-epische Darstellung nicht ausreichend: es bedarf jener Excurse und Parabasen, in denen der Dichter selbst hervortritt und die

bisweilen in barock-krausem Humor gehalten sind; es gemahnt dann oft, wie wenn der schrille Ton einer Baßgeige in das Mondnacht- und Liebesgeflüster der ersten Violine hineinkreische; so z. B. die Parabase bei Beginn des zweiten Abschnitts:

Sehr verschieden sind die Zeiten,
Sind die Völker, ihre Denkart,
Sitten, Sprache, Charaktere,
Doch gemeinsam allen Zeiten,
Jedem Volk und jeder Sprache
Ist's vermuthlich, daß ein Jüngling,
Dessen Herz für Liebe reif ist —
Reif und voll wie nur von Kernen
Voll im Herbst ist die Melone —
Nicht, von einem Blitz getroffen,
So zerschmettert steht, als wenn ihn —
Ach, im Beisein der Geliebten —
Ohne Aufwand aller Tragik,
Ohne Pathos und Ekstase
Kurz und schlicht das Prädicat trifft:
Er sei blos ein dummer Junge.
Dummer Junge! Ha, wie flammen
Blitze tödlich aus den Augen
Einer heldenhaften Jugend,
Wenn mit inn'ger Ueberzeugung
Ausgesprochen, ihrer einen,
Sei's im Tanzsaal oder Bierhaus
Oder sonst, dies kleine Wort trifft.
Lange hat er drauf gewartet
Und gewußt, er hab' ein Recht drauf;
Denn es schließt in seinen Klang ein
Stolz und Schimpf der Mannesehre,
Den nur Blut von ihr herabwäscht.
Höher leuchten auch die Wangen
Seiner gazeduftigen Tänz'rin,
Der im Cotillon er's flüstert,
Daß man einen dummen Jungen
Ihn geheißen, und sie steckt ihm
Glitzernd an die Brust den Orden
Sanct-Georg's, des Lindwurmtödters.
Aber er am andern Morgen
Wappnet sich zum heißen Schwertkampf,
Knüpft sich um den Hals die Binde,
Schnallt sich um den Leib den Koller,
Panzert sich den Arm mit Leder,
Deckt die Augen mit der Brille,
Drückt sich auf den Kopf die Mütze,
Und nun blitzt die gier'ge Klinge
Tödlich rasend, bis den Blutdurst
Sie gestillt im rothen Fleische,
Und der Kämpfer mit dem Schwamm sich
Stolz die Sickertropfen fortwischt,
Die den Makel von ihm tilgten.
Daß er noch nach vierzig Jahren,
Unter keimenden Geschlechtern
Auf die Narben deutend, ruhmvoll
Zeigen kann, mit wie viel Nadeln
Der beschimpften Mannesehre
Furchtlos er genug gethan.

Solche „dumme Jungen" reifen
Heldensamen für die Menschheit —
Aber ach, der junge Geiger
War kein Held. Sein „dummer Junge"
War ein ganz gewöhnlich, keinen
Stolz erhöh'nder dummer Junge
In des Wortes reinster Deutung.

Ebenso drollig barock ist die zweite Rede des Priesters der kleinen Elfen, der Braut und Bräutigam vor „dem Kelch der weißen Wasserrose" traut, in welcher er die Elfen auffordert, dem Menschenkind, das die Braut aus den Zähnen des Unholds errettet hat, Dank zu sagen:

Noch ein wenig hinkt sie mit dem
Linken Fuß, dran er sie packte,
Doch nach ärztlichem Ermessen
Lag kein Grund darin, die Trauung
Aufzuschieben, und es leidet
Auch die morgige Hochzeitsreise
Keine Aend'rung.

Zu diesen Parabasen gehört auch das Extrablatt über die Träume:

Sagt mir, plaudernde Trochäen,
Leichtbesohlte, fußgeschwinde
Läufer, sagt mir, was ein Traum ist!
Einer Welle silberweißer
Schaum, der in der Hand zerrinnet
Zu gemeinen Wassertropfen —?
Einer hämischen Morgana
Lockgebilde, die zur Wüste
Vor dem Fuße sich verwandeln —?
Eines Herzschlags süßes Klopfen,
Das vom Fieberdurst betrogen —?
Eine Perle, die sich aufbläht,
Weil das Muschelthier der Alp drückt —?
Duft der Blume, Schmelz des bunten
Falterflügels, die vorm Auge
Schillernd gaukeln und ein grauer,
Farblos ausgelöschter Staub sind,
Wenn die freudige Hand sie hascht —?

Sehr ausführlich ist die Parabase über die Mode, doch geistreich funkelnd mit manchem keck hervorblitzendem Strahl des Esprit.

Doch diese krausen Arabesken umrahmen nur die stimmungsvollen Bilder selbst: der Wald- und Elfenromantik mit ihrer Blumenpoesie sind doch einige neue kecke Lichter aufgesetzt, was bei dieser seit Shakspeare's Zeiten ausgebeuteten Domäne der Lyrik immerhin nicht häufig ist. Wie aber dem Dichter die rechten Worte und Töne entgegenquellen zu anschaulicher Darstellung, zeigt die Mansardenidylle, welche die Ouverture der kleinen Dichtung bildet:

In der Stadt, der dunkel-großen,
Hoch in kahler Dachmansarde
Saß ein Jüngling, fast ein Knab' noch,
Weltvergessen, freundeseinsam.
Spielend nickten goldig braune
Locken um sein fein Gesichtchen,
Wie ein Wedel, ihm die Trübniß
Von der jungen Stirn zu fächeln.
Doch er sah mit stummen Blicken
Trüb und glücklos in die Weite.
An des Auges langer Wimper
Hingen Thränen, daß es gleich schien
Einer blauen Genziane,
Drau der Thau im Frühwind zittert,
Und so schaut' es groß und traurig
In die leere Luft hinaus.
Morgenroth und Abendröthe
Hellten ihm die braunen Dächer,
Wenn der Tag begann und hinsank;
Immer gleiche Wellenrücken
Aufgereckter Ziegelsteine,
Kalt und schweigsam auch wie Steine.
Nun im Licht und nun im Schatten
Rechts hinüber lag der grämlich
Alte Giebel, lag zur Linken
Angeschwärzt der breite Schornstein,
Sahn sich an, als hielten Zwiesprach

Sie aus langverschollnen Tagen,
Doch in wunderlicher Sprache,
Unverständlich und unhörbar,
Daß es nichts dem Ohre frommte,
Wenn gespannt hinaus er horchte.
Aber was auch hätt's ihm frommen
Sollen, wenn er es verstanden,
Des zerborstenen Gemäuers
Brummend dumpfes Windsangmurren
Von vergangnen Sonnen einst'ger
Zeiten, von begrabenen Menschen,
Todtem Glück, verstummtem Herzleid —
Ihm, dem heut' der Herzschlag pochte,
Der des eignen Lebens Sehnsucht
In sich trug nach heutiger Sonne —
Ach, was sollte in des Mondlichts
Bleichem Weben ihm der todten
Steine geisterhaftes Raunen?

Nur hinüber weit gen Osten
Ob dem Rand des Ziegelmeeres,
Wenn ans Fenster der Mansarde
Einen Stuhl er trug und drauf noch
Hoch sich auf die Zehen streckte,
Dort vom Abendroth umflossen,
Einem Wolkenstreifen ähnelnd,
Lag ein Waldrand weit im Bogen,
Wie den Rand der Erde deckend.
Manchmal zuckten Blitze drüber,
Blaue Flammen, goldne Lichter;
Große Vögel, um des Kirchthurms
Zacken kreisend, spannten abends
Ihre Flügel dort hinüber,
Als ob Botschaft von des Thurmes
Goldnem Adler fort sie trügen;
Wolkenritter, helmbuschflatternd,
Stiegen auf vom Saum der Bäume,
Kämpften trotzig, stahlumfunkelt,
Bis die Nacht, mit schwarzem Schleier
Niederschwebend, die Besiegten
Und die Sieger stumm bedeckte.
Seufzend dann vom Thron des Stuhles
Stieg herab der junge Träumer;
Wie ein Zauberwald erschien ihm
Jener ferne Strich am Himmel,
Voll von märchenhaften Wundern,
Fremden Blumen, Bildern, Stimmen,
Die noch in den Schlaf ihm klangen,
Ihn umwanden und umwoben,
Bis im kahlen Stübchen einsam
Heut wie gestern er ins graue
Morgenlicht die Wimper hob.

Diese Probe zeigt zur Genüge, daß Jensen zu den dichterischen Talenten gehört, denen alles Todte Leben gewinnt und die selbst, wo sie mit dem Zauberstab an den Felsen schlagen, einen frischen Quell aus demselben hervorlocken. Namentlich liegt in seinen Adjectiven stets etwas Bezeichnendes, Stimmungsvolles; seine Wortcomposita haben bisweilen etwas Originelles, nie etwas Frivoles, und an neuen Bildern, welche die ästhetische Probe bestehen, fehlt es nicht im „Holzwegtraum". Freilich stoßen wir auch bisweilen auf einen alten Bekannten aus Jean Paul:

Mälig ging der Tag zur Neige,
Rückten lange Pappelschatten,
Gleiche Feierstunde kündend,
Ueber gelbe Zifferblätter
Regungsloser, sonnenmüder
Aehrenfelder.

Wer sich an den bisweilen in den lyrischen Märchenduft hineingreifenden barock-knorrigen Humor nicht stößt und sich auch in das romantisch Verschwimmende der Dichtung hineinzufinden weiß, wird das neue Werk des begabten Dichters mit großer Befriedigung durchlesen.

2. Die Feuerprobe der Liebe. Angioletta. Von Alfred Friedmann. Dritte Auflage. Wien, Wallishaußer. 1879. 8. 3 M.

Einen gänzlich andern Ton des Humors in epischer Dichtung schlägt in der „Feuerprobe der Liebe" ein junger österreichischer Dichter an. Bei Jensen hören wir den Märchenton der deutschen Romantik, bei Friedmann den behäbigen Ton des in epischer Breite sich ergehenden italienischen Humors, wie er in den breitergossenen Versen Ariosto's und Tasso's zu finden ist. Dieser Ton ist in Deutschland nicht neu: Paul Heyse hat ihn öfter angeschlagen auch Ernst Eckstein in seinen humoristischen Epen. Die Parabase, der Erguß der freien Reflexion mit ihren abschweifenden Arabesken, ist dieser Dichtweise wesentlich; in der Regel auch eine gewisse Gleichgültigkeit gegen den Stoff, der die Grundlage dieser in bunten Lichtern des Humors schimmernden strophischen Reimgebäude bildet.

Das komische Epos ist in seiner ursprünglichen Gestalt parodistisch; es ist aus einer Parodie der Epopöe hervorgegangen, die auch in manchen Aeußerlichkeiten travestirt wird. Zu diesen gehört besonders die Anrufung der Musen, die eins der nothwendigsten Stücke des epischen Hausinventars bildet. Friedmann läßt uns über die Dichter nicht in Zweifel, in deren Fußstapfen er treten will, gleich bei seiner Beschwörung der Musen:

Nun flüstre mir mit helikon'schem Hauche,
Anathmend sanft wie blaue Meereswellen,
Muse Kalliope, von altem Brauche!
Berausche mich an Pulci's Sangesquellen,
Am Duft von Berni's süßem Opferrauche.
An Lodovico's zauberischsten Stellen.
Führ' mich zurück zu den romant'schen Fluren,
Zu Rittern, Burgfräulein und Troubadouren.

Und noch einmal wiederholt sich diese Anrufung der Muse bei Beginn des fünften Gesangs:

Epische Muse, die du einst am Teiche
Gesehn hast den Froschmäusekrieg entbrennen,
In Flammen aufgehn fast Italiens Reiche,
Und nach geraubtem Wassereimer rennen:
Um einen Chorpult nächtlich tolle Streiche
Von Mönchen dann, und sich in Zähren trennen
Ein Rudel Nonnen von dem Papagai,
Führ' so mich, daß auch ich unsterblich sei!

Der Stoff, den Friedmann in seiner Dichtung behandelt, ist einer italienischen Novelle „Filiberto" des Matteo Bandello entlehnt: die Umdichtung romanischer Novellen in Reimstrophengedichte ist in neuer Zeit nicht weniger Mode, wie die Dramatisirung derselben zur Zeit Shakspeare's. Daß man indeß auch früher solche Novellen in epische Gedichte umschuf, beweisen einige „Canterbury Tales" von Chaucer und auch das Gedicht von Brooke „Romeo und Julia". Von neuen derartigen Erzeugnissen erinnern wir nur an Paul Heyse's „Braut von Cypern". Ganz denselben Stoff wie Friedmann's „Angioletta" behandelt Ernst Eckstein's Epos „Der Stumme von Sevilla".

Von der rein italienischen Novellistik ist auch die Rahmenerzählung hergenommen, welche die umgedichtete

Novelle umgibt: eine Meerfahrt von Freunden und Freundinnen an der englischen Küste, während welcher die Geschichte erzählt wird. Die Schlußdecoration bildet ein Sturm- und Unwetter, die Lebensgefahr eines Mädchens, Julietta, und ihre Rettung durch den Geliebten. Die Geschichte selbst hat ein abenteuerliches Motiv: Angiolina will ihrem Geliebten erst nachdem er drei Jahre hindurch stumm geblieben die Hand reichen. Er hält sich lange in einem Kloster auf, mit eifrigen Studien beschäftigt, kämpft dann unter König Karl VI. von Frankreich gegen die Engländer, wird als Held gefeiert; doch er bleibt stumm. Der König setzt dem Arzt, der den Kranken heilen würde, einen hohen Preis aus; bedroht aber dann, als Ambrogio von Aerzten überlaufen wird, jeden, der die Heilung versucht, dem sie aber nicht gelingt, mit der Todesstrafe. Angiolina, die längst schon Reue fühlt über die Strenge, mit der sie den Geliebten behandelt hat, läßt sich durch einen gemeinsamen Freund dazu bereden, als Arzt verkleidet nach Frankreich zu gehen und den Geliebten zu heilen; doch dieser, ihrer Laune gleichen Trotz entgegensetzend, verharrt bei seinem Schweigen und weiht sie so dem Tode, von dem er sie errettet, ehe der Henker das Beil erhebt, um ihr Haupt kurz vom Rumpfe zu trennen.

Wie in vielen dieser italienischen Novellen und der auf sie gebauten altbritischen Dramen hat die Handlung etwas Paradoxes; sie ist ein Capriccio, welches die Phantasie des Dichters zu nicht minder capriciösen Arabesken der umrahmenden Reflexion anregt. Die Handlung selbst gewinnt nur aus dem Widerspiel Interesse, in welches die Caprice der Liebenden zu derjenigen des Geliebten tritt, obwol man trotz des drohenden Henkerschwerts an eine tragische Lösung nicht glauben will, sondern immer nur den Eindruck erhält, den die Tragikomödie hervorruft. Gleichwol sind es diese Stellen, in denen der Stoff selbst gleichsam das dichterische Talent zum Verweilen einladet, zu innerer Einkehr nach den graziösen Abschweifungen in allen erdenklichen Ideenassociationen, und in der That sind es diese Gesänge: „Die neue Portia" und „Verlorene Liebesmüh", in welchen der Inhalt und die Form am einheitlichsten verschmolzen sind und es dem Dichter auch gelungen ist, an dem psychologischen Wagniß selbst Antheil zu erwecken.

Alfred Friedmann ist ohne Frage ein Dichter von Talent, der dasselbe besonders an der Poesie der Ritter- und der Renaissancezeit gebildet hat, eine große Stofffülle an Bildern und Fabeln aus dieser Zeit beherrscht, natürlich aber frei von romantischer Don-Quixoterie als moderner Poet mit der Ironie des Ariosto über dieser bunten Welt und ihren in phosphorescirenden Zickzacklinien sich bewegenden Abenteuern schwebt. Diese Ironie schließt nicht wie die Heine'sche mit einer Dissonanz, aber sie ruft dadurch die Wirkung des Barocken hervor, daß sie an eine Reihe ernster Bilder ein komisches Bild hängt, welches auf die erstern ein parodistisches Licht wirft. Hin und wieder finden sich indeß in dem Gedicht auch Strophen, die ein warmes italienisches Colorit athmen und selbstgenugsamer dichterischer Schönheit dienen, nur hier und dort durch einen barocken Reim an den spielenden Grundton des Ganzen erinnernd:

Wie zart die Winde in die Wipfel greifen!
Und länger, schlanker werden schon die Schatten;
Tief im Südwesten dämmerblaue Streifen
Verschwimmen mit der Hügel grünen Matten.
Wie in Sorrent die Glutorangen reifen,
Blühn Wolken auf in Farben, rothen, satten;
Durchbrochen werden nur die Flammenlinien
Von dunklen Armen hochgewachsner Pinien.

Die Hügel rauchen, und der Dom der Stadt
Glüht in der Sonne Scheidegruß; es brechen (?)
Die Pfeile, die sie hingesendet hat,
An seinen wunderbaren Marmorflächen
Und sinken glänzend, doch schon müd' und matt,
Vergoldend alles, ohne doch zu stechen.
Das Arnothal erscheint im schönsten Goldton,
Und aus den Pappeln klagt's im süßen Mollton.

Die Ulmen rauschen oben, in den Tiefen
Schlingt sich die Rebe hin in Prachtgewinden.
Die Feigen duften, unter den Oliven
Weilt nur der Hirt, sein Mädchen dort zu finden.
Die Nachtigallen, die am Mittag schliefen,
Beginnen jetzt, der Liebe Lied zu künden;
Ein Fenster Fiesoles blinkt glutumstrahlt,
Wo jetzt vielleicht ein frommer Künstler malt.

Ebenso ist eine oder die andere Stanze Trägerin eines abgeschlossenen, harmonisch ausgeführten Gedankens:

O Proteus' Liebe, Mutter aller Dinge,
Urform, Urkraft, Urquell von Urbeginn,
Den Weltraum fassest du im Riesenringe,
Gibst jeglichem Bedeutung erst und Sinn.
Zur Himmelslust trägt deine Seraphschwinge,
Du schleuderst zu der Hölle Flammen hin;
Du bist Gestaltung und bist Ungestaltung,
Der Wesen Tod, Geburt, sowie Erhaltung!

Hin und wieder erscheinen uns die Gedankensprünge dieser Causerie in Ottave rime etwas gesucht und bizarr; auch sind nicht alle Bilder stichhaltig, selbst wenn man die Licenzen des Barockgeschmacks in Anrechnung bringt; im ganzen aber wird man der beweglichen Phantasie und der meist graziösen Einkleidung, die sie selbst ihren gewagtern Ergüssen gibt, mit Antheil folgen.

Die Ottave rime sind nicht diejenigen Wieland's im „Oberon", es sind diejenigen Tasso's und Ariosto's mit dem Reigen der dreifach geschürzten Reime. Die Parodie muß die Strenge der ursprünglichen Form wahren, doch dabei sie gleichsam innerlich auflösen. Sie lockert nicht die ceremoniösen Tanzfiguren, aber sie schneidet Gesichter dabei. Die Reime sind nicht voll, nicht harmonisch austönend; sie lieben das Fremdwort:

Der Damen Wünsche waren oft phantastisch,
Der Ritter Herzen waren oft betrübt,
Der Ritter Schwüre waren oft bombastisch —
Doch wer ein Ritter war, der war verliebt,
Und „Liebesritter" galt für pleonastisch.
Die Liebeskunst ward täglich eingeübt,
Bestand in Jagen, Reiten und Tournieren,
Ein Band gewinnen, und den Kopf verlieren.

Oder sie sind absichtlich unrein in Vocalen und Consonanten wie die gleitenden Reime der folgenden Strophe:

Es hört ihr Karl das Tiefbetrübende
Und schwört ihr zu: „Es wird sich alles ändern!"
Nur einmal noch will sich der Liebende
Die Augen mit der Wollust Farben rändern.

Dann steigt zu Pferde Karl der Siebente,
Um zu gewinnen ein'ge von den Ländern,
Darauf der britt'sche Löwe sitzt. Da führt
Man ihm ein Mägdlein zu, in Stahl geschnürt.

Oder es sind, mit absichtlicher Versündigung gegen die Regel, nichtssagende Wörter in den Reim gesetzt:

Dem Herrn ist alles recht. Der Herr gewährt;
Doch Agnes sieht schon um den blanken Hals
Ein rothes Fädchen, sieht ein blankes Schwert
In jedem Traume, und es ist ihr, als
Ob in die eigne Brust der Stahl ihr fährt.
Doch denkt sie Mittel wohl zu finden, falls
Das zarte Haupt verfallen dem Schaffot: —
Ein liebend Weib kann fast so viel als Gott!

Einzelne kleinere Lieder sind wie Medaillons in den epischen Fries gereiht, z. B. das stimmungsvolle Gedicht:

Morgen.

Die Luft ist kühl, der Morgen klar,
Die Welle ist kaum mit Schaum geschmückt,
Der Frühwind spielt in deinem Haar,
So blond wie Korn, Julietta!

Wie Einer, der nicht sterben kann,
Weil noch ihn ein schwer Geheimniß drückt,
Das nicht ins Ohr der Menschen rann,
Ist der Poet, Julietta!

Bis freudig du vernommen hast,
Wie sehr mich die Lieb' zu dir beglückt,
Bin ich der Erde dunkler Gast,
Des Himmels dann, Julietta!

Das zweite Gedicht, welches das Bändchen enthält: „Angioletta", ist eine stoffarme italienische Liebesgeschichte, in welcher das venetianische Colorit am meisten unsern Antheil fesselt. Leider ist die Behandlungsweise, trotz einzelner schöner Gedichte, zu fragmentarisch und stillos; denn der Stil schwankt zwischen den größten Gegensätzen, zwischen Platen und Heine, hin und her. Im Stil der Platen'schen venetianischen Sonette ist das folgende:

Vom Campanile schau' ich auf dich nieder,
Die Sonne weilt noch über grünem Meer,
Die Gondel fährt geräuschlos drüber her,
Die weiße Taube flattert hin und wieder.

Das Mädchen drunten lüftet jetzt das Mieder,
Die Luft ist glühend noch, der Kopf ihr schwer;
Noch ausgestorben ist der Platz und leer,
Bald kommt der Abendwind und singt ihr Lieder.

Ich aber steh' hoch oben in der Nacht
Und träume von der hingesunknen Pracht
Des Tages — und der vielen, vielen Jahre!

Da liegt, den Sternenkranz ums kalte Haupt,
Mit Lorber der Vergangenheit belaubt,
Venedig auf dem Meer, der schwanken Bahre!

Gleich das folgende Gedicht, eine venetianische Geschichtsklitterung in nuce, hat eine durchaus heinisirende Schlußwendung:

Sag', wo sind sie hingegangen,
All die Männer stolzen Ringens,
All die Blätter deines Kranzes,
Meerdurchfurchte Dogenstadt?

Ausgestorben die Paläste,
Unbesetzt der Thron der Dogen;
Nur der Fremdling schaut verwundert
Bild an Bild im öden Saal,

Läßt sich deine Pracht erzählen
Von Bellin und Tintoretto,
Und in Erz von Sansovino —
Und der Wandrer starrt und staunt.

Nächtlich aber sieht er schweben
Frau'ngestalten auf Lagunen;
Lange schwarze Schleier wallen
Den erwachten Geistern nach.

Drunter quillt der Locken Fülle
Roth und golden, wie sie Palma
Vecchio und Paris Bordone
Nach der Liebsten Bild gemalt.

Und die Foscari besprechen
Sich beim leisen Meergeflüster
Mit dem Weib des grauen Dogen
Und ihm selbst, Marin Falier.

Plötzlich schlägt es Eins vom Thurme,
Und er nimmt das abgeschlagne
Lebensmüde Haupt vom Rumpfe,
Und legt nieder sich ins Grab!

So ist die Form in diesen Gedichten abwechselnd schön gemeißelt und wiederum salop: für eine kurze poetische Erzählung erscheint diese widerspruchsvolle Behandlung wenig geeignet. Es liegt eine Genialitätssucht darin: wir meinen indeß, daß das Talent des Dichters, das uns in diesem Bändchen anmuthend entgegentritt, sich nicht zu forciren braucht.

Rudolf von Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Geschichtliche Schriften.

1. Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert und W. von Giesebrecht. Ergänzungslieferung: Geschichte der Niederlande. Von K. Th. Wenzelburger. Erster Band. Gotha, F. A. Perthes. 1879. Gr. 8. 15 M.

Die Geschichte der Niederlande war bisher besonders bekannt durch das Werk des verdienstvollen amsterdamer Professors van Kampen; doch war dasselbe mit der Zeit veraltet, und der in der holländischen Geschichte sehr bewanderte Wenzelburger erhielt von Perthes den Auftrag, für die „Geschichte der europäischen Staaten" eine Neubearbeitung obigen Buchs zu liefern. Statt dessen aber schuf er einen Neubau, der in seinen kräftigen Fundamenten die Garantie der Dauer trägt und durch seine schöne Architektur das Auge fesselt. Das neue Werk ist weit größer angelegt und widmet besondere Aufmerksamkeit der Culturgeschichte; es schildert ebenso die Geschicke Belgiens wie Hollands und wird den einzelnen Provinzen der heutigen Niederlande gleichmäßig gerecht. Während Wenzelburger zu diesem Bande keine Quellenstudien machte, benutzte er die erschlossenen Quellen ebenso gewissenhaft wie glücklich; besonders rühmt er die ungemeine Wichtigkeit des von dem hochverdienten und durch seine Gefälligkeit mir persönlich werthen Reichsarchivars Mynheer van den Bergh herausgegebenen Werks „Oorkondenboek van Holland en Zeeland".

Nach einem kurzen Ueberblick über die älteste Zeit der Niederlande schildert Wenzelburger die fränkische Periode, zeigt in abgerundeter und prägnanter Form die Einwirkungen des Lehnswesens und hebt sowol die Staaten und Völker assimilirende Kraft des Christenthums als auch seine Bedeutung für politische Machtzwecke hervor, welche die Karolinger als Hausmaier wie als Könige wohl begriffen haben. Durch die Einverleibung in das Frankenreich wurde in den Niederlanden der Grund zu geordneten gesellschaftlichen Zuständen gelegt. Mit sicherm Griffel entwirft Wenzelburger ein geographisches Bild der Niederlande und der Veränderungen, welche ihre Geographie während der Jahrhunderte zumeist durch das Meer erfuhr.

Das zweite Buch des ersten Bandes ist der Geschichte der Grafen von Holland aus den Häusern Holland, Hennegau und Wittelsbach gewidmet. Bei Floris I. widerlegt der Verfasser auf Grund neuer Publicationen die Erzählung, der Graf sei von einem Edeln ermordet worden, und zeigt, daß ihn, als er nach dem Siege von Nederhemert unter einem Baume schlief, flüchtige Feinde niederstießen. Bei Floris V. zeigt er, daß das wichtigste Moment seiner Regierung die Hebung des Bürgerstandes, der Schutz von dessen Gerechtsamen und die Demüthigung des Adels war. Der Adel, der den ausgezeichneten Fürsten stürzte, fiel nach wenigen Jahrhunderten selbst kraftlos zusammen; die von Floris begünstigten und gehobenen Städte aber blühten mächtig empor, was im einzelnen ganz vortrefflich vom Autor entwickelt wird. Fünf Generationen hindurch zerrissen die Parteizwiste und -Kriege der Hoek'schen und Kabeljau'schen das wohlhabende Land; im Grunde ringen in diesen Städte und alter Adel um die erste Rolle; Fortschritt und Conservativismus bekämpfen sich aufs Blut. In Flandern und Brabant tobte ganz derselbe Kampf zwischen Städten und Adel, wenn auch die Verhältnisse sehr verschieden von denen in Holland waren, und auf dem Hintergrunde des hundertjährigen englisch-französischen Ringkampfes hebt sich die gewaltige Erscheinung Jakob van Artevelde's glänzend ab. Mit der liebenswürdigen und unglücklichen Jakobäa von Baiern, der noch heute populären Jacoba van Beyeren, trat Holland im Anfange des 15. Jahrhunderts in Westeuropa in den Vordergrund, indem der Besitz der Niederlande eine ganz Europa interessirende Frage war. Die Hoek'sche Partei unter Jacoba führte einen furchtbaren Kampf mit den Kabeljaus unter Johann von Baiern; sie schloß sich 1421 an England an, welches sich in den Niederlanden festzusetzen wünschte. Aber Philipp von Burgund riß ihre Lande an sich; zu Burgund und Flandern erwarb er Brabant und 1433 Hennegau und Friesland, Holland und Seeland. Die burgundische Herrschaft in den Niederlanden, mit Blut befestigt, blieb eigentlich eine Fremdherrschaft und eine auf Unterdrückung städtischer Freiheiten gegründete Tyrannis; aber bei der ungemeinen Prachtliebe der Herzoge blühten Künste und Wissenschaften üppig empor; die südlichen Niederlande wurden unter ihnen völlig „französirt", woraus Wenzelburger ihr späteres Verhalten im Kampfe gegen Spanien erklärt. Neben dem Absolutismus entwickelte sich in der burgundischen Periode auch eine ihn neutralisirende repräsentative Macht, die Generalstaaten, 1464 zum ersten male berufen.

Durch die Heirath der Erbin Karl's des Kühnen, Maria, mit dem Erzherzog Maximilian fielen 1477 die Niederlande an das Haus Habsburg, dem freilich Ludwig XI. von Frankreich nach besten Kräften hinderlich war, indem er die Vlamen zu Werkzeugen seiner Intriguen machte. Erst 1493 kam es zum friedlichen Besitze, und Karl V. vereinigte, was die Burgunder schon erstrebt hatten, mit der Zeit die ganzen Niederlande unter seiner Herrschaft; durch die Stärkung der landesherrlichen Autorität suchte er die Staatseinheit zu fördern und achtete es für minder wichtig, daß der Wohlstand der Niederlande, der unter Karl dem Kühnen den Höhepunkt erreicht, zeitweilig zurückging.

Im vierten Buche gibt Wenzelburger die Geschichte von Geldern, Friesland und Gröningen, und im fünften die von Utrecht bis zur Vereinigung dieser Gebiete mit den Landen Karl's V. Aus dem damaligen kirchlichen Leben der Niederlande hebt er die besonders auf Deutschland mächtig einwirkenden „Brüder des gemeinen Lebens" hervor, die sich um Geert Groote aus Deventer scharten, jene Mystiker, die den rohen Menschen durch humanistische Studien läutern wollten und der Reformation vorarbeiteten, Feinde der Bettelmönche und der reichen Klöster waren; überall entstanden ihre Schulen in den Niederlanden und in Deutschland; die bedeutendste war zu Zwoll; sie begeisterten die Schüler für den pädagogisch-wissenschaftlichen Beruf. Auch in den Niederlanden empfand man seit lange die Fäulniß der alten Kirche; reformatorische Versuche misglückten, von derselben gewaltsam unterdrückt; der Zweifel aber nahm überhand, und endlich mußte das Licht der Wahrheit durchdringen.

Während Karl V. in Spanien ewig ein Fremdling blieb, liebten ihn die Niederlande, aus denen er die finanziellen Mittel zu seinen Unternehmungen in erster Linie zog; Gent's Macht aber brach er in blutiger Strenge. Unter ihm traten alle niederländischen Gebiete 1548 als burgundischer Kreis in den Reichsverband, und durch die Pragmatische Sanction von 1549 erlangte Karl die Nachfolge seines Sohnes Philipp in allen niederländischen Staaten. Als Hauptgrund von Karl's Thronentsagung 1556 bezeichnet Wenzelburger dessen leidende Gesundheit, nicht aber die Miserfolge der letzten Zeit. Mit tiefer Rührung sahen die Niederländer „Karel den Vijfde" scheiden, ebenso die bedeutendste Prinzessin seines Hauses, die Statthalterin Maria, und es begann die blutbefleckte tyrannische Regierung Philipp's II., die uns der zweite Band des vortrefflichen Werks schildern wird.

Bald nach jenem denkwürdigen Tage, da Luther mit seinen 95 Thesen den Weg der Reformation betrat, zeigte sich der Einfluß dieses Acts auf die Niederlande. Das Volk wandte sich von einer Kirche, die es nicht mehr befriedigte, aus innerlichem Impulse ab — politische und sociale Einwirkungen waren noch nicht vorhanden. Der Humanismus knüpfte sich in den Niederlanden an Erasmus von Rotterdam, und die Humanisten wurden bald die Prediger der religiösen Bewegung. Die unter dem Volke verbreiteten Bücher richteten sich meistens gegen den Ablaßhandel und ähnliche Sünden der Mutterkirche, und die Bibel machte ihren Weg durch das Volk. Auch viele Geistliche schlossen sich der neuen Richtung an, besonders

in Gröningen; in Dordrecht wurde die Reformation 1518 unterdrückt, dennoch brach sie sich immer weiter Bahn in den Niederlanden, und Antwerpen wurde eine ihrer Hauptburgen. Das Schicksal wollte, daß Deutschlands Kaiser damals ein bigoter Spanier war, der für das geistige Ringen und Streben der Reformation kein Verständniß besaß und mit Gewaltmaßregeln gegen sie vorging, anstatt sie für den Staat nutzbar zu machen. In den Niederlanden wurde aufs strengste gegen die Ketzer eingeschritten; Hinrichtungen und Strafen jeder Art trafen sie. Ende der zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts war die Reformation in den Niederlanden nahezu erstickt, denn ihre Anhänger scheuten das Tageslicht. Aus dem versteckten innern Geistesleben aber erwuchs die verzehrende und staatsgefährliche Richtung der Wiedertäufer, die aus den Sakramentisten hervorgingen und in Amsterdam seit 1525 ihr Wesen trieben. Durch Verfolgungen wuchsen sie an, und seit 1535 finden sich unter ihnen die „Nacktläufer". Der Staat verfolgte die Wiedertäufer und Nacktläufer auf das strengste, aber erst ihre Niederlage in Münster lenkte die erstern auf die friedliche Bahn, die sie dann als Mennoniten gewandelt sind.

Unter Karl V. blühte der Handel der Niederlande; Antwerpen und Amsterdam waren seine glänzenden Metropolen; neben ihnen standen Dordrecht, Middelburg, Zierikzee, Deventer, Gröningen und Naarden. Der Ackerbau wurde eifrig gepflegt, und die Industrie rechtfertigte nach wie vor den Ruf, dessen sie seit den Tagen des Hauses Burgund genoß. In den Niederlanden war wirklich das Indien der spanischen Dynastie.

Mit großem Interesse sehe ich dem zweiten Bande von Wenzelburger's inhaltreichem Werke entgegen.

2. Geschichte des oberlausitzer Adels und seiner Güter vom 13. bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Von Hermann Knothe. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1879. Gr. 8. 14 M.

Das Unternehmen Knothe's, eine Geschichte des Adels der Oberlausitz zu schreiben, ist ein eigenartiges und ohne Vorgang. Der 1719 von Carpzov verfaßte „Grundriß zu einer vollkommenen Adelshistorie der Markgrafschaft Oberlausitz" ist bei aller Trefflichkeit doch gründlich veraltet und gibt überdies nur die Geschichte von acht zu seinen Zeiten hervorragenden Geschlechtern. Knothe hat auf Grund langjähriger Studien und archivalischer Forschungen dem Adel der Oberlausitz einen wahren Ehrentempel errichtet. Das ungeheuere Material zwang ihn dazu, das Ende des 16. Jahrhunderts als Schlußstein dieses Tempels einzufügen und solche Adelsfamilien, die erst nach der Mitte des 16. Jahrhunderts ihre Stätte in der Oberlausitz aufschlugen, von demselben auszuschließen. Hingegen behandelt er alle Geschlechter, welche im obigen Zeitraum in der Oberlausitz ansässig waren, und läßt nur solche beiseite, die vorübergehend auftraten. Er beseitigt aus den Genealogien alles Trügerische und Erlogene und weist den Familien nur die Ahnen nach, die wirklich und urkundlich existirt haben. Auf das sorgfältigste sind die Landgüter der einzelnen Familien ermittelt und von jedem Orte in der Oberlausitz die Gutsherren in der Reihenfolge gegeben, sodaß die dritte Abtheilung des Buchs eine historische Geographie des Landes zu nennen ist. Gegen zweihundert Familien werden behandelt. Weit entfernt aber, eine dürre Genealogie bieten zu wollen, zeigt der Verfasser, wie der Adel der Markgrafschaft in ganz eigenthümlichen politischen, kirchlichen und socialen Verhältnissen sich bewegte, wie er „lebte und strebte, stritt und litt". Denn gerade der oberlausitzer Adel hat ein individuelles Leben geführt, und seine Geschichte ist ein wichtiger Beitrag zur politischen wie zur Rechts-, Verfassungs- und Culturgeschichte der Oberlausitz und des Deutschen Reichs.

Auch nach der Occupation der Oberlausitz durch die Deutschen (Ende des 10. Jahrhunderts) gab es unter den unterworfenen Milzenern einen Adel slawischer Nationalität, aber rasch germanisirte er sich und ging in dem deutschen Adel auf. Die Adelsnamen wurden meistens von den Orten entnommen, aus denen die Familien stammten; erst seit Ende des 14. Jahrhunderts stehen Adelsnamen im ganzen fest; bis dahin herrschen die Bezeichnungen nach Orten und Gütern vor, welche sehr oft zu Verwechselungen Anlaß geben. Die weit größere Mehrzahl der Geschlechter war seit dem 10. Jahrhundert schon deutscher Nationalität. Meistens waren es meißener und osterländische Ritter, die mit Ekkard von Meißen erobernd ins Land gekommen; hierzu kamen in der Folge, weil die Oberlausitz oft den Lehnsherrn wechselte, böhmische, brandenburgische und schlesische nebst niederlausitzischen Zuzüglern, und der Adel wurde somit bunt gemischt, wie auch Bürgerthum und Bauernstand der Oberlausitz. Der ganze Adel war in der Oberlausitz von Anfang an Lehnadel, hatte sein Gut aus Fürstenhand und besaß kein altes Erbe; sämmtliche Lehngüter waren feuda data. Da ein fürstlicher Hofhalt im Lande fehlte, gab es keinen besondern Dienstadel; denn abgesehen von der Zeit des Herzogs Johann von Görlitz (gest. 1396), residirte nie ein Landesherr dauernd in der Oberlausitz. Die Beamten des fern lebenden Herrn hingegen, die theilweise adelich waren, verblieben oft durch Erwerb von Land auf die Dauer in der Markgrafschaft. Wer von den Ritterbürtigen die Ritterwürde nicht erwarb, hieß Knecht (das englische knight) oder Knappe; wer sie als persönliche Würde erwarb, Ritter und Herr. Der Unterschied von höherm und niederm Adel beruhte in der Oberlausitz einzig auf dem Umfange der Lehngüter. Den Besitzern großer Complexe (Herrschaften) stand außer der niedern Gerichtsbarkeit, deren sich auch die Besitzer kleiner Lehngüter erfreuten, die obere zu; sie waren für sich und ihre Herrschaften befreit von den landesherrlichen Steuern; ihre obere Gerichtsbarkeit erstreckte sich selbst auf ihre ritterlichen Vasallen, und so erklären sich Hofgerichte für verschiedene Herrschaften. Diese viri nobiles bedienten sich in Urkunden des „Wir", ja des „Wir von Gottes Gnaden"; der Freiherrntitel aber kam erst Ende des 16. Jahrhunderts gelegentlich an eine dieser ganz als Freiherren lebenden Familien. Oft erwarben Bürger Landgüter mit gleichen Rechten und Pflichten wie der Adel, ohne dabei aufzuhören, Bürger in ihrer Stadt zu sein, ja manche dieser Familien führten später das adeliche „Von". Seit dem zweiten Drittel des 15. Jahrhunderts wurden in der Oberlausitz Wappenbriefe und Adelsdiplome verliehen; aus dieser Zeit rührt das adeliche Patriciat in Görlitz, Zittau u. s. w., das aber fast nie das „Von" anwendet. Alle diese Adelsgruppen faßte man im Gegen-

satze zu den Städten als „Landschaft“ zusammen, eine Bezeichnung, die sonst auch oft von den bürgerlichen Gutsbesitzern gebraucht wird. Sie standen als Landschaft oder Land den Städten gegenüber; seit Ende des 15. Jahrhunderts zählten zu erstern noch die geistlichen Stifter. Trotz adelicher Versuche blieb in der Oberlausitz das Zweiständesystem bestehen, es gab nur „Land und Städte“.

Der Autor schildert nun in gediegenster Weise das Verhältniß des Adels zu dem fernen Landesherrn, zu der Kirche und zu den Städten. Der Adel war fromm, stiftete Schenkungen an die Kirchen, gründete sogar mehrere Klöster, ließ jüngere Söhne Geistliche werden, und die Stifter kamen zu bedeutendem Grundbesitz. Heldenhaft stand der Adel den Hussiten entgegen, er war bis 1509 streng katholisch. Gegen die Reformation verhielt er sich länger als die Städte abwartend, aber allmählich neigte er sich ihr zu. Hochinteressant ist das Kapitel von der Cultur. Es fehlte dem oberlausitzer Adel im Mittelalter an aller Romantik; er lebte dürftig, poesielos und ohne verfeinerten Lebensgenuß; nie ragten viele Burgen im Lande empor, und infolge seiner Miswirthschaft war der Adel verarmt, als die Städte sich hoben, die ihm so verhaßte Feinde waren; neben dem verarmten alten Geburtsadel entstand ein reicher Bürgerstand. Thatendurst und Armuth führten stets viele Adeliche in fremden Dienst, um sich im Kriege aufzuschwingen. Der Adel war durchweg ungebildet; Lesen und Schreiben waren ihm meistens verborgene Künste. Sehr wenige Adeliche besuchten Universitäten, das Bürgerthum war geistig weit strebsamer. Für Kunst war so gut wie kein Sinn vorhanden, und entsetzlich war der Mangel an Gemüths- und Herzensbildung: in Rauferei, Völlerei und Wollust wurde Unglaubliches geleistet, ja Betrug und Diebstahl schändeten wiederholt den Adelsschild.

Knothe gibt nun die Geschichte von zweihundertundzwei Adelsfamilien; dann folgen die großen Herrschaften, die Weichbilde der Städte Buddissin (Bautzen), Löbau, Görlitz, Lauban und Zittau und die bischöflich meißenschen Besitzungen in der Oberlausitz. Ein Namen- und Sachregister des Werks erleichtert das Nachschlagen. Dasselbe ist äußerst anregend geschrieben und durchaus nicht blos für die Standesgenossen des oberlausitzer Adels und diesen selbst, sondern überhaupt für die Adels- und Culturgeschichte von großem Werth.

Arthur Kleinschmidt.

Neue Schriften zur Literatur des Theaters.

(Beschluß aus Nr. 38.)

Abseits von den großen Stationen der Schauspielkunst, von den Hof- und ersten Stadttheatern, in eine dem bessern Publikum fast ausschließlich unbekannte, darum aber doch nicht uninteressante Tiefenregion schauspielerischen Vegetirens führen zwei Schriften, die das für viele Leser wenigstens große Verdienst haben, von der ersten bis zur letzten Seite zu unterhalten. Die eine

9. Streifzüge eines deutschen Komödianten. Erlebnisse aus dem kleinen Bühnenleben von Aloys Wohlmuth. Mit 9 Illustrationen von Eduard Grützner und einem Vorworte von Eduard Hanslick. Leipzig, Barth. 1878. 8. 2 M. 80 Pf.

thut dies unter Beimischung eines schneidigen Elements, die andere

10. Ernst und Humor in Poesie und Prosa. Gedichte und Erzählungen von Louis Nötel. Zürich, Schmidt. 1879. Gr. 16. 3 M.

in harmloser, die Lachmuskeln fast ununterbrochen anregender Weise. Beide sind mehr oder weniger die Autobiographien der Verfasser, beide, obgleich sie zunächst auf den unterhaltungsbedürftigen Leser speculiren, auch keinerlei wichtige Nachricht von namhaften in der Künstlerwelt eine Rolle spielenden Persönlichkeiten geben, charakteristisch für die Theaterzustände im Deutschen Reich und „die Naturgeschichte der Komödianten“.

Wohlmuth gibt mit realistischer Treue ein Bild seiner theatralischen Laufbahn in ihren ersten niedern Anfängen und schildert sie mit einem gewissen Galgenhumor, der allerdings sehr in der Natur der Sache liegt. Denn kein in der Schauspielerbiographie sonst so heimisches Wunder tritt bei ihm ein, kein Kenner findet das verborgene Gold des Talents in ihm, kein Director weiß seine Begeisterung anders zu brauchen als zu misbrauchen. Dagegen führt ihn ein böses Geschick und noch bösere Theateragenten von einer elenden zu einer noch elendern Schmiere, bei denen das Gagezahlen leerer Begriff und die Achtung vor der Kunst überwundener Standpunkt ist. Sein Los erspart ihm keine Demüthigung, selbst zum Fechten treibt ihn der leere Magen; aber Tugend und Kunstbegeisterung halten den Musensohn trotzdem über Wasser. Die Gesellschaften, denen er anzugehören pflegte, bestanden meist aus einem nur geringen Kunstpersonal, das aber eine proteusartige Vervielfältigungsgabe und einen kühnen Erfindergeist besaß. Daß drei oder vier Rollen von einer Person „besorgt“ werden, ist nichts Neues, und auch wenn Begegnungen zwischen den einzelnen Trägern derselben darzustellen sind, weiß man sich durch Briefe gar geschickt zu helfen. Damen spielen Intriguantenrollen, und ein „denkender“ Darsteller des Karl Moor verfällt auf den ingeniösen Gedanken, zur Füllung der Bühne in Ermangelung von Räubern Hunde mitwirken zu lassen, auf Grund der in dem Trauerspiel vorkommenden Stelle: „auch müssen alle Hunde los und in ihre Glieder gehetzt werden“. Die classische Einheit des Ortes bleibt auf den meisten dieser ambulanten Bühnen gewahrt; denn die ganze Decorationsherrlichkeit besteht gewöhnlich aus einer einzigen Stube, die in den entsprechenden Schauplatz zu verwandeln Sache der Phantasie des Zuschauers bleibt. Auch sind die Breter, welche die Welt bedeuten, dürftig und elend zusammengeflickt; einmal hat die allwaltende Hand des Directors sogar vergessen die Breter festzunageln, und als Wohlmuth aus dem Ziegenstall, der in eine Garderobe umgewandelt worden, durch ein Loch in der Wand auf die Bühne steigt, neigt sich das Bret und wirft den Be-

dauernswerthen an die Wand. Schlagfertig extemporirt der Director, der gerade den Husarenwachtmeister in Bürger's „Leonore“ gab: „Herr Baron, den Fußboden müssen Sie bald ausbessern lassen.“ Als bei einer andern Gelegenheit ein Acteur, auf offener Bühne in sinnlosester Betrunkenheit umstürzend, ein Fenster mit sich riß und dem Director ein „Sie Ochse!“ an den Kopf warf, meinte derselbe Thespiskarrenlenker, über den Jubel des Publikums vergnügt schmunzelnd: „Kinder, das Stück gefällt.“ Die verschiedenen Typen des Theatervölkchens, von dem „Muntern“ bis zum „Intriguanten“ und „Helden“, hat Wohlmuth getreulich in seinem Büchlein abconterfeit, und zu noch besserm Verständniß hat ihn der geistreiche Grützner mit seinem Griffel unterstützt und recht lebenswahre charakteristische Figuren aus den untersten Schichten fahrenden Komödiantenthums zu der kleinen Schrift beigesteuert.

Aber trotz des Scherzes und Humors berührt Wohlmuth's Buch in seiner Totalität doch betrübend, weil die geschilderten Kreise alle Poesie und Romantik vermissen lassen, die sich durch frühere Berichte über die reisenden Gesellschaften immer und immer wieder hindurchziehen, mit dem Ueblen und Häßlichen darin freundlich versöhnend. Der Mangel jedes Kunstideals, jeder Pietät vor den Dichtwerken bei den Mitgliedern, die Misachtung des Publikums vor dem Schauspieler, die so weit geht, daß sich eine Pastorin, also doch eine gebildete Frau, nicht genirt, einem Schauspieler Geldalmosen zu geben, die erbärmlichen Zustände hinsichtlich der Contracte: alles das wirkt abstoßend und verstimmend, so charakteristisch es auch ist. Daß Wohlmuth, der den Verhältnissen einen Spiegel vorhalten wollte, für diese Eindrücke nicht verantwortlich gemacht werden kann, bedarf keines Hinweises, wohl aber, daß sein Stil gewandt und originell, seine Darstellung frisch und lebendig, witzig und anregend ist.

Harmloser, wie schon gesagt, ist Louis Nötel's Schrift, obgleich auch sie, wenigstens in der einen Hälfte, den besten Vertreter des Schauspielerstandes nicht vorführt, sondern einen Mimen, der, vollständig gesunken, schließlich keinen andern Geist mehr in sich hat als den des getrunkenen Branntweins. Der Held der „Tragikomischen Erlebnisse eines fahrenden Komödianten“, der Liebhaber Wüstenfeld, verkauft, als er den Schreiber des Buchs zum ersten mal begegnet, ihm ein Paar gelbe Ritterstiefel, wie er nachträglich behauptet zu seinem Unglück. Dem Verfasser mögen seine Engagements da oder dort hinführen: in jedem Jahre begegnet ihn Wüstenfeld, um ihn an die unseligen Stiefel zu erinnern und aus dem armen Käufer ein Almosen herauszupressen. Tiefer und tiefer sinkt Wüstenfeld, bis er endlich als Bälgetreter endet. Wenn auch die Geschichte keineswegs dem Leben nachgeschrieben sein wird, so zeichnet sie doch im großen und ganzen den Lebenslauf eines verbummelten Komödianten mit vieler Wahrheit und trotz alles Häßlichen, was darin vorkommt, doch so, daß es, von einem guten Humor überwogen, keinen übeln Eindruck hinterläßt. Der zweite Theil des Nötel'schen Buchs enthält ein Stück Autobiographie des Verfassers: „Erlebnisse eines angehenden Bühnenkünstlers“, das reich an einer Menge Schnurren und Theateranekdoten von Anfang bis zu Ende den Leser in eine heitere Stimmung versetzt.

In Bild und Wort die namhaftern Persönlichkeiten des modernen deutschen Theaters vorzuführen, hat sich ein elegant ausgestattetes Werk zur Aufgabe gestellt, betitelt:

11. Künstleralbum. Herausgegeben von der Redaction der „Namenlosen Blätter“. In fünf Lieferungen. Leipzig, Friedrich. 1879. Fol. 15 M.

Allen Theaterfreunden wird diese Publication eine willkommene sein. Haben wir es doch hier mit keinem jener von Zeit zu Zeit auftauchenden, nur auf die Speculation berechneten, mit schlechten Bildern versehenen Werken, sondern mit einer Sammlung von dem rasch auf diesem Gebiete der Vervielfältigung bekannt gewordenen Friedrich Mayerhofer vortrefflich in Zinkographie ausgeführter Porträts zu thun, die in geschmackvoller Umrahmung, auf starkem Papier, die Bildnisse um die moderne Theatergeschichte verdienter oder wenigstens in ihr an hervorragender Stelle genannter Persönlichkeiten darstellen. Dem Heft vorausgeschickt ist ein allegorisches Titelbild, ebenfalls von Mayerhofer's Hand, das Apollo von den Parzen, einer Personification der Illusion, von Thalia, Melpomene, Polyhymnia und Terpsichore umgeben zeigt. Auch das „Geleitswort“ hat eine gefällige Umrahmung, die in zwei Medaillons die Porträts des Zeichners und des Herausgebers (Louis Selar von Sztankovits) bringt. Auf der Rückseite jedes der vierzehn Porträts, welche das Heft enthält und die uns Botho von Hülsen, Klara Ziegler, Franz Dingelstedt, Hedwig Niemann-Raabe, Graf von Platen, Emilia Tagliana, Freiherrn von Perfall, Marianne Brandt, Friedrich Haase, Amanda Forsberg, Ludwig Barnay, Hermine Claar-Delia, Ernst Possart und Auguste Ellmenreich im Bilde vergegenwärtigen, steht eine kurze, für den Zweck aber genügende Biographie der Betreffenden. Daß der alte Spruch: „Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten“, sich in diesen Lebensskizzen nicht bewahrheitet, liegt in der Natur des Werks, das übrigens auch ganz entschieden das Bild vor dem Wort zu bevorzugen beabsichtigt.

Vermischten Inhalts sind die sieben Aufsätze, welche das Heftchen

12. Scherz und Ernst. Plaudereien eines alten Komödianten von Hermann Müller. Hannover, Helwing's Verlag. 1878. Gr. 8. 1 M.

in sich vereint. Auch sie haben wie die „Streifzüge eines Komödianten“ und „Ernst und Humor in Poesie und Prosa“ einen Schauspieler zum Verfasser und zwar einen, der bereits eine höhere Staffel der theatralischen Stufenleiter erstiegen, den Posten eines Regisseurs in Hannover am Hoftheater bekleidet und auch in vielen Kreisen durch einen historischen Abriß dieses Instituts, vornehmlich aber durch seine „Faust“-Inscenirung die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat. Seine vorliegenden Plaudereien enthalten, etwa mit Ausnahme des Aufsatzes „Cabale und Liebe im Elysium“ und einer Abhandlung über die deutsche Theaterfreiheit, wenig Bemerkenswerthes. Komödiantengeschichten wie die gebotenen sind allzu wenig neu, um noch zu fesseln und zu unterhalten: wie viele Unterhaltungsblätter allein haben sich mit diesen Dingen beschäftigt! Eine Vorstellung hinter den Coulissen, Statistenerlebnisse, Liebhabertheater, ein Beitrag zur Geschichte der Meerschweinchen, und zu-

guterletzt noch eine Beschreibung des Oberammergauer Passionsspiels; für wen soll das heute noch ein Interesse haben? Am frischesten und heitersten ist das schon oben erwähnte Kapitel „Cabale und Liebe im Elysium“, am interessantesten, als der Ausdruck der Meinung eines Fachmannes über diese wichtige Frage, der Abschnitt „Deutsche Theaterfreiheit“.

Den Lesern gerade d. Bl. wird es wohl bekannt sein, welche wenig guten Einflüsse die sogenannte Theaterfreiheit auf das deutsche Theater geübt hat; ging doch von dem Herausgeber d. Bl. selbst erst jüngst eine Petition an den Reichstag aus, welche der Aufhebung der Theaterfreiheit das Wort sprach, oder wenn das unmöglich sein sollte, um eine zweckentsprechende Revision des betreffenden Gesetzes nachsuchte. Auch von andern Seiten wurde und wird vielfach mit allen Mitteln gegen das Danaergeschenk des Reichstags angekämpft, indessen bisjetzt ohne Erfolg. In dem Verlangen nach Aufhebung der Theaterfreiheit sind die Theaterreformatoren einig, nicht so was dann zu geschehen hätte und wie das Verhältniß des Staats zum Theater zu denken sei. Müller spricht ganz offen das leider nur allzu wahre Wort aus: „Die deutsche Bühne war von jeher ein Stiefkind oder, richtiger gesagt, eine Aussätzige in den Augen der Staatsbehörde.“ Er bemängelt und beklagt, daß im Gegensatz zu den Vorberathungen über alle andern Fragen im Reichstag bei den Berathungen über das Theaterwesen Sachverständige nicht zugegen gewesen seien. Wie aber kann dem deutschen Theater geholfen werden, wie kann es aus seiner mehr und mehr sinkenden Lage neu erhoben und der Kunst würdigen Bestimmungen von neuem dauernd zugeführt werden? Die Antwort auf diese Frage lautet für Müller: „Aufhebung aller Privatdirectionen durch ganz Deutschland“; er sagt:

Mit dem Gewerbegesetz hat die Bühne ein für allemal nichts zu schaffen; es ist eine Versündigung gegen Geschmack und Bildung, sie überhaupt dahinein pressen zu wollen. Freilich, eine Bühne der Art, wie sie infolge dieses betrübenden Gesetzes giftpilzartig zu hunderten aus der Erde gewuchert sind, hat keinen Anspruch auf die Achtung eines gesitteten Menschen, ebenso wenig auf die Fürsorge des Staats.

Müller beleuchtet den Fluch der Concurrenz in Kunstsachen, wo der Concurrent, auf das Gemeine im Publikum speculirend, das Schlechte als Zugmittel herbeiholt und dadurch auch die andern zwingt, mit dem Lockmittel der Frivolität die Menge ins Haus zu ziehen. Er verlangt von Staat und Commune, Sorge zu tragen für eine würdige Pflege der Bühne und dafür, daß auch dem Unbemittelten Gelegenheit geboten werde, sich der lebendigen Darstellung unserer deutschen Dichtwerke ebenso zu erfreuen wie der Gebilde anderer Künste. Gewiß ein schöner, aber wol noch für lange Zeit ein frommer Wunsch; wenigstens sehe ich aus den jetzigen Zuständen keinen Weg, der nach diesem erhabenen Ziele führte. Daß aber Müller ihn mit Wärme und aus innerster Ueberzeugung kundgibt, spricht für ihn, und mehr noch, daß er der kleinen Hälfte seines Standes angehört, welche die Fahne ihres Berufs hochhält und sich ihrer Pflicht und Würde bewußt ist. Er sagt zum Schluß, sich an seine Standesgenossen wendend:

Ueberzeugt euch, daß der Zweck eures Daseins höher geht als vieler Menschen, damit, wenn ihr einst berufen seid, euren Mitmenschen erhebend, tröstend und belehrend voranzustehen, ihr dieses heiligen Berufs auch werth seid. Verwaltet euer Priesterthum dann mit Ernst, Eifer und — Sittlichkeit!

Möchten diese Worte der allgemeine Glaubenssatz der Theaterwelt werden; schon dadurch würde viel gefördert und gebessert sein.

Neben der Theaterfreiheit ist es die Theaterschulfrage, die immer und immer wieder auftaucht, aber gerade wie jene bis heute ohne realen Erfolg. Nur München hat als Nebenabtheilung seiner königlichen Musikschule durch Perfall's und Possart's Wirken eine Theaterschule erhalten, die sich gewiß mit der Zeit vergrößern und erweitern wird. Fehlt doch zur Realisirung einer vollständig correct geleiteten Theaterschule noch so vieles, namentlich auch das nöthige Material an zweckentsprechenden Lehrmitteln. Nach einer Richtung hin hat ein berliner Hofschauspieler diesem Mangel abzuhelfen versucht mit dem Schriftchen:

13. Dramatische Scenen für den Unterricht. Von Heinrich Oberländer. Heidelberg, Bassermann. 1878. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Frei von allen theoretischen Auseinandersetzungen, wollen diese „Scenen“ nichts sein als ein zweckentsprechendes Material zur Uebung des jungen Anfängers in der Darstellung aller nur denkbaren Affecte, von den einfachsten bis zu den schwierigsten, einzeln und im Zusammenhang oder auseinander hervorwachsend. War bisher der Lehrer darauf angewiesen, seinem Unterricht Scenen aus Dramen unterzulegen, was den Nachtheil hat, daß sie theils zu schwierig sind, theils die einzelnen Affecte doch nicht voll oder ausschließlich zur Darstellung bringen, so ist ihm nun durch Oberländer's Schriftchen Gelegenheit geboten, rasch für jeden Ausdruck des Empfindens eine passende Unterlage zu finden, die immer so beschaffen ist, daß sie auch allen Nuancen vorzutreten gestattet und das Interesse des Schülers nur auf sich selbst und seine Leistung concentrirt. Einen weitern Vortheil gewähren die „Scenen“ dadurch, daß in ihnen der Dialog ausgeschlossen bleibt und die Nebenfiguren zuerst nur gedacht, später durch andere Schüler, zur Uebung im stummen Spiele darzustellen sind. Endlich gewinnt der Lehrer hierdurch die Möglichkeit, sein ganzes Augenmerk auf den Schüler zu richten, was ihm bei der bisherigen Unterrichtsmethode nicht möglich war. Aber auch das Denkvermögen wird bei dem angehenden Künstler in richtiger Weise angeregt, indem er das Anwachsen der Gemüthsbewegungen in regelrechter Folge sich vors Auge geführt sieht und dann die dadurch erworbene Kenntniß zum Verständniß größerer Arbeiten zu benutzen vermag. Die Anwendung der vorgeschriebenen Requisiten soll dem Schüler seine spätere Bühnenthätigkeit auch darin erleichtern.

In zwei Abtheilungen zerfallend, enthält die Schrift zehn Scenen für weibliche, achtzehn für männliche Charaktere, bei denen sämmtlich genaue Angaben über Vortrag und Darstellung dem Studirenden zu Hülfe kommen und ihn auf die rechte Bahn weisen.

Zum Schluß sei diesmal noch eines mehr technischen, auf das Theater bezüglichen Werks gedacht, dessen Inhalt leider eine nur zu große Rolle in der Theatergeschichte fast aller Zeiten und Völker spielt:

14. Theaterbrände und die zur Verhütung derselben erforderlichen Schutzmaßregeln. Von August Fölsch. Mit einem Verzeichniß von 523 abgebrannten Theatern und 4 Tafeln. Hamburg, O. Meißner. 1878. Gr. 8. 8 M.

Unter allen Eventualitäten, die einen Theaterbesucher bedrohen können, gibt es keine schrecklichere und folgenschwerere als den Theaterbrand und, was noch schlimmer ist, keine, deren Eintritt weniger oft zu befürchten wäre. Die neuern Theaterbrände in Deutschland sind wol noch im Gedächtniß aller Leser, von dem schrecklichen Brande des kölner Stadttheaters an, bei dem der Kassirer mit seiner ganzen Familie verbrannte, bis zu dem der hamburger Centralhalle. Tiefer noch als dieser Verlust dürfte sich der Erinnerung der ganzen civilisirten Welt die schauervolle Katastrophe von Brooklyn, die 283 Menschen das Leben kostete, eingeprägt haben. Ueberall brachte die Nachricht von diesem entsetzlichen Unglück den tiefsten Eindruck hervor; in Amerika und England verursachte sie geradezu eine Panik, die für den Theaterbesuch nicht ohne Folgen blieb. Und in der That, kann man sich Schrecklicheres denken, als in Finsterniß und Rauch plan- und ziellos umherzuirren auf den Corridoren und in den Räumen eines so winkeligen Gebäudes, wie ein Theater zu sein pflegt, einen Ausgang suchend, um endlich vom Rauch erstickt oder von der Flamme ergriffen, wenn nicht gar von seinen Mitmenschen zerdrückt, zertreten zu werden? Die kühnste Phantasie hätte nicht schrecklichere Scenen entsinnen können, als sie sich bei jenem Unglück ereigneten.

Wenn etwas den Schlendrian in der Anlage und Bewachung von Theatergebäuden anzuregen vermochte, die brooklyner Theaterkatastrophe hätte es thun müssen. Daß dies nichtsdestoweniger nur in geringem Maße geschehen, davon gibt uns Fölsch's Buch den Beweis. Ist er doch im Stande, ein noch im Bau begriffenes Theater anzuführen, welches trotz aller gegentheiligen Erfahrungssätze und obgleich ein bekannter Architekt der Erbauer ist, überflüssiges Holzwerk verwendete: das frankfurter Stadttheater. Wie sehr auch sonst das Theaterwesen fortgeschritten ist, in der Anlage der Theaterbauten ist wenig Neues geleistet worden, und erst Wagner's baireuther Theater hat eine Neuerung gezeigt. Es muß um so mehr bedauert werden, daß hier keine Fortschritte zu verzeichnen sind, da gerade andererseits die Feuergefährlichkeit unserer Theater stets im Zunehmen begriffen ist. Die immer größern Anforderungen der Operncomponisten und namentlich der Verfasser von Ausstattungsstücken an den Maschinisten setzen das Theater nur zu oft den trüben Folgen der gewagtesten Feuereffecte aus. Was gerade hierin geleistet wird, darf als zur Genüge bekannt vorausgesetzt werden; weniger bekannt dürfte die erschreckende Thatsache sein, welche Fölsch als Substrat aus einer noch keineswegs lückenfreien Statistik zieht, nämlich daß in den letzten 100 Jahren 460 Theater vollständig niederbrannten, wobei Werthe im Betrage von 500 Millionen Mark und mehrere tausend Menschenleben vernichtet wurden. Die starke und auf einem weiten Raum verbreitete Beleuchtung, die Menge Holzwerk auf der Bühne und die Anhäufung zahlreicher direct brennbarer Gegenstände wie es die Decorationen, Säle, Garderobe- und Requisitenstücke sind, das Abbrennen funkensprühender Feuerwerkskörper und anderes trägt dazu bei, die Theater so oft zu Opfern des verheerenden Elements zu machen, dem sie gemeinhin rettunglos verfallen sind. Fölsch entwickelt eingehend diese Feuergefährlichkeit der heutigen Theatergebäude, um dann ein 516 (mit dem Nachtrag 523) Nummern starkes Verzeichniß von Theaterbränden aufzustellen und eine statistische Betrachtung daran zu knüpfen. Gerade diese letztere macht es klar, „daß jedes Theater dazu prädestinirt ist, abzubrennen, und es nur eine Frage der Zeit bleibt, wann dieses Geschick bei einem oder dem andern jener Gebäude eintritt". So sind z. B. in London und Paris fast alle Theater von Bränden betroffen worden, und während auf Köln in 25 Jahren 5 Brände kommen, vertheilen sich in Edinburgh 4 auf 12 Jahre. Von 252 Theatern, über welche dem Verfasser genauere Daten vorlagen, sind 5 vor der Eröffnung, 70 bereits in den ersten 5 Jahren nach der Eröffnung niedergebrannt, während nur 3 mehr als 100 Jahre den Flammen trotzten. Das Durchschnittsalter eines Theaters beträgt nach dieser Statistik $22\frac{3}{4}$ Jahre. Es sind Fälle vorgekommen, daß ein Theater dreimal abbrannte; von 516 sind 37 zweimal nacheinander gänzlich eingeäschert worden. Dabei ist die Zahl der Theaterbrände unaufhörlich im Steigen begriffen und erreichte von 1870—77 die Durchschnittsziffer von 13 per Jahr, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß die Zahl der Theater selbst stetig zugenommen hat.

Fölsch geht nun näher auf die allgemeine Gefährlichkeit der Theaterbrände ein und beschreibt im fünften Kapitel 36 während der Vorstellung begonnene Brände: eine Beschreibung, die ebenso sehr das Verständniß für die Gefahren, wie den Blick für die Mittel ihnen abzuhelfen schärft. Die Maßregeln, die zu ergreifen sind, um wenigstens nach Möglichkeit dem Unglück vorzubeugen, sieht Fölsch zunächst in einer straffern Handhabung der Gesetze, die gerade in Rücksicht auf die Theater nicht immer zu voller Anwendung kommen. Aber auch beim Bau der Theater muß von vornherein Rücksicht genommen werden auf die vielen Eventualitäten des Brandes. Zunächst sei ein Theater möglichst von Nachbarhäusern isolirt, solid gebaut, geräumig, unter geringer Verwendung von Holz, und zugleich darauf Bedacht genommen, daß im Fall eines Brandes eine rasche Entleerung des Zuschauerraums stattfinden könne. Zu diesem Behufe müssen die Treppen breit und in genügender Anzahl vorhanden sein, die Thüren nach außen sich öffnen und keine Stufen auf den Corridoren oder scharfe Biegungen derselben die Communication hemmen. Neben diesen wohl zu berücksichtigenden Vorschlägen scheint mir der wichtigste der zu sein, sorgfältig darauf zu sehen, daß das ganze Theater sowol in seinen einzelnen Stockwerken wie in den einzelnen Abtheilungen dieser möglichst isolirbar sei — wie es beispielsweise in dem Neuen wiener Opernhaus der Fall ist —, um den Feuerherd sofort absperren zu können. Besondere Wichtigkeit legt Fölsch der eisernen Courtine bei, die im Fall eines Feuers das Publikum vor den von der Bühne kommenden Flammen sowie vor den Folgen des erschreckenden Anblicks derselben schützen soll, ferner einer zweckentsprechenden Heizungs- und Beleuchtungsanlage, der Anwendung flammensicherer Schutzmittel, namentlich aber dem genügenden Vorhandensein von Löschgeräthen und der unaus-

gesetzten Bewachung des Theaters. Was über die Wirksamkeit von Hydranten und Feuerpfosten bei Bränden gesagt wird, hat seine praktische Bestätigung gelegentlich des frankfurter Brandes (1878) gefunden. Das Schlußwort enthält einen kurzen, aber kräftigen Appell an die Versicherungsgesellschaften und Behörden, allen Uebelständen, die den Theaterbesucher mit Feuersgefahr bedrohen, energisch entgegenzutreten, die erstern durch Abweisung schlechtverwahrter Theater, resp. Aufnahme nur gegen höchste Prämien, die letztern durch Verbote gefährlicher Vorstellungen in ungesicherten Theatern. Andererseits würden auch Begabte unter dem technischen Personal des Theaters noch Mittel und Wege finden können, manchen gefährlichen Effect in gleicher, ja noch wirksamerer Weise als bisher ohne große Gefahren zu ermöglichen. Wagner ist auch hier Vorgänger gewesen und hat durch seine beleuchteten Wasserdämpfe in Baireuth bewiesen, wie Bedeutsames nach dieser Seite hin noch geleistet werden kann.

Fölsch aber gebührt das große Verdienst, zum ersten mal sachlich und eindringlich in einer so hochwichtigen Angelegenheit gesprochen zu haben, und es bleibt uns gegenüber seinem Buche nur der eine Wunsch, daß jede Behörde, namentlich jede städtische, jede Theaterdirection, jeder Vorstand des technischen Theils des Theaterwesens, jeder Theaterarchitekt es sich zu eigen mache und die Winke und Erfahrungen benutze, welche darin niedergelegt sind. Das Publikum mag besonders die eine, oft lebensrettende Regel befolgen: bei einem ausbrechenden Theaterbrand seine Fassung zu bewahren und nicht in wilder Hast den Eingängen zuzudrängen, wodurch oft noch mehr Verluste an Menschenleben entstehen als durch das Feuer selbst.

Joseph Kürschner.

Neue Erzählungen.

1. Wunnigel. Eine Erzählung von Wilhelm Raabe. Braunschweig, Westermann. 1879. 8. 4 M.
2. Krähenfelder Geschichten. Von Wilhelm Raabe. Drei Bände. Braunschweig, Westermann. 1879. 8. 12 M.
3. Eine Schweizerpension. Novelle von Johannes van Dewall. Stuttgart, Hallberger. 1879. 8. 5 M.
4. Unterirdisch Feuer. Ein Novellenbuch von Hugo Rosenthal-Bonin. Leipzig, Schlicke. 1879. 8. 6 M.
5. Bilder aus dem Leben. Von J. Bonnet. Norden, Soltau. 1877. 8. 3 M.
6. Liebe um Liebe. Eine Erzählung von M. Nördlingen. Norden, Soltau. 1879. 8. 1 M.
7. Eine Pfingstfahrt. Novelle in Versen von K. R. W. Uschner. Hamburg, Richter. 1877. 8. 2 M.

Durch alle Erzählungen, welche wir seit langen Jahren der fruchtbaren Feder Wilhelm Raabe's verdanken, weht ein bemerkbarer Hauch von ironischem Skepticismus, der den Welt- und Charakterschilderungen dieses Dichters einen eigenthümlichen wehmüthig-humoristischen Reiz verleiht. „Der Hungerpastor" nannte Raabe eine seiner ersten größern Erzählungen. In dieser scherzhaft bittern Bezeichnung finden wir schon einen Anklang an die originelle Stilbehandlung und Charakterisirung, welche der Dichter allen seinen Stoffen zutheil werden läßt. In der That hat Raabe in seiner Schriftstellerindividualität viel Aehnlichkeit mit Boz, der unter tändelndem und lachendem Humor nicht nur tiefen Ernst, sondern eine ganz verzweifelt skeptische und hoffnungslose Weltanschauung verbirgt. Auch bei Raabe scheint uns dies der Fall zu sein; er ist von sentimentaler Schwärmerei und sanguinischem Optimismus weit entfernt und sieht die Welt so nüchtern und kaltblütig an wie nur je der prosaischste trockenste Philister. Während dieser aber die Prosa als etwas Selbstverständliches betrachtet und alle idealen Bestrebungen und Wünsche in das Reich amusanter Täuschung verweist, empfindet unser Dichter den Zwiespalt aufs lebhafteste; ihm erscheint das Schwanken zwischen Ideal und Wirklichkeit und die Heuchelei, welche nothwendig aus jenen Gegensätzen resultirt, als ein possirliches Ringen kleiner Zwerge gegen die Allgewalt eines fanatischen und boshaften Geschicks, welches uns immer wieder mit souveräner Verachtung auf das elende Bewußtsein der Vergänglichkeit und der Sterblichkeit zurückwirft. Als scheinbar unbetheiligter Zuschauer betrachtet der Dichter sich dies Schauspiel, um schließlich die Wahrheit des alten Salomonischen Spruchs: Alles ist eitel, einzusehen. Bei dieser Erkenntniß sind schon Philosophen und Dichter Misanthropen geworden; nicht so Raabe, welcher voll frischen Geistes in diesem Auf- und Abquirlen menschlicher Leidenschaften kraftvolles Leben und Wirken entdeckt hat. Freilich berührt dieses wirre Durcheinander im Hinblick auf die hohen Ziele, welche Religion und Ethik aufgestellt haben, höchst melancholisch, da dieselben ja unerreichbar zu sein scheinen, und infolge dessen ist auch die Grundstimmung in allen Raabe'schen Erzählungen, wo er Menschenlust und -Leid schildert, stets eine skeptisch-trübe. Aber die letztere verdunkelt ihm nicht den klaren Blick, welcher die bunten Farben und grellen Disharmonien im Kaleidoskop des irdischen Lebens unbefangen betrachtet. Die Ironie, welche solch ein scharfes Hinblicken erzeugt, löst sich in milden Humor auf, der die unzähligen Contraste neckisch einander gegenüberstellt. Um diesen Humor ist Raabe in der That zu beneiden; es gibt nur wenige Dichter, die über einen ähnlichen zu verfügen hätten. In den vorliegenden Erzählungen „Wunnigel" und „Krähenfelder Geschichten" (Nr. 1 und 2) bewährt er sich wieder aufs neue. Am liebsten sucht Raabe sich seine Helden unter den sogenannten Originalen, solchen Menschen, deren Charakter und Bestrebungen noch nicht von der traditionellen Sitte und Gewöhnung abgeschliffen worden sind, die ihre besondern krausen Wege gehen, Chimären nachjagen, die von der gebildeten Welt längst als solche erkannt sind, dabei aber stets einen Ueberschuß quellender Lebenslust und Kraft besitzen, der nicht von den gewöhnlichen Sorgen des alltäglichen Lebens aufgezehrt wird. Solche Originale werden von Raabe meistens unübertrefflich dargestellt; in ihnen kann er kräftige Naturen schildern und zugleich die allgemeine Planlosigkeit des menschlichen Wirkens und Strebens widerspiegeln. Der alte Regierungsrath Wunnigel, welcher Antiquitäten und den närrischsten Phantasie-

bildern nachjagt und dadurch in Conflict mit den Anschauungen und Anforderungen der Welt geräth, ist eine der besten und lebensvollsten Charaktertypen, die uns Raabe seit langem gezeichnet hat.

Auch in den „Krähenfelder Geschichten" begegnen wir ähnlichen Gestalten, welche stets den Mittelpunkt der Erzählung bilden. Um diese herum gruppirt sich eine Menge anderer Personen, die so frisch aus dem Leben genommen sind, daß daß man sie factisch vor Augen zu haben glaubt. Die Charakterschilderungen Raabe's sind immer dramatisch und deshalb auch so ansprechend; mit langen Beschreibungen und philosophischen Betrachtungen gibt er sich nicht ab; vielmehr versetzt er sich mit außerordentlicher Virtuosität in die Personen selbst hinein und läßt diese nun sprechen und handeln, wie es ihnen beliebt. Die Selbstgespräche spielen daher eine große Rolle in den Raabe'schen Erzählungen. In derselben Weise wie die Menschen werden auch Landschaften und Begebenheiten geschildert; es sind keine breit ausgemalten Gemälde, sondern Skizzen, die aus lauter kleinen charakteristischen Strichen zusammengesetzt werden und sich fest in die Phantasie des Lesers einnisten. Bei ihnen kann man sagen, daß sie von einer greifbaren Naturwahrheit sind. Auch in der Erfindung einer unterhaltenden und interessanten Handlung ist Raabe sehr geschickt, doch tritt dies hinter seinem großen Schilderungstalent weit zurück. Diese neuesten Novellen bieten hierin nichts Bemerkenswerthes, und wer sich nicht für die agirenden Personen an sich interessirt, wird schwerlich ein Interesse an dem, was sie thun und bezwecken, haben. Es erscheint uns deshalb auch unnöthig, die Novellen einzeln näher zu betrachten. „Wunnigel" ist entschieden die am frischesten geschriebene; aber auch diejenigen, welche der Dichter vor den Thoren Braunschweigs, auf dem sogenannten Krähenfeld concipirt und niedergeschrieben hat, geben ein erfreuliches Zeugniß von seiner unverwüstlichen dichterischen Kraft. Es sind im ganzen sechs: „Eulenpfingsten", „Frau Salome", „Die Innerste", „Vom alten Proteus", „Zum wilden Mann" und „Höxter und Korvey". Die letzte gehört dem historischen Genre an und kann als eine der besten ihrer Art bezeichnet werden. Mehrere von ihnen erschienen bereits in vielgelesenen belletristischen Journalen.

Die neueste Erzählung von Johannes van Dewall: „Eine Schweizerpension" (Nr. 3), ist sehr liebenswürdig und frisch niedergeschrieben; sie hat zwar bedeutende Längen, die manchmal ermüdend wirken, aber auch viele hübsche Episoden, die sich zwanglos in die Schilderung des Lebens und Treibens in einer Wirthshauspension in den Alpen einreihen. Es macht den Eindruck, als ob der Autor Selbsterlebtes geschildert und nur hier und da einige freie Erfindungen eingeschoben habe. Von einer streng gegliederten und sorgfältig ausgefeilten Handlung ist nicht die Rede, aber das Badeleben einer aus verschiedenen fremden Ländern zusammengewürfelten Gesellschaft wird dem Leser so nahe gerückt, wie es bei einer schriftlichen Mittheilung möglich ist. Die vielen Personen, besonders die jüngern, welche allerlei interessante und drollig amusante Liebesaffairen unter sich anknüpfen, sind in der Charakterschilderung gut auseinandergehalten. Vorwiegend belebt ein heiterer Humor die Erzählung, ernstere Conflicte hat der Autor sorgfältig vermieden. Tieferes Interesse wird der Leser an der Gesellschaft in der Pension allerdings nicht nehmen, die Bekanntschaft ist eine zu flüchtige. Wohlthuend berühren die schönen Naturschilderungen, welche ein tieffühlendes Herz verrathen.

Die Novellen, die Rosenthal-Bonin unter dem Titel „Unterirdisch Feuer" (Nr. 4) veröffentlicht hat, sind theilweise Anekdoten, die in ein anmuthiges Gewand gekleidet und hübsch wiedererzählt sind, wie z. B. „Der Werth eines Lächelns", theilweise Culturskizzen aus fremden Ländern, die ein eigenartiges und interessantes Colorit besitzen. Der Autor ist weit in der Welt herumgekommen, und er verstand es, mit kurzen Strichen unscheinbaren Hergängen novellistische Form und Farbe zu verleihen. Unter den neun Erzählungen sind zwei besonders hervorzuheben. „Der Holzschnitzer von Surrein" führt uns ins Ober-Engadin. Ein verarmter Gebirgsbewohner, der sich durch Holzschnitzerei ernährte, soll einem reichen Amerikaner über Gletscher und Felsen als Führer dienen. Plötzlich erwacht in ihm, der bis dahin ein ehrlicher Mann war, die Habsucht nach der Geldtasche des Fremden. Er führt ihn in unwirthbare Gegenden, um ihn zu ermüden, erreicht aber seinen Zweck nicht, sondern ermüdet sich selbst. Durch die Frau des Holzschnitzers, welche die bösen Absichten ihres Mannes ahnt, werden die beiden Männer vom gewissen Tode im Schnee gerettet. Nun soll dem Führer der Proceß gemacht werden; aber der Amerikaner, welcher die Frau liebgewonnen hat, sagt selbst zu seinen Gunsten aus. Von dem Augenblick an, wo der Holzschnitzer wieder frei wird, siecht er an Gewissensbissen dahin und stirbt bald. Der Amerikaner aber heirathet die muthige Frau.

In der Novelle „Der Fächermaler von Nagasaki" spielt ein junger Mann aus bester Familie die Hauptrolle. Er hat sich in ein Mädchen einer ausgestoßenen Kaste verliebt und malt ihr Bild auf unzählige Fächer, die plötzlich in Mode kommen. Da kommt es heraus, daß das Bild das Conterfei einer Ausgestoßenen ist, die man weder berühren noch unbedeckten Hauptes betrachten darf, und ein gewaltiger Tumult erhebt sich. In demselben wird die schöne Geliebte des Fächermalers, welcher sie vergeblich zu beschützen sucht, getödtet, und er selbst flieht hinaus vor das Thor von Nagasaki ins Quartier der Ausgestoßenen, wo er fortan in Einsamkeit und steter Sehnsucht nach der Geliebten sein Leben verträumt. In diesen beiden Erzählungen, die wir nur kurz skizzirt haben, ist dem Autor die Schilderung des Seelenlebens seiner Helden und der fremdartigen Scenerie vortrefflich gelungen. Die Sprache ist gemüthvoll und stellenweise von großer poetischer Schönheit. In den übrigen Novellen wiegt das anekdotische Element allzu sehr vor, als daß man ein tieferes Interesse für sie fassen könnte. Unterhaltend zu lesen sind aber auch diese.

Die „Bilder aus dem Leben" von J. Bonnet (Nr. 5) sind Tagebuchblätter und Skizzen, die in manchen Schilderungen recht erquickend wirken. Der Verfasser hat z. B. ein sehr offenes Auge für Naturschönheiten und dabei eine Milde des Gemüths in der Beurtheilung anderer Menschen, die nur angenehm berühren kann. Uebrigens scheint das Buch wesentlich für die exclusiven Kreise der so-

genannten Orthodoxen, die sich für Gebetserhörungen und Krankenheilungen à la Blumhardt in Boll und Leller in Mannersdorf interessiren, berechnet zu sein. Solche, die diesen Kreisen fern stehen, wird gar vieles sonderbar und fremdartig berühren. Es läßt sich aber dennoch manches Belehrende und Interessante aus diesen Skizzen schöpfen, und seien sie deshalb allen Ernsterdenkenden zur Lektüre empfohlen. Der Verfasser hat sich auf seinem Felde, welches wol das eines Seelsorgers ist, eine große Menschenkenntniß angeeignet, die ihn berechtigt, ein ernstes Wort über Thorheiten und Schwächen der Menschen zu sagen. Es geschieht dies ohne Animosität gegen Andersgläubige und in echt christlicher Duldsamkeit.

Diese christliche Duldsamkeit vermissen wir dagegen ganz und gar in der kleinen Erzählung von M. Nördlingen: „Liebe um Liebe" (Nr. 6). Die Art und Weise, wie der Verfasser seine frommen Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen reden und handeln läßt, ist so pharisäisch hochmüthig und salbaderisch, daß man sich mit Unwillen abwendet. Wir gehen nicht näher auf Einzelheiten ein, die wir doch nur sowol in formaler wie auch in stofflicher Richtung tadeln müßten.

Zum Schluß sei noch auf eine kleine Novelle in Versen von K. R. W. Uschner hingewiesen. Sie nennt sich „Eine Pfingstfahrt" (Nr. 7). Der Verfasser hat bereits früher ein erzählendes Gedicht, „Der letzte Minnesänger", veröffentlicht, welches freundliche Aufnahme fand, trotz mancher Schwächen, die sich hauptsächlich in der Behandlung des Versmaßes geltend machen. Diese Schwächen haften auch dem vorliegenden Gedichte an; im ganzen aber durchweht dasselbe ein Hauch frischen und fröhlichen Dichtergeistes, der jeden Leser anmuthen wird. Die Handlung ist nur einfach, aber in manchen Episoden und lyrischen Intermezzos von poetischer Schönheit.

Oskar Riecke.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Eine Uebersetzung von Victor von Scheffel's „Trompeter von Säckingen" ins Italienische ist erschienen unter dem Titel „G. V. Scheffel. Il Trombettiere di Säkkingen. Prima traduzione italiana dalla LX. edizione tedesca di G. B. Fasanotto" (Verona, H. F. Münster, 1879). Sie ist ein neues Zeichen, daß die romanischen Völker sich mehr als bisher mit dem Studium der deutschen Sprache abgeben und Geschmack an den Werken deutscher Dichter finden. Die vorliegende Uebersetzung, zu der sich der italienische Uebertrager wol auch dadurch aufgefordert fühlte, weil ein großer Theil des Gedichts auf italienischem Boden spielt, ist dem Original besonders im erzählenden Theile recht getreu geblieben und liest sich ebenso klar und flüssig wie kräftig und wohlthuend. In dieser Beziehung dürfte sie dem deutschen Dichter auch in Italien die verdiente Popularität gewinnen. Ohne Zweifel hat die größere Gedrängtheit der deutschen Sprache den Uebersetzer veranlaßt, statt des trochäischen Rhythmus, den Scheffel im erzählenden Theile anwendete, den daktylischen zu wählen, der mehr Silben unterzubringen gestattete und auch in seiner hüpfenden Gangart dem Ohr des Italieners angenehmer klingen mag als der ruhigere trochäische. Freilich wurde dadurch auch der deutsche Charakter des Gedichts unwillkürlich italienisirt; vielleicht ist dies aber gerade die richtige Art der Uebertragung. Wir geben als Beispiel ein Fragment aus dem zwöften Stück („Jung Werner und Margarethe"):

Leise in jung Werner's Stube
Eintrat jetzo Margaretha,
Scheu neugierig schauend, ob der
Arzt ihr wahre Kunde gab.
Sanft entschlummert lag jung Werner,
Blaß und jugendschön gleich einem
Marmorbildniß. Wie im Traum
Hielt er ob der Stirn und ob der
Frisch vernarbten Wund' die Rechte,
So wie Einer, der das Aug' vor
Blendend lichter Sonne deckt;
Um die Lippen spielt' ein Lächeln.

Lange schaut' ihn Margaretha —
Lang und länger; also mocht' einst
In des Ida Wäldern auf den
Süßen Schläfer, den Endymion,
Niederschaun die Götterjungfrau.
Mitleid hielt ihr Aug' gebannet,
Ach, und Mitleid ist ein fruchtbar
Erdreich für das Pflänzlein Liebe.
Sie entsprießt aus unsichtbarem
Saatkorn diesem reichen Boden
Und durchzieht ihn bald mit tausend
Feinen, festen Wurzelfasern.

Nella stanza di Werner leggermente
Margherita s'avanza: timidetta
Guarda la bella, in atto di sospetto,
Se il Medico svelata tutta quanta
Le abbia la verità. Werner dormiva
Placidamente: pallido e pur bello
Di gioventù; — parea che di divino
Scalpel fosse una statua: — sulla fronte,
Quasi in sogno, tenea la destra mano
E sulla cicatrice, chiusa appena,
Della ferita: così talun si copre
L'occhio dal sole, che l'abbaglia: scherza
Su le sue labbra un breve riso.
A lungo
Margherita il guardava: non più a lungo
Deve d'all alto aver guardato il dolce
Pastore Endimion ne' boschi idei
La vergine divina. Tenerezza
Tenea su lui fisso lo sguardo; assai
Docil terreno per la pianta Amore,
È tenerezza. Da invisibil seme
Spunta in così beato e ricco suolo;
Mette radici prestamente, lievi,
Sottili sì, ma pur tenaci.

Schwieriger war für den Uebersetzer der rein lyrische Theil, wo eben die erwähnte Knappheit der deutschen Sprache ihn nicht selten nöthigte, aus einer Strophe zwei zu machen oder ein paar Zeilen einzuschieben. Da in diesen Gedichten auch in der Uebersetzung der Reim beibehalten wurde, so steigerte sich die Schwierigkeit und die Uebersetzung konnte unmöglich so wortgetreu ausfallen wie im erzählenden Theile. Auch macht sich hier der Mangel jenes naiven treuherzigen Tons geltend, der ebenso auf Rechnung der Sprache als des Dichters zu setzen und der eben im Italienischen nicht wiederzugeben ist, weil das fehlt, woraus er hervorgeht: das deutsche Gemüth. Daß der Uebersetzer aber auch hier im Ernsten wie im Humoristischen das Mögliche geleistet hat, mag aus folgenden Proben hervorgehen. Aus den Liedern Jung Werner's:

12.

Das ist im Leben häßlich eingerichtet,
Daß bei den Rosen gleich die Dornen stehn,
Und was das arme Herz auch sehnt und dichtet,
Zum Schlusse kommt das Voneinandergehn.
In deinen Augen hab' ich einst gelesen,
Es blitzte drin von Lieb' und Glück ein Schein:
Behüt' dich Gott! es wär' zu schön gewesen;
Behüt' dich Gott! es hat nicht sollen sein!

Egli è fatal, che spine abbia la rosa;
E quanto il gramo cor canta e desìa,
Più s'assomigli alla dimessa prosa,
Che ai voli dell' accesa fantasia.
Vien l'ora del distacco ed ognicosa
Non par più quella, che pareva in pria. —
Un giorno io vidi nel tuo dolce sguardo
La fortuna, e d'amor brillare il dardo.
Ti guardi Iddio! Bello sarebbe stato
Che tu mia fossi, ma nol volle il fato!

Leid, Neid und Haß, auch ich hab' sie empfunden,
Ein sturmgeprüfter müder Wandersmann.
Ich träumt' von Frieden dann und stillen Stunden,
Da führte mich der Weg zu dir hinan.
In deinen Armen wollt' ich ganz genesen,
Zum Danke dir mein junges Leben weihn:
Behüt' dich Gott! es wär' zu schön gewesen;
Behüt' dich Gott! es hat nicht sollen sein!

Pene, odì, invidie anch'io soffersi — quale
Provato e stanco pellegrin sognai
Ore tranquille al misero mortale,
E il queto bosco non lasciar giammai —
Ma il sentiero — per me era fatale! —
Fra le tue braccia mi sospinse, il sai:
Quì volea risanar del mio dolore,
E in tua mercè sacrarti il giovin core.
Ti guardi Iddio! etc. etc.

u. s. f.

Aus den Liedern des Katers Hiddigeigei.

6.

Schöner Monat Mai, wie gräßlich
Sind dem Kater deine Stunden,
Des Gesanges Höllenqualen
Hab' ich nie so tief empfunden.

Il più bello tu se', Maggio, dei mesi,
Ma al gatto son le tue giornate orrende!
Sappi, che le tremende
Pene del canto appresi
Quando tornasti tu.

Aus den Zweigen, aus den Büschen
Tönt der Vögel Tiriliren,
Weit und breit hör' ich die Menschheit
Wie im Taglohn musiciren.

Ai cespugli odorosi, ai verdi rami
Degli augeletti vola il cinguettìo;
Pare, che un sol desìo
L'umanità richiami.
Dovunque a musicar.

In der Küche singt die Köchin,
Ist auch sie von Lieb' bethöret?
Und sie singet aus der Fistel,
Daß die Seele sich empöret.

S'ode cantar la cuoca in la cucina;
Canta in falsetto, e a tutte quante l'ore!
— Impazzita è d'amore? —
E l'alma mia divina
Pennace n'ha dolor!

Weiter aufwärts will ich flüchten,
Auf zum luftigen Balkone,
Wehe! — aus dem Garten schallt der
Blonden Nachbarin Canzone.

Mi decido più in alto di salire;
Avrò là sopra un pocolin di pace!
Poetastro loquace
Canta, nè sa finire,
Le infami sue canzon!

u. s. f.

Bibliographie.

Amyntor, G. v., Der Zug des Todes. Novelle. Elberfeld, Lucas. 1878. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Baumstark, R., John Fischer, Bischof von Rochester. Freiburg i. Br., Herder. 8. 1 M. 80 Pf.

Baebler, J. J., Samuel Henzi's Leben und Schriften. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 2 M.

Eichrodt, L., Hortus deliciarum, für deutschen Humor gepflanzt. Sechster Spaziergang. Lahr, Schauenburg. Gr. 8. 1 M.

Fischer, H., Zur Kritik der Nibelungen. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 2 M.

Förster, T., Der Altkatholicismus. Eine geschichtliche Studie. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Frohschammer, J., Ueber die Bedeutung der Einbildungskraft in der Philosophie Kant's und Spinoza's. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Glaser, A., Aus dem 18. Jahrhundert. Kulturgeschichtliche Novellen. Leipzig, Foltz. 1880. Gr. 8. 4 M.

Gottschall, R. v., Das goldene Kalb. Roman in 3 Bdn. Breslau, Trewendt. 1880. 8. 16 M.

Gutzkow, K., Die Paumgärtner von Hohenschwangau. Historischer Roman. Mit dem Porträt Karl Gutzkow's. 1ste Lfg. Breslau, Schottländer. 8. 1 M.

Herrig, H., Die Meininger, ihre Gastspiele und deren Bedeutung für das deutsche Theater. Dresden, v. Grumbkow. 8. 80 Pf.

Hoefer, E., Confessionen eines plattdeutschen Autors. An Friedrich Latendorf. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 40 Pf.

Hugo, V., 1793. Illustrirte Ausgabe. 1ste Lfg. Leipzig, Thiel. Gr. 8. 50 Pf.

Krause, C., Helius Eobanus Hessus, sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Cultur- und Gelehrtengeschichte des 16. Jahrhunderts. 2ter Bd. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 5 M.

Landau, M., Die italienische Literatur am österreichischen Hofe. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Langhans, V., Ueber den Ursprung der Nordfriesen. Antiquarische Studie. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Leipzigs Theater vor 100 Jahren. Leipzig, List u. Francke. 8. 25 Pf.

Paul Lindau und das literarische Judenthum. Eine Controverspredigt aus der Gegenwart. Von Junius. Leipzig, Minde. Gr. 8. 50 Pf.

Snay, E., Darlegung des metaphysischen Fundamentalbegriffes. Inaugural-Dissertation. Breslau, Koebner. Gr. 8. 1 M.

Steinwenter, A., Beiträge zur Geschichte der Leopoldiner. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 2 M.

Strousberg, Fragen der Zeit. Essays. I. Ueber Parlamentarismus. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 3 M.

Temme, J. D. H., Der gute Herr. Eine Criminalgeschichte. Berlin, Goldschmidt. Gr. 16. 50 Pf.

Wallau's, O., Oberurseler Reimchronik. Ein Zeitbild aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert. Herausgegeben und mit erläuternden Anmerkungen versehen von F. W. E. Roth. Mit Beilagen zur Geschichte von Oberursel. Wiesbaden, Limbarth. 8. 1 M. 50 Pf.

Warnecke, F., Lucas Cranach der Aeltere. Beitrag zur Geschichte der Familie von Cranach. Mit Kopfleisten und Schlußstücken von E. Doppler, sowie einem kurfürstlich sächsischen und zwei Cranachschen Wappen nach alten Vorbildern. Görlitz, Starke. Gr. 4. 10 M.

Zander, D., Kaiser Wilhelm. (Plattdeutsches Epos.) Neustrelitz, Barnewitz. 8. 1 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 40. — 1. October 1879.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 30 Mark jährlich, 15 Mark halbjährlich, 7½ Mark vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Neue Reisewerke.

Man weiß, wodurch im vorigen Jahre, während in Berlin der Friedenscongreß tagte, die Insel Cypern plötzlich in aller Leute Mund gerieth; man erinnert sich des ebenso unerwarteten als schlauen diplomatischen Schachzugs, welchen Lord Beaconsfield that und welcher die Engländer momentan so für ihren Premier begeisterte, daß er leicht, wenn es sein Wunsch gewesen wäre, eine Aera jüdischer Herzoge Großbritanniens hätte heraufführen können, indem er sich nur als Erster derselben zum „Duke of Cyprus" brauchte ernennen zu lassen. Dies ihm zu verweigern oder zu misgönnen, wären weder Königin noch Parlament noch Nation zur Zeit Willens gewesen.

Nicht übel war, was damals scherzend ein Feuilleton meinte: es sei der materiellen Welt von heute ganz recht, das Heiligthum von Paphos, Aphroditens Eiland und später die Staffel, auf welcher der aphrodisischen Katharina Cornaro Herrscher- und Schönheitsthron sich erhob, als Provision für das handeltreibende Volk, als Courtage für die Nation des Woll-, Pfeffer- und Geldsacks, „unter britischen Schutz gestellt" zu sehen, wie die Diplomatensprache bekanntlich euphemistisch sich ausdrückte. Dennoch — wie schade! nun werden die Engländer uns den cyprischen Blumenkohl wegessen und den Muskateller forttrinken, jenen berühmten Wein, der in unserer Poesie lebt, den unsere Anakreontiker mit Vorliebe besangen und der sogar auch Schiller zu seines Fiesco's verzückter Apotheose begeisterte: „Wir trinken Cyprier und küssen schöne Mädchen!"

Kurz, seitdem sprach und spricht man wieder von der Insel Cypern. Sie ist wieder ein zeitgemäßes Thema geworden, über das man reden hören und mitreden können will. Diesem literarischen Bedürfniß kommt ein lesenswerthes Buch entgegen, welches das erste in einer Gruppe von Reisewerken sein soll, die wir hier nacheinander kritisch und zugleich erzählend Revue passiren lassen:

1. Cypern. Reiseberichte über Natur und Landschaft, Volk und Geschichte. Von Franz von Löher. Zweite Auflage. Stuttgart, Cotta. 1878. 8. 6 M.

Als der rühmlichst bekannte Verfasser diese Reiseberichte niederschrieb, konnte er noch sagen, Cypern stehe in seinem zehnten Zeitalter: das erste war das phönizische, dann kam das griechische, dann das persische, ägyptische, römische, byzantinische Zeitalter, darauf das arabische, darauf das fränkische, darauf das venetianische, endlich (seit drei Jahrhunderten) das türkische. Nun, wahrscheinlich hat mit vorigem Jahre ein elftes Zeitalter der Insel begonnen, und das Gleichniß Löher's, das er in dem Satze ausspricht: „Auf allen cyprischen Fluren scheint Stille und Leere so einheimisch, als hätte das Land seine Arbeit in der Geschichte gethan und sei nun im Absterben begriffen", würde heute wol kaum mehr von ihm gewagt werden. An einer andern Stelle kommt ihm die Insel „wie eine verlassene Braut mit verweinten Augen" vor und er ruft aus:

Welch ein unabsehbarer Fruchtgarten würde auf dieser Fläche aufblühen, schwellend von allem, was da wächst und Früchte trägt, stände Cypern unter einer guten Regierung!... Aller Zonen Bäume und Kräuter würden auf dem ganzen Gebiet gedeihen, so weit das Austreten der Flüsse regelmäßig ist, oder so weit durch ein Netz von Kanälen sich die Bewässerung führen ließe. Auf mehr als zwei Drittel seines Laufs, von Nikosia bis zur Mündung, haben der Pedias und seine Zuflüsse das fruchtbarste Erdreich in ihrem Ueberschwemmungsgebiete aufgehäuft. An manchen Stellen liegt es 10 und 20 Fuß tief. Der andere Hauptstrom der Ebene, der Morfuflnß, ist in ähnlicher Weise ein Landeswohlthäter gewesen. Aber auch weit von dem regelmäßig überschwemmten Lande breitet sich in Mulden und leisen Vertiefungen das beste Acker- und Gartenfeld aus. Wie leicht ließe es sich wieder anbauen und die Menge des ausgeführten Getreides, die noch immer ins Gewicht fällt, verdoppeln und verdreifachen! Die Venetianer belohnten für jeden neuen Oelbaum, der gepflanzt wurde. Türkische Herren aber

kümmern sich nicht um dergleichen, sie wollen nur herrschen, nicht regieren. Die türkische Obrigkeit nimmt Steuern von dem, was da ist, und solange etwas da ist, denkt indeß nicht daran, Steuerfähiges zu schaffen.

Man kann sich in der That leicht vorstellen, wieviel die Engländer auf Cypern — natürlich zuerst immer für ihren Vortheil, naturgemäß dann aber auch für den der Insel und ihrer Bevölkerung — zu thun finden werden. Dem Löher'schen Buch könnten die maßgebenden Kreise viel nützliche Winke und Rathschläge entnehmen. Wer es indessen auch gar nicht in diesem praktischen Sinne, sondern nur als Lektüre hinnimmt, wird sich ungemein angezogen fühlen von seinen vielen geist- und gemüthvollen Betrachtungen und von der stilistischen Anmuth seiner Darstellung, welche Anmuth überall da ihren Höhepunkt erreicht, wo von Cypern im Alterthum die Rede ist — von dem Cypern, wohin mit den Phöniziern der Dienst der syrischen Astarte kam:

> Zu Paphos, Amathunt, Idalion standen ihre Altäre. Wie lag so schön und hochbuschig die große, grünschimmernde Waldinsel im Meere da! Alles auf ihr strotzende Fruchtbarkeit, Blütenfelder unabsehlich. Aber dann überfiel sie regelmäßig der gelbe Löwe des Sonnenbrandes und verschlang das letzte Blättchen, das letzte grünende Hälmchen. War das nicht ein rechtes Ebenbild der Astarte, der üppig gebärenden und erbarmungslos verschlingenden Allgöttin? Cypern wurde ihr berühmtestes Heiligthum. Später aber verwandelte sich unter der feinen griechischen Bildnerhand Astarte in das holdeste Weib, in die Aphrodite. Nun strahlte Cypern über die Meereswellen hin wie von hellem Rosenglanz umwebt. Dort wohnte die goldene Aphrodite, umgeben von Blütengärten und lockendem Waldgrün, in dessen duftigen Tiefen das seligste Glück wohnen sollte, geadelt durch religiöse Weihe.

Auch den vorzüglichen Landschaftsmaler Löher finden wir in diesem Buche wieder. Was wunder auch, da der Vorwurf ein so glücklicher und ergiebiger; so sagt er an einer Stelle:

> Die griechische Landschaft, die einen Großblick hat und auch, wo sie stumm bleibt, noch eine Sprache redet, die Hohes und Edles verheißt ... Worin liegt nun der Zauber griechischer Landschaft, der uns immer wieder bis ins Innerste ergreift? Es ist am Ende nur das Zusammenwirken großer Linien in seiner Anmuth, das harmonische Ineinandergreifen von Meer, Land und Gebirge, das stille lichterfüllte Aetherblau darüber, und dazu kommt ein Hauch von Wehmuth, der über der Gegend liegt, weil alles öde und verlassen ist.

Von der Insel Cypern weg möge ein zweites hier zu besprechendes Buch uns nach der Insel Malta führen:

2. Malta. Geschichte und Gegenwart. Nach den besten Quellen und persönlicher Anschauung bearbeitet von A. Winterberg. Mit 18 Illustrationen und 2 Plänen. Wien, Hartleben. 1879. 8. 4 M.

Bisher besaß über diese „Blume des Weltalls" (il fiore del mondo), wie die Malteser ihre Heimat begeistert nennen, unsere deutsche Literatur nichts, wenigstens nichts Monographisches und monographisch Erschöpfendes. Und doch ist jenes Felseneiland ungewöhnlich interessant und berühmt, trotzdem es nur wenige Naturschönheiten bietet, durch die Milde seines Klimas, seine Südfrüchte, sowie durch die Schönheit seiner Rosen; berühmt auch durch seine hohe kriegerische Bedeutung ebenso wie durch seine Geschichte, die bis in die ältesten Zeiten reicht, welche die Weltgeschichte überhaupt verzeichnet. Malta, von den Phöniziern Ogygia genannt, nahm einst die flüchtige Dido, als sie an die Küste Afrikas kam, um Karthago zu gründen, gastlich auf; die Grotte der Göttin Kalypso, welche den Ulysses sieben Jahre seinen Ruhm und sein Vaterland vergessen ließ, sowie das Grab des auch hier geborenen Hannibal, befinden sich auf Malta, das die Griechen nach der Nymphe Melita, Tochter des Nereus, benannten. Wie viele Herrscher der Insel folgten aber noch auf die Hellenen, bis sie endlich durch Karl V. an den religiösen Johanniterorden kam, der zur selben Zeit Rhodus an Soliman II. verlor. Beinahe dreihundert Jahre erhielt sich die Ordensherrschaft auf Malta, bis der jugendliche General Bonaparte, auf dem Wege nach Aegypten, Malta eroberte. Nur kurze Zeit indeß dauerte das Regiment der Franzosen, und wir sehen, wie infolge der Insurrection der Malteser und einer furchtbaren Hungersnoth, nach zwanzigmonatlicher Blokade, die Insel in die Hände der Engländer übergeht.

Gewiß bietet das politische Leben des kleinen maltesischen Volks recht interessante Momente dar, die näher zu studiren und auf Grund authentischer Quellen uns zu schildern Winterberg recht gethan hat. Die königliche Bibliothek von Malta lieferte ihm das Material, welches sich theils in lateinischer, italienischer, theils in französischer und englischer Sprache dort vorfindet. Er hat seine verdienstliche Arbeit in drei Abschnitte geschieden, deren letzter sich eben mit der so bunten und bewegten geschichtlichen Vergangenheit befaßt. Der mittlere Abschnitt enthält die Beschreibung der kolossalen Festungswerke, überhaupt die Schilderung der hohen kriegerischen Bedeutung Maltas, während der erste Abschnitt der Gegenwart, der Topographie, den Institutionen, kurz Land und Leuten gewidmet ist. Unter anderm interessant darin sind die Mittheilungen über die maltesische Sprache, besser wol den maltesischen Dialekt, der ein verunstaltetes Arabisch-Phönizisch ist, wie die Malteser ja selber eine Mischlingsrasse sind, in welcher der nordafrikanische Typus bezeichnend hervortritt. Wir erfahren von Winterberg, daß das Maltesische noch vor 100 Jahren keine irgend geregelte Schriftsprache war:

> Fern von aller Orthographie, suchte ein jeder, so gut er konnte, entweder durch Vermehrung der Buchstaben oder auf sonst mögliche Art die wahre Aussprache auch entsprechend zu schreiben. Doch wurde im allgemeinen dieser Mangel wenig empfunden, und zwar darum, weil die Sprache sich nur auf die zwei Inseln Malta und Gozzo beschränkt und im ganzen die Entfernungen nicht so groß sind, daß man einen brieflichen Geschäftsverkehr besonders nothwendig hätte. Allein das Alphabet und die Regeln der Aussprache festzustellen, wurde mit der Zeit immer mehr zum Bedürfniß. M. Michel Antoine Vasallo war der erste, der ein solches Unternehmen vollbrachte, indem er 1791 eine Grammatik veröffentlichte. Man warf jedoch dem Autor vor, daß er sich nicht der richtigen Schriftzeichen bedient hätte, um den Klang und Hauch auszudrücken, welchen man mit den italienischen Buchstaben eben nicht wiedergeben kann, und deshalb glaubte man, daß es besser gewesen wäre, sich der arabischen Buchstaben zu bedienen; wenigstens ist es gewiß, daß man zu jener Zeit, als die Grammatik erschien, nicht mehr Mühe mit der Erlernung der arabischen Schriftzeichen gehabt hätte als mit den durch Vasallo eingeführten ... So unvollkommen übrigens die maltesische Sprache an sich ist, es fehlt ihr doch eine gewisse Grazie nicht, wie sie allen orientalischen

Sprachen eigen. Sie besitzt sogar viele Gesänge, Poesien und Sprichwörter, welche aus längst entschwundenen Jahrhunderten herrühren. Weniger Originalität haben die neuern Dichtungen, welche schon mehr mit der italienischen Poesie gemischt oder doch dieser nachgeahmt sind ... Es ist zu bemerken, daß die maltesische Sprache im allgemeinen nur mehr unter den Landbewohnern und dem niedern Volk in den Städten im Gebrauch steht, welche eine andere Sprache nicht kennen; der vornehme Maltese bedient sich ihrer nur im engsten Kreise, in der Gesellschaft spricht er stets italienisch), und Italienisch ist auch die Gerichtssprache. Daneben ist Französisch im Gebrauch, während der der englischen Sprache, obzwar die Bevölkerung nun 79 Jahre unter britischer Herrschaft steht, ein sehr seltener blieb.

Von Malta schiffen wir durch das Mittelmeer nach Afrika hinüber und gelangen, englischen Besitz verlassend, in die französische Colonie Algerien, wobei uns ein kundiger Führer ist das früher schon erschienene Buch Otto Schneider's: „Der klimatische Curort Algier. Schilderungen nach dreijähriger Beobachtung in Stadt und Provinz, zugleich ein Rathgeber für Reise und Aufenthalt". Der Verfasser, kein flüchtiger Tourist, ist nicht nur denen, welche Algier als Curort aufsuchen, ein trefflicher Begleiter und Beistand, sondern gewährt jedem, der Land und Bewohner kennen lernen will, in frischen und lebendigen Schilderungen der Natur und des Lebens in Algerien eine belehrende und anziehende Unterhaltung. Indessen, dies nur beiläufig. Uns kommt es hier darauf an, von einer neuerschienenen Fortsetzung dieses ältern Schneider'schen Werks Act zu nehmen. Als ein zweiter Band schloß sich nachmals dem ersten an das Buch: „Von Algier nach Tunis und Konstantine", und seit kurzem liegt ein dritter Band vor:

3. Der klimatische Curort Algier. Schilderungen nach dreijährigen Beobachtungen in Stadt und Provinz, zugleich ein Rathgeber für Reise und Aufenthalt. Von Otto Schneider. Dritter Band: Von Algier nach Oran und Tlemcen. Algerische Reise- und Lebensbilder von Otto Schneider und Hermann Haas. Dresden, Schönfeld. 1878. 8. 4 M.

Manche deutsche Reisende — so erzählt uns O. Schneider im Vorwort —, mit denen er in den Wintern 1871—72 und 1872—73 in Algier zusammentraf, hatten die Reise hin oder zurück über Spanien bewerkstelligt und hierbei nothwendigerweise die algerische Provinz Oran berühren müssen. Vermißten diese Wenigen bereits ein deutsches Buch über das allgemein Sehenswerthe in derselben, so vermehrte sich deren Zahl um vieles, seitdem auf der pyrenäischen Halbinsel der jüngste Dynasten- und Bürgerkrieg beendet und damit ein großer Theil von Reisegefahren verschwunden war; auch wol noch deshalb, weil auf dieser Route die Seefahrt bedeutend verkürzt wird. Schneider nahm sich daher vor, bei seiner (sechsten) Wiederkehr nach Algerien auch die Provinz Oran zu besuchen, um sie dann in einem dritten Bande seines Werks zu schildern. Kränklichkeit verhinderte ihn, das Vorhaben auszuführen; ein junger Freund, den er sich bereits zum Begleiter erkoren, ist allein gereist, und von ihm also, nicht von Schneider, rühren Kapitel 5—13 des obenangezeigten Buchs her. Der Name des Betreffenden ist im Titel schon genannt: Hermann Haas. In ansprechender und lebensvoller Darstellung entrollt er uns das Bild Orans, dessen Bedeutung als Handelsplatz von Tag zu Tage steigt, sodaß die Provinzialstadt schon Algier, die Hauptstadt, zu überflügeln droht. In der äußern Physiognomie trägt Oran wenig das Gepräge einer afrikanischen, arabischen Stadt; es könnte ebenso gut auf spanischem wie auf afrikanischem Boden liegen. Wären nicht ein paar vereinsamte Minarete sichtbar, welche auch die hohen europäischen Häuser noch überragen, so würde man beinahe vergeblich in Oran die Spuren arabischen Elements suchen. Die Araber sind daselbst nur ganz spärlich vertreten; die Bevölkerung ist eine vorwiegend europäische, und unter den Europäern sind wieder die Spanier bei weitem in der Mehrzahl. Von den 40000 Einwohnern gehören 16000 der spanischen Nation an; die Franzosen repräsentiren nur ein Zehntel der Bevölkerung. Die jüdische Colonie ist die nächstfolgende in der Stärke: durch das Decret vom 24. October 1870 sind 6620 Juden in Oran zu französischen Bürgern erklärt worden. Die mohammedanische Bevölkerung zählt ungefähr 4200 Köpfe; nach ihr kommen die Italiener mit einer Zahl von etwa 1000 ihrer Nationalen. Die Einwohnerzahl Orans nimmt in gewaltiger Weise zu; 1860 kaum 27000 Seelen zählend, erreichte dieselbe 1872 die erstaunliche Zahl von 40000, also ein Wachsthum von 48 Procent!

Ist Oran sonach eine mächtig aufblühende Stadt, eine Stadt der Gegenwart und Zukunft, so hat man dagegen in der südöstlich etwa 140 Kilometer davon entfernt gelegenen alten arabischen Stadt Tlemcen eine zurückgegangene Stadt der Vergangenheit. Hermann Haas geleitet uns im Verlauf seiner Schilderung auch dahin. Tlemcen, das römische Pomaria, dann Dschidda geheißen und Tlemcen (d. h. Ziel) seit dem Almoraviden-Fürsten Jussuf-ben-Taschfin, wurde unter dessen Nachfolgern der bedeutende Platz, auf dessen Markte der Bewohner der Sahara die Erzeugnisse der Oasen und der Wüste gegen die Waaren aus dem Norden und Westen verhandelte, und später, unter der Dynastie Muluk-beni-Zeyan sogar die Hauptstadt eines mächtigen Königreichs, dessen Grenzen bis zum heutigen Algier reichten:

Tlemcen erlangte unter diesen thatkräftigen, weisen Herrschern die höchste Blüte und den Gipfelpunkt seines Glanzes; 125000 Menschen bewohnten die Stadt, welche durch eine dreifache Ringmauer geschützt war, und um die Mauer selbst schlossen Tausende von fruchtbaren Gärten einen blühenden Wall. Die reichen, den nahen Klüften und Thälern entspringenden Quellen wurden in Reservoirs geleitet, von wo sie wieder Stadt und Land zugeführt wurden. Die rauschenden Fluten des Saffaf setzten zahlreiche Mühlenräder in Bewegung, welche die schweren goldenen Aehren zermalmten. Und auch das Innere der Stadt entsprach dem Reichthum, womit die gütige Natur das Gelände ringsum geschmückt und gesegnet hatte. Herrliche alhambraähnliche Paläste stiegen in die Lüfte, in marmornen Becken plätscherten zahlreiche Fontainen, die Kuppeln von 60 Moscheen erhoben sich über die flachen Terrassen der bürgerlichen Wohnhäuser, und der Königspalast selbst, der gewaltige Meschuar, welcher für sich wieder eine kleine Stadt bildete, barg allen Glanz und Luxus orientalischen Lebens. Zahlreiche Schulen, „Medersas", bereiteten die Jünger der Wissenschaft zum höhern Studium vor, die Universität, die „Zanja", übertraf an Reichthum und Pracht alle ihre Rivalinnen im Maghreb. Um diese Zeit war Tlemcen die erste hervorragendste Stadt Nordafrikas in doppelter Hinsicht: einmal als wichtigster Markt für die Sahara und den Maghreb, und dann als Herd wissenschaftlicher Erleuchtung und geistigen Strebens.

Und heute? Der Glanz und die Macht, welche während vieler Jahrhunderte der alten Königsstadt zu eigen

gewesen waren, konnten natürlich nicht verschwinden, ohne Spuren ihrer Herrschaft zu hinterlassen. Auf Schritt und Tritt begegnet man alten Denkmälern, und zahlreiche Ueberreste aus jener Zeit schmücken noch jetzt die Stadt und ihre Umgebung. Die ouftenden Gärten, die reichen Obsthaine, welche noch heute mit einem lebenden, blühenden Walle die Stadt an der Sahara Rand umhegen, lassen auch noch für die Gegenwart den Römernamen Pomaria als zutreffend gelten; aber die zahlreichen Schläge, welche das unbar herzige Schicksal gegen sie geführt hat, haben die thronende Königin zu Boden geworfen. Inmitten wogender Saatfelder, in dichten Olivenhainen liegen die Trümmer, und die Landschaft rings um die Stadt erscheint als ein großer Kirchhof, in welchem ihre wechselvolle Geschichte eingesenkt wurde. Hier ein altes Minaret, von vielen Stürmen zerzaust, dort verwitterte Säulen, eines königlichen Helden Grabstätte, dort ein mächtiger Thurm, der mit seinen Zacken dem nagenden Zahne der Zeit Trotz geboten hat! Die Stadt, in welcher sich ehedem eine Bevölkerung von 100000 bewegt hat, zählt heute kaum mehr 20000 Einwohner, die nicht einmal des vierten Theils des Raums bedürfen, welchen die alte Stadtmauer umschloß; die Trümmer derselben umziehen noch sichtbar in weitem Kreise das jetzige Tlemcen und lassen leicht Gestalt und Ausdehnung des ehemaligen erkennen.

Die letzten von Hermann Haas herrührenden Kapitel in unserm Buche beschäftigen sich mit Algerien als französischer Colonie und den Misbräuchen der dortigen Verwaltung, indem er verständnißvoll dafür eintritt, daß die militärische Herrschaft und Justiz daselbst aufgehoben und die Colonie unter das allgemeine Recht gestellt werden soll. Vom wackern Schneider sind nur die Anfangskapitel des Bandes: „Das sechste mal nach Algerien, eine schlimme Meerfahrt", „General Chanzy und die Wintersaison 1875—76", fünf „Mohammedanische Lebensbilder" (z. B. Begräbniß eines Marabut) und „Das Project einer Kumysanstalt". Mit diesem kleinern Antheil, der ihm in Wirklichkeit an dem Schlußbande zukommt, nimmt Schneider, der Dreiundsechzigjährige und Kränkelnde, zugleich dankbaren Abschied vom Leser. Denn sollte die zunehmende Frequenz der Reisen nach dem sonnigen Afrika in einigen Jahren eine neue Auflage des Gesammtbuchs nöthig machen, so wird sich derselben allein der jetzige Mitautor Hermann Haas unterziehen.

Aus der begrenzten Enge des Mittelmeers in die unermeßliche Weite des Weltmeers sehen wir uns geführt durch das Reisewerk:

4. Aus fernem Osten und Westen. Skizzen aus Ostasien, Nord- und Südamerika. Von T. L. Freiherrn von Oesterreicher. Mit 5 Illustrationen. Wien, Hartleben. 1879. 8. 6 M.

Am 16. Mai 1874 verließ der Autor mit Sr. Majestät Corvette Erzherzog Friedrich den Hafen von Pola und kehrte mit ihr, nach einer längern Kreuzung an den Küsten Ostasiens, über Nord- und Südamerika am 21. Juni 1876 wohlbehalten dahin zurück. Die mannichfachen Eindrücke dieser Wanderfahrt um die Erde werden in den vorliegenden frisch und anschaulich geschriebenen Skizzen geschildert. Die Mehrzahl der letztern wurde theils noch während, theils nach der Erdumsegelung in der „Wiener Abendpost", speciell die Umschiffung der Insel Borneo in den „Mittheilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft zu Wien" veröffentlicht. Dieselben sind nunmehr hier ergänzt und nach dem Fortgange der Reise geordnet.

Der Erzherzog Friedrich nahm seinen Weg durch den Suezkanal nach Aden und fuhr von da durch den Indischen Ocean über Pointe-de-Galle (Point of Wales) nach Singapore, dem „Thore des Ostens". Wenn so mit Recht die „Löwenstadt" (was eigentlich Singapura, Singapor bedeutet) bezeichnet wird, so muß eingestanden werden, daß die ganze ethnographische Musterkarte der Völker des Ostens an diesem Thore versammelt ist. Kein Stamm fehlt in der zusammengewürfelten Bevölkerung dieser Stadt, welche dadurch eine eigenthümliche Physiognomie gewinnt. Das größte Contingent stellen die Chinesen, zunächst ihnen die eingeborenen Malaien, und namhafte Bruchtheile werden durch die Klings (Hindus), durch Javanen und Batias von den holländischen Besitzungen, durch Dajaks und Buggis repräsentirt. Daneben sind die Europäer und Eurasier (eine englische Zusammensetzung für Europa-Asia) zwar in verschwindender Minderzahl, aber der Natur der Verhältnisse entsprechend bilden sie die anerkannte Aristokratie.

Weiter ging es nach China, und im „Paris des Ostens", in Hongkong, wurde längerer Halt gemacht. Ganz reizend ist die Schilderung des Panoramas, welches nach unserm Verfasser sich dem dort Ankommenden bietet:

Am Fuße steiler, hochgeschwungener Granitberge, die während des Südwest-Monsuns von einem saftigen Grün bedeckt sind, fast bis zu einem Drittel der Höhe des Victoriapics reiht sich Haus an Haus, Gebäude an Gebäude entlang des sanft nach Süden eingebuchteten Hafens, der von einem Wald von Masten, von rauchenden Schloten der Dampfer, von einer seltsam thätigen Bewegung der kleinen Fahrzeuge exotischer Bauart und Besegelung erfüllt ist. Mit wahrer Freude begrüßt der aus Europa kommende Neuling diese amphitheatralisch am Fuße des grünen, baumlosen Bergs im italienischen Stil prangende Stadt, deren stockhohe Gebäude mit luftigen Fenstern, deren Thürme und Kuppeln ihm nach langer Trennung wieder ein Stück europäischer Heimat verheißen. Das Gewoge von chinesischen Booten mit ihren sonderbaren Insassen, die Dschonken mit ihrem haushohen Heck und niederm Bug, mit ihren Mattensegeln und gebrochenem Deck, dazwischen europäische Giggs, große Dampfschiffe der Schiffssensale, aller Welt Flaggen, die von den Gaffeln der geankerten Fahrzeuge herabflattern, der riesige Dampferverkehr — das ist der Eindruck des Lebens im Hafen. Wendet sich der Blick der Stadt zu, dann unterscheidet man weit im Osten das riesige Wohngebäude von Jardines und Mathiesen, einst die Fürsten des chinesischen Handels, dazwischen eine lange Reihe stattlicher Häuser, welche durch die luftig gebauten Baracken der englischen Garnison abgeschlossen werden. Zwischen letztern und der Stadt ist ein grüner Grund, der Cricket- und der Paradeplatz; dann folgt nach Westen hin die allmählich den Berg ansteigende Stadt mit ihren mächtigen, schloßartigen Gebäuden längs des Hafenufers, der sogenannten Prayer. Hinter der Stadt, hoch auf dem Abhange, ziehen sich einzelne, schöngruppirte Villen hin, die, inmitten von Baumanlagen gelegen, eine prächtige Aussicht auf den regsamen Hafen gewähren. Nach Norden hin umsäumen diesen die ebenso grünen Granitberge der chinesischen Kwang-Provinzen in malerischen Formen und seltsam geschwungenen Kuppen und Bergrücken. Darüber ist ein dichter Wolkenschleier gewoben, der fast fortwährenden Regen spendet oder wenigstens die Kuppen abwechselnd in Nebel hüllt; aber wenn die fast senkrecht über dem Scheitel stehende Sonne durchbricht, dann gewährt sie für Momente einen solchen Blick über die asiatische Schöpfung, wie sie die glühendste Phantasie kaum erwarten konnte.

Nach Hongkong werden auch andere chinesische Städte dem Leser in bunten, sprechenden Gemälden vorgeführt: Amoy, Schanghai, Kanton, Macao. In Japan lernen wir Nagasaki, Kioto, Yokohama, Tokio kennen. Eine stürmische Fahrt geleitet nach Siam (Bangkok) und nach den Inseln Manila, Java, Borneo, Labuan. Auch einen Teifun machen wir mit. Dann geht es durch den Großen Ocean nach Californien (San-Francisco) und dem Schneegebirge. Eine Nacht auf der Sierra-Nevada, 2200 Meter hoch über dem länderverbindenden Meere, bietet inmitten der langen und von der Monotonie des nassen Elements reichlich durchwirkten Meerfahrt erwünschte Abwechselung. Dann nimmt Erzherzog Friedrich seinen Curs von Nordamerika nach den südamerikanischen Republiken Chile, Uruguay, Argentina, und von Montevideo aus wird die Heimreise angetreten am 18. März 1876. Am 3. Juni ankert das Schiff vor Gibraltar, um am 21. wieder in Pola zu sein. Bis auf drei Mann, welche eines gewaltsamen oder unglücklichen Todes gestorben, und vier andern, welche den Verlockungen der Seelenfänger Californiens nicht widerstehen konnten, kehrten alle heim zu den Ihrigen, um von den besuchten Ländern zu erzählen. Freiherrn von Oesterreicher's Erzählung für ihren Theil unterhält nicht nur sehr angenehm und mannichfach, sondern belehrt auch, indem sie unterhält. Sie lehrt uns allenthalben, wie im fernen Osten und Westen die Hülfsmittel der modernen Cultur immer größere und mächtigere Kreise ziehen und kurze Jahrzehnte Veränderungen bringen, die früher Jahrhunderte nicht bewirken konnten; wie ferner weitaus der bedeutendste Theil der Küsten der Erde bereits dem Europäer gehört, und daß der erübrigende Theil diesem Schicksale binnen kurzer Zeit folgen wird. Von den Küstenrändern ausgehend, benagt und unterwäscht der europäische Geist die alten überlebten Culturen des fernen Ostens oder treibt von da seine Ausläufer in das Innere des noch nicht in Besitz genommenen fernen Westens.

Der Oesterreicher'schen Erdumsegelung möge sich hier anschließen eine

5. Reise durch den Stillen Ocean. Von Max Buchner. Breslau, Kern's Verlag. 1878. Gr. 8. 10 M.

Der Verfasser ist seines Berufs Mediciner. Aus Reiselust war er Schiffsarzt geworden. Der Drang in die Ferne hatte ihn veranlaßt, auf Postdampfern siebenmal zwischen Europa und Amerika hin- und herzufahren. Derselbe Drang hatte ihn in die deutsche Marine getrieben, von dieser jedoch ihm nur einen anderthalbjährigen Aufenthalt in „jenem traurigsten Erdenwinkel, so Jadegebiet heißt", und die Freuden und Leiden eines dreimonatlichen Uebungsgeschwaders zutheil werden lassen. Es gereichte ihm somit zur größten Freude, als sich Gelegenheit bot, auf einem Segelschiff mit Auswanderern nach Neuseeland zu gehen.

Max Buchner schildert nun zunächst seine Erlebnisse während dieser viermonatlichen Reise. Eine Typhusepidemie bricht über die seiner Obhut anvertraute Schar von 397 Passagieren und 20 Köpfen der Bemannung herein, und die neuseeländischen Behörden verhängen Quarantäne über die Ankömmlinge. Nach fünfundfunfzigtägiger Verbannung auf eine einsame sturmumbrandete Insel schlägt unserm Doctor endlich die Stunde der Erlösung, und er entschädigt sich nun für die ausgestandenen Plagen mit einer Vergnügungsreise durch den Stillen Ocean. Von Wellington an der Südspitze der nördlichen jener zwei Inseln, welche Neuseeland zur Doppelinsel machen, geht es in das Innere, in das Gebiet der an Großartigkeit mit den isländischen wetteifernden heißen Quellen und Geyser, und zu den Maoris, den Ureinwohnern, deren allmähliches Aussterben eine allgemein gültige Erscheinung ist und durch den Rassenkrieg auf der Nordinsel hier noch beschleunigt wird. Von Auckland, der Hauptstadt Neuseelands, führt die Reise nach Viti oder Fiji, wo der Verfasser auf der Insel Kandavu einen Monat tropischer Idylle im Urwalddickicht und im Umgange mit den Insulanern verlebt. Von da versetzt er uns nach Hawaii, dem Königreich der Kamehamehas, wo ein längerer Aufenthalt hauptsächlich zu einer abenteuerlichen Fahrt nach dem Vulkan Kilauea, dem größten thätigen Vulkan der Erde, benutzt wird. Hierauf folgt die Heimreise über Californien, die Pacificbahn, die Mormonenstadt, die Philadelphia-Exhibition.

Der Verfasser, ein guter Beobachter und mit einem scharfen Auge für das Charakteristische in der Natur und im Leben der Völker begabt, versteht es, bald durch begeisterte Naturschilderungen, bald durch humorvolle Erzählung seiner Erlebnisse den Leser bis ans Ende seiner Wanderung aufs angenehmste zu fesseln. Doch wird ungeachtet des vorwiegend feuilletonistischen Charakters des Buchs auch eine Menge wissenschaftlich interessanten Materials aus den Gebieten der Geographie, Ethnographie, Zoologie und Medicin geboten. Daß man es überhaupt trotz des humoristischen, kaustischen Tons mit einem Mann der ernsten Wissenschaft zu thun hat, geht daraus hervor, daß der Verfasser neuerdings von der Deutschen afrikanischen Gesellschaft als Führer einer Expedition zu Forschungszwecken nach der Westküste von Afrika geschickt worden ist.

Als Probe der Buchner'schen Beobachtung und Darstellung stehe hier die Schilderung seiner Audienz bei König Kalakaua I. von Hawaii:

Der König hat zwei Schwestern, welche beide an englische Kaufleute verheirathet sind. Lelia Kamakacha heißt jetzt Missis Dominis, Likelike Mariam Kekaulnohi ist Missis Cleghorn. Und nachdem mittlerweile der zwanzigjährige Kronprinz, Sohn Kalakaua's I. und der Königin Kapiolani, gestorben ist, ist Missis Dominis präsumtive Thronfolgerin geworden und ihr Mann, der einen Laden für alles in Honolulu hat, präsumtiver Prince-Consort. Der Hof mischt sich hier überhaupt sehr demokratisch mit den bürgerlichen Elementen. Ich lernte z. B. einen jungen Amerikaner kennen, der bei feierlichen Gelegenheiten als Flügeladjutant in goldgestickter Uniform mit breiter Schärpe, Degen und Generalshut neben Majestät reitet, an gewöhnlichen Tagen aber als Comptoirist einer größern Firma beschäftigt ist. Master Cleghorn hatte die Güte, uns bei seinem königlichen Schwager einzuführen. Wir warfen uns in schwarzen Anzug, obwol dies eigentlich gar nicht nöthig gewesen wäre, und betraten die Residenz durch eines der vier Thore, hinter welchem ein Gardesoldat auf Posten stand und vor Master Cleghorn, der sein zwangloses Ladencivil trug, das Gewehr präsentirte. Durch eine schattige Allee gelangten wir zu mehrern niedern, anmuthigen Gebäuden im Verandastil, wo abermals ein Gardist, aber ohne Gewehr, stand und die Hand salutirend an die Mütze legte. Im Hintergrund erschien eine auffallend hübsche Kammerzofe, oder Prinzessin, oder Favoritin, guckte uns neugierig an und verschwand sogleich wieder. Ein kokettes, schiefsitzendes Watteauhütchen beschattete das braune Gesichtsoval, die großen, glühenden

Augen und das blauschwarz herabquellende Haar, ein leichtes Hemd flatterte um ihren classischen Körper, und leicht und barfüßig tänzelte sie geschmeidig vorbei. Es war die hinreißendste Kanakin, die wir je gesehen. Leider währte die holde Erscheinung nur einen Augenblick. Master Gleghorn hatte den Kämmerer geholt, und dieser, ein alter Mann vom Typus eines deutschen Schloßcastellans und ehemaligen Unteroffiziers, führte uns in das Empfangszimmer des Königs. Kaum hatten wir uns in dem elegant tapezierten und möblirten Gemach umgesehen, als Se. Majestät eintrat. Folgendermaßen lautet das Signalement: Geboren 16. November 1836, gewählt vom Parlament als Nachfolger Lunalilo's I. 12. Februar 1874, Haare schwarz, gekräuselt und links gescheitelt, Schnurrbart, Kotelettes und Mücke, ausrasirtes Kinn, Lippen voll, Nase voll und etwas gebläht, Augen dunkelbraun und mandelförmig geschlitzt, Gesicht breitknochig, Farbe ein sattes Hellbraun. Er ist ein großer und starker Mann mit mehr gutmüthigen als geistvollen Zügen und war von Kopf bis Fuß in blendendes Weiß gekleidet, wie ein echter Amerikaner des Südens. Er reichte uns echt amerikanisch die Hand zum Gruße, während wir vorgestellt wurden, dann nahmen wir Stühle aus Strohgeflecht und setzten uns alle vier um einen runden Tisch. Kalakaua sprach langsam, aber vollkommen fließend und correct englisch und benahm sich als tadelloser Gentleman. Wir sprachen von unserer Fahrt von Hilo in dem Walboot, von der Nothwendigkeit eines neuen Dampfers, welche Majestät betonte, vielleicht um zu zeigen, daß Sie das Regieren verstehe, von der Schönheit Ihres Landes, den Schwimmkünsten Ihrer Unterthanen, der Unfreundlichkeit unserer Heimat und dem kalten Winter des Nordens. Ich frug, ob Majestät jemals schon Schnee und Eis auf den Straßen gesehen habe, und Sie versicherte, fast beleidigt über meinen Zweifel, daß Sie einen ganzen Winter in Neuyork und andern Städten des amerikanischen Ostens zugebracht. Und als wir frugen, ob Se. Majestät nicht auch einmal Europa besuchen wolle, zuckten Sie lächelnd die Achseln, wie um zu sagen: „Ich möchte wol, aber ich habe kein Geld.“ Eigenmächtig, ohne des Königs gnädiges Zeichen hierzu abzuwarten, weil er es vielleicht nie gegeben hätte, beendigten wir den interessanten Besuch.

In demselben Verlag und derselben vorzüglichen Ausstattung, was Papier, Satz und Druck anlangt, erschienen:

6. Aus Mexico. Reiseskizzen aus den Jahren 1874 und 1875. Von Friedrich Ratzel. Mit einer Karte in Farbendruck. Breslau, Kern's Verlag. 1878. Gr. 8. 10 M.

Mexico ist seit dem Erscheinen von Alexander von Humboldt's „Essai politique sur la Nouvelle Espagne“ durch eine Reihe deutscher Werke geschildert worden, welche, wie die von Mühlenpfordt und Burkart, die Quellen für alle neuern Beschreibungen des Landes in irgendeiner europäischen Sprache geworden sind. Diese Werke, fast alle ebenso methodisch wie gründlich abgefaßt, sind aber gegenwärtig vielfach veraltet. Die „Reiseskizzen“ Friedrich Ratzel's machen keinen Anspruch darauf, ähnlich eingehende Beiträge zur Geographie und Ethnographie von Mexico zu liefern; sie wollen vielmehr nur unbefangene Bilder der Natur und des Lebens geben, wie sie einem Beobachter sich aufdrängten, der ohne wissenschaftlichen und literarischen Apparat, jedoch in der Erkenntniß jenes Sachverhalts und mit dem Wunsche, möglichst selbständig und klar zu sehen, einige der interessantesten und nicht eben häufig besuchten Theile des Landes durchzog, um Schilderungen zu entwerfen, die bestimmt waren, im Feuilleton der „Kölnischen Zeitung“ zu erscheinen. Keine der wichtigern und interessantern Seiten des mexicanischen Lebens und Seins möchte von Friedrich Ratzel unbeleuchtet gelassen sein. Der tropische Naturcharakter ist ebenso aufmerksam besprochen wie die Colonisation, in die Natur der Cacteen mit nicht weniger Liebe eingegangen als in die jüngere Geschichte des Landes, der in Eis starrende Pic von Orizaba ebenso fesselnd geschildert wie die sociale Stellung der mexicanischen Frauen. Das Buch will in erster Linie belehren und durch die Betonung des praktisch Bedeutsamen (wirthschaftliche und politische Verhältnisse, sociale Zustände, Colonisation u. s. w.) ein brauchbares Mittel zur Orientirung derjenigen werden, welche selbst nach Mexico zu gehen oder auf irgendeine andere Weise mit diesem Lande in Beziehung zu treten beabsichtigen. Die beigegebene Karte liefert in engem Rahmen ein unmittelbar verständlicheres Bild der Bodengestaltung des Landes, als die bisher in weitern Kreisen cursirenden Kartenbilder es vermögen. In seiner längern Einleitung, womit wir denn auch eine Probe seiner Darstellungsweise dem Leser nicht schuldig bleiben, sagt der Verfasser:

Als großer Uebergangszustand zwischen einer abgeschlossenen Vergangenheit und einer noch nicht eröffneten Zukunft sind die mexicanischen Verhältnisse der Gegenwart eine Erscheinung von allgemeinerm Werth. Sie stehen bekanntlich nicht allein, sondern wiederholen sich in allen einst spanischen Theilen von Süd- und Mittelamerika. Man kann daher zugeben, daß Mexico wenig Beachtenswerthes bietet vom Standpunkt des Tagesinteresses, aber schon als hervorragendster Typus dieses seltsamen Uebergangszustandes, der neue Nationen in seinem Schose birgt, bleibt es für den Freund der Völkergeschichte immer eine der bemerkenswerthesten Erscheinungen. Und glücklicherweise ragt seine wunderbare Natur in unveränderter Größe immer über das Gewühl der veränderlichen Menschen hervor, welche an ihrem Fuße diminutive Interessen verfechten. Mexico ist an Größe (36000 Quadratmeilen) und Bevölkerung (9 Millionen) einer der größten Staaten in Hispano-Amerika. Uebrigens aber bedeuten beide Elemente wenig, wo die Kraft fehlt, sie zusammenzufassen und wirksam zu machen. Es sind einstweilen Möglichkeiten, deren Entfaltung im Schos der Zeiten ruht. Chile mit sechsmal kleinerm Areal und viermal geringerer Bevölkerung wiegt an wirthschaftlicher Bedeutung Mexico sechsmal auf. Und selbst diese Möglichkeiten sind nicht zu überschätzen. In diesen Tausenden von Quadratmeilen und in diesen Millionen der Bevölkerung birgt sich ein sehr ungleiches Gut, und man kann vielleicht im allgemeinen sagen, daß in wenigen Ländern große Vorzüge von so großen Nachtheilen aufgewogen werden wie hier. Ebendeswegen bedingt ein richtiges Gesammtbild genaue Kenntniß und sorgsames Abwägen der beiden.

Das Gesammtbild, welches uns das Ratzel'sche Buch entrollt, erfüllt, soweit wir urtheilen können, diese Bedingungen. Als Beweis dessen möge hier noch die folgende gewiß zutreffende Reflexion dienen:

Die Nationalitätenstatistik Mexicos weist circa ein Achtel Weiße, drei Achtel Indianer und vier Achtel Mischlinge nach. Die Indianer gehören vorwiegend jenen nach Dekaden zu zählenden Stämmen an, die von den Comanchos im Norden bis zu den Majas im Süden in großer Mannichfaltigkeit der Sprach- und Körperbildung, zusammengewehte Reste alter Culturen und alter Völkerwanderungen, hier beisammen wohnen. Neger finden sich in den Tiefländern. Die Mischlinge führen weißes, Indianer- und Negerblut in allen Abstufungen. An der Südküste sollen sogar Malaien und Chinesen in Spuren vorhanden sein. Die Weißen sind vorwiegend Spanier, aber es ist fast sicher, daß ihre Zahl geringer ist, als die Statistik angibt, denn die Grenze des Mischlingsthums wird gern etwas herabgedrückt, und die Viertels- und Achtelsmestizen sind manchmal oberflächlich nicht leicht von alten Spaniern zu unterscheiden. Bei den Weißen ist die Macht der europäischen Culturzugehörigkeit und des Geldes, bei den Mischlingen die Massenkraft und der mächtige Trieb der niedern Rassen, sich geltend zu machen. Die Indianer schließen sich, soweit sie aus der Wildniß herausgetreten sind,

ihnen an. Juarez war ein Indianer, Porfirio Diaz ist ein Mestize. Die Weißen sind ein politischer Factor nur noch auf den Schultern der Farbigen, nur ihre indianisch gesinnten oder angelegten Elemente, die barbarischsten mit andern Worten, sind großen Anhangs im Lande sicher. Da die Spanier am meisten derartige Elemente von allen europäischen Völkern in sich bergen, so amalgamiren sie sich am besten mit den Farbigen zu einem Völkerbrei, dessen Signatur die Halbcultur oder, wenn man will, die Halbbarbarei ist. Das geistige Leben stagnirt in der productiven Richtung, es verpufft sich in den Versuchen der Mischlinge und Indianer, den europäischen und nordamerikanischen Vorbildern nachzustreben. Dem wirthschaftlichen Leben fehlt die politische Ordnung und Ruhe, und die noch immer vorwiegend vertretene Bergwerksindustrie prägt ihm einen hasardirenden Charakter auf. Mexicos Ausfuhr betrug 1876 circa 100 Millionen Reichsmark. Die Verkehrswege sind mit wenigen Ausnahmen mittelalterlich, und das ganze Land hat nur die eine Eisenbahnlinie Mexico-Veracruz (607 Kilometer).

Aber — „Warum in die Ferne schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah!" Hatte Franz von Löher, auf dessen Buch über Cypern wir hier noch einmal zurückgreifen, nicht völlig recht, wenn er darin ausrief: „Wir Deutsche haben sehr unrecht mit unserm ewigen Seufzen und Sehnen in die Ferne, als wäre es dort tausendmal schöner!" Er spricht von der cyprischen Gebirgswelt und findet, nicht von ferne dürfe man einen Vergleich wagen zwischen ihr und unserm deutschen Alpenland. „Das ist und bleibt doch der Sitz rechter Bergwonne!"

Und gleichsam um diesen schönen Ausspruch uns neu zu bekräftigen, liegt da auf unserm Tisch ein Buch, welches sozusagen die ganze kräftige Fülle der Gebirgsluft, die nun einmal ein Vorrecht der deutschen Heimat ist, in sich schließt und widerspiegelt. Wir meinen den ersten Band der zweiten (gänzlich umgestalteten) Ausgabe des bekannten verdienstlichen Werks:

7. Unser deutsches Land und Volk. Vaterländische Bilder aus Natur, Geschichte, Industrie und Volksleben des neuen Deutschen Reichs. Herausgegeben von G. A. von Klöden und Fedor von Köppen. Zweite ganzlich umgestaltete Auflage. Zwölf Bände. Mit über 1200 Text-Illustrationen, zahlreichen Ton- und Titelbildern, Karten u. s. w. Erster Band. Leipzig, Spamer. 1878. Gr. 8. 4 M.

Der erste Band dieses Werks, das in der That in keiner Schul- und Volksbibliothek als den Stätten, von denen aus die Stärkung des Nationalgefühls eine treue Pflege erfahren soll, fehlen dürfte, das sich ferner zu Vertheilung von Prämien vorzüglich eignet, und welches auch in Lieferungen und Halbbänden bezogen werden kann, trägt entsprechend seinem Inhalt den Sondertitel: „Schilderungen aus den deutschen Alpen, den Alpenvorlanden und Oberbaiern. Unter Mitwirkung von H. Barth und A. Regert bearbeitet, nebst einer Einleitung: Die Entwickelung des deutschen Volksthums von Fedor von Köppen. Mit über 120 Text-Illustrationen, einem bunten Titelbilde, zwei Tonbildern, Karten u. s. w."

Athmen wir aber aus diesen Schilderungen erfrischende Gebirgsluft, so weht Seeluft, welche die Brust erweitert, in den zwei Büchern, mit denen wir unsere heutige Umschau schließen wollen:

8. Vom Baltischen Strande. Rügisch-Pommersche Lebensbilder von Karl von Rosen. Berlin, Rieter. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.
9. Aus Baltischen Landen. Studien und Bilder von Louis Passarge. Glogau, Flemming. 1878. 8. 6 M.

Das Buch Karl von Rosen's „Vom Baltischen Strande" (Nr. 8), auf das wir hier nur einen späten und flüchtigen, doch darum nicht minder wohlwollenden Blick werfen, enthält eine warm und herzlich geschriebene, der Wirklichkeit offenbar getreu und charakteristisch nacherzählte Novelle. Louis Passarge's Buch „Aus Baltischen Landen" (Nr. 9) dagegen vereinigt zehn einzelne, zum Theil in Zeitschriften erschienene Aufsätze verschiedenen Inhalts, wie sich aus ihren Titeln ergibt: „Ein Ausflug zur Lenzenburg", „Durch das Samland", „Wanderungen am Frischen Haff", „Wanderungen am Kurischen Haff", „Von der Kurischen Nehrung", „Tolmingkemen-Wischtyten-Goldap", „Strandbriefe", „Rügen" (ein Inselbild), „Stralsund", „Ein Blick auf Gothland und Wisby". Gerade über die Ostmarken unsers deutschen Vaterlandes werden noch so manche Irrthümer gehegt, welche Passarge's kundige und liebevoll eingehende Schilderungen ostpreußischer Landschaft, Menschheit und Zustände wesentlich zerstreuen können. Die Blicke auf das russische Grenzland, die Inseln Rügen und Gothland erweitern in fesselnder Weise den provinziellen Horizont des Buchs.

Literarhistorisch besonders interessant sind die bisher, soviel wir wissen, noch nirgends in dieser Vollständigkeit gegebenen biographischen Mittheilungen über Donalitius, den einzigen Dichter in litauischer Sprache. Sein Epos „Das Jahr" zeichnet sich durch einen für seine Entstehungszeit, Mitte des 18. Jahrhunderts, sehr merkwürdigen Realismus und unbefangene Darstellung des Volkes aus, unter welchem, im Dorfe Tolmingkemen bei Insterburg, der Dichter 37 Jahre lang gelebt und gewirkt hat. Keine Photographie hätte uns getreuer diese prachtvollen Figuren veranschaulichen können als der Poet es thut: den guten und bösen Amtsrath, den Wachtmeister, den biedern Schulzen, der so gern moralisirt, die Bauern, die sich so unbefangen von ihren Spitzbübereien unterhalten, die schwatzhaften, dem Branntwein keineswegs abgeneigten Frauen u. a. m. Dazu die unübertroffenen Schilderungen des ersten Frühlings, die Rückkehr des Storchs, der Gesang der Nachtigall, den man in den vollklingenden Hexametern zu hören glaubt; des hereinbrechenden Herbstes mit seinen Regenschauern und grundlosen Wegen, aber auch mit seinen Festen und Vergnügungen; des glühenden Sommers und des Scharwerks, in welches die damals noch leibeigenen Leute ziehen. Es gibt Stellen in diesem Gedicht, die an erhabener Schönheit ihresgleichen suchen, aber der Dichter hat nicht verstanden, Maß zu halten und die einzelnen Theile harmonisch miteinander zu verbinden. So wie es daliegt, besteht es aus lauter Episoden. Es leidet vor allem an Uebertreibungen, die uns jetzt nur noch ein Lächeln abnöthigen, und verläuft so plan- und ziellos, daß man ebenso gut mit dem „Frühling" beginnen kann wie mit einer andern der vier Jahreszeiten, ohne daß das Verständniß des Gedichts darunter litte.

Christian Donalitius wurde in Lasdinelen bei Gumbinnen am 1. Januar 1714 geboren und war seit 1743 bis an seinen Tod (18. Februar 1780) Pfarrer in Tolmingkemen. Im Jahre 1744 hatte er die Witwe eines ehemaligen Collegen in Stallupönen, wo er vorher als Cantor und später als Rector fungirte, geheirathet, Anna Regina Ohlefant aus Goldap, eine Ehe, die kinderlos blieb, aber sonst sehr glücklich war. Einzelheiten aus

diesem echten Dorf-Pfarrhausleben möge man bei Passarge nachlesen; wir begnügen uns zum Schluß mit Hervorhebung eines bestimmten Vorkommnisses, welches zwar schon anderwärts, jedoch ohne den Namen des gerade in diesem Falle einen schönen moralischen Muth bezeigenden wackern Pastors erzählt worden ist (von Preuß in seiner „Geschichte Friedrich's des Großen", der aber eben nur von dem „Landpfarrer in Tolmingkemen" spricht):

Tolmingkemen gehörte zu den Orten, welche schon 1757 der Kaiserin von Rußland hatten huldigen müssen. Da die Provinz gänzlich als eine russische behandelt wurde, so mußte man nicht blos die officiellen Feste feiern, sondern auch die religiösen Feste der griechischen Kirche berücksichtigen. Donalitius nun half sich beim Feste des Alexander-Newski aus der Verlegenheit in der Art, daß er seine Predigt mit der Erklärung einleitete, ihm sei von der gegenwärtigen hohen Obrigkeit befohlen, den Sanct-Alexander-Newski zu preisen, und dann hinzufügte: „Es mag ein guter Mann gewesen sein, allein ich kenne ihn nicht, und Ihr kennt ihn auch nicht; deshalb wollen wir die Stelle der Heiligen Schrift, 2 Timoth. 4, 14: «Alexander der Schmied hat mir viel Böses bewiesen, der Herr bezahle ihn nach seinen Werken», zum Texte für unsere heutige Betrachtung wählen."

Lyrisch-epische Dichtungen.

(Beschluß aus Nr. 39.)

3. Renatus. Epische Dichtung von Siegfried Lipiner. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1878. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Siegfried Lipiner hat durch seine große Dichtung „Der entfesselte Prometheus", deren Gedankenschwung wir mit Wärme anerkannten, schöne Hoffnungen erweckt und beweist in dieser neuen Dichtung „Renatus", daß er nicht zu den umhertastenden Talenten gehört, die sich wie ein Kranker im Bett bald auf diese, bald auf jene Seite werfen, sondern daß er dem Zuge seiner Begabung treu bleibt, die ihn auf die große Gedankendichtung, wir möchten sagen die Gedankensymphonie verweist. Es ist dies ein Gebiet, das, einer gigantischen Felslandschaft gleich, keinen behaglichen Anbau verstattet, ebenso wenig aber einen behaglichen Besuch. Wer sich hier hineinwagt, muß zu klettern verstehen — und oft ist auch der Weg durch einen Abgrund gänzlich abgeschnitten. Es ist eine kleine Gemeinde, es sind nur die Mitglieder des geistigen Alpenclubs, die sich zu diesen Höhen emporwagen.

Doch auch für den Dichter ist die metaphysische Dichtung nicht gefahrlos: einmal ist es eine große Schwierigkeit, philosophische Probleme so in ein poetisches Gewand zu hüllen, daß nicht hier und dort die antike Metaphysik herausblickt; dann aber ist es nicht minder schwer, einen philosophischen Grundgedanken mit dem poetischen Stempel zu voller Klarheit auszuprägen. Welche Mittel stehen dem Dichter dafür zu Gebote? Die Allegorie, das Symbol, oder die durch den Glauben überlieferte Gestalt. Die letztere ist die poetisch wahrste und festeste: aber sie steht nur einem naiv kindlichen Zeitalter zur Verfügung. Unsere Zeit hat auch die Gestalten des Glaubens durch den Begriff und die Reflexion ausgehöhlt, sodaß ihnen wenig mehr als eine symbolische Bedeutung übriggeblieben ist.

Lipiner's Dichtung läßt nun die klare feste Gliederung vermissen: jene Gedankensäulen, welche sie tragen, sind nicht mit voller Plastik herausgemeißelt; sie sind überdies mit mannichfachen Arabesken umwuchert. Gleichwol fehlt ihr nicht ein großartiger dantesker Zug, und die Arabesken sind oft tiefsinnig und anziehend. In ihrem Grundton klingt die Dichtung vielfach an jene Schwärmereien mystischer Sekten an, welche an Wiedergeburt und irdische Unsterblichkeit glaubten; ihrer letzten Tendenz nach ist sie eine Theodicee, eine Verherrlichung des Sieges über Satan und die Mächte der Finsterniß. Ihr Held gleicht einem der Erzengel, welche den glorreichen Kampf mit dem Teufel bestehen und ihn nicht blos in die Hölle stoßen, sondern ihm gänzlich den Garaus machen. Das Ganze ist ein Traum, eine Vision; sie endet mit dem wiedergewonnenen Paradies. Aber was bleibt auf der Erde, wenn die Macht des Negativen besiegt ist und die Nachtgewalten der Hölle gleichsam zu Essenzen herausdestillirt sind, welche dies Leben verschönern und verklären? Das optimistische Nirgendheim, welches Wilhelm Jordan in seinem „Demiurgos" geschildert und mit feinem Humor ironisirt hat.

Der Held der Lipiner'schen Vision ist Hilarion, der letzte Mensch. Die Menschheit hat sich auf Schlachtfeldern vernichtet; Satan frohlockt über ihren Untergang und über das reiche Contingent, das seiner Hölle aus diesem letzten Vertilgungskampfe zuwächst. Hilarion ist eine Faust-Natur; er sucht das Glück: es ist ihm in reichem Maße zutheil geworden, doch es hat ihm kein Genügen gewährt; im Schose der Allnatur will er das Glück suchen; er verdammt sie anfangs und feiert sie dann in raschem Gedankenwechsel.

Dieser erste Abschnitt hat manches dichterisch Schöne; die Schilderung des letzten Bruderkampfes ist nicht ohne phantasievolle Lebendigkeit, und folgende Schilderung der Ruhe der einsamen Natur nach dem Kampfe durchaus stimmungsvoll:

Nun aber stieg auf leichtem Flügel
Ein Seufzen auf, geheimnißvoll;
Es wuchs hinan von Thal zu Hügel,
Bis es zu stillem Singen schwoll.
Es zog in sanftverhaltner Klage
Der Lüfte Geisterzug durchs All,
Und zitternd rief aus fernem Hage
Die sehnsuchtskranke Nachtigall.

Und leise stahl sich in den Höhen
Ein Sternlein aus dem dunkeln Flor,
Das wollte furchtsam erst erspähen,
Ob noch die Flamme steig' empor.
Dann traten still die andern Brüder
Wehmüthig lächelnd aus der Nacht,
Und hell im Aether glänzte wieder
Des Nachtbeherrschers milde Macht.

Und wie nun schluchzend, sterbensehnend
Die Nacht'gall weich und weicher sang,
Wie bange stöhnend, dumpf erdröhnend
Des Windes Brust nach Lauten rang:

Da war's, als klagten tausend Träume,
Daß ungeboren sie verweht,
Als tönte aus der Nacht der Räume
Ein heißes, ew'ges Weltgebet.

Auch die Form dieses Gedichts ist tadellos, mit Ausnahme des unzulässigen Reims: „Höhen" und „erspähen" und der ebenso wenig zuläßigen Apostrophirung des Wortes „Nachtigall" in „Nacht'gall".

In der zweiten Abtheilung tritt nun „Der böse Feind" selbst auf die Bühne der verödeten Welt. Ist es der ideale Lucifer? Ist es der sarkastische Mephisto? Der Teufel Lipiner's hat eine etwas andere Physiognomie, wie überhaupt der Teufel in der Dichtung eine proteusartige Natur bewährt. Hilarion hält ihn anfangs für einen Narren:

Ein echter Narr noch außer mir
In diesem öden Weltrevier.

Daß er aber auch Tiefsinn besitzt, beweist wol die Hymne, mit der er den letzten vereinsamten Weltwanderer ansingt:

Allein denn walte
Mit seligem Sinn!
Allein denn halte
Der Welt Gewinn!
Und was dein Begehren,
Das nenne dein —
Wer mag dir's wehren?
Du bist ja allein.

Ein feiges Elend
Gebar die Welt;
Die Herzen stehlend,
Beugt's, was ihm gefällt.
Dich mag sie nicht beugen,
Der Liebe Pein,
Dein Herz ist dein Eigen:
Du bist ja allein.

Nicht Schlachten, nicht Tödten
Beschwert dein Gemüth;
Aus fremden Nöthen
Kein Leid dir erblüht.
Du fühlst das Erz nicht
In fremdem Gebein;
Du fühlst dein Herz nicht:
Denn du bist allein.

Im übrigen bewährt der Dichter hierin wieder seine bereits im „Entfesselten Prometheus" zu Tage tretendes hymnologisches Talent. Leider wird die Melodie des Gedichts gestört durch die schwerfälligen Verse:

Die Herzen stehlend,
Beugt's, was ihm gefällt.

Auch ist der Reim „Elend" und „stehlend" nur für das Auge richtig, aber falsch für das Ohr.

Satan macht Hilarion unerfreuliche Mittheilungen über seinen Vater, den Maler, den der Böse in seiner Gewalt hat. Hilarion hegt Rachegedanken und will den Höllenfürsten zerschmettern am Tage, wo Gott der Hölle Bau zusammenreißt. Diese Aussicht macht dem Teufel Lipiner's, der nicht übermäßige Courage besitzt, Angst:

Er sprach's: da schlotterten des Bösen Glieder,
Von seinem Antlitz strömte heißer Schweiß.

Er entschließt sich zu Bekenntnissen, die jede Aehnlichkeit zwischen ihm und Lucifer oder Mephistopheles zurückweisen:

Ich bin nicht schlecht — ich schwör's bei meinem Heile —
Ich schwör's: ich bin nicht schlecht, ich bin nur dumm!
Ich habe ungeheure Langeweile,
Die quälte mich, die trieb mich um und um!
Sieh, andre hatten Buch und Farb' und Meißel —
Und Hirn: das bringt die Langeweil zur Ruh';
Doch ich bin dumm — da ward ich deine Geisel.
Es sind ja Schurken alle — all' — auch du.

In der That, ein ganz moderner Teufel, der aus Langeweile zum Teufel wird: er fürchtet sich vor dem Tode; es ist keine Ader von Ahasver in ihm. Gleichwol will er recht haben und rühmt sich seiner Macht:

Er hob ein Steinchen von der Erde
Und warf's mit spöttischer Geberde
Erst in die Luft und dann gewandt
Von einer in die andre Hand.

Schnell fing er's auf, warf's schnell zurücke,
Und immer schneller flog es hin,
So schnell, daß endlich es dem Blicke
In Lüften fast zu hangen schien.

Er warf es, immer sicher zielend,
Nachlässig tändelnd, lächelnd, spielend; —
Nun klatschend endet er das Spiel,
Daß rasch der Stein zur Erde fiel.

„Nun", rief er, „willst mir Lob nicht spenden?
Das ist der Tanz der Welt:
Sie schaukl' ich so auf meinen Händen,
Ein Gaukler und ein Held.

Erst warf ich sie in großem Bogen,
Zur Luft, nach rechts und links;
Dann ging es schnell wie Wirbelwogen,
Und schnell und schneller ging's,

Bis ihr Gehirn in Fieber kreist
Und schwindelnd schreit ihr toller Geist —
Nun fällt sie und zerschellt:
Das ist der Tanz der Welt."

Satan verkündet dem Helden noch, daß es kein Glück gibt, und verheißt ihm das höllische Feuer.

Doch der einsame Adam findet seine Eva: das ist der Inhalt des dritten Gesangs „Angelika"; hier schlägt der Dichter sanftere Klänge an; es ist ein kleines Paradies, in welchem Angelika unter Blumen und Vögeln waltet. Sie pflegt die Blumen:

Nun gießt sie sorgsam und bedächtig
Aufs Haupt der Lilien die lebend'ge Well':
Wie glitzern da die Tropfen farbenprächtig!
Die Kronen all', wie blinken sie so hell!

Und nun den Rosen gilt ihr liebend Sorgen,
Der Nelke, der Narcisse, dem Jasmin;
Kein Veilchen, noch so still verborgen,
Entgeht dem Blick der Pflegerin.

Da steigt es voller auf aus Kelch und Kronen,
Mit würz'gem Duft möcht' jede Blume lohnen;
Das spielt und strömet ihr um Brust und Haupt,
Daß es ihr fast den Athem raubt.

Sinnend fragt sie über Leben und Tod die Blumen und Vögel. Hilarion stürzt ihr zu Füßen und bekennt ihr seine Liebe: es beginnt nun ein mystisches Liebesduett, in welches der Satan seinen höhnischen höllischen Haß mischt. Der Kuß der Liebe bringt dem unsterblichen Mädchen den Tod. Dieser Abschnitt enthält viel lyrisch Duftiges, auch Bedeutsames in Bezug auf Gedankenflug, vieles, in dem der Pessimismus, die Weltqual und der

Weltschmerz sich aussprechen; es sind Strophen und Antistrophen von dichterischer Schönheit, so die folgenden:

„O Allnatur! O Weltenparadies!
Ich hab' gehört im armen Menschenland,
Wie blinder Thoren Mund dich göttlich pries,
Und hab' wie sie erkannt dich und genannt.

„Wer aber, wer mag wissen, was du bist,
Von allen, die da gehn in Finsterniß?
Wer ist, der deine Herrlichkeit ermißt,
Wenn nicht das Glück von ihm die Binde riß?

„Sonst war der Tag ein läng'rer Blitz mir nur,
Der aus der Nacht, der ew'gen Wolke, fuhr;
Nun ist die Nacht mir nur ein Wolkenbild,
Das mir den Tag, den ew'gen, kurz verhüllt!" —

„O", rief Angelika, „was schmähst du so?
Was schiltst du mir die Nacht, die stille, traute?
Geliebter, ich, ich grüßte immer froh,
Ob ich die Nacht, ob ich den Tag erschaute.

„Die Sonne lieb' ich und der Sterne Licht;
Wie sie das blaue Himmelsrund durchwandern,
Da wechseln sie, allein sie zanken nicht,
Und keines gleicht und keines weicht dem andern."

Auf die Schönheit und Originalität einzelner Bilder brauchen wir wol nicht erst aufmerksam zu machen: sie sprechen von selbst; doch die eigentlichen Bindeglieder der Handlung sind nicht mit der nöthigen Prägnanz hervorgehoben; sie verdämmern oft, und vieles muß man errathen. Da es sich meist um mystische Vorgänge handelt, wie in der folgenden Abtheilung „Renatus", um die vollkommene, auch äußere Wiedergeburt des Helden, so ist diese Prägnanz um so unerlaßlicher für das Verständniß; denn die Causalverbindungen in dieser übersinnlichen Welt sind nicht so einleuchtend wie diejenigen in der realen. Blos der Phantasie angehörige Voraussetzungen müssen mit der größten Klarheit hingestellt werden. So ist der Vorgang der Wiedergeburt durchaus in Nebel gehüllt: und das ist doch ein Angelpunkt der Handlung. In der letzten Abtheilung besiegt Renatus den Satan und die Hölle und gewinnt ganz seine Angelika. Die Schilderung dieser welterschütternden Ereignisse ist nicht ohne einen gewissen Psalmenschwung:

Horch! Horch! Da erbrausen die Wipfel all',
Wie von zürnendem Sturme geschüttelt,
Und es krachen die Felsen mit dröhnendem Schall,
Und die Berge drohen gewaltigen Fall,
In tiefsten Gründen gerüttelt.

Wie zischt's in der Hölle flutendem Brand!
Wie die Wogen sich heben und senken!
Und wirbelnd strömt es über den Strand,
Als wollt' es das ganze Erdenland
Verbrennen zugleich und ertränken.

Und im Herzen der Erde erdonnert's mit Macht,
Uebertönend der Duldenden Heulen,
Nach Morgen und Mittag rollt es und kracht,
Es rollet nach Abend und Mitternacht,
Und es beben die ewigen Säulen.

Und weiterhin:

Und gewaltiger wuchs das untre Gewitter,
Und der Leib der Erde zerbrach:
Aufschwangen die Flammen erzene Splitter,
Und Felsen stürzten nach.
Und den Himmel berühren die brennenden Flügel,
Und weit durchs Thal
Erblitzt ihr Strahl
Und umzüngelt die ragenden Hügel.

Und klirrend springen die Pforten der Grüfte,
Und die Todten stehen auf.
Und die Erd' überwallt durch tausend Klüfte
Der Hölle entfesselter Lauf.
Und siehe, es schwindet ihr klaffendes Bette,
Es schließt sich der Schlund,
Und ein blumiger Grund
Erprangt auf der schaurigen Stätte.

Hier entspricht auch der metrische und rhythmische Gang dem Gang der Gedanken; dies ist in der Dichtung meistens der Fall. Dagegen ist der Fluß der überaus wechselnden Rhythmen nicht immer aus rechtem melodischem Gefühl hervorgegangen. Auch finden sich Härten, Schwerfälligkeiten und zu knappe Abbreviaturen in der dichterischen Diction. Gleichwol hat die ganze Gedankensymphonie viele wuchtige und ergreifende Fugengänge, und das Talent des Verfassers für eine aus geistigen Tiefen herausgeborene Dichtweise bewährt sich wiederum, wenngleich vieles Einzelne und selbst der Grundgedanke des Ganzen in mystischem Dämmer verschwebt.

4. Drei Märchendichtungen von L. Fürst. (Dornröschen. — Die sieben Raben. — Melusine.) Leipzig, Barth. 1879. 16. 3 M. 20 Pf.

Kein größerer Gegensatz als derjenige zwischen der Lipiner'schen hymnenartigen Gedankendichtung und diesen drei Märchendichtungen von Livius Fürst, die so schlicht, einfach, wir möchten sagen krystallklar gehalten sind; dort eingelegte Oden und Psalmen von biblischem Schwung, hier eingelegte Lieder von Anmuth und Lieblichkeit, welche die musikalische Composition herauszufordern scheinen; dort der Anspruch auf Lösung großer Probleme, hier die vollkommenste Anspruchslosigkeit; dort freie Erfindungen im apokalyptischen Stil, hier Anschluß an das überlieferte Märchen in seiner naivsten Gestalt.

Die drei Märchenstoffe „Dornröschen", „Die sieben Raben", „Melusine" gehören zu den bekanntesten und sind neuerdings alle drei zu theatralischen Schaustücken verwerthet worden. „Dörnröschen" von Fürst ist schon in Nr. 21 d. Bl. f. 1865 besprochen worden; es erschien damals in einer selbständigen Ausgabe in der Weber'schen Verlagsbuchhandlung: wir misbilligten die Wahl des trochäischen Metrums, weil es, bei längern Dichtungen, zu Wiederholungen, Dehnungen und Verschleppungen verleitet, und lobten besonders die eingelegten iambischen Lieder als die Perlen der kleinen Dichtung.

Die zweite Dichtung: „Die sieben Raben", ist in der für epische Darstellung weit günstigern Nibelungenstrophe geschrieben; hier vermag sich die vom Trochäus eingeengte Schilderung behaglicher auszubreiten. Der Inhalt des Märchens ist bekannt. Auf der Prüfung, der Pflichttreue, dem stillertragenen Märtyrerthum Gunild's ruht der Schwerpunkt der Dichtung: die Darstellung ist einfach, anschaulich, und die modernisirte Nibelungenstrophe hat oft einen vollwogenden Rhythmus. Leichtfüßige schlichte Lieder, kurzathmig und melodisch, sind hier und dort eingestreut, wie das folgende:

Was kann sich dir, du stolze Pracht
Herrlicher grüner Eichen,
Was kann sich dir, o Waldesnacht,
Traute, süße, vergleichen?
Wie durch die Wipfel ein goldner Schein
Ueber die schattige Halde,
So strahlt die Freud' ins Herze mein
Im Walde.

Dein Rauschen, stille Waldesnacht,
Brauset mir durch die Seele;
Der Muth wird freier, das Herz erwacht,
Froher singet die Kehle.
Durch meine junge, glühende Brust
Woget ein leises Beben —
Ja hier allein, nur hier ist Lust
Und Leben!

Die dritte Märchendichtung: „Melusine", ist dialogisirt offenbar in der Form einer für die Musik bestimmten Cantate gehalten. Die Sage ist bekannt. Es ist dem Dichter gelungen, die Sehnsucht der Gräfin Melusine nach den Spielen der Genossinnen in der kühlen Flut mit lyrischer Wärme auszudrücken. Die Stelle, in welcher sich Raimund von seinem Eidschwur lossagt, hat dramatische Kraft. Als er, von Melusine geküßt, entseelt zu ihren Füßen niedersinkt, da singen die Wassernixen:

Schnell enteilt die Welle des Lebens;
Sehn und Scheiden, Kommen und Gehn,
Glück und Liebe, du hälst sie vergebens,
Worte, Küsse, Schwüre verwehn:
So entschwinden die herrlichsten Stunden,
Eh' der Mensch sich selber gefunden,
Gleichwie das Spiel des flüchtigen Schaumes,
Gleich dem Bild des Traumes.

Für die Musik bestimmt, gliedern sich die einzelnen Stücke der Dichtung nach musikalischen Anforderungen, was der Selbstherrlichkeit der Poesie hier und dort Eintrag thut. Dagegen ist das Vorspiel ein freier poetischer Erguß:

Die Sommernacht war mild und klar,
Es schien das Thal zu träumen.
Vom Mondenlicht umgossen war
Der Garten mit seinen Bäumen.

Die Bergesriesen verhüllten sich all';
Im Grase schwieg die Grille,
Und nur das Lied der Nachtigall
Durchklang die friedliche Stille.

Ich blickte von der Lagerstatt
Hinaus durch zitternde Ranken.
Mein Herz war öde, mein Auge matt,
Und Trauer umzog die Gedanken.
Die Laute stumm am Fenster hing:
Zersprungen waren die Saiten.
Durch meines Geistes Hallen ging
Erinnrung schönerer Zeiten.

Da erscheint dem Träumer der Elfenreigen, an seiner Spitze die blonde Fürstin der Geisterlande:

Ich seh' sie winken dem Geisterchor
Und nach der Laute zeigen,
Und Gnomen und Elfen seh' ich empor
Behend und lustig steigen.
Als neue Saiten ziehn sie auf
Vom besten Wein die Rebe,
Der Rose Ranken, des Mägdleins Haar
Und silbernes Spinnengewebe.

Und als die Saiten aufgespannt,
Ertönen sie lieblich, leise.
Da spielte der Feenkönigin Hand
Die wundersamste Weise.
Bald war's wie fröhlicher Becherklang,
Und bald wie zärtliche Minne;
Gleich Märchenzauber und Elfensang
Umwob es meine Sinne.

Ich fuhr empor — da schwanden sie,
Die luftgeborenen Wesen.
Mein Saitenspiel klang schön wie nie,
Mein Herz, es war genesen.
Im Osten glüht des Morgens Schein.
Willkommen, lichtes Leben!
Du sollst mir mit dem neuen Sein
Auch neue Lieder geben!

Das sind anmuthige und melodische Verse mit schlichtem Gemüthsausdruck, und dies Gepräge ist allen Märchendichtungen eigen, die in der kleinen Sammlung enthalten sind.

Rudolf von Gottschall.

Otfrid's Evangelienbuch.

Otfrid's Evangelienbuch. Mit Einleitung, erklärenden Anmerkungen und ausführlichem Glossar herausgegeben von Paul Piper. Erster Theil: Einleitung und Text. (Bibliothek der ältesten deutschen Literaturdenkmäler, neunter Band.) Paderborn, Schöningh. 1878. Gr. 8. 15 M.

Das wird sich der Pastor Friedrich Ludwig Stamm zu Helmstädt gewiß nicht gedacht haben, daß seine Ausgabe des „Ulfila" nebst Grammatik und Wörterbuch dereinst der Anfang und der Grundstock zu einer umfassenden Sammlung der ältesten deutschen Literaturdenkmäler werden sollte. Stamm veröffentlichte sein Buch im Jahre 1858; es folgte bald eine neue Auflage. Im Jahre 1861 starb der Herausgeber, und der Verleger betraute den Dr. Moritz Heyne in Halle, den jetzigen Professor der deutschen Philologie in Basel, mit der Besorgung einer dritten Auflage, die dann im Jahre 1865 erschien. Sie trug gleich den nunmehr bekannten Haupttitel zur Linken und erweckte die Hoffnung auf eine längst vermißte und begehrte Sammlung der ältesten Stücke unserer Literatur, wie solche für die jüngere Periode bereits mehrere existirten. Im folgenden Jahre (1866) kam als zweiter Band dieser „Bibliothek" Heyne's Ausgabe des „Hêliand", dem sich als vierter Band die kleinern altniederdeutschen Denkmäler anschlossen. Dazwischen fiel Heyne's Ausgabe des „Beowulf". Die dann folgenden Bände hat der Begründer der Sammlung nicht mehr geliefert, seine Bemühungen um die Fortsetzung des Grimm'schen Wörterbuchs gaben seiner Thätigkeit eine andere Richtung. Die „Bibliothek" brachte außer den beiden Eddeu auch wichtige Stücke der althochdeutschen Literatur, wie den „Tatian" und den „Isidor"; aber das allerwichtigste ist uns in der vorliegenden Ausgabe Paul Piper's geboten, die zugleich das stattlichste Buch der ganzen Sammlung ist.

Otfrid's berühmtes „Evangelienbuch", wie jetzt wieder

im Anschluß an den Originaltitel statt der frühern Bezeichnung „Krist“ gesagt wird, ist bekanntlich in der Literaturgeschichte vielfach unterschätzt worden. Man hat es mit der niederdeutschen, in der alten volksthümlichen Form des Stabreims abgefaßten Messiade, mit dem „Hêliand“ verglichen, und der Vergleich fiel zu Ungunsten des hochdeutschen Kunstdichters aus. Neuerdings ist man zu einer Vergleichung insofern noch mehr berechtigt als früher, als man ja die einst geltende Ansicht, daß der „Hêliand“ ein Volksepos sei, aufgegeben, mindestens stark modificirt hat. Dadurch ist Otfrid in der literarisch-ästhetischen Schätzung wieder etwas gestiegen, aber der Dichterpreis wird doch dem Verfasser des „Hêliand“ zugestanden werden müssen. Literarhistorisch aber betrachtet wird dem „Evangelienbuch“ Otfrid's die höhere Bedeutung zufallen. Denn der „Hêliand“ ist eine einsame Kunsterscheinung, ein Denkmal einer verschwundenen Literatur, ein letzter Versuch, auf deutschem Boden die alte epische Form zu einem umfassenden Gebilde zu benutzen, ein Versuch, der ohne jegliche Nachahmung blieb. Mit Otfrid's Versuch, den neuen Stoff in eine neue Form zu gießen, hebt eine neue Epoche an, wie eine solche bekanntlich immer an die erste siegreiche Einführung neuer Formen geknüpft ist. Auch heute noch bewegen wir uns auf den Bahnen, die Otfrid zuerst mit Entschiedenheit betrat. So werden wir, wenn wir Vorzüge und Bedeutung beider Dichtungen abwägen, zu dem Ergebniß gelangen, daß beide von gleichem Gewichte sind und daher die gleiche Werthschätzung verdienen.

Die zuletzt vorhergehende Ausgabe des Otfrid besorgte bekanntlich Johannes Kelle (1856). Es war das eine sehr verdienstvolle förderliche Arbeit, deren Werth auch Piper willig und dankbar anerkennt. Und dennoch genügte sie nicht durchaus, namentlich nicht in kritischer Hinsicht. Piper legte eine andere Handschrift dem Texte zu Grunde, nämlich die heidelberger. Der Lesarten-Apparat ist in fleißigster Weise revidirt und ergänzt worden. Die Beurtheilung dieser Dinge fällt natürlich den Fachzeitschriften anheim. Für weitere Kreise aber wird eine Zugabe von Wichtigkeit sein, die der Herausgeber außer den Lesarten unter dem Texte liefert. Das sind die erklärenden Anmerkungen, wie wir sie sonst nicht in dieser „Bibliothek der ältesten deutschen Literaturdenkmäler“ angewandt sahen. Der Herausgeber hat in ihnen alles streng fern gehalten, was in das künftig erscheinende Glossar gehört. Diese Anmerkungen, welche die grammatische und sachliche Erklärung bezwecken, scheinen mir um so willkommener, als Otfrid gar nicht so leicht ist und seine Sprache trotz ihrer Einfachheit und Strenge auch Feinheiten und freie Bewegung offenbart.

Wir werden für den Zweck einer literarischen Betrachtung die Einleitung Piper's ins Auge zu fassen haben, soweit sie nicht die kritischen Fragen, die Handschriftenverhältnisse berührt. Die Einleitung ist überaus fleißig, ja beinahe zu ausführlich. Sie ist im Umfange von 292 Seiten eigentlich eine Monographie über Otfrid und sein Werk. Gewiß wird es auch vielen willkommen sein, alles beieinander zu haben, indessen, meine ich, sollten Werke von so allgemeinem Interesse mit Einleitungen versehen werden, welche nur die Resultate bieten. Die Ausführungen, die Untersuchungen sollten in den Fachzeitschriften niedergelegt werden. Waren früher die Einleitungen zu den Textausgaben altdeutscher Denkmäler zu armselig und mager, so werden sie neuerdings wieder zu umfangreich gemacht, sodaß in ihnen öfters der Schwerpunkt liegt, nicht im Texte. Gerechtfertigt scheint mir dies Verfahren nur dann, wenn das herausgegebene Denkmal ausschließlich das streng gelehrte Interesse in Anspruch nimmt, nur für die Kreise der Fachmänner bestimmt ist. Da hilft eine ausführliche Einleitung dem Texte auf und verschafft ihm mehr Beachtung. Indessen soll diese Aeußerung eines principiellen rein formalen Bedenkens nicht den Dank auch nur im mindesten schmälern, den wir dem Herausgeber für seine überaus werthvolle Gabe und seine aufopfernde Arbeit schulden.

Zunächst möchte ich die Aufmerksamkeit auf den letzten Theil der Einleitung hinlenken, welcher „die Literatur“ von den Anfängen bis auf die Gegenwart zusammenstellt. Piper hat unter dieser Otfrid-Literatur nicht nur diejenigen Werke und kleinern Arbeiten eingereiht, die in ihrem Titel sich auf Otfrid und sein „Evangelienbuch“ beziehen, sondern im weitern Sinne auch solche, die sich überhaupt mit dem Dichter und seiner Schöpfung mehr oder weniger beschäftigen. Auf solche Weise ist diese Literatur überraschend reichhaltig geworden. Die Zusammenstellung gibt ein rühmliches Zeugniß von dem emsigen Fleiße und der ausgebreiteten Belesenheit des Herausgebers. Sie ist aber zugleich auch in hohem Grade lehrreich. Sie ist ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Philologie; sie zeigt, wie lange schon und wie intensiv und nachhaltig die Forschung sich um den Dichter und sein Werk bemüht hat. Für den, der sich über Otfrid näher belehren will oder ihn zum Gegenstand einer Untersuchung und Betrachtung zu machen gedenkt, werden natürlich die Arbeiten der neuern Zeit am wichtigsten erscheinen, wer aber der geschichtlichen Entwickelung der deutschen Studien nachgeht, der wird den Ueberblick über die ersten Anfänge der Otfrid-Forschung besonders dankbar hinnehmen, die bis zu Ende des 15. Jahrhunderts zurückreichen und im 16. Jahrhundert schon eine Ausgabe des „Evangelienbuchs“ zeitigen. Und wie fleißig ist dann das 17. Jahrhundert gewesen!

Die Einleitung beginnt mit einer Betrachtung von „Otfrid's Leben“. Ich versuche, diejenigen Punkte hervorzuheben, die eine neue Anschauung offenbaren, die namentlich auch sich zu Kelle's Angaben in einen Gegensatz stellen. Dreierlei Quellen dienen, bei dem Mangel einer gleichzeitigen Lebensbeschreibung, zur Erforschung von Otfrid's Leben: zuerst die Werke des Dichters selbst, besonders die bekannten Dedicationsgedichte; zweitens gleichzeitige Aufzeichnungen, meist Urkunden, in denen Otfrid's Name und die Namen seiner Gönner und Freunde begegnen; drittens frühere Lebensbeschreibungen, von deren Verfassern wir voraussetzen dürfen, daß sie ihre Angaben aus einem reichern handschriftlichen Material geschöpft haben, als es uns jetzt zu Gebote steht. Piper setzt Otfrid's Geburtsjahr etwa in das Jahr 790. Ob er aus Weißenburg stammte, läßt sich nicht von vornherein sagen, denn mit monachus Wizanburgensis bezeichnet er nur das Kloster, dem er angehörte. Lachmann hatte geschlossen, weil Otfrid ein Franke sei, könne er nicht von Weißenburg stammen,

das er im alemannischen Gebiete belegen ansah. Weißenburg gehörte aber zum Speiergau, also zu Franken, wie Kelle nachgewiesen hat. Also kann Otfrid recht gut seine Heimat in Weißenburg oder dessen nächster Umgebung oder sonst wo im pagus Spirensis gehabt haben; aber es läßt sich nicht bestimmt nachweisen. Hinsichtlich der Beurtheilung von Otfrid's Sprache weicht Piper von seinem Vorgänger ab. Otfrid's fränkischer Dialekt ist stark alemannisch gefärbt. Kelle erklärt dies ausschließlich daraus, daß Weißenburg unweit der schwäbischen Grenze liege und dort also ein Mischdialekt geherrscht haben müsse. Piper dagegen sucht hauptsächlich den Grund in Otfrid's mehrjährigem Aufenthalt in Sanct-Gallen, den Kelle geleugnet hatte.

Piper kommt auch ein paar mal, wenn auch nur kurz und beiläufig, auf die bekannte Stelle vom Heimweh im „Evangelienbuch" zu sprechen, die von verschiedenen Forschern für das Biographische benutzt, aber verschieden gedeutet wurde. Aus Piper's Erwähnungen scheint mir hervorzugehen, daß auch er einer bestimmten Beziehung in Otfrid's Klage zu sehr geneigt ist. Ich gestehe, daß mir Rechenberg das Richtigere getroffen zu haben scheint, wenn er diese auf einem allgemein dichterischen Motive beruhende und in einem Mystice erscheinende Aeußerung nicht concret auffaßt, sondern eben mystisch deutet, als Klage um die verlorene Sehnsucht nach der neuen Heimat in Gott.

Stimmt Piper darin mit Kelle zusammen, daß sich ein Aufenthalt Otfrid's in Konstanz nicht nachweisen lasse, so weicht er wieder darin von ihm bedeutend ab, daß er nicht blos einen, sondern den wiederholten Aufenthalt in Sanct-Gallen annimmt. Sein Beweis scheint mir vollkommen gelungen zu sein.

Am Schlusse dieses Abschnitts stellt Piper die Resultate über Otfrid's Leben übersichtlich zusammen. Hier werden auch die Entstehungszeiten der einzelnen Bücher der Dichtung angegeben und eingereiht, wenn über diese Datirung auch erst im folgenden Abschnitte näher gehandelt wird. Zugleich ist in dieser Uebersicht auf die Persönlichkeiten Rücksicht genommen, die in Otfrid's Biographie eine Rolle spielen.

Wenn wir das folgende mit einem wahren Bienenfleiß gearbeitete Kapitel über die Handschriften hier nicht im einzelnen zu betrachten haben, so mag das Eine doch bemerkt sein, daß hier zugleich ein sehr wichtiger Beitrag zur Grammatik wie zur Metrik Otfrid's gegeben ist, der künftigen Arbeiten zur Stütze und zur Richtschnur dienen wird und dienen muß. Literargeschichtlich wichtig wird das Facit sein, daß wir zwei von des Dichters eigener Hand geschriebene Handschriften besitzen, die wiener (Codex V) und die heidelberger (Codex P); eine dritte, nur in Bruchstücken überlieferte, ist unter Otfrid's Aufsicht entstanden; eine vierte, die münchener, früher freisinger, ist aus den Originalexemplaren Otfrid's in den ersten Jahren des 10. Jahrhunderts abgeschrieben.

Bedeutsam für die literarische wie für die ästhetische Würdigung Otfrid's ist die Quellenfrage. Kelle hat es zuerst unternommen, die Quellen zu bestimmen. Er hat durch diese fleißige Arbeit nicht blos für seinen nächsten Zweck Gutes und Förderliches geleistet, sondern zugleich damit die Anregung gegeben, daß auch die Quellen des „Hêliand" untersucht wurden, wodurch wiederum die literarhistorische Kritik des „Hêliand" in ein ganz neues Stadium getreten ist. Gerade diese Quellenuntersuchungen haben die beiden so verschiedenen Dichtungen als Erzeugnisse verwandter Gattungen erscheinen lassen. Auch der „Hêliand" ist so gut wie Otfrid's „Evangelienbuch" ein Kunstgedicht und zum Theil ein Lehrgedicht, das Werk eines Theologen oder mindestens eines theologisch gebildeten Laien. Denn in beiden Dichtungen sind außer dem Stoffe, den die Bibel und die übliche lateinische Evangelienharmonie bot, Kirchenväter benutzt. Piper fußt auf den Forschungen Kelle's, hat aber nicht unwesentliche Erweiterungen geben können. Auch Piper glaubt nicht, daß Otfrid trotz mancher Uebereinstimmung den „Hêliand" direct benutzt habe. Die Gemeinsamkeit der Quellen führte diese herbei. Piper's Zusammenstellung, in der auch erforderlichenfalls, wenn die eigentliche Quelle nicht angegeben werden konnte, die Parallelstelle aus dem „Hêliand" angeführt wurde, ist sehr willkommen und zweckmäßig. In den Anmerkungen zum Texte ist dann natürlich auch auf die Quellen Bedacht genommen. Was die deutschen Quellen betrifft, so ist es längst bekannt, daß Otfrid einen Vers, der sich im „Muspilli" findet, trotz des fehlenden Endreims wiederholt, daß sich auch Anklänge an das Petrus-Lied und den Leich von Christus und der Samariterin finden. Es ist ein hochanzuerkennendes Verdienst Piper's, daß er sich bestrebte, alle diese Anklänge zu sammeln und namentlich auch die Stellen im „Muspilli", die möglicherweise Otfrid's Aussprüche beeinflußt haben, zu vermehren.

Von besonderm Werthe ist aber die Erörterung „Zur Geschichte und Charakteristik des Evangelienbuchs". Hier wird zunächst die Veranlassung, Zeit der Abfassung und die Reihenfolge derselben besprochen. Piper nimmt an, daß der Dichter durch die in Fulda gehörten Klagen des Hrabanus und des Salomo über den unheiligen Volksgesang angeregt und durch einige hochansehnliche Brüder, höchstwahrscheinlich Hartmut und Werimbert, bestimmt worden sei, die Evangelien ins Fränkische zu übertragen. Wer die Matrona Judith sei, die von Otfrid ein deutsches Evangelienbuch wünschte, ist von verschiedenen Forschern verschieden gedeutet worden. Kelle vermuthete in ihr die Tochter Karl's des Kahlen. Piper entscheidet sich nicht ganz bestimmt, ist aber geneigt, in dieser Judith die ehemalige Kaiserin Judith, Witwe Ludwig's des Frommen, Stiefmutter Ludwig's des Deutschen, zu sehen, die im Jahre 830 den Schleier nahm.

Otfrid's Werk ist bekanntlich nach und nach entstanden und ausgegeben worden. Es würde zu weit führen, dies hier nach Piper's sorgsam erwogenen Auseinandersetzungen genauer zu verfolgen. Nur über die Vollendung des Ganzen noch ein Wort. Die Berechnung haben Graff und Lachmann im allgemeinen schon festgestellt. Lachmann nahm das Jahr 865 als das wahrscheinlichste an: das galt dann als ausgemacht und feststehend. Kelle erklärte sich im Anschluß an Graff für die Jahre 867 oder 868. Und für 868 entscheidet sich auch Piper.

Otfrid's Sprache ist südfränkisch. „Die alemannischen Elemente", sagt Piper, „erklären sich aus der Lage Weißenburgs an der Sprachgrenze und durch den längern Aufenthalt Otfrid's in Sanct-Gallen." Zu einem Theile folgt

also Piper doch der frühern Auffassung Kelle's. Nachdem der Aufenthalt des Dichters in Sanct-Gallen erwiesen ist, können und müssen wir sicher zugleich auch einen Einfluß des dortigen Dialekts annehmen. Denn durch die ganze Literaturgeschichte des Mittelalters ist die Wahrnehmung zu machen, daß solche Sprachmischungen, die bei dem Wechsel des Wohnortes ja durchaus natürlich sind, in der That recht häufig vorkommen, ja sogar die Regel bilden.

Was Piper über Otfrid's Vers bemerkt, daß er die Fortbildung des alten volksthümlichen epischen Verses sei, daß in ihm der Endreim als neues Element beitrete, scheint mir nicht völlig zutreffend zu sein, auch nicht ausreichend für die weitern Kreise, die sich über den durch Otfrid zwar nicht begonnenen, aber praktisch und autoritativ durchgeführten Umschwung belehren wollen. Sollen die lateinischen Hymnen gar nicht eingewirkt haben? Und ist Otfrid's Vers wirklich der alte stabreimende? Ist es nicht ein zufälliges günstiges Zusammentreffen, daß der alte zweihebige Vers mit seinen Nebenhebungen in der Praxis zu einem viermal gehobenen wird, der alsdann dem Hymnenversmaße gleicht? Und ist der Reim, d. h. der Endreim, wirklich ein völlig neues Element? Liegen seine Keime nicht in der Sprache, in der Gleichheit der grammatischen Formen und in der Aehnlichkeit der Wortbildungen verborgen, und kommen diese Keime vereinzelt nicht schon in der Alliterationspoesie an das Licht? Mit Kelle's sehr richtiger, von Piper mit Recht citirter Aeußerung, daß der bereits erzielte hohe Grad der Genauigkeit im Reime eine längere Uebung voraussetze, erklären wir doch nicht alles. Wie beim Metrum haben wir auch beim Reime eine Mischung ureigensten oder lange gehegten Besitzes mit einem fremden Vorbilde anzunehmen. Und solches begegnet uns in der Geschichte der Metrik zu öftern malen in überraschend ähnlicher Weise.

Am Schluß der Einleitung kommt der Herausgeber auch kurz auf die historischen Nachrichten über sonstige Werke Otfrid's zu sprechen, die aber nur Vermuthungen sind und daher für die Literaturgeschichte keinen Werth haben.

Treffend und schön ist Piper's kurze Charakteristik Otfrid's und seines „Evangelienbuchs", die darum hier folgen mag:

Otfrid war bei seiner Dichtung wesentlich begünstigt durch den reichen Wohllaut seines südfränkischen Dialekts, und besonders in einzelnen lyrischen Stellen ist weiche Anmuth mit ernster Würde gepaart. Otfrid war ein Meister seiner Sprache; und wenn er auch nicht reich dasteht an eigenartiger Auffassung und an selbständigen Gedanken: über die Worte und Wendungen der Sprache hat er eine vollständige Herrschaft geübt, wie wir sie annähernd nur im „Isidor" treffen. So ist uns das „Evangelienbuch" ein köstlicher Schatz deutschen Alterthums; und wie unter des Dichters Mönchsgewande ein warm und deutsch empfindendes Herz schlug, so bricht auch in seinem Werke allenthalben aus der geistlichen Hülle der lautere Klang eines edeln und tiefen Gemüths hervor.

In dieser Otfrid-Ausgabe, die Piper dem Professor Karl Bartsch in Heidelberg als Festgabe zum 12. März 1878, zu dessen Doctor-Jubiläum, darbrachte, haben wir eine der hervorragendsten Arbeiten erhalten, die in jüngster Zeit auf dem Gebiete der germanischen Philologie erschienen sind. Möge dem Herausgeber rechte Kraft und Freudigkeit beschieden sein, das verheißene Wörterbuch in nicht zu langer Frist zu vollenden! Sind wir ihm jetzt schon in hohem Maße zu Dank verpflichtet, so wird doch erst mit dem künftigen ausführlichen Glossar das ganze Unternehmen gekrönt sein. Dann erst ist für das Otfrid-Studium der Weg völlig geebnet und freigemacht.

Reinhold Bechstein.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Der Allgemeine deutsche Musikverein hat ein Schriftchen von Albert Tottmann „Der Schulgesang und seine Bedeutung für die Verstandes- und Gemüthsbildung der Jugend" herausgegeben (Leipzig, Kahnt), dem ein warmes empfehlendes Vorwort von Professor Dr. Alsleben, dem Vorsitzenden des Musikertags, vorausgeht. Diese mit Einsicht und Wärme abgefaßte Schrift weist zunächst auf den pädagogischen Werth eines guten Gesangsunterrichts in psychologischer Hinsicht und auf seine ethische Bedeutung in der Beziehung zum kirchlichen Gemeindegesange hin; er hebt hervor, daß ein mit der gehörigen Einsicht in den menschlichen Stimmorganismus betriebener Gesangsunterricht zugleich in hygieinischer Hinsicht von höchster Wichtigkeit ist; er gilt ihm als das beste Mittel zur Hebung der Sprachreinheit sowie zur Erzielung eines tiefern seelischen Sprachverständnisses im Kinde, also auch als Vorbildung für angehende Redner, sowie er überhaupt, als wesentlicher Theil der ästhetischen Erziehung, zur Erziehung des Volksgeistes beiträgt. Der Verfasser betrachtet dann die einzelnen Schulen, an denen Gesangsunterricht ertheilt wird: die Volksschulen, die höhern Töchterschulen, die Realschulen und Gymnasien, und indem er die Behörden in Bezug hierauf des Indifferentismus anklagt, macht er nun seine Reformvorschläge. Er verlangt, daß man den Gesangsunterricht durchweg obligatorisch mache und die nöthigen Lehrstunden für ihn ansetze, daß die Lehrer noch umfassender und eingehender geprüft werden als bisher. Hier geht der Verfasser ins Detail; er gibt die Vorarbeit zu einem von den Behörden zu erlassenden Prüfungsreglement. Besonders verlangt er, daß der Lehrer eine Probe ablegen müsse, inwieweit er dasjenige Instrument, dessen richtigen Gebrauch er den Schülern lehren soll, das Stimmorgan, selbst schulgerecht zu behandeln versteht. Indem er außerdem gediegene Gesinnungsrichtung und geläuterten Geschmack zu Bedingungen der amtlichen Wirksamkeit des Lehrers macht, weist er darauf hin, daß der Gesangsunterricht eine strenge umsichtige Controle verlange. Lascive Bilder richten sich selbst, nicht so leicht werden von allen sogleich niedrige Tonweisen als solche und deren schädliche Wirkungen auf das Gemüthsleben der Jugend erkannt. Außerdem sollen die Gesangslehrer in der Person eines fachkundigen Inspectors einen competenten Vertreter ihrer Interessen erhalten und eine Instanz, der sie berechtigte Wünsche und Beschwerden vortragen können. Auch soll der Gesangslehrer in Bezug auf Gehalt und äußeres Ansehen an den höhern Schulen besser gestellt sein. Mit Wärme verfolgt der Verfasser ideale Tendenzen gegenüber der materialistischen Zeitrichtung; er sagt: „Was könnte ein besseres Mittel gegen jene verstandesmäßige Verflachung und Ernüchterung, gegen jene nicht selten sich bis zur Frivolität steigernde Superklugheit des heranwachsenden Geschlechts sein, als die Uebung einer Kunst, die unmittelbar den Weg vom Herzen zum Herzen bahnt, die den Ausdruck überschäumender Freude klärt und veredelt, die den erdrückenden Schmerz in milde Wehmuth löst und die schon dem Kinde Gelegenheit gibt, sein innerstes Seelenleben sowol im heitern weltlichen wie im ernsten religiösen Liede ganz und voll ausklingen zu lassen?"

— Unter den neuesten Veröffentlichungen der Reclam'schen

„Universal-Bibliothek“ finden wir in neuer Uebersetzung den Fielding'schen Roman „Tom Jones“, das mittelhochdeutsche Heldengedicht „Lohengrin“, erneut von H. A. Junghans, Johann Gottlieb Fichte's Werk über „Die Bestimmung des Menschen“, Victor Hugo's „Ruy Blas“, übersetzt von Dräxler-Manfred, ein neues Bändchen der „Californischen Erzählungen“ von Bret Harte, und von neuern Productionen Louis Nötel's humoristische Erzählungen „Vom Theater“ und das einactige Lustspiel von Ernst Wichert „Ihr Taufschein“. Wir finden ferner L. Angely's beliebtes Bühnenstück „Nach Sonnenuntergang“, die Uebersetzung der „Sakuntala“ von Alfred Freiherrn von Wolzogen, des Conscience'schen „Rekruten“ in der Uebersetzung von O. L. B. Wolff. Zu Thümmel's prosaisch-komischem Gedicht „Wilhelmine“ hat Adolf Stern eine Vorrede geschrieben, in welcher er sagt, daß die Leserwelt des Augenblicks, die sich an Spitzer's Novelle „Das Herrenrecht“ entzückt, keine Ursache habe, die „Wilhelmine“ mit prüdem Achselzucken beiseitezulegen.

Theater und Musik.

Das neue Schauspiel von Gustav zu Putlitz „Rolf Berndt“ macht jetzt mit Erfolg die Runde über viele norddeutsche Bühnen. So ist es in Berlin und Leipzig mit Beifall aufgeführt worden. Das Stück lehnt sich an die Muster skandinavischer Dramatik, an die Stücke von Björnson und Ibsen an, indem es seinen Stoff aus der kaufmännischen Welt der Seestädte herausgreift. Gleichzeitig kann das Stück als ein Gemälde der modernen Médisance gelten, als eine Darstellung unserer gesellschaftlichen Zustände, in denen der gute Ruf von Zufälligkeiten und der Böswilligkeit anderer abhängig ist. Die Wiederherstellung seines guten Namens durch einen opfermuthigen Freund bildet den Kern des Schauspiels, das in einem nicht nach Esprit haschenden Dialog von gesunder Tüchtigkeit abgefaßt ist und in welchem die Handlung durchweg aus den Charakteren hervorgeht, während dem Walten des Zufalls nur die äußerliche Verknüpfung derselben überlassen ist. Uns scheint der Hauptvorzug des Stücks nicht in der Intrigue, sondern in der Charakterzeichnung zu liegen, welche mehr an die guten alten Muster des deutschen bürgerlichen Schauspiels als an die neufranzösische comédie erinnert, obschon einige satirische Streiflichter, wie sie diese Komödie liebt, auch dem Drama von Putlitz nicht fehlen. Gleichwol liegt die sarkastische Schärfe nicht im Wesen seines Talents: der Advocat Spangenberg erscheint uns als die am wenigsten gelungene Figur des Stücks; er soll der Vertreter der eigentlichen Médisance sein, doch ihm fehlt gerade der scharfe und schlagende Witz.

— Nissel's „Agnes von Meran“, das vom berliner Schiller-Comité mit dem Preis gekrönte Trauerspiel, ging am wiener Stadttheater mit gutem Erfolg in Scene. Auch die wiener Kritik spricht sich günstig über das Stück aus; wir verweisen auf die Besprechung des Stücks in d. Bl., welche auch auf die Schattenseiten desselben hinweist. Jedenfalls gehört zu diesen eine etwas schwerfällige, besonders in weitausholenden Perioden sich gliedernde Diction, die nur bisweilen sich zu dramatischer Wirkung zusammenrafft.

— G. von Moser's in dramatischen Improvisationen unerschöpfliches Talent hat wieder ein neues leichtgeflügeltes Lustspiel: „Kalte Seelen“, producirt, welches am leipziger Carola-Theater zur Aufführung kam und das Publikum sichtlich erheiterte. Diese Wirkung haben zwar andere Moser'sche Stücke in erhöhtem Maße gehabt; denn die „Kalten Seelen“ prägen den komischen Grundgedanken, die Bekehrung durch die Liebe, welche selbst zwei alte Käuze, einen wetterfesten Junggesellen und einen ausgenüchterten Witwer, einen Consul und Professor, erfaßt, nicht mit genügender Klarheit im architektonischen Bau des Ganzen aus, die Handlung ist nicht genug gegliedert; ihre Einschnitte treten nicht hinreichend markirt hervor. Wol aber sind einzelne Scenen sehr ergötzlich: dazu gehört die originelle Champagner- und Liebesscene, die mit einer Orgie nichts gemein hat, sondern in welcher nur eine alte Haushälterin sich fälschlich für die bestimmte Braut ihres Hausherrn, des Junggesellen, hält. Dies Quidproquo ist mit der leichten Grazie der Moser'schen Lustspielmuse durchgeführt, die sich in lauter kurzathmigen Sätzen ergeht und kaum zu irgendwelchen zusammenhängenden Perioden Zeit gönnt. Diese sind aber doch oft nöthig, um die Motive fest in den Boden einzurammen: bei dem vorüberhuschenden Sprühfeuer von allerlei lustigen Bemerkungen verliert man oft die Klarheit des Blicks in den innern Zusammenhang der Handlung, auf welchem auch im Lustspiel die Sympathie beruht, die man dem Gang derselben und den Charakteren entgegenbringt.

Bibliographie.

Akermann-Haßlacher, Bertha, Die Braut des Rebellen. Roman aus dem Italienischen. Waldsee, Liebel. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

Bergkristalle. Novellen und Erzählungen aus der Schweiz. 19ter u. 20ster Bd. 2te Serie: Novellen und Erzählungen von J. J. Romang. Bern, Haller. 8. à 1 M.

Conder, F. R., C. E., Drei Ideale menschlicher Vollkommenheit nach der Mischna, den Satzungeu Loyola's und der Ethik des Aristoteles. Leipzig, O. Schulze. 8. 75 Pf.

Dessauer, M., Der deutsche Plato. Erinnerungsschrift zu Moses Mendelssohn's 150jährigem Geburtstage. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 75 Pf.

Dorer, E., Granatblüthen. Spanische Gedichte und Volkslieder, verdeutscht. Leipzig, T. O. Weigel. 8. 1 M. 80 Pf.

Dungern, Julie, Des Pfalzgrafen Brief oder wie ein Goeler vom geistlichen Stande wieder weltlich ward. Erzählung aus der Familiengeschichte des Freiherrn Goeler von Ravenburg. Nebst einer Einleitung, enthaltend die Uebersicht der Goeler'schen Familiengeschichte. Heidelberg, C. Winter. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

Eyth, M., Wanderbuch eines Ingenieurs. In Briefen. 5ter Bd.: Aus Nah und Fern. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Goethe, Das Tagebuch. 1810. Karlsruhe, Feller. 1880. 8. 60 Pf.

Grotthuß, Baronin Elisabeth v., Die beiden Vettern. Roman. Augsburg, Schmid's Verlag. 8. 2 M. 50 Pf.

Hagen, E. v., Richard Wagner als Dichter in der zweiten Scene des „Rheingold“. München, Kaiser. Gr. 8. 6 M.

Henle, E., Entehrt. Schauspiel. Stuttgart, Greiner. 8. 1 M.

Hesse-Wartegg, E. v., Nord-Amerika, seine Städte und Naturwunder, sein Land und seine Leute. Mit 300 Illustrationen. 3ter Bd. Leipzig, G. Weigel. Lex.-8. 7 M.

Die Hessen in der Schlacht von Gravelotte-St. Privat. Ein Gedenkblatt. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Hoppe, J. I., Sociale Uebelstände zweier Confessioneu. Ein psychologisch-religiöses Zeitbild. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Lehmann's, C., Blumengarten, frisch ausgejätet, aufgeharkt und umgearbeitet von einem Liebhaber alter deutscher Sprache und Weisheit. Berlin, C. Duncker. 16. 4 M.

Molière und seine Bühne. Molière-Museum. Sammelwerk zur Förderung des Studiums des Dichters in Deutschland, unter Mitwirkung von Humbert, Laun und Fritsche in zwanglosen Hefteu herausgegeben von H Schweitzer. 1stes Heft: Biographisches, auf Grund eigener Quellenforschung vom Herausgeber. Leipzig, Thomas. Gr. 8. 3 M.

Möllhausen, B., Vier Fragmente. Roman. 4 Bde. Berlin, Janke. 1880. 8. 15 M.

Oleck, v., Carl Friedrich Wilhelm von Reyher, General der Kavallerie und Chef des Generalstabes der Armee. Ein Beitrag zur Geschichte der Armee. 4ter Thl. Mit dem Brustbilde des Generals. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Pechnik, A., Goethe's „Hermann und Dorothea“ und „Herr Thaddäus oder der letzte Einritt in Lithaueu“ von Mickiewicz. Eine Parallele mit Beigabe von mehreren übersetzten Auszügeu aus dem letztereu Gedichte. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 2 M.

Reuss, R., Strassburg im dreissigjährigen Krieg (1618—1648). Fragment aus der Strassburgischen Chronik des Malers Johann Jakob Walther, nebst Einleitung und biographischer Notiz. Strassburg, Treuttel u. Würtz. Gr. 4. 1 M. 90 Pf.

Riesenthal, O. v., Aus Wald und Welt. Bilder aus meines Freundes Skizzenbuch. Leipzig, Schmidt u. Günther. 8. 3 M.

Sabell, E. W., Zu Goethe's 130. Geburtstag. Festschrift. Heilbronn, Henninger. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Schanz, J., Italieu, Deutschland, Oesterreich im Spiegel moderner Dichtung. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 1 M.

Schenk, A. L., Robert Essex. Tragödie. Tübingen, Lindenmaier. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

— — Die Herrin von Aosta. Romantisches Drama. Tübingen, Lindenmaier. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Specht, F. A. K. v., Das Festland Asien-Europa uud seine Völkerstämme, deren Verbreitung und der Gang ihrer Kulturentwicklung mit besonderer Berücksichtigung der religiösen Ideen von Anbeginn bis zur Gegenwart. Berliu, F. Luckhardt. Gr. 8. 6 M.

Thomsen, W., Der Ursprung des russischen Staats. Drei Vorlesungen. Vom Verfasser durchgesehene deutsche Bearbeitung von L. Bornemann. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Tumlirz, C., Gedichte. Prag, Reichenecker. 16. 1 M. 20 Pf.

Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 4te Serie. 7ter Bd.: Liebe und Liebes-Leben in der Thierwelt. Von L. Büchner. Berlin, A. Hoffmann. Gr. 8. 6 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 41. — 9. October 1879.

Inhalt: Dramatische Revue. I. — Zur deutschen Literaturgeschichte. Von Wilhelm Buchner. — Schriften über polnische und russische Zustände. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Theater und Musik; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Dramatische Revue.

I.

1. Antigone. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Eugen Leyden. Zürich, Verlagsmagazin. 8. 1 M. 50 Pf.

Eine moderne „Antigone", das ist immerhin ein Wagniß, dessen Kühnheit allein, selbst wenn es mislungen, Aufmerksamkeit und auch wol Achtung fordert. Zwar werden sogleich diejenigen bei der Hand sein, welche das Stichwort „Ilias post Homerum" bei jeder Gelegenheit ertönen lassen, um auch hier schon das Unternehmen selbst an und für sich als ein Verbrechen gegen den Geist der classischen Kunst zu verdammen oder als eine Thorheit zu betrachten. Wir möchten im Gegentheil darauf hinweisen, daß jede wahre dramatische Kunst, der griechischen gleich, ohne Ansehen der Namen die öftere Behandlung desselben Stoffs durch wetteifernde Kräfte gestatten, ja wünschen soll, und daß es speciell diesen antiken Stoffen gegenüber weit verdienstlicher ist, sie der Mitwelt näher rücken zu wollen, als von derselben blinde Bewunderung für etwas theilweise doch immer Unverstandenes zu fordern. Welche Nöthigung nun freilich vorlag, gerade die „Antigone" neu zu dichten, ist weniger ersichtlich, angesichts des Umstandes, daß eben diese Tragödie dem modernen Publikum am meisten sympathisch und durch die Mendelssohn'sche Musik noch um ein Bedeutendes näher gerückt, ja an vielen Orten durch würdige Aufführungen geradezu ein Bestandtheil des höhern Repertoire geworden ist. Ich kenne nur einen Standpunkt, der eine solche Umdichtung dieses griechischen Meisterwerks vollkommen rechtfertigen könnte, nämlich wenn ein Dichter den antiken Stoff völlig einzuschmelzen und in eine durchaus moderne Kunstform, dramatisch wie psychologisch, umzugießen entschlossen wäre und seine Pietät für den herrlichen Stoff, welcher der Erfindung nach bekanntlich ganz der geläuterten Seele des Sophokles als Eigenthum angehört, gerade dadurch bewiese, daß er die demselben innewohnende tragische Gewalt dem Bewußtsein der Neuzeit durch alle derselben zu Gebote stehenden dramatischen Hebel zu erschütterndstem Ausdruck brächte. Diese Hebel sind wesentlich zwei: die Anwendung dramatischer Massenwirkung, sodaß die Ereignisse vor unsern Augen sich vollziehen und in wirksamer Steigerung zu den Actschlüssen hin sich aufbauen, in wohldurchdachter Abwechselung mit den innerlichen, nur psychologisch bewegten Scenen, und ferner das volle Erklingenlassen der Saite, die immer doch in der menschlichen Seele die stärkste ist, der Liebe. Ich weiß wohl, was allzu furchtsame oder pedantische Kritiker hiergegen einwenden werden: Massenwirkung und Liebesscenen zerstören den Geist der antiken Tragödie und deren Würde. Aber ich bin ebenso wenig um die Gegengründe verlegen, welche für jeden Einsichtigen, Vorurtheilsfreien durchschlagend sind. Erstlich was die Massenwirkung betrifft, so ist dieselbe, richtig angewandt, keineswegs nur eine Concession an den modernen „rohern" Geschmack; sie ist ein Lebensprincip dramatischer Composition, die sich in Gegensätzen, folglich auch in dem der Masse zum Einzelnen bewegen muß; denn es gibt keine große Tragödie, in der nicht das Schicksal des Einzelnen sich auf dem Hintergrunde eines gewaltigen Volksschicksals, das davon beeinflußt wird, mächtig abhebt, und wenn wir den antiken Chor, der ja dies Princip, wenn auch nur symbolisch vertritt, weglassen, so müssen wir eben, um das Schicksal der tragischen Helden auf einen würdigen, weithin sichtbaren Standpunkt zu erheben, von dem auch ein ganzes Volk davon erschüttert erscheint, dieses selbst auf der Bühne, nur nicht symbolisch, sondern actuell, und nicht als Zuschauer, sondern mitfühlend und handelnd sehen. Zweitens, die Leidenschaft der Liebe: aus welchem Grunde soll sie bei antiken Stoffen vor einem modernen Publikum wegbleiben oder auch nur verdeckt werden? Weil die antiken Tragiker ihr nur einen geringen, anfänglich gar keinen Spielraum gönnten? Aber sie hatten ihre eigenartigen zwingenden Gründe dazu: den allgemeinen, daß ihr Drama aus religiösen Feierlichkeiten entstanden war und sich nie ganz von deren feierlichem Zwange lossagen konnte; den besondern, daß alle ihre Scenen vor

versammeltem Volke vor sich gingen, und an solchen Orten hat allerdings die Liebe mit ihren Seelenstürmen selten oder niemals eine Rolle gespielt. Wenn nun für uns beide Gründe weggefallen sind, so ist es nicht allein eine Pedanterie, sondern sogar ein psychologisches Unrecht, den antiken Gestalten eine unnatürliche Kälte aufzuerlegen, die sie uns nur unverständlich macht, während doch kein Zweifel darüber bestehen kann, daß in dem heißblütigen Volke des Südens jeder Einzelne, ob Agamemnon, Achilles oder hier Hämon, feuriger geliebt hat als alle frostigen Erklärer der Antike zusammengenommen. Zudem hat Sophokles gerade hier Hämon's Liebe selbst erfunden, um überhaupt die tragische Strafe an dem hartherzigen Kreon zu vollziehen; und wenn es nun doch einmal feststeht, daß die Liebe eine der stärksten aller seelischen Triebfedern ist, so hat ein Dichter die Seele, die er zeichnen will, so lange nur in unvollendeten Umrissen vorgeführt, solange er sie nicht auch in dieser Beziehung dargestellt hat. So ist es klar, daß der moderne Dichter, der antike Stoffe uns wirklich zu eigen machen will, nur auf diesem Wege, wenn er ihn unerschrocken zu betreten entschlossen ist, nutzbringend arbeiten kann.

Hat nun der Autor des vorliegenden Werks diesen Weg betreten? Ja und nein; ja, insoweit er der Liebe und den Leidenschaften des Volks einigen Spielraum eingeräumt hat; nein, insoweit er von diesem ihm zustehenden Rechte als Dichter einen sehr bescheidenen, unvollständigen, also auch ungenügenden Gebrauch gemacht hat, offenbar weil er jene Vorwürfe doch noch zu sehr fürchtete und deren Grundlosigkeit nicht fest genug erkannt hatte. Da aber die Umwandlung in die moderne Form somit nur halb und nicht einmal halb gerathen ist und das Werk, bei seiner gehaltenen, im ganzen würdigen Sprache, die ihm zur Ehre gereicht, dem fremdartigen antiken Kunstprincip immerhin näher steht als dem modernen: so ist dieser Versuch einer Umdichtung der Sophokleischen Tragödie nur ein Versuch geblieben, um so mehr, als im scenischen Bau und in der Charakteristik sich nicht unwesentliche Rückschritte gegen Sophokles zeigen, wie die Analyse des Stücks ergibt. Der erste Act enthält die Bestattung des Polynices durch Antigone bis zur Berichterstattung an Kreon, entsprechend dem Anfang bei Sophokles bis zu Vers 224; der einzige Unterschied ist, daß jene Bestattung hier vor unsern Augen vor sich geht, während sie bei Sophokles bekanntlich erzählt wird. Dies ist nun zwar eine Annäherung an das moderne Kunstprincip, aber keine besonders glückliche, weil die Schwierigkeit der wirklichen Bestattung um so deutlicher vor Augen tritt: im Hintergrunde ruht die Leiche des Polynices; die Wächter schlafen, wie man leider erst später erfährt; denn Antigone, die mit Ismene auftritt, um wie bei Sophokles dieselbe vergeblich zur Theilnahme zu bewegen, forscht nicht einmal mit einem Worte danach, ob die Wächter auf ihrem Posten sind oder nicht: scenisch wie psychologisch eine große Unwahrscheinlichkeit; und wenn bei Sophokles jenes warnende Gespräch vor dem Palaste, hier vor den Thoren vor sich geht, so kann man auch diese Veränderung der Localität nur mislungen finden. Nach dem Abgang der Ismene geht Antigone ans Werk, indem sie den Bruder natürlich nicht unter die Erde bringen kann, sondern ihn, nach ihren Worten, mit Staub bestreut — drei Hand voll genügten bekanntlich den Griechen — und die „Weihurne dreimal um den Leichnam schwenkt", soll wol heißen: ihn mit den Weihegüssen begießt. Damit, da sie den Leichnam doch nicht ganz mit Erde bedeckt wie bei Sophokles, hätte nun Antigone der Pflicht genug gethan und brauchte nicht wiederzukommen, wenn die Hand voll Erde durch die erwachenden Wächter weggenommen ist. Denn nicht das bischen Staub ist es, sondern die religiöse Handlung, welche die Seele des Todten für ihren frommen Sinn zur Ruhe eingehen läßt, und die Wegnahme des Staubes vermag den Todten so wenig zu stören, als eine Ausgrabung desselben ihn stören würde. Hier aber kommt sie unmotivirterweise gleich wieder, während die Wächter, die in dem Begräbniß schon ein Wunder der Götter sehen und dies Wunder dem Kreon zu melden eilen, selbst den „gottbeliebten Todten" bewachen, „damit sich keine zu beflissne Hand In unverständ'gem Zorn an ihm vergreife", Antigone veranlaßt also hier ganz unmotivirt ihre Verhaftung, denn wenn sie nicht zurückkehrte, würde ihre Spur nicht entdeckt und das Wunder geglaubt werden; es erhöht aber nicht den Werth ihrer That, daß sie eine Märtyrerin sein will; auch ist es ungriechisch gedacht. Bei Sophokles wird sie am Nachmittag verhaftet, als sie noch einmal nach der Leiche sieht, und erst da bekennt sie sich zur That, was viel besser motivirt ist. Und so ist auch der Schluß dieses ersten Acts, da die Wächter Antigone nicht sogleich gefangen nehmen, sondern warten, trotz eines schön gedachten Gebetes der Antigone, vollkommen hinfällig; es ist gar kein Schluß, sondern ein willkürlicher peinlicher Stillstand der Handlung. Hier eine Zwischenbemerkung. Wie etwa müßte die Exposition gestaltet sein, wenn sie ein modernes Publikum packen und erschüttern sollte? Und ergreifen und erschüttern muß alles, was voll motivirt und lebenswahr gruppirt ist; nun genügt es aber für uns nicht, bei allen Hörern, wie Sophokles es bei den seinigen durfte, vorauszusetzen, daß sie wissen, wer Polynices war; sondern sein Angriff auf die Vaterstadt, der Bruderstreit und Brudermord muß vor unsern Augen erschütternd vor sich gehen, wenn wir in die nöthige tragische Aufregung gerathen sollen. Mit diesem Streit der Brüder und ihrem Doppelmord muß das Stück für uns unbedingt anfangen; alsdann der befreiende Sieg der Thebaner, ihr Jubel, Kreon's Wahl, die feierliche Bestattung des Eteokles, das grause Gericht über Polynices, die Warnung vor diesem Racheact und vor dem Zorn der Götter — könnte die nicht hier Hämon vortrefflich übernehmen, um seine spätere Stellung zu rechtfertigen — und deren Zurückweisung durch Kreon: das wäre ein stimmungsvoller erster Act oder eine erste Scene. Daran sich schließend, aber nicht mild und sanft, sondern titanisch und zornig über die dem Bruder angethane Schmach, folge Antigone's Heldenentschluß, und wenn sie nun auf dem nächtigen Schlachtfeld zur Bestattung schreitet, so muß der Dichter neben der Festigkeit ihres Entschlusses das ganze Grausen und Entsetzen der Situation entfesseln, die lebhafteste mädchenhafte Furcht, die nur durch das muthigere göttliche Mitleid besiegt wird, kurz einen Seelenkampf schildern, der uns ergreift und durchbebt; aber einige pietätvolle

blasse Redensarten über die Pflicht gegen die Todten rufen diesen Eindruck nicht hervor. Antigone's That wird erst groß durch ihren vorhergehenden Seelenkampf; ja um das Grausen der Scene zu erhöhen, würde ich nicht anstehen, Sturm und Gewitter während der nächtlichen Vorgänge über die Bühne rollen zu lassen. Aber das ist doch gewiß ein echt moderner Knalleffect? Ja, vielleicht für den, der nicht weiß, daß Sophokles den zweiten Gang der Antigone zur Leiche von einem Typhon und Orkan, einem „himmelhohen Schrecknis" begleitet sein läßt, der die Wächter mit Blitzen erschreckt und die Sonne verdunkelt; also, wenn die moderne Kunst darstellt, was die alte erzählt, erfüllt sie nicht gerade sozusagen deren Testament? Das Unwetter motivirt auch die Entfernung der erschreckten Wächter, und wenn dann, wie schon Sophokles selbst dachte, unter den gewaltigsten Hindernissen die hochherzige That geschieht, so ist sie in eine ihrer würdige und erschütternde dramatische Beleuchtung gerückt, und ich zweifle nicht, daß auf solcher gewaltigen Basis eine Tragödie sich aufbauen könnte, die den erhabenen sittlichen Gedanken tief in das kälteste moderne Herz einprägen würde.

Doch zurück zu dem behutsam aufgeführten Gebäude unserer Tragödie. Der zweite Act zeigt uns Kreon, der wider seinen Willen, vom Volke unter Anführung Hippolyt's gezwungen, jenen grausamen Befehl gegeben: wieder keine glückliche Veränderung des Sophokles, sondern sogar eine sehr bedauerliche; denn ein König, der wider seinen Willen, aus Schwachheit zu Grausamkeit gelangt, ist ein gar zu jammervolles Wesen, um uns interessiren zu können. Der Autor ist hier übrigens einem sehr verbreiteten Irrthum verfallen; er wollte gewiß Kreon uns mitleidswürdiger machen, indem er ihn der Hauptschuld entlastete, und er bedachte nicht, daß er ihn so dramatisch zu einer Nebenfigur erniedrigte, daß er ihn verächtlich, weil unselbständig machte und dadurch unser Mitleid aufhob; denn Mitleid empfinden wir nur mit dem, welcher die Verantwortung seiner Thaten auf sich nimmt; kurz, im Drama ist Unselbständigkeit, Charakterlosigkeit die tödlichste aller Schwächen, und ihr fällt hier Kreon, und soweit die Tragödie auf ihm ruht, auch diese zum Opfer; denn was soll das für ein Tyrann sein, der sich wie hier vom Volke tyrannisiren läßt? In die Rathsversammlung stürmt Hämon klagend hinein, blos weil er Antigone nicht in ihrem Gemache gefunden hat; ein Motiv, das schwächlich erscheint und Hämon nicht in kräftiges Licht stellt. Dagegen, wie nun des Königs Argwohn rege wird, wie er zur Leiche sendet (störend ist die Wiederholung auf S. 23), wie der Wächter darauf besteht, die Bestattung sei ein Wunder der Götter, wie die weinende Ismene herbeigeführt und ausgefragt wird, ohne daß etwas dabei zu Tage kommt, ist nicht ohne feines dramatisches Geschick nach und nach aufgebaut; nur dürfte hiermit keinenfalls der Act schließen, da wiederum absolut nichts geschehen oder vollendet ist. Wenn doch wenigstens Ismene sich hierbei verrathen hätte, oder die Indicien gegen Antigone sich so gehäuft hätten, daß ihre Schuld bis zur Evidenz erwiesen wäre; aber da Ismene und der Wächter geschwiegen haben, so ist der Schluß des Königs: weil Antigone nicht zu Hause ist, ist sie bei der Leiche, ganz ungerechtfertigt. Der Act schließt also vielmehr gar nicht ab, wie der erste, und hat auch die Handlung um nichts gefördert. Störend sind hier einige Trivialitäten, wie die Worte des Hippolyt:

> Wenn solch ein Frevel ungesühnet bliebe,
> So fiele bald wol alle Welt zusammen.

Im dritten Act, nach einigen Scenen, die nichts fördern und füglich wegbleiben können, wird Antigone dem Könige und den Bürgern vom Wächter vorgeführt (bei Sophokles Vers 384); sie gesteht; Hippolyt dringt auf Verurtheilung, Mnesikles vertheidigt sie, und Kreon fällt viel zu früh für die dramatische Wirkung das Todesurtheil, denn nun erst schließt sich hieran die moralische Verdammung des Königs durch Antigone. Nicht alle Ausdrücke derselben sind an dieser Stelle gut gewählt: „Der feile Priester mag Euch wohl die Gunst der Götter pred'gen; warum sollt' er nicht? Er ist Geschäftsmann" — das mag sonst wirksam sein, aber so bitter konnte Antigone, die sich selbst als Priesterin bezeichnet, nicht sprechen, um so mehr, da gar kein Priester sie anklagt. Es folgt die Trauer der Ismene, die sich für unschuldig ausgibt, ohne durchdringen zu können, und vor allem die leidenschaftliche Rede des Hämon, der mit seinem Schwert Antigone, die abgeführt werden soll, aber nicht zum Tode, sondern in ein Interimsgefängniß, vertheidigen will und von seinem Vater nur mit Gewalt mit der Kette gefesselt wird: ein trefflicher Anlauf zu echt leidenschaftlicher Dramatik, der nur darunter leidet, daß Antigone hierbei eine ganz stumme Rolle spielt und dem Hämon nicht einmal von Gewaltthaten abräth, wie sie es ihrem Charakter nach thun mußte; und wenn Hämon dann auch gegen sie den Zornigen herauskehrte, so würde seine Fesselung noch besser motivirt und wirkungsvoller sein; immerhin aber ist dies wenigstens ein Actschluß, der diesen Namen verdient.

Auch der vierte Act ist nicht ohne dramatisches Leben, aber von zu flackernder Unruhe, um auf der Höhe der tragischen Wirkung zu bleiben. Erst bestürmt Hippolyt zum dritten mal Kreon um Hinrichtung der Antigone, die, wohlgemerkt, in das Gewölbe nur als in ein zeitweiliges Gefängniß gebracht ist; der König, unschlüssig, beruft seinen Sohn, dem er — ein moderner Zug — sein Schwert zurückgibt, der ihm aber schneidend entgegentritt (Hämon: „Güte? War der Mörder Antigone's von Güte wol beseelt? O, dieses Meisterstück vermochte nur ein Teufel auszuführen", wobei jedoch die letztere Redensart nicht blos des „Teufels" wegen verfehlt und ungriechisch ist); aber der stürmische Anlauf erlahmt sehr bald, da Kreon seinen Sohn in ziemlich langen Wiederholungen („In meinem Willen lag das Urtheil nicht"; „Hab' ich dir nicht schon gesagt: In meinem Willen —"; „Es geht nicht an"; „Ich sagte schon, ich bin hier ohne Macht") auf seine Ohnmacht hinweist und vergeblich zur Entsagung überreden will; und da er das schon vorher eigentlich wissen mußte, so ist die Scene überflüssig. So eilt auch Hämon weg, nur Kreon bleibt und möchte viel darum geben, das Dunkel der Zukunft zu durchschauen; was würde es ihm helfen? Auch die Bitten der Eurydice, seiner Gattin, sind vergeblich und wirken gleichfalls nicht erschütternd, weil bei der dauernden Unschlüssigkeit Kreon's kein Fortschritt sichtbar ist. Nun erscheint aber Hippolyt wieder und meldet, daß eine große Gefahr von Theseus

drohe, der mit Kriegsmacht heranziehe, erzürnt wegen Polynices' Schmach; und nur um, feige genug, diesen zu versöhnen, soll das ganze Verfahren umgestoßen, Antigone die Freiheit gegeben und Polynices beigesetzt werden; diese Botschaft zu bringen eilen alle ab, obgleich der Tod Ismene's, ohne Grund und ohne Angabe der Todesart, gemeldet wird. So wären allerdings die Haupthelden gerettet, wenn es nicht zu spät wäre; da aber, bis wir das erfahren, beinahe ein ganzer Act hingeht, so schwächt auch dies den Ausgang sehr ab. Der fünfte Act beginnt mit einem Monolog der Antigone im Kerker, der ihre Ergebung in ihr Schicksal nur beiläufig ausspricht und auch sonst durchaus keinen Ersatz für jenes herrliche Sophokleische (Vers 806 fg.) Abschiedslied: „O heiliges Licht", bietet. In Bezug auf Hämon spricht Antigone den seltsamen und sophistischen Gedanken aus: könnte sie ihm das Leben durch ihren Tod verleiden, daß er auch stürbe, so würde sie sich selbst tödten; eine sehr unglückliche psychologische Erfindung, da erstlich die Möglichkeit der Rettung durch Hämon noch nicht abgeschnitten ist, und ferner die Rettung des Geliebten, wie sie selbst kurz vorher sagt, ihr weit höher stehen muß; nun erscheint Hämon, doch ohne daß, was doch wesentlich zu wissen wäre, gesagt wird, ob die Wächter hier mit ihm im Bunde sind, oder ob Antigone's Gefängniß unbewacht ist; die Begegnung: Hämon: „Mein theures Mädchen"; Antigone: „Ach ihr guten Götter!" ist sehr matt. Er will mit ihr entfliehen, sie widersetzt sich, ohne Grund, denn wenn sie ihn liebt, muß sie diesen Ausweg ergreifen; und warum sollte sie das Leben an Hämon's Seite verabscheuen? Sie sagt freilich: „Ich werde streng bewacht", und er sagt nicht einmal Nein, obgleich er doch ungehindert hineingekommen ist. Dieser Streit entbehrt also des realen Bodens und ist dadurch psychologisch wie dramatisch unmöglich; die wirkliche Antigone würde sich, wie jede Griechin und wie jeder Mensch überhaupt gethan hätte, an die Möglichkeit eines ehrenvollen Lebens, noch dazu mit dem Geliebten, angeklammert und nicht durch Eigensinn die schon ganz nahe Rettung verhindert haben. Denn Eigensinn, nicht Hochherzigkeit ist es, wenn sie ihm hier unmotivirt das Schwert entreißt und sich den Tod gibt mit den Worten: „Folge, wenn du willst". Er thut's natürlich, ersticht sich und muß noch sterbend, eine gar zu grausame Strafe für ihn, hören, daß das Urtheil umgestoßen sei und die beiden also glücklich leben könnten, wenn sie nicht so vorschnell gewesen wären; Eurydice stirbt auch, und Kreon sinkt zusammen, lebt aber dann wieder auf. Dieser Schluß bleibt weit hinter der Tragik des Sophokleischen zurück, und zwar lediglich darum, weil dem Zufall hier eine zu große Rolle gegönnt ist, und weil Antigone unnützerweise den Tod sucht; bei Sophokles ist sie schon eingemauert, ihr Selbstmord, um den Hungerqualen zu entgehen, also wohlmotivirt. Hier soll sie erst, wer weiß wann, zur Hinrichtung geführt werden, der die wirkliche Antigone sich nicht entzogen haben würde, sondern die sie ruhig und stolz auf sich genommen hätte; und da auch die grause, aber hochdramatische Begegnung des Sohnes mit dem Vater wegfällt, wo jener im Wahnsinn das Schwert gegen diesen und dann gegen sich wendet, was hier so vortrefflich hineinpassen würde, so kann man nur sagen, daß ganz besonders der Schluß unsers Stücks sehr bedeutend hinter seinem Vorbilde zurückbleibt, wie denn überhaupt die Veränderungen, welche unser Autor an dem Stoffe vorgenommen hat, dem antiken Werke gegenüber fast durchgängig den Kürzern ziehen. Diese Abschwächung der Wirkung wird, neben den Incongruenzen im Bau, hauptsächlich auch durch die Mängel in der Charakteristik bewirkt; verstärkt ist eigentlich nur der Charakter des Hämon, aber ohne daß er zu voller Höhe dichterischer Gestaltung, Kraft und Klarheit emporgehoben wäre; Antigone, sonst würdig gedacht verliert, an Interesse, weil sie allzu kalt absichtlich im ersten und letzten Acte Gefangennahme und Tod sucht und deshalb unnatürlich erscheint; Kreon, weil er innerlich zu unselbständig und haltlos ist, als daß eine tragische Theilnahme dauernd sich an ihn heften könnte. Und so ist dieser Versuch, die Sophokleische Tragödie neu zu dichten, wegen der verfehlten Composition nur ein Versuch geblieben, aber immerhin ein sehr ehrenhafter; um so mehr als die Ausführung durchaus davon zeugt, daß der Autor mit hohem sittlichen und künstlerischen Ernst an seine Aufgabe gegangen ist, und die Verse, neben einer geringern Anzahl von matterm Flügelschlage, meist Schwung, Adel und Leichtigkeit zeigen und ihres Vorbildes durchaus nicht unwürdig sind, sodaß sie eine dramatisch gediegenere Composition als haltbare Unterlage wohl verdient hätten.

2. Nydias. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Acten von Oskar Pach. Wien, Hartleben. 1879. 8. 1 M. 80 Pf.

Ein geschichtliches nennt sich dies Trauerspiel, doch würde selbst ein Geschichtskenner aus dem Titel allein den Inhalt nicht errathen können, ja sogar vergeblich würde er den Namen Nydias in einem noch so ausführlichen Geschichtslexikon suchen; denn er gehört nur der Erfindung an. Freilich überzeugt uns der erste Blick ins Personenverzeichniß, daß der zu Grunde liegende Stoff allerdings ein eminent historischer ist und von gewaltigster Wirkung sein könnte, wenn er in seiner ganzen Wucht uns vor Augen träte. Nydias ist nämlich — natürlich nur im Stück; die Quellen: Polybius, Appian u. s. w., kennen sie nicht — die Tochter des Hasdrubal, des letzten Vertheidigers von Karthago; und der Stoff ist also der Untergang dieses mächtigen Emporiums des Südens, dieser unversöhnlichen Nebenbuhlerin Roms, nach erbitterter, ruhmvoller Vertheidigung, deren zähe Verzweiflungswuth nur im Untergang von Jerusalem ein ebenbürtiges Seitenstück findet, jenes Karthagos, über dessen Trümmern der Sieger den einstigen unabwendbaren Untergang seiner eigenen Vaterstadt vor seinen thränenden Augen aufsteigen sah und seinem bangen Schmerz mit den prophetischen Worten der „Ilias" Luft machte:

Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt,
Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs.

Ein Stoff von eminenter historischer Bedeutung und unzweifelhaft tragischer Wirkung, wenn nur eine ebenbürtige tragische Schöpferkraft ihn zu voller Geltung brächte, ihn mindestens uns vor Augen führte; aber was ist hier daraus geworden? Jene berühmten Worte freilich fehlen nicht am Ende, genau wie ein aufgegebenes Pensum, aber welche Wirkung können sie hier hervorbringen, wo man vom brennenden Karthago nichts sieht, sondern die Stadt wie ein Kartenhaus in einem halben Acte hinter den Coulissen

untergegangen ist, wo also Scipio jene Worte gar nicht auf den Trümmern von Karthago spricht, sondern an der Leiche der Nydias, mit deren Schicksal sie doch in keinerlei näherem Zusammenhange stehen. Eine arg verfehlte historische Reminiscenz, fast einer Parodie, nicht in der Absicht, aber in der Wirkung ähnlich, ein bezeichnendes Beispiel, wie Mangel an Motivirung selbst die bedeutsamste Pointe zerstört! Der Autor glaubt sich in der Vorrede darüber entschuldigen zu müssen, daß er „trotz der in gewissen Kreisen herrschenden Abneigung gegen Römerdramen" diesen gewaltigen Stoff vorgenommen habe; eine überflüssige Entschuldigung! Denn um die „in gewissen Kreisen herrschenden Abneigungen" gegen irgendwelche Stoffe braucht ein Dichter sich überhaupt nie zu bekümmern, wenn er deren innern tragischen Gehalt nur erkannt hat und deren Werdelust in seiner Seele zum Lichte drängt; nicht daß er einen gewaltigen Stoff vornimmt, bedarf der Entschuldigung, sondern daß er ihn nicht mit starker Hand bewältigt, beherrscht, daß er uns nicht erwärmt, erschüttert, mit den Schauern des Weltgerichts durchbebt: das ist es, was hier der Entschuldigung bedürfte; denn kaum ein anderer Stoff drängt sich in seinen tragischen Gegensätzen und Wirkungen so schlagfertig auf, um so mehr als die naheliegende Erfindung, die Liebe der Tochter des Vertheidigers zum Sieger, die beiden feindlichen Pole in wirksamste Berührung zu setzen geeignet ist; aber nun muß auch die heftigste Kette elektrischer Schläge in der That unser Herz erschüttern: der Todesmuth der Belagerten, aus Verzweiflung und Ingrimm zu Heldenmuth erwachend, die Freiheitslust, welche sogar die Weiber zu Helden machte, und dagegen die sieghafte, unüberwindliche Römerkraft müssen in mächtigen Conflicten auseinanderplatzen, nicht blos zum Theil beschrieben werden. Welche Elemente sittlicher Größe und ethischer Tiefe in Bezug auf die Schuldfrage liegen hier vor unsern Füßen und brauchen nur aufgehoben zu werden, um zu wirken: die schwere Schuld, die auf Karthago wegen seiner frühern Tyrannei und langjährigen Sorglosigkeit lastet, und die sittliche Sühne durch den am Ende bezeigten Heldenmuth; die Römer als Rächer jener frühern Tyrannei wohlberechtigt, aber zugleich sich selbst dadurch in Ungerechtigkeit verstrickend! Dieses alles in lebhaften Gestalten verkörpert, und die unvereinbaren, gleich schwungvollen, gleich heftigen Gegensätze in der Brust der Heldin zu wirklichem Seelenkampfe gesteigert: wie müßte es dem Zuschauer aufs höchste erregen und diese Tragödie zu einer Tragödie des Weltgerichts machen, sodaß die erschütternden Schlußworte Scipio's nicht nur als eine Prophezeiung von Roms Untergang, sondern als eine Mahnung an den unvermeidlichen Untergang aller irdischen Größe und Gewalt jeden Hörer gerade so tief durchschauern müßten, wie Scipio durchschauert ward, da er Karthago zusammenstürzen sah! Dann würde auch niemand Bedenken tragen, das Stück ein historisches zu nennen, selbst wenn noch einige erfundene Personen mehr darin aufträten; denn sehr wohl kann eine historische Handlung mit solchen Erfindungen bestehen, wenn sie nur von derselben zur Wirkung gebracht sind; hier aber, wo der historische Hintergrund nur Nebensache zu sein scheint, ist von einer solchen Wirkung nicht die Rede; lediglich das Liebesverhältniß der Nydias bildet, wiewol im zweiten Act gute Ansätze zu einer dramatischen Wiedergabe der in Karthagos Volksmenge sich bewegenden Gegensätze gemacht sind, den Inhalt des Stücks und dieses ist daher weit eher ein romantisches als ein historisches zu nennen. Der Autor erklärt, den Stoff aus einer Erzählung des Dr. Gnad in der „Libussa" (Jahrgang 1859) entlehnt zu haben. Worauf diese sich stützt, ist schwer zu sagen, da, wie gesagt, weder Appian noch Polybius das Geringste davon weiß, während doch gerade letzterer als Begleiter des jüngern Scipio und Augenzeuge erzählt, wie die heldenmüthige Gattin Hasdrubal's nach dessen Ergebung demselben flucht, wie sie ihre beiden Söhne auf den Zinnen der Mauer vor den Augen der Sieger tödtet und sich dann mit den Leichen ins Feuer wirft; der Geschichtschreiber würde zweifellos das Schicksal einer Tochter derselben, die zu Scipio geflohen wäre, nicht verschwiegen haben. So scheint mir, daß die Erzählung nur eine Nachbildung der Sophonisbe ist, welche in gleicher Weise mit Scipio dem Aeltern in Verbindung gebracht wird wie Nydias mit einem Adoptivenkel (nicht Neffen, wie unser Verfasser zweimal sogleich zu Anfang sagen läßt; denn Scipio Aemilianus der Jüngere war der rechte Sohn des Aemilius Paullus, des Siegers von Pydna, und ward von dem Sohne des großen Hannibal-Besiegers adoptirt).

Diese Liebe der Nydias, auf fünf Acte vertheilt, ist ein ziemlich einförmiger Stoff, um so mehr da sie eigentlich schon im ersten Acte reif ist; verstärkt und gegliedert wird dieser Stoff nur dadurch, daß jeder der Liebenden dem andern das Leben rettet, was aber streng genommen nur für zwei Acte ausreichen würde. Die Absicht des Verfassers, den Edelmuth der beiden Liebenden in ein glänzendes Licht zu stellen, ist dabei anzuerkennen, aber einige andere handlungsreichere Scenen dazwischen würden jene nur um so mehr hervortreten lassen. Der erste Act führt uns ins römische Lager; ich bemerke hier beiläufig, daß ein echt dramatischer, also auch aufregender Anfang nur bei den Karthagern, den Bedrohten, möglich ist, weil sie diejenigen sind, die zu fürchten haben, deren Furcht uns also die Ereignisse und Zustände bei Beginn der Handlung lebhaft einprägt, während die Belagerer nur in Hoffnungen oder Prahlereien, jedenfalls theoretischen Reden sich ergehen und uns nicht voll in die Situation versetzen können: gleichviel, hier sind wir im römischen Lager. Vor dem Zelte des Scipio, der darin schläft, obgleich er „kaum den Schlaf sich gönnt" — seltsamerweise wird er im Stücke zweimal schlafend eingeführt — spielen Krieger mit Würfeln und unterhalten sich römische Offiziere über die Vorzüge Scipio's und die guten Aussichten der Belagerung; Nydias, bei einem Gang auf der Mauer von römischen Soldaten gefangen, wird herbeigeschleppt, aber vom herbeigeeilten Scipio losgemacht und befreit; er geleitet sie, trotz des Widerspruchs des Quästors, der sie als Geisel behalten will, zu den Vorposten, wird dort leicht verwundet und von ihr zurückgeleitet; dann bringt er sie, nach einer neuen Unterredung, die wohlthuend durch ihre Ruhe wirkt, mit Lälius zu den Karthagern: also zweimalige Wiederholung des Ganges nach und von Karthago; die Handlung bewegt sich in sich selbst zurück und kommt nicht von der Stelle. Der Anfang des zweiten Acts nimmt einen

wirklichen dramatischen Anlauf und ist weitaus das Beste im ganzen Stück. Auf dem Markte von Karthago streiten sich einige junge Bürger, darunter Annikar, der Nydias liebt; trunkenen Muthes, obgleich der Genuß des Weines verboten ist, so sehr hat schon die Zuchtlosigkeit überhandgenommen, streiten sie sich erst über die Farbe der Haare der Nydias, und dann heftiger darüber, ob Hasdrubal abzusetzen sei oder nicht. Die Volksversammlung beginnt; Hasdrubal hält eine feurige patriotische Rede, welcher noch andere in gleichem Sinne folgen; sie werden aber unterbrochen durch die Meldung, daß das Heer vollkommen geschlagen sei. Die Priester erklären nun, in offener Versammlung, Karthago sei nur zu retten durch Scipio's Ermordung; Annikar übernimmt es, wieder vor allem Volk ihn zu tödten, wenn ihm Nydias versprochen werde; trotz nicht geringer Längen — wie z. B. die fortwährenden heldenmüthigen Versicherungen der Karthager, die sämmtlich einig sind, zu entbehren wären — ein recht guter Act, den man sich, wenn das Ueberflüssige gestrichen wäre, wirksam als erste Scene des ersten Acts denken könnte. Im dritten Acte träumt Nydias vor sich hin und erzählt der Perenna, ihrer Dienerin, einen Traum, der ihre Liebe zu Scipio in die Sage von Aeneas und Dido kleidet, wol schön gedacht, nur durch einen unerträglichen Wechsel des Versmaßes und ziemlich banale Reime störend; z. B.:

Geschwommen kam ein kleines Schiff,
Darin ein Held in griech'scher (?) Tracht,
Der Kiel zerschellt am Felsenriff,
Mit Noth ward er ans Land gebracht.

Nun aber kommen Annikar und die Priester und theilen der Nydias ganz ohne Grund den Mordplan gegen Scipio mit; das ist mehrfach ungehörig, denn einerseits ist Nydias' Einwilligung nicht nöthig, andererseits mußte man wissen, selbst wenn man von ihrer Liebe nichts weiß, daß schon ihre Dankbarkeit gegen Scipio diesem Mordplan widersprechen müsse und daß man eine Störung von ihr zu besorgen habe. Ganz zweifellos ist, daß es weit wirksamer wäre, wenn sie diesen Plan von andern, absichtslos, zu plötzlichem Erschrecken erfahren müßte. Freilich wäre dann der halbe Act hinfällig; hier beschließt sie darauf seltsamerweise, wieder grundlos, erst sich zu vergiften, und dann vernünftiger, mit dem Golde, das Perenna bringt, sich zu Scipio einen Weg zu bahnen, ihn zu retten. Der ganze Act ist somit zu gedehnt und umfaßt nicht mehr als den Inhalt einer guten Scene. Vierter Act: Scipio gibt erst einige ziemlich gleichgültige kriegerische Befehle und legt sich dann zur Ruhe; ganz seltsam und unmotivirt ist aber hier, daß Lälius ihm, durch Späher, von dem Beschluß der Volksversammlung erzählt, ohne von dem Mordplan etwas erfahren zu haben! Nydias stürzt nun herein, läßt den Consul erwecken (auffallend ist, daß er nicht gleich selbst aufwacht), kündet ihm die Gefahr. Da kommt auch schon Annikar, in Römertracht verkleidet als angeblicher Bote des Phanseas von den Vorposten; Scipio entlarvt ihn, aber bietet ihm ganz unnützerweise waffenlos die Brust dar, und Annikar läßt den Dolch fallen. Das mag der Autor sich als sehr wirkungsvoll gedacht haben, aber wirkungsvoll ist es nicht; Scipio hatte keinen Grund, sich wehrlos zu opfern, und ein dramatischer Held, der ohne Grund handelt, sinkt in unserer Werthschätzung; es ist ein leerer Theatercoup, um so mehr als weder die Reue Annikar's echt, noch Scipio der Gefahr entronnen ist. Es folgt nämlich eine Scene, die erst recht unwahrscheinlich ist. Da der römische Feldherr gänzlich die Vorsicht außer Acht setzt, müßte er eigentlich sterben; seine Rettung geschieht aber auf so unmotivirte Weise, daß sie kaum möglich erscheint. Während nämlich Scipio die hervorstürzende Nydias umarmt, hebt Annikar den Dolch vom Boden auf und naht ihm von rückwärts; Nydias wirft sich dazwischen, wird aber vom Mörder beiseite geworfen, welcher auf Scipio eindringt; sie, rathlos umherblickend — lange genug, um indeß Scipio's Leben zu enden — läuft zum Metallbecken, das da hängt, und schlägt Lärm. Das Zelt füllt sich rasch mit Soldaten, die dann Annikar entwaffnen; aber warum hat dieser nicht lange schon Scipio ermordet? Unbegreiflich; fünf Momente waren es, genau gezählt, die zwischen der Niederwerfung der Nydias und der Entwaffnung des Annikar vom Autor ausgeführt sind; eine Darstellung hätte sie alle deutlich zu markiren. Wenn dies auch noch so schnell geschieht, so sind es fünf Augenblicke, welche verloren gehen, und während derselben muß der Mörder regungslos, zur Bildsäule erstarrt, dastehen und sich nicht rühren: ein jammervoller Mörder und werth seines Schicksals! Die hierauf folgenden beiderseitigen Reden sind wiederum überflüssig, ja Scipio gestattet dem Annikar noch, Nydias zu verfluchen; dann ersticht dieser sich „mit einem zweiten Dolche oder einer den Soldaten entrungenen Waffe", eine ganz seltsame Höflichkeit des Dichters gegen den Schauspieler, dem er dieses freistellt; er beweist nur, daß er selbst hier eigentlich rathlos war und nicht wußte, wo er seine Waffen hernehmen sollte. Nydias stürzt ohnmächtig zusammen. Statt nun hier und allenfalls mit dem sofortigen Befehl des Sturms auf Karthago zu enden, läßt der Autor unnützerweise noch vier Auftritte vorüberziehen, um das bischen Aufregung, das die Handlung hervorgebracht hat, vollends zu zerstören; so läßt er den Scipio noch einen weitläufigen Monolog halten: „Das also ist der Mensch, halb Thier, halb Gott!" Eine seltsame Betrachtung hier! Inwiefern ist Annikar ihm noch ein Vertreter der Menschheit, ein Mustermensch, aus dem auf das wahre Wesen der andern zu schließen sei? Und inwiefern ist er ihm nur „halb" Thier und worin etwa noch „halb" ein Gott? Dies ist eine akademische Uebung, kein dramatischer Monolog, ebenso wie der folgende Kriegsrath nichts mit der Strategie zu thun hat, wo Scipio fragt, ob die Bogenschützen Pfeile haben und die Kriegsmaschinen bereit sind, und den er mit den unendlich trivialen vierfüßigen Versen schließt:

Wir stehen fest, wir wanken nicht!
Uns führt zum Sieg allein die Pflicht!

Ja, bester Scipio, feststehen und nicht wanken ist sehr gut bei der Vertheidigung, aber nicht beim Angriff, und wenn deine Soldaten sich buchstäblich an deinen „Armeebefehl" gehalten hätten, so wären sie jedenfalls nicht vom Fleck gekommen, und Karthago stände heute noch! Wie doch zwei solche Verse eine ganze Reihe trefflicher, denn es sind deren nicht wenige vorhanden, zu Grunde richten können!

Der fünfte Act ist der schwächste. Im Zelt des Scipio, unter dem Schlachtenlärm, der Karthagos Untergang bedeuten soll, aber auf der Bühne im besten Fall jenes berüchtigte „Murmeln hinter der Scene" ist, erwacht

Nydias, kann sich nicht gleich auf alles besinnen, hält aber dann einen Monolog, dessen Pointe die Befürchtung — nicht mehr — ist, daß Scipio sich mit der Tochter des Feindes verbinden könne. Scipio, zurückkehrend, nachdem er den Befehl gegeben, das Morden einzustellen, erklärt ihr, sogar in Reimen, daß er sie heimführen wolle, wenn auch die Römer ihn tadeln und ihm seine Ruhmeslaufbahn deshalb versperren würden: eine hypothetische Annahme, die noch durch nichts gerechtfertigt ist. Doch am wenigsten ist hierdurch ihr Entschluß motivirt, sich zu vergiften; das Entsetzen darüber, daß ihr Vater, ihre Vaterstadt ihr den Untergang verdanken, wäre ein weit besseres Motiv, wenn es heftig in den Vordergrund gestellt würde; es wird zwar vorher angedeutet, aber dann vollkommen aufgegeben. Sie ist also entschlossen, sich gegen seinen Wunsch seinem Ruhme zu opfern (der Schluß ihrer Rede „Verzeih, doch nimmer handelt so der Heldensohn des großen Scipio!" ist nicht blos wegen des einen zu kurzen Verses hinkend), und während er erklärt, sie „als Hausfrau heimzuführen" und „mit ihr aufs Land zu gehen" (wie idyllisch!), vergiftet sie sich, ohne daß er es merkt, mit den Worten:

> Bleib treu, mein edler Held, und wanke nicht,
> Erfülle muthig die beschworne Pflicht!

Welche beschworene Pflicht? Sie nicht zu heirathen? Worin soll er nicht wanken? In seinem Entschluß, dessen Erfüllung sie nun schon unmöglich gemacht hat? Perenna, herzukommend, erzählt nun in recht lebendiger Form die Zerstörung Karthagos und das Ende ihrer Mutter, wie sie in die Flammen springt; dann erwähnt sie den Fluch, der auf ihr lastet, d. h. das Motiv, das eigentlich Nydias zum Tode hätte treiben sollen. Hier aber hat sich dieselbe aus andern Motiven getödtet; die Veränderung wäre übrigens leicht und höchst motivirt und wirksam, wenn Nydias bei der Liebeserklärung Scipio's ihm begeistert lauschte, die Mordabsicht vergäße und dann erst, durch Perenna's Erzählung aufs neue erschüttert, sich vergiftete. Ueberflüssig aber nach ihrem Tode ist, daß die „Schlüssel der Stadt", die nicht mehr existirt, Scipio übergeben werden und er ganz harmlos die Verse der „Ilias" aufsagt, ohne Karthagos Brand vor Augen zu haben; wenn noch wenigstens der Vorhang weggezogen würde und wir das brennende Karthago sähen, dann wäre doch auch der Selbstmord der Nydias begreiflicher. So ist aber aus dem großen historischen Frescogemälde ein historisches Miniaturgemälde geworden, das, mit wenigen Aenderungen, vor jeder belagerten Burg spielen könnte; denn die historischen Notizen machen es allein noch nicht, wiewol sie im ganzen sorgfältig sind. Zu streichen wäre nur, außer jener falschen Genealogie des Scipio, der Ausdruck Senatoren für Suffeten (Richter), der doch später auf die 105 (warum zuerst 104?) Rathsherren angewandt wird, ferner solche wie Forum, Censoren, curulischer Sessel, die speciell römisch sind, der echt griechische Ruf Evoë! sowie auch, daß der römische Sklave der Nydias zur Erquickung Meth anbietet! Freilich sind das Kleinigkeiten, auf die nicht allzu viel ankommt, die aber eben deshalb leicht zu beseitigen sind. Ebenso zu beseitigen wären, da sonst der Vers stets fließend ist, zwei Stellen: „Der ist gefeit gen (?) jeglichen Verdacht", und: „Die Römer waren schon herinnen (?)", sowie hier und an andern Stellen alle vierfüßigen Verse, die durchaus störend sind und gar keine künstlerische Berechtigung haben; denn es ist doch zu bedauern, wenn die edlern Verse an den bessern Stellen des Dialogs, an denen es keineswegs, wie in den Reden Scipio's, Annikar's, der Nydias fehlt, durch ihre hinkenden Zerrbilder ins Lächerliche gezogen werden. Schwerer zu verbessern freilich wäre der ganze ziemlich schiefe Bau des Stücks, dessen Risse und Lücken, nur die klaffendsten, wir oben dargelegt haben, und mit dem doch alles steht und fällt; doch ist auch dies nicht unmöglich, und es ist nothwendig, wenn das Stück ein historisches heißen und sein soll.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur deutschen Literaturgeschichte.

1. Lilli's Bild geschichtlich entworfen. Von Graf Ferdinand Eckbrecht von Dürckheim. Mit Photographie nach dem besten Familienbilde und einem Anhang, Lilli's Briefwechsel enthaltend. Nördlingen, Beck. 1879. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.
2. Goethe und Charlotte von Stein. Von Edmund Hoefer. Stuttgart, Krabbe. 1878. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
3. Zum Verständnisse Goethe's. Vortrag vor einem Kreis christlicher Freunde gehalten von Otto Vilmar. Vierte Auflage. Marburg, Elwert's Verlag. 1879. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
4. Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. Von Hermann Hettner. Vier Bände. Dritte umgearbeitete Auflage. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1879. Gr. 8. 30 M. 50 Pf.

Man sollte meinen, daß über das Verhältniß zwischen Goethe und Lilli, nachdem der Dichter selbst es so eingehend dargestellt, eine Verschiedenheit der Ansichten nicht wol möglich sei. Dem ist aber nicht so. Je nachdem die Biographen Goethe's die eine oder andere Stelle jenes Berichts hervorkehren, gelangen sie auch zu verschiedenen Ergebnissen in Bezug auf die größere oder geringere Verschuldung des Dichters bei dem Bruch, oder auch in Bezug auf die Veranlassung des Bruchs, den Charakter der Heldin. Wol die Mehrzahl der Biographen hat das für Lilli Vortheilhafte aus Goethe's Darstellung herausgelesen; andere dagegen, wie Lewes und Hermann Grimm, haben diejenigen Stellen, an welchen Goethe mit etwas gewundenen Worten einer gewissen Neigung, anzuziehen und abzustoßen, bei der Geliebten gedenkt, oder die vierte Strophe des Gedichts „An Belinden" dazu benutzt, um die arme Lilli als eine herzlose kokette kleine Person, als eine nach allen Seiten hin liebenswürdige Weltdame darzustellen; nennt sie doch Hermann Grimm „das arme Mädchen mit ihren paar Künsten".

Der Berichterstatter hat stets zu denjenigen gehört, welche bei der Lösung des Verhältnisses zwischen Goethe und Lilli die Schuld auf seiten des Dichters, in seinen Launenhaftigkeiten und Eifersüchteleien gegenüber dem trefflichen Mädchen nichts als eine neue Darstellung der „Laune des Verliebten" finden. Während Lilli sich bereit

erklärt, mit dem Mann ihrer Wahl, wenn es sein müsse, nach Amerika zu gehen, hat Goethe, nachdem er, allerdings durch eine gewisse Ueberrumpelung, aus einem Curmacher in einen Bräutigam verwandelt worden, nicht den Muth und die Kraft, die ärmlichen Hindernisse zu besiegen, welche der Ausführung noch entgegenstanden: die bürgerliche Beschränktheit des väterlichen Hauses, des Vaters Schweigsamkeit, der Schwester Abneigung, bis zur Verschiedenheit der Confession herab, alles Bedenklichkeiten, denen mit einem tapfern Faustischen „Allein ich will!" die Spitze abzubrechen war. Friederike verläßt er, weil das elsasser Pfarrtöchterlein nicht in die vornehme Sippe hineinpaßt; Lilli gibt er auf, weil sie, im Genuß glänzenden Wohlstandes und einer reichen Geselligkeit aufgewachsen, zu elegant war für den einfachen väterlichen Hausstand, und mit diesen Erwägungen verschiedener Art hat es der größte deutsche Dichter schließlich fertig gebracht, dreißig Jahre lang sein Haus zu theilen mit einem „armen Geschöpf", wie er selbst diejenige nennt, an der er nichts zu schätzen hatte als das Weib.

Wer mit offenen Augen die Gedichte Goethe's aus dem Sommer 1775, seine Briefe an August Stolberg, ja sogar nur die sehr abgeblaßte Darstellung des Verhältnisses in „Dichtung und Wahrheit" liest, wird bald inne werden, daß diese Launenhaftigkeit, dieses Anziehen und Abstoßen, welche er der Geliebten vorwirft, viel mehr auf seine Rechnung zu setzen sind; die Liebe des genialen Titanen hat ohne Zweifel das arme Mädchen recht bitter gequält. Will man milder urtheilend den Bruch des schönen Bundes erklären mit der Erwägung, daß einem Goethe kein Weib genügen konnte, will man resignirend sprechen: Es hat nicht sollen sein! so ist am Ende gegen beide Arten des Trostes nicht viel einzuwenden; aber ganz und gar falsch und unrecht ist es, an Goethe's Statt Lilli die Schuld aufzubürden, mit „ein paar Künsten" den Wundervogel eingefangen und herzhaft gequält zu haben, sodaß ihm schließlich die Befreiung Bedürfniß geworden. Ein Bräutigam, der alsbald nach der Verlobung mit einem allgefeierten schönen und liebenswürdigen Mädchen eine mehrwöchentliche Reise nach der Schweiz, vielleicht nach Italien unternimmt und sich dabei „mit einigen Andeutungen, aber ohne Abschied" von der Geliebten trennt, ist gar kein rechter Bräutigam, auch wenn er sich vierzig Jahre später mit den kahlen Worten auszureden sucht: „Sie war mir so ins Herz gewachsen, daß ich mich gar nicht von ihr zu entfernen glaubte".

Es ist eigentlich mit dem Bisherigen nichts für den Kundigen Neues gesagt, sondern nur der Gesichtspunkt bezeichnet, von welchem aus der Berichterstatter im Einverständniß mit einigen, im Gegensatze zu andern Biographen Goethe's dessen Verhältniß zu Lilli anschaut. Auch Graf Ferdinand Eckbrecht von Dürckheim, der Verfasser des vorliegenden kleinen Buchs „Lilli's Bild" (Nr. 1), hat nichts erheblich Neues gebracht, als daß er Goethe's Darstellung beurtheilt von dem Standpunkte aus, auf welchem Lilli's nachmalige elsasser Verwandte sich naturgemäß befanden. Graf F. E. von Dürckheim verlobte sich nämlich 1832 mit einer Enkelin Lilli's und hatte dadurch Gelegenheit, mit einer Tante seiner Braut, Lilli's Tochter, über die alten Zeiten zu sprechen:

Die Tochter Lilli's, nüchtern und billig in ihrem Urtheil, vertheidigte oft Goethe gegen leidenschaftliche Angriffe und sagte gewöhnlich: man dürfe Goethe nicht mit einem andern, wenn auch noch so ausgezeichneten Liebhaber vergleichen, weil sich eine Welt von Ideen und Gefühlen in ihm bewegten und er mehr dem Genius, der ihn beherrschte, als sich selbst angehörte.

Graf Dürckheim theilt den Inhalt einer längern Unterredung mit der Tante mit, ein Gespräch, das die Anschauungsweise der Familie ergibt. Die Hauptsache mag, aus dem Französischen verdeutscht, hier folgen. Die Tante sagt:

In Goethe's — das Buch schreibt des Dichters Namen französisch richtig, deutsch falsch: Göthe — „Denkwürdigkeiten", welche glücklicherweise meine Mutter — sie starb am 6. Mai 1817 — nie gekannt hat, denn sie würden ihr eine schmerzliche Ueberraschung bereitet haben, sind viele Ungenauigkeiten, welche darauf abzielen, auf Lilli's edle Gestalt einen ungewissen Schatten von Leichtsinn und Koketterie zu werfen, von welchen ihre einfache und wahre Natur allezeit frei war. Nichts Wahreres und Natürlicheres als dieser anmuthige Charakter; kein Vorwurf ist weniger begründet als derjenige, den man ihr gemacht hat, daß sie gewissermaßen mit der Leidenschaft des großen Dichters gespielt, um seine Eifersucht zu erwecken, und daß sie mehr dem Wunsche zu glänzen nachgegeben habe, als dem Drange ihres Herzens gefolgt sei. Durch einige Worte, welche er in die Darstellung seiner Leidenschaft für Lilli einflicht, gibt Goethe auf geschickte Weise zu verstehen, daß seine junge Braut einen natürlichen Hang zur Koketterie besessen, daß sie ihm das auch in einem Augenblicke herzlicher Ergießung harmlos gestanden habe; er fügt bei, sie habe die ihr eigenthümliche Gabe, anzuziehen, und zugleich die Eigenschaft, wieder loszulassen, auch an ihm versuchen wollen und sei dafür dadurch bestraft worden, daß sie selbst in dem Netze, das sie ausgespannt, gefangen worden sei. Man kann die Kokette nicht besser malen, ohne sie völlig anzuklagen; aber die Wirkung dieser Worte, die lange nach meiner Mutter Tode geschrieben wurden, war derart, daß völlig irrige Vorstellungen über dieselbe verbreitet wurden.

Eine andere Stelle, in welcher Goethe andeutet, er sei von meiner Mutter im Stiche gelassen worden, ist die folgende: „Es liegt in der Natur der Sache, daß sich in solchen Fällen das Mädchen eher bescheidet als der Jüngling. Als Abkömmlingen Pandorens ist den schönen Kindern die wünschenswerthe Gabe verliehen, anzuregen, anzulocken und mehr durch Natur mit Halbvorsatz als durch Neigung, ja mit Frevel um sich zu versammeln, wobei sie dann oft in Gefahr kommen, wie jener Zauberlehrling, vor dem Schwall der Verehrer zu erschrecken." Das ist wol sehr hübsch, vielleicht geistreich, aber es ist durchaus unrichtig in Bezug auf meine Mutter, und alle diejenigen, welche sie kannten, haben gelächelt, als sie diese Sätze lasen. Die Wahrheit ist, daß meine Mutter Goethe mit aller Kraft ihrer schönen Seele liebte, mit jener begeisterten Bewunderung, welche sie für alles Edle und Erhabene empfand; aber da die Liebe blind ist, sah sie lange in Goethe nichts als seinen Genius, seine liebenswürdigen Eigenschaften und seine Neigung zu ihr. Die Eifersucht ihres Geliebten, seine daraus hervorgehende üble Laune in der Gesellschaft, sein sonderbar wildes Wesen, sein Aufbrausen selbst: alles ertrug sie mit der Geduld eines Engels, und es gelang ihr durch die Verdoppelung ihrer Liebesbeweise ihm den unerträglichen Zwang weniger schmerzhaft zu machen, den er in einer ihm fremden Umgebung empfand. Indessen konnte sie nicht ihrem Verlobten zu Gefallen sich von der Gesellschaft abschließen, noch sich den Forderungen entziehen, welche ihre Stellung als einzige Tochter eines Hauses ihr auferlegte, in welchem die Repräsentation als eine Pflicht betrachtet ward. Diese Misstimmungen, von welchen Goethe sich nie völlig befreien konnte, und denen er ebenso wenig als Philosoph widerstand, wirkten bald zurück auf seine Umgebung, welche schon vorher dieser Verbindung nicht sonderlich hold gewesen; seine ganze Familie verbündete sich gegen seine Plane, untergrub sie allgemach; die Familie meiner Mutter dagegen, dieser feindseligen Stimmung inne werdend, das wunderliche Verhältniß des großen Mannes immer weniger erklärlich findend,

müde der Gegenstand seiner Launenhaftigkeit zu sein, war ihrerseits emsig bemüht, eine Verbindung zu lösen, welche so wenig den Interessen wie der gesammten Richtung der beiden Häuser zu entsprechen und welche außerdem nicht diese Gewißheit gegenseitigen Glaubens darzubieten schien, die man zuerst gehofft hatte.

So verschwor sich alles, um zwei Wesen zu trennen, welche sich von Herzen liebten und füreinander geboren schienen; sie allein blieben fest und rangen gegen alle Hindernisse, welche den Pfad der Liebe mehr und mehr unwegsam machten. Goethe ward zuerst wankend; seine ganze Erzählung malt die Verlegenheit, das Misbehagen, die Unruhe, die ihn quälten; so berückend ihm die Geliebte erschien, so unwiderstehlich sie ihn anzog, er entfernte sich doch von ihr, getrieben durch die Furcht, sich für immer zu binden. In dieser für die beiden Liebenden gleich peinlichen Lage hielt Lilli mit seltener Standhaftigkeit an ihrem Ideale fest, der Verbindung mit Goethe, und als bereits der Bruch zwischen den beiden Familien entschieden war und Goethe selbst entmuthigt schien, schöpfte er neue Kraft und neue Hoffnung aus dem festen und zugleich so sanften Blick des geliebten Mädchens. Um endlich diese unwandelbare Treue zu brechen, bereitete man meine Mutter allmählich auf eine nahe bevorstehende Trennung vor und theilte ihr endlich Goethe's frühere Beziehungen zu Friederike Brion mit. Das war der Todesstoß, nicht für ihre Liebe, denn dieselbe überlebte auch diesen Schmerz, aber für ihren Muth, länger dem Willen ihrer Familie zu widerstreben. Meine Mutter verzichtete mit derselben Tapferkeit, mit welcher sie ihre Liebe vertheidigt hatte, aber mit einem Schmerz, dessen Tiefe Gott allein kennt. Die beiden Liebenden waren gleichermaßen zu beklagen und des tiefsten Mitgefühls würdig. Alle beide haben schmerzlich gelitten unter dem Bruche des Bundes, den eine wahre Liebe geknüpft und welchen ein feindliches Geschick in demselben Augenblicke zerriß, als sie das höchste Glück errungen zu haben schienen. Durch eine einfachere und wahrheitsgetreuere Erzählung würde „Dichtung und Wahrheit" nichts an seinem Reiz eingebüßt haben, und der unsterbliche Dichter hätte seinem Kranze eine neue Blüte eingefügt, indem er hochherzigen Sinnes einen der größten Fehler seiner Jugend eingestand. Seine Eigenliebe glaubte einen Schleier der Unbestimmtheit über den wahren Beweggrund seiner Trennung von meiner Mutter hüllen zu müssen, und sein ganzer Bericht wie die lange Verzögerung seines Erscheinens geben Zeugniß für die unentwirrbare Verlegenheit, in welche er dadurch gerieth, daß er nicht die ganze Wahrheit sagte.

So sah Lilli's Tochter Goethe's Verhältniß zu der Mutter an, und ich wüßte nicht, warum ich diese Darstellung als unrichtig betrachten sollte. Es widerspricht ihr meiner Ansicht nach in keiner Weise jener Brief der Frau von Beaulieu-Marconnay, geborenen Gräfin Egloffstein, in welchem dieselbe über ihr Zusammentreffen mit Lilli im Sommer 1793 berichtet. Lilli, seit Ausgang 1778, nachdem drei Jahre der Trennung den tiefen Schmerz über den Verlust Goethe's wieder beruhigt hatten, verheirathet mit Bernhard Friedrich von Türckheim, fühlte sich sehr glücklich im Besitz des trefflichen allgeehrten Mannes, schön heranblühender Kinder; da ward Türckheim, durch das Vertrauen der Mitbürger Maire von Straßburg, vom Wohlfahrtsausschuß seiner Stelle entsetzt und auf sein Gütchen an der lothringisch-deutschen Grenze verbannt; als ihm im Sommer 1793 auch dorthin der Verhaftsbefehl folgte, damals der sichere Tod, da flüchtete er als Holzhauer verkleidet durch die Vorposten beider Heere wohlbehalten nach Saarbrücken. Wenige Tage danach folgte ihm Lilli; im Gewand einer Bäuerin, vier Kinder mit sich führend, ein kleines Kind auf den Rücken gebunden, gelangte sie in einem funfzehnstündigen Tag- und Nachtmarsch glücklich über die Grenze. In Manheim fand sie den Gatten wieder, in Frankfurt erholte sie sich von den Beschwerden der Flucht; dann nahm das Paar mit den Kindern für die Zeit der Bedrängniß Wohnung in dem stillen Erlangen. Hier traf die Gräfin Egloffstein mit Frau von Türckheim zusammen und ward angezogen von der damals fünfunddreißigjährigen Frau, die mit ihrer hohen schlanken Gestalt, dem milden schwermüthigen Ausdruck ihrer zwar verblühten, aber doch noch immer anmuthigen Gesichtszüge und vor allem mit der erhabenen Würde, die sich in ihrem ganzen Wesen aussprach, ihr als eine Iphigenie erschien. Frau von Türckheim vernahm, daß die Gräfin Egloffstein Beziehungen zu Weimar und zu Goethe habe; sie ließ ihr den Wunsch ausdrücken, sie kennen zu lernen; der Gedanke, vielleicht eine Unglückliche unterstützen zu können, veranlaßte die Gräfin, Frau von Türckheim aufzusuchen. Diese eröffnete ihr dann, sie habe blos deshalb diese Bekanntschaft gewünscht, um etwas Näheres von Goethe's Leben und Schicksal zu erfahren, den sie „den Schöpfer ihrer moralischen Existenz" nannte:

Die Innigkeit, ja ich darf sagen die Begeisterung, womit sie von ihm sprach, rührte mich unaussprechlich und vermehrte meine hohe Meinung von dem verehrten Manne, den ich leider damals noch nicht persönlich kannte. So lange ich lebe, werde ich an die genuß- und lehrreichen Stunden mit tiefbewegter Seele denken, die ich bei Frau von Türckheim zugebracht, und ihre Tugenden zum Vorbilde nehmen. Im Laufe unserer traulichen Unterhaltungen erzählte sie mir die Geschichte ihres Herzens, aus der ich deutlich ersah, daß sie, wenn auch nicht vollkommen glücklich, doch mit ihrem Schicksal zufrieden war, weil — Goethe es ihr vorgezeichnet hatte. Mit seltener Aufrichtigkeit gestand sie mir, ihre Neigung für denselben sei mächtiger als Pflicht und Tugendgefühl in ihr gewesen, und wenn seine Großmuth die Opfer, welche sie ihm bringen wollte, nicht standhaft zurückgewiesen hätte, so würde sie späterhin ihrer Selbstachtung und ihrer bürgerlichen Ehre beraubt auf die Vergangenheit zurückgeblickt haben, welche ihr jetzt im Gegentheil nur beseligende Erinnerungen darbiete. Seinem Edelsinn verdanke sie allein ihre geistige Ausbildung an der Seite eines würdigen Gatten und den Kreis hoffnungsvoller Kinder, in welchem sie Ersatz für alle Leiden fände, die der Himmel ihr auferlegt. Sie müsse sich daher als sein Geschöpf betrachten und bis zum letzten Hauch ihres Lebens mit religiöser Verehrung an seinem Bilde hangen. Da ihr aller Wahrscheinlichkeit nach nicht vergönnt sein würde, Goethe wiederzusehen, so bäte sie mich, dem unvergeßlichen Freunde, wenn sich eine schickliche Gelegenheit fände, dasjenige mitzutheilen, was sie mir in dieser Absicht anvertraut habe.

Wenn der Verfasser unsers Buchs die Ansicht ausspricht, das Bekenntniß, welches Lilli abgelegt haben solle, nur damit es zu Goethe's Ohr gelange, lege kein Weib auf Erden einem andern sterblichen Weibe ab, so kann ich ihm nur halb beipflichten. Die Formulirung dieser Bekenntnisse allerdings, wie solche 1830, also ganze siebenunddreißig Jahre später aufgezeichnet wird, kann ich nur als eine Leistung schöpferischer Phantasie betrachten; aber ich lese dennoch aus dem Briefe die unauslöschbare Liebe der trefflichen Frau zu dem großen Dichter, dem sie bereit war, wenn auch nicht „Pflicht und Tugendgefühl, bürgerliche Ehre und Selbstachtung", aber doch Mutter und Vaterstadt und Vaterland zu opfern, mit ihm nach Amerika zu gehen, was vor hundert Jahren etwa die letzte Grenze der Opferungsfähigkeit ausdrückte. Goethe wies

diese Opferwilligkeit zurück, zu der er nicht entfernt bereit war; aber es ist wahrhaft rührend zu sehen, wie die edle Frau achtzehn Jahre nach dem Bruch mit dem Dichter die erste Person, bei welcher sie Beziehungen zu dem noch immer Geliebten voraussetzt, aufsucht, von ihr Näheres über des vormaligen Verlobten Schicksal zu vernehmen, und ihr dabei Geständnisse macht, die freilich in etwas entstellter Gestalt, Dichtung und Wahrheit mischend, wiedergegeben sind.

Nach dem Ende der Schreckenszeit kehrte Türckheim mit der Gattin nach Straßburg zurück; seine Söhne fochten auf den Schlachtfeldern des Kaiserreichs, in Deutschland und Spanien. Ein werthvoller Bestandtheil des kleinen Buchs sind die Briefe Lilli's an den Gatten und die Söhne, geschrieben während deren Abwesenheit in Paris oder bei dem kaiserlichen Heere; aus allen erkennen wir den schönen Familiensinn, welcher Gatten und Gattin, Mutter und Söhne zusammenhält, die unendlich gute liebevolle Art der trefflichen Frau, deren Hand festzuhalten Goethe nicht die Kraft besaß. Lilli von Türckheim starb, nahezu 59 Jahre alt, am 6. Mai 1817.

Der Berichterstatter darf wol sagen, daß er das kleine Buch mit lebendigster Theilnahme durchgelesen; das reizende photographische Titelbild, Lilli als junges Mädchen oder junge Frau, bildet den anmuthigen Commentar zu der die Anschauung der Familie kundgebenden, aber keineswegs gegen Goethe im mindesten gehässigen Darstellung. Und was sollen wir zum Schlusse sagen? Goethe und Lilli sind längst aus der Zahl der Lebenden geschieden; lassen wir die Frage der Schuld unentschieden, freuen wir uns, daß Lilli, der Treuen und Tapfern, neben viel Leid viel Glück zutheil geworden, und trösten wir uns, dem großen Dichter und der edeln Frau zu Liebe, mit den Worten Victor Scheffel's: Es hat nicht sollen sein!

Das kleine Buch „Goethe und Charlotte von Stein" von Edmund Hoefer (Nr. 2) ist Wiederabdruck eines zuerst in den Westermann'schen „Monatsheften" veröffentlichten Aufsatzes über jenes wundersame, in seinem innersten Wesen noch immer nicht enträthselte Verhältniß, welches Goethe zehn Jahre lang an Frau von Stein fesselte, und über das von verschiedenen Standpunkten aus so mannichfache Stimmen, den Dichter verurtheilend oder rechtfertigend, die Freundin anklagend oder entschuldigend, laut geworden sind. Edmund Hoefer gibt sich daran, diese Frage aufs neue zu beleuchten, nicht sowol von dem Standpunkte des Buchgelehrten aus, als von demjenigen des nachempfindenden, den psychologischen Motiven nachforschenden Dichters.

Ueber die Goethe-Stein-Frage selbst können wir uns hier nicht eingehend auslassen; sie ist bekannt und legt sich in zwei Hauptfragen auseinander, die nämlich: haben wir Goethe's Beziehung zu Frau von Stein während der Jahre 1781—86 als ein Freundschaftsverhältniß oder als ein Verhältniß völlig befriedigter Liebe zu betrachten? sodann: wem fällt die Schuld zu, daß dieses Verhältniß, wie man es auch auffassen wolle, aufgelöst ward?

Betrachten wir zunächst die erste als die Hauptfrage, so ging Schöll, der Herausgeber der Briefe Goethe's an Frau von Stein, von der Anschauung aus, „daß das Paar selbst in den Zeiten seiner höchsten Einigkeit und Innigkeit niemals den Boden einer allerdings ekstatischen Freundschaft, oder sage man: die Regionen der rein geistigen Liebe, verlassen habe und niemals der irdischen Schwäche unterlegen sei". Lewes dagegen machte zuerst die Anschauung geltend, daß wenigstens zwischen 1781 und 86 nicht sowol von einem Freundschafts- als von einem Liebesbunde der beiden zu reden sei. Beide Anschauungen haben fortan ihre Anhänger und Verfechter gefunden, und Edmund Hoefer versucht es nun, in diesem Widerstreit der Ansichten, sich festhaltend am Ariadnefaden der brieflichen Aufzeichnungen und zugleich geführt durch psychologische Rückschlüsse aus dem Charakter der beiden Betheiligten, auch seinerseits Stellung zu nehmen. Er geht dabei möglichst unparteilich zu Werke; er läßt das Leben der geistvollen Frau bis zu dem entscheidenden Spätjahr 1775 an uns vorübergehen, betrachtet ihre Stellung in Haus und Gesellschaft, sucht aus ihren eigenen wie aus der Freunde Aeußerungen Charlottens Charakter zu erforschen. Er bemüht sich, ganz vorurtheilsfrei, lediglich auf Goethe's Briefe gestützt, die Wandlung, welche das Verhältniß nach fünfjähriger Vorbereitungszeit im Jahre 1781 durchmachte, darzustellen, und verwahrt sich dabei kräftig gegen jene Untersuchungen, welche anscheinend literargeschichtliche Zwecke im Auge haben, im Grunde dagegen eitel Klatschsucht sind. Dabei stellt er sich hinsichtlich der Schuldfrage auf den meines Erachtens sehr richtigen Standpunkt, dem Dichter nicht eine Schuld deshalb beizumessen, weil ein an sich ungesundes Verhältniß schließlich an seiner Ungesundheit zusammenbrach.

Wir Menschen aber sind und bleiben wunderliche Leute, und nachdem einmal die Frage über die Natur jener Beziehungen zwischen Goethe und Frau Charlotte aufgeworfen worden, so ist es erklärlich, wenn wir mit einer gewissen Spannung abwarten, auf welche Seite sich ein so feiner psychologischer Kopf wie Edmund Hoefer stelle, auf die Seite der Idealisten oder der Realisten, wenn wir diesen Ausdruck hier gebrauchen dürfen. Der Berichterstatter steht, das sei vorausgesagt, lange schon und auch jetzt noch auf dem erstern Standpunkt, und so war es ihm sehr willkommen, Folgendes zu finden:

> Goethe's und Charlottens Verkehr ist, wie er sich auch gestaltet haben mag, nach unserer Anschauung überhaupt niemals durch eine so unsaubere und gerade der innigsten Vereinigung unwürdige Zugift, wie ordinäre Sinnlichkeit, entstellt worden.

Damit will es freilich wunderlich stimmen, wenn es nach weitern Ausführungen so heißt:

> Hiermit gelangt man denn zu dem Kernpunkt des ganzen Verhältnisses, über den nun schon seit zwanzig Jahren so unendlich viel und gerade neuerdings mit so großer Erbitterung hin und her gestritten worden ist. Die einen halten voll Hartnäckigkeit an dem „idealen" Freundschaftsbunde und der „mystischen" Liebe fest, während die andern von jetzt an einen durchaus irdischen und menschlichen Liebesbund annehmen. Zu dieser letztern Ansicht haben auch wir uns von jeher bekannt, und bekennen uns, alles wohl erwogen, heute entschiedener als je.

Weiterhin heißt es dann wieder:

> Man beruft sich von gegnerischer Seite darauf, daß weder in den Briefen noch in dem aus ihnen gewissermaßen hervorleuchtenden Verkehr des Paares irgendetwas von der „Sinnlichkeit" sichtbar werde, welche man doch fortan in der Ver-

bindung finden wolle. Wir haben schon vorhin ausgesprochen, wie wir über diesen Punkt in der auch allerintimsten Vereinigung zweier höher organisirten wahrhaft edeln Menschen denken. Eine solche „Einigkeit" birgt sich auch für sie selbst in den geheimsten Tiefen des Empfindens und Denkens, und nach außen hin kann sie sich einzig und allein durch die tiefste Innigkeit und die vollste Uebereinstimmung im Leben und Verkehr annähernd offenbaren.

Dagegen heißt es an einer andern Stelle:

So fragen wir denn zuletzt nur noch: was ist weniger „unsittlich", der vollständige Bruch der leiblichen Treue, an der sich naturgemäß auch derjenige der geistigen schließt, ja durch welchen der letztere gewissermaßen erst seine Erklärung und Entschuldigung erhält; oder der vereinzelte, angeblich nur in feinerer, wirklich aber in der allergröbsten Sinnlichkeit schwebende geistige? Auch hier, glauben wir, kann die Antwort nicht zweifelhaft sein, und damit — sei es genug.

Wer diese vier Stellen miteinander vergleicht, wird ohne Zweifel gleich dem Berichterstatter nicht recht wissen, wie dieselben miteinander in Uebereinstimmung gebracht werden sollen, ob wir Edmund Hoefer zu den Idealisten oder zu den Realisten rechnen sollen; die fernere Darstellung freilich erweist, daß er sich zu den letztern rechnet. Wenn wir uns zu der erstern Anschauung bekennen, so ist ein Hauptgrund dieser Ueberzeugung neben der bekannten Aeußerung Schiller's über das Verhältniß die Erwägung, daß mit einem wirklich völlig befriedigten Verhältniß zur Freundin Goethe's Flucht nach Italien durchaus im Widerstreit zu stehen scheint; dasselbe ist zerbrochen an seiner Unnatur, und nach der Heimkehr trug der Dichter noch weniger Lust, es wieder aufzunehmen, was dann zu einem schroffen Bruch mit der geistreichen Frau führte, welche zehn und mehr Jahre lang sein Fühlen und Denken gefangen genommen hatte.

Haben wir auf die Widersprüche in Edmund Hoefer's Darstellung hinweisen und unsern grundsätzlich entgegengesetzten Standpunkt hervorheben müssen, so ist damit nicht gesagt, daß die Abhandlung nicht sehr lesenswerth, reich an den Resultaten feiner Beobachtung und gründlicher Belesenheit, nicht sehr geschmackvoll entwickelt wäre. Edmund Hoefer's Charakterzeichnung der seltenen Frau, seine Darstellung, wie Goethe, indem er das ungesunde Verhältniß löste, nur eine nothwendig gewordene Handlung der Befreiung vollzog, nur eine durchaus unnatürliche Fessel zerbrach, sind durchaus gelungen; wir wehren uns, und wol noch mancher mit uns, nur gegen die Consequenzen, die er mit Lewes aus den Briefstellen zieht. Hoefer selbst sagt:

Es ist dem damaligen und selbst dem heutigen unendlich vermehrten uns zu Gebote stehenden Material absolut kein thatsächlicher Beweis oder Gegenbeweis zu entnehmen, und es bleibt hüben und drüben stets bei mehr oder weniger glaubhaften Voraussetzungen und mehr oder weniger vorleuchtenden, ursprünglich aber rein individuellen Anschauungen.

So mag denn einem jeden, und damit auch dem Berichterstatter, die individuelle Anschauung unverkümmert bleiben.

Das Buch „Zum Verständnisse Goethe's" von Otto Vilmar (Nr. 3), welches in vierter Auflage erscheint, kann naturgemäß an dieser Stelle nur eine kurze Besprechung finden. Der im Jahre 1860 verstorbene Verfasser, ein Sohn des durch seine „Nationalliteratur" weitbekannten A. F. C. Vilmar, theilte mit dem Vater die lebendige Freude an deutscher Poesie wie auch die streng christliche Richtung. Von beiden gibt das Buch ein beredtes Zeugniß. Es ist erfreulich, aus dem Schose einer Partei, deren Heißsporne unsere classische Literatur nicht kräftig genug verurtheilen können wegen ihrer unkirchlichen Richtung, doch auch einmal eine menschliche Stimme zu vernehmen, ein Gemüth, in welchem die positive Kirchlichkeit noch nicht die Freude an der Poesie und das Verständniß derselben ertödtet hat. So in diesen Vorträgen über Goethe, von welchen der erste Goethe's Lyrik, die andern zwanzig den ersten Theil des „Faust" bis zur Gartenscene betrachten; das Ganze zu vollenden, war der Verfasser durch den Tod verhindert.

Daß indeß bei aller Freude an der Dichtung der exclusive theologische und zugleich politisch hochconservative Standpunkt des Verfassers sich geltend macht, ist ebenso wenig zu verkennen und kann dem nicht Gleichgestimmten den Genuß des sonst feinsinnigen Buchs recht verkümmern. Wenn die tiefsinnigen Worte:

Es irrt der Mensch, so lang er strebt —
Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt —

schlankweg Phrasen, Redensarten genannt werden; wenn der Verfasser, von seiner streng orthodoxen Anschauung ausgehend, die Ansicht ausspricht:

Der zweite Theil des „Faust" konnte, wenn der Stoff wirklich organisch, dem ersten entsprechend, fortgeführt werden sollte, nur das „Her zu mir" ausführen; es ist nicht ausgeführt worden, und — wir können es ohne weiteres behaupten — es braucht auch nicht ausgeführt zu werden; es schließt dieses Her zu mir die Tragödie vollständig ab. Eine Tragödie will uns doch der Dichter geben; auf einen tragischen Ausgang müssen wir uns gefaßt machen, und dieser liegt in jenem kurzen Worte, es liegt darin das „jämmerliche Ende Doctor Faust's" wirklich ausgesprochen. Dem ersten Theil des „Faust" liegt der endliche Untergang des Helden offenbar von Anfang bis zu Ende zu Grunde, und es muß deshalb die im Prolog ausgesprochene Hinweisung auf ein anderes Ende nicht nur vom christlichen Standpunkt als Abschwächung des Ernstes der alten Faust-Sage bezeichnet, sondern auch, weil sie dem Gange des Stücks widerspricht, als unkünstlerisch verurtheilt werden —

wenn der Autor folgeweise die versöhnende Lösung des zweiten Theils bezeichnet als „Spreu, die der Dichter uns bietet, weil er das Brot des Lebens nicht kannte", so können wir ein solches Urtheil nur herleiten aus einem völlig einseitigen religiösen Standpunkt. Ebenso unerquicklich ist es, wenn der Verfasser seine conservative Gesinnung bei jeder vom Zaune gebrochenen Gelegenheit kundgibt; „die oberflächlichen Wissenschaftshelden der Neuzeit"; „das Geschlecht schwindsüchtiger Fabrikarbeiter, das der moderne ungeheuere Aufschwung der Industrie hervorgerufen hat, und die dahinsiechenden bis zur Verzweiflung sich abarbeitenden armen Meister, die ganz von dem Kapitalisten, dem großen Unternehmer, dem Magazinhalter abhängig sind", sie erscheinen bei der Besprechung des Osterspaziergangs; hart hinter ein paar treffenden Worten über den Zauberlehrling heißt es:

Mir fallen bei diesem Gedichte immer unsere Liberalen ein, welche den alles wegkehrenden Besen der Demokratie aus der Ecke zu holen nie müde werden, bis dann die Wasserströme der Gassenrevolution sie umzureißen drohen, und ein Manteuffel oder Hassenpflug die Besen wieder in die Ecke weisen muß.

Dies nur ein paar im Vorübergehen aufgelesene Stellen, die in einer Besprechung Goethe's und des „Faust“ geradezu geschmacklos sind und das sonst zwar etwas redselige, aber an guten Bemerkungen nicht arme Buch entschieden verunzieren. Wenn der Verfasser einen streng christlichen Standpunkt einnimmt und von demselben aus das Gedicht beurtheilt, so ist das eine verzeihliche Einseitigkeit; wenn er sich im Jahre 1860 berufen fühlte, im engen Kreise christlicher Freunde oder auch vor einem gleichgesinnten Leserkreise von seinen politischen und socialen Anschauungen Zeugniß abzulegen, so mag man das gelten lassen; wenn aber derartige Dinge bei dieser vierten Auflage beseitigt worden wären, so wäre das sehr zweckmäßig gewesen.

Ueber das Buch „Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert“ von Hermann Hettner (Nr. 4) darf der Berichterstatter sich um so kürzer fassen, da er die beiden letzten Bände desselben bereits in Nr. 25 d. Bl. f. 1876 besprochen hat. Das Buch hat genugsam seinen Werth bekundet, daß es erneuerter Empfehlung nicht bedarf. Warum es sich als dritte „umgearbeitete“ Auflage bezeichnet, ist freilich nicht wohl erfindlich, da wenigstens die beiden letzten Bände, so weit ich an einer Anzahl von Stellen geprüft, der Auflage von 1876, die als dritte verbesserte Auflage bezeichnet ist, Seite für Seite entsprechen.

5. Drei Kapitel vom romantischen Stil. Ein Beitrag zur Charakteristik der romantischen Schule, ihrer Sprache und Dichtung, mit vorwiegender Rücksicht auf Ludwig Tieck. Von Hermann Petrich. Leipzig, Jenne. 1878. Gr. 8. 3 M.

Wer jemals in den Werken der Romantiker, in Tieck's und Friedrich Schlegel's frühern Arbeiten, in den Aufsätzen des tiefsinnigen Wackenroder, in Novalis' „Heinrich von Ofterdingen“, wiederholt oder längere Zeit gelesen hat, wird sich auch erinnern, daß er aus diesen Schriften einen ganz eigenthümlichen Eindruck empfing. Es war nicht blos die Wirkung der alterthümlichen Schwabacher Lettern; es war auch eine Eigenart des Ausdrucks, des Satzgefüges, wodurch diese Werke eine ganz absonderliche Wirkung übten, die, allerdings in abgeschwächtem Maße, auch bei den Nachromantikern, bei Fouqué, Clemens Brentano, Bettine und Achim von Arnim sich geltend macht. Worin liegt dieser seltsam träumerische Zauber der Schriften aus dem Zeitalter der Romantik? Sind es die Gedanken, die in ihrer eigenthümlichen Weise und Verknüpfung uns schmeichlerisch fortziehen, sodaß uns nach und nach der Boden unter den Füßen schwindet? Ist es der Stil, die Ausdrucksweise?

Ohne Zweifel ist bei diesem Eindrucke sehr maßgebend der Gedankeninhalt jener Werke, welche weniger zu unserm Verstande als zu unserer Phantasie sprechen; aber die künstlerische Form, in welcher sich diese Fülle eigenartiger Gedanken, Empfindungen, Phantasien ausgesprochen findet, trägt zu dem Gesammteindrucke dieser eigenthümlichen Werke bei. Sollte sich nicht ein Gesetz finden lassen, uns diese wunderliche Wirkung der romantischen Dichtungen auf unser Gemüth in aller Bestimmtheit deutlich zu machen und damit zu erklären? Sollte es nicht möglich sein, den romantischen Stil im Gegensatze zu dem frühern, etwa eines Lessing, Goethe und Schiller, wie zu dem spätern etwa eines Heine deutlich zu machen?

Es ist das Verdienst der Schrift von Hermann Petrich, diese Analyse des romantischen Stils unternommen zu haben. Ein verdienstliches Unternehmen; denn es zeigt uns eines jener Mittel auf, durch welche die Romantiker sich von den frühern großen Dichtern, die wir um der Kürze willen als Classiker zusammenfassen wollen, unterscheiden, es zeigt uns, wie es den Romantikern gelang, obwol schwächern Geistes als die vorangegangenen, doch einen andern Weg einzuschlagen und für ihre Nachstrebenden zu bahnen, neue Kunstmittel zu finden, um dasjenige auszusprechen, was sie aufs tiefste bewegte, und damit ein neues Zeitalter des deutschen Schriftlebens zu eröffnen.

Das vorliegende kleine Werk hat es sich zur Aufgabe gestellt, „die sprachlichen Eigenschaften der romantischen Schule zu einem stilistischen Charakterbilde ihres Wesens zusammenzufassen“. Als solche sprachliche Eigenthümlichkeiten bezeichnet er drei: die Bildlichkeit, den Archaismus und die Mystik des Stils, und weist dieses in drei Kapiteln mit zahlreichen Unterabtheilungen und Beispielen nach.

Die Bildlichkeit ist die Wurzel dichterischer, ja eigentlich jeder sprachlichen Darstellung überhaupt. Aber die Romantiker, vornehmlich Tieck, misbrauchen das Bild, indem sie dasselbe bald ins Uebertriebene, bald ins Unsinnliche verkehren, indem sie Bild und Gleichniß mit Vorliebe aus dem Kreise des Seelenlebens entnehmen, oder die Eindrücke der verschiedenen Sinnesthätigkeiten durcheinandermischen, wie in rein sinnlosen Bildungen „der Lichtstrahl des Schalles“, „Düfte des Klanges“, „schimmernde Töne“ u. s. w. „Der ganzen sprachlichen Darstellung des Romantikers liegt eine bildliche, allegorische und symbolische Bedeutung, eine Anspielung auf die Geheimnisse eines höhern Lebens zu Grunde“; um dieses Unaussprechbare überhaupt auszusprechen, wählen sie die Form der Metapher, der Allegorie, der Mythologie.

Ein zweites Kunstmittel des romantischen Stils ist der Archaismus. Hardenberg selbst spricht: „Die Kunst, auf eine angenehme Art zu befremden, einen Gegenstand fremd zu machen und doch bekannt und anziehend, das ist die romantische Poetik.“ Wie ferne Berge, ferne Menschen poetisch verklärt erscheinen, so auch ferne Worte, Wiederbelebung erstorbener Ausdrücke und Wortformen oder Neubildung alterthümlicher Wortbilder. Die Beschäftigung Tieck's, des eigentlichen Meisters der Schule, mit den deutschen Volksbüchern, dem „Simplicissimus“, Hans Sachs, Jakob Böhme, der mittelhochdeutschen Dichtung führte ihn von selbst zu dem Bestreben, den treuherzig naturwüchsigen Ton derselben nachzubilden, was denn schließlich in den größer angelegten Dramen zu einem schroffen Zwiespalt zwischen Form und Wesen, Modernem und Alterthümlichem, Phantastischem und Reflectivem, zu jener romantischen Ironie führte, welche das Lebenselement und zugleich der Todeskeim der ganzen Schule war. Der Verfasser läßt ein werthvolles Verzeichniß seltsamer, alterthümlicher oder willkürlich gebildeter Wortbilder aus den Schriften der Romantiker folgen.

Ein ganz besonders beliebtes Hülfsmittel der Romantik ist schließlich die Mystik des Stils:

Die Poesie der Romantik ist die Poesie des Geheimnisses.

Wüßten wir das nicht aus ihrem Inhalt, welcher des Wunderbaren und Zauberhaften übervoll ist, ihre Sprache würde es uns sagen. Es ist die Sprache desjenigen, welcher weiß, daß er Räthsel und Wunder zu berichten hat, welcher fühlt, daß die ganze Welt, in der wir leben, sich überall auf Räthsel und Wunder gründe, ja welcher erfahren hat, daß das Menschenherz sich selbst der Räthsel und Wunder größtes sei. Nicht Deutlichkeit und Verständlichkeit gilt ihm daher als Ziel der stilistischen Arbeit — wie kann man das Geheimniß dadurch zu entweihen wagen, daß man es dem Denken klar zu machen auch nur versucht! — sondern, sagen wir es dreist heraus, Unverständlichkeit, Unverständlichkeit für den Verstand, den naseweis alles durchbohrenden und zersetzenden. „Ist denn die Unverständlichkeit etwas so durchaus Verwerfliches und Schlechtes?" fragt Fr. Schlegel in seinem „Athenäum"-Aufsatz über die Unverständlichkeit, welcher unter blendender Ironie und würzigen Paradoxen die größten romantischen Wahrheiten verhüllt, und entgegnet sofort selbst: „Mich dünkt, das Heil der Familien und Nationen beruht auf ihr, ja das Köstlichste, was der Mensch hat, die innere Zufriedenheit selbst hängt, wie jeder leicht wissen kann, irgendwo zuletzt an einem solchen Punkte, der im Dunkeln gelassen werden muß."

So gehört also zu den bezeichnenden Eigenthümlichkeiten der Romantik ein gewisser Mysticismus des Ausdrucks, eine Sprache in der Sprache, deren Verständniß nur dem Eingeweihten aufdämmert. Zu ihrem Wesen gehört eine Vorliebe für den Begriff des Wunderbaren, Geheimnißvollen, Unaussprechlichen, welcher in zahllosen substantivischen und adjectivischen Gestalten und Zusammensetzungen auf jeder Seite von Tieck, Novalis, Wackenroder, Fr. Schlegel wiederkehrt:

> Denn eben wo Begriffe fehlen,
> Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.

Ein weiteres Mittel ist die andeutende Unbestimmtheit des romantischen Ausdrucks, welche der Unbestimmtheit des Inhalts entspricht, und dabei besonders bei Novalis und Fr. Schlegel sich in grell barbarischen Fremdwörterbildungen offenbart. An Stelle des eigenthümlichen und anschaulichen Ausdrucks wird ein allgemeiner und blasser gewählt; die Adjectiva sollen durch Erhebung in den Superlativ oder durch vorgesetzte Adverbia in ihrer Wirkung gesteigert werden, und was all der stilistischen Taschenspielerkünste mehr sind, welche der Verfasser mit großem Scharfblick und erstaunlichem Sammeleifer aufzählt. Ueberall sind die bezeichnendsten Beispiele dieser mystisch-confusen Stilistik der romantischen Schule beigefügt, welche schließlich in ihrem eigenen Unverstand verkam.

Das kleine Buch ist sehr lehrreich, ein werthvoller Beitrag zu der Zahl von Werken, in welchen neuerdings die Eigenthümlichkeiten der Prosa unserer hauptsächlichen Dichter beleuchtet worden sind. Auch der sonst Kundige wird mit Ueberraschung inne, aus welch verschiedenartigen und theilweise seltsamen Ingredienzien der Leibstil der romantischen Schule zusammengebraut ist; wenn derselbe vielleicht in seinen meisten Producten gar Verwunderliches hervorbrachte, so ist doch auch nicht zu verkennen, daß er mancherlei Elemente enthält, welche bei maßvoller Verwendung außerordentlich geeignet sind, jene Wirkung des Weltvergessenen, Traumhaften, Poetischen hervorzurufen, durch welche andere Werke jener Zeit uns auch jetzt noch anziehen.

Wilhelm Buchner.

Schriften über polnische und russische Zustände.

1. Polens Auflösung. Culturgeschichtliche Skizzen aus den letzten Jahrzehnten der polnischen Selbständigkeit. Von Freiherr Ernst von der Brüggen. Leipzig, Veit u. Comp. 1878. Gr. 8. 6 M.

In einer kurzen Darstellung der frühern Geschichte Polens zeigt der Verfasser, wie der Adel dieses Landes nach und nach zu der Allmacht gelangte, welche er in den letzten Zeiten der polnischen Selbständigkeit besaß. Der Grundbesitz, den er außerhalb der Stadtweichbilder überall in seine Hände zu bekommen wußte, wurde die Quelle seiner Macht. Das Königthum wurde immer ohnmächtiger und zuletzt völlig ein Spielball des Adels und der Organisation des letztern, des Reichstags. Es folgen sodann, nach einer prägnanten Charakteristik des Landes und Volks, höchst interessante Schilderungen der einzelnen Stände Polens, zuerst des empörend unterdrückten Bauernstandes und der unter demselben lebenden verkommenen Juden. Nirgends, sagt der Verfasser, ist der Bauer tiefer, fast unter das Wesen des Thieres hinabgedrückt worden als in Polen, und so ist auch alle Vaterlandsliebe in ihm ertödtet worden. Den Städten gilt die nächste, farbenreiche Schilderung. Die meisten verdienten diesen Namen nicht; nur fünf bestanden aus gemauerten Häusern: Warschau, Krakau, Lemberg, Danzig und Thorn. Sie wimmelten von Juden und hatten, ausgenommen einen Theil Krakaus, kein europäisches Gepräge. Die Gewerbe lagen gänzlich danieder; der im Mittelalter noch lebhafte Handel und Verkehr war gelähmt; kurz von einem Bürgerthum konnte nicht gesprochen werden. Es folgen Darstellungen der Finanzen des Staats, des gänzlich verwahrlosten Heerwesens, der corrumpirten Justiz, der von den Jesuiten in Pacht genommenen Kirchen, der mangelhaften Schule und Erziehung. Der Adel (Schlachta), Herr des Landes, befand sich körperlich natürlich in einer bessern Verfassung, wenigstens der höhere, während der niedere jenem diente und selbst oft noch elender wohnte als die Bauern. Es werden dann einzelne Magnaten geschildert, wie Karl Radziwill, Branicki, Potocki, Adam Chartoriski, hierauf Warschau während des langen Reichstags, der letzte König Stanislaw August Poniatowski, die warschauer Gesellschaft jener Zeit, und den Schluß bildet die Geschichte der Theilung Polens und der Auflösung des Staats. Das von wackerer Gesinnung, emsiger Forschung und glücklicher Darstellungsgabe zeugende Buch ist ein recht werthvoller Beitrag zur Culturgeschichte des letzten Jahrhunderts.

2. Staatengeschichte der neuesten Zeit. Dreiundzwanzigster Band: Geschichte Rußlands und der europäischen Politik in den Jahren 1814—31. Von Theodor von Bernhardi. Dritter Theil. Leipzig, Hirzel. 1877. Gr. 8. 10 M.

Der vorliegende Band des geschätzten Werks eines in der hohen Politik vielfach erfahrenen Verfassers reicht

vom zweiten Pariser Frieden bis zum Congreß von Aachen. Er beginnt mit Kaiser Alexander's I. Rückkehr aus Paris in seine Reiche und seiner Idee, Rußland eine parlamentarische Verfassung zu verleihen und dieselbe mit einer freisinnigen Verfassung Polens einzuleiten. Er unterzeichnete letztere auf seiner Reise in Warschau, vergaß aber dabei die leibeigenen Bauern, — weil der polnische Adel ein Interesse an diesem Vergessen hatte. Der Verfasser legt die Verhältnisse dieser Unglücklichen eingehend dar und schildert die damals in Polen maßgebenden Persönlichkeiten. Bei der Rückkehr des Kaisers nach Petersburg wartete seiner eine Verwickelung mit der katholischen Kirche und den Jesuiten infolge der papistischen Umtriebe des sogenannten Jesuitengenerals Gruber und des Diplomaten Joseph de Maistre, welche Verwickelung mit der Verbannung der kurz vorher in Rom wieder eingeführten Jesuiten aus Petersburg endete. Es folgt die Darstellung der Emancipation der Bauern in den Ostseeprovinzen, dann eine Schilderung der Lage dieser Menschenklasse in Rußland selbst, deren Befreiung der Kaiser ebenfalls beabsichtigte, aber wieder aufgab. Dagegen offenbarte sich weitere Reformthätigkeit unter Beistand des einflußreichen Araktschejew auf dem Gebiete der Schule, in der Gründung von Militärcolonien u. s. w. Eine Spannung mit Rom und den Jesuiten brach infolge des Wirkens der Bibelgesellschaften aus; es folgten Unterhandlungen mit Rom, und die Ordnung der römisch-katholischen Kirche in Polen wurde festgestellt. Die nächsten Kapitel handeln von der Besitznehmung Transkaukasiens durch Rußland, vom Kriege mit Persien seit 1805, das durch England unterstützt wurde, und von Jermolow's fruchtloser Gesandtschaft dahin; von den Beziehungen Rußlands zu dem von bourbonischer Reaction erfüllten Frankreich, wobei besonders Chateaubriand's in seiner Ultra-Rolle ausführlich gedacht und den innern Verhältnissen dieses Landes eine weitgehende Aufmerksamkeit geschenkt wird; ferner von den Beziehungen zu den Zuständen in Spanien, Portugal und Italien, sowie von der Erhebung in Südamerika gegen Spanien, bezüglich welcher Kaiser Alexander den Plan faßte, die dortigen Colonien durch constitutionelle Einrichtungen mit dem Mutterlande zu versöhnen, wie er sich auch bemühte, einen Streit zwischen Spanien und Portugal, wegen der Besitznahme von Montevideo durch letztere Macht für Brasilien, zu vermitteln; darauf werden die Beziehungen zur Türkei und Persien und der Beginn der griechischen Bewegung geschildert. Den Schluß des Bandes bilden Mittheilungen über Rußlands Handelspolitik, über die Verhältnisse Polens, über die geheimen Gesellschaften in Rußland, deren Entdeckung (1818) in dem Kaiser sein für die nachherige Zeit so verhängnißvolles Mistrauen pflanzte. Bernhardi's Buch nimmt gewissermaßen eine Mittelstellung zwischen Geschichte und Memoiren ein; es hat von ersterer die wissenschaftliche Behandlung und den gemessenen Stil, von letztern das ungenirte Abschweifen auf Gegenstände, die nicht zum Zwecke des Buchs gehören. Das Werk verliert hierdurch seinen einheitlichen Charakter und wird zu einem Conglomerat von Darstellungen, wie sie eben die reichen Erlebnisse und Studien des Verfassers mit sich führten. Immerhin ist es als ein Quellenwerk für die diplomatische Geschichte der Restaurationsperiode zu betrachten.

3. Rußlands Geschichte und Politik, dargestellt in der Geschichte des russischen hohen Adels. Von Arthur Kleinschmidt. Kassel, Kay. 1877. Gr. 8. 9 M.

Nach einer historischen Einleitung beschäftigt sich das nach der Qualität der russischen Adelsfamilien eingetheilte Buch zuerst mit den erloschenen Familien, und zwar den Abkömmlingen Rurik's und den litauischen Geschlechtern, dann mit den noch blühenden Familien aus Rurik's und Gedemin's Blüte. Zu den erstern gehören die Koltzow-Massalski, die Gortschakow, Bariatinski, Dolgoruki, Gagarin, Putiatin, Wolkonski u. a., zu den Abkömmlingen des litauer Großfürsten Gedemin die Galitzin, Trubetzkoi u. a. Es folgen „fremde Fürstenhäuser", wie die georgischen Bagration, die tatarischen Urussow, die tscherkessischen Tscherkaski u. a., dann die nicht von Rurik stammenden alten Bojarenhäuser, wie die Woronzow, Godunow, Puschkin, Korsakow, Morischkin, Kutusow, Saltykow, Golowin, Tolstoi; die in Rußland mit dem Fürsten- oder Grafentitel beehrten Familien fremden Ursprungs, wie die Mazeppa aus der Ukraine, die Kotschubey aus der Krim, die Kantemir aus der Moldau, die Barclay de Tolly aus Schottland, die Lieven aus Livland, die Osten-Sacken aus Pommern, die Münnich aus Baiern, die Diebitsch aus Schlesien u. a.; die gefürsteten Familien aus dem kleinen russischen Adel, wie die Potemkin, Zubow, Suworow, Paskewitsch, Tschernyschew, Murawiew u. a., die gegraften Familien aus demselben, die der Bestuschew, Rumarzow, Schuwalow, Araktschejew, Miloradowitsch, Uwarow, Perowski; darauf die „Emporkömmlinge", und zwar Herzoge wie die Biron (Büron), Fürsten wie die Uraschikow, Orlow, Razumowski, Demidow u. a.

Die höchst anziehenden Lebensgeschichten der berühmtesten Mitglieder dieser Geschlechter sind mit vielem Freimuth geschrieben und dürften in officiellen Kreisen Rußlands und bei der dortigen Censur schwerlich viel Anklang, desto mehr aber bei jedem Freunde der Geschichte finden.

4. Staatskirchenthum in der Sackgasse. Erneuerte und vermehrte Auflage des 1874 erschienenen Werkes: Russische Bekehrungen u. s. w., von einem stillen Beobachter. Von Woldemar von Bock. Leipzig, Bidder. Gr. 8. 6 M.

Das Buch enthält interessante Mittheilungen über die agrarische Kirchenpolitik und die Kirchenpolitik in der Landvolksschule in Rußland; es hat vorzüglich den Zweck der Polemik gegen die Nivellirungen sprachlichen und religiösen Charakters, die in unserm östlichen Nachbarreiche, besonders in den Ostseeprovinzen von oben herab angestrebt werden. Der Verfasser betheuert übrigens seine russische Loyalität. Sein Buch ist beinahe nur bei näherer Kenntniß der livländischen Verhältnisse recht verständlich.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von Maximilian Bern's Novelle „Auf schwankem Grunde" ist im Göschen'schen Verlage in Stuttgart eine zweite Auflage in Prachtausgabe erschienen. Wir haben in d. Bl. die verdienstvolle, von ebenso viel Fleiß als Talent zeugende Arbeit eingehend besprochen, und erübrigt uns gelegentlich dieser Anzeige nur zu bemerken, daß der strebsame Autor das Werk einer neuerlichen stilistischen Durcharbeitung unterzogen, und daß es daher nicht nur an äußerer Eleganz, sondern auch an innerer Gediegenheit in dieser neuen Ausgabe wesentlich gewonnen hat.

Derselbe Autor gibt jetzt eine belletristische Miniaturbibliothek „Liliput" (Münster, E. C. Brunn) heraus, von welcher uns das erste Bändchen vorliegt. Dasselbe ist sehr gewählten Inhalts. Wir erwähnen in erster Linie eine Novelle „Schön-Lenchen" von Prinz Emil zu Schönaich-Carolath, welcher sich lyrische und epische Beiträge von Julius Sturm, Hermann Lingg, Lorm, Greif, den Baroninnen Hohenhausen und Knorr, Ada Christen, Ferdinand Groß u. s. w. anreihen, nicht zu vergessen eine sehr interessante Skizze über „Heine's Eheleben" von Max Nordau. Wir zweifeln nicht, daß sich diese sehr elegante Miniaturbibliothek in distinguirten Kreisen bald viele Freunde erwerben wird, zumal es dem Herausgeber gelungen ist, sich die Mitarbeiterschaft der hervorragendsten deutschen Autoren für das Unternehmen zu sichern, von welchem in Terminen von acht zu acht Wochen ein neues Bändchen erscheinen soll.

Theater und Musik.

Eine Posse von Franz von Schönthan: „Sodom und Gomorrha", hat am berliner Wallner-Theater das Publikum sehr unterhalten und eine längere Reihe von Wiederholungen erlebt: man rühmt ihr Frische des Tons und ein ergötzliches Durcheinander von Verwickelungen nach. In Leipzig ist von diesem Autor ein Lustspiel „Das Mädchen aus der Fremde" aufgeführt worden, in welchem die dramatische Oekonomie und die Ausführung des Grundgedankens noch viel zu wünschen übrig läßt, welches aber auch ein Talent für Erfindung heiterer Situationen documentirt.

— Die Frage der dramatischen Preisausschreibungen wird neuerdings wieder lebhafter besprochen. Der münchener Hoftheaterintendant Baron von Perfall sucht mit rühmenswerthem Eifer die dramatische Production durch mehrfache Preisausschreibungen zu ermuthigen. Ihm ist neuerdings Emil Klaar, der neue Intendant des frankfurter Stadttheaters, mit einer Preisausschreibung gefolgt, welche für gekrönte Werke der verschiedenen dramatischen Gattungen ansehnliche Preise aussetzt. Wie man auch über die Urtheile der Preiscomités denken mag, die bei der großen Verschiedenheit der ästhetischen Anschauungen in Deutschland, bei der Shakspearisirenden Richtung der einen, der dem Schiller'schen Genius huldigenden der andern, den realistischen Tendenzen der dritten kritischen Gruppe, nach allen Gegenden der Windrose auseinandergehen: eine Anregung der dramatischen Production ist ohne Frage in solchen Preisausschreibungen zu finden, und vielen „ungelesenen" jüngern Dramatikern wird wenigstens die Ueberzeugung zutheil, daß ihre Werke einer ernsten Prüfung unterworfen werden. Auch ist manchem Talent eine Bahn eröffnet worden, die ihm ohne solche Preisausschreibung verschlossen geblieben wäre. Was bei der frankfurter Preisausschreibung besonders als neu und ermuthigend ins Gewicht fällt, ist die erhöhte Tantième von 15 Procent, die den von der Preiscommission zur Aufführung bestimmten Stücken zufällt.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 3. Februar 1880 feiert Ludwig August Frankl, neben Grillparzer, Bauernfeld, Lenau, Grün und Halm der bedeutendste Dichter Oesterreichs aus vormärzlicher Zeit, seinen siebenzigsten Geburtstag; es wird bei dieser Gelegenheit eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke erscheinen. Unter diesen sind es namentlich seine lyrischen Gedichte, ausgezeichnet durch die Tiefe und Wahrheit der Empfindung und durch die plastische Kraft des Ausdrucks, und die Epen „Don Juan d'Austria" und „Christoforo Colombo", welche Ludwig August Frankl eine bleibende hervorragende Stelle in der deutschen Literatur sichern. Neben dem um acht Jahre ältern Bauernfeld ist Frankl der einzig Ueberlebende jener Dichter, welche den Ruhm Oesterreichs auf dem Gebiete der Poesie begründet haben.

Bibliographie.

Bibliothek für Wissenschaft und Literatur. 28ster Bd.: Handbuch der Geschichte Oesterreichs von der ältesten bis zur neuesten Zeit. Mit besonderer Rücksicht auf Länder-, Völkerkunde und Culturgeschichte bearbeitet von F. Krones. Berlin, Th. Hofmann. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Dowden, E., Shakspere, sein Entwicklungsgang in seinen Werken. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von W. Wagner. Heilbronn, Henninger. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Eisen, P., Herr Professor von Raumer und die deutsche Rechtschreibung. Ein Beitrag zur Herstellung einer orthographischen Einigung. Braunschweig, Wreden. 1880. 8. 3 M.

Falckenberg, R., Ueber den intelligiblen Charakter. Zur Kritik der Kantischen Freiheitslehre. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 2 M.

Franzisci, F., Cultur-Studien über Volksleben, Sitten und Bräuche in Kärnten. Nebst einem Anhang: Märchen aus Kärnten. Mit einem Geleitbrief von P. K. Rosegger. Herausgegeben vom Grillparzer-Literatur-Verein in Wien. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 M.

Gensch-Schroeder, Der Page der Königin. Ein zweiactiges Liebesspiel. Herausgegeben von J. N. B. Cracau. Berlin, Mrose. 8. 1 M.

Günther, F., Aus Sage und Geschichte. Lyrisch-epische Dichtungen. Dresden, Pierson. 8. 3 M. 60 Pf.

Haymerle, A. Ritter v., Italicae res. Mit 2 Karten-Skizzen. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 4 M.

Herz, J., De Saint Alexis. Eine altfranzösische Alexiuslegende aus dem 13. Jahrhundert. Heilbronn, Henninger. 4. 1 M. 60 Pf.

Honegger, J. J., Literatur und Cultur des 19. Jahrhunderts. In ihrer Entwickelung dargestellt. 2., durchgesehene und vermehrte Auflage. Leipzig, Weber. Gr. 8. 6 M.

Hopfen, H., Die Geschichtchen des Majors. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 5 M.

Kapri, B. M., Va banque. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 1880. 8. 9 M.

Lortzing, Anna, Lyrisches und Episches. Sammlung kleiner Dichtungen. 1ste Serie. 4tes Bdchn. Berlin, Expedition der deutschen Gemeindezeitung. 16. 45 Pf.

Lübke, W., Carl Schnaase. Biographische Skizze. Mit dem Bildniss Schnaase's. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Mehlis, C., Bilder aus Deutschlands Vorzeit. Jena, Costenoble. Gr. 8. 4 M.

Meyer von Waldeck, F., Goethe's Märchendichtungen. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Oelsner, E., Der Gott des 19. Jahrhunderts. Religionsphilosophischer Versuch. Breslau, Schletter. Gr. 8. 3 M.

Petz, F. S., Philosophische Erörterungen über die Unsterblichkeit der menschlichen Seele und über den Zustand der abgeschiedenen Seelen im Jenseits, mit steter Rücksicht auf die wichtigeren Philosopheme älterer und neuerer Zeit. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Pfeil, H., Brautlieder. Worte der Liebe in Dichtungen. Leipzig, Pfeil. 16. 1 M. 20 Pf.

Poelchau, G., Carl Ernst von Baer. Ein Vortrag. Riga, Bruhns. Gr. 8. 50 Pf.

Reich, E., Der Staat der Zukunft. Gedanken über die natürlichen Grundlagen des gesellschaftlichen Lebens. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Scherner, C. A., Daß die Seele ist. Neue Forschungen und Entdeckungen in Briefen. Berlin, H. Schindler. Gr. 8. 5 M.

Seubert, A. v., Die Württemberger im Schwarzwald im August 1870. Berlin, Mittler u. Sohn. 8. 80 Pf.

Thieme, Geschichte des Pommerschen Füsilier-Regiments Nr. 34, nebst geschichtlichen Mittheilungen über das schwedische königliche Leibregiment „Königin". Auf Befehl des Regiments zusammengestellt. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 6 M.

Universal-Bibliothek. Nr. 1211: Prinz Otto. Lustspiel von H. Wachenhusen. — Nr. 1216: Der Mann der Debutantin. Lustspiel von Meilhac und Halévy. Autorisirte Uebersetzung. Leipzig, Reclam jun. Gr. 16. à Nr. 20 Pf.

Zimmermann, R., Kant und der Spiritismus. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 1 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 42. — 16. October 1879.

Kriegsgeschichtliches.

1. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals der Infanterie von Hüser. Größtentheils nach dessen hinterlassenen Papieren zusammengestellt und herausgegeben von M. O. Mit einem Vorwort von Maurenbrecher. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 5 M.

Die vorliegenden Denkwürdigkeiten dürften wohl geeignet sein, auch in weitern Kreisen ein lebhafteres Interesse zu erwecken, da die Erlebnisse des Generals zum Theil in sehr bedeutungsvolle Zeitabschnitte der Geschichte unsers Vaterlandes fallen und es demselben vergönnt war, in den verschiedenen von ihm eingenommenen Stellungen einen tiefen Einblick in die jedesmal bestehenden Verhältnisse zu gewinnen, wie auch in nähere Beziehungen zu den leitenden Persönlichkeiten zu treten. Die ersten Kapitel schildern das Leben im Aelternhause, dann die spätere Erziehung im Cadettencorps; sie gewähren charakteristische Bilder einer uns verhältnißmäßig so nahe liegenden Zeit, die doch in allen ihren Anschauungen und Begriffen so grundverschieden von den heutigen Ansichten war und uns in dankbarer Erkenntniß den gewaltigen Fortschritt der Zeit preisen läßt. Aus dem Cadettenhause im Jahre 1789 als junger Offizier zu dem damals in Berlin garnisonirenden Regiment von Arnim versetzt, zeigte er sich in seinen Aufzeichnungen schon frühzeitig als scharfen Beobachter, der, obwol stark angehaucht von der damals herrschenden sentimentalen Geistesströmung, stets seine geistige Ausbildung vor Augen hatte und sich frei hielt von den traurigen Verirrungen einer Zeit des „frivolsten materiellen Lebens". Die bald eintretenden ernstern Zeiten gaben überdies seinem Leben eine veränderte Richtung. Die Mittheilungen aus dem Jahre 1805 athmen bereits die Gewitterschwüle vor dem Sturm, dessen verhängnißvollen Ausgang niemand zu ahnen schien, dem man im Gegentheil voll Hoffnung und guten Muths, dafür aber desto schlechter vorbereitet entgegentrat. Erscheinungen wie die Romberg's und Pirch's erklären zur Genüge so manche die Armee betroffenen Unglücksfälle. Wichtiger werden alsdann die Mittheilungen aus dem Jahre 1806. Sie zeichnen in kurzen Zügen die Unentschlossenheit in der Führung, die herrschende Verwirrung wie den Mangel an Lebensmitteln und Fourage bei den Truppen und das bald darauf einbrechende Verhängniß. Eine eigenthümliche Fügung des Schicksals, welches auch in Zukunft sich vielfach der eigentlichen kriegerischen Thätigkeit Hüser's entgegenstellen sollte, wurde Veranlassung, daß derselbe von der Theilnahme an der Schlacht bei Auerstädt ausgeschlossen blieb. Die Aufzeichnungen schildern daher nur den Eindruck, welchen der Verlust der Schlacht hervorrief, die Leiden des fluchtartigen Rückzugs wie die grenzenlose Entmuthigung, welche sich der Armee und einzelner ihrer Führer bemächtigt hatte und die Veranlassung zur Capitulation von Prenzlau wurde. Wol absichtlich vermeidet es Hüser, in die nähern Details einzugehen, wegen des hervorragenden Antheils, welchen sein eigener Vater, der Oberst von Hüser, Commandeur des Hohenlohe'schen Corps, an den Ereignissen des Tages genommen hatte, auf den von vielen Seiten die Schuld der Capitulation geworfen wird. Der Schmerz über das Unglück des Vaterlandes, vermehrt durch das schamlose nichtswürdige Benehmen vieler Einwohner Berlins, rief bald bei mehrern, durch kein Ehrenwort gebundenen Offizieren den Gedanken wach, sich durch einen Fluchtversuch zu befreien und der Armee wieder anzuschließen. Auch Hüser gehörte zu diesen. Sein Körper erlag indessen den hiermit verbundenen Anstrengungen, und nothgedrungen kehrte er nach Berlin zurück. Die Zeit der gezwungenen Unthätigkeit ward indessen zu seinem Heil, es war eine Zeit des eifrigen Studiums, in welcher er den Grund zu seiner militärwissenschaftlichen Ausbildung legte. Von höchster Bedeutung für ihn wurde aber die im Jahre 1809 erfolgte Commandirung zur Untersuchungscommission seitens des Regiments von Arnim, welche das Verhalten der Offiziere der aufgelösten Regimenter während der kritischen Ereignisse des Jahres 1806 zu prüfen hatte; denn er kam dadurch in

die engsten Verbindungen mit jenen Männern, welche schon damals sich mit dem Gedanken trugen, an die Spitze einer Erhebung zur Befreiung des Vaterlandes zu treten. Von daher datirt die später so innige und sich immer fester gestaltende Verbindung mit Gneisenau. Nach dem unglücklichen Ausgang des Schill'schen Zugs, dem Hüser sich anzuschließen beabsichtigt und deshalb seinen Abschied erbeten hatte, folgte der Entschluß, in österreichische Dienste zu treten. Das unerbittliche Schicksal zog indessen auch bei diesem Unternehmen dem Thatendurst des kriegslustigen Offiziers enge Grenzen und ließ ihn bald „ärgerlich und halb beschämt, unverrichteter Sache" zurückkehren. Der Wiederanstellung in der Armee folgte die Commandirung zum Cadettencorps und sodann im Februar 1813 die Ernennung zum Adjutanten Scharnhorst's. Hiermit beginnt der bedeutsamste Abschnitt des Werks. Der trefflichen Charakterschilderung des edeln Scharnhorst reihen sich interessante Züge aus dem Leben hervorragender Persönlichkeiten und Aeußerungen über sie an, welche bedeutungsvolle Beiträge zur Geschichte jener Zeit liefern: so namentlich über König Friedrich Wilhelm III., Kaiser Alexander und Blücher. Sehr beachtenswerth erscheint auch der Brief, den der Herzog von Weimar an Blücher nach Dresden richtete, ferner Hüser's Bericht über seine Sendung in das russische Hauptquartier und seine Charakterisirung Wittgenstein's wie seines Generalstabschefs, des General d'Auvray. Auch Jahn's beabsichtigte Bildung eines Freicorps im Spreewalde, nach dem Verlust der Schlacht von Großgörschen, ist eines jener beachtenswerthen Zeichen der Zeit, das nicht in Vergessenheit gerathen sollte.

Die weitern Schilderungen umfassen lediglich die persönlichen Erlebnisse. Bei Großgörschen leicht, bei Bautzen schwer verwundet, war Hüser gezwungen, die Armee zu verlassen und sich zu seiner Herstellung nach Berlin zu begeben. Dort war er Zeuge jenes Umschwungs der Stimmung und des Durchbruchs jenes patriotischen Gefühls, das unsere Siege bei Großbeeren, bei Hagelsberg und an der Katzbach hervorgerufen hat. Endlich genesen, eilte Hüser zur Armee zurück, deren Vormarsch er bis Düben begleitete. Von dort in besonderer Mission zum Rauch'schen Corps entsendet, erhielt er später das Commando über vier Bataillone schlesischer Landwehr, welche die Saalbrücken bei Halle decken sollten, eine Stellung, der seine Ernennung als Adjutant beim Militärgouvernement in Halberstadt folgte. Der Vortrag ist vielfach durchflochten mit höchst interessanten, charakteristischen Anekdoten, so namentlich über Bernadotte. Befürchtend, daß ihm beim bevorstehenden Frieden eine seinen Wünschen nicht entsprechende Anstellung zutheil werde, richtete Hüser an den König die Bitte, ihm seine Stellung im Cadettencorps wiederzuverleihen. Dieser Bitte wurde Gehör gegeben, außerdem Hüser zum Major befördert. Die kriegerische Thätigkeit desselben war somit beendet. Es war ihm nicht vergönnt gewesen, an den großen Erfolgen der siegreichen Armee theilzunehmen, deren Misgeschick er in den Schlachten von Großgörschen und Bautzen getheilt hatte. Ueber die auffällige Erscheinung seiner plötzlichen Abcommandirung aus dem Hauptquartier und Versetzung in eine Art von Friedensstellung schweigen die Aufzeichnungen zwar beharrlich; jedoch muß die Veranlassung hierzu für Hüser keineswegs angenehm gewesen sein, da derselbe es „als eine persönliche Genugthuung empfand, daß sich Gneisenau ihn beim Wiederausbruch des Krieges zu seinem Adjutanten erbat". Dem Gefühl der persönlichen Genugthuung pflegt aber in der Regel das Gefühl der Kränkung vorhergegangen zu sein. Wiederum sollte sich indessen auch diesmal das über Hüser waltende Verhängniß seinen Wünschen entgegenstellen. Erst Mitte Juni empfing er seine definitive Anstellung und er vermochte somit erst fast am Schlusse des Feldzugs, am 25. Juni, das Hauptquartier in St.-Germain zu erreichen. Dennoch sind seine nun folgenden Aufzeichnungen über den weitern Vormarsch der Armee und deren Stellung in und um Paris sehr reichhaltig und werthvoll, besonders was die Person Blücher's und dessen charakteristische Eigenart betrifft. Auch die Schilderung des edeln Charakters Gneisenau's ist, obwol bekannt, dennoch von hohem Interesse.

Eine anscheinend Hüser's Person allein betreffende Angabe gestattet einen tiefen Einblick in die Verhältnisse des Hauptquartiers und erscheint deshalb hier der Erwähnung werth. Hüser hatte für den Feldzug keine preußische Auszeichnung erhalten, während mehrere seiner Hinterleute sogar zu Oberstlieutenants avancirt waren. Ehrlich gestanden, finden wir dieses Verfahren durchaus sachgemäß, da Hüser's Theilnahme an dem Feldzuge eine sehr beschränkte gewesen. Anders dachte indessen Gneisenau, der mit Blücher hierüber Rücksprache nahm. Blücher versicherte seinerseits bestimmt, Hüser vorgeschlagen zu haben, und sagte eine nochmalige Verwendung zu. Der Generaladjutant des Königs Oberst von Thiele zeigte indessen später Hüser die Vorschlagsliste, auf der sein Name nicht stand. Man nahm nun an, daß ein Versehen des Abschreibers vorgefallen sei, und hiermit hatte die Sache ihr Bewenden. Daß diese letztere Annahme nur eine fingirte war, wird sich jeder sagen, der mit der Geschäftsführung des preußischen Bureauwesens bekannt ist; außerdem wäre es für Blücher ja eine Kleinigkeit gewesen, das Versehen wieder gut zu machen. Dies geschah aber nicht. Wir vermögen uns daher der Ansicht nicht zu verschließen, daß in gewissen Beziehungen im Blücher'schen Hauptquartier sich der Einfluß eines sehr festen Willens geltend machte, dem Blücher nachgab und den selbst Gneisenau nicht zu erschüttern vermochte. Wer der Träger dieses Willens war, darüber kann kein Zweifel bestehen. Möglich daß wir irren, allein das auffällige Schweigen, das die Memoiren über einen der höchst gestellten Offiziere des Hauptquartiers, nachherigen Feldmarschalls, bewahren, wie eine aus viel späterer Zeit hingeworfene flüchtige Bemerkung, welche Hüser's große Freude ausdrückt, als derselbe Offizier von dem Generalcommando des 7. Armeecorps entbunden und somit das bestehende Verhältniß zwischen beiden gelöst wurde, bestärkt uns in der Richtigkeit unserer Annahme. Gehen wir zu weit, wenn wir hieraus weiter folgern, daß auch Hüser's Versetzung aus dem Hauptquartier im Jahre 1813 infolge einer Anregung von dieser Seite her geschah? Wir glauben kaum.

Die nun folgenden Aufzeichnungen tragen nur den Charakter persönlicher Erlebnisse. Sie schildern zunächst Hüser's Thätigkeit im Cadettencorps, welche volle Anerkennung fand, trotz seiner stark ausgeprägten liberalen Richtung,

die nicht verfehlen konnte, ihm Verdrießlichkeiten zu bereiten. Sein Toast auf Blücher: „Dem Anführer der Angeführten!“ erscheint in der That als eine gewagte Aeußerung eines Offiziers. Im Jahre 1823 wurde Hüser in die Armee zurückversetzt und zum Bataillonscommandeur im 5. Infanterieregiment ernannt. Er stieg sodann von Stufe zu Stufe, sich stets des Wohlwollens seiner Vorgesetzten wie der dankbaren Ergebenheit seiner Untergebenen erfreuend. Im October 1844 wurde er zum Vicegouverneur von Mainz befördert. In dieser hohen Stellung sollte er zum ersten male in seinem Leben, veranlaßt durch die Revolution von 1848, als selbständig, verantwortlich handelnder Führer auftreten. Wie er diese Aufgabe gelöst, darüber geben die Memoiren den vollständigsten Aufschluß. Wir wollen darüber hinweggehen und enthalten uns jeder Kritik, vermögen indessen die Bemerkung nicht zu unterdrücken, daß es unserer Ansicht nach in aller und jeder Beziehung besser gewesen wäre, wenn diese Aufzeichnungen aus dem Jahre 1848 niemals das Licht der Welt erblickt hätten, zum mindesten nicht in ihrer gegenwärtigen Ausdehnung, da sie Enthüllungen wie persönliche Angriffe enthalten, welche offenbar besser verschwiegen geblieben wären. Wir wollen hiermit unsern Bericht schließen, da wir annehmen, daß die weitere Fortsetzung der Hüser'schen Aufzeichnungen für unsere Leser kein Interesse haben dürfte.

2. Der orientalische Krieg in seiner neuesten Phase 1877 und 1878. Von W. Rüstow. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1878. Gr. 8. 10 M.

Dem Verfasser hat es beliebt, sein Werk während der Ereignisse selbst niederzuschreiben, zu einer Zeit also, wo es ihm beim besten Willen unmöglich war, sich ein sicheres, auf unzweifelhafte Thatsachen begründetes Urtheil zu bilden. Seine Arbeit erscheint demnach als eine geistige Frühgeburt mit allen Schwächen einer solchen. Trotz alledem stehen wir nicht an, derselben in gewisser Beziehung, namentlich was die Darstellung der kriegerischen Begebenheiten selbst betrifft, unsere Anerkennung zu zollen. Der Verfasser hat diese letztern in einem vollständig klaren, zusammenhängenden, übersichtlichen Bilde zusammengestellt; er zeichnet mit Schärfe die stattgehabten Operationen und beleuchtet dieselben mit seinem kritischen Urtheil, dem wir im großen und ganzen nur beipflichten können. Eingehendere Detailberichte darf der Leser freilich nicht erwarten; ebenso basiren alle Zahlengaben des Werks, namentlich was die Stärke der türkischen Streitkräfte anbetrifft, auf mehr oder minder ungewissen Schätzungen, denen wir einen positiven Werth nicht beizulegen vermögen; endlich aber sind die beigegebenen Skizzen, welche der Verfasser hochtrabend „Karten“ zu nennen beliebt, überaus mangelhaft und ungenügend für das Studium des Werks.

Wenden wir uns zu dem nähern Inhalt desselben, so wollen wir unsere Leser mit allen Mittheilungen über die stattgehabten diplomatischen Verhandlungen und sonstigen Anhängseln verschonen und uns nur an den rein kriegswissenschaftlichen Theil der Darstellung halten. Beginnend mit den Kämpfen in Montenegro, schildert der Verfasser Suleiman's kühnen Marsch quer durch das Land, die Forcirung des Duga-Passes, nach dem Gefecht bei Krstatsch, die Verproviantirung von Nikschitsch und der Blockhäuser, wie die weitern Kämpfe mit den heldenmüthigen Montenegrinern, bis zu der Vereinigung Suleiman's mit dem von Süden her vordringenden Ali-Sahib, unter Mitwirkung der Diversion Mehemed-Ali's, welcher seinerseits in das Kolaschin und in die Wassojewitschka eingefallen war.

Uebergehend auf den Kriegsschauplatz in Armenien, berichtet das Werk zunächst über die anfänglichen Erfolge der Russen, welche in vier getrennten Colonnen vorgingen. General Tergukassow mit der Colonne des linken Flügels oder der von Eriwan besetzte ohne Schwertstreich Bajezid, ging sodann auf der Straße von Diadin vor, schlug am 16. Juni Mehemed-Pascha bei Daghar und trieb darauf seine Avantgarde bis zum Passe von Delibaba vor. Die beiden mittlern Colonnen unter General Loris-Melikow hatten sich der Festung Ardagan bemächtigt, Kars cernirt und ein Operationscorps gegen den Saganlug vorgeschoben, hinter welchem Mukthar-Pascha in fester Stellung bei Sewin stand. Die Colonne des rechten Flügels oder die von Rion war gegen das Schwarze Meer vorgerückt und hatte sich der Höhen von Chabuzari bemächtigt, 30 Kilometer von Batum entfernt. Jetzt indessen erfolgte der Rückschlag und die gerechte Vergeltung für das vereinzelte verbindungslose Vorgehen. Am 21. Juni ergriff Ismail-Pascha, der Nachfolger Mehemed's, verstärkt durch Mukthar, die Offensive und schlug Tergukassow entschieden bei Daghar. Im Rücken des letztern hatte unterdessen Faik, Pascha von Wan, Bajezid wieder genommen und rückte nun über Kariclissa gegen ihn vor, nachdem er die russische Besatzung von Bajezid in der Citadelle der Stadt eingeschlossen. So in Front und Rücken bedroht, sah sich Tergukassow genöthigt, in das Muradthal auszuweichen, und nahm, verfolgt von Ismail, Stellung bei Igdir. Fast gleichzeitig, am 24. Juni, erfuhr das Riondetachement eine empfindliche Niederlage bei Sameba, in deren Folge es genöthigt war, sich nach Transkaukasien zurückzuziehen. Während so die beiden russischen Flügel sich in vollem Rückzuge befanden, griff am 25. Juni Loris-Melikow die Stellung Mukthar's bei Sewin an. Er hoffte dabei auf eine Unterstützung von Tergukassow, dessen Misgeschick ihm noch unbekannt war. Sein Angriff scheiterte, und so sah auch er sich zum Rückzug gezwungen, den er bis in die Stellung von Sam fortsetzte. Mukthar folgte seinem Gegner vorsichtig, entsetzte Kars und nahm dann seinerseits bei Kalu-Maghara Stellung, 20 Kilometer südlich von Kars. Somit war die russische Offensive vollständig gescheitert: eine Folge des unvorsichtigen vereinzelten Vorgehens. Sehr treffend bemerkt der Verfasser, daß sich die russischen Operationen, unter Zusammenhaltung aller Kräfte, zunächst nur auf die Fortnahme von Kars hätten beschränken sollen. Während dieser Zeit des russischen Angriffs war türkischerseits die Beunruhigung der Küsten von Transkaukasien ins Werk gesetzt worden, deren geringer Erfolg bekannt ist.

Die gleichen Vorwürfe, welche der Verfasser der unvorsichtigen Kriegführung der Russen in Armenien macht, glaubt er auch ihrer Kriegführung in Bulgarien machen zu können. Hier wie dort war der Feldzug mit zu schwachen Kräften eröffnet und diese verbindungslos getheilt worden. Zwar hatte Gurko's kühner Zug über den

Balkan sämmtliche Pässe, von Schipka an bis zum Schupanski-Mesari, in die Hand der Russen gebracht und Gurko selbst war über den Karadagh nach Eski-Saghra und sodann auf Jeni-Saghra vorgerückt, von wo er am 30. Juli Rauf-Pascha verdrängte, allein er vermochte dem nun erfolgenden Angriff Suleiman-Paschas nicht zu widerstehen und sah sich gezwungen über Eski-Saghra und den Karadagh zurück in das Tundschathal auszuweichen. Da wurde am 30. Juli die epochemachende Schlacht von Plewna geliefert, deren nächste Folge die Aufgabe „des Kosackenfeldzugs" im Süden des Balkan war. Gurko's Corps ward aufgelöst, und die Russen beschränkten sich auf die Behauptung und Befestigung der Balkanpässe von Schipka bis Elena. Auf dem bulgarischen Kriegsschauplatze wie in der Dobrudscha herrschte währenddessen bis Mitte August vollständige Ruhe, welche auch nach Uebernahme des Obercommandos durch Mehemed-Ali nicht unterbrochen wurde.

Am 19. August eröffnete Suleiman seine resultatlosen Kämpfe um den Schipka-Paß, die am 28. August zum einstweiligen Stillstand kamen. Die unerklärliche Unthätigkeit der türkischen Befehlshaber kam den Russen zugute, deren erste Verstärkungen vor Plewna eintrafen, während auch die rumänische Armee mit in Action trat. Die erste wichtige Folge hiervon war die Wegnahme von Lowatz durch die Russen, wodurch die Verbindung Osman-Paschas mit Sofia unterbrochen wurde. Am 20. August begann Mehemed-Ali denn endlich die Offensive und warf in mehrern kleinen Treffen bis zum 5. September die Russen auf das linke Ufer des Lom zurück. Lebhaft von Konstantinopel aus gedrängt, gegen die Jantra vorzugehen, um Osman Luft zu machen, entschloß sich Mehemed-Ali zu neuem Angriff; allein er unternahm ihn nicht mit frischem Muthe; die Widersetzlichkeit seiner Unterbefehlshaber, Suleiman's vor allem, der jede energische Mitwirkung versagte, hatten ihn scheu gemacht. In einer Reihe zusammenhangsloser, aufeinanderfolgender Angriffe gegen die russische Stellung bei Tscherkowna und Talitschew, die alle mit großer Bravour, aber mit unzureichenden Kräften ausgeführt wurden, schwächte sich Mehemed-Ali ab; er sah sich genöthigt, auf das linke Ufer des Kara-Lom zurückzugehen. Währenddessen hatte Suleiman ununterbrochen wie ein Stier mit gesenkten Hörnern dem Schipka-Passe gegenübergestanden, ohne Erfolg zu erringen; da berief ihn ein Befehl des Sultans an Mehemed-Ali's Stelle zum Oberbefehlshaber. Plewna war während dieser Zeit das Hauptziel aller Operationen. Unter den blutigen Kämpfen, welche vom 7. bis 14. September um den Besitz der Position stattfanden, zeichnete sich der Sturm vom 11. und 12. September durch Heftigkeit aus. Ihr einziger reeller Gewinn bestand indessen nur in der Fortnahme der Griwitzaschanze durch die verachteten Rumänen. Seit dem 14. September standen die Russen von jedem weitern Angriff ab. Sie beriefen unterdessen den General Totleben auf den Kriegsschauplatz und erwarteten das Eintreffen ihrer zahlreichen Verstärkungen. Türkischerseits dagegen gelang es dem energischen Scheffet-Pascha, von Orchanie aus eine Verbindung mit Plewna herzustellen und der bedrängten Stadt einen ansehnlichen Convoi von 1200 Wagen zuzuführen.

Der Verfasser verläßt sodann den bulgarischen Kriegsschauplatz und wendet sich wieder den Operationen auf dem armenischen Kriegstheater zu. Hier war es Tergukassow gelungen, am 10. Juli Faik-Pascha zurückzuwerfen und die russische Besatzung der Citadelle von Bajezid zu befreien, worauf er schleunigst wieder in seine Stellung von Igidir zurückging. Am 25. August, am Geburtstage des Sultans, machte sich Mukthar-Pascha das Vergnügen, die Russen anzugreifen, und schlug sie gründlich bei Kisiltepe. Gazi-Mukthar beutete seinen Sieg nicht aus. Nach europäischen Begriffen hätte er jetzt seine ganze Kraft daran setzen müssen, die Verbindung der Russen mit Alexandropol zu unterbrechen; allein so weit reichte sein Verständniß nicht, er fand es vielmehr für rathsamer, sich in seiner gewonnenen Stellung am Aladsche-Dagh zu verschanzen. Hoffend auf Allah und einen frühen Winter, sah er im Geiste schon den Feldzug für dieses Jahr beendet und willigte ein, daß die für ihn bestimmten Verstärkungen aus Bagdad und Damaskus auf dem europäischen Kriegsschauplatz ihre Verwendung fanden. Er sollte unsanft aus seinem süßen Traume erweckt werden. Großfürst Michael hatte bedeutende Verstärkungen an sich gezogen und schlug mit ihnen Mukthar entschieden bei Wisinkoi. Dieser wich auf Kars zurück, ließ daselbst die Trümmer von 18 Bataillonen als Besatzung, ging dann bis hinter den Saganlug und vereinigte sich dort mit Ismail-Pascha, welcher bisher Tergukassow in Schach gehalten hatte. Aber auch hier war seines Bleibens nicht; vielmehr setzte er den Rückzug nach dem Paß von Dewebojun fort, wo er am 4. November nochmals angegriffen und unter bedeutenden Verlusten auf Erzerum geworfen wurde. Loris-Melikow hatte unterdessen durch nächtlichen Ueberfall Kars am 18. November erobert. Auf dem asiatischen Kriegsschauplatz war somit ein vollständiger Umschwung der Verhältnisse eingetreten.

Vor Plewna hatte inzwischen General Totleben nach dem endlichen Eintreffen der russischen Verstärkungen die vollständige Cernirung der Festung angeordnet und zunächst den General Gurko beauftragt, die Verbindung Osman's mit Scheffet und dem Westen zu unterbrechen. Unter großen Verlusten gelang es Gurko, am 24. und 28. October sich der verschanzten Ortschaften Gornii-Dubnik und Telisch zu bemächtigen. Die spätere Besetzung von Dolnii-Dubnik schloß dann den Ring um Plewna ziemlich vollständig. Scheffet-Pascha, am 31. October mit Uebermacht angegriffen, sah sich genöthigt, in die Stellung bei Prawetz vor Orchanie zurückzuziehen, und trat dann sein Commando an Schakir-Pascha ab. Mitte November hatten zehn und eine halbe Division Russen und Rumänen das kleine Landstädtchen Plewna umzingelt. Zu ihrer Deckung hielten sieben Divisionen unter dem Czarewitsch den Lom besetzt; vier Divisionen unter Radetzki standen im Schipka-Balkan; vier Divisionen unter Gurko und dem rumänischen General Lupu im westlichen Balkan und von dort bis an die obere Donau. Die letzten verzweifelten Anstrengungen der Türkei, neue Heeresmassen aufzubieten, um diesen eisernen russischen Gürtel zu sprengen, blieben erfolglos. Mehemed-Ali hatte den Auftrag erhalten, alle verfügbaren Kräfte in Bosnien, Racien und Westbulgarien zu sammeln und im Verein mit Schakir's Division eine Entsatzarmee für Plewna zu bilden. In Rumelien sollte Rauf-Pascha eine Reserve von 150000

Mann aufstellen und Achmet-Pascha das Commando der Balkanarmee von Kasanlik bis Sliwno übernehmen. Zu spät! Nach den Niederlagen Schakir-Paschas und Mehemed-Ali-Paschas im Etrepol-Balkan, wie nach dem erfolglosen Angriff Suleiman's bei Elena vermochte sich Plewna nicht mehr zu halten. Von allen Existenzmitteln entblößt, versuchte der brave Osman am 10. December einen Durchbruch mit seiner Armee, wol mehr aus Gründen militärischen Ehrgefühls als mit Aussicht auf Erfolg: „Osman-Pascha hatte mit dem kleinen Plewna und verhältnißmäßig geringen Streitkräften die Russen 145 Tage beschäftigt. Dies ist eine Leistung, deren Verdienst durch keine Einschränkung geschmälert werden kann!"

Am 11. und 12. December fanden alsdann die letzten Kämpfe auf dem bulgarischen Kriegsschauplatze statt, da Suleiman, noch unbekannt mit Osman's Geschick, vergeblich den russischen linken Flügel am untern Lom zu durchbrechen versuchte. Der Fall von Plewna führte bald zu den ersten politischen Friedensversuchen. Eine weitere Folge war, daß die Pforte alle Streitkräfte aus Bulgarien zurückzog, mit Ausnahme der Festungsbesatzungen und sonstiger kleiner Abtheilungen, um im Norden von Konstantinopel, auf der Südseite des Balkans, ein Heer zur unmittelbaren Vertheidigung der Hauptstadt zu haben. Der Verfasser tadelt diese Maßregel aufs äußerste und hebt hervor, daß die Russen keinen Fuß mit Erfolg über den Balkan hätten setzen können, so lange ein türkisches Heer im Festungsviereck von Nordbulgarien zur Offensive bereit gestanden hätte. Seiner Ansicht nach hätte somit das Heer Suleiman's verstärkt und einem unternehmenden Feldherrn unterstellt werden müssen. Wir leugnen nicht, daß diese Idee sehr viel Verführerisches und Richtiges an sich hat; indessen glauben wir doch, daß die Annahme, „eine russische Offensive im Süden des Balkan könne zu jener Zeit keinen Erfolg gehabt haben", eine anfechtbare und irrige ist. Wir haben gesehen, daß die Angriffe Mehemed-Ali's und Suleiman's am Lom wie an der Jantra erfolglos waren. Schreiben wir dieses Resultat auch zunächst der schlechten türkischen Kriegsführung zu, so läßt sich andererseits nicht verkennen, daß die Miserfolge wie die Unbilden des Klimas unbedingt einen nachtheiligen Einfluß auf die türkischen Armeen ausüben mußten, sodaß wir diese zu jener Zeit für keinen gefährlichen Gegner mehr anzusehen vermögen. Eine Verstärkung derselben konnte überdies nur durch Milizen stattfinden, deren Werth wir nicht überschätzen dürfen. Den Russen dagegen standen nach dem Fall von Plewna zehn und eine halbe Division zur freien Verfügung. Ziehen wir hiervon sechs und eine halbe Division zur Verstärkung der Positionen am Lom und der Jantra sowie zum Transport der Gefangenen ab, so bleiben noch vier Divisionen übrig, die im Verein mit den vier Divisionen des General Gurko hinreichend stark waren zu einer erfolgreichen Offensive im Süden des Balkan. Wir begnügen uns mit dieser Andeutung, deren ausführliche Auseinandersetzung uns zu weit führen dürfte. Doch kehren wir zu den Ereignissen zurück.

Eine weitere Folge des Falls von Plewna war die perfide Kriegserklärung Serbiens. Das Rad kam jetzt ins Rollen. Schon am 3. Januar besetzte Gurko Sofia, am 7. Januar General Kartzow, ohne erheblichen Widerstand zu finden, den Trojan-Paß. Am 9. erzwang Radetzki nach heftigem Kampfe die Oeffnung des Schipka-Passes. Die Türken, von allen Seiten umringt, streckten die Waffen und überließen den Russen ansehnliche Trophäen. Am 6. und 7. Januar fielen auch die östlichen Uebergänge über den Balkan in russische Hände. Suleiman hatte unterdessen 40—50000 Mann bei Philippopel aufgestellt, mit 130 Geschützen. Nach dreitägigem Treffen wurde seine Armee durch Gurko gesprengt und zog sich, in zwei Hälften getrennt, nach zwei Seiten zurück, verfolgt von den Russen, welche fast sämmtliche Geschütze erbeutet hatten.

Die weitern Aufzeichnungen des Werks umfassen die Begebenheiten von dem Abschluß des Waffenstillstandes von Adrianopel bis zu den Friedenspräliminarien zu San-Stefano. Ein jäher Tod hat alsdann die unermüdliche Feder des rastlos thätigen Verfassers zum Schweigen gebracht. Seine Werke indessen, und auch dieses sein letztes, geben vollgültiges Zeugniß für die ihm einst innewohnende große Arbeitskraft wie für seine unverkennbare geistige Befähigung.

Dramatische Revue.

I.

(Beschluß aus Nr. 41.)

3. Govinda. Schauspiel in vier Acten von Karl Oberleitner. Wien, Hölder. 1878. 8. 2 M. 40 Pf.

Dichter sind wie die Schmetterlinge, denen keine Blume so fremd ist, daß sie nicht sich an ihrem Kelch versuchen und den Saft derselben, wofern er ihnen süß genug ist, emsig in sich saugen; und so ist keine Zeit so fern und kein Land so fremd, aus dem nicht irgendein Dichter neue Geistesnahrung saugen und sie seinem Volke in künstlerischer Gestalt mittheilen möchte. Nicht allzu häufig aber geschieht es, daß sich ein Dichter an das große Wagniß macht, sich in den Kelch der duftberauschenden Wunderblume Indien, in ihre Sagen- und Märchenwelt zu vertiefen, um daraus dramatische Gebilde hervorzuzaubern; um so dankenswerther ist ein solcher Versuch, selbst wenn er weniger gelungen wäre, als er es ist. Ist uns doch noch immer Indien eine Welt blühender Träume und berauschender Phantasien, ein Märchentempel herrlichster Schönheit, der immer neue Ueberraschungen bereit hält, und an den selbst die Lyrik nur anzuklingen braucht, um uns in die weihevollste Stimmung zu versetzen; und wie dort in den Gangesländern Weisheit und Dichtung, wo nicht ihre Urheimat, so doch ihre älteste Pflanzstätte hatten, so durch-

leuchtete ihr Glanz selbst zu jenen Zeiten, wo Indien noch gänzlich unbekannt war, wie eine Sonne vor dem Aufgange die abendländische Poesie und Märchendichtung, und es war kein Wunder, wenn wie das Eisen zum Magnet die Poesie sich stets zu ihrer Heimat hingezogen fühlte. Seitdem die forschende Neuzeit nähere Bekanntschaft machte mit den uralten Schätzen des indischen Geistes, konnte sich jene dunkle Begeisterung nur noch steigern, da sie erkannte, welche Fülle abgeklärter köstlicher Weisheit und zugleich zartsinniger und doch feuriger, heißsinnlicher und doch edler Liebesglut in ihnen lebt, deren Mittheilung auf das Abendland in mancher Hinsicht befruchtend zu wirken vermag. Auch ich gestehe gern, daß ich zu jenen gehöre, welche von einer innigern Verbindung der indischen Dichtung speciell mit der deutschen Literatur noch recht viel Bedeutendes erwarten, um so mehr, da der deutsche Geist sowol in seiner philosophischen Abklärung wie in seiner mehr nach innen gerichteten Liebeskraft dem indischen am meisten stamm- und wahlverwandt ist und der Zusatz von sinnlichem Feuer, in so edler Auffassung, der nordischen Ruhe nur zuträglich sein kann. Diese innigere Bekanntschaft mit dem Geiste der zugleich verwandten und fremden indischen Dichtung wird freilich weniger zu erreichen sein durch noch so fleißige und werthvolle Uebersetzungen indischer Dramen, welche, wie die „Sakuntala“, vom Publikum zwar mit Achtung und Sympathie, aber doch immer als etwas ihm Fremdartiges aufgenommen werden, sondern in selbständigen Dramen freier Erfindung, wenn sie nur vom Geiste des indischen Wesens durchdrungen und durchglüht sind: eine Aufgabe, die freilich schwer genug und nicht jedermanns Sache ist, da sie innige und selbstlose Vertiefung in den fremden Volksgeist voraussetzt.

Wenn in der vorliegenden Dichtung dieser poetische Localton feinsinnig getroffen wurde, so ist das schon ein hohes Lob für dieselbe. Zwar ist der Titel zunächst geeignet, uns irrezuführen; denn welchem Kenner indischer Dichtung fiele bei dem melodischen Namen Govinda nicht der herrliche Liebesgesang, die „Gita-Govinda“, das Hohelied Indiens, ein, und müßte er nicht vermuthen, hier den gleichen Stoff vor sich zu haben? Aber das wäre eine Täuschung; die „Gita-Govinda“ des Dschajadewa (im 11. Jahrhundert n. Chr.) in zwölf Gesängen ist eine Verherrlichung des Gottes Krischna, der sich in der Gestalt des Hirten Govinda zeigt, und seiner Liebe zur Hirtin Radha; sie schildert seine Untreue, ihre Eifersucht und endliche Versöhnung. Die Govinda unsers Stücks ist die Tochter eines indischen Vasallenkönigs, und ihre Liebe zu dem feindlichen Feldherrn der Inhalt desselben; ob der Autor diesen Stoff aus irgendeiner einheimischen Quelle geschöpft hat, ist schwer ersichtlich. Rohilkand ist der Name eines indischen Fürstenthums, aber erst seit 1720; die Namen sind sonst aber dem höchsten Alterthum angehörig; das Merkwürdigste bleibt jedenfalls, daß die beiden Frauengestalten in diesem Stücke, Govinda und ihre Dienerin Nala, indische Männernamen tragen; doch mag, da wol nur wenige den Irrthum merken, dies als geringfügig angesehen werden, um so mehr als andere Schönheiten in Bau und Sprache reichlich dafür entschädigen.

Der Bau des Stücks ist bis auf einiges wohlgefügt und wohlgelungen. Der erste Act zeigt uns, wie der Vasallenkönig von Rohilkand, Manu, den Oberfeldherrn des Oberkönigs Vasu, Kanva, den er seiner Tochter als Gatten bestimmt und ihr hoch gepriesen hat, festlich aufnimmt und — sich mit ihm tödlich verfeindet. Hieran hat der edle Kanva keine Schuld, sondern die Verschiedenheit der Religionen; Manu ist nämlich ein Götzendiener, ein Anhänger der alten Götter, Indra's und Agni's, während Kanva und der Oberkönig einer reinern Religion anhängen, welcher, ist nicht ganz deutlich; denn auch das Brahmanenthum müßte in diesem Sinne als Götzendienst gefaßt werden, und an den Buddhismus zu denken, verbietet die Stelle, wo Kanva von seinen „Göttern“ spricht; doch dies wäre nebensächlich, wenn der plötzliche Umschlag in Manu's Sinn bei der Weigerung Kanva's, in eines Götzendieners Hause zu wohnen, mehr motivirt wäre. Dieser Haß wird noch geschürt durch Devi, das böse Princip im Stücke. Ein Todfeind der Gäste, erklärt er gleich zu Anfang seinem mildern Genossen Raghu seinen Aerger darüber, daß der König die leichtfertigen Fremden so glänzend aufnehme, und geräth sofort mit den Fürsten derselben, obgleich er sich bezähmen wollte, in Streit, der in blutigen Mord ausarten würde, wenn nicht der König und der Feldherr selbst erschienen: ein stimmungsvoller Anfang, dem einige kräftige Striche mehr indeß nicht schaden könnten. Der König, von der Jagd kommend, ist voller Lobeserhebung für die Tapferkeit Kanva's; er schließt mit ihm Freundschaft; da aber folgt der Einladung jene Weigerung Kanva's, zu der er allerdings nur widerstrebend sich entschließt, die aber Manu so gänzlich verändert, daß er Kanva von nun an aufs bitterste haßt. Dieser Umschlag ist dramatisch effectvoll, aber doch wie gesagt nicht ausreichend motivirt, denn Manu kannte bereits die Verschiedenheit des Glaubens, als er Kanva zu seinem Eidam auserkor, und er müßte später immer noch Bedauern und Bewunderung für jenen zeigen, wenn seine frühere echt war. Ein actives Eingreifen Devi's, der des Königs Ohr vergiften möchte, und spätere Streiflichter reuevoller Betrachtung bei diesem würden den Charakter sehr heben; genug, hier erklärt er seinen Gast, nachdem er einen Kampf großmüthig verhindert, gleichsam in die Acht; keiner soll ihm Brot oder Wein reichen. Kanva bedauert den Zwist, den er nur auf Befehl des Oberkönigs hervorgerufen, sucht nach einem Vermittler und glaubt diesen in dem wiederkehrenden Devi zu finden, welcher ihn aber arglistig hinhält. Er verübt den boshaftesten Streich dadurch, daß er auf geschickte Weise Kanva auf den Edelstein aufmerksam macht, den er nun eingebüßt, nämlich auf Govinda, die ihn liebe, der er bestimmt war, und die er nun unwiederbringlich verloren. Hiergegen empört sich Kanva's heftige Phantasie, die sofort Feuer gefangen; er will nun gerade Govinda besitzen, trotz des Hohns von seiten Devi's, der seine arglistige Rache geglückt sieht. Diese Scene ist trefflich gedacht und zum Theil glänzend ausgeführt, so die Schilderung Govinda's:

> Ihr Auge schimmert wie das frische Blatt
> Der blauen Wasserrose, und die Wimper
> Glänzt schwarz wie Rabenflügel. . . .

Indessen würde es noch zur Verbesserung der Motivirung beitragen, wenn zu Kanva schon vorher der Ruf von Govinda's Schönheit gedrungen wäre, da dann sein Liebes-

entflammen verständlicher sein würde, und es auch sonst nicht glaubhaft ist, daß er in der Residenz ihres Vaters nicht von ihr gehört haben sollte; die beste Veränderung wäre wol, wenn Manu selbst vorher, vor dem Zwist, den Jüngling väterlich-stolz erregt hätte. Auch der Schlußmonolog Kanva's: „Wie komm' ich zu ihr?" ohne Resultat fällt besser weg; denn was zu keinem Resultate führt, darf keinen Abschnitt bilden.

Der zweite Act zeigt die Gefährten Kanva's zur Abreise bereit, über sein Zaudern verwundert; er, in Träumen dahinwandelnd, entdeckt ihnen den Grund davon und seine Liebe, sowie auch daß er Govinda's Dienerin Nala bereits durch Gold gewonnen habe — offenbar ein Sprung in der Composition —, und heißt sie heimziehen, was diese auch thun, ohne daß unbegreiflicherweise wenigstens einer bei ihm bleibt. Dem Einsamen kündet Nala als Liebesbotin das Stelldichein an, aber auch daß sie soeben von Devi entdeckt und verfolgt sei. Er spricht ihr Muth ein und empfängt den Açokazweig, das Zeichen der Liebe von Govinda gesendet, mit Entzücken. Verwandlung: im Rosengarten harrt Govinda sein, zwischen Besorgniß, Scham und Liebessehnsucht schwankend. Die folgende Liebesscene mit Kanva ist poesiereich und voll zarten Feuers; trefflich ist der leidenschaftliche Liebesausspruch Govinda's, wenn sie, nachdem sie den Schleier zurückgeworfen, auf Kanva's entzückten Ausruf „Wie schön bist du!" entgegnet: „Du bist es", und ihm in die Arme stürzt; trefflich ihre Bemerkung:

Du darfst
In dieser Stunde, auch nicht einmal leise
Das Wort des Abschieds nennen; denn vernimmt
Der Liebesgott, der uns belauscht, den Seufzer
Des glaubensschwachen Zweiflers, streift er schnell
Die Rosen von der Liebeskette ab,
Drückt er den Dorn des Kummers in das Herz.

In die selige Liebesscene bricht vernichtend die Erscheinung Devi's ein, der sie ungesehen belauschte. Govinda entflieht, der Streit Kanva's und Devi's, an und für sich ja wohl motivirt, ist nach einer so wirkungsvollen Scene viel zu lang und auch in sich mehr unruhig als bewegt, mehr flackernd als flammend, und der Gedanke schreitet nicht vorwärts; statt sechs Seiten wären hier zwei genug. Daß sie schließlich das Schwert ziehen, Kanva zwar nur weil sein Herr beschimpft wird, ist freilich nöthig; da es aber zum dritten mal in zwei Acten geschieht, schwächt die Wiederholung die Wirkung; der hinzukommende Manu (dieser müßte durch Devi doch wol bestellt und auch diese Scene kürzer sein, um zu voller Wirkung zu gelangen) nimmt Kanva gefangen, der zuvor sein Schwert zerbricht und mit der Rache des Oberkönigs droht.

Im dritten Aufzug eilt Govinda, von Devi überwacht, was zu scharfen Reden Anlaß gibt, zu ihrem Vater, den sie zur Milde bewegen möchte, und der sie zum Entsagen zwingen will: beides natürlich vergeblich, was sie eigentlich schon vorher hätte wissen müssen; da somit diese Scene auf acht Seiten keinen Fortschritt enthält, so muß sie bei einer Aufführung, weniger beim Lesen, die Stimmung der Zuschauer sehr ermüden. Auch ist es nicht wirkungsvoll, daß Kanva's Leben von dem immerhin edeln, nur starren Manu durchaus nicht bedroht wird; der Zorn des Königs müßte gerade diesen Weg nehmen, und ebenso sein wilder Racheentschluß, von Devi genährt, mit edlern Regungen und Reuegefühlen heftig bewegt abwechseln; dadurch würde der dritte Act sehr gewinnen und Govinda's Entschluß, den Geliebten zu befreien, erst eigentlich motivirt erscheinen. Indessen befreit denselben eine Botschaft Vasu's, in die sich Manu merkwürdig schnell findet und die den Ausbruch des Kriegs anzeigt. Kanva sucht noch Manu zu versöhnen (wieder eine vergebliche Scene, statt deren ein Vers genügt hätte); Govinda, zum Geliebten eilend, sucht ihn vom Kampfe zurückzuhalten, sogar fast mit Gewalt, die er mit edler Männlichkeit abweist. Diese Stelle ist lebhaft, die andere Unterredung aber könnte feuriger sein. Er reißt sich also los, und zu den Füßen Manu's, den sie nochmals vergeblich bittet, sinkt die Tochter ohnmächtig nieder.

Der vierte Act zeigt uns Govinda in einer Felsengegend auf der Flucht (weshalb sie flieht, ob zu Kanva oder vor dem Feinde, ist uns nicht recht klar), verschmachtend, von Nala getränkt, den Geliebten im Traume sehend. Manu, besiegt, kommt mit Devi ebendahin; er will, daß sie ihm folge, daß sie Kanva entsage; er flucht ihr; doch sie bleibt dem Geliebten treu; Manu eilt fort vor den Feinden. Devi's folgende Unterredung mit Govinda hätte nur dann einen rechten Sinn, wenn er, leidenschaftlich und sinnlich, sich ihrer bemächtigen wollte. Das ist aber hier nicht der Fall; er wird von den Feinden erschlagen, die Govinda gefangen mit sich führen. Der Wechsel der Scene zeigt uns den Sieger Vasu, der, trotzdem er Kanva wegen seiner Liebe zur Götzendienerin zürnt, überlegt, ob er ihn mit Manu's Krone schmücken solle. Govinda, ihm verschleiert vorgeführt, erregt seine Theilnahme; er will ihr seine Gunst gewähren, und da sie ihm dies natürlich weigert, reißt er ihr den Schleier ab, ist aber von ihrer Schönheit so betroffen, wie von seiner Roheit beschämt — wieder eine treffliche Scene; desto glühender wird nun auch seine Werbung, die auch Kanva anhört, sowie die edle Entsagung Govinda's. Da sie nun Kanva in die Arme stürzt, kommt es fast zum Kampfe zwischen beiden; wenigstens greift Kanva an das Schwert, und nur die zarte Deutung Govinda's: „Um mich zu tödten, ehe du uns trennst!" rettet ihn; aber Vasu, durch soviel Treue gerührt, gibt sie ihm und Manu's Krone. Hier müßte das Gedicht schließen; die Erzählung vom Tode Manu's, der, vom Feinde verfolgt, sich selbst den Tod gab, dürfte nicht hier, wo er einen tiefen Schatten auf den Bund wirft, sondern müßte früher vorgetragen werden; ich würde dem Dichter, wenn er Manu durchaus nicht leben lassen will — was er freilich nur dann könnte, wenn er ihn weniger starr, mehr zur Versöhnung geneigt gezeichnet hätte —, rathen, ihn vorher bei der Vertheidigung der Tochter und mit dieser versöhnt ruhmvoll umkommen zu lassen und die folgenden Scenen unmittelbar auf demselben Felde anzuschließen: das wäre weit versöhnender und dramatischer. Die letzten Verse sind jedenfalls ganz überflüssig, besonders der: „Wir aber kehren heim nach Hindostan"; das ist ja ganz selbstverständlich, daß sie heimkehren. Die angedeuteten Veränderungen würden dem Actschluß weit mehr Einheit und Kraft verleihen.

Unsere eingehende Analyse hat gezeigt, daß auch dieses

Werk vielfacher Verbesserungen fähig ist, welche die mannichfachen Schönheiten erst ins rechte Licht stellen würden; ebenso daß die Charaktere manche Schwächen aufweisen, die recht gut vermieden werden könnten. Neben der trefflich gezeichneten Govinda könnte Kanva zuweilen noch mehr Feuer und Kraft entwickeln; die unmotivirte Starrheit in Manu's Charakter ist schon ausführlich dargelegt; noch mehr aber verzeichnet ist Devi, das böse Princip, da derselbe nicht fest und consequent in seiner Bosheit verharrt und nach den zwei ersten Acten zu wenig bedeutend erscheint, um zu interessiren; nur in dieser ersten Hälfte schürzt er mit an der Intrigue, und nur in dieser ist er eine lebenskräftige Gestalt voll echten Hasses, Hohns, voll Rachsucht und Bosheit, welche besonders Kanva gegenüber sehr wirksam auftritt. Später aber, nachdem der Verrath der Liebenden so glänzenden Erfolg gehabt, wird er plötzlich überraschenderweise ganz neutral und fällt damit in den ärgsten Widerspruch mit sich selbst; weder quält er boshaft genug Govinda als ihr Hüter, noch fällt er ihr mit Zudringlichkeiten lästig, weder sinnt er auf Rache am gefangenen Kanva, der ihn verwundet hat, noch räth er dem König zu irgendeiner Hinterlist. Wie wirksam aber könnte dieser Charakter und damit der schwächere dritte Act verstärkt werden, wenn er selbst Govinda mit Liebeswerbungen verfolgte und sie, indem er ihr zeigt, wie er Kanva morden will und kann, falls sie sich ihm nicht ergebe, einen Moment in den höchsten Seelenkampf versetzte; gar nicht zu entbehren aber scheint uns seine sinnliche Bosheit und ihre Seelenangst im vierten Act, wo er sie beschützen, also doch wol besitzen will, was hier nur sehr schwach angedeutet ist; der Charakter besteht also aus zwei incongruenten Hälften, einer kräftig boshaften und einer mattherzig neutralen und ist folglich — kein Charakter; falsche Entschuldigungen sollte er verachten und unbegreiflich ist, daß er zuletzt „für sich" sagt:

Ich beging die Thorheit nur,
Daß ich dem Kanva ihre Schönheit pries.

Thorheit? inwiefern Thorheit? soll und muß wol heißen Bosheit; denn was ist Bosheit, wenn es das nicht war, daß er den Liebespfeil in Kanva's Herz senkte! Auch sonst wären einige Ausdrücke, wenn auch nicht viele, zu verbessern; wie kommen „Neger" in den hindostanischen Krieg? Weiterhin heißt es:

Doch Lüge ist das Vaterwort, das nun
Aus deinem Munde kommt.

„Vaterwort" für: das Wort Vater, wird kein Zuhörer verstehen. Schwache Schlußverse wie: „Sie sei mein Leitstern; führe mich zum Ziele", und: „Ich sehe den Geliebten nicht mehr wieder", wären um der andern schönern willen zu beseitigen. Ferner wäre aufzuklären der höchst dunkle und unvollständig gelassene Punkt mit der Prophezeiung über Govinda; desselben wird nur zweimal gedacht; einmal in der ersten Scene: Vasu habe sich nur mit Manu versöhnt, weil der Argwohn des erstern vor dem Seherspruch (welchem?) dadurch zerstört sei, daß Govinda und kein Sohn Manu's Erbe werde; zweitens in der Andeutung: ein Heldenreis aus Manu's Stamm werde Vasu entthronen, worauf aber das Ende wieder nicht paßt, da Vasu dessen doch gedenken müßte; kurz dies wäre zu streichen oder aufzuklären. Aber was bedeuten solche leicht zu verbessernde Mängel, wo viele Schönheiten dieselben vergessen machen und der Hauch wirklicher Poesie durch die Zeilen weht, wie die früher erwähnten Beispiele beweisen, denen sich noch manche anreihen lassen; so wenn Kanva, den Açokazweig von Nala empfangend, ausruft:

Er ist geweiht dem Liebesgott. Doch sieh,
Schon fallen seine zarten Blüten ab.
Er welkt dahin, weil er an ihrem Herzen
Nicht ruhen, ihr nicht Düfte streuen kann.

Oder wenn Govinda den Geliebten erwartet:

Streicht durch den Rosenbusch der Abendwind
Und fliegt ein Vogel auf, erbebt mein Herz;
Im leisesten Geräusch glaub' ich zu hören,
Daß er mir nahe ist . . . Komm, Geliebter,
Befreie mich von dieser süßen Qual;
Sie endet nur, wenn ich dir zugeflüstert,
Wie ich dich liebe!

Verse, die den schmachtend leidenschaftlichen Geist der indischen Poesie recht gut getroffen haben und die Molltonart angeben, welche das ganze Gedicht hinreißend und berauschend durchklingen müßte.

4. Pfalzgräfin Agnes. Schauspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Bethge. Göttingen, Pepmüller. 1878. 8. 2 M.

Es mag wol für einen aufstrebenden Autor kaum eine schlimmere Ueberraschung geben, als wenn er ein Werk vielleicht jahrelang mit Sorgsamkeit am Herzen gehegt und gepflegt und aufs fleißigste durchgearbeitet hat — plötzlich vor Thorschluß zu erfahren, daß ein anderer denselben Stoff gleichzeitig bearbeitet hat und damit früher auf dem Kampfplatz erschienen ist, ja bereits den Vorrang errungen hat. Auch auf diesem Felde hat der erste auf dem Platz schon immer das Vorurtheil für sich. Er „mahlt" zuerst. Was hilft es nun dem später Erscheinenden, zu beweisen, daß er jenem nichts entnommen, daß er vielleicht schon früher begonnen habe, daß der Stoff eine verschiedenartige Behandlung vertrage, womöglich gar fordere, und daß eine solche Concurrenz für die Kunst sehr nützlich sei? Er hat eben den Nachtheil, bei der Wettfahrt, vom Standpunkt des Publikums, nicht gleichzeitig abgefahren zu sein und dem Gegner einen Vorsprung eingeräumt zu sehen, den er nur bei unverhältnißmäßiger Anstrengung der Kräfte einzuholen im Stande wäre. Ja wenn dies nur noch in seinen Kräften läge; aber die entscheidende Instanz liegt eben nicht in ihm und seinen Bemühungen und er muß womöglich noch seinen Concurrenten Lobeserhebungen spenden, um nicht parteiisch zu erscheinen. Wenn also selbst das später erscheinende Werk bedeutend besser wäre, welche unverhältnißmäßige Bemühung der Kritik müßte dazu gehören, um den ersten Eindruck, der für den Vorgänger sprach, zu verwischen; und nur in den seltensten Fällen könnte das gelingen. In diesem ungünstigen Falle befindet sich das vorliegende Werk dem kurz zuvor erschienenen Lustspiel F. Dahn's: „Die Staatskunst der Frauen", gegenüber; sie behandeln beide den gleichen bekannten Stoff: die Ehe zwischen der hohenstaufischen Agnes, der Nichte Barbarossa's, und dem jungen Heinrich, Heinrich's des Löwen Sohn; eine Episode wie geschaffen zum historischen Lustspiel und von den dankbarsten historischen und ethischen Beziehungen; „Romeo und

Julie" in deutschem, gemüthlichem Gewande und mit günstigem Ausgange; ein Stoff prädestinirt zur Bereicherung des deutschen Repertoire. Es ist aber auffallend, daß er nicht schon längst mehrfach behandelt worden; denn durch die Raumer'sche „Geschichte der Hohenstaufen" war er bereits seit sechzig Jahren ins hellste Licht gerückt, und der Autor hätte gar nicht nöthig gehabt, zu bemerken, woher er ihn entnommen habe. Dichterische Behandlung übrigens hatte er bisher nur gefunden in dem geistlosen, aber bei den Damen beliebten Heyden'schen Epos „Das Wort der Frau". So kam es, daß das Dahn'sche Lustspiel das erste war, welches den lieblichen dankbaren Stoff auf die Bühne verpflanzte und eine leidlich freundliche Aufnahme fand. Unser Autor bemüht sich, in der Vorrede zu beweisen, daß seine Auffassung neben der Dahn's ihre Berechtigung habe. Zweifellos; und wir hoffen sogar, daß es noch andere, weit mehr berechtigte Auffassungen gebe; denn um es offen zu gestehen, auch das Dahn'sche Lustspiel erscheint uns keineswegs als die classische Gestaltung dieses Stoffs, als die feinste Einfassung dieses dichterischen Edelsteins; ja nicht einmal auf der Bühne scheint es sich längere Zeit halten zu wollen. Die „Staatskunst der Frauen" wurde an einigen Bühnen gegeben, um alsbald weggelegt zu werden; und von da bis zum Vergessen ist nur ein kleiner Schritt. Wenn wir daher dem Stücke von Bethge noch geringere Lebenskraft zusprechen, so liegt es wahrlich nicht daran, daß wir allzu eingenommen von seinem Rivalen wären — denn eher muß sogar die unverdiente Schuld des Zuspätkommens den rechten Kritiker milde und mitfühlend stimmen —, sondern weil der Lücken und Mängel im dramatischen Aufbau hier noch mehrere sich zeigen. Der Autor erklärt, ebenfalls in der Vorrede, welche wieder einmal unnöthigerweise die Schwächen verräth, nämlich daß das Drama, vor sechs Jahren geschrieben, „wiederholt" umgearbeitet sei, und zwar auf Rath eines „hervorragenden" Kritikers, dem die dramatische Entwickelung „noch nicht völlig genügt" habe. Es ist um solche Umarbeitungen ein gar seltsames Ding; sie gelingen eigentlich nie und können es kaum; denn die dramatischen Fehler sind meist nur später zu Tage tretende Lücken und Incongruenzen der dramatischen Idee selbst, Erbfehler einer ungenügenden Conception, die durch einzelne Reparaturen nur verdeckt, nicht beseitigt werden. Der Autor thäte übrigens gut, mitzutheilen, wer jener kritische Freund ist, um zu zeigen, ob derselbe auch uns als „hervorragend" gilt, oder denselben zu veranlassen, für seinen Schützling offen einzutreten; denn wenn jener Mentor in diesem Gedichte „viele schöne und tiefe Gedanken in schöner Form gefunden" haben will, so müßte er selbst, nicht der Autor dies sagen, damit es Werth habe. Wir aber können dem Autor sagen, daß uns der Werth dieses Ausspruchs sehr zweifelhaft erscheint; eine schöne, d. h. fließende, Form konnte der kritische Freund wol finden, schöne Gedanken auch, aber nicht gerade viele, er müßte sonst Empfindungen und Gedanken verwechselt haben; und gar tiefe Gedanken in einem Lustspiele, wo sie nicht hingehören? Es sind auch glücklicherweise keine darin, und der Autor hätte billig selbst an der Autorität eines so „tiefen" Urtheilsspruchs zweifeln müssen; wenn nun gar die vorliegende Umarbeitung nach den Ausstellungen jenes „hervorragenden" Kritikers gemacht ist und demselben genügt hat, so können wir dem Autor versichern, daß sein Mentor auf dramatischem Gebiet durchaus nicht hervorragend sein kann. Denn gerade der Bau des Stücks ist es, welcher die größten Lücken und Risse aufweist. Die Expositionsscene des ersten Acts führt uns in das Feldlager Heinrich's VI. vor Neapel; einige Edelleute unterhalten sich über Vorzüge und Nachtheile Deutschlands und Italiens, und ob es besser sei, hoffnungsvoll bescheiden deutscher Liebe treu zu bleiben, oder in zügelloser Lust den Becher der Freude zu leeren; laus patriae, ein ganz guter, wenn auch naheliegender Anfang; nur die Hauptsache, der Hinweis auf die im Stücke zu erwartenden Conflicte, ist durchaus verworren und undeutlich. Walter von Rugge, der Patriot, aus dem Vaterlande flüchtig (?), weil er dem Grafen mit dem Schwerte gewehrt, der ihm mit der Peitsche gedroht, sagt:

> Du weißt, was dort (am Rhein) in Schmerzen um mich bangt.
> Von neuem reget sich in mir die Hoffnung,
> Der Gräfin Agnes Bitte werd' erhört;
> Man sagt, daß gleiches Los den Pfad ihr engt,
> Seitdem die Staufer mit den Welfen feind.

Fünf inhaltschwere Verse, aus denen der Leser klug werden soll und niemals klug wird, und der Hörer erst recht nicht! Wer kann errathen, daß Walter eine Geliebte Anna hat, die bei der Pfalzgräfin als Freundin und Edelfräulein dient und in Schmerzen um ihn bangt? Wer ferner weiß etwas von Gräfin Agnes, und welche Bitte soll erhört werden? Muß nicht der Leser glauben, sie sei seine Geliebte? Und welches gleiche Los soll den Pfad ihr „engen", da Rugge von ihrer Liebe zu Heinrich noch nichts weiß, und da das „gleiche Los" doch ein sehr verschiedenes ist? Das soll eine Exposition sein! Auch der eine Vers: „Die vielen Sümpfe, euch zur Schlempe dienend", kann nicht zur „schönen Form" gerechnet werden; ich muß gestehen, von diesem Wort „Schlempe" nur eine sehr undeutliche Vorstellung zu haben, etwa als wenn es Abfall, Hefe bedeute, das gibt aber keinen Sinn; der Zusammenhang des Dialogs erforderte den Gedanken: die Sümpfe nicht der Natur, sondern eurer Wollust, in denen ihr euch wälzet; inwiefern aber die Sümpfe ihnen zur Wollust dienen könnten, davor senke ich gänzlich den kritischen Speer; ich meine, der Autor dürfe getrost den Vers streichen, ohne etwas, selbst im Zusammenhange zu entbehren. Es folgt ein Lied, wie alle andern im Stück lyrisch recht flüssig, aber in so moderner Form, daß an ein mittelalterliches Colorit, an ein Minnelied auch nicht ein Gedanke — ganz im Gegensatze zu Dahn's Coloritbemühungen — aufkommen kann. Einem italienischen Ritter gegenüber preist Walter ferner das deutsche Maienfest und deutsche Sitte; wir sehen, der stimmende Accord dauert allzu lange und verweilt stets auf einem Tone. Nun erscheint der Kaiser; derselbe begrüßt auffallenderweise niemand, läßt seinen Oheim, den Pfalzgrafen Konrad, rufen und erklärt, noch immer vor dem Zelt, seine Plane, zu denen er das Bündniß mit Philipp Augustus von Frankreich brauche; solches Ausposaunen von Planen ist dramaturgisch fast immer bedenklich und verhindert eine dramatische Gestaltung der Entstehungsgeschichte derselben. Philipp's Gesandter und Oheim, der Erzbischof von Rheims, kommt ihm

entgegen (die ganze Verhandlung ist immer noch vor dem Zelte; ob die andern Ritter und Soldaten inzwischen fortgegangen sind oder nicht, wird nicht einmal gesagt, ist übrigens auch gleichgültig) und wirbt für seinen Herrn um des Pfalzgrafen Tochter Agnes; der Kaiser, der „dem schlauen Fuchs den Jäger zeigen wollte“, fragt nur nach dem Verzicht auf das Erbe und ob die Ehetrennung von der dänischen Ingeborg perfect sei: die bekannte Ehescheidung, die, wie bekannt und wie weiter unten besprochen werden soll, in den verschiedenen „Agnes von Meran“ den Kernpunkt des tragischen Conflicts bildet. Der Erzbischof sagt Ja und erklärt, das Verfahren sei von Rom bestätigt, was ganz und gar nicht der Fall ist und später auch vom Autor fallen gelassen wird. Der hinzukommende Oheim Konrad gibt gleichfalls, wenn auch — zwei Zeilen lang — zögernd seine Einwilligung, als ihm der Plan mitgetheilt wird, und die Sache verläuft so trocken als möglich. Wie der Dichter hier dazu kommt, Heldenthaten Konrad's auf „Iconiens Feld“ höchst pathetisch zu besingen, verstehe ich nicht; Konrad war weder auf dem zweiten noch auf dem dritten Kreuzzug; bei Iconium ward nur gekämpft auf dem letztern, und Herzog Friedrich, Barbarossa's Sohn, war der Sieger. Dennoch scheint der Autor eine ganz bestimmte That zu meinen, und es wäre gut, wenn man erführe, woran er gedacht hat; sollte ihm die bekannte Heldenthat des Kaisers Konrad III. bei Damaskus vorgeschwebt haben, der einen Sarazenen mit schrägem Hiebe spaltete? Genug, der Pfalzgraf ist einig mit dem Plane; da erscheint der seinen eigenen Worten nach eigentlich tödlich verwundete Graf von Celano; er ist durch die Brust gestoßen und aufs Haupt getroffen, redet aber hier ganz flott und munter; er bringt vom nahen Salerno die erste Kunde von der Gefangennehmung der Kaiserin Constanze, die von ihm und dem jungen Heinrich — unserm Helden — geschützt worden sei, bis auch dieser „schwerverwundet“ zusammenstürzte. Der Kaiser ist entsetzt, fragt den Oheim, was zu thun sei; dieser erklärt sehr gemüthlich, man müsse heim nach Deutschland ziehen! Etwa weil dort größere Gefahren von den Fürsten drohen? Nein, sie seien für „den“ Plan gewonnen (da soll einer ahnen, daß dies der Plan der Erblichkeit der Monarchie sei!); aber alte Feinde drohten an den Grenzen (welche? da Frankreich eben sich verbünden will), und die Normannen würden die Kaiserin bald freigeben. Und diesen Plan nennt der Kaiser gut und befiehlt den Rückzug auf Deutschland! Wenn es je gälte, einen deutschen Kaiser lächerlich zu machen, so müßte man diesen Weg einschlagen, daß er aus Zorn über seiner Gemahlin Gefangennahme die Belagerung von Neapel aufhebt und heimzieht. Und doch könnte die ganze Geschichte mit der Gefangennahme der Kaiserin gänzlich wegbleiben, da sie zur Handlung absolut keinen Bezug hat. Aber es liegt nicht die böse Absicht vor, den Kaiser lächerlich zu machen; nur sind die Figuren durchaus hölzern und schematisch und werden wie Schachfiguren hin- und hergestellt. Etwas, aber nicht viel, wärmer wird der dramatische Pulsschlag, als der „schwerverwundete“ Herzog Heinrich „mit dem Arm in der Binde“ auftritt, der zur Heimreise Erlaubniß erhält, da sein Vater ihn braucht und sein Bruder gestorben ist. Und alsdann nach des Kaisers Abgang erfährt er, daß Agnes dem französischen König versprochen sei; er ist aufgeregt — in zwei Zeilen. Er sagt freilich: „Er nimmt die Braut mir“, weiß aber doch dabei sehr wohl, daß der Kaiser gar keine Ahnung davon haben kann, sowenig wie wir, daß sie seine Braut sei; denn das alte Verlöbniß ist eben aufgehoben und vom neuen, heimlichen, wissen weder wir noch der Kaiser das Geringste. Nach einem schwungvollen Monolog — der als Ende des Acts unpassend ist — schwingt er sich, hoffentlich hinter der Scene, aufs Roß und jagt von dannen. Dieser ganze Act kann, willkürlich und lose zusammengesetzt wie er ist, kaum ein Act genannt werden; eine einfache Mittheilung: Herzog Heinrich eilt nach Deutschland, weil er erfuhr, daß seine Braut einem andern versprochen sei, würde genügen.

Der zweite Act führt uns nach der Burg Stahleck, wo Agnes von ihrer Muhme (erst jetzt!) erfährt, daß sie dem Welfen als Kind verlobt war, der beim Turnier zu Worms ihr so sehr gefallen; ein Ritter desselben bringt ihr einen Staar, der Heinrich's Lob singt, und erzählt von neuen Heldenthaten desselben gegen den Sachsen Bernhard; Heinrich ist also leichtsinnigerweise nicht einmal gleich zur Braut geeilt, während doch die größte Gefahr vorlag, und hat sie nicht einmal gewarnt; welche Vergeßlichkeit, nicht Heinrich's, aber des Autors! Celano bringt jetzt als Bote des Kaisers der Irmengard Briefe und Geschenke vom König von Frankreich; Irmengard ist sofort von dem Plane entzückt; Agnes kommt aus dem Garten, wo inzwischen (vor unsern Augen!) der Schnee geschmolzen ist, und träumt von ihrer Liebe; sie ist daher durch die Mittheilung ihrer Mutter nicht sehr erbaut und sucht ihr auszuweichen; weitläufig wird wieder die Geschichte der armen Ingeburg, die mit Recht von Agnes bedauert wird, erzählt und auf Rom verwiesen (ein Citat, für den unkundigen Leser ebenso viel werth, als wenn dastände: vgl. Nissel's „Agnes von Meran“, oder Raumer, „Die Hohenstaufen“, II, 72 fg.). Die Mutter spricht ferner die seltsamen Worte:

> Laß du mich appelliren an dein Herz,
> Des Königs Liebe sandte reiche Gaben!

Als ob das jemals an das Herz appelliren hieße! Agnes weigert sich entschieden, doch der Staar vereinfacht die Handlung glücklicherweise sehr; er entdeckt nämlich den Namen des Geliebten und die Mutter ist in etwa zwanzig Zeilen wie ein Handschuh umgedreht und besiegt. Der Hinweis auf „Rudolf's Todestag“ ist nicht recht verständlich, es scheint damit ein verstorbener Bruder gemeint zu sein; aber der Pfalzgraf hatte nur zwei Söhne, Konrad und Friedrich, die damals allerdings verstorben waren; wenn aber der Autor die Conflicte so leicht macht, so sollte er sie doch lieber gar nicht anknüpfen: weshalb läßt er die Mutter zuerst so entzückt von dem Plane sein? Sie würde dann keinenfalls die heimliche Ehe später so begünstigt haben. Die Muhme, die mit Abt Eybert im Bunde ist, räth nun die Ehe zu schließen; der Abt, dem das Document des frühern Verlöbnisses gereicht wird, ist einverstanden; so ist es eigentlich nicht „schwer“, sondern leicht, was der Bote an Herzog Heinrich, der mit einem male in Mainz vermuthet wird, ohne daß wir wissen weshalb, heimlich zu bestellen hat, er solle herkommen. Der Act ist neben diesen kleinern Verstößen nicht ohne Schönheit in der Diction; nur hinterläßt er keine Spannung; denn die Zustimmung zur heimlichen Ehe ist der Kern der dramatischen Krisis und die

ist bereits entschieden; daß nun Heinrich ankommt, ist keine Heldenthat mehr. Dennoch beschäftigt sich der ganze dritte Act damit, der wieder in den Fußstapfen der steifsten Staatskomödie wandelt; dem Kaiser wird Heinrich gemeldet; da sagt er erst: „meine Sehnsucht rief ihn her", und dann fragt er, weshalb er gekommen. Heinrich fordert ganz unvorbereitet im Namen des Vaters alle Länder bis zur Ostsee, der Kaiser wirft ein Wort von Treulosigkeit hin, Heinrich nimmt es nicht übel auf, hält aber auch um Agnes an. Der Kaiser erklärt, sie sei vergeben; eine Werbung hier an dieser Stelle ist sehr undramatisch und unpsychologisch; denn der Kaiser müßte ja nun Verdacht gegen Heinrich fassen und dieser so etwas gerade vermeiden; aber nichts von alledem, es geht alles sehr gemüthlich zu; der Bote der Agnes trifft ihn auch gleich, gibt Brief und Rose, zeigt an, daß das Schifflein bereit sei; nach einer hübschen lyrischen Scene bittet — der Autor möchte ja nichts versäumen! — Heinrich, wiederum undramatisch, nochmals vergeblich den Pfalzgrafen um seine Tochter; dem Kaiser wird die Befreiung seiner Gemahlin durch die Bürger von Palermo gemeldet, was ihn beinahe ebenso gleichgültig läßt, als uns. Herzog Heinrich, der doch heimlich reisen sollte, empfiehlt sich nun sogar dem Kaiser, obgleich der Reichstag eben beginnen soll und schützt, als der Kaiser fragt weshalb, „dringende Geschäfte" — sehr modern — vor, und jener merkt noch immer nichts und wünscht ihm sogar glückliche Reise; das ist mehr komisch als nöthig. Die Scene des Reichstags gar, wo über die Frage „Erbrecht oder Wahlrecht" weitläufig und resultatlos debattirt wird, und wo die Fürsten nachdem sie den Kaiser geschlagen haben, ausrufen: „dem Kaiser Heil", könnte wirklich gänzlich ohne irgendeinen Schaden wegbleiben; es ist wieder die trockenste Staatsaction! Der Pfalzgraf tröstet nun den Kaiser mit Frankreich und eilt alles vorzubereiten, und der Kaiser schließt mit dem Entschluß, die Hochzeitsgeschenke einzukaufen: ein sehr schwacher Act, in ihm geschieht eben gar nichts. Der vierte Act beginnt mit der vollendeten heimlichen Trauung und der Darbringung der Brautgeschenke von seiten der Bauern: unter obwaltenden Umständen wol auch eine Ceremonie, die besser wegbliebe. Konrad naht, der schwerste Moment beginnt; als ihm alles eröffnet wird, verweigert er die Zustimmung; Heinrich VI. hinzukommend, geräth außer sich, redet gleich den Herzog als „Lügner" und „Niederträchtiger", „Taugenichts" an, zieht das Schwert. Agnes wirft sich dazwischen; Konrad aber befiehlt auf des Kaisers Geheiß, dem sie, um Kämpfe zu vermeiden, zustimmt, sie in Gewahrsam auf die Felsenburg im Rhein zu bringen („Gib dein Schwert der Scheide" ist aber keine schöne Variation für „Steck' den Degen ein"). Heinrich erklärt dem Kaiser die Fehde, will aber immer noch um seine Liebe werben, wenn er die Gemahlin befreit habe! Hier sollte der Act enden, denn die folgenden Scenen mit dem Abt, mit Konrad ꝛc. führen zu nichts, und völlig unbegreiflich ist es, daß Herzog Heinrich noch Konrad den Ehepact mit Frankreich zusendet. Der fünfte Act soll also die Befreiung der Pfalzgräfin bringen, die eigentlich unmöglich wäre, da sie den Gegnern vorher angezeigt ist. Agnes harret ihrer auf der Pfalz im Rhein; der Fluß ist in starker Aufregung und rauschet beständig; auch sie ist erregt, ahnt aber Unglück (mir „schwant" dürfte sie aber doch wol nicht sagen); sie läßt die besten Kähne dem Geliebten zusenden, denn der erscheint ihr bedrohlich, empfängt aber den Kaiser, der die durchaus aussichtslose Bemühung unternimmt, ihren Willen zu beugen („Heut' löse ich das Band, im Kampf der Tod", sagt sie hierbei, bleibt aber vollkommen unverständlich). Der Kaiser jedoch wundert sich noch darüber, daß er abgewiesen wird, findet aber den Brief vom Herzog, der heute Nacht kommen will; das Schwert soll entscheiden. Nach einem kurzen Monolog, in dem er das Zitherspiel der Agnes wehmüthig belauscht, als ob er der abgewiesene Liebhaber wäre, entfernt er sich; und nun hält Agnes ihren Monolog und singt ein Lied. Der Rhein wird immer wilder; der Abt tröstet sie sodann — man bemerke das andauernd lose Gefüge der Auftritte, die bisjetzt noch nichts Wesentliches vor sich gebracht haben — da ertönt Schwertergeklirr. Herzog Heinrich ist gelandet und begrüßt sie; er erklärt ihr, daß seine Mannen die Pfalz besetzt halten und daß der Kaiser seine Truppen sammle (aber der soll doch vor dem Briefe nichts davon gewußt haben?) und zwar am linken Ufer; sehr wohl, wenn sie aber nach Braunschweig, also ans rechte Ufer fliehen wollen, was hindert sie daran? Die Mutter kommt eilig und dann der Vater, ohne daß man recht weiß, ob sie hindern oder fördern wollen; da heißt es, ein Kahn sei umgeschlagen; Heinrich eilt zu retten; nachträglich erfährt man, es sei der des Kaisers gewesen und der Herzog erscheint in glänzendstem Lichte, er hat den Kaiser wirklich aus dem Wasser gezogen. Nun ist die Lösung leicht, ja allzu leicht; denn nun muß Heinrich VI. ja wol einwilligen, ob er wolle oder nicht; seine Versöhnung und Zustimmung verliert an ihrem Werth, weil ein Zufall sie herbeiführte, ein Zufall, an den wir nicht einmal recht glauben; denn solche Rettungen haben bereits in der Prosa an Wahrscheinlichkeit und Credit eingebüßt; hier ist sie nicht motivirt, man weiß nicht einmal, schlägt des Kaisers Boot um, als er zum Ufer rudert oder als er wieder zurückkehrt; im erstern Falle müßte er Heinrich begegnet sein, mit ihm gekämpft haben; im letztern müßte er seine Truppen bei sich haben; dann ist sie gar nicht dramatisch, denn wir sehen nichts davon, und ferner nicht einmal sehr wahrscheinlich; und da dem Zufall zuletzt die Lösung hiermit anvertraut wird, so ist eigentlich der dramatische Bau hier abgebrochen und man würde gar nicht begreifen, wie die Komödie endigen sollte, wenn zufällig des Kaisers Boot nicht umgeschlagen wäre. Auch Dahn löst in seiner „Staatskunst der Frauen" den Conflict dadurch, daß er den Kaiser von Heinrich retten läßt, aber da dies aus den Händen französischer Verbündeter geschieht und jenes geplante Bündniß dadurch in seiner Haltlosigkeit recht drastisch beleuchtet wird, so gibt dies wenigstens zur Charakteristik noch ein gutes Motiv hinzu; hier aber wird der Schluß gänzlich undramatisch, nachdem der Kaiser natürlich seine Versöhnung mit Heinrich erklären mußte, durch einen Maizug mit Gesang inscenirt. Ich sage nichts von der Länge des Liedes (zweimal sechs Strophen), welches nach der Lösung des Conflicts uns noch fesseln soll; ich erwähne nur, daß der Maizug bei Nacht und Nebel über den stürmischen Rhein, wo die Bauern und Mädchen zudem noch nichts von der Versöhnung wissen können,

sondern den heftigsten Widerstand erwarten müßten, aus diesen drei Gründen hier gänzlich unmöglich ist.

So ist aus allem ersichtlich, daß der Autor bei aller lyrischen Begabung, die zuweilen, besonders bei Agnes, recht hübsch und fließend zu Tage tritt, das dramatische Element keineswegs ausreichend beherrscht; welch ein willkürlicher, zuletzt unmöglicher Bau des Lustspiels! Wie viele zufällige Scenen, zu gleichgültig, um spannen zu können! Die Staatsscenen besonders wie hölzern und steif und fast gänzlich entbehrlich! Diese dramatischen Mängel treten auch besonders herüber in die schablonenhafte Charakteristik; man kann sagen, daß, außer vielleicht Agnes, der Autor keine einzige Gestalt, trotz aller edlen Absichten, lebendig zu verkörpern gewußt hat; sie ziehen alle, aus einem Holze geschnitzt, gleichgültig vor unsern Augen vorüber. Was ganz besonders dazu beiträgt, unser Interesse selbst an dem Liebespaar bedeutend zu schwächen, ist der Umstand, daß wir nichts davon sehen, wie sie sich zuerst verlieben; das Stück fängt schon nach dem heimlichen Verlöbniß an, und die Liebesgespräche können kaum mehr dramatisch sein; es ist aber zehn gegen eins zu wetten, daß das gesammte Publikum alle Staatsscenen doppelt gern dem Autor schenken würde für ein paar feurige, reizende Liebesscenen, die uns für die beiden zuerst begeistern sollten. Das ist die Auffassung, welche nach unserer Ansicht noch immer trotz Dahn und Bethge die bestberechtigte und aussichtsvollste ist, wenn das reizende Liebesdrama überhaupt zu seinem Rechte gelangen soll. Beide Autoren haben mit dem Höhenpunkte der Handlung angefangen; ihr wesentlichstes Interesse liegt aber in der Entstehung jener reizenden, so zarten als verwegenen Liebesglut, die solches zu wagen im Stande ist.

Zur Geschichte und Kenntniß des Alterthums.

Kleine Schriften von Wilhelm Vischer. Erster Band: Historische Schriften. Herausgegeben von Heinrich Gelzer. Zweiter Band: Archäologische und epigraphische Schriften. Herausgegeben von Achilles Burckhardt. Mit 26 Tafeln und einer Beigabe: Lebensbild des Verfassers von A. von Gonzenbach. Leipzig, Hirzel. 1877 und 1878. Gr. 8. 32 M.

Auf den ersten stattlichen Band von Wilhelm Vischer's „Gesammelten Schriften" ist ein zweiter (und letzter) von noch größerm Umfang gefolgt. Während jener die historischen Schriften des (im Jahre 1874 gestorbenen) Gelehrten, ehemals Professors an der Universität Basel, zusammenfaßte, enthält der zweite die archäologischen und epigraphischen Abhandlungen, meist Gelegenheitsschriften, die der Verstorbene während einer langen akademischen Wirksamkeit publicirte, der großen Mehrzahl nach noch jetzt lesenswerth, manche von hohem Interesse, in ihrem Gesammtbild ein Zeugniß von redlichem wie glücklichem Forschen, von gediegenem Wissen und von patriotischem Sinn. Mag auch das, was ein Ausfluß des letztern ist, mehr Interesse für die speciellen Mitbürger des Verstorbenen haben, anderes auch nur um der Vollständigkeit wegen, ohne Anspruch auf größere Bedeutung der Sammlung einverleibt sein, so ist es doch keineswegs blos die Pietät, welche dieser Zusammenstellung ihre Berechtigung verleiht, sondern der innere, objective Werth derselben. Hätten wir doch von allen tüchtigen Philologen die Opuscula beisammen, wie förderlich wäre dies für die Wissenschaft, wie ganz besonders ersprießlich für das Studium der Fachgenossen! Das heißt aber nichts anderes als: wäre mit der Pietät der Nachkommen auch zugleich der materielle Factor gegeben, der allein solche Unternehmungen ermöglicht, oder wäre die Liberalität der Verleger oder die Opferwilligkeit der kaufenden Fachgenossen von anderm Korn, als sie es gegenwärtig sind! Gehören doch selbst die Opuscula gefeierter Koryphäen nicht zu den einträglichen und gesuchten Verlagsartikeln. Jener Wunsch wird also wol noch lange ein „frommer" bleiben. Zu der Herausgabe der Vischer'schen Schriften haben sich zwei dankbare Schüler des Verewigten, im Auftrag der Familie, vereinigt: Professor Gelzer (damals in Heidelberg, jetzt in Jena), der die Zusammenstellung der historischen, und Achilles Burckhardt in Basel, der die Anordnung und Sichtung der epigraphischen und archäologischen Abhandlungen übernahm. Beide haben von dem Ihrigen wenig hinzugethan, und brauchten es auch nicht, da der Verstorbene mit der ihm eigenen Genauigkeit stets nachtrug, besserte und die Ergebnisse der fortschreitenden Wissenschaft verwerthete. Die beiden Herren haben sich es außerdem angelegen sein lassen, sämmtliche Citate (aus antiken und modernen Autoren) genau zu controliren, sodaß auch, wer mit dem Resultat oder dem Inhalt einer Abhandlung nicht zufrieden ist, wenigstens ein gut gesichtetes Material zur Disposition hat.

Freunden und Bekannten des Verstorbenen wird das Lebensbild, das von Freundeshand (A. von Gonzenbach) entworfen dem ersten Band vorangestellt ist, nur willkommen sein. Es ist mit Wärme und so viel Unparteilichkeit gezeichnet, wie sie von seiten eines von früher Jugend an gewonnenen und bis ins Alter treu gebliebenen Genossen möglich ist. Eine wissenschaftliche Beigabe soll die biographische Skizze natürlich nicht sein; auch kann die strenge Wissenschaft als solche in ihrem Endurtheil über die Leistungen einer Persönlichkeit nicht Rücksicht nehmen auf den Charakter oder gar die äußere Lage und Stellung dessen, der sich berufen fühlte, an ihrem Bau mitzuhelfen; ihre Objectivität hat sich fern zu halten von den Kreisen, innerhalb welcher das schaffende Subject sich bewegt; aber wie trocken wäre sie nicht, wie dürr und unerquicklich, wenn sie nicht auch zeitweise, gleichsam in ihren Pausen, und zu ihrer eigenen Erholung herunterstiege aus der kühlen und oft unerreichbaren Höhe ihrer Probleme, an den erfrischenden Born des Menschenthums! Was sie als gewonnenes Resultat in ihr Repertorium aufnehmen kann, erhält oft — zwar keinen andern Inhalt, aber doch eine eigenthümliche Beleuchtung, wenn aus dem Wesen des Subjects heraus seine Genesis erklärt, seine Motive veranschaulicht werden. Es gibt beispielsweise nur eine griechische Geschichte, aber sie spiegelt sich der

schieden in den geistigen Prismen derer, die sie uns vortragen, je nachdem diese Prismen selber verschieden sind. Ein Republikaner, der nicht blos zu der Regierungsform der res publica hinneigt, sondern auch Zeit seines Lebens von republikanischer Milch genährt wurde und im Schose eines solchen Gemeinwesens aufwuchs, wird die Entwickelung der griechischen Republiken mit etwas andern Augen ansehen, als wer „seinem König" dient und für die monarchische Verfassung schwärmt; und nicht nur wird jener die Sache anders, er wird sie auch gewöhnlich richtiger ansehen, ceteris paribus wenigstens. Man mag z. B. von dem englischen Geschichtschreiber Grote halten was man will — er ist bekanntlich als Ideal eines Geschichtschreibers in den Himmel erhoben, von andern wieder ungebührlich herabgesetzt worden — für die Entwickelung des griechischen Staatslebens, für alles das, was mit der republikanischen Idee als Werdendes und Gewordenes (Geschichte und Antiquitäten) zusammenhängt, hat er jedenfalls einen richtigern Blick gehabt als mancher der ihn vom Katheder herab oder von der Studirstube aus glaubt schulmeistern zu dürfen. Nicht als ob deswegen Grote in seiner Eigenschaft als Republikaner oder gar als Engländer befugter und befähigter gewesen wäre als andere, die Ausstrahlungen des gesammten Griechenthums, nach der Seite der Kunst, der Wissenschaft, des Privatlebens, zu beurtheilen. Ein nüchterner, praktischer Engländer wird das wol nie im Stande sein. Man denke, wie Grote einen Sokrates und einen Plato behandelt hat! Nur darum, weil er in seiner eigenen Natur keinen Maßstab vorfand, um der idealen Beanlagung solcher Naturen gerecht zu werden. Sie waren incommensurabel für ihn. Was Vischer betrifft, so ist gar keine Frage, daß er als Republikaner aus seinem Thucydides manches heraushörte, was meist dem geschultesten Ohre des Monarchisten entgeht; in republikanischen Zuständen aufgewachsen, durch rege Theilnahme am Staat mit ihnen verknüpft, ist er mehr als mancher andere, der ihn an Weite des Blicks, an Vielseitigkeit und geistiger Größe überragen mag, zur Darstellung griechischer Geschichte berufen gewesen. Er war trotz seines Republikanerthums eine aristokratisch angelegte, vornehme, man kann wol sagen, etwas zugeknöpfte Natur, nicht für jeden nahbar, ein Patricier vom Scheitel bis zur Fußsohle, aber einer von den bessern, wenn auch die besten wol nie ohne gewisse Vorurtheile sind: griechische Republikaner von echtem Schrot würden ihn in manchem Stück nicht für den ihrigen anerkannt haben; aber er war überzeugungstreu, hielt nicht zurück mit seinem bessern Wissen, war ehrlich im Leben wie in seiner Wissenschaft, und wenn auch hier und da förmlich, steif und kühl, wenn auch im ganzen ohne Schwung, so lag über seiner Natur doch etwas von idealem Anflug, das dem Engländer vollständig abging. Vischer konnte bei allem scrupulösen, ja oft mikrologischen Forschersinn ideale Naturen verstehen; wenn ihm ein Zug von Pedanterie eigen war, so hinderte ihn dieser wenigstens nicht, wahre Größe zu verehren und anzuerkennen, daß es neben den Studien und Liebhabereien, die er gerade betrieb, auch andere ebenso berechtigte geben konnte. Er hatte allerdings auch gegen Menschen und Dinge seine Antipathien und mußte sich es gefallen lassen, daß diesem oder jenem auch sein Wesen nichts weniger als sympathisch war. Neigung, Anlage und Studium wirkten bei ihm zusammen, um ihn zum Verständniß und zur Darstellung altgriechischer Geschichte besonders geeignet zu machen; sie war sein tabernaculum vitae, von dem auch die literarisch-epigraphischen und kunsthistorischen Studien und Schriften ausgingen und in welches sie wieder zurückmündeten. Er war ein gewiegter Sachkritiker; die philologische Kritik war nicht seine Stärke, darum hielt er sich auch fern von ihr. Eine mehr als gesicherte Lebensstellung gab ihm freilich auch manche Mittel an die Hand, die ein anderer sich erst im Schweiße seines Angesichts erringen muß; aber für wie viele ist nicht gerade jene die Klippe, an der sie scheitern! wie mancher ist, statt eines gelehrten, ein bequemer Herr geworden!

Die peinliche Genauigkeit, womit Vischer seine gelehrten Untersuchungen führte, hat im ganzen nicht nachtheilig auf seine Darstellung gewirkt; diese ist, wenigstens in seinen historischen und literarhistorischen Untersuchungen nichts weniger als trocken und ungenießbar. Ruhig und klar schreitet sie vorwärts, ohne rhetorischen Pomp, ohne Schmeichel- und Gaukelkünste, ohne prunkenden Bilderreichthum, dafür aber von durchsichtiger Gliederung; nicht spröde und doch in vornehmer Eleganz, keine blendenden Gedankenblitze erleuchten sie, dafür aber verschmäht sie auch absichtlich alle gesuchte und krankhafte Originalität; nirgends ist ein Anstoß in diesem glatten Flusse, dem man mit Behagen bis auf den Grund sieht. Ein Historiker im großen Stil, im heroischen Faltenwurf, dem es auf eine „Genialität" und Extravaganz mehr oder weniger nicht ankommt, war Vischer nicht; aber was er trieb, war ihm Ernst, was er schrieb, war meistens gut, und was er wußte, war gediegen. Es kann gar nicht die Frage sein, daß in diesem stattlichen Material, auch demjenigen, das von bleibendem Werth und nicht veraltet ist, sich manches, ja sehr vieles findet, worüber man mit dem Verfasser rechten, und das man als schief und einseitig nicht billigen kann; vielleicht besonders da, wo es sich um die richtige Auffassung historischer Charaktere handelt (eines Kimon, Alcibiades, Lysander, Epaminondas). Nur läßt die zähe Eigenart des Verfassers, die auch wol an Eigensinn streift, sich nicht gern zu Concessionen herbei, ob zwar gerade seine Biographien zu dem Interessantesten und Lesenswerthesten der Sammlung gehören. Letzteres ist auch der Fall mit den Abhandlungen über „Die Benutzung der alten Komödie als geschichtlicher Quelle", über „Die Hetärien in Athen", über „Die Bildung von Staaten und Bünden, oder Centralisation und Föderation im alten Griechenland" (wo der Verfasser so recht eigentlich in seinem Element war). Es kann mancher Abhandlung (so gerade der letztgenannten) nur zur Empfehlung gereichen, daß sie in Fühlung und Zusammenhang mit der unmittelbaren Gegenwart, mit der Zeit- und politischen Geschichte des eigenen Vaterlandes geschrieben ward. Warum soll dies nicht gestattet sein, wenn die Parallelen und Bezüge sich ungezwungen bieten? wenn sie nicht mühsam und absichtlich gesucht und tendenziös zugestutzt werden? Im Gegentheil: dann wird die Geschichtschreibung erst recht fruchtbar als eine „Lehrerin der Menschen"; es kann dabei dennoch die wahre Objectivität walten, nicht zwar die, welche blos mit den Augen,

nicht mit der Seele die Ereignisse betrachtet und diese Netzhautbilder auf das Papier überträgt (denn mit diesem Maße gemessen würde der große Thucydides zu einem kleinen Schriftsteller zusammenschrumpfen), sondern der Objectivität, die, neben der eigenen Empfindung, auch der fremden gerecht zu werden sucht. Zu der wahren Objectivität gehört auch das Stillschweigen am richtigen Orte, das Nicht-mehr-wissen-wollen, als was wirklich gewußt werden kann. Diese Zurückhaltung fällt besonders den Biographen schwer und am schwersten da, wo ihr Held ihnen sympathisch ist. Da wird gern über Gebühr ausstaffirt. Auch Vischer hat sich von diesem Fehler, den er an Duncker rügt, nicht immer fern zu halten gewußt. So z. B. am Ende seiner Schilderung des Feldherrn Demosthenes, wenn er sagt: „Dabei war er frei von der reißend um sich greifenden Selbstsucht, nie in politische Intriguen verwickelt, nur bemüht, das Wohl des Vaterlandes zu fördern, ohne Eifersucht gegen seine Amtsgenossen, ohne ängstliche Rücksicht auf eigene Ehre u. s. w." Das weiß Vischer nicht, das weiß niemand, denn „darüber schweigt die Geschichte". Sonst ist Vischer ein überaus nüchterner, besonnener Forscher, dem alle Phantasmen und Sophismen, alle Hyperkritik und alle geistreiche Neuerungssucht zuwider sind. Diese Eigenschaften, sowie seine gründliche Geschichtskenntniß und sein wiederholter Aufenthalt an den classischen Stätten, sind ihm ganz besonders in der Beurtheilung der neuern Leistungen für griechische Geschichte zugute gekommen, insofern gehört seine dahin einschlägige Abhandlung zu den interessantern. Sie gibt zwar keine neuen Resultate, stellt blos Ansicht und Ansicht einander gegenüber; allein es lohnt sich zu sehen, wie der Mann, der im Leben wie in der Wissenschaft eher der conservativen Richtung zuneigt, hier sich den tief einschneidenden sowie kühnen Neuerungen eines Curtius und Grote gegenüber verhält — nicht geradezu abwehrend, nicht unbedingt verurtheilend, sondern reservirt, zur Vorsicht mahnend. Und gleichwol, das muß auch gesagt werden, wo wären wir in der Geschichte, wenn nicht von Zeit zu Zeit solche kühne Vikinger der Wissenschaft aufträten, und die Forschung in neue Strömungen zu leiten, nach neuen Küsten zu steuern versuchten, Männer also, welche sowol in die Mittel, als in die Ziele der Forschung einen neuen Schwung brächten, ja einen neuen Geist? Wenn unter den vielen Paradoxien sich schließlich nur eine oder die andere Anregung oder Beleuchtung als wirkliches neu gewonnenes Gold herausstellt und alles andere als Schlacke zurückbleibt, so hat das Experiment dennoch glänzend gelohnt; es gilt auch in der Wissenschaft, neue Gänge anzupochen, wo die alten Gleise ausgefahren und die alten Adern ausgebeutet sind. Der Raum, und vor allem der Zweck dieser Zeitschrift, hindert uns, auf Specielles einzugehen; sonst wäre es ein Leichtes, an einer Menge von Beispielen epigraphischer Natur zu zeigen, daß auch Vischer „neuerte", aber allerdings im solidesten Sinne: durch seine Funde und Forschungen auf jenem Gebiete (worin er eine Autorität war) sind eine Anzahl von Thatsachen zu Tage gefördert worden, welche früher der Wissenschaft unbekannt waren und die theilweise für Geschichte und für Antiquitäten nicht ohne Bedeutung sind.

J. Mähly.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Karl Ruthardt und Wilhelm Föhr haben ein „Patriotisches Gedenkbuch in Prosa und Poesie von der Auflösung des Deutschen Reichs im Jahre 1806 bis zur Wiederaufrichtung desselben im Jahre 1871" herausgegeben (Stuttgart, Levy u. Müller). Es ist eine Sammlung patriotischer Gedichte, nach den einzelnen Zeiträumen geordnet, durch Zeittafeln, die jedem Abschnitt vorausgehen, und durch allerlei Noten erläutert. Die Auswahl ist geschmackvoll, die besten Lyriker sind vertreten. Der „neue Nationalkrieg gegen Frankreich" bildet natürlich den Inhalt des umfassendsten Abschnitts.

— Vor uns liegt Guthe's „Lehrbuch der Geographie", wesentlich umgearbeitet von H. Wagner. Es kann in d. Bl. der Werth dieses in der That nicht nur wesentlich umgearbeiteten, sondern durch diese eingehende Umarbeitung auch wesentlich verbesserten Lehrbuchs zwar nicht näher dargelegt werden, aber eine Zeitschrift, welche nicht nur der unterhaltenden, sondern auch der mehr wissenschaftlichen Literatur ihre Beachtung schenkt, würde immerhin eine Unterlassungssünde begehen, wenn sie eine derartige literarische Erscheinung mit Stillschweigen übergingе. Ist es doch ein berechtigter Wunsch jedes guten deutschen Hauses, in dem es nicht blos beim nothdürftigsten Büchergeräth sein Bewenden haben soll, ein zuverlässiges Werk womöglich über den ganzen irdischen Wohnraum zu besitzen. An Dickleibigkeit ließen es die geographischen Hauströster nun zwar gewöhnlich nicht fehlen; viel stand in der Regel darin, aber — wer bürgte für die Wahrheit der tausend und abertausend Angaben, von denen doch dann und wann diese oder jene für gar nicht unbedeutende, mitunter praktisch schwer wiegende Dinge zu Rathe zu ziehen war? In der Wagner'schen Bearbeitung ist das Werk unsers unvergeßlichen Guthe das geworden, was man bisher bei uns vergebens suchte: ein verlaßliches Lehrbuch als Beirath für den Lehrer und ein treffliches Nachschlagebuch für die massenhaften Einzelheiten der Länderkunde; es hält die goldene Mitte ein zwischen den gewaltigen mehrbändigen Compilationen ähnlicher Art, deren größerer Namen- und Zahlenreichthum die Probe der Genauigkeit nicht mit dem vorliegenden Werk aushält, und jenen andern zu „leichter Lektüre" bestimmten Büchern über die Erde und ihre Völker, denen man bei ernstern Anfragen besser fern bleibt. Es ist lesbar, zur Genüge vollständig und durchweht von dem echt wissenschaftlichen Streben nach Gründlichkeit und Wahrheit.

Ausländische Literatur.

Die „Nuova rivista Internazionale", die in Florenz erscheint, herausgegeben von Giusti, Rigutini, Scartazzini, ist unermüdlich in der Berücksichtigung deutscher Literatur und in der Vermittelung zwischen den geistigen Bestrebungen Deutschlands und Italiens. Das Unternehmen kann als eine Abzweigung von der „Rivista Europea" betrachtet werden, die nach wie vor in Florenz publicirt wird, aber der deutschen Literatur keine Beachtung mehr schenkte, seitdem Scartazzini zu der neuen „Rivista" übergesiedelt ist, und erst in ihrem neuesten Hefte wieder die Rücksichtnahme auf deutsche Revuen aufnimmt. Dieser Autor gibt in jedem Heft derselben eine „Rassegna letteraria Germanica", in welcher er nicht nur über die hervorragendsten neuen Erscheinungen der deutschen Literatur berichtet, sondern auch die Aufsätze der hervorragendsten Zeitschriften analysirt. Der Zeit-

schrift „Unsere Zeit“ wendet er dabei eine besondere Beachtung zu. Einzelne Artikel derselben sind in Uebersetzungen in die „Nuova Rivista“ aufgenommen: so der Artikel über Wilhelm Jensen von dem Herausgeber dieser Zeitschrift, der Artikel über „Die russischen Nihilisten“ von F. Meyer von Waldeck u. a. Auch von deutschen Gelehrten, Witte, Curtius u. a. finden sich zahlreiche Aufsätze in der neuen italienischen „Rivista“.

Die unter der Redaction von Asis Pacheco erscheinende madrider „Revista Contemporanea“ schenkt in neuerer Zeit der deutschen Literatur geringere Aufmerksamkeit als früher, wo sie besonders die deutsche Philosophie eines Krause oder Hartmann in längern Artikeln besprach: doch begegnen wir in derselben bisweilen einer übersetzten Novelle von Paul Heyse, sodaß die romanisch-germanische Wahlverwandtschaft auch jenseit der Pyrenäen gepflegt wird. Namentlich trägt Fastenrath durch seine deutsche Walhalla in spanischer Sprache, deren einzelne Bildsäulen in den Nischen der verschiedensten spanischen Zeitschriften errichtet sind, viel dazu bei, die Spanier mit den Helden des deutschen Geistes vertraut zu machen.

Theater und Musik.

Das Lustspiel „Die Frau ohne Geist“ von Hugo Bürger, ein Repertoirestück des berliner Schauspielhauses, ist nun auch am leipziger Stadttheater in Scene gegangen. Der Erfolg war ein freundlicher: gleichwol kann man dem Lustspiel nicht eine klare, durchsichtige Handlung, am wenigsten künstlerische Einheit nachrühmen. Es ist eine durchweg musivische Arbeit: mehrere Novellen gehen nebeneinander her und sie sind nur durch die äußern Begegnungen im Salon verknüpft. Bürger motivirt sehr ängstlich und peinlich: aber er motivirt zu viel; die dramatische Handlung muß kein zerfasertes Wurzelgeflecht, sondern eine starke Pfahlwurzel haben, aus der sie in schlankem Stamm in die Höhe wächst. Warum gilt ein geistreiches Mädchen für geistlos? Warum spielt sie die Geistlose? Bürger beantwortet diese Frage doppelt, aber trotzdem nicht so überzeugend, wie dies im „Gänschen von Buchenau“ geschieht, wo ein gescheutes Mädchen die Dumme spielt, um einen unwillkommenen Liebhaber abzuschrecken. Schon im zweiten Act wirft indeß das Mädchen die Maske ab und erobert durch ihre Klugheit, die mit ihrer Schönheit Hand in Hand geht, den Bräutigam, der sich anfangs ihr nur genähert hatte, um einem andern für geistreich geltenden Mädchen zu beweisen, daß sie ihm gleichgültig sei. Nach dem zweiten Act wird, im offenbaren Widerspruch mit dem Lustspielrecept von Roderich Benedix, geheirathet, und in der Ehe spielt nachher ein zweiactiges Nachspiel, in welchem die Frau ohne Geist über die erste Annäherung ihres jetzigen Gatten klar sieht und zur Revanche eine kleine Retourchaise anspannt, um eine „geistreiche“ Collegin ad absurdum zu führen. Daneben geht nun eine romantische Novelle im Stil der italienischen Schule, die der Haupthandlung auch nicht durch den geringsten geistigen Reflex angenähert ist. Breit schiebt sich diese Episode, die Bettlerin vom Platze Santa-Croce, in den letzten Act ein, mit einer ebenfalls höchst zerfaserten Motivirung und einem Abschluß, der die Benedix'sche Theorie zu Ehren bringt: ein fallender Vorhang nach einem Lustspiel, hinter dem kein zur Trauung gerüstetes Paar steht, würde einen zu deprimirenden Eindruck machen. Zwei disparate Handlungen geben nur ein locker zusammenhängendes Drama. Das Verdienst des Stücks liegt in dem Detail, das oft geistreich erfunden und ausgeführt ist, in einer Menge von Zügen, die auch von theatralischer Wirkung sind; aber es gehört viel Scharfblick dazu, um dem Raffinement des Autors in diese ausgestellte Mosaik zu folgen.

— Der dänische Dichter C. F. Molbech, dessen „Ambrosius“ in Wiesbaden und am leipziger Carola-Theater zur Aufführung kam, hat ein eigenthümliches Drama geschrieben: „Der Ring des Pharao“, das am dresdener Hoftheater in Scene ging und in welchem die Verknüpfung einer ganz modernen Liebesgeschichte, die im Lande der Pharaonen spielt, mit altägyptischer Romantik, wie sie den Traum eines in einem der Königsgräber eingesperrten Malers beherrscht, einen Traum, der dramatisch inscenirt wird als ein Bestandtheil des Stücks, zu jenen Wagnissen gehört, welche die romantische Schule liebte, die aber in der neuen Bühnendichtung wol auf dem Aussterbeétat gesetzt sind. Der Eindruck der Dichtung war, trotz einzelner Vorzüge im Detail, kein befriedigender.

— „Amy Robsart“, das Trauerspiel des Herausgebers d. Bl., ist am wiener Hofburgtheater, mit günstigem Erfolg und mit den besten Kräften besetzt, in Scene gegangen. Der bei der ersten Aufführung anwesende Dichter wurde wiederholt nach jedem Act hervorgerufen. Das Stück war auch in den kleinen Rollen mit den besten Kräften des Burgtheaters besetzt. Die eigentlichen Trägerinnen des Stücks sind Amy Robsart und die Königin Elisabeth. Die erste war in den Händen eines jungen Talents, des Fräulein Wessely, die schon in Leipzig mit der Rolle Erfolg gehabt und sie mit Wärme und Innigkeit spielt; die jugendliche Elisabeth wurde von Frau Charlotte Wolter mit Glanz und Hoheit dargestellt. „Der Vermittler“, das Lustspiel des Herausgebers d. Bl., ist am Hoftheater zu Stuttgart mit günstigem Erfolg in Scene gegangen. In München gefiel der Schlußact nicht.

— Das thätige münchener Hoftheater stellt eine Wiederholung der Dingelstedt'schen Musteraufführungen in Aussicht. Der König von Baiern hat auf Antrag des Generalintendanten Freiherrn von Perfall genehmigt, daß im Monat Juli des nächsten Jahres am königlichen Hoftheater eine Reihe classischer Stücke in möglichster Vollendung zur Darstellung gelange. Zu diesem Zwecke ist an hervorragende Schauspieler und Schauspielerinnen die Einladung ergangen, an jenen Vorstellungen sich zu betheiligen. Vorläufig sind für die Aufführungen, deren artistische Leitung dem Director des königlichen Schauspiels, Ernst Possart, übertragen ist, zwölf Abende in Aussicht genommen. Die Vorarbeiten sind bereits im Gange; namhafte Kräfte haben ihre Mitwirkung zugesagt.

Bibliographie.

Beaulieu-Marconnay, K. Freih. v., Karl von Dalberg und seine Zeil. Zur Biographie und Charakteristik des Fürsten Primas. 2 Bde. Mit Dalberg's Bildniß. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 15 M.

Braddon, M. E., Ein offenes Verdikt. Roman. 3 Bde. Frei nach dem Englischen. Berlin, Janke. 1880. 8. 10 M.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge. Herausgegeben von P. Haffner. 1ster Bd. 1stes Hft.: Goethe's Faust als Wahrzeichen moderner Cultur. Von P. Haffner. Frankfurt a. M., Foesser. Gr. 8. 40 Pf.

Buchner, O., Gießen vor 100 Jahren. Culturgeschichtliche Bilder aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Mit einer Ansicht von Gießen aus dem Jahre 1775. Gießen, Roth. 8. 2 M. 50 Pf.

Galen, P., Die Perle von der Oie. Roman. 4 Bde. Leipzig, Zieger. 1880. 8. 20 M.

Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert und W. v. Giesebrecht. 41ste Lfg. 1ste Abth.: Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Louis Philipp's bis zum Falle Napoleon's III. Von K. Hillebrand. 2ter Thl.: Die Blüthezeit der parlamentarischen Monarchie. (1837—1848.) Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 12 M.

Glagau, O., Deutsches Handwerk und historisches Bürgerthum. Osnabrück, Wehberg. 8. 1 M.

Gleichauf, F., Ein Sonnenaufgang. Erinnerungen aus den Baierischen Alpen. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 16. 1 M. 80 Pf.

Leimbach, C. L., Die Lorelei. Die Lorelei-Dichtungen mit besonderer Richtung auf die Ballade von Heinrich Heine. Ein Vortrag. Wolfenbüttel, Zwißler. Gr. 16. 60 Pf.

Levy, A., Jean Jacques Rousseau. Vortrag. Löbau Wpr., Skrzeczek. 8. 30 Pf.

Pfister, F. v., Landgraf Friedrich der Zweite und sein Hessen. I. Der Erbprinz. Ein Lebensbild. Kassel, Freyschmidt. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Reissenberger, K., Zur Krone Heinrichs von dem Türlîn. Graz, Leuschner u. Lubensky. Lex.-8. 1 M.

Rosenstock, M., Germanen und Juden auf dem Boden des früheren weströmischen Reiches. Wolfenbüttel, Zwißler. Gr. 8. 1 M.

Völkelt, J., Immanuel Kant's Erkenntnisstheorie nach ihren Grundprincipien analysirt. Ein Beitrag zur Grundlegung der Erkenntnisstheorie. Leipzig, Voss. Gr. 8. 10 M.

Wald, W., Ueber Konrad, den Dichter des deutschen Rolandsliedes. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 4. 80 Pf.

Wildauer, T., Die Psychologie des Willens bei Sokrates, Platen Aristoleles. II. Thl.: Platons Lehre vom Willen. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 6 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 43. 23. October 1879.

Schriften über die Frauenfrage.

1. Die Mission unsers Jahrhunderts. Eine Studie über die Frauenfrage von Irma von Troll-Borostyáni. Preßburg, Heckenast. 8. 1 M. 60 Pf.

Die Verfasserin behandelt in acht Abschnitten die ihr vorliegende Frage; sie widmet „der bisherigen weiblichen Erziehung" und deren Resultaten je einen Abschnitt, betrachtet dann 1) „Die Frau als Einzelwesen"; 2) „Die Ehe"; 3) „Die Familie"; 4) „Staat und Gesellschaft", und schließt mit Vorschlägen in Rücksicht auf „Reform".

Wie alle diejenigen, welche die Frauenfrage in Schrift und Wort behandeln, kommt die Verfasserin zu dem Resultate, daß die Frau durch die bisherige Erziehung selbst für denjenigen Beruf, den man als den ihrigen erklärt, für die Ehe, keineswegs vorbereitet worden, und daß die Eventualität der Ehelosigkeit viel zu wenig berücksichtigt wird, sodaß das Mädchen alleinstehend nicht im Stande sei, ihren Weg durchs Leben sich zu bahnen. Die Verfasserin stellt die Frage:

> Worin besteht denn die weibliche Erziehung in den bessern Ständen? Die Fräuleins lernen ein bischen Geographie und Geschichte, eine oder zwei fremde Sprachen, wenn es hoch kommt, auch Literatur und Kunstgeschichte: vor allem aber müssen sie auswendig Beethoven's Sonate pathétique und das Scherzo a capriccio von Mendelssohn vortragen — —

Dann fährt sie fort:

> Die hier am Altar steht, ist nicht eine Frau, die ihrer schönen, aber schweren Pflichten sich bewußt und zu deren Erfüllung vorbereitet ist, sondern ein großgewachsenes Kind, für welches das erste eigene Kind nichts sein wird als eine niedliche Puppe; keine Gefährtin des Mannes ist sie, ihm ebenbürtig in der Festigkeit des Wollens, in der Reife des Urtheils, in der Kenntniß des Lebens, sondern ein Schulmädchen, welches sich freut, von nun an — statt „Fräulein", „Gnädige Frau" betitelt zu werden und diverse Romane lesen zu können, welche es bisher nur dem Namen nach gekannt, da Mama die Lektüre streng verboten hatte. Hüllen wir dieses Kind in ein weißes Brautkleid, drücken wir den Kranz von Orangeblüten auf seine Locken und den goldenen Reif an seinen Finger, so haben wir die Frau, wie unsere Erziehung sie herangebildet.

Die Citate aus deutschen, namentlich aber aus französischen und englischen Schriftstellern sind in nicht geringer Anzahl vorhanden, um die Meinung von dem oberflächlichen Wesen der Frau als Folge der oberflächlichen Erziehung zu unterstützen. Ob sich nicht auch das Gegentheil an Beispielen erhärten ließe, ob es nicht werthvoll und zur Unterstützung der Bestrebungen für die Berufsthätigkeit der Frauen sogar wünschenswerth wäre, auf die große Zahl von tüchtigen Frauen, namentlich in unsern Nachbarstaaten, auf die Engländerinnen und Französinnen hinzuweisen, deren Verständniß und Einfluß auf die socialen Zustände nicht gering ist, und in Rücksicht auf dieselben, namentlich in England ein segensreicher genannt zu werden verdient? Auch hat sich bei uns in Deutschland eine Reform in Rücksicht auf die Erziehungs- und Bildungsanstalten für die weibliche Jugend vollzogen, die nicht unterschätzt werden darf. Am berechtigtsten ist wol die Klage über den absoluten Mangel an Verständniß, an Vorbereitung für die erziehliche Aufgabe der Frau; aber wie viele Männer treten mit dem vollen Bewußtsein der Verantwortlichkeit, die sie für eine zu begründende Familie übernehmen, in die Ehe? Und ist „das Kind" nicht für den jungen Vater ebenso gut „eine Puppe", mit der er spielt, wie für die Mutter?

So wichtig es auch ist, die Erziehungsaufgabe der Frau innerhalb der Familie zu betonen, so gehört dieses Kapitel doch in erster Reihe in die Pädagogik, und wir wenden uns daher den Abschnitten zu, in denen die eigentliche Frauenfrage gipfelt. Da ist es denn zunächst die Stellung der Frau vor dem Gesetze, und hier erhebt sich die Sprache der Verfasserin auf die Höhe eines von edler Entrüstung getragenen pathetischen Ausdrucks:

> Eine Tugend gibt es, die weder im Vergrößerungsspiegel fanatischer Uebertreibung als Caricatur erscheint, noch in pedantischer Engherzigkeit zu einem moralischen Begriff zusammenschrumpft — diese Tugend, ich möchte sie die einzige absolute Tugend, das Gewissen der Völker nennen, ist die Gerechtigkeit.

Ein Gradmesser der moralischen Bildung und geistigen Entwickelung einzelner Individuen wie ganzer Völkerschaften ist ihr Gerechtigkeitsgefühl.

Die Verfasserin weist darauf hin, wie wenig entwickelt das Gefühl für Gerechtigkeit in Rücksicht auf die Stellung der Frau vor dem Gesetze ist. Die einzelnen Gesetzesparagraphen werden herbeigezogen, um die Benachtheiligung zu documentiren:

Alle Gesetzbücher stimmen darin überein, daß der Mann der gesetzmäßige Vertreter auch des freien Vermögens der Gattin sei, daß die Nutznießung „des von der Ehegattin zur Erleichterung des mit der ehelichen Gesellschaft verbundenen Aufwandes beigebrachten Vermögens dem Manne gehöre". Nach Paragraph 175 des Allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuchs kömmt die Frau in der Ehe „in Rücksicht auf ihre Person unter die Gewalt des Mannes".

Die Bestimmungen des Code Napoléon in dieser Rücksicht sowie die Bestimmungen des englischen Gesetzes zeugen von einer Roheit der Auffassung, die man allerdings nach dem sonstigen Culturstand der Völker nicht vermuthen sollte. So ist der Schandfleck in dem Code Napoléon: „La recherche de la paternité est interdite", noch immer nicht getilgt. Ebenso würde den Romanschriftstellern und Rührstückfabrikanten ein Feld der Bearbeitung entzogen werden, wenn das außereheliche Verhältniß des Mannes mit einer Geliebten der Frau das Recht einer Scheidung gäbe. Nur dann wenn der Mann die Maitresse in das Haus nimmt, in dem die Ehefrau sich befindet, hat sie ein Recht zur Klage.

Außer diesen und noch vielen andern Belegstellen, welche die Benachtheiligung der Frau vor dem Gesetze bekunden, zeigt die Verfasserin die Benachtheiligung des weiblichen Geschlechts in Rücksicht auf ihre Stellung als Einzelwesen, als „Persönlichkeit".

Das Feldgeschrei, welches die Feinde der Emancipation der Frau am häufigsten und lautesten ausstoßen, heißt: Es ist vollkommen wider die Natur des Weibes, in der Arena des öffentlichen Lebens mit dem viel kräftigern Manne zu concurriren. Ihr natürlicher Beruf ist die Liebe; ihrer angeborenen Neigung nach fühlt sich die Frau im trauten Kreis der Familie viel glücklicher als im selbstsüchtigen, rücksichtslosen Treiben und Drängen der Welt.

Die Verfasserin meint, sie sehe nicht ein, warum man es als Bestimmung des Weibes hinstelle, daß sie heirathe und Kinder gebäre, während man es dem Manne nicht zur Pflicht mache, eine Familie zu begründen und Kinder zu erzeugen. Es sei geradezu ein lächerlicher Nonsens, die Fortpflanzung des Menschengeschlechts mehr für den Beruf des Weibes als für jenen des Mannes zu halten u. s. w. Wir können hier noch hinzufügen, daß die selbstgewählte Ehelosigkeit gewiß eher von dem Manne als von der Frau ausgeht, und daß daher die antiken Völker in ihrem stark ausgebildeten Gemeingefühl mit richtigem Verständniß der Thatsache die Ehelosigkeit des Mannes mit harten Strafen belegte.

Wenn die Statistik nachweist (und wir haben erst kürzlich eine Bestätigung der Angabe aus Baden gesehen), daß 40 Procent aller Mädchen unverheirathet bleiben, so erscheint die Forderung, jedes Mädchen so zu erziehen, daß sie als Einzelwesen existiren könne, mehr als gerechtfertigt.

Frau Borasthyáni bringt Beispiele aus Amerika, wo es im Jahre 1875 ein und eine halbe Million selbständig erwerbender Frauen gab. Außer den bei dem Ackerbau, bei der Industrie, beim Handel thätigen Frauen gab es 115 Schriftstellerinnen, 67 weibliche Pastoren, 5 Advocatinnen, 4 Bildhauerinnen, 24 weibliche Zahnärzte, 89700 Lehrerinnen u. s. w.

Die Ansichten der Verfasserin über Ausübung ärztlicher und advocatischer Praxis der Frauen vertheidigt sie in logischer Weise. Das ärztliche Studium der Frauen sei für das weibliche Geschlecht und in Rücksicht auf Frauen- und Kinderkrankheiten ein Segen, und hier wird wol auch ein der Frauenemancipation Abgeneigter sich bekehren lassen. Die advocatorische Praxis und namentlich die Betheiligung der Frauen an Gerichtsverhandlungen dürfte noch als eine sehr extravagante Forderung erscheinen. Die Verfasserin meint:

Warum sollen Frauen über Verbrechen nicht urtheilen dürfen, die nicht nur von Männern, sondern auch von Frauen begangen werden, und deren Verhandlungen zudem auch unsere mindest emancipirten Damen tagtäglich in der Rubrik „Aus dem Gerichtssaal" der Tagesblätter zu Gesicht bekommen? . . . Ich glaube, die Scenen, die sich im Gerichtssaal abspielen, wirken, wenn auch erschütternd durch den Anblick tiefster Versunkenheit in Verbrechen und Laster, so doch jedenfalls nicht verderblich und viel weniger verletzend und die Seele besudelnd als die Lektüre gewisser frivoler Romane, in welchen das Laster nicht in seiner abschreckenden Nacktheit sich darstellt, sondern anmuthig costümirt und parfumirt.

Einen sehr wunden Punkt unserer socialen Verhältnisse berührt die Verfasserin mit folgenden Worten:

Und gedenkt man jener zahllosen Unglückseligen nicht, welche dem erniedrigendsten aller Laster anheimfallen, blos deshalb, weil es ihnen nicht gelang, einen ehrenhaften Lebenserwerb zu finden, oder weil ihre geistige Unentwickeltheit sie der moralischen Kraft gebrechen ließ, der Versuchung zu widerstehen? . . . Verführung hat, wie oft, die junge, nicht mit dem Schild der Geistesreife gewappnete Seele zum ersten unheilvollen Schritte gedrängt, und Noth und Armuth sie unrettbar in den Schlamm des Verderbens gestoßen. In Legouvé's „Histoire morale des femmes" bezeugt Parent Duchatelet, daß unter dreitausend verlorenen Geschöpfen nur fünfunddreißig einen Stand bekleideten, welcher sie nähren konnte, und daß vierzehnhundert in dieses schreckliche Leben durch das Elend gestürzt worden waren. Eine von ihnen hatte, als sie sich dazu entschloß, bereits seit drei Tagen nicht gegessen.

Die Verfasserin kommt in dem Kapitel „Staat und Gesellschaft" zu dem Schluß, daß 1) die Summe des individuellen Glücks durch die Verbesserung der Lage der Frauen vermehrt würde; daß 2) die Ehe ihrer idealen Bestimmung weit mehr entspräche und nicht nur der Frau, sondern auch dem Manne mehr Bedingungen des Glücks zu gewähren vermöchte, und daß 3) die Jugend in der Familie zu trefflichern Menschen herangebildet werden sollte, als es bei unsern gegenwärtigen Familienverhältnissen der Fall ist. In dem Schlußkapitel „Reform" betont die Verfasserin das Studium der Frauen und beleuchtet die Ungerechtigkeit der Zurückweisung weiblicher Studenten von der Universität. Selbstverständlich wünscht sie Vorbereitungsschulen ähnlich den männlichen: also weibliche Realgymnasien, und in Rücksicht auf die größere Zahl

der Nichtstudirenden: weibliche Gewerbs- und Handelsschulen. Da die letztern bereits in großer Zahl vorhanden sind und täglich neue entstehen, so dürfte nur die Forderung der Realgymnasien für Mädchen als Reformidee aufzufassen sein.

Wir haben uns darauf beschränkt, auf die hauptsächlichsten Gesichtspunkte der Schrift hinzuweisen und können das Buch auch in Rücksicht auf gute Sprache und eine edle Ausdrucksweise empfehlen. Der Standpunkt der Verfasserin ist in Deutschland nur von Hedwig Dohm vertreten; doch übertrifft die letztere auch ihre Gesinnungsgenossin durch Witz und Sarkasmus, so ist Frau Borosthány mehr in würdig ernster Weise ihrem Gegenstande gerecht geworden. Beide kämpfen mit verschiedenen, aber scharf geschliffenen Waffen und werden auch demjenigen eine gute Lektüre bieten, der sich gleichgültig oder gegensätzlich zu ihrem Gegenstande verhält. Und das will in unserer Zeit viel bedeuten.

2. Frauennoth und Abhülfe. Eine Erörterung der Frauenfrage von Wilhelm Angerstein. Herausgegeben von Karl Janke. Berlin, Janke. Gr. 8. 1 M.

Der Verfasser behandelt in den ersten Kapiteln die Frauenfrage in ihren „idealistischen und realistischen Forderungen", und es wäre eine Wiederholung der eben besprochenen Schrift, wenn wir im einzelnen wieder darauf zurückkommen sollten, wie die Forderungen der Frauen auf gleiche Berechtigung mit den Männern sich aussprechen. Wir haben es eben von Frau Borosthány gehört. Diesen Forderungen der Gleichberechtigung in Rücksicht auf politische Rechte tritt der Verfasser entschieden entgegen, indem er sich so ausspricht:

Sollen wir z. B. den Frauen das Recht zur Thätigkeit im politischen, communalen u. s. w. Getriebe einräumen, sollen wir ihnen das active und passive Wahlrecht, das Recht zu öffentlichen Aemtern in dem gleichen Umfange überlassen, wie solches die Männer besitzen, so müssen wir doch darauf hinweisen, daß den Rechten auch Pflichten gegenüberstehen, deren Erfüllung dem weiblichen Geschlechte niemals vollständig möglich werden kann.

Obgleich der Verfasser diese Pflichten nicht nennt, so ist wol unschwer zu verstehen, daß er damit die Dienstpflicht im Militär meint. Hierauf wäre allerdings zu erwidern, daß man den jungen Mann, der durch Kleinheit des Wuchses, oder durch Kurzsichtigkeit, oder sonst durch Mangel an körperlicher Kraft nicht zum Soldaten sich eignet, doch deshalb der politischen Rechte nicht für verlustig erklärt. So roh ist die Auffassung der Ueberlegenheit durch körperliche Kraft nicht mehr, daß man ihr zugleich auch Ueberlegenheit in geistiger Beziehung zuerkennen sollte. Ein anderes Argument gegen „das politische Wahlrecht" führt der Verfasser an, indem er sagt:

Politische Rechte haben nur für denjenigen Werth und nützen nur demjenigen, der Verständniß für dieselben besitzt und sich nach diesen Rechten sehnt, respective sie für sich verlangt. Nun kann man mit absoluter Sicherheit behaupten, daß die große, stark überwiegende Mehrheit der Frauen für die politischen Rechte der Männer, wie beispielsweise für das Wahlrecht, ganz und gar kein Verständniß hat und daher auch nicht das geringste Bedürfniß, nicht das geringste Verlangen nach demselben empfindet u. s. w.

Darauf ließe sich allerdings erwidern, daß jede fortschrittliche Bewegung zunächst von Einzelnen vertreten worden, und daß die Masse der Menschen sich erst gleichgültig, später sogar ablehnend verhält, bis sie nach und nach die Einsicht über die Nothwendigkeit der Bewegung gewinnt und sich ihr anschließt. Mag nun die Forderung der politischen Rechte von seiten der Frauen eine ungerechtfertigte sein oder nicht — der Streit darüber gehört nicht hierher —, jedenfalls ist die Beweisführung Angerstein's keine geschichtlich begründete.

Ist somit der Verfasser ein Gegner der politischen Gleichberechtigung der Frauen, so tritt er für ihre Erwerbsthätigkeit in die Schranken. Er betrachtet diese Angelegenheit vom nationalökonomischen und auch vom sittlichen Standpunkte und wendet sich gegen die Socialdemokraten, welche verlangen, daß die Frauenarbeit außer dem Hause verboten werde. Aber er zieht auch der weiblichen Arbeitsbethätigung enge Grenzen, indem er sagt: „Die Art und Weise wie die Knaben und Jünglinge ihrem zukünftigen Lebensberufe zugeführt werden, ist zur Uebertragung auf das weibliche Geschlecht einestheils nicht geeignet, anderntheils nicht empfehlenswerth." Warum?

Der Verfasser erspart sich die Beweisführung, indem er „von den höhern, wissenschaftlichen Berufsarten absieht" und auf die bestehenden öffentlichen und Privatinstitute verweist, in denen die Möglichkeit vorhanden ist, „die erforderliche Ausbildung zu erlangen". Wiederum behauptet er, wie bei dem politischen Wahlrecht, daß nur ein geringer Procentsatz von Frauen und Mädchen sich für die Angelegenheit der wissenschaftlichen Berufsbildung interessire. Hingegen verweist er auf die Ausbildung im Handwerk, Kunsthandwerk und in der commerziellen Thätigkeit. Ein sehr großer Raum der Besprechung ist der „Setzerinnenschule des Lette-Hauses" in Berlin gewidmet, und ein besonderes Kapitel den „Maßregeln zum Schutze alleinstehender Mädchen und Frauen", namentlich der Wohnungsfrage (Schlafstellen u. s. w.). Viel Beachtenswerthes ist hier ausgesprochen, auf das wir im einzelnen nicht eingehen können. Zum Schluß ist ein Programm „Zur Verbesserung der socialen Lage des weiblichen Geschlechts" aufgestellt, das drei Hauptpunkte für die Bestrebungen zum Besten des weiblichen Geschlechts angibt: 1) Mittel zur Milderung der wirthschaftlichen Noth der auf Erwerbsthätigkeit angewiesenen Frauen und Mädchen; 2) Maßregeln zum Schutze alleinstehender Frauen und Mädchen; 3) Förderung der Vereine für das Wohl des weiblichen Geschlechts.

Der Verfasser behandelt die Angelegenheit rein im Sinne der Noth- und Brotfrage und höchstens noch in Rücksicht auf die aus ihr resultirenden Prostitutionsverhältnisse. Obgleich sie auch in diesem Sinne der höchsten Beachtung werth ist, so gehört sie von solchem Standpunkte aus zur socialen Frage, an deren Lösung von allen Seiten gearbeitet werden muß. Er beachtet unserer Meinung nach nicht genügend den Umstand, daß nur durch wahrhaft wissenschaftliche Bildung sowie durch eine einflußreichere Stellung begabter und sittlich gediegener Frauen der „Frauennoth" die rechte Abhülfe werden kann. Wir empfehlen nichtsdestoweniger die Schrift unsern Lesern und Leserinnen um der humanen Gesinnung willen, von der sie getragen ist.

3. Das Problem einer Naturgeschichte des Weibes. Historisch und kritisch dargestellt von Friedrich von Baerenbach. Jena, Dufft. Gr. 8. 3 M.

Der Verfasser macht es sich zur Aufgabe, die Ansichten bedeutender Naturforscher, Philosophen, Dichter über die Natur des Weibes in physischer und psychischer Beziehung zusammenzustellen und, wie es der Titel der Schrift besagt, kritisch zu erläutern. Die Darwinistische Lehre von der Zuchtwahl, die von Eduard von Hartmann in so brüsker Weise auf das, was man bisher als freie Wahl des Herzens angesehen (die sogar häufig der Zucht entbehrte), übertragen worden, sowie die Ansichten Schopenhauer's und der Dichter, welche vorzugsweise den Pessimismus vertreten (Sacher-Masoch, Daudet u. a.), werden als Führer auf dem Gebiete, das zur Erkenntniß der Naturgeschichte des Weibes führen soll, genannt. Wir fassen dasjenige kurz zusammen, was nach unserer Meinung ein Bild von dem Inhalte der Schrift und den Ansichten des Verfassers über den Gegenstand gibt. Dem größten Theil der Leser sind wol die Ergüsse Schopenhauer's über „das niedrig gewachsene, schmalschultrige, breithüftige Geschlecht, das nur der umnebelte männliche Intellect «das schöne» nennen konnte", mehr oder weniger bekannt. Die Consequenzen, die sich diesem Denker ergeben, führen ihn dazu, die Polygamie als den einzig vernünftigen Zustand hinzustellen; eine für ihn um so richtigere Schlußfolgerung, als das Ideal des Inders, des Orientalen überhaupt das Resultat seiner Philosophie ist. Dem gegenüber ist Michelet in seinem Werke „La femme" der Ansicht, daß ein höheres Princip im Weibe zum Ausdruck gelangt sei. „Die Frau ist mit Rücksicht auf ihren höhern Beruf das Medium der Liebe, einer tiefen und herrlichen Macht, und zwar derart, daß die eine, die geschlechtliche Beziehung, ihre Lust und der Aufruhr der Lebensgeister, nachläßt und erbleicht, während die andere in ihrer himmlischen Milde erscheint als eine Frieden, Trost, Heilung schaffende Macht." Aus dem dritten Kapitel: „Prüfung der Resultate bei Schopenhauer und Michelet; Kritik ihres Antagonismus", geben wir folgende Belegstellen für die Auffassung von Baerenbach's:

Wo Michelet es für gut fand, über das Weib zu speculiren, behagte es Schopenhauer, die Weiber, wie sie sich in der Gesammtheit zeigen und geben, zum Gegenstande seiner Betrachtung zu machen. Der Unterschied ist also, daß Michelet es vorzog, vom Allgemeinen zum Besondern herab-, Schopenhauer aber vom Besondern zum Allgemeinen hinaufzusteigen.

Und weiter heißt es:

Wenn also Michelet a priori von dem Weib in abstracto, aber nicht einmal vom Gattungsbegriff, sondern einer ganz bestimmten Art, also einem zum Abstractum erhobenen Individuum ausging, speculirt Schopenhauer nicht über das Weib, sondern über die Weiber, also die Concreta, deren Gattungscharakter in abstracto das Weib ist.

Die Aehnlichkeit, welche dennoch in diesen scheinbaren Gegensätzen vorhanden ist, charakterisirt nun der Verfasser in folgender Weise:

Beide (Schopenhauer und Michelet) erklären, allerdings Schopenhauer mit größerm Muth und germanischer Derbheit, die Dame für die Schuld an dem Elend und den Leiden der Weiber des Occidents im ganzen. Beide erkennen als Beruf des Weibes das Leiden an. Beide sprechen ihm die höchsten Affecte, das höchste Wissen und geniale Befähigung, ganz besonders das Genie in seiner überwältigenden Größe ab. . . . Beide erklären der „Dame", dieser unbewußten Schöpferin des Elends und der Schmach unzähliger Weiber, den Krieg, und suchen ein Regulativ für das weibliche Gattungsleben, einen Ausgleich dieser Misverhältnisse. Dieser Ausgleich ist für Michelet: eine ideale Liebe, ein Idealweib, eine ideale Ehe, für Schopenhauer aber: Erbunfähigkeit, Ranglosigkeit, Häuslichkeit, Unterwürfigkeit des Weibes — Polygamie.

Der Verfasser kann weder in der einen noch in der andern Auffassung „die Lösung des angeregten Problems finden", er sucht sie zwischen beiden. In dem vierten Kapitel „Untersuchung der Möglichkeit und der Bedingungen einer Naturgeschichte des Weibes in unsern Tagen" heißt es:

Weder eine Glorification des Individuums oder einer bestimmten Klasse von Individuen (Michelet) . . . noch ein Vermengen individueller Fehler und Laster mit den Merkmalen der Gattung (Schopenhauer) kann als eine für unser Problem ersprießliche Arbeit angesehen werden. Denn der Typus des weiblichen Geschlechts ist weder der Engel und die Madonna, der von männlichen Teufeln getrübte Spiegel der Tugend des Michelet, noch das bornirte, hinterlistige, lächerliche Pendant der heiligen Affen in Benares, wie es Schopenhauer zeichnet, wenn er auch oft betont, daß dies die Regel und daher die Ausnahme nie geleugnet sei.

Der Standpunkt für eine „Naturgeschichte des Weibes" ergibt sich dem Verfasser nur aus „dem Gattungscharakter des Weibes, aus seinem Gattungsleben und Gattungsberuf in der Natur . . ." — „also die Jungfrau, die Gattin, die Mutter" müsse Gegenstand der Betrachtung sein. Baerenbach hat es nur mit einer physiologisch-psychologischen Abhandlung zu thun, deshalb zieht er nicht in Erwägung, daß beinahe 40 Procent der Frauen — also nicht viel weniger als die Hälfte der Hälfte des menschlichen Geschlechts ihr Gattungsleben, ihren Naturberuf gar nicht erfüllen — den Schritt von der Jungfrau zur Gattin und Mutter gar nicht machen. Auch irren wir wol nicht, wenn wir annehmen, daß gerade dadurch, daß ein so großer Theil des weiblichen Geschlechts auf sich selbst gestellt sein muß, als Persönlichkeit sich zu behaupten hat, die Frage entstanden ist, an deren Lösung jetzt Philosophen, Nationalökonomen, humane Männer und Frauen arbeiten.

So dürfte doch wol „das Problem einer Naturgeschichte des Weibes" nicht ganz auf dem Wege, den der Verfasser angibt, zu lösen sein; die Persönlichkeit der Frau als solche und nicht nur ihr Gattungscharakter fordert zur Betrachtung heraus, und zwar noch dringlicher den Nationalökonomen, den Staatsmann als den Philosophen, den Psychologen. Hierbei dürfte es gleichgültig sein, ob die Frauen das Höchste in Kunst und Wissenschaft zu leisten im Stande seien oder nicht; die Frage ist nur die, ob das, was sie leisten können, mit aufgenommen werden soll als Beitrag zur Culturarbeit der Zeit. Und in dieser Beziehung, die ja auch zum Verständniß der „Naturgeschichte des Weibes" gehört, dürfte das Object des Problems, die Frau, das beste Material zur Lösung bieten. Die beherzte Theilnahme der Frauen an den Aufgaben unsers geistigen socialen Lebens werden dem künftigen Forscher die Pflicht auferlegen, die Naturgeschichte des Weibes in keinem andern Sinne zu behandeln, als etwa eine Naturgeschichte des Mannes. Die Entwickelung der Arten bezieht sich auf beide Geschlechter, und die Entwickelung der Individuen stellt dem

Psychologen die Probleme gleichfalls in beiden Geschlechtern. Immerhin hat aber die Schrift das Verdienst, denjenigen, die sich, sei es aus welchen Gründen immer, für die vorliegende Frage interessiren, in kurzer Zusammenfassung ein Bild von den Ansichten unserer bedeutendsten Zeitgenossen über den Gegenstand zu entwerfen.

4. Blicke ins Culturleben. Von Wilhelm Alexander Freund. Breslau, Schletter. 1879. 8. 2 M. 40 Pf.

Die Schrift enthält drei Vorträge des Verfassers, von denen der eine „Ueber die Emancipation der Frauen" betitelt ist. Er erörtert zunächst die Ansichten der Griechen, „des hochbegabten Volks", die den Frauen eine sehr beschränkte Stellung zuwiesen, citirt dabei die Worte des Perikles von der besten Frau (von der man am wenigsten spricht), und kommt nach Betrachtung der germanischen Verhältnisse zur Erklärung des Wortes „Emancipation". Er findet, daß für die Verhältnisse der Frauen in unserer Zeit und unsers Volks schon deshalb von keiner Emancipation die Rede sein könne, weil für sie kein Sklavenverhältniß vorhanden sei. Unsere heutige Gesellschaft

manifestirt sich nach außen als Staat, nach innen als sociale Ordnung. Die Grundlage dieser ganzen Organisation ist die Ehe. Alles, was die Ehe fördert, fördert die höchste Leistung des Menschengeschlechts, Staat und sociale Ordnung und ist darum gut; alles, was die Ehe schädigt, hält die Arbeit an der Vervollkommnung der Menschheit auf und muß zurückgewiesen werden — kurz, ist schlecht.

Der Verfasser formulirt nun die Forderung nach Emancipation der Frauen etwa so, wie wir sie in dem Werke von Frau Borosthány kennen gelernt; er meint:

Da aber von vornherein ersichtlich ist, daß bei Beurtheilung dieser Forderung vor allem derjenige Zustand, in welchem die Frauen normalerweise sich befinden, nämlich die Ehe, in Betracht kommt, und man sich bei Collision der beiden Wirkungskreise, welche eben die Ehe auf der einen, und ein politischer oder privater Beruf auf der andern Seite darstellen, zu einer Entscheidung für den Vorzug des einen oder des andern herbeilassen muß, so haben die Verfechter der Frauenemancipation nicht gezaudert, den Knoten rasch zu durchhauen und das Institut der Ehe, wie es gegenwärtig bei den Culturvölkern besteht, über Bord zu werfen.

Hätte der Verfasser nicht Stuart Mill als Verfechter der Frauenemancipation angeführt, so würde man vergeblich sich bemüht haben, diejenigen „Verfechter der Frauenemancipation herauszufinden, die das Institut der Ehe, wie es gegenwärtig bei den Culturvölkern besteht, über Bord geworfen". Im Gegentheil haben wir eben bei Gelegenheit der Besprechung der von Baerenbach'schen Schrift gehört, daß ein so bedeutender Widersacher der Frauenemancipation wie Schopenhauer „das Institut der Ehe, wie es gegenwärtig bei den Culturvölkern besteht, über Bord werfen" und an die Stelle der Monogamie die Polygamie setzen will. Von Stuart Mill hingegen wissen wir, daß er in begeisterter Weise von der rechten Ehe zwischen einem Manne und einer Frau gesprochen, daß er das harmonische, auf Gleichheit der Gesinnung beruhende Verhältniß der Ehegatten fast in poetischen Worten feiert. Stuart Mill tadelt die Gesetze, welche die Frau zur Sklavin machen können, sobald der Mann sich ihrer bedienen will. Wie H. von Sybel in seinem Vortrag „Ueber Emancipation der Frauen", meint auch Freund, daß kein Mann von diesen Rechten Gebrauch mache; eine Ehe, wo dies vorkäme, sei ein Unglück und beweise gar nichts für die Aufhebung der Gesetze. Indeß will es uns scheinen, als ob sehr wenig Logik in solcher Beweisführung sei.

Wir haben schon bei Gelegenheit der Besprechung der Sybel'schen Schrift in d. Bl. darauf hingewiesen, daß die meisten Gesetze sich auf die im Leben vorkommenden Ausnahmefälle beziehen. Gesetze gegen Diebstahl, Mord u. s. w. existiren, trotzdem diese Verbrechen nur ausnahmsweise vorkommen. So müßten auch die Gesetze für das eheliche Verhältniß die Fälle bedenken, welche die Ausnahme von der Regel bilden, und namentlich das schwache Geschlecht schützen. Wenn die Normalehe ohne jeden äußern Zwang bestehen kann, ja wenn trotz der Gesetze das Verhältniß, wie Freund zugibt, ein umgekehrtes ist, da die Frau die eigentliche Herrin im Hause sei, so würde mit Aufhebung der Gesetze keine Aenderung der Normalehe eintreten, sondern nur der Misbrauch, der von diesen Rechten von seiten roher Männer ausgeübt wird, aufgehoben werden.

Der Verfasser geht bei Betrachtung der Frauenemancipationsfrage wie von der Normalehe, so auch von dem normalen Verhältnisse aus, wo nicht nur „der Großvater die Großmutter nahm", sondern wo jeder Jüngling und jede Jungfrau heirathete. Er sagt:

Unbedenklich stellen wir für jeden Mann und jedes Weib, welche in einem geordneten Staatswesen leben wollen, als eine der ersten Pflichten auf, sich zur Ehe anzuschicken und zur segensreichen Fortführung derselben heranzubilden.... Wie die Sachen einmal liegen, sind es gemeiniglich nicht die Frauen, die sich der obenan aufgestellten Pflicht entziehen wollen, sondern eine gewisse Anzahl von Männern. Ueber diese letztern, die Hagestolze, können wir kurz hinweggehen.

Hier liegt unsers Erachtens der Knotenpunkt der Frage, den der Verfasser weder lösen noch durchschneiden will. Es ist allerdings nicht zu verlangen, daß heutzutage jeder Mann sich mit jeder Tagesfrage beschäftige; wer aber sich berufen fühlt, ein Wort mitzusprechen, der „gehe nicht kurz hinweg", wo der Weg schwierig ist; gerade bei einer solchen Stelle soll der wissenschaftlich Beobachtende prüfend still halten. Für die mündliche Unterhaltung mag ein solches Weggleiten über schwierige Stellen angemessen sein, für eine Abhandlung mit Druckerschwärze eignet es sich nicht. Wir können allerdings nicht wissen, ob nicht die fortschreitende Cultur eine Frauenfrage aufgeworfen hätte, selbst wenn jedes Mädchen zur Ehe geschritten wäre; das aber können wir schon jetzt als geschichtliche Thatsache annehmen: aufgeworfen wurde die Frage zunächst als Brotfrage für die unverheirathet Bleibenden, von denen der Verfasser selbst sagt: „es sind gemeiniglich nicht die Frauen, die sich der oben aufgestellten Pflicht (der Eheschließung) entziehen wollen, sondern eine gewisse Anzahl von Männern."

Freund ist selbstverständlich gegen Ausübung politischer Rechte von seiten der Frauen und will das Argument der Amerikanerinnen, die sich darauf berufen, daß die Neger bereits im Besitze politischer Rechte sich befinden, nicht gelten lassen: „die Frauen könnten sich höchstens mit den Negerinnen vergleichen", der Neger ist doch immerhin ein Mann. Der Verfasser nennt diese Seite der Frauenfrage „die ehrgeizige Seite" derselben und hat sie kurz erledigt. Mehr Aufmerksamkeit widmet er der praktischen

Seite, welche es mit der Erweiterung der Erwerbsfähigkeit zu thun hat. Selbstverständlich ist gegen die Betreibung von Kunst, Kunstgewerbe und Handel nichts einzuwenden, sondern nur gegen die höhere wissenschaftliche Bildung. Nicht etwa als ob der Verfasser Zweifel an der Befähigung des weiblichen Geschlechts hegte, seine Bedenken wurzeln in dem Umstande, daß man die Mädchen sehr früh Gymnasialstudien müßte machen lassen und zwar zu einer Zeit, „in der über künftige Ehelosigkeit nur in den seltensten Fällen bestimmt werden kann". Der Verfasser sagt wörtlich: „Da man doch nicht blos krüppelhafte Individuen, die voraussichtlich ehelos bleiben werden, zu den höhern Berufsarten bestimmen wird, so bliebe nur der Ausweg, alle Mädchen wie die Knaben den Gymnasialcursus durchmachen zu lassen." Wir haben hier, ganz abgesehen von den Gymnasialstudien für Mädchen, gegen den Ausdruck und die Meinung des Verfassers zu protestiren, als ob nur krüppelhafte Individuen ehelos blieben; sollte ein Arzt, der mit dem Leben so vielfach in Berührung kommt, nicht Gelegenheit haben zu bemerken, daß selbst krüppelhafte Individuen, sobald sie vermögend sind, mehr Aussicht zur Heirath haben als ihre schönern Schwestern ohne Vermögen? Dieser Grund käme demnach in Wegfall, und es handelt sich nur darum, ob die höhere Berufsbildung und -Ausübung sich mit der Eheschließung vertrage. Hier läßt sich nur vergleichsweise eine Entscheidung treffen: die Frau, die den Mann bei der Geschäftsführung unterstützt, ist auch den ganzen Tag außer dem Hause; ebenso ist häufig die Frau in andern Berufssphären verhindert dem Ideale: „Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau", nachzuleben. Uns will es scheinen, als veränderten sich die Ideale mit den veränderten Culturverhältnissen. Trotz der herrschenden Nibelungen-Begeisterung und trotz der durch die Kriege und Siege hervorgerufenen Begeisterung für körperliche Kraftbewährung ist doch das Ideal des Mannes heutzutage nicht mehr, der Stärkste im Ringen und Kämpfen zu sein; und so mag auch das Ideal der Frau sich nach und nach umgestalten. Ist es doch nicht lange her, daß man den unorthographisch geschriebenen Brief der Frau für ein Attribut weiblichen Reizes hielt; heutzutage sagt selbst ein Gegner der Frauenemancipation:

> Wir verlangen Emancipation von dem falschen Begriffe einer für die Mädchen ausreichenden Erziehung auf mittelmäßige Briefstilbildung, oberflächliche Literaturkenntniß, glattes englisches und französisches Parliren, glänzende Tournüre im Ball- und Gesellschaftssaale auf der einen Seite, auf rohes, hausbackenes, wäsche-küchen-kellerfertiges Wesen auf der andern Seite.

Der Verfasser stellt als Resultat seiner Betrachtungen „Verbesserung des Mädchenunterrichts als Vorbereitung zu lohnenden Erwerbszweigen" hin und verweist ähnlich wie Angerstein auf die gewerbliche Ausbildung.

Hiermit ist denn doch nur für die mittlern Schichten der Bevölkerung ein Ausweg gefunden; die höhern Klassen, die das größte Contingent für die 40 Procent Ehelosen liefern, werden nach wie vor in die Seminare für Lehrerinnen gehen, um die einzig mögliche Art wissenschaftlicher Bildung sich anzueignen. Im Interesse dieses durchaus nicht künstlich erzeugten, sondern natürlich sich äußernden Strebens von seiten der Frauen wären allerdings Mittel für eine höhere wissenschaftliche Berufsbildung zu suchen. Der Verfasser aber meint:

> Angenommen, wir sehen alljährlich eine Anzahl Jungfrauen als wohlbestallte Theologen, Juristen, Philosophen, Aerzte, Baumeister auf die Bühne des Lebens treten — was erwartet sie da? Der Kampf ums Dasein in unverhüllter Gestalt. Wer immer auf diesem Kampfsplatz erscheint, wird mit allen Kampfgenossen über einen Kamm geschoren. Hier gilt Gewalt, List, rücksichtsloses Ausnützen, häßliches Abjagen; hier wird gewettet und gewagt, hier wird scharf aufgemerkt auf den, der schwach wird; wer mühselig nur noch gerade schwimmt, der wird schnell unter Wasser gedrückt; wem man nicht schaden kann, den kränkt man wenigstens....

Ist es nicht verwunderlich, diese Charakteristik bei einem Manne der Wissenschaft über Männer der Wissenschaft zu finden? Wenn dem so ist, dann haben wir wenig Ursache, mit dem Gange unserer Cultur zufrieden zu sein. Wie aber wird es erst den Gewerbe oder Handel betreibenden Frauen gehen, wenn „der Kampf ums Dasein" in so niedriger Weise sich auf den Höhen der Gesellschaft geltend macht? Ist das alte Wort von der Feindschaft und dem Neide der Gelehrten, vor dem man sich zu hüten habe wie vor dem „Bisse der Schlange", ein durch erneute Erfahrung bewährtes?

So wenig wir aber mit allen vom Verfasser aufgestellten Ansichten uns einverstanden erklären können, so sehr muthete uns die schöne Form seines Vortrags an. Da wir das Wort Thomas Buckle's zu dem unserigen gemacht: „Der Feind des Fortschritts ist nicht der Irrthum, sondern die Trägheit; was uns nothtut, ist die Erörterung, dann sind wir sicher, daß alle Dinge in Ordnung kommen", so empfehlen wir auch diesen Vorrag als eine anregende Lektüre.

Zur neuesten Romanliteratur.

1. Feindliche Pole. Roman aus dem deutschen Kleinstaatenleben von Alfred Meißner. Zwei Bände. Berlin, Löwenstein. 1878. 8. 10 M.
2. Ein Jahr in der großen Welt. Roman in fünf Büchern von R. Edmund Hahn. Zwei Bände. Dresden, Pierson. 1879. 8. 6 M.
3. Am Hofe der Frau von Staël. Eine geschichtliche Erzählung von Adolf Brennecke. Stuttgart, Hallberger. 1879. 8. 4 M. 50 Pf.

Wir wollen uns nicht lange mit der Definition und der Absteckung der Grenzen von Roman und Novelle aufhalten. Es ist über dieses Thema von berufenen und unberufenen Federn schon sehr viel geschrieben und doch noch keine vollständige Uebereinstimmung der Ansichten erzielt worden. So viel aber scheint fest zu stehen, daß der Roman als eine Misch- und Grenzgattung der Poesie anzusehen ist, in der neben dem dramatischen Elemente, welches der Dialog und die Darstellung der Handlung repräsentiren, bald das epische, bald das lyrische Element zur Geltung kommt. Wenn Schiller den Romanschriftsteller als den „Halbbruder des Dichters" bezeichnet, so hat

ihn Friedrich Spielhagen den „Grenzhüter des Parnasses“ genannt, was im Grunde wol ziemlich auf dasselbe hinausläuft. Trotz seines vielgliederigen Organismus dürfen aber doch dem Roman, gleichviel ob er eine vorwiegend geschichtliche Basis hat, oder ob er mehr allgemein menschliche Bestrebungen, wie sie die Familie, die Gesellschaft darbietet, zur Anschauung bringt, die Einheit der Handlung, die Sicherheit der Motivirung, die Genauigkeit und Schärfe der Charakterzeichnung und die schöne Form, wenn auch in ungebundener Rede, nicht fehlen, soll er anders darauf Anspruch machen, als ein poetisches Kunstwerk zu gelten. Was nun noch den Unterschied des Romans von der Novelle oder Erzählung anlangt, so muß der erstere unzweifelhaft einen weitern Horizont, eine größere Fülle der Begebenheiten und eine reichere Verschiedenheit der Charaktere haben als die auf einen engern Kreis angewiesene Novelle und Erzählung. Bei beiden Dichtungsarten aber darf das Subject des Dichters sich nicht in den Vordergrund drängen; je größer die Objectivität, desto besser; denn der Leser will nicht mit dem Autor, sondern mit den von diesem vorgeführten Personen verkehren.

Wenden wir uns nun zu den uns vorliegenden Romanen, so dürfte der von Alfred Meißner, „Feindliche Pole“ (Nr. 1), zu den geschichtlichen Zeitromanen zu rechnen sein, in denen sich die politischen und religiösen Fragen der Gegenwart vielfach widerspiegeln. Der Verfasser selbst bezeichnet seine Arbeit als einen Roman „aus dem deutschen Kleinstaatenleben“, und es ist ihm in der That trefflich gelungen, die Situation, wie sie sich unmittelbar nach dem Deutschen Kriege von 1866 bis zum Anfange des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870—71 in einigen kleinern Staaten Deutschlands gestaltete, zur Anschauung zu bringen. Auch hat der Dichter unsers Erachtens es vollständig zu vermeiden gewußt, an den gefährlichen Klippen eines einseitigen Tendenzromans zu scheitern.

Die Erzählung beginnt im Herbste des Jahres 1867, wo man bekanntlich in Süddeutschland noch nicht überall gelernt hatte, sich in die durch 1866 geschaffenen Zustände zu fügen, sondern in gewissen Kreisen lieber nach dem Auslande, nach Frankreich, als nach dem deutschen Preußen gravitirte. Gleich im ersten Kapitel lernen wir eine der Hauptpersonen des Romans, den Freiherrn von Themar, kennen, der sich zum Besuche auf dem Gute seines Vetters, des ebenso liberal- wie deutschgesinnten Herrn von Gerditz, aufhält. Dieser Herr von Gerditz, der die Einheit Deutschlands schon im Geiste vollendet sieht, hat für seine beiden Söhne weder in der Armee noch in der Diplomatie einen Platz gesucht, sondern läßt den ältern auf der landwirthschaftlichen Schule studiren, während der jüngere sich in Zürich zu einem tüchtigen Polytechniker ausbildet, denn beide sollen, wie der Vater sich ausdrückt, „einmal etwas können, etwas sein, etwas leisten“. Herr von Themar erfährt auch von seinem Vetter, daß der König des Landes, in welchem unsere Geschichte spielt, sich mit seinem trefflichen Minister von Auerstein und den Ständen arg wegen der Frage überworfen hat, ob gewisse schöne Waldungen Staatsgut oder Familienstammgut des Fürsten seien, und ferner, daß die Frau des Obersthofstallmeisters von Feldern einen gewaltigen Einfluß auf den etwas nervösen König ausübt. Die Herkunft dieser Frau ist zwar etwas stark in Dunkel gehüllt; auch ist sie nicht mehr ganz jung, aber dafür besitzt sie, neben großen äußern Reizen, einen durchdringenden Verstand und die vollste Unterstützung der katholischen Partei. Diese Mittheilungen bleiben nicht ohne tiefen Eindruck auf den zwar charakterlosen, aber genuß- und herrschsüchtigen Herrn von Themar, der sofort den Entschluß faßt, die Gunst der Frau von Feldern zu erringen, um mit deren Hülfe den Minister von Auerstein zu stürzen und selbst dessen Stelle einzunehmen. So abenteuerlich dieser Plan auch auf den ersten Blick erscheint, so ist er doch bei der Schwäche des Königs für den in allen Hofkünsten wohlbewanderten Herrn von Themar nicht ganz aussichtslos. Dieser Mann, der letzte Sproß einer alten Adelsfamilie, war nämlich als Jurist für die bureaukratische Laufbahn bestimmt gewesen, hatte es aber trotz seiner unleugbaren Talente lange Jahre nicht vorwärts bringen können, weil er wegen seiner der Zeitbewegung des Jahres 1848 bewiesenen Sympathien das Stigma, wenn nicht des Liberalismus, doch einer gewissen undisciplinirbaren Gesinnung trug und darum wiederholt im Avancement übergangen worden war. Andere hatten in ähnlicher Lage die ihnen verloren gegangene Gunst der Machthaber durch zeitgemäßen Wechsel der Grundsätze wiedergewonnen; allein Herr von Themar hatte die Farbe nicht so schnell gewechselt und widerstand lange allen Versuchungen, auch wenn sie in der verlockendsten Gestalt an ihn herantraten. Er verkehrte nach wie vor mit den Männern der Opposition, vorausgesetzt, daß sich ihre gesellschaftliche Stellung und seine vornehme Geburt in keinem ungeziemenden Widerspruch befanden; denn ein Aristokrat blieb er durch und durch. Als vollendeter Lebemann trank er den Becher der Freuden mit ungestilltem Durste weiter, fand Zeit zu Liebschaften inner- und außerhalb der Coulissen und vertheidigte seine Junggesellenfreiheit gegen die verschiedensten Anfechtungen. Als gern gesehener Gesellschafter war er häufig auf den Gütern seiner Freunde bei Festen und Jagden zu finden und zeigte sich dabei als Mann der nobeln Passionen, mehr als seine Finanzen es erlaubten. Seinen Urlaub benutzte Herr von Themar sogar wiederholt dazu, den Herbst der Fuchsjagden wegen in England zuzubringen. Er war bereits ein Vierziger, als er als Secretär der Botschaft seines engern Vaterlandes nach Paris kam, wo sich endlich eine Wendung in seinem Schicksale vollzog. Der Kaiser der Franzosen erinnerte sich plötzlich bei einem Feste in den Tuilerien des Mannes, der vor Jahren auf dem englischen Turf an seiner Seite geritten und damals bei Tische über Cäsar und die alten Gallier wie ein Gelehrter mit ihm gesprochen hatte. Er zeichnete ihn fortan aus. Ueber Nacht war Herr von Themar aus dem Dunkel seines Bureau erlöst, er sah sich bald als Bevollmächtigter am Napoleonischen Hofe in den glänzendsten Vordergrund gestellt. Die Reisen nach England, die ihm einst von allen Seiten als Streiche des Leichtsinns vorgeworfen worden waren, hatten sich als die Ursache seines Glücks herausgestellt. Das mit dem Gesandtschaftsposten verbundene höhere Gehalt war zur rechten Zeit gekommen, denn er hatte das väterliche Erbtheil längst durchgebracht und stand am Abgrund des finanziellen Ruins. Da aber drohte der Umschwung, den der Krieg

von 1866 hervorrief, seinen Sturz herbeizuführen. Allein der liberale Minister von Auerstein ließ ihn auf seinem Posten in Paris, indem er es Herrn von Themar zum Verdienste anrechnete, daß derselbe in den Zeiten der Reaction und Wohldienerei Unabhängigkeit des Charakters bewiesen. Auerstein hatte sich jedoch in Themar verrechnet. So deutschgesinnt der erstere war, so sehr liebte der letztere das französische Wesen. Dazu kam ein glühender Ehrgeiz, der auf nichts Geringeres als den Sturz des Ministeriums Auerstein abzielte. Deshalb hatte Herr von Themar seine Stellung in Paris aufgegeben, war in die Heimat zurückgehrt und traf nun in aller Stille die Vorkehrungen, die ihn zum gebietenden Minister in seinem Vaterlande machen sollten. Er war nicht umsonst in der Schule Napoleon's III. gewesen. Der Verfasser schildert nun meisterhaft die Intriguen, welche von Herrn von Themar und der Frau von Feldern gesponnen werden, um Auerstein zu stürzen. Der oben erwähnte Streit wegen der Waldungen gibt dazu die erste und beste Handhabe; mit Hülfe des im Lande äußerst verhaßten Staatsraths Warrentrapp wird Auerstein zu Fall gebracht, und Herr von Themar tritt an dessen Stelle. Kaum ist aber dieser Sieg errungen, so zeigen sich auch schon die Wetterwolken, welche das Glück des neuen Ministers bedrohen. Einestheils ist das Land über den so plötzlich in Scene gesetzten Ministerwechsel in einen Zustand höchster Gereiztheit und Erbitterung versetzt; anderntheils macht sich die Auflösung des Landtags, dessen Majorität Herrn von Themar äußerst feindlich ist, nothwendig. Dazu kommt noch, daß Herr von Themar, dessen Verhältniß zur Frau von Feldern ein sehr intimes geworden, in Gegenwart der letztern ein höchst fatales Rencontre mit dem alten verdienstvollen Obersten von Rodenegg erlebt, dessen Tochter Ottilie vor Jahren die Verlobte Themar's war und, von diesem verlassen, ihre Schande nicht überleben wollte, sondern, wie man aus verschiedenen Gründen annehmen mußte, ihrem Leben durch einen Sprung ins Wasser ein Ende gemacht hatte. Es gelingt zwar Herrn von Themar, die Frau von Feldern durch eine etwas romanhafte Erzählung über diesen Gegenstand zu beruhigen, allein mit seinem eigenen Gewissen will ihm dies nicht recht gelingen. „Der Tag", sagt er gegen Mitternacht zu sich selbst, „an welchem ich den höchsten Triumph meiner Bestrebungen feiere, ist mit den bittersten Erinnerungen meines Lebens durch und durch getränkt. Wie war mir heute, mir, den jeder für einen Glücklichen hielt? Ein Gespenst, nur meinen Augen sichtbar, saß mir gegenüber. Ottilie! Ottilie! geh in dein Grab zurück und verfolge mich nicht mehr!"

Mit diesen Worten schließt das erste Buch des Romans. Die „Feindlichen Pole" haben sich bereits berührt.

Das zweite Buch führt uns theilweise in eine andere Gegend und läßt uns auch andere Personen kennen lernen. Ein junger Mann, Namens Hermann Zoller, der Hauptheld unserer Geschichte, ist auf einer Reise in die Schweiz begriffen und kommt in ein an den Bodensee stoßendes herrliches Rheinthal, wo sich in der sogenannten Bodanburg ein von Nonnen vom Herzen Jesu geleitetes Erziehungsinstitut für junge katholische Damen befindet. Dort macht er durch Zufall die Bekanntschaft eines schönen jungen Mädchens, Emma Hamond, einer Tochter der Frau von Feldern aus erster Ehe. Die etwas schnell zwischen den beiden aufkeimende Neigung schildert und erklärt der Autor also:

Wo zwei junge Herzen sich in der Einsamkeit begegnen, ist etwas Elektrisches da. Und so geschah es wol schon hunderttausendmal in der Welt, daß zwei junge Leute, von denen keines vor einer Stunde von der Existenz des andern eine Ahnung hatte, plötzlich, blitzgleich in einer Liebesempfindung zusammentrafen, die beider Herzen für alle Folgezeit verhängnißvoll aneinanderschmiedete.

So war es auch hier der Fall. Auf seiner Rückreise aus der Schweiz, die er in Gesellschaft des jüngern Sohnes des Herrn von Gerditz durchstreifte, sah und sprach Hermann Zoller die ebengenannte junge Dame noch einmal und verabredete mit ihr einen Briefwechsel. Trotz seines noch jugendlichen Alters war Hermann Zoller ein ganzer und selbstgemachter Mann. Er gehörte zu den rastlos strebenden Naturen, die da fühlen, daß das Gethane nur der Ausgangspunkt zu neuer Arbeit sei, und die nie verlangen, daß das Schicksal sie besonders weich behandle. Mit zweiundzwanzig Jahren Doctor der Rechte geworden, konnte er zwei Wege einschlagen: den der praktischen, advocatorischen Thätigkeit, oder den freien Beruf der Presse. Er hatte sich für den letztern entschieden. Die politische Aufregung der Zeit hatte ihn erfaßt, sein Herz schlug für die Schicksale seines Volks; er ergriff die Feder wie ein Schwert und stellte Wort und Leben in den Dienst der öffentlichen Sache. Im Sommer 1866 war er, während sein eigenes Heimatsland an Oesterreichs Seite kämpfte, mit dem norddeutschen Heere als Berichterstatter nach Böhmen gezogen. Die Artikel, die er von dort aus an die Blätter schickte, machten ungewöhnliches Aufsehen. Er kehrte heim, kein Unbekannter mehr; aber seiner Regierung war er höchst misliebig geworden. Seine Begabung, die Kraft und Frische seines Gemüths hatten ihm Freunde erworben, und so gründete er eine Zeitung, die bald großen Einfluß gewann, namentlich unter dem Ministerium Auerstein. Der Sturz dieses Ministers durch Herrn von Themar und die Auflösung des Landtags führen eine immer schroffere Haltung zwischen Zoller und dem neuen, deutschfeindlichen Minister herbei. Diese Schroffheit steigert sich, als ersterer von der deutschgesinnten liberalen Partei bei den Neuwahlen zur Kammer als Gegencandidat gegen letztern aufgestellt wird. Zu der politischen Feindschaft gesellt sich noch eine private. Zoller hat nämlich mittlerweile von Emma Hamond Briefe erhalten, aus denen er ersieht, was er früher nicht gewußt, daß sie die Tochter der Frau von Feldern und Herr von Themar ihr Vormund ist. Er bemüht sich vergebens, die Einwilligung der Mutter und des Vormunds zur Verlobung zu erhalten, wird vielmehr von beiden mit Hohn abgewiesen; Emma aber soll von der Bodanburg weggenommen und in ein belgisches Kloster gebracht werden. In dem Wahlbezirke, in welchem Zoller candidirt, liegen auch die Güter der Herren von Gerditz und von Rodenegg, die beide lebhaft für Zoller und gegen Themar agitiren. Das Resultat der Wahl ist ein glänzender Sieg Zoller's über den Minister, und letzterer begreift, daß Zoller und Herr von Rodenegg seine Todfeinde sind. Aber der Conflict spitzt sich im nächsten Buche noch schärfer zu.

Das dritte Buch führt uns zunächst in die Feldern'sche Familie ein und zeigt uns die dort herrschenden, beklagenswerthen Verhältnisse, hervorgerufen durch die Eitelkeit und Herrschsucht einer schönen, aber herzlosen Frau; doch gelingt es dem gutherzigen, wenn auch oft schwachen Herrn von Feldern, die Uebersiedelung von Emma Hamond nach einem Kloster in Belgien dadurch zu verhindern, daß er sie heimlich und gegen den Willen ihrer Mutter, seiner Frau, zu seinen alten Aeltern bringt, welche auf einem Gute in der Nähe der Hauptstadt wohnen. Unterdeß versucht es der Minister von Themar, die Wahl Hermann Zoller's in das Abgeordnetenhaus mit Hülfe des Polizeidirectors von Lutteroth als ungültig hinzustellen. Schon scheint dies zu gelingen, da sich herausgestellt, daß Zoller nicht das wirkliche Kind seiner angeblichen Aeltern ist und infolge dessen nicht die Heimatsberechtigung im Lande besitzen würde. Allein ein weiteres Nachforschen und eine Unterhaltung des Ministers von Themar mit dem General von Aschberg, der lange Jahre in Rußland lebte, führt zu dem überraschenden Ergebniß, daß Hermann Zoller der Sohn des Herrn von Themar und Ottiliens von Rodenegg ist, die, nachdem sie von ihrem Verführer verlassen war und ihr Kind dem Zoller'schen Ehepaar zur Pflege übergeben hatte, nach Rußland gezogen und dort unter dem Namen Olga Denin als Gesellschafterin und Erzieherin in dem Hause des Grafen Uscheroff lebte. Ottilie galt als die Tante Hermann Zoller's, hatte stets für dessen Erziehung gesorgt und ihm bei ihrem Tode ein kleines Vermögen hinterlassen, mit dem es ihm möglich wurde, seine Universitätsstudien zu vollenden. Ihrem Vater hatte Ottilie erst nach ihrem Tode durch fremde Hand Schriftstücke zugehen lassen, in denen sie ihm Auskunft über ihr eigenes Schicksal, doch keine Nachrichten über das Verbleiben ihres Kindes gab. Das Schicksal hatte Herrn von Themar hart getroffen; sein erbittertster Gegner, sein ärgster Feind, der mit allen Mitteln ihn zu stürzen strebte, war sein eigener Sohn. Da indeß die ganze Sachlage nur ihm allein bekannt war, schlug er alle weitern Nachforschungen nieder, sodaß Hermann Zoller unangefochten ein Mitglied der Kammer werden konnte. Aber auch Frau von Feldern's Glücksstern war dem Erbleichen nahe. Bei einem großen Manöver hatte sich der König eine schwere Erkrankung zugezogen, von der er nicht wieder genas. Sein Tod raubte der Frau von Feldern alle Macht und jeden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. Der neue König war dem Anscheine nach liberal, in der That aber wenig deutschgesinnt und mehr particularistisch als liberal. Er fürchtete die Präponderanz Preußens, sah den Krieg mit Frankreich kommen, den Oesterreich nach seiner Ansicht benutzen würde, um sich Revanche für Königgrätz zu holen, und hielt es deshalb für die beste Politik, seine eigene Machtstellung durch Coalitionen mit andern, selbst fremden Mächten, wie mit Frankreich und Rom, zu sichern. So konnte denn Herr von Themar an der Spitze der Regierung bleiben und, scheinbar mit der liberalen Kammer Hand in Hand gehend, seine schon unter dem frühern König mit Frankreich und dem Vatican angeknüpften Beziehungen weiter pflegen.

Das vierte und letzte Buch führt nun allmählich die Lösung der geschickt verschlungenen Knoten herbei. Herrn von Themar gelingt es, unter der vorangetragenen Fahne liberaler Grundsätze eine Aera fieberhafter und ungezügelter Speculation zu inauguriren. Einträgliche Eisenbahnlinien werden an Privatunternehmer vergeben, unnütze und unrentable als nothwendig und fruchtbringend ausposaunt. Der Minister ist von einem Kreise Finanziers und Speculanten umgeben, die fort und fort weitere Concessionen verlangen; er ist auch höchst freigebig mit der Ertheilung solcher Bewilligungen, da er selbst dabei seine Rechnung findet. Im geheimen spinnt er eifrig seine Intriguen gegen Preußen mit Frankreich und Rom weiter. Die Frau von Feldern sieht er nur gelegentlich und behandelt sie sehr kühl und von oben herab, wodurch er sich die bitterste Feindschaft dieser gefährlichen Dame zuzieht. Es stellen sich ultramontane Wühler, der Bischof Eligius und der Abbate Devoni, ein; sie, wie auch Herr von Themar, empfehlen der Frau von Feldern, in die Verbindung ihrer Tochter mit Hermann Zoller zu willigen, weil sie hoffen, so den letztern allmählich zu sich hinüberziehen zu können. Zoller indeß tritt dem alten Herrn von Rodenegg näher und offenbart sich ihm als Sohn seiner Tochter Ottilie, erfährt dagegen von diesem, daß der Minister von Themar sein Vater ist. Die politische Stellung zwischen Vater und Sohn wird jedoch hierdurch nicht im geringsten verändert. Da weiß die Frau von Feldern drei Actenstücke zu erlangen, welche Herrn von Themar wegen seiner Conspirationen mit dem Auslande gewaltig compromittiren; sie sendet diese Papiere an Zoller; dieser übergibt sie Herrn von Auerstein, der damit sofort zum König eilt und die Bestrafung des verrätherischen Ministers verlangt. Zwar mit Widerstreben, da er selbst nicht ganz von Schuld frei ist, gibt der König nach, und Themar's Sturz ist vollendet. Der Sohn hat die Mutter gerächt. Der Verlobung von Emma Hamond und Hermann Zoller folgt auch bald die Verheirathung, und das glückliche junge Ehepaar macht eine Hochzeitsreise nach Italien. Dort hört Zoller von der Kriegserklärung zwischen Frankreich und Deutschland und eilt sogleich zurück, um selbst als Soldat in den Kampf zu ziehen. Auf der Heimkehr, in der Schweiz, trifft er mit seinem Vater, dem Herrn von Themar, zusammen, der an der französischen Grenze von Zuaven und Turcos angefallen, ausgeplündert und schwer verwundet worden ist. Das Wiedersehen ist erschütternd, aber Vater und Sohn reichen sich die Hand; denn der Tod versöhnt. Herr von Themar fiel als eins der ersten Opfer des Kriegs, den er schüren half; er fiel, ein Opfer der Barbarei jener, die er so sehr bewunderte; sein Sohn aber sühnte die Schuld des Vaters, indem er mit Blut und Leben für sein Vaterland einstand.

Mit bewährter Meisterschaft hat Alfred Meißner die öffentlichen Ereignisse, wie solche sich von 1867—70 in einem deutschen Mittelstaate abspielten, künstlerisch wiedergegeben und mit gut erfundenen Privatverhältnissen durchflochten; die Charaktere der handelnden Personen sind scharf und psychologisch richtig gezeichnet, die Handlung selbst ist spannend und vorzüglich componirt. Auch die Nebenrollen sind gut vertheilt und die eingestreuten Episoden, z. B. die Neigung von Lorenz Klein, dem Freunde Zoller's, zu der Schauspielerin Anselmi, größtentheils von nicht geringem Interesse. Vortrefflich ist die Charakteristik des Hoftheater-Intendanten,

Barons von Goffot-Kircher; naturgetreu sind die Hergänge auf Zoller's Redactionsbureau, und anziehend das kindlich-naive Treiben der jungen Mädchen auf der Bodanburg.

Wenden wir uns jetzt zu dem aus fünf Büchern bestehenden Roman von R. Edmund Hahn, „Ein Jahr in der großen Welt" (Nr. 2), so bietet uns derselbe vorwiegend ein Spiegelbild des Familienlebens und der höhern Gesellschaftskreise, wenn ihm auch in gewisser Beziehung der historische Hintergrund nicht ganz fehlt. Die ersten Kapitel führen uns ein in die Familie des Dr. Hermann Cornelius, Rectors zu St.-Anna in dem Städtchen Mildenheim, und zwar im Frühsommer des Jahres 1835. Es ist das Bild eines selten glücklichen Familienlebens, welches uns da entrollt wird. Schon der Vater des jetzigen Rectors hatte an der Spitze des Gymnasiums zu St.-Anna gestanden, und die Mildenheimer bewahrten ihm noch immer ein gutes Andenken. Sein einziger Sohn Hermann wurde sein Nachfolger; derselbe war milder und gelehrter als sein Vater; von seinen Schülern wurde er fast angebetet, von seinen Collegen hochverehrt, von der Bevölkerung des Städtchens und der Umgegend geliebt. Die Frau Rectorin, eine geborene von Schertwitz, entstammte einer altadelichen Familie, war aber selbst frei von allem Adelsstolz und, wenn auch arm an Geld, so doch reich an Anmuth und an Herzensgüte. Die Familie dieses würdigen Ehepaars bestand aus vier Kindern: zwei Söhnen und zwei Töchtern; eine Freundin der Töchter, Katharina, verkehrte viel in dem Hause des Rectors und hegte eine tiefe, innige Zuneigung zu dem ältesten Sohne Eginhard, welche dieser aber bisjetzt nicht erwiderte. Eginhard Cornelius, im Anfang der zwanziger Jahre stehend, war ein schöner, hochaufgewachsener Jüngling und hatte seine philologischen Studien auf der Universität nahezu vollendet. Bevor die Ferien zu Ende waren und Eginhard das Vaterhaus verließ, um sich zu seinem bevorstehenden Examen zu rüsten, kam ein Brief von dem jüngern Bruder der Frau Rectorin, dem vom Legationsrath zum Gesandten beförderten Herrn Friedrich von Schertwitz, der entscheidend für den Rector und dessen Familie, namentlich für Eginhard, werden sollte. Der Gesandte, welcher die verwitwete reiche Gräfin von Oldershausen geheirathet, aber keine Kinder hatte, machte seinem Schwager und seiner Schwester den Vorschlag, er wolle mit ihrer Einwilligung seinen Pathen Eginhard Cornelius als Sohn adoptiren. Wenn nun auch aus dieser Adoption nichts wurde, so erreichte es doch der geistreiche und gewandte Herr von Schertwitz, daß Eginhard ihn auf einige Zeit begleiten durfte, um ein Stück Welt zu sehen, das er noch nicht kannte. Im stillen gab der Diplomat den Adoptionsgedanken noch immer nicht auf, die Aeltern aber hatten in die Begleitung eingewilligt, weil eine Pause im Studiren und ein Aufenthalt in dem reizend gelegenen Brunnenorte Liebenthal für Eginhard's Gesundheit nur zuträglich sein konnte. Am Abend vor dem zur Abreise bestimmten Tage sprach der Rector also zu seinem Sohne:

Ich habe dir keine Verhaltungsregeln zu geben; du hast eine classische Bildung erhalten, und das Beispiel, das deine Aeltern dir gegeben haben, muß hinreichen, dich vor Fehltritten zu bewahren. Wie du dich im Salon zu bewegen hast, kannst du von deinem Oheim lernen, wenn du das brauchen solltest; zu meiner Zeit kam ich eben durch meine classische Bildung bei hohen Personen am besten vorbei. Diejenigen, welche selbst eine gründliche Erziehung erhalten hatten, wußten mich zu schätzen, hohlköpfige Junker und eingebildete, seichte Literaten wichen mir aus. Gib dich niemals für mehr aus, als du nach deinem Stande und Wesen in Wahrheit bist, und niemand wird dich demüthigen wollen. Denke jedoch jederzeit an die Worte des Dichters:

So hoch steht keiner auf der Welt,
Daß ich mich neben ihm verachte.

Gegen deine Tante, ich glaube, du wirst sie kennen lernen, betrage dich respectvoll; was ihre Tochter aus erster Ehe, deine Cousine, betrifft, so vergiß nie, daß sie eine reiche Gräfin ist und nicht deine Blutsverwandte, und andere Damen, lieber Eginhard, die Damen der großen Welt sind anders, so ganz anders wie deine Mutter, obgleich sie oft in engelhafter Gestalt erscheinen und von bezaubernder Natürlichkeit sind. Die meisten von ihnen lieben nur sich selbst, und die, welche einen andern mehr lieben, sind die allergefährlichsten. Leidenschaft ist die Schöpferin vieler Leiden. Mögen die Götter dich vor Leidenschaft bewahren, mein Eginhard!

Der Sohn gelobte, der Lehren seines Vaters stets eingedenk zu bleiben, und blieb es auch. Katharina aber überreichte beim Abschiede dem scheidenden Freunde, der ihr „etwas Hübsches" mitzubringen versprach, eine halb erblühte Rose mit den Worten: „Bringe nur dich selbst wieder, und sei recht glücklich!"

Die Reise ging zunächst nach dem Schlosse des kunstsinnigen und wissenschaftlich gebildeten Grafen Horst von Adlerhorst, dessen Gemahlin im guten und im bösen Sinne eine vollendete Weltdame war. Dort fand Eginhard seinen Jugendfreund, den Grafen Camillo Rheinfels, der vor acht Jahren das Gymnasium zu St.-Anna besucht hatte und zu den Lieblingsschülern des alten Cornelius gehörte. Familienverhältnisse zwangen Camillo, den geistlichen Stand zu erwählen, ein Umstand, der ihn nicht hinderte, die reizende junge Gräfin Beatrice Hradick glühend zu lieben. Aber Camillo war im Grunde eine edle Natur, weshalb es ihm auch gelang, seine unselige Leidenschaft zu unterdrücken. Beatrice, die Gemahlin des Grafen Hradick, war bis zu ihrem siebzehnten Lebensjahre im Kloster gewesen, wo sie eine sehr mangelhafte wissenschaftliche Bildung erhalten hatte; dann hatte sie ihr Vater, der Graf Areppo, nach seinem Gute geführt. Ein Trauerfall in der Familie bestimmte den Grafen Areppo, sein Haus auf längere Zeit zu schließen; erst als neuvermählte Gräfin Hradick erschien Beatrice, die noch ein halbes Kind war, wieder in der Gesellschaft. Ihr Herz schlief, als sie ohne Widerwillen, aber auch ohne Neigung dem stattlichen Manne, den sie nur einige male gesehen hatte, vor dem Altare die Hand reichte. Die werthvollen Geschenke, der elegante Schmuck, den sie bei dieser Gelegenheit erhielt, ihre Brauttoilette interessirten sie mehr als ihr Verlobter. Aber auch Graf Hradick liebte eine andere mehr als seine Frau, und zwar die gefeierte Schauspielerin Veronika Obofchowsky; er vermählte sich aber mit Beatrice, weil seine Aeltern es dringend wünschten und weil Veronika selbst dazu rieth. Außer Schertwitz, Eginhard, Camillo, Beatrice und ihrem Gemahl befanden sich mehrere andere Herren und Damen als gern gesehene Gäste auf dem Schlosse des Grafen Adlerhorst, welches in der unmittelbaren Nähe des Brunnenortes Liebenthal lag. Zu diesen Gästen gehörte unter andern auch der bei allen Damen sehr beliebte Graf Stephan von Braidow, der bald eine heiße Liebe für Beatrice em-

pfand und dies Gefühl auch ziemlich deutlich an den Tag legte. Die Zeit wurde mit Musik, Spiel, Spazierfahrten u. s. w. hingebracht, und Eginhard fühlte sich wunderbarerweise wohl und sicher in den ihm bis dahin so unbekannten vornehmen Kreisen, aber auch auf ihn hatte die Gräfin Beatrice einen tiefen Eindruck hervorgebracht. Da fügte es ein Zufall, daß Alexander von Humboldt, der mit dem Grafen Adlerhorst und Herrn von Schertwitz von früher her bekannt war, ebenfalls auf einige Tage die Gastfreundschaft des Grafen in Anspruch nahm. Mit Humboldt's Erscheinen war ein anderer Geist in die Gesellschaft gekommen. Graf und Gräfin Adlerhorst sowie ein jeder ihrer Gäste besaßen zu viel Bildung, um dem Gelehrten mit Complimenten lästig oder durch Aufwand von geistiger Toilette lächerlich zu werden, aber die Unterhaltung drehte sich doch mehr um wissenschaftliche Fragen, um ernstere Gegenstände als bisher, obgleich Humboldt seine hohe Bildung auch dadurch bewies, das er mit jedem nur über das sprach, was diesem interessant oder wohlbekannt war. Die Damen bat er, ihn mit ihrem musikalischen Talente zu erfreuen, indem er lächelnd sagte: „Ich hatte niemals Zeit, ein Instrument zu erlernen, auch hat mir die Natur die Gabe versagt, mich als Sänger hervorthun zu können; ich war selbst in meiner Jugend kein besonderer Vorleser und stand in dieser Kunst hinter meinem Bruder Wilhelm weit zurück; aber ich liebe Musik außerordentlich und in unwirthbaren Gegenden sehnte ich mich oft so innig nach einem deutschen Liede, daß nur mein feines Ohr mich abhielt, mir selbst eins zu singen."

Mit scharfem Blick erkannte Humboldt die Situation auf dem Adlerhorst'schen Schlosse und beurtheilte ebenso richtig die einzelnen Persönlichkeiten. Als er das Schloß verließ, nahm er von allen herzlichen Abschied und richtete an manche freundlich warnende Worte. Zu Eginhard, dessen Großvater er gekannt, sagte er:

> Je mehr Sie bemüht sind, Ihr Inneres anzubauen, je dauerhafter wird, ich will nicht sagen Ihr Glück, aber Ihre Zufriedenheit sein. Das Glück hat Schwingen, darum fliegt es leicht an uns vorüber oder verläßt uns bald. Die Zufriedenheit ist eine treue Freundin, wenn wir sie nicht selbst von uns stoßen. Anerkennung thut wohl, Ruhm erhebt die Seele, aber das Beste, was der Mensch gewinnen kann, ist doch die eigene Zufriedenheit mit dem, was man gethan hat! Meine Adresse lege ich in Ihre Hand, ich lasse keinen Brief unbeantwortet, einen von Ihnen werde ich mit Vergnügen beantworten.

Den Grafen Braidow wollte Humboldt mit sich fortnehmen; da jener jedoch erröthend meinte, er könne jetzt nicht fort, rief Humboldt ihm kopfschüttelnd zu: „Ich sehe es, Graf Stephan, aber glauben Sie mir, für Sie wohnen Ruhe und Zufriedenheit weit von hier." Zur Gräfin Beatrice sprach er mit feinem Lächeln: „Haben Sie Erbarmen mit den jungen Bewunderern, die sich Ihnen zu Füßen legen; Bezauberungen bringen Gefahren mit sich." Und an diesen Gefahren sollte es in der That nicht fehlen. Graf Braidow gab sich voll und ganz der Liebe zu Beatrice hin, die diese scheinbar nicht zurückwies; Camillo wußte sich selbst zu bezwingen, ebenso Eginhard, nachdem er erkannt hatte, daß er die Gräfin liebte und wieder von ihr geliebt werde.

Im zweiten, dritten und vierten Buche bewegt sich die Handlung vorzugsweise in der Stadt Prag, wohin Eginhard auf den Vorschlag seines Oheims dem Grafen und der Gräfin Hradick gefolgt war, um in dessen umfangreicher Bibliothek nach einem alten Documente zu suchen, welches für die Hradick'sche Familie von höchstem Werthe war. Ein Traum ließ ihn das Schriftstück finden. Im zweiten Buche wird Graf Hradick von seiner Neigung zu der obengenannten Schauspielerin durch den Grafen Krahinski geheilt, der bereits durch das Band der Ehe mit Veronika vereinigt war. Wahre Freundschaft verbindet den Grafen Hradick mit Eginhard, und ersterer beschließt, sich fortan mehr als bisher seiner Frau zu widmen, die im Grunde edel und gut ist. Im dritten und vierten Buche steigert sich die Leidenschaft des Grafen Braidow für Beatrice zu einer solchen Höhe, daß er ernsthaft damit umgeht, die letztere durch eine Scheidung von ihrem Gatten zu trennen. Von Beatrice zurückgewiesen und erkennend, daß diese nicht ihn, sondern Eginhard liebt, tödtet er sich auf einem Maskenballe selbst; Eginhard aber kehrt, nachdem er sich ein Jahr in der „großen Welt" bewegt hat, in sein Vaterhaus zurück, ohne Schuld und Fehl. Kaum zu Hause angelangt, wird letzterer, den wir wol als den eigentlichen Helden sowie Beatrice als die Heldin der Erzählung bezeichnen dürfen, durch ein schweres Nervenfieber auf das Krankenbett geworfen. Unter der liebreichen Pflege der Mutter und der treuen, opfermuthigen Katharina genesen, reist er mit seinem Freunde Camillo, der bereits die niedern Weihen eines katholischen Geistlichen erhalten hat, nach Italien, um dort ganz zu gesunden.

Das fünfte und letzte Buch schildert, wie Eginhard etwa zwanzig Jahre später als gefeierter Gelehrter wieder einmal, diesmal mit seiner Tochter, die er Beatrice genannt, in Liebenthal weilt. Seine Frau Katharina, mit der er eine glückliche und zufriedene Ehe geführt, ist ihm frühzeitig durch den Tod geraubt worden. In dem in der Nähe von Liebenthal gelegenen Kloster findet er seinen Jugendfreund Camillo Rheinfels als Guardian wieder, der ihm mittheilt, wie er durch seinen Verwandten, den Papst Pius IX., diese Stelle erhalten. Während Eginhard und Camillo auf das freundschaftlichste verkehren und der vergangenen Zeiten gedenken, treffen sie eines Tags mit Beatrice und deren Sohn Eginhard zusammen. Beatrice, die vor einigen Jahren ihren Gatten verloren, ist in der Schule des Lebens und Leidens gereift, ihr Geist und ihr Gemüth haben sich auf das reichste entwickelt. Die beiden Aeltern bleiben treue aufrichtige Freunde, die beiden Kinder aber lieben einander, und Camillo freut sich auf den Tag, wo er den jungen Eginhard und die junge Beatrice in seiner Klosterkirche vermählen kann.

So endet der Roman glücklich und versöhnend. Derselbe erhebt sich weit über das Niveau der sogenannten Alltagsromane, schildert treffend und effectvoll gewisse aristokratische Kreise, führt uns in spannender Weise interessante Charaktere und Situationen vor und ist von einem edeln, poetischen Geiste durchweht. Wenn wir uns nicht sehr irren, birgt sich hinter dem männlichen Namen des Autors eine feingestimmte weibliche Seele. Wenn der erstgenannte Roman den zweiten an Kraft der Darstellung und allseitiger Tiefe der Auffassung übertrifft, so wetteifert der letztere mit dem erstern in poetischer Wärme des Gefühls.

Es erübrigt nun noch, dem Buche von Adolf Brenuecke, „Am Hofe der Frau von Staël" (Nr. 3), eine kurze Betrachtung zu weihen. Dasselbe ist weder ein Roman noch eine Novelle, sondern, wie der Verfasser es mit Recht selbst betitelt hat, eine „historische Erzählung", die, an geschichtliche Thatsachen anschließend, in freier und ansprechender Weise das Leben und Treiben auf dem der Frau von Staël-Holstein gehörigen, am Genfersee gelegenen Schlosse Coppet im Jahre 1807 und später schildert. Die geistreiche Tochter des Ministers Necker war von Napoleon I. verbannt worden und sah sich nun im Schlosse Coppet häufig von einer nicht geringen Anzahl talentvoller und berühmter Männer umgeben. In dem in Rede stehenden Buche finden wir sie in der Gesellschaft von August Wilhelm Schlegel, Karl Victor von Bonstetten, Henri Benjamin Constant de Rebecque, Matthieu von Montmorency, Prinz August von Preußen, Karl von Clausewitz u. a. Der als Redner und politischer Schriftsteller ausgezeichnete Benjamin Constant bewirbt sich eifrig um die Hand der Frau von Staël; diese aber traut dem in der Liebe höchst unbeständigen Manne nicht und ladet die wegen ihrer Schönheit und Tugend von Männern wie von Frauen gleich sehr bewunderte Julie Recamier zu sich auf ihr Schloß, um den wankelmüthigen Constant auf die Probe zu stellen. Statt dessen gewinnt Prinz August von Preußen das Herz der Frau Recamier, die schon in früher Jugend, aber ohne Liebe, einen reichen Bankier in Paris geheirathet hat. Bei Constant kommt es erst gar nicht zur Liebesprobe, da derselbe sich mit einer Nichte Hardenberg's vermählt, während die Staël noch schwankt, ob sie ihm ihre Hand reichen soll oder nicht. Julie Recamier aber kehrt, gerührt durch den Edelmuth ihres Gemahls, gebrochenen Herzens nach Paris zurück, wo sie im Jahre 1814 den Prinzen August noch einmal wiedersah. Treue Freundschaft verband diese beiden edeln Persönlichkeiten bis zu ihrem Tode. Frau von Staël schließlich reichte noch in spätern Jahren einem jungen Husarenoffizier, Herrn von Rocca, dessen Bewunderung für die Verfasserin der „Corinna" sich zur leidenschaftlichen Liebe gesteigert hatte, am Altare ihre Hand.

Der Verfasser hat alle diese Begebenheiten in würdiger und anziehender Sprache zur Darstellung gebracht, die Hauptrollen dabei sind aber mit Recht der schönen Julie Recamier und dem hochherzigen und tapfern Hohenzollernprinzen zuertheilt worden.

Rudolf Doehn.

Pädagogische Schriften.

1. Das Kind. Ein Festgeschenk für junge Väter und Mütter. Von Gustav Droz. Leipzig, Eckstein. 1879. 8. 2 M.
2. Unsere Kinder.' Ein Buch für deutsche Mütter von Tony Pauly. Leipzig, Heitmann. 1878. 8. 2 M. 25 Pf.
3. Pädagogische Studien. Herausgegeben von Wilhelm Rein. Sechzehntes Heft: Welcher Antheil gebührt Staat, Schule und Haus an dem Werke der Jugenderziehung? Von Gustav Radtke. Eisenach, Bacmeister. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
4. Die neuesten Ansichten über die Ziele des höhern Unterrichts. Ein Vortrag. Von F. Olck. Königsberg, Gräfe u. Unzer. 1878. Gr. 8. 50 Pf.
5. Die Geschichte der Volksschulpädagogik und der Kleinkindererziehung, mit besonderer Berücksichtigung der letztern. Ein Handbuch für Lehrer und Lehrerinnen, sowie zum Gebrauche in Seminarien. Von Adalbert Weber. Eisenach, Bacmeister. Gr. 8. 5 M.
6. Repetitorium der Geschichte der Pädagogik von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von K. Kloepper. Rostock, Werther. 1879. 8. 1 M. 80 Pf.
7. Gegen die Prügel-Pädagogen. Von Eduard Sack. Braunschweig, Bracke jun. 1878. 8. 1 M.
8. Johann Friedrich Herbart, Pädagogische Schriften. Erster Band: Allgemeine Pädagogik und Umriß pädagogischer Vorlesungen. Mit Anmerkungen und Erläuterungen versehen von Karl Richter. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 4 M.

Wenn man unter der Rubrik „Pädagogische Schriften" nur solche Werke besprochen zu sehen erwartet, die sich in wissenschaftliche Besprechung pädagogischer Fragen einlassen, so dürfte das erste der Bücher, mit dem wir heute den Reigen eröffnen, die Stelle nicht einnehmen, die wir ihm angewiesen haben. „Das Kind" von Gustav Droz bringt uns keine pädagogischen Lehrsätze, entwickelt auch nicht theoretisch pädagogische Fragen; es bringt uns vielmehr in einer Reihe feuilletonistisch gehaltener Artikel die Beschreibung eines Kindeslebens in seinem zartesten Alter und zeigt uns, was das Kind uns sein soll, und wie der warme Sonnenstrahl älterlicher Liebe nicht allein das Kindesherz wohlthätig erwärmt und für alles Gute empfänglich macht, sondern daß dieser Strahl auf die Aeltern selbst zurückfallend auch deren Herz mit Glück und Freude erfüllt. Gerade darum aber räumen wir diesem Buche einen Platz unter den pädagogischen Schriften ein, weil es den pädagogischen Lehren einen empfänglichen Boden bereitet. Denn die Wärme, mit der dieses Buch geschrieben, mit der das Glück des Kindersegens gezeichnet ist, kann nicht verfehlen, den Aeltern eindringlichst die Ueberzeugung beizubringen, daß sie ihr wahres Glück nur in ihren gutgerathenen Kindern zu suchen haben, und sie, um dieses Glück sich zu sichern, zu dem Entschluß zu begeistern, nur ihren Kindern leben zu wollen. Um aber die Größe des Schatzes, welchen Aeltern in ihren Kindern besitzen, von allen Seiten zu zeigen, durfte nicht allein das Glück des Besitzes, sondern es mußte auch der Schmerz um den Verlust gezeichnet werden, wie auch die Angst um den nur drohenden Verlust, wenn am Siechbett des Kleinen das Aelternherz in tausendfacher Qual sich windet, um alsdann die Größe der Freude recht anschaulich zu machen, wenn die drohende Gefahr glücklich vorübergegangen ist. Kurz, das Kind ist in diesem Buche nur als Freudebringer geschildert, und diese Schilderung ist dem Verfasser trefflich gelungen. Man vergißt im Laufe der Lektüre, daß der Verfasser im ersten Kapitel ein wenig zu derb realistisch gewesen; bei seiner Gewandtheit hätte er recht gut die Freude, die der Vater zum ersten mal empfindet, wenn er den soeben geborenen Weltbürger in seinen Armen wiegt, wenn auch nicht die Wochenstube so ausführlich beschrieben, trefflich und vielleicht noch besser schildern können, und

jeder Schmerzensschrei der in Kindesnöthen liegenden Gattin mit minutiöser Genauigkeit protokollirt worden wäre.

Will nun das vorliegende Buch weiter nichts als uns die Freude am Kinde schildern, so wendet sich Tony Pauly, die Verfasserin des Buchs „Unsere Kinder" (Nr. 2), belehrend an die Mütter, an die „deutschen Mütter", von denen wol vorauszusetzen ist, daß sie bereits das Glück des Kindesbesitzes zu schätzen verstehen, und will ihnen dieses Glück sichern, indem sie lehrt, wie sie ihre Kinder erziehen sollen; denn der Besitz eines Kindes allein macht ja nicht das Aelternglück, sondern der Besitz eines wohlgerathenen Kindes. Es ist eine Mutter, die zu Müttern spricht, und dieser Umstand macht das Buch gerade dazu geeignet, in die Familien einzudringen und dort Segen zu stiften. Denn es spricht in einem Tone, dem man gern sein Ohr leiht, und auf eine Weise, die jedem leicht verständlich ist. Der erste Theil des Buchs bespricht die körperliche Pflege. Besonders beherzigenswerth ist hier das Kapitel über die Kleidung, in welchem nachgewiesen wird, wie die Tyrannin Mode nicht allein oft das Anstandsgefühl ertödtet, sondern auch ihre Launen auf Kosten der Gesundheit der Kinder zur Geltung bringt. Der Erziehung zur Sittlichkeit ist der zweite Theil gewidmet, und es dürfte wol in dieser Beziehung keine Frage vorkommen, über welche die Mutter nicht Rath und Aufschluß in diesem Buche finde. Wir empfehlen daher dasselbe dringend allen Müttern, die den Ernst ihrer Mutterpflicht begriffen haben.

Es ist kein Zweifel, daß nicht in allen Familien die Pflicht des Erziehens begriffen wird; wir rechnen es daher der Verfasserin des eben genannten Werks zum Verdienst an, daß sie die Mängel schonungslos aufgedeckt, um so auf deren Heilung zu wirken. Die Familie zu ihrer Pflicht wieder zurückzuführen, ist die Aufgabe des Pädagogen. Unberechtigt ist es aber, weil sich hier und da Mängel zeigen, gleich über unsere ganze Familienerziehung den Stab zu brechen und sie als so verkommen hinzustellen, daß an die Möglichkeit ihrer Besserung nicht zu denken sei, und den Staat um Hülfe anzurufen, wie es Gustav Radtke in der Schrift „Welcher Antheil gebührt Staat, Schule und Haus an dem Werke der Jugenderziehung?" (Nr. 3) thut. Der Staat hat vollständig seine Pflicht gethan und eine große Aufgabe zu bewältigen, wenn er die Schulen beaufsichtigt, die Schule, wenn sie unterrichtet und durch den Unterricht erziehlich zu wirken sucht; die häusliche Erziehung muß der Familie überlassen bleiben, und diese muß auch die Verantwortung dafür tragen. Sie unfähig zur Ausübung dieser Pflicht erklären, hieße ihr die Verantwortung nehmen und sie andern Factoren aufladen, die sich wol für solche Zumuthung bedanken würden. Welcher Staat und welche Schule wollte oder könnte eine so weittragende Verantwortlichkeit übernehmen? Die Ausschreitungen und Fehler der Einzelnen würden der Gesammtheit schuldgegeben werden. Der Ruf nach Staatshülfe führt entweder zur Reaction oder zum Socialismus; vor beiden sollten die Pädagogen sich doch am meisten hüten. Uebrigens ist es übertriebene Schwarzseherei, die Familie der Jetztzeit für unfähig zur Erziehung zu halten; die Verirrungen sind immer nur einzelne, und wären sie auch größer und weiter verbreitet als wir glauben, so sind sie doch nicht derartig, daß sie nicht durch Belehrung zu heilen und zu beschränken wären. Aide-toi, et le ciel t'aidera! gilt auch hier.

Wer sich ein Bild von der regen Bewegung machen will, welche die Erwartung, daß die Regierung eine Schulgesetzvorlage werde ausarbeiten lassen, unter den Lehrern hervorgerufen hat, der nehme die kleine anspruchslose Schrift „Die neuesten Ansichten über die Ziele des höhern Unterrichts" von F. Olck (Nr. 4) zur Hand. Der Verfasser führt uns die seit 1874 ans Licht getretenen Vorschläge über die Ziele des höhern Unterrichts vor, und es ist ihm gelungen, in knapper Form die verschiedenen Ansichten der hervorragendsten Fachmänner uns anschaulich wiederzugeben. Er enthält sich jedes Urtheils; dem Leser jedoch, der sich für diese Bewegung interessirt, ist mit der Schrift eine wohlthätige Anregung, die Schulfrage aus den Quellenschriften zu studiren, gegeben.

Eine Lücke in unserer pädagogischen Literatur füllt unstreitig Adalbert Weber's „Geschichte der Volksschulpädagogik" (Nr. 5) aus. Wir besitzen bereits gediegene größere wissenschaftliche Werke, Lehrbücher und Leitfäden über die Geschichte der Pädagogik, aber ein Werk, das ganz besonders die Geschichte der Pädagogik der Volksschule, nicht nur die Geschichte der Volksschule, behandelt, haben wir bisjetzt entbehren müssen. Vorwiegend ist es Deutschland, das der Verfasser ins Auge faßt, aber auch die Ausländer Locke und Rousseau mußten einer eingehenden Betrachtung unterzogen werden, da ihre Schriften einen so mächtigen Einfluß auf die Verhältnisse der deutschen Erziehung übten. An der Hand der Geschichte führt uns der Verfasser „von der primitiven Erziehungsweise und den ursprünglichen Ansichten unserer Altvordern auf die Anschauung unsers Volks in der Jetztzeit", und er versteht es, schön und fesselnd zu erzählen und anschaulich darzustellen. Um sich ganz objectiv zu verhalten, hat er die Ansichten und Erfahrungen der Männer, die er uns als Erzieher vorführt, in deren Sprache citirt und durch gewissenhafte Quellenangabe jedem die Möglichkeit der Controle gegeben. Besonders eingehend wird die Geschichte der Kindergärten behandelt, sodaß es jedem leicht wird, über deren Nothwendigkeit und Nützlichkeit sich ein selbständiges Urtheil zu bilden. Den Vorsatz, „keinem zu Liebe und keinem zu Leide" sein Werk zu verfassen, hat der Verfasser treulich durchgeführt.

Vielen wird das „Repetitorium der Geschichte der Pädagogik von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart" von K. Kloepper (Nr. 6) willkommen sein. Es ist ein gutes Merkbuch für diejenigen, welche, nachdem sie die Geschichte der Pädagogik studirt, sich Daten, Personen und die Hauptmerkmale, durch welche deren Wirken bezeichnet werden kann, einprägen wollen. Der Verfasser hat nichts Wesentliches ausgelassen; darum nimmt diese kleine Schrift einen würdigen Platz in der pädagogischen Literatur ein.

Deutlicher in den kurzen Titel einer Schrift Inhalt und Tendenz derselben zu fassen, wird wol niemandem besser gelingen, als es Eduard Sack gelungen ist. „Gegen die Prügel-Pädagogen" (Nr. 7) läßt uns nicht im Zweifel über das, was der Verfasser will und worauf er hinaussteuert; diejenigen, gegen die er zu Felde zieht, sind

sattsam im Titel bezeichnet und nicht minder dasjenige, wogegen er ankämpft. Das Regiment des Stocks aus der Schule zu schaffen, war eine Herzensangelegenheit der großen Reformatoren auf dem Gebiete der Pädagogik; dieser Gedanke hat insofern in dem Reichsstrafgesetzbuche Billigung gefunden, als nach §. 195 den Vätern das Recht zugesprochen wird, auf Bestrafung der Lehrer anzutragen, welche die Kinder körperlich mishandelt haben. Dieser Paragraph in Verbindung mit den §§. 223, 230 und 232, welche das Strafmaß für körperliche Verletzung festsetzen, gab Herrn Beeger Veranlassung zu einem Vortrage auf dem ersten Allgemeinen deutschen Lehrertage zu Erfurt im Jahre 1876, in welchem er gegen diese Gesetzesbestimmungen Fronte machte und unter ausführlicher Motivirung sich für die Nothwendigkeit der Prügel in der Schule erklärte. Seine Motive, welche unsere deutsche Jugend nicht gerade als mustergültig hinstellen, bilden den Ausgangspunkt der Betrachtungen vorliegender Schrift und werden mit Geschick und genauer Kenntniß widerlegt. Die Prügelfrage wird eingehend vom Verfasser beleuchtet; sie wird geprüft an den Aussprüchen bewährter Pädagogen, zu denen wir als zu unsern Lehrern und Meistern aufzuschauen gewohnt sind. Handlungen aus der Vergangenheit, welche die Geschichte uns aufbewahrt hat, Ausschreitungen der Gegenwart, welche durch die Zeitungen bekannt geworden sind, werden als Zeugen für die Schädlichkeit des unbeschränkten Züchtigungsrechts in der Schule citirt. Die Ursachen des Stockregiments findet der Verfasser in traurigen Verhältnissen, welche den Unterricht und die Erziehung in der Schule erschweren. Dazu rechnet er vor allen Dingen: das noch vielfache gedankenlose Auswendiglernenlassen, ein Erbstück der Regulative, wo der Lehrer seine Bravour in einer Einpaukungsmethode suchen mußte, bei welcher er auf den Stock als wichtiges Hülfsmittel angewiesen war, wenn er vor dem Schulinspicienten mit seiner Schule gut bestehen wollte; dann die Ueberfüllung der Klassen, in welcher das Regiment nur durch Schreckmittel gut geführt werden konnte, namentlich wenn unreife Anfänger eine so große Klasse zugewiesen bekamen; die mangelhafte Vorbildung der Lehrer, den Mangel an guten Unterrichtsmitteln, und last not least die unzukömmliche Besoldung, welche den mit Nahrungssorgen kämpfenden Lehrer ungeduldig und verbissen machte, sodaß er dann seinen nur allzu gerechtfertigten Ingrimm an seinen Schülern ausließ. Diesen Uebeln zu begegnen, kommt der Verfasser zu den entsprechenden Forderungen: die „Regulativpädagogik" sei vollständig aufzugeben; die Schulen seien mit den nothwendigsten Unterrichtsmitteln auszustatten und vor Ueberfüllung zu schützen; die mehrklassigen Schulen seien nach rein pädagogischen Grundsätzen zu organisiren, ihre Beaufsichtigung und Leitung in die Hand sachverständiger Männer zu legen; die Lehrer müßten sorgenfrei und unabhängig gestellt, zu Lehrern nur tüchtig durchbildete Männer gewählt werden, welche sich vor irgendeiner religiösen oder politischen Propaganda innerhalb der Schule zu hüten haben. Wenn diese Wünsche erfüllt sind, werden die Prügel von selbst aufhören.

Der Verfasser hat das Verdienst, die Prügelstrafe einmal gründlich erörtert zu haben, und man kann sich im ganzen und großen mit den Auseinandersetzungen einverstanden erklären. Doch erachten wir ein strenges Verbot, in der Schule körperlich zu strafen, nicht allein für unnöthig, sondern sogar für schädlich; als ob der Lehrer unter besondere polizeiliche Aufsicht gestellt werden müßte! Das scheint auch selbst der Verfasser nicht zu wollen; gesteht er ja der ultima ratio Diesterweg's, einem für eine Schlingelei applicirten Notabene, gewissermaßen Berechtigung zu. Das allgemeine Strafgesetz genügt, und besondere Bestimmungen für den Lehrer wären vom Uebel.

Doch wollen wir nicht verschweigen, daß der Verfasser besser einige Stellen, die zu stark politisch gefärbt sind und als solche mit der vorliegenden Frage nichts zu thun haben, unterdrückt hätte. Möge dieses aber niemand, welcher politischen Ansicht er auch huldigt, zurückhalten, die lehrreiche Schrift zu lesen; es ist viel Gutes aus derselben zu lernen.

Die „Pädagogischen Schriften" von Johann Friedrich Herbart (Nr. 8) bilden den dreizehnten Band der von Karl Richter herausgegebenen „Pädagogischen Bibliothek", welche das Verdienst hat, so manches wichtige pädagogische Werk, das bisher schwierig zu erlangen war, zu einem billigen Preise einem großen Leserkreise zugänglich gemacht zu haben.

Ueber den Werth der Herbart'schen Schriften für den Erzieher und das gebildete Publikum ein Wort verlieren zu wollen, hieße Eulen nach Athen tragen; es wird also wol nur des einfachen Hinweises bedürfen, daß jetzt jeder leicht im Stande ist, sich das kostbare Werk Herbart's anzuschaffen, um einen jeden zu veranlassen, sich in den Besitz dieses Meisterwerks zu setzen. Eine lichtvolle Einleitung macht uns mit dem Leben wie mit dem Denken dieses Philosophen bekannt und läßt uns in den Geist seiner Schriften eindringen, wie auch die reichlichen Anmerkungen das Verständniß erleichtern und die angeführten Parallelstellen aus seinen Werken uns den Denker in seiner Totalität erkennen lassen. Da diese Ausgabe auf andere Leserkreise als die im Jahre 1875 von Willmann besorgte, welche überdies nicht so reich an Parallelstellen wie die vorliegende, berechnet ist, so wird das Verdienst der Herausgabe derselben durch jene nicht geschmälert.

A. Sulzbach.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Das Lustspiel „Wohlthätige Frauen" von L'Arronge fand am wiener Burgtheater eine freundliche Aufnahme. Der Autor hat mit diesem Stück das erste mal die geweihte Bühne des wiener Burgtheaters betreten, während er vorher Erfolge an zweiten wiener Bühnen davongetragen hatte, so mit „Doctor Klaus" im Stadttheater. Das Thema, welches sein neues Stück satirisch behandelt, gibt schon der Titel an. Wie es scheint, hat L'Arronge das mehr Possenhafte vermieden und mehr den Ton der Iffland'schen Dramatik angeschlagen, um den vornehmern Anforderungen der Burg gerecht zu werden.

— Das manheimer Hoftheater hat vom 5. bis

8. October sein hundertjähriges Jubiläum gefeiert: es ist eins derjenigen Theater, das sich einer ehrenvollen, mit der Geschichte unserer classischen Dichtung zusammenhängenden Vergangenheit rühmen darf. Hier wurden zuerst Schiller's Jugenddramen aufgeführt; hier wirkten zuerst Schauspieler wie Iffland, Beck u. a.; hier ein Dramaturg wie Dalberg. In den officiellen Festreden der Vertreter der Staatsregierung, der Stadtgemeinde und des Theaters wurde diese Glanzepoche, die classische Zeit des mannheimer Theaters, mit Recht hervorgehoben. Poetischen Ausdruck gab diesen Erinnerungen der jetzige Leiter des Theaters, Hofrath Werther, in einem zur Aufführung gekommenen Festspiel: „Poesie und Geschichte".

Aus der Schriftstellerwelt.

In den ersten Octobertagen versammelte sich der Deutsche Schriftstellertag in Dresden, wo ihm von seiten der Stadt die ehrenvollste Aufnahme zutheil wurde. Am 5. October fand im Saale des Stadtverordnetencollegiums die Plenarsitzung statt, welche der Vorsitzende Dr. Friedrich Friedrich mit dem Bedauern eröffnete, daß die Theilnahme an dem Schriftstellertage keine größere sei, obschon sich die Misstände, an denen die Schriftsteller so lange gelitten, nur durch einen Verband beseitigen oder wenigstens mildern ließen. Nach dem Geschäftsbericht besteht der Verband aus 140 Mitgliedern, von denen 29 auf Berlin, 19 auf Leipzig, 17 auf Dresden und 6 auf Wien kommen.

Der erste Gegenstand der Tagesordnung war: Begründung eines Schiedsgerichts über Streitigkeiten zwischen Schriftstellern untereinander und Schriftstellern und Verlegern. Panthenius aus Leipzig stattete hierüber Bericht auf Grundlage der von einer gewählten Commission gefaßten Beschlüsse. Als Sitz des Schiedsgerichts wurde Leipzig vorgeschlagen, in dasselbe gewählt Panthenius, Dr. Ziel, Dr. Lange, Gosche und Gosse, nachdem die Beschlüsse der Commission acceptirt waren. Auch die Anstellung eines Syndikus, der Contracte zwischen Schriftstellern und Verlegern entwerfen und Processe für Verbandsmitglieder führen sollte, wurde beschlossen. In einem solchen Syndikat, wie es die Deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren seit langer Zeit besitzt, sehen wir in der That die praktische Handhabe für eine wirksame Vertretung der Rechte deutscher Schriftsteller.

Dr. Doehn in Dresden stellte den Antrag: in Betracht der Größe und Bedeutung des im verflossenen Jahre der deutschen Nation durch den Tod geraubten Dichters Karl Gutzkow in irgendeiner passenden Weise eine Sammlung anzuregen zur würdigen Herstellung eines Grabdenkmals für denselben. Nach längerer Debatte wurde dem Vorstand anheimgegeben, in der ihm passend scheinenden Weise die Frage weiter zu verfolgen.

Wir müssen bekennen, daß wir uns das Programm der Tagesordnung reichhaltiger gedacht hatten, indem doch manche bei der ersten Versammlung angeregte Organisationsplane noch der Ausarbeitung harren; doch sehen wir in jenem ersten Beschluß bereits ein sehr wünschenswerthes Resultat.

Das Festmahl fand in den schöngeschmückten Sälen des Königlichen Belvedere statt: Toaste auf Kaiser und König, die gastliche Stadt Dresden, die Harmonie zwischen Kunst und Literatur, die Wechselwirkung zwischen Schriftstellern und Publicum, allerlei Trinksprüche voll Geist und Humor in Prosa und Versen lösten sich ab; Tafellieder von J. Hübner, Franz Hirsch und Köppel-Ellfeld erhöhten die Stimmung. Am 6. October fand ein Ausflug auf einem Extradampfschiffe nach Meißen statt. Hier zog man unter Führung zweier Herolde und des Musikchorps nach dem Dome, wo unter Leitung des Musikdirectors Hartmann eine gelungene Musikaufführung den Gästen zu Ehren veranstaltet wurde. Dann wurde ihnen auf dem Schloßplatze eine Libation mit meißener Stadtwein zutheil; die Anrede dabei hielt Professor Flathe. Nach Besichtigung der Albertsburg unter Führung des Hofraths Roßmann folgte ein gemeinsames Mahl im Gasthof zur Sonne. Die Scheidenden begrüßte dann noch der Thurm des Doms und die Albrechtsburg in bengalischer Beleuchtung.

Die Herbsttage im Elbthal werden gewiß allen Theilnehmern eine freundliche Erinnerung bleiben. Möge sich aus der anmuthigen Umrankung gesellschaftlicher Freuden und Ehren der Kern eines thatkräftigen Wirkens des Schriftstellerverbandes immer tüchtiger entfalten!

Bibliographie.

Andersen, H. C., Das Märchen meines Lebens. Selbstbiographie des Verfassers, übersetzt und bis zum Tode ergänzt von E. J. Jonas. Illustrirte Ausgabe. 2 Bde. Berlin, Bichteler u. Comp. 8. 7 M.

Baumgärtner, H., Die Hohenstaufenbraut. Schauspiel. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M. 40 Pf.

Beer, A., Nama. Dramatisches Poem. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M. 40 Pf.

Internationale wissenschaftliche Bibliothek. 38ster Bd.: Die Völker Afrikas. Von R. Hartmann. Mit 94 Abbildungen. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Conrad, G., Antonia. Drama. Suleiman (Nachspiel). Berlin, Voß. 1877. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

— — Ferrara. Trauerspiel. Berlin, Voß. 1878. Gr. 8. 3 M.

Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann. 12ter Bd.: Schwänke des 16. Jahrhunderts. Herausgegeben von K. Goedeke. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 M. 50 Pf.

Gregorovius, F., Die Insel Capri. Idylle vom Mittelmeer. Leipzig, Brockhaus. 1880. 8. 1 M. 80 Pf.

Heine, H., Ostern bis Pfingsten. Sonette. Dessau, Reißner. 8. 60 Pf.

Heksch, A. F., Die Donau von ihrem Ursprung bis an die Mündung. Eine Schilderung von Land und Leuten des Donaugebietes. Mit 200 Illustrationen und einer Karte. 1ste bis 3te Lfg. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 60 Pf.

Hellenbach, L. B., Die Vorurtheile der Menschheit. 2ter Bd. Wien, Wien, Rosner. Gr. 8. 6 M.

Johann, König von Sachsen, Dichtungen, veröffentlicht von J. Petzholdt. Dresden, Schönfeld. Gr. 8. 1 M.

Kertbeny, K. M., Petöfi's Tod vor 30 Jahren 1849. Jókai's Erinnerungen an Petöfi 1879. Historisch-literarische Daten und Enthüllungen, bibliografische Nachweise. Leipzig, Friedrich. 1880. Gr. 8. 2 M.

Körner, F., Die Seele und ihre Thätigkeiten. Nach den neuesten Forschungen auf Grund physiologischer Gesetze für Theologen, Pädagogen, Juristen und Gebildete dargestellt. Leipzig, Eigendorf. 1880. Gr. 8. 5 M. 40 Pf.

Kraszewski, J. J., Meister Twardowski (der polnische Faust). Volkssage, nach dem Polnischen frei bearbeitet von H. Max. 2 Bde. Mit besonderer Bewilligung des Verfassers. Wien, v. Waldheim. 8. 5 M. 60 Pf.

Liliput. Belletristische Miniatur-Bibliothek. Herausgegeben von M. Bern. I. Münster, Brunn. 32. 1 M. 50 Pf.

Parpart, Alice v., Erinnerungs-Blätter an den 17. bis 24. Juni 1879. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Der Neue Pitaval. Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring (Wilibald Alexis). Fortgeführt von A. Vollert. Neue Serie. 14ter Bd. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Prel, C. du, Psychologie der Lyrik. Beiträge zur Analyse der dichterischen Phantasie. Leipzig, E. Günther. 1880. Gr. 8. 4 M.

Reichenheim, E., Gedichte. Berlin, Administration des „Mehr Licht". 8. 2 M.

Rogge, W., Oesterreich seit der Katastrophe Hohenwart-Beust. 2 Bde. Leipzig, Brockhaus. 8. 16 M.

Rubi. Eine Novelle von Aurelius. Leipzig, Otto u. Kadler. 8. 3 M. 50 Pf.

Rudolph, E., Bilder aus dem deutschen Familienleben. Chemnitz, Bülz. 8. 3 M.

Schücking, L., Das Recht des Lebenden. 3 Thle. Leipzig, Brockhaus. 8. 13 M. 50 Pf.

Schultze, M., Kinnor-Lieder. Alt-ebräische Dichtungen in metrischer Uebertragung. Mit erläuternden Anmerkungen. Leipzig, E. Günther. Gr. 16. 3 M.

Schwerin, Josephine Gräfin, Am Scheidewege. Roman. Berlin, Grosser. 1880. 8. 4 M. 50 Pf.

Seoane, Marquis de, Elliptische Philosophie des verborgen Wirkenden. Pantanomische Pentanomie oder das fünffache Universal-Gesetz. 1ster Thl.: Die Integral-Philosophie. (Mit gegenüberstehender französischer Uebersetzung.) Frankfurt a. M., Rommel. Gr. 8. 4 M.

Sohaux, H., Aus West-Afrika. 1873—1876. Erlebnisse und Beobachtungen. 2 Thle. Mit einer Karte. Leipzig, Brockhaus. 8. 12 M.

Steen, A., Francis Alard, oder der Kampf und Sieg des Glaubens. Ein historisches Gemälde aus der Reformationsgeschichte. Aus dem Holländischen. Köln, Schewe u. Comp. 8. 1 M. 20 Pf.

Kleines Theater. Familien- und Vereins-Theater. 37tes Heft: Der Besuch beim Lieutenant. Posse von C. Weber. Paderborn, Kleine. 8. 45 Pf.

Winterfeld, A. v., Zwei Erbfeinde. Komischer Roman. 4 Bde. Jena, Costenoble. 1880. 8. 16 M.

Wollner, W., Untersuchungen über die Volksepik der Grossrussen. Mit einem Anhang: Analyse einiger der wichtigeren grossrussischen Volksepen. A. Die älteren Helden. B. Die Helden von Kiev. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 4 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Oesterreich
seit der Katastrophe Hohenwart-Beust.

Von

Walter Rogge.

Zwei Bände. 8. Geh. 16 Mark.

Diese lebendige, zeitgenössische Darstellung der neuesten Geschichte Oesterreichs, vom Sturz des Ministeriums Hohenwart bis zum Rücktritt des Grafen Andrássy, wird sicher mit gleich großem Beifall aufgenommen werden wie des Verfassers in demselben Verlage erschienenes Werk „Oesterreich von Világos bis zur Gegenwart" (3 Bde., Preis 22 Mark), an welches sich das vorliegende unmittelbar anschließt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Aus West-Afrika.
1873—1876.

Erlebnisse und Beobachtungen

von

Hermann Soyaux.

Zwei Theile.

Mit einer Karte. 8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Der Verfasser hat als Mitglied der Deutschen Expedition nach Südwest-Afrika Gelegenheit gehabt, über Bodengestaltung, Vegetation, Thierwelt, klimatische Verhältnisse der westafrikanischen Küstenländer sowie über den Charakter und die Zustände der eingeborenen Bevölkerung viele neue interessante Beobachtungen zu machen, die er in frischer, farbenreicher Anschaulichkeit mitzutheilen weiß. Sein Werk nimmt somit neben andern Publicationen über die genannte Expedition einen durchaus selbständigen Platz ein und bereichert in fesselnder Weise unsere Kenntniß von dem dunkeln Welttheil.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Teatro italiano.
Für den Unterricht im Italienischen herausgegeben von

G. Locella.

1.—4. Bändchen. Jedes Bändchen 60 Pf.

1. Giacosa, G. Acquazzoni in Montagna.
2. Gozzi, C. Turandot, Principessa chinese.
3. Fambri, P. Il Caporale di settimana.
4. Gherardi del Testa. L' oro e l' orpello.

Diese Sammlung der beliebtesten italienischen Theaterstücke, zum Uebersetzen ins Deutsche eingerichtet und mit erklärenden Anmerkungen versehen, bietet ein vorzügliches Hülfsmittel zur Erlernung der italienischen Umgangssprache für Schulen wie beim Selbstunterricht.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Recht des Lebenden.
Roman von

Levin Schücking.

Drei Theile. 8. Geh. 13 M. 50 Pf.

Wie jedes neue Werk, womit Levin Schücking die Lesewelt beschenkt, darf auch dieser soeben erschienene, spannende und geistvolle Roman aus seiner Feder der freundlichsten Aufnahme sicher sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Schwänke des sechzehnten Jahrhunderts.
Herausgegeben von **Karl Goedeke.**

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

(Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts. 12. Band.)

Aus der Volksliteratur der Reformationszeit sorgfältig ausgewählte Märchen, Novellen, Legenden, Parabeln, Lügengeschichten, Pfaffenhistorien u. dgl., von dem Herausgeber mit erklärenden Anmerkungen und einer lehrreichen Einleitung versehen. Die oft derben Scherze und Schwänke liefern ein charakteristisches Bild von dem deutschen Volksleben jener Zeit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Nibelungenlied.
Uebersetzt von

Karl Bartsch.

8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Der bekannte Germanist und verdienstvolle Forscher Karl Bartsch war vor allen dazu berufen, unser großes Nationalepos aus den alten Ideen unter Beibehaltung der Versform des Originals in die poetische Sprache der Gegenwart zu verpflanzen. Eine vorausgeschickte Einleitung orientirt den Leser über den Stoff und die Entstehungsgeschichte des Nibelungenlieds.

Soeben wurde vollständig:

Brockhaus' Conversations-Lexikon.
Zwölfte umgearbeitete Auflage.

15 Bände. Geheftet 90 M. In Halbfranzband 112 M. 50 Pf.

Brockhaus' „Conversations-Lexikon" liegt in der zwölften Auflage nunmehr vollendet vor und empfiehlt sich außer durch Gediegenheit der Bearbeitung und Wohlfeilheit des Preises namentlich auch als das **neueste**, bis auf die unmittelbare Gegenwart reichende.

Jedes ältere Conversations-Lexikon wird **im Umtausch** zu 30 Mark angenommen.

Eine **bildliche Ergänzung des Conversations-Lexikon** bietet der **Bilder-Atlas**: 500 Tafeln, 8 Bde., geh. 75 M., geb. 105 M.; Erläuternder Text, 2 Bde., geh. 15 M., geb. 20 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 44. — 30. October 1879.

Poetische Uebersetzungen.

1. Gedichte und Tagebuchblätter von Oskar II., König von Schweden und Norwegen. Im Versmaße des Originals mit allerhöchster Autorisation übersetzt und mit Erläuterungen versehen von Emil J. Jonas. Oberhausen, Spaarmann. 1879. Gr. 8. 6 M.

Auf Wunsch des hohen Dichters ist die Uebersetzung dem Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach gewidmet, wie es denn in dem von Jonas verfaßten Dedicationssonett am Schluß heißt:

Ein königlicher Sänger, dem im Busen
Das Lied der Meere braust, die er befahren,
Er sendet diesen Gruß zur Stadt der Musen,

Um seines Herrschers Freundschaft sich zu wahren:
Und so vor deine Hoheit leg' ich nieder
Als sein Kurier ins Deutsche — diese Lieder.

Da der König unsers Wissens der deutschen Sprache vollkommen mächtig ist, so kann das günstige Resultat seiner Vergleichung zwischen Original und Uebersetzung um so mehr zu der Annahme berechtigen, daß beide, so weit dies überhaupt bei verschiedenen Sprachen möglich ist, sich aufs beste decken. Die Uebersetzung läßt, wie wir meinen, nichts zu wünschen übrig.

König Oskar, einst selber Seemann, der vom Cadet nach wohlbestandenem Examen zum Lieutenant und weiterhin zum Admiral aufstieg, war erst zwanzig und einige Jahre alt, als er diese hauptsächlich auf die schwedischen Seehelden (Puke, Sölfverarm, Stedingk, Törning, Ehrensköld, Horn, Hökenflykt, Uggla, Psilander) bezüglichen Gedichte verfaßte.

Also das Meer, das gewaltige Meer, das den Mann, der sich ihm gegenüber befindet, zur Anspannung aller Kräfte auffordert; alles Zerstreuende, Sentimentale, Phrasenhafte findet nicht Platz; der Schiffsbord ist das Castell, wo die inmitten aller Schwankungen auf einem Punkte gesammelte Intelligenz gleichsam festen Fußes der anstürmenden Naturmacht entgegentritt: wer mag verkennen, daß dies Meer auf die Charakterbildung des Königs sowie seiner Gedichte günstig einwirkte? Frei, frisch und doch festgefugt! Mögen hier gleich folgende Stellen aus dem Gedicht „Ein Tag in Svenskfund" als Proben plastischer Poesie gelten:

Es war der alte Bootsmann Skepp. Entlegen
Im Kranz der Fichten von befahrnen Wegen
Und fern der Dorfschaft stand sein einsam Dach.
Der Blick aufs Meer rief ihm Erinnrung wach.
Und heut, am Eichentisch noch saß er eben
Und las das Wort des Herrn, das ew'ge Leben,
— Des Vaters Bibel war's, die vor ihm lag —
Da von der Lidöbucht zum goldnen Tag
Aufdonnert ein Kanonenschlag.

Skepp stürzt hinaus. Orlogsmänner, die er seit dreißig Jahren nicht gesehen, landen an der Küste:

Doch in dem Augenblick, als er hernieder
Zur Küste kam, da scholl das Lied der Lieder
Zum Himmel auf, das aller Hölle Spott
Bezwingt: „Ein feste Burg ist unser Gott!"
Da wachten auf in seines Herzens Tiefen
Gedanken, die viel tausend Tage schliefen.
Trotz seiner achtzig Jahre fühlt der Greis
Sich wie ein Jüngling, und die Thräne heiß,
Sie mahnt ihn an ein Lorberreis.

Nach Beendigung des Liedes steht er noch, in Gedanken versunken. Doch Einer

Errieth wohl, was den Alten hergetrieben,
Und sprach ihn an in Ehren, wo er stand,
Der mit dem Schwerte einst in tapfrer Hand
Gedient dem theuern Vaterland.

Man führte den Alten ins nächste Zelt und lud ihn ein, der Jungen Mahl zu theilen und bei gutem Trunk der frühern Tage zu gedenken:

Saht Ihr wol je im Lenz in Waldeswonne,
Geschützt vom Dickicht vor der Glut der Sonne
Einsamen Schnee, der unversehrt sich hält,
Wenn Blumen schon geschmückt das nahe Feld?
Wohl birgt er sich, doch Frühlings Sonne findet
Zu ihm den Weg; sie küßt ihn und er schwindet,
In Thränen noch der Wonne sich bewußt.
So schwand der Schnee auch in des Alten Brust
Bei der Erinnrung Jugendlust.

Nun erzählt Skepp aus vergangenen Tagen:

Wohlan, so hört von einem Heldentag,
Von Svenskfund, was ein Mann Euch künden mag,
Der (nämlich Skepp) dort in seinem Blute lag.

Und kaum hat er das letzte Wort gesprochen,
Da war ein Sturm von Beifall ausgebrochen.
In jedem Seemannsblicke blitzt die Lust,
Und Hochgefühl schwellt jede Seemannsbrust.
Doch Einer sprach: „Ihr Brüder, laßt uns leeren
Die Gläser auf den Tag voll Ruhm und Ehren,
Auf jeden, der einst kämpfte bei Svenskfund,
Auf Skepp, den alten Skepp in Björkö-Lund,
Den Ehrengast zu dieser Stund'!"

Das Nähere über Svenskfund, Hogland, Horn, Oland, Ehrensköld u. s. w. erfahren wir aus den angefügten ausführlichen historischen Erläuterungen, welche der schwedische Marineoffizier Henrik von Trolle (Verfasser des Romans „Der Seeoffizier" und „Gustav's III. Testament") dem Uebersetzer auf dessen Wunsch schrieb. Und so dienen denn diese Erläuterungen dazu, das specifisch Schwedische der damaligen Ereignisse, die sich, wie auch andere Schlachtgeschichten, je weiter sie in die Vergangenheit zurückreichen, desto mehr der historischen Kunde entziehen, der allgemeinen Theilnahme für die Heldenthaten unserer germanischen Stammgenossen zu vermitteln.

Interessant ist es, zu lesen, wie der königliche Jüngling dem russischen Feinde gegenüber sich ausdrückt:

So ergießen
Sturzfluten sich in ungeheurem Schwalle,
In Massen ungeordnet, doch voll Noth.
Der Sklav', den seine Wächter blutig stießen,
Rafft sich empor, und fielen ringsum alle,
Er stürzt mit Raserei sich in den Tod.
— — — — — — — — —
Auf Gnade wollt ihr diesen euch ergeben,
Die weder Ehrenwort noch Eide halten
Und euern Brüdern Ketten angelegt?
— — — — — — — — —
Auf Finlands Raub sieht man den Zaren lauern,
Den Stahl schon für ein wehrlos Volk geschärft.
— — — — — — — — —
Mit Schrecken sehen nahn der Ostseewogen
Zahllose Leichterschiffe und Galeren
Und Flaggen, die sie früher nicht gekannt,
Mit Dolch und Flaggen Flotten ausgezogen,
Von Mord und niederm Strandraub sich zu nähren,
Doch nie zum Muth der offnen Schlacht entbrannt.

Daß der Verfasser von hohem Patriotismus für sein Vaterland beseelt ist, braucht kaum erwähnt zu werden:

O hätt' hervorzuzaubern ich die Macht,
Was glorreich war in den vergangnen Tagen,
Die hohe Heldenkraft in Sturm und Schlacht,
Den treuen Opfermuth in Noth und Nacht,
Ausharrend im Vollbringen und Entsagen:

Wie wär' ich stolz, der ich mein Herz verband
In erster Liebe unsrer Vorzeitsehre. —
Nimm hin mein Lied, o theures Vaterland!
Es schlägt die Saiten keine kund'ge Hand,
Doch sei's wie Opfergruß aus deinem Meere.

Und so dürfen wir denn wol sagen, auch auf Grund der im vorigen Jahre vom Verfasser herausgegebenen, mit großem Beifall aufgenommenen lyrischen Gedichte: nicht allein ein König, sondern auch ein Dichter von Gottes Gnaden, der stolz ist auf seine Schweden und Norweger wie diese stolz sein können auf ihren König.

Außer zwei Gedichten („Rolandseck" und „Zu schnell") enthalten die in Prosa geschriebenen „Blätter aus meinem Tagebuche" auf 39 Seiten: „Eine Gemsjagd im bairischen Tirol"; „Durch die Schweiz 1863"; „Im norwegischen Hochgebirge".

Beim äußerst schwierigen Hinaufsteigen macht der Verfasser über den Führer, Namens Hohenadel, die Bemerkung:

Hohenadel ist ein Riese, drei ein Viertel Elle hoch, mit den breitesten Schultern, die ich jemals gesehen habe, und mit edeln Gesichtszügen, aus welchen Entschlossenheit, Kühnheit und Grundehrlichkeit leuchten. Er ist der Sohn einer geringen Hütte, dessen ganzes Leben zwischen den Gletschern und Lavinen der Alpen verflossen ist. Gesund und ungekünstelt hat es ihn gelehrt, sich an Todesgefahren tausendfacher Art zu gewöhnen, und seinem ganzen Wesen den Stempel einer großen und mächtigen Natur aufgedrückt. Er sprach nicht viel, als er mit der mattscheinenden Blendlaterne in der einen, den Alpenstock in der andern Hand und mit seiner Büchse über der Schulter vor uns am Felsenabhang dahinwanderte; aber er verstand es doch, ein Vertrauen in uns zu erwecken, wie es tausend Worte eines andern nicht vermocht hätten.

Wir erwähnen hier gleich: es macht einen wohlthuenden Eindruck, daß der Verfasser als Fürst und König auf allen Blättern seines Buchs ganz zurücktritt und nur sozusagen der Gentleman in der besten und weitesten Bedeutung des Wortes erscheint.

In liebenswürdiger Weise wird der Gemsen gedacht:

Muntere schöne Thiere! Weshalb lauert euch der Schütze mit dem todbringenden Blei auf inmitten der Wunder dieser Ehrfurcht gebietenden Offenbarung der Allmacht des Schöpfers? So fragt man sich unwillkürlich, wenn man zum ersten male das reizende Thier in seinen freien Bewegungen gesehen hat.

In der That, es ist uns unbegreiflich, wie man die öde Natur da oben noch öder macht, indem man sie des fast einzigen Lebens darin beraubt und zwar des Lebens zierlicher Geschöpfe, die niemand etwas zu Leide thun; und das fast nur aus Mordluft, denn die Trophäen: das Bratenstück für die Küche und die Hörner als Garderobepflöcke für die Wand, stehen im schreienden Misverhältniß zu der Größe der von vornherein verwerflichen Arbeit. Der altindische König Açôka verbot in einem Edicte den Mord der Thiere, d. h. die unnütze zwecklose Tödtung von Thieren, und Schiller läßt den Genius des Gebirges mit dem Rufe: warum verfolgst du meine Heerde? über ihr walten. Aber wie jetzt die Dinge noch sind, macht man die Jagd ohne Gewissensbisse mit. Der Verfasser selber schoß einen „kapitalen Bock, den größten unter den vier erlegten":

Den Kopf mit dem prächtigen, hübsch gewundenen Horn, den spitzen Ohren, den wachsamen Augen und der feinen Nase ließ ich ausstopfen und verwahre denselben jetzt noch in meinem Heim. Mit Freuden betrachte ich ihn recht oft.

Lieber die Erinnerung an den Bock mit den wachsamen Augen und der feinen Nase, den man als lebendigen laufen ließ, als der Anblick des vor uns befindlichen ausgestopften todten Thieres.

Von Frankfurt aus, „der langweiligen alten Stadt", wo gerade der Fürstencongreß seine letzte Zusammenkunft gehalten, ging es im Fluge durch die Schweiz bis zu den norditalienischen Seen. Der Verfasser sagt:

Auch ich sehnte mich fort nach einer schönen und einsamen Alpengegend, wo der Wanderer über der Großartigkeit der Natur alle Erinnerung an menschlichen Zwist und Kleinlichkeit vergessen kann.

Der Geburtsort Tell's wird mit gesperrten Lettern Bürgeren genannt, wir denken Bürgeln ist der Name.

Ueber den Gotthardpaß heißt es:

Die Natur offenbart sich hier in einer Riesengestalt und scheint gleichsam mit erdrückendem Ernst auf die Zwerge, welche an ihren steinharten Busen klopfen oder ihre Höhe und Tiefe messen, herabzuschauen. Der Riese hält Tausende von gewaltigen Felsstücken in seinen starken Händen oder trägt sie auf seinen, in einen Schneemantel gehüllten Atlasschultern. Nur eine kleine Bewegung — und man sieht die Lavine mit entsetzlicher Schnelligkeit in die dunkle Kluft hinabstürzen.

Etwas ausführlicher (auf 14 Seiten) ist der Aufsteig zu Pferde ins norwegische Hochgebirge, das Sognegebirge geschildert:

Auf der Thürschwelle bleibt die schöne Sennerin stehen und begleitet uns mit ihren Blicken, bis wir auf dem „Steg" hinter der nächsten Felsenspitze vor ihren Augen verschwinden. Ein gewöhnlicher Pferdehuf würde hier schwerlich eine sichere Stütze zu finden vermögen. Aber betrachte nur diese muthigen klugen Thiere, wie vorsichtig sie jede ihrer Bewegungen abmessen, und du wirst gleich mir ein unbeschränktes Vertrauen zu ihnen fassen. Stürzt jemals eins dieser ausgezeichneten Thiere — und das geschah bei unserer Reise ebenfalls —, dann ist es auf einem verhältnißmäßig wohlgebahnten Wege, wo das Pferd vielleicht glaubt, seine sonstige Aufmerksamkeit außer Acht lassen zu dürfen.

Der Uebersetzer erklärt in einer Anmerkung das Wort des Verfassers „ättestupor", das einen schroffen Felsen bedeutet, von dem sich die alten norwegischen Einwohner hinabstürzten, um auf diese Weise in Walhalla Aufnahme zu finden, für unübersetzbar. Wir meinen: „Kopfüberberg" statt „Riesenberg" würde dem Original entsprechen.

Wir steigen immer weiter empor. Es war ein trüber Morgen gewesen. Schließlich erscheint das blaue Himmelsgewölbe über uns, durch die getheilten Wolken dringt ein warmer Sonnenschein auf die Hochebene herab: jetzt ein lichter Strahlenblick, ein zweiter, ein dritter — es wird klares Wetter. O welcher Anblick! niemals kann derselbe meinem Gedächtniß entschwinden. Die klarsten Mittagsstrahlen der Sonne spiegeln sich gerade in diesem Augenblicke auf der glitzernden Oberfläche der Eismassen. Nun blitzen sie gleich einem Schmuck von kostbarsten Diamanten; bald sind sie klar, durchsichtig gleich dem reinsten Krystall, bald wieder schimmern sie grün und blau, wie die schönsten „Aquamarinen" oder „Saphire", und alle diese verschiedenen Farbenspiele erhalten noch mannichfache Nuancen durch den wechselnden Schatten vorüberziehender Wolken. Oben auf dem Gletscher erhebt sich ein mächtiger Felsen mit dem wilden Namen „Fanaraufen". Die Wände sind theils mit milchweißem Schnee bedeckt, theils zeichnen sie sich dunkel und fast schwarz ab, was bei dem kalten, lichtgrünen Farbenton, den die Luft stets in der Nähe des ewigen Schnees annimmt, einen geradezu grausigen Eindruck macht. Der Schneenebel scheint sich an die Spitzen der Hurunga-Tinderne (Spitzen), den höchsten Theil der Sogne-Fjeldene (an 9000 Fuß hoch), anzuklammern, und wenn ein schwacher Luftzug sich bestrebt, diese leichten Wolken fortzuführen, so wirbeln sie empor, und man bekommt eine nicht ganz ungetreue Nachahmung von halberloschenen, rauchenden Vulkanen, wodurch die Eigenthümlichkeit des Bildes noch erhöht wird.

Wir theilen auch folgende Stelle mit, wo die Großartigkeit der Natur nicht blos dem Auge vorgeführt wird, sondern mit der Seele des Verfassers in innige Beziehung tritt:

Gedanke und Gefühl erheben sich mit dem Boden, erweitern sich mit der Aussicht. Man fühlt sich so fern — fern von der Welt, in der man sich sonst bewegt hat, fast dem Erdenleben entrückt und Angesicht gegen Angesicht dem allmächtigen Schöpfer der Natur plötzlich gegenübergestellt! Man erkennt seine eigene Zwerghaftigkeit und Ohnmacht. Niemals zuvor hatte ich so überwältigende Gefühle empfunden, außer vielleicht bei einem Sturme auf dem einsamen Atlantischen Ocean, oder vielleicht beim Anblick der Wüste Sahara von der Spitze der Cheops-Pyramide. In letzterm Falle hat man jedoch die Nachbarschaft einer cultivirten Gegend und einer volkreichen Stadt; man braucht sich nur umzudrehen, um Kairos Minarets und Citadelle zu sehen. Auf dem Meere wieder gibt wenigstens das eigene Schiff für das Auge einen Ruhepunkt ab. Ich befinde mich dort am Bord, umgeben von einer Menge Menschen, welche alle an einer Thätigkeit theilnehmen, die mich selbst vollkommen beschäftigt; außerdem fühle ich, daß ich mein Heim mit mir trage. Hier dagegen, hier bin ich losgerissen von allem — ein Körnchen Staub auf der tiefen Schneemasse. Ich sehe meine Unbedeutendheit immer deutlicher ein, je größer und mächtiger die Naturerscheinungen vor mein Auge treten, welche von Ehrfurcht gebietender Ruhe so leicht, so urplötzlich zum vernichtenden Kampfe erwachen und dem Wanderer einen sichern Untergang bereiten können.

Auf dem höchsten Theile ihres Wegs erscheint der kleinen Karavane ein alter Renthierjäger, der den Eindruck einer lebendigen Statue machte:

Wol siebzig Winter hatten sein Haar beschneit, aber es schmückte sein stolzes Haupt. Auf sein grobes, aber sicher treffendes Gewehr gestützt, gleich einer Bildsäule unbeweglich — so gewahrten wir ihn zuerst auf einer Höhe vor uns. Schweigend und ernst war sein Gruß, und ebenso unbeweglich stand er noch an demselben Platze, als er unsern Blicken bereits entschwand.

Zur Rückkehr nach der Meeresküste gewandt, senkte sich von der letzten Einzäunung (Houg), welche die Bewohner der unterhalb der Berge gelegenen Thäler Prinz Oskar's Houg nennen, der Blick in klaffende Abgründe hinab. Es heißt hierüber:

An recht günstigen Tagen soll man von diesem Abhange das Meer, den Boden dieses Abgrundes, ganz deutlich wahrnehmen. Jetzt vermochten wir die Erscheinungen dort unten nur ganz dunkel zu unterscheiden, denn das Sonnenlicht strahlte uns in die Augen. Man bedenke nur: diese Bucht war mehr unter uns als vor uns. „Wir sollen doch nicht etwa zu Pferde in diesen Abgrund hinab?!" So fragte ich oder richtiger, dachte ich laut bei diesem ungewohnten Anblick. „Ja, es wird wol nicht anders gehen, du!" antwortete mit der unnachahmlichen, Vertrauen erweckenden Ruhe mein ehrenwerther Führer. Ich fühlte, daß ich erröthete, und beschloß deshalb, geschehe was da wolle, nicht vom Pferde zu steigen. Und — es ging! Bei dem letzten Strahl der milden Abendsonne gelangten wir ans Ufer, lebendig und unversehrt. Aber den abenteuerlichen, halsbrechenden, schwindelnden Weg zu beschreiben — das vermag meine Feder nicht.

Die mitgetheilten Proben bezeugen die vorzügliche prosaische Darstellungsgabe des Verfassers, die hinter seiner poetischen nicht zurücksteht. Wie viel Interessantes, Charakteristisches, mit festem Griffel unserm Gedächtniß Eingeprägtes auf dem engen Raume von nur sieben Blättern! Und so denken wir: der Leser wird, was der Verfasser in so herzgewinnender Weise darbot, sich freudig aneignen.

2. Bulgarische Volksdichtungen. Gesammelt und ins Deutsche übertragen von Georg Rosen. Leipzig, Brockhaus. 1879. 8. 4 M.

Georg Rosen motivirt die Herausgabe dieser ins Deutsche übertragenen bulgarischen Volksdichtungen durch die neuesten Ereignisse, welche die Aufmerksamkeit auf die früher so wenig beachteten Völker der Balkanhalbinsel hinlenkten. „Es ist

der Mühe werth geworden", sagt er, „zu erfahren, um was für Menschen jene Ströme rothen Blutes und schwarzer Tinte geflossen sind und noch fließen sollen."

Die in jeder Beziehung interessante Einleitung weist die Entstehung der bulgarischen Volksdichtungen nach, wie sie gegenwärtig im Druck vorliegen. Nachdem der verdienstvolle serbische Schriftsteller Wuk Stefanowić Karadschić mit einem mehrbändigen Werke serbischer Volkslieder, die er aus dem Munde des Volks aufgezeichnet, den Anfang gemacht, erweckte die zunächst im westlichen Europa dafür gewonnene und auf Serbien zurückwirkende Theilnahme das Verlangen, in ähnlicher Weise auch bulgarische Volkslieder zu besitzen. Ein Bosnier, Stephan Werkowić, der sich in Serez, einer Binnenstadt Macedoniens, niederließ, schrieb, so viel er deren habhaft werden konnte, nieder, nachdem er sich der mit seiner heimatlichen Sprache verwandten bulgarischen bemächtigt hatte. Die Sammlung erschien 1860 zu Belgrad auf Kosten der serbischen Regierung. Etwas später reisten zwei Bulgaren, die Gebrüder Demeter und Konstantin Miladinow, in Macedonien umher, um Gedichte aufzuzeichnen. Ihre Sammlung, welche die Werkowić'sche an Reichhaltigkeit weit übertrifft, ließ der um die Förderung der südslawischen Literatur sehr verdiente Bischof Stroßmair von Djakowar auf seine Kosten drucken. Ein bulgarischer Gelehrter, Wassilije Tscholakoff, gab elf Jahre danach zu Bolgrad in Bessarabien den „Bulgarischen Nationalschatz" heraus, welches Werk außer Aufsätzen über nationale Festtage, Sitten und Gebräuche viele Sprichwörter und Gedichte enthält. Der oben erwähnte Werkowić besuchte dann noch den das Rhodopegebirge bewohnenden wenig bekannten Bulgarenstamm der Pomaken, wo er eine Reihe längerer Dichtungen von sehr alterthümlichem Gepräge vorfand, welche 1871 und 1872 ebenfalls die serbische Regierung auf ihre Kosten veröffentlichte, die sich also um die Herausgabe bulgarischer Volkslieder sehr verdient gemacht hat. Endlich enthalten die zu Bukarest 1872 erschienenen „Wanderungen im Balkan" von Panajot Hitow mehrere in den Text aufgenommene Haidukenlieder. Auf diese Weise erwuchsen aus dem keineswegs erschöpften Liederquell gegen anderthalbtausend bulgarische Dichtungen, von denen einige so lang sind, daß sie als selbständige Werke gelten könnten. Das vorliegende Buch des Verfassers enthält eine Auswahl, und zwar unter vier Titeln: „Nachklänge vorchristlichen Volksglaubens"; „Kirchliche Dichtungen"; „Bilder und Erinnerungen aus der Balkanhalbinsel"; „Poetische Erzählungen, Fabeln, Idylle".

Die anderthalbtausend veröffentlichten Lieder lassen auf die unerschöpfliche Gesangeslust des Volks und von dieser auf die socialen Verhältnisse desselben schließen. Nicht einer oder mehrere dichteten dergestalt, daß das in Schriftzüge oder Lettern gebannte Wort gleichsam gehämmert, unverrückbar von Hand zu Hand ging, sondern indem es unmittelbar frisch aus einem Herzen ans andere sprang, fühlte sich dieses berufen, aus eigenem Quell die dargebotene Gabe je nach der augenblicklichen Stimmung oder Inspiration zu modificiren. Das heißt: das ganze bulgarische Volk schuf an diesen Dichtungen, Volksdichtungen im eigentlichen Sinne des Wortes; die Namen der einzelnen Verfasser sind ganz unbekannt. Hauptsächlich das weibliche Geschlecht trug zur Verbreitung der Dichtungen bei. An den großen Festtagen, wie Ostern, Sanct-Georgen, bilden nämlich, wie Miladinow erzählt, die Mädchen der Stadt in einem Garten außerhalb des Thors einen einzigen langen Reigen, den die Tantscharka (Vortänzerin) mit einem Liede anführt. Die eine Hälfte des Reigens stellt den Chor der Tantscharka dar, die andere Hälfte singt den Refrain jeder Versabtheilung. Nach Beendigung des Liedes überläßt die Tantscharka, indem sie sich ans untere Ende des Reigens stellt, den Gesang eines zweiten Liedes dem ihr zunächst stehenden Mädchen, und dieses in gleicher Weise dem folgenden, sodaß schließlich alle Tantscharkas gewesen sind, woraus sich denn entnehmen läßt, daß jede, da sie als Primadonna sich zeigen muß, in der Erwartung einer großen gespannt lauschenden Zuhörerschaft durch Vorübungen ihre Stimme zu vervollkommnen sucht. Selbst beim Wasserholen am Röhrenbrunnen werden von den Mädchen Reigen aufgeführt. Miladinow erhielt von den Chor- und Tanzführerinnen die meisten seiner Lieder, und Werkowić erwähnt, daß in Macedonien die bulgarischen Frauen, wie die Vögel im Frühling, so fast ihre ganze Jugend mit Singen zubringen. „Eine gewisse Dafina", sagt der Verfasser, „eine Bäuerin aus dem Dorfe Profenik, am rechten Struma-Ufer, in einer Vorstadt von Serez lebend, konnte dem Werkowić gegen 270 verschiedene Gedichte vorsagen, von denen er 235 seiner Sammlung einverleibt hat."

Glückliches Volk (wir sagen ausdrücklich Volk), welches noch singen kann! Singen die Weiber, dann müssen auch wol die Männer einstimmen und wir halten das wahrlich für kein Unglück. Der Gesang ist die musikalische, vermittelnde, umschmeichelnde Welle. Je schnöder sich im westlichen Europa, zumal in den ungeheuern Hauptstädten, die Einzelnen isoliren und insularisch nebeneinanderstellen, wo jeder im Kampfe ums Dasein ficht und befehdet, ausbeutet, zerbröckelt, niederwirft, desto mehr verschwindet der Gesang beim Volke, und an die Stelle sanfter, allgemein menschlicher Stimmungen tritt das Kurzangebundene des Wesens, die Schroffheit des Wortes, der Aufschrei gepreßter Gefühle, der bitterste Ernst, der keinen Gesang aus unmittelbarer Herzenslust aufkommen läßt.

War denn das bulgarische Volk unter türkischer Herrschaft so unglücklich, wie es sich nach Anleitung eines freilich nicht musikalischen Chorführers einbildete? Der Verfasser, welcher die orientalischen Verhältnisse genau kennt, macht in Beziehung darauf eine interessante Bemerkung, die gewiß manchen überraschen wird:

> Von den volkswirthschaftlichen Verhältnissen darf man sich nicht nach panslawistischen Sensationsberichten ein Bild zu machen versuchen. Die Sorge um das tägliche Brot spielt in den Liedern nur etwa, um die Härte des verwandten reichen Geizhalses zu illustriren, eine Rolle; der Staatsabgaben wird kaum je gedacht. Die untergeordnete Stellung zu den Türken wird beinahe lediglich als ein sociales Verhältniß aufgefaßt, das, als in der Ordnung der menschlichen Dinge begründet, sich leichter ertragen läßt als nationale Domination. Schon durch sein bloßes Vorhandensein beweist der bulgarische Liederschatz, daß dies Volk keineswegs unter einer alles ertödtenden Knechtschaft seufze.

Und Wercowić:

Von Natur sanften Charakters, bringt der macedonische Bulgar sein Leben, fern von fremdem Einfluß, unter emsiger Landarbeit inmitten seiner Stammgenossen hin und findet seine Erholung im Gespräch mit Freunden, im Erzählen von Geschichten und Singen von Nationalliedern. Wenn er auf dem Gebirge die Heerde weidet oder sie besucht, wenn er Holz fällt, wenn er auf dem Felde pflügt und gräbt, wenn er an Feiertagen unter Freunden im Schatten sitzt, besonders aber wenn er den Reigen (choro) tanzt, hallen Berge und Thäler von seinen wohlklingenden und ergreifenden Melodien wieder.

Der Verfasser selbst sagt weiterhin:

Ob diese friedliche Beschreibung auch jetzt nach den dem Moloch des Panslawismus, angeblich zum Heile auch dieser Macedonier, dargebrachten Hekatomben noch paßt? und ob, wenn nicht, die Leute sich glücklicher fühlen? — Wenigstens ihre naturwüchsige Poesie dürfte, von den unmittelbaren Folgen des Kriegs und der Empörung ganz abgesehen, schon durch das feindselige Hervorkehren der Nationalitätenfrage gewaltige Einbuße erlitten haben, und wer weiß, ob es jetzt noch möglich sein würde, Gedichtsammlungen wie die vorliegende zusammenzubringen.

Welcher Anstrengungen und Intriguen bedurfte es, um dies „idyllische Stillleben" zu einem blutigen Drama zu steigern, aus welchem sich eine besondere Nationalität hervorgestalten sollte! Aber darum handelte es sich gar nicht, sondern um die Losreißung von einem großen Staatskörper, damit der also frei, d. h. faßbar gemachte, kleine Mann in den vorgehaltenen Sack eines noch größern Staatskörpers hinabrolle.

Der bulgarische Volksstamm beschränkt sich nicht blos auf das eigentliche Bulgarien (1260 Quadratmeilen mit viertehalb, nach anderer Annahme mit zwei Millionen Einwohnern, wovon etwa zwei Drittheile griechische Christen), sondern erstreckt sich von Salonik nach Ost bis ans Rhodopegebirge und die Küstenlandschaften des Aegeischen Meeres, Thasos gegenüber; nach West über den Bistritzáfluß etwas südwärts hinaus, um dann längs des albanesischen Sprachgebietes sich unter den nördlichen slawischen Bruchtheilen zu verlieren. Also auch in Macedonien und Thrazien unter demselben Breitengrade mit Konstantinopel sind die Bulgaren ansässig, hier aber untermischt mit Tzintzaren (Macedano-Wlachen), Griechen, hauptsächlich an der Straße von Salonik bis zum Berge Athos, Türken, in der Serezebene und um das alte Philippi herum. Die zum Islam übergetretenen Bulgaren behielten theilweise ihre alte Sprache bei und führen zuweilen außer den türkischen Eigennamen, z. B. Hassan, Mehemed, christliche Familiennamen, z. B. Petkow, d. i. Peterssohn, Christow, d. i. Christossohn. Der am Rhodopegebirge ansässige Bulgarenstamm der Pomaken ist ganz mohammedanisch, ebenso mehrere Districte im mittlern und östlichen Balkan sowie die Nachkommenschaft der alten Adelsgeschlechter in Bosnien. Die Bulgaren südlich vom Balkan sind poetischer gestimmt als die nördlichen, und die meisten von Werkowić und Miladinow gesammelten Lieder stammen aus Macedonien und Thrazien. Sowol südlich als nördlich vom Balkan sind sie meist Bauern, d. h. sie betreiben Garten- und Feldbau. Ergreifen sie ein Handwerk, so verlieren sie gewöhnlich ihre Nationalität, lernen Griechisch und schließen sich den griechischen Handwerkergenossenschaften an. „Der macedonische Slawe", sagt Werkowić, „besitzt keinen Lehrer seines Volks und muß griechische und tzintzarische Popen halten; findet sich einmal unter den letztern ein geborener Bulgar, so hält er sich mit doppeltem Eifer zu den Griechen." Vor türkischen Behörden muß der Bulgar türkisch sprechen, und in der Kirche hört er nur Griechisch. Dennoch bewahrte er seine alte Sprache. Werkowić erklärt das aus der innigen Liebe des Bulgaren zu seinen traditionellen Gebräuchen, der Verfasser aus einer gewissen vis inertiae, die in der Türkei nicht hoch genug angeschlagen werden könne.

Was die Uebersetzung anbelangt, so durften wir vom Verfasser das Beste erwarten. Früher deutscher Consul in Jerusalem, Kenner der orientalischen Sprachen, aus denen er, z. B. aus dem Persischen des Dschelâl-ed-din Rumi, Schönstes in vortrefflicher Weise wiedergab, bewährt er auch hier seine poetische Gewandtheit. Das Versmaß, einige Stellen ausgenommen, wozu das Original Veranlassung gab, ist das nicht gereimte trochäische. Kleine Unebenheiten schlichen sich da wol ein, aber wir rügen sie weiter nicht, da sie nicht in die Wagschale fallen. Die unter dem Titel „Nachklänge vorchristlichen Volksglaubens" mitgetheilten Dichtungen sind wol die traditionell ältesten und entziehen sich daher mit ihren mythologischen Andeutungen dem Verständniß des Sängers sowol als des Zuhörers oder Lesers, d. h. man kann nicht augenblicklich klug daraus werden, es sei denn, daß man die Reliquien auf altindische Wurzeln stellte, was aber zu weit von der Sache abführen würde.

In den kirchlichen Dichtungen vermißt der Verfasser „alle Spur biblischen Christenthums". Maria wandelt da in einem Gebirge des alten Dardaniens, communicirt bei dem langbärtigen Sanct-Nikóla, läßt sich von dem alten Sanct-Elias Zurechtweisungen gefallen und verfertigt für die Kirche Stickereien. Sehr naiv, sehr familiär! Wenn Maria aus der Fremde kommt, so ist es ganz in der Ordnung, daß sie Bulgarin werde. Dann: Sanct-Demeter, eine Art Hausmeister bei Maria, heirathet eine blonde Schöne aus Sophia. Die Pathen sollst du werth halten wie den einigen Gott! Mit dem Osterfest und seinen rothen Eiern ist es doch ein viel hübscheres Ding als mit dem türkischen Bairam:

Die Gaben der Heiligen führen in neuer Form den Polytheismus zurück, sodaß sich das Christenthum dieser Legendendichter uns entschieden heidnischer entgegenstellt als der im Namen der Religion jüngst mit Krieg überzogene rein monotheistische Islam.

Man kann hier fragen: schrieben dichtende Popen oder Priester aus Unwissenheit, oder wollten sie aus pädagogischen Motiven dem unwissenden, naiv gläubigen Volke ausländische, sozusagen exotische Verhältnisse durch Näherrückung bis zur Handgreiflichkeit begreiflich machen? Auf Gemälden berühmter Meister findet man auch wol, daß Christus als Patricier mit zwölf Patriciern das Abendmahl genießt.

Gern möchten wir aus den vier Abtheilungen Proben mittheilen, müssen uns aber auf folgende eine beschränken, die, abgesehen von excentrischer Ausmalung, einen in wirksamer Steigerung ausgeführten Gedanken zum Gegenstande hat:

Falkenbotschaft.

Auf der Alpe schlugen sich zwei Drachen,
Schlugen sich bis trübe floß die Donau,
Und des Kampfes Ende war in Budim —
War in Budim in dem dunkeln Kerker.

Dort im Kerker lag der junge Grujo,
Lag neun Jahre in dem Kerker Budims.
Stets auf seiner Schulter saß sein Falk' ihm,
Und er speist' mit Blut aus seiner Wang' ihn,
Tränkt' ihn mit der Thrän' aus seinen Augen.

„Wachse, Vogel, wachse, bis du stark bist,
Denn nach meinem Hof will ich dich senden!
Aber wirst du, Falk, den Hof auch finden?"

Sprach zum Grujo drauf der graue Falke:
„Nicht doch, Grujo, nicht doch, junger Held du!
Sah' ich deinen Hof, ich kenn' ihn nimmer."

Sprach zum Falken drauf der junge Grujo:
„Laß dir sagen denn, o Falk, und höre!
Meinen Hof, du kannst ihn nicht verfehlen.
In der Mitt' ein weißer Röhrenbrunn' ist,
An dem Brunnen steht ein weißer Weinstock
Und ein krummer Obstbaum bei dem Weinstock."

Da erhob der Falke sich zum Fluge
Und gelangte hin nach Grujo's Hofe.
Ueberwachsen war der Hof mit Grase,
Welk und trocken war der weiße Weinstock,
Wasserlos der weiße Röhrenbrunnen,
Und verdorrt der krumme Baum daneben.
Drei Kukuke saßen auf dem Baume;
Einer girrt' vom Abend bis zum Morgen,
Dann der zweit' vom Morgen bis zum Abend,
Und der dritte immer, immer, immer.

Auf von Grujo's Hof schwang sich der Falke,
Kehrte wieder nach dem Kerker Budims —
Kerker Budims zu dem jungen Grujo.
Nieder setzt' er sich auf seine Schulter
Und berichtete von den drei Vögeln:

„Einer klagt vom Morgen bis zum Abend,
Und der zweit' vom Abend bis zum Morgen,
Und der dritte immer, immer, immer."

Sprach zum Falken drauf der junge Grujo:
„Der vom Abend klagt bis an den Morgen,
Der, o Falke, ist mein treues Ehweib;
Der vom Morgen klagt bis an den Abend,
Der, o Falk, ist meine liebe Schwester,
Doch der klagte immer, immer, immer,
Der, o Falk, ist meine alte Mutter."

Mögen diese Proben dazu beitragen, auf die Leistung des Verfassers aufmerksam zu machen, welche durch die neuesten, auf der Balkanhalbinsel sich noch immer abspielenden Ereignisse besonders bedeutsam wird.

Rudolf Kulemann.

Zur Reformationsgeschichte.

1. Die Theologie Melanchthon's in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Zusammenhange mit der Lehrgeschichte und Culturbewegung der Reformation. Dargestellt von Herrlinger. Gotha, F. A. Perthes. 1879. Gr. 8. 8 M.
2. Martin Luther. Ein Lebensbild. Von August Baur. Tübingen, Fues. 1878. Gr. 8. 6 M.

Referent macht an die heutige Literatur über die Reformation das Ansinnen, daß sie bei der anscheinend großen Kluft zwischen dem religiösen und wissenschaftlichen Bewußtsein der Jetztzeit und der Anschauung der Reformatoren zu der Frage Stellung nehme, was die Gegenwart denn eigentlich zu jenen Bemühungen und Leistungen zu sagen habe, welche die Geschichte unter dem Namen Kirchenreformation begreift. Wenn unleugbar im 16. Jahrhundert mit der Losreißung eines großen Theils der Christenheit vom Papstthum eine gewaltige Wandlung im christlichen Kirchenwesen vor sich gegangen ist, so muß eine gewissenhafte Forschung zuerst darüber ins Reine kommen, ob und wieweit die geschehene Aenderung eine Aenderung ins Bessere, eine des Titels Reformation würdige gewesen ist. Der Katholik, welcher den mit der sogenannten Reformation geschehenen Fortschritt zum Bessern leugnen muß, braucht eigentlich den Namen Reformation wie lucus a non lucendo, da er sich unter dem eingreifenden Vorgang des 16. Jahrhunderts nur eine Entartung des Christenthums unter den Händen von Abtrünnigen denken kann; aber auch der Protestant müßte sich in dem Falle, daß ihn blos die Negation in jener Bewegung, nicht aber auch deren Positionen ansprechen könnten, darüber entscheiden, ob er die dauernde Geltung, welche die Reformation beansprucht, ihr belassen, oder etwa einer Neuorganisirung des Religionswesens im Sinne der Aufklärung und Humanität harren solle. Nun, das Gros der Kirchengenossenschaft hat über die Frage entschieden. In wie Manchem es auch über das Credo der Reformation hinausgeschritten sein mag: es hält unbesehen doch seinen Anspruch fest, das Volk der Reformation zu sein. Aber nachzuweisen, in welchem Sinn und mit welchem Recht dies geschehe, das ist die Aufgabe heutiger Darstellungen aus dem Gebiete der Reformation, die, schon zur Kennzeichnung der betreffenden Phänomene jener großen Bewegung der Geister und Gemüther, deren Tragweite für die Zukunft schätzen und wägen müssen.

Die beiden uns vorliegenden, höchst schätzbaren Beiträge zweier schwäbischen Gelehrten zur Reformationsgeschichte befassen sich nicht näher mit der genannten Aufgabe. Ohne darum sich aller Kritik zu entschlagen, setzen sie die eigene wesentliche Uebereinstimmung mit dem großen Refomationswerk, von dem sie, wie gebührend, begeistert sind, bei ihrem Leserkreis voraus, unter Vermeidung dogmatischer Erörterungen. Im Augenblick können wir das Lob, der Stellung des modernen Bewußtseins zu der Reformation näher getreten zu sein, nur der von der Theologenzunft fast todtgeschwiegenen Schrift eines dritten Schwaben: Heinrich Lang's „Martin Luther, ein religiöses Charakterbild" (vgl. Nr. 26 d. Bl. f. 1871), geben. Nur hat Lang den Gegensatz zwischen Neuem und Altem in einer Weise gesteigert, daß sich kaum noch ein Zusammenhang der beiden Anschauungsweisen erkennen läßt.

So findet er beim Eintritt Luther's in das Kloster zwar mit Recht in dem Jüngling, der, ehe er von der Welt scheidet, noch einmal im fröhlichen Kreise seiner Freunde bei Wein und Gesang verweilt, ein Omen dafür,

daß, wer die Welt, ehe er von ihr scheidet, noch so heiß umarmt, wiederkehren, daß, wer eine solche Fülle des Gemüths in sich hat, vom Kloster sich nicht den Frieden schenken lassen werde. Wenn er aber dann in der Möncherei, der sich Luther hingab, die Sorge für das Seelenheil, also den Egoismus in religiöser Form, alles andere Interesse verschlingen sieht, so hat er mit diesem vermeintlichen Vorwurf Luther nicht getroffen. Es ist gerade der Unterschied zwischen Luther und andern Mönchen der, daß diese, auf sich selber nicht viel haltend, ihr kleines Ich weggegeben, weggeworfen haben an die Kirche, sich ihrer selbst für immer entäußernd, Luther aber das große Ich, das er, um sich vom Absoluten beherrschen zu lassen, mit in das Kloster nahm, zum Trotz des dort gebotenen blos relativen oder Scheintrostes für das Gewissen, daselbst behauptet hat. Das Luther'sche Ich aber, das sich vom Kloster fesseln läßt, um desto sicherer das Kloster zu überwinden, ist kein blos individuelles Selbst, es ist das Selbst der damaligen Menschheit, die da spürt, sie müsse etwas werth werden, nicht vor einer leicht zu befriedigenden Kirche, sondern vor dem unerbittlichen, strengen Absoluten. Und wenn damals auch noch nicht in der objectiv drastischen Form eines Fichte: „Ich muß auf die Sinnenwelt wirken", oder des Jean Paul'schen Ausspruchs: „Deine einzige Reue sei eine bessere That", sondern in der subjectiven Gefühlsform des zu hütenden und zu wahrenden Seelenheils das Mein festgehalten wurde: solange dieses Mein nur auf dem Wege des Bestehens vor Gott befriedigt werden kann, solange schließt das Seligkeitsinteresse eine sittliche Forderung in sich ein, ist zugleich ein gemüthlicher und ein sittlicher Act und darf nicht in das Gebiet der Heteronomie heruntergezogen werden.

Es ist nun freilich der Weg, der eingeschlagen wird, um es so weit zu bringen, der Weg der Rechtfertigung durch den Glauben, eine für uns jetzt unmögliche Vorstellung. Wir sind dem entwachsen, daß unsere Seligkeit oder der uns in einer moralischen Ordnung beizulegende Personenwerth auf eine uns ferne Vergangenheit, auf die Erkaufung unserer Seele durch Christi Lösepreis am Kreuz, auf ein demzufolge uns blos geliehenes ethisches Costüm sich gründen solle. Es ist heutzutage nicht genug, blos hinter die Verdunkelung der Menschenwürde in der mittelalterlichen Verkaufung derselben an die Kirche und auf den Apostel Paulus zurückzugehen, der in dem zweiten Adam, dem Herrn vom Himmel, uns dieselbe wahrt; wir gehen noch weiter zurück, nämlich auf das Bewußtsein Jesu, der das „Selbst ist der Mann" in dem allen zugänglichen Gesetzesgehorsam, wenn auch noch unter dem familiären Verhältniß des Kindes zum Vater, predigt. Aber wir erkennen in dem Schritt, den die Reformation gethan hat, daß in derselben statt aller blos stückweisen Gerechtigkeit im Thun der Werke des Gesetzes die totale Gerechtigkeit der Menschheit zum Ziele gesteckt ist, und daß das Geliehensein dieser Gerechtigkeit Christi wol die Immanenz des Göttlichen in uns verhülle, aber auch die andere Seite der Sache, die nur annähernde Beziehung des endlichen Subjects zu diesem Ziele oder die perennirende Gültigkeit des „Du sollst", auspräge.

Die Lehre von der Genugthuung Christi ist bei den Reformatoren gut Anselmisch. „Das Blut Jesu reiniget mich von allen Sünden" ist die Grundvoraussetzung der frommen Seele. Aber sie sind nicht damit zufrieden, den Tod Jesu das Heil bringen zu lassen. Derselbe schafft sozusagen das Heil nur zur Stelle; der Glaube erst nimmt sich dann das Heil*) oder er empfängt die Rechtfertigung, er ist fides salvifica. Nach Melanchthon hat er, wenn man es nur nicht meritorisch faßt, den Gehalt einer sittlichen Fertigkeit. Handelt es sich ja doch hier, im Unterschied von dem katholischen Mitlaufen der Einzelperson in der großen Heerde, von mir als einem unendlichen Selbstzweck in der Ordnung der Dinge. Aber nun erhebt sich die große Frage: was gibt denn mir Grund, was gibt mir Recht, zu glauben, daß Gott mir meine Sünden vergeben habe? Katholischerseits ist sie alsbald beantwortet. Hier wird Gott zum Verzeihen, zum Gnädigsein angeregt durch gute Werke, seien es nun meine eigenen oder die stellvertretenden der Heiligen. Aber auf protestantischem Boden kann keine Anregung Gottes von meiner Seite stattfinden; es ist reine, freie, durch nichts von mir hervorgerufene Gnade Gottes, welche mich rechtfertigt. Ausdrücklich wird „aus Gnaden" und „durch den Glauben" gerechtfertigt werden als identisch bezeichnet. Damit bin ich aber doch über das, was meinem Glauben den Impuls geben soll, nicht im Reinen. Zum historischen Glauben, daß Jesus für die Sünden der Welt gestorben sei, reicht mir wol das bestehende Dogma aus, aber nicht zu dem Herzensglauben, daß mir sein Tod geholfen habe, Da muß nothwendig nicht blos in Gott, sondern auch in mir selber ein Ursächliches sein. Wir unsererseits wissen, daß wir nur mit dem ganzen Ernst und der ganzen Tiefe unsers Tugendstrebens vor der Idee des Absoluten standhalten können, daß uns nur die Einsenkung idealer Keime in unser Inneres, nur die ungestörte Immanenz und Fortentwickelung des Absoluten in uns zum Ziele bringe. Im Grunde weiß dies die Reformation auch und gibt diesem Wissen einen Ausdruck in der auf den Glauben folgenden Geistesmittheilung, der Pflanzung unendlicher Lebenskräfte in dem Subject. Aber ihre transscendent-dualistische Weltanschauung versperrt ihr die Kenntniß von der Continuität des sittlichen Lebens. Schneckenburger kann beim Lutherthum von einer „idealen Keckheit und Unordnung in Bezug auf Verlust und Wiedergewinnung des Gnadenstandes bis zu einem Hereinziehen Gottes als eines Rechtfertigenden in den Wechsel" reden. Also kann von einem bleibenden Verlaß auf meine Willenskräftigkeit als einem Motiv zum Glauben an den gnädigen Gott nicht die Rede sein; die Reformatoren können nicht daran denken, die fiducia Dei, wofür sie den Glauben erklären, durch die fiducia sui unterstützen zu lassen. Sie helfen sich also, wie es eben geht. Luther, der in seinem Bedürfniß, vor seinem aufgeschreckten Gewissen endlich Ruhe zu haben und mit eitel Gerechtigkeit sich anfüllen zu lassen, bei sich selber die Einwürfe der Vernunft gegen den ganzen evangelischen Heilsproceß niedergerungen und seinem eigenen Denken für immer in dieser Angelegenheit Schweigen geboten hat, thut das Gleiche auch bei andern. Er dictirt geradezu: wenn ihr an eure Sündenvergebung nicht glaubt,

*) Ganz recht eigen wird Gottes Gnade nach Melanchthon dem Gläubigen (vgl. Herrlinger, S. 58 fg.) erst durch das greifliche Unterpfand der göttlichen Aussage, das Sakrament.

so versagt ihr Gott das Zutrauen, so kündigt ihr ihm den Glauben auf. Gott hat oft genug erklärt, daß er nicht den Tod des Sünders wolle, und hat es mit Eiden bekräftigt. Melanchthon, ohne eigene Gemüthsinitiative, wenn es auch nur die eines Zwingli wäre, zum Lutherischen Umschwung der Dinge bekehrt, aus der Humanistenschule durch die ihn überwältigende Erscheinung Luther's herausgenommen und in die Reformatorlaufbahn gepreßt, hat keinerlei Beruf oder Befugniß zum Dictiren; er hat nicht etwa sich selbst die Ergreifung der Wahrheit abgerungen; er ist dazu durch das Einleuchtende, das sie für seinen ungewöhnlich scharfen Verstand und für seine, weniger religiös als ethisch gerichtete Natur gehabt hat, gezwungen worden. Es wird also bei ihm fortwährend der Anstand, über den das religiöse Bewußtsein bei dem Versperrtsein unserer modernen Auskunft in der Rechtfertigungsfrage nicht wegkommt, das Bedenken: wie bin denn ich in der Lage, Gottes Gnade hinzunehmen? nachtönen und nachklingen. Es hilft ihm nichts, zumal seit die Glaubenspredigt vom Volke so schändlich zu sittlicher Schläfrigkeit und Trägheit misbraucht worden ist, die Nothwendigkeit einer gründlichen Zerknirschung vor dem Acte des Glaubens einzuprägen. Diese Zerknirschung darf ja kein gutes, kein verdienstliches Werk, kein Anlaß dazu werden, sich um ihretwillen eine besondere Notiznahme Gottes zuzuschreiben; also kann er nur immer und immer wieder das, was bei seiner Zumuthung an das Subject: „glaub' eben", in diesem vorgeht, ein Anhalten, ein Gehemmtsein constatiren. Er erklärt wiederholt, das Glauben sei keine leichte Sache, es gehe dabei nicht ohne ein Ringen und Kämpfen ab, es treten eigene certamina fidei ein, womit er nicht etwa das gewaltsame Sichlosreißen des neuen vom alten Menschen, sondern die schwer zu beschwichtigende Unruhe des Gewissens über alte und neue Sünden, über die fortdauernde Herzensunreinigkeit meint. Aber je länger, desto weniger ist es ihm möglich, ohne Setzung eines Minimum von eigener sittlicher Qualität einen anerkennenden Act Gottes für das Subject zu erwarten. Bereits in der „Apologie" ist der Glaube, obgleich eine göttliche Potenz, doch auch eine menschliche Tugend und der Willensact der bereitwilligen Annahme der in der Verheißung dargebotenen Versöhnung und Sündenvergebung. Ohnedies soll sich bei der unmittelbaren Geistesspendung im evangelischen Sinn das Subject nicht blos müßig verhalten, wie bei der erst durch das Sakrament vermittelten Geistesmittheilung der Gegner. Und je weniger der kecke Zuspruch Luther's: „pecca fortiter et fortius crede", in dem gewissenszarten Gelehrten auf die Dauer verfangen will, um so weniger kann er den Glauben sich von der Sünde nähren lassen, sondern nur von der Mitbetheiligung der sittlichen Willensrichtung. Kurz, alles drängt in Melanchthon zum Synergismus hin, um dessen willen wir nicht nöthig finden, ihn erst noch, mit Herrlinger, mit dem bloßen synergistischen Schein und mit einer schließlichen religiösen Vertiefung der Lehre von Gnade und Freiheit bei ihm zu entschuldigen. Hand in Hand damit sowie überhaupt mit dem allmählichen Auseinandertreten der Factoren des Heilsprocesses für die Reflexion geht die Auseinanderhaltung des göttlichen und menschlichen Beitrags für denselben in der Gegenüberstellung des actus forensis Gottes und der eigenen Beweglichkeit des Menschen. Und nun ist auch das Räthsel, warum „so spät erst in den Lehrschriften der lutherischen Kirche der forensische Rechtfertigungsbegriff zum Durchbruch kam", gelöst. Beim Aufgehen des neuen Bewußtseins stürzte man sich noch athemlos dem neu erschlossenen Heilsbrunnen zu, sich in ihm zu erquicken, ja zu berauschen; allmählich erst konnte man daran denken, das Mein und Dein dabei auszuscheiden.

Im Zusammenhang mit der Melanchthon'schen thätigen Betheiligung des Subjects am Gnadenwerk steht seine Betonung des Imperativs der göttlichen Vorschrift (vgl. Herrlinger, S. 237 fg.), während Luther bis auf Agricola's Umwerfung des Gesetzes antinomistisch gestimmt war. Nicht als ob hiermit Luther's Verdienst um Begründung der protestantischen Ethik verkannt werden wollte. Er hat schon 1516 den bezeichnenden Ausspruch gethan, daß man nicht, wie Aristoteles wähne, durch das Sichüben im Rechtthun gerecht werde, es sei denn nur scheinbarer Weise; nur durch Gerechtwerden und Rechtsein bringe man es zum Rechtthun; zuerst müsse die Person eine Aenderung erfahren, dann können es auch die Werke, womit das classische Wort in „der Freiheit des Christenmenschen" übereinstimmt. „Es folgt hieraus, daß gute Werke nicht den guten Mann machen, sondern der gute Mann erst die Werke auch zu guten macht; der gute Mann aber ist der, in dem der Glaube wohnt." Es ist hier die organische Wurzel der Sittlichkeit aufgefunden, oder das Sittliche als ein Organisches und damit Ganzes und Volles hingestellt. Aber wenn Luther, concentrirt in dem Vollgefühl seiner Heilsgewißheit, sich noch mit der ethischen Zuständlichkeit begnügt hat, so hat erst der von den Höhen lutherischer Sublimität in die Niederungen des concreten Daseins heruntersteigende Melanchthon in der Forderung einer Bewahrung des Gnadenstandes und einer Beharrung im neuen Leben die Factoren einer wirklichen ethischen Disciplin aufgestellt, ja ein wirkliches Wachsthum der sittlichen Mitgift statuirt.

Es hat einen großen Reiz, dem Gären des neuen Geistes der Reformation in den Positionen der Reformatoren zuzusehen, lauter gehaltvolles, edles Gewächs, das durch die Perspective, die es auf eine ferne und fernste Zukunft eröffnet, erhebend wirkt. Man hat die Gewißheit, daß der erste kräftige Ruck, den das Bewußtsein gethan hat, sich das bis dahin an die Hierarchie Verlorene oder unter seinem Werth Cursirende zu conserviren, und zwar in dem ihm allein entsprechenden Gefäße, im Absoluten, zu conserviren, in alle Ewigkeit sich fortsetzen wird, daß der Protestantismus, einmal in der Welt aufgetreten, nicht mehr zurück, sondern nur noch vorwärts gehen kann. Ebenso ansprechend wie das Positive, was die Reformation bietet, ist ihr Negatives, ihre Polemik, ihre Versuche, sich wegen ihres neuerrungenen Standpunktes gegen den Gegner zu rechtfertigen. Sie offenbart hier eine unsägliche Anstrengung, sich den Umklammerungen des Mittelalters zu entwinden, sich gänzlich und gründlich aus den alten Hüllen und Formen herauszuwickeln, ihrem auf die weitesten Ziele hinausdeutenden Freiheitstrieb zu entsprechen. Theils die Pietät für die auf der Tradition von anderthalb Jahrtausenden beruhende Kirche, die besonders bei dem Manne, der „alles mit ökumenischen Augen ansah" (so

Kahnis über Melanchthon in der Gedächtnißrede auf ihn 1860), vorwaltete, theils die Unmöglichkeit, mit einem male der Hierarchie in die Karten zu sehen und die Tragweite des neuerstandenen Princips zu überschauen, verzögern die letzte Abklärung. Aber das Herumtasten, Herumtrippeln, Herumsuchen, der anfängliche Schein des Habens und dann die Enttäuschung des Nichthabens verleihen der Beobachtung dieses Hergangs ein besonderes dramatisches Interesse. Zwar verräth das originelle Wort Luther's in den Schmalkaldischen Artikeln, in denen er den Papst in die Reihe der Schwärmer stellt, weil er alles im Schrein seiner Brust Verschlossene als unverbrüchliches Gottesgeheiß proclamire, eine gesunde Anschauung von der Grundlosigkeit des Inspirirtenwahns, dem sammt dem Münzer'schen und wiedertäuferischen Menschheitsauswurf auch die angebliche Elite der Christenheit verfallen ist; aber wie weit haben von da aus noch die Reformatoren bis dahin gehabt, daß sie hätten aus dem großen Liquidationsproceß der römischen Curie, der ihnen vorlag, herauserkennen können, was alles dem Gott, der im Geist und in der Wahrheit angebetet sein will, zuzutheilen und der zum Gott auf Erden aufgeblähten Priesterschaft abzunehmen wäre! Schon der unendliche Wirrwarr des hierarchischen Statusquo erschwerte es ihnen, zu sagen, wo der Papst sich göttliche Befugniß beigelegt, oder wo er in gutem Glauben, um Hauszucht in der Christenheit zu üben, bestimmte disciplinarische Verfügungen getroffen hatte. Das noch rohe, ungebildete Freiheitsgefühl, das sich gegen ihn bäumte, scheute sich darum nicht, weil sich seinen Blicken an dem Papstthum Recht und Anmaßung, Amtsgebrauch und Amtsüberschreitung vermischt darbot, unter Negation aller geschichtlichen Continuität dasselbe zu einer Institution des Teufels zu machen, um freilich mit solcher Gespensterfurcht sich selber zuerst wieder freiwillig zu emancipiren.

Sodann mußte das Zurückgehen auf die Bibel im Unterschied von aller Tradition den Fortschritt aufhalten. Unleugbar wurde dieser Rückgang nach einer Seite hin nicht ohne kritischen Sinn vollzogen. Für Luther haben nur die Schriften Werth, die „Christum treiben", und Melanchthon wählt sich in der Zeit des ersten Erscheinens seiner „Loci" zu seinem Hauptgewährsmann in der Heilslehre den Apostel Paulus*), wonach sich der von Herrlinger gegen ihn erhobene Vorwurf einer unfreien Stellung zur Bibel modificiren möchte; aber der Wucht des statutarischen Elements in der alttestamentlichen Gottesverehrung konnte man sich nicht entziehen und darum mit der reinen Anbetung noch keinen wirklichen Ernst machen.

Wir haben vom Papstthum gesprochen. Womit ist demselben und seiner Intention, die Geister in Unmündigkeit zu erhalten, kräftiger ins Gesicht geschlagen worden als mit der Aufhebung des Beichtstuhls, dieser sittlichen Frucht der Reformation? Aber wie haben die Reformatoren selber sich noch um die Frage herumgedrückt! Sie ahnen noch nicht, welch folgenschweren Schritt sie mit der Ersetzung der Ohrenbeichte, oder des Ansinnens der namentlichen Sündenaufzählung, durch die Privatbeichte und mit dem kurzen Melanchthon'schen Einwand, daß der Pfarrer kein Untersuchungsrichter sei, gethan haben. Bekanntlich verfolgen sie den Gedanken des allgemeinen Priesterthums nicht weiter, belassen lieber dem geistlichen Amt seine exemte Stellung, wagen noch nicht direct, bei der Aufstellung ihres minister verbi divini, die naheliegende Consequenz einer gänzlichen Aufhebung seiner Priesterstellung zu ziehen. Vielmehr denken sie noch daran, die Absolution als ein Sakrament zu belassen, ja sie in besonders feierlichem Sinn zum specifisch evangelischen Sakrament zu erhöhen; sie weisen, als ob nicht gerade in der katholischen Identificirung des Priesterspruchs mit dem Gottesspruch die größte klerikale Prätension läge, ganz naiv, um ihren rechtfertigenden Glauben bei den Leuten zu fördern, diese an, nur ja immer das freisprechende Wort des Geistlichen als eine „Stimme vom Himmel" zu ehren. Nicht genug, daß sie demselben, wozu sie psychologisch an dem Gewichte der Persönlichkeit und der viva vox für den gemeinen Mann einen Anhalt haben mögen**), ungeachtet jeder Christenmensch sich selber von Gott in seinem Innern die Absolution holen könnte — fast eine magische Gewalt beilegen: sie schweigen die Frage, ob denn der Geistliche, gleich als ob es Gott selber thäte, die Absolution auch versagen, die Sünden auch aufrechthalten könne, ohne Zweifel aus Ehrfurcht vor dem Schriftbuchbuchstaben, einfach todt. Sie lassen zwar über ihre eigene Ansicht keinen Zweifel, da die evangelische Excommunication nur als eine Disciplinarmaßregel, innerhalb der Gemeinde vor sich gehend, gemeint ist; aber deutsch sagen sie es nie heraus, ob es sich bei ihnen um eine Ertheilung, oder nur um eine Ankündigung der Sündenvergebung, um das Vertreten einer göttlichen Gnaden-, möglicherweise auch Straffentenz für die Einzelnen, oder nur um eine allgemeine göttliche Proclamation seitens des Geistlichen handle.

Im Uebrigen ist es von Interesse, die Reformatoren da zu beobachten, wo weniger ihre theologische Einsicht als ihr gesunder Sinn, sich die Dinge anzusehen, mit ins Spiel kommt. Ein herrlicheres Programm des Protestantismus — wie er z. B. in einem Schleiermacher, mit dem auch Herrlinger seinen Helden gern zusammenstellt, oder in einem Rothe zum Selbstbewußtsein gekommen ist — läßt sich nicht wohl denken als dasjenige aus der ersten frischen Zeit Melanchthon's in der Vorrede zu den „Loci" von 1521. „Ich weiß keinen" ruft hier der Neophyt des Lutherthums aus, „einen Christen zu nennen, der die locos von der Gewalt der Sünde, von Gesetz, von Gnade nicht kennt. Aus diesen Artikeln wird Christus erst eigentlich kennen gelernt, sintemal Christum kennen heißt, seine Wohlthaten erkennen, nicht, was die Scholastiker lehren, seine Natur und seine Menschwerdung beschauen. Weiß man nicht, zu welchem Zweck Christus sich in das menschliche Fleisch gehüllt hat und ans Kreuz geschlagen worden ist, wozu wird es nützen, seine Geschichte zu kennen? Ist es genug für den Arzt, Form, Farbe, Umrisse der Kräuter zu kennen? Kommt es nicht darauf an, von den ihnen angeborenen Wirkungen etwas zu wissen? So müssen wir Christum, der für uns ein Heilmittel ist, anders erkennen, als die Scholastiker ihn hinstellen. Unsere Christuserkenntniß heißt: wissen,

---

*) Es ist dieses ein kritisches Verfahren; denn wer unter vielen denkbar möglichen Führern sich Einen, und dazu den Rechten, zum Führer wählt, der vollzieht die Function des κρίνειν.

**) Es ist etwas Richtiges an der Bemerkung L. Feuerbach's, der Katholicismus sei mehr auf das Auge, der Protestantismus mehr auf das Ohr gestellt.

was das Gesetz fordert, woher man die Kraft der Gesetzeserfüllung, nämlich die Vergebung der Sünden schöpfe, wie man den wankenden Muth gegen Teufel, Fleisch und Welt aufrichten und das niedergeschlagene Gewissen trösten solle."

Insbesondere als tiefe Psychologen und damit als schlagfertige Dialektiker treten uns die Virtuosen der idealen Selbstbeobachtung der Gegenpartei in der Beweisführung für ihren Heilsweg entgegen. So in den beiden öffentlichen Actenstücken: der „Apologie" und den „Schmalkaldischen Artikeln". Der eine ist dabei unterstützt durch die von ihm und seinem Innern aus gemachten Erfahrungen, der andere durch die Gabe des geborenen Lehrers, immer und überall sich in die Art und das Maß des Verständnisses bei dem andern hineinzuversetzen. Luther zeigt in den „Articuli Smalcaldici" eine überraschende Einsicht in die ganze Oberflächlichkeit, Willkürlichkeit, Unklarheit bei dem katholischen Buß- und Beichtwesen, bei dem die armen Seelen bald mit einer bequemen Abfindung für ihre Sündenschuld geäfft, bald mit Unsicherheit über ihr Seelenheil gestraft sind, die äußerlich gerechten, innerlich aber ungerechten Pharisäer bei der formell juridischen Fassung der Compensation für das einzelne Sündethun in Ermangelung einer gegen sie zeugenden greiflichen Sünde gar nicht erreicht werden können. Siegreich wird dagegen das evangelische Panier totaler und in der Wiedergeburt des Menschen nachhaltiger Buße und Beichte und ebenso totaler Satisfaction Christi emporgehalten. Melanchthon kennt in der „Apologie" gar wohl die Logik des natürlichen Menschen, der bei seinem noch wenig vertieften Schuldbewußtsein Gott mit guten Werken versöhnen will, verbirgt sich auch nicht das Ausbleiben der Gewissenskatastrophe bei leichtsinnigen Leuten. Er fragt aber: Wisset ihr denn, daß eure guten Werke vor Gott für gerecht befunden werden? Könnet ihr ermessen, wann ihr genug geleistet habt? Wo wollt ihr denn, wenn alle Schrecken des Gewissens über euch kommen, Trost holen, selbst wenn ihr alle Qualitäten und alle Quanta guter Werke erschöpft hättet? Wolle man sodann im Anfang des Heilsprocesses den Werken etwas Feineres substituiren, die Liebe (dilectio), diese angebliche Disposition zur Gesetzeserfüllung: wie könnte sie helfen, da die Gegner eintretenden Falls sie entweder selbst problematisch oder doch schwachmüthig finden, wie sie denn notorisch mit dem Zornesaffect gegen Gottes Gerichte abwechselt, oder dieselbe als ein x den Gemüthern einprägen und damit in diesen eine leere Präsumtion nähren. Nein, wenn vor dem Gnadenstande das gegen Gott sich erzürnende Benehmen in der Trübsal und das dem drohenden Gericht Ausweichen und Ausreißen, z. B. mit Bezweiflung der göttlichen Drohworte, verwerflich macht, so vermag auch innerhalb des Gnadenstandes selber die Gesetzeserfüllung nicht um ihrer selbst, sondern nur um des Glaubens an Christum willen zu gefallen. „Wer", ruft der umfassende Menschenkenner aus, „liebt oder fürchtet Gott zur Genüge? Wer hält Trübsal, über ihn von Gott verhängt, geduldig genug aus? Wer zweifelt nicht oft, ob die menschlichen Angelegenheiten durch Gottes Rath, oder durch Zufall gelenkt werden? Wer zweifelt nicht oft, ob er von Gott erhört werde? Wer ärgert sich nicht oft darüber, daß es Gottlose besser haben als Fromme, daß Fromme von Gottlosen unterdrückt werden? Wer genügt seinem Beruf, wer liebt seinen Nächsten als sich selbst? Wer wird von der Concupiscenz nicht gereizt?" **Emil Feuerlein.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Archivarische Literatur.

1. Publicationen aus den königlich preußischen Staatsarchiven. Veranlaßt und unterstützt durch die königliche Archivverwaltung. Erster Band: Preußen und die katholische Kirche seit 1640. Nach den Acten des geheimen Staatsarchivs von Max Lehmann. Erster Theil: Von 1640—1740. Zweiter Band: Friedrich Wilhelm I. in seiner Thätigkeit für die Landescultur Preußens. Von Rudolf Stadelmann. Leipzig, Hirzel. 1878. Gr. 8. 24 M.

Eine hochbedeutende Leistung liegt uns in dem ersten Bande der zusammenhängenden Reihe von officiellen Publicationen aus den preußischen Archiven vor; hochbedeutend sowol in Bezug auf die mitgetheilten zahlreichen Actenstücke, welche in der sorgfältigsten Weise ausgewählt und charakterisirt sind, als auch in den, jeder einzelnen Abtheilung vorausgeschickten, einleitenden Darstellungen. Letztere sind nicht nur von nüchterner Klarheit betreffs der behandelten Verhältnisse, sondern auch von wohlthuender Wärme in der Charakteristik der einzelnen Richtungen brandenburgisch-preußischer Kirchenpolitik erfüllt; es wird auf etwa 200 Seiten in präciser Form und mit umfassendem Blick eine aufs Große gerichtete Ueberschau über ein ebenso kostbares als schwieriges Material gegeben, welches sich in, genau gezählt, 998 Nummern vor dem wißbegierigen Leser ausbreitet.

Die Toleranzneigungen der Hohenzollern werden weit heraufgeführt, bis vor den Regierungsantritt des Großen Kurfürsten. Immer schon war die fürstliche Kirchenhoheit in den vormals slawischen Ostlanden des Deutschen Reichs ausgedehnter gewesen als westlich von der Elbe in den alten Sitzen bischöflicher Macht und Selbständigkeit. Darum vollzog sich der Uebergang zum lutherischen Bekenntniß in der Kurmark auch ruhiger als anderswo. Der Erwerb von Kleve führte, speciell nach Annahme des reformirten Bekenntnisses durch Johann Sigismund, zu weitern Concessionen gegen den grundsätzlich wohlgehaßten Papismus. Aber auch hier am Niederrhein — und dies ist ein sehr wichtiger Punkt — hatte Roms Herrschergewalt schon vorher einen starken Damm an der geistlichen Souveränetät gefunden, welche die alten Herzoge dieser Gegend von je für sich in Anspruch genommen und die ihnen theilweise durch päpstliche Breven ausdrücklich garantirt war. Das thatsächliche Nebeneinanderbestehen der neuen und alten Lehre in diesen Landen wies gewissermaßen die neue Richtung von selbst an, die in den jülich-klevischen Reversalien vom 14. Juni 1609 ihren Ausdruck fand. Sogleich äußerten diese ihren Rückschlag auf den dritten Bestandtheil des Staats, das Herzogthum Preußen, wo

in vorreformatorischer Zeit der Orden nicht nur Landesherr, sondern auch großentheils Patron in Kirchensachen gewesen war. Den wenigen hiergebliebenen Katholiken ward 1611 freie Religionsübung zugesichert.

Beim Verlassen des reichsrechtlich stabilirten Grundsatzes: Cuius regio, eius religio, setzte man sich so in schönes Einvernehmen mit den historisch überkommenen Zuständen, wie denn auch der große Friedrich Wilhelm keineswegs als durchgreifender Reformer in diesen Dingen auftrat. Ueberall befolgte er eine andere Kirchenpolitik je nach den überlieferten Zuständen in seinen verschiedenen Landestheilen. Im einzelnen verfolgt Lehmann, wie er in Kleve auf die Verordnungen der Herzoge Johann und Wilhelm zurückging, in Magdeburg und Halberstadt die Klöster seinem Aufsichtsrechte unterwarf, weil die frühern katholischen Bischöfe desgleichen gethan; in Brandenburg und Pommern wollte er die Katholiken gar nicht haben, und am liebsten hätte man sie wol überhaupt aus dem Lande gejagt, wenn es gegangen wäre. Einzelne Ländertheile, wie Lauenburg, Bütow, die Starostei Draheim, Schwiebus, ließ er gänzlich bei ihren, seinem persönlichen Bekenntniß so widersprechenden Einrichtungen. Obwol er in seiner nächsten Umgebung ausländische Reformirte selbst einheimischen Lutheranern principiell vorzog, so war ihm im Staatsdienst doch jeder recht, der „sich zu Gott bekannte". Eine Abgrenzung der kirchlichen Gewalten als Rechtsfactoren schien ihm ebenso nothwendig als die Freilassung ihrer innern Angelegenheiten, da der Staat daran interessirt ist, mit ihnen auf gutem Fuße zu stehen.

Aber in diesem war er seinen Zeitgenossen häufig voraus, sodaß er eigentlich alle drei Bekenntnisse gegen sich hatte, als er starb.

Aus Friedrich's III. (I.) Zeit werden mancherlei interessante Einzelheiten über päpstliche Intriguen an den Tag gebracht, um den ersten König eines Landes, das damals noch fast zur Hälfte aus säcularisirtem Kirchengut bestand, in den Schos der alleinseligmachenden Mater Romana zurückzuführen. Die Plane Friedrich's III., eine Union unter den Protestanten zu Stande zu bringen und eine Art Testacte gegen die Katholiken einzuführen, traten zurück hinter den von zwei Hofjesuiten und dem Bischof Zaluski von Samland unterstützten Thronbewerbungen. Schließlich hing das Gelingen derselben freilich von ganz andern Potenzen ab als von dem geschmeidigen ehrgeizigen Pater Vota, welcher mit der philosophischen Königin Sophie Charlotte correspondirte. Die hierauf erfolgenden Zornschreiben Clemens' IX. über die Entweihung der königlichen Würde durch einen akatholischen Fürsten an den Kaiser und alle katholische Potentaten, seine Apostrophe an die Cardinäle (April 1701) sind bekannt. Wenige Monate hernach suchte aber die Curie mit Preußen durch den kaiserlichen Gesandten in Warschau wieder anzuknüpfen. Die geharnischte Antwort theilt Lehmann uns mit. Im Juni 1708 nahmen (fünf) preußische Bataillone im Kirchenstaat ausdrücklich Revanche für die dem preußischen Residenten in Köln zugefügten römischen Unbilden. Dagegen gab Friedrich I., welcher im ganzen doch in den Fußstapfen seines Vaters blieb, aus freien Stücken den katholischen Gottesdienst in Berlin frei, und es war wiederholt von dem Project einer Inspection der katholischen Stifter und Klöster Preußens, dann sogar von der Einrichtung eines apostolischen Generalvicariats in Berlin die Rede.

Letzterer Gedanke trat auch mehrmals an Friedrich Wilhelm I. heran, der die Toleranzidee seiner Ahnen weiter ausbaute. Von Haus aus guter Reformirter, ohne indessen die Prädestination für sich zu acceptiren, schloß er aus seinem Generaldirectorium doch die Katholiken aus. Es galt noch immer, eine weitere Ausdehnung des Katholicismus zu hemmen, und nur, wo er einmal eingebürgert war, ihn zu schützen. Aber bei der Colonisation seiner Lande galt ihm die Religion gleich. „Es soll im Lande wohnen, wer da will, je mehr Leute, je besser!" Und im Heer sorgte er für katholische Geistliche. Auch in diesem Sinne, hebt Lehmann mit Recht hervor, hat die preußische Armee eine Art Culturmission erfüllt, indem die Schärfen der Bekenntnisse in des Königs Dienst sich gegeneinander abschleifen mußten. Von den neuen Erwerbungen der Könige blieb das Oberquartier Geldern unter seiner hergebrachten regelmäßigen Diöcesangewalt, während die Grafschaft Lingen, obwol auch überwiegend katholisch, nur sehr bescheidener kirchlicher Rechte nach wie vor sich erfreute. Im allgemeinen ward sonst das sogenannte Normaljahr nicht mehr so streng festgehalten. Neue katholische Niederlassungen östlich der Elbe wurden vereinzelt anerkannt, wenngleich das Blutbad von Thorn (1724) hier nicht ohne Rückwirkung blieb. Als ein böser Misbrauch wird die angemaßte Stellung Walrave's, Inspectors des königlichen Festungswesens, als Protector sämmtlicher brandenburgpreußischer Katholiken geschildert.

Fragen wir aber nach dem Fortschritte im großen und ganzen zwischen 1640 und 1740, zwischen den tolerirenden Bestrebungen Friedrich Wilhelm's, des Zöglings des Dreißigjährigen Kriegs, und Friedrich Wilhelm's, des Monarchen des 18. Jahrhunderts, so mögen wir uns die eine Thatsache als Beispiel dienen lassen, daß jener Noth hatte, den lauten Schmähreden der lutherischen Geistlichen auf die Reformirten und auf sich selbst Einhalt zu thun, während dieser bei der zweihundertjährigen Jubelfeier der Reformation kurzer Hand alles Schimpfen auf die Papisten untersagen konnte.

So weit führt uns Lehmann für diesmal; mit Spannung darf man auf die Fortsetzung des Werks hoffen.

Den Charakter des Stadelmann'schen Buchs müssen wir uns begnügen nur kurz anzudeuten. Der Text nimmt bei ihm einen etwas größern Umfang ein als der urkundliche Theil, in welchem 90 dankenswerthe Originalbelege gegeben werden. Es war gewiß keine leichte Mühe, aus dem unendlichen Detail der ökonomischen Verwaltung Friedrich Wilhelm's I., des Wiederherstellers Ostpreußens, das Wichtigste herauszuheben. Vorzüglich des Königs eigenhändige Marginalien, seine Instructionen und andere wörtliche Aeußerungen desselben geben uns ein schönes Bild seiner vielseitigen Thätigkeit.

Vom Gebiet der innern Verwaltung, der großen Schöpfung des General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainen-Directoriums ausgehend, entwickelt der Verfasser, in einer der Sache angemessenen Sprache, die einzelnen Maßregeln für Neubau und Colonisation, Hebung der Bodencultur, Urbarmachung ausgedehnter Landstriche, Verbesserung der

Lage der bäuerlichen Bevölkerung, Reorganisation des lange daniedergelegenen Domainenwesens. Pachtwesen und landwirthschaftlicher Betrieb finden eine besonders eingehende, doch allgemein verständliche Berücksichtigung. Garten- und Baumzucht, Misthöfe, Wiesenwachs, Roggenpreise: das sind die gewiß nicht verächtlichen realen Interessen eines Königs, der ein hundertfacher Gutsbesitzer in seinen Landen war, der durch sein eigenes Beispiel mehr als durch alle Regeln zu belehren dachte und in der That belehrt hat. Die national-ökonomische Seite an ihm ist, historisch betrachtet, bisher nie so erschöpfend gewürdigt worden. Das, was er für Industrie und Gewerbe that, im Heerwesen, zur Einführung des Schulzwangs, in der Erziehung des preußischen Beamtenstandes, zeigt sich alles mehr oder minder beeinflußt von der Auffassung seines königlichen Amtes als desjenigen eines guten Haushalters, der das Wohl seiner Unterthanen allerwege im Auge zu halten habe. Aber „ein Wille und überall deutliche Resolution" war seine Forderung, „Menage" sein unabänderliches Princip. Und niemals hat sich wol sein rücksichtslos durchgreifender, zweifellos oft rauher Wille besser bewährt als bei seinem Sohne, dem Kronprinzen, dessen Verhältniß zur Landescultur während seiner Wirksamkeit in Küstrin und später in Rheinsberg Stadelmann ein besonderes lehrreiches Kapitel widmet.

2. Miscellaneen zur Geschichte König Friedrich's des Großen. Herausgegeben auf Veranlassung und mit Unterstützung der königlich preußischen Archivverwaltung. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 12 M.

Unter diesem anspruchslosen Titel ist ein höchst werthvolles Werk erschienen, dessen in drei Theile zerfallender Inhalt Gegenstand einer ausführlichen Besprechung zu werden verdient. An erster Stelle bietet es uns ein überaus sorgfältiges bibliographisches Verzeichniß aller Gesammt- und Einzelausgaben der Werke Friedrich's II. als Historikers, als Dichters, als Philosophen, als Staatsmanns, als Kriegsschriftstellers. In dieser Vollständigkeit ist das hier veröffentlichte Verzeichniß durchaus etwas Neues; die Uebersichtlichkeit desselben ist vortrefflich und damit jedem Freunde der fridericianischen Literatur ein bisher schmerzlich vermißter Wegweiser in die Hand gegeben. Aber auch ein größeres Publikum wird es jedenfalls interessiren zu vernehmen, daß von den „Oeuvres" des großen preußischen Königs neben den 4 Originalausgaben, 14 ältere Nachdrucke, 56 Uebersetzungen existiren, davon zunächst 39 deutsche, je eine lateinische, englische, holländische, rumänische, dänische, 2 russische, 3 italienische und französische (letztere in Auszügen). Ebenso gibt es 4 Gesammtausgaben der historischen Werke, 91 Specialausgaben einzelner Schriften dieses Genres, worunter hauptsächlich die „Mémoires pour servir à l'histoire de Brandebourg" (mit 49 Editionen und Uebertragungen) und die „Histoire de mon temps" figuriren, die begreiflich beide auch am meisten übersetzt worden sind. Die philosophischen und staatswissenschaftlichen Schriften, deren 19 von Friedrich herrühren sollen, unter denen der „Antimachiavel, ou Examen du Prince de Machiavel" die bekannteste ist, andere aber entschieden apokryph sind, wurden einhundertneununddreißigmal herausgegeben, respective übersetzt und zum Gegenstand der Controverse gemacht, und davon die obenbezeichnete Broschüre allein wieder sechsunddreißigmal, in französischem, deutschem, lateinischem, holländischem, spanischem und russischem Idiom. Was zur literarischen Kritik, speciell sur la littérature allemande von Friedrich geschrieben worden ist — es sind nur 3 Aufsätze — hat 19 Ausgaben erlebt. Darunter aber sind, wenn wir die 45 Uebertragungen, respective Editionen der 2 von ihm verfaßten Charakteristiken und 8 einzelnen Lobreden hinzunehmen, 22 an Voltaire gerichtet. Außerdem weist das Verzeichniß 21 Flugschriften und Satiren in 51 Druckarten, einen Separatbriefwechsel an 19 verschiedene Personen in 40 Ausgaben auf, während es allein 12 Briefsammlungen gibt und auch die Lobreden vierfach zusammengefaßt worden sind. Classikerausgaben und bezügliche gedruckte Excerpte des Königs zählen wir neun. Schließlich seine kriegswissenschaftlichen Werke speciell didaktischen Inhalts sind achtundvierzigmal, die übrigen siebzehnmal in allen Sprachen herausgeben worden. Dieses erschöpft aber noch nicht die bibliographische Würdigung seiner literarischen Thätigkeit. Die gemischten Prosa- und Poesiewerke, darunter die „Oeuvres du Philosophe de Sanssouci", bieten noch 36 Nummern mit 16 deutschen, 1 englischen Uebersetzung. Von einzelnen Gedichten sind 24 besonders erschienen; „L'Art de la Guerre" allein hat 4 Editionen, 7 deutsche, 2 holländische, 1 englische, 4 italienische, 1 spanische, 1 schwedische, 3 russische Separatausgaben erlebt, alle Gedichte zusammen 44 Originaleditionen und Uebersetzungen. Die Gesammtziffer aber für Original-, Nachdruck und übertragene Ausgaben aller Werke Friedrich's beläuft sich auf rund 666 Nummern, wovon weitaus die meisten dem vorigen Jahrhundert angehören. Dabei sind die zahllosen Schreiben des Königs, die sich in Werken dritter ihm nahegestandener Personen eingestreut finden, planmäßig gar nicht berücksichtigt. Sonst haben laut der Vorrede alle namhaften Bibliotheken des Continents zur Vervollständigung des gebotenen Materials beigetragen, nachdem aus den gegenwärtigen königlich preußischen, specifisch kronprinzlichen Privatsammlungen eine bestimmte Grundlage durch die philologische Akribie eines jungen hamburger Gelehrten, Dr. Leithäuser, gewonnen war.

Einen zweiten Theil der „Miscellaneen" bildet die Herausgabe und Commentirung des militärischen Testaments Friedrich's des Großen durch den Major im preußischen Generalstabe von Taysen. Dasselbe ist eigentlich nur eine Abtheilung des „Testament politique" vom Jahre 1768 mit der Ueberschrift „Du Militaire". Es wird dem gebildeten Theile der ganzen preußischen Armee ans Herz gelegt werden dürfen: der letzte Wille des großen Königs in Bezug auf Erhaltung, Ausbildung und Verwendung seines ruhmreichen Heeres! wie der Herausgeber in seinen warmen einleitenden Worten ausruft. Als Kriegsherr, König und Feldherr spricht Friedrich zu seinen Truppen; das sogenannte Kriegscommissariat, das Kassen- und Cantonswesen, Artillerie, Infanterie und Cavalerie, Quartier- und Geniewesen, Festungswesen und — seine Invaliden, alles umfaßt der zum Sterben bereite Kriegsheld mit einem letzten Blicke. Aber aus dem Kapitel über „die Fundamentalprincipien des Kriegs" sollen für die Geschichte der Taktik

noch ganz neue wichtige Aufschlüsse sich ergeben. Eine nicht unerhebliche Anzahl Offiziere des fridericianischen Heeres erfahren zum Schluß eine zusammenhängende officielle Würdigung.

Der dritte Abschnitt des Buchs (räumlich etwa drei Fünftel des Ganzen) läßt uns unmittelbar in das Schaffen des königlichen Gelehrten und Schriftstellers blicken. Max Posner, ein Schüler H. von Sybel's, wenn wir nicht irren, und Hülfsarbeiter am Geheimen Staatsarchiv in Berlin, hat aus den besten Quellen in dieser Beziehung schöpfen können; die Originalentwürfe des großen Königs standen ihm zu Gebote. In reichlichem Maße ist der Briefwechsel erhalten, welchen Friedrich mit der ganzen wissenschaftlichen Welt seiner Tage über seine Arbeiten führte; der absolute Herrscher des vorigen Jahrhunderts konnte officielle Cabinetsordres auf diesem Gebiete erlassen. Aber doch werden nicht ausschließlich Actenstücke geboten, sondern die Genesis der „Histoire de mon temps" und der „Brandenburgischen Merkwürdigkeiten" wird in einer 100 Seiten langen Darstellung zusammengefaßt.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, den kritischen Werth derselben hier zu erläutern, aber viele interessante Züge bietet diese in Form ernster Untersuchung gehaltene Arbeit auch dem Laien. Zunächst geht daraus hervor, ein wie bedeutendes Gewicht Friedrich überall schon auf die archivalische Geschichtsforschung gelegt hat; er simulirt förmlich in dem ersten anonymen „Avantpropos", daß er die Erlaubniß erhalten habe „de m'instruire dans les archives royales". Wie Friedrich sonst andere zur Mitabeiterschaft heranzuziehen verstand, ergab sich schon aus den Publicationen der preußischen Staatsschriften im Auftrage der berliner Akademie im vorigen Jahre von Dr. Reinhold Koser. Hier war es vor allem ein gelehrter Schulmann, Rector Küster, der ihm das Rohmaterial, aber doch keineswegs vollständig, liefern mußte. Ueber die verschiedenen Redactionen beider Geschichtswerke und die Theilnahme Maupertuis' gehen wir hinweg, und heben nur noch die stilistische Correctur durch Voltaire hervor, welche uns durch die spaltenweise beigesetzten Randglossen desselben überaus anschaulich wird. Man muß sagen, der diplomatisch getreue Abdruck derselben, so unschön er sich immer fürs Auge macht, eröffnet uns den Einblick in das vertrauensvolle literarische Verhältniß des preußischen Königs zu dem vom Bewußtsein der ganzen Bildung seiner Zeit und noch mehr seiner Person gesättigten Franzosen in einem ebenso belehrenden als warmen Lichte. Es sind nicht immer rein anerkennende Phrasen, wie très bien, admirable, beau, bravo, benissimo, welche der Meister literarischen Geschmacks dem ihm gegenüberstehenden Despotisme éclairé spendet. Der auf dem Parket von Versailles nicht gelittene Mann findet doch bald heraus, was eines Königs würdig ist zu sagen, und was nicht. Nicht immer aber fügte sich der Schüler; oft konnte er es nicht, wenn die Ignoranz des Lehrmeisters im Sachlichen Veranlassung zu den naivsten Bemerkungen gab. So bei der Stelle, wo Friedrich den Namen Bo-russia aus slawisch bo = auprès, und Russe, Nebenfluß des Niemen, herleitet. Ob dies etymologisch begründet ist, weiß ich übrigens nicht anzugeben. Auch hatte der König ursprünglich geschrieben: „Le nom de Prussia, dont on fait Prusse, signifie auprès de Russe", und Voltaire hierzu bemerkt: „Sic? Borussia? comment Prussia signifie-t-il auprès? je l'ignore." Doch wir können dies nicht weiter im einzelnen verfolgen. Es genüge, darauf aufmerksam zu machen, daß eine Fülle schätzenswerthesten Materials aus der königlichen Werkstatt durch dieses Werk zu Tage kommt, das allerdings weniger als zum Lesen zum Studiren eingerichtet ist.

Rudolf Goedke.

Vom Erfinder der Buchdruckerkunst.

Gutenberg. Geschichte und Erdichtung. Aus den Quellen nachgewiesen von A. von der Linde. Stuttgart, Spemann. 1878. Lex.-8. 24 M.

Der schwere dicke Band von fast 700 Seiten macht einen imposanten Eindruck mit seinem festen Papier und alterthümlichen Druck. Man sieht gleich, es ist eine Lebensaufgabe, die sich der Verfasser vorgesetzt hat. Wenn aber der Band in zwei Abschnitte zerfällt, von denen der erste, die „Geschichte" umfassend, nicht viel über 100 Seiten, der zweite, „Irrthümer, Märchen und Fälschungen" enthaltend, den ganzen Rest des Buchs bis an den etwa 100 Seiten starken Anhang einnimmt, so tröstet uns darüber der Verfasser mit dem schwachen Troste, „daß nirgends in der Welt die Wahrheit so behäbig auftritt wie die allseitig genährte Lüge". Der Verfasser ist Holländer, aber durch Entlarvung des harlemer Coster-Schwindels um Vaterland und Vermögen gebracht und Deutscher geworden. Die Dickleibigkeit seines Buchs wird erklärt durch die Methode, die herangezogenen Stellen fremder Werke vollständig mitzutheilen, statt blos zu citiren, und so wird dasselbe gewissermaßen zu einer Encyklopädie alles Wissens, das sich auf den Buchdruck bezieht.

Das Werk beginnt mit den ältesten Spuren der Manipulation des Abdruckens. Dieselben finden sich im alten Babylon, wo man Stempel in den weichen Thon eindrückte, der als Schreibmaterial diente. In China wurde die Buchdruckerkunst ohne bewegliche Typen im 10. Jahrhundert unserer Zeitrechnung einheimisch. In Europa kam der Tafeldruck am Anfange des 15. Jahrhunderts auf. Die folgenden Kapitel enthalten des großen Erfinders (Henne, d. h. Johann Gensfleisch genannt Gutenberg oder der Kunst, mit beweglichen Typen zu drucken, Gudenberg) Leben und Wirken, welches streng urkundlich verfolgt wird. Die Resultate des Verfassers sind kurz folgende: Gutenberg, mit seiner Familie aus Mainz vertrieben, lebte vom März 1434 bis März 1444 in Straßburg. Vom März 1444 bis October 1448 ist sein Aufenthalt unbekannt. Im Jahre 1450 machte er in Mainz bei Johann Fust eine Anleihe zu Errichtung einer Buchdruckerei, war daher gerade damals, wie der Verfasser annimmt, mit seiner Erfindung so weit gediehen, um sie erproben zu können. Gutenberg war der erste Typograph Europas (nicht Buchdrucker, welches Gewerbe es schon vorher gab, d. h. Drucker auf geschnittenen Tafeln), und Fust der erste Verleger

Deutschlands. Nach dieser Zusammenfassung des ersten Theils seines Werks geht der Verfasser auf den zweiten über, auf die Widerlegung der zahlreichen Irrthümer, Märchen und Fälschungen im Gebiete der Geschichte des Bücherdrucks: des Druckes mit Typen. Bei diesem Uebergange können wir die Bemerkung nicht unterlassen, daß sich der Verfasser von dem Eifer für die geschichtliche Wahrheit, der ihn warm beseelt, und von den Anfeindungen, die er erlitten, in beiden Theilen des Werks leider allzu oft hinreißen läßt, in eine Art burlesken Tons zu verfallen, welcher nach unserer Ansicht der Würde der Wissenschaft, besonders in einem so eminent ernsten und gelehrten Werke, wenig angemessen ist, namentlich da in den betreffenden Stellen ganze Nationen, Städte und ehrenwerthe Gesellschaften auf eine Weise angegriffen werden, welche sich ein unbefangener und gerechter Forscher niemals wird zu Schulden kommen lassen. Wir führen als Beispiel nur kurz die Schmähungen auf die Schweizer wegen der Tell-Sage, die gar nicht hierher gehört, das Lächerlichmachen der Bürgerschaft von Mainz und die ganz unmotivirte arge Beschimpfung der Freimaurerloge in M. an, und hoffen, solchen dem Verfasser selbst am meisten schadenden Auswüchsen in einer zweiten Auflage nicht mehr begegnen zu müssen. Ueberhaupt hält sich der Verfasser mit Polemik überall so lange auf, daß die Klarheit und Uebersichtlichkeit seines Werks stark darunter leidet.

Zuerst handelt es sich für den Verfasser im zweiten Theile darum, zu beweisen, daß Gutenberg nicht die Buchdruckerkunst, sondern die Bildung gegossener Lettern erfunden hat, wodurch allerdings die Buchdruckerkunst erst ihre Vollendung erreichte. Es kommt jedoch dabei nicht auf die Beweglichkeit der Buchstaben, wie meist angenommen wird, sondern auf den Herstellungsproceß derselben an. Gutenberg hatte, wie allerdings vielfach geglaubt wird, mit der Xylographie nichts zu thun; seine beweglichen Lettern waren auch nicht von Holz — solche gab es überhaupt immer nur ausnahmsweise, z. B. zu Initialen u. dgl. Gutenberg hat vielmehr, wie der Verfasser nachzuweisen sucht, den Letternguß oder vielmehr das untrennbare dreifache Verfahren des Schneidens, Schlagens und Gießens der metallenen Lettern der Welt geschenkt. Daß Gutenberg von Peter Schöffer, wie früher angenommen wurde, der aber noch 1449 in Paris Bücher abschrieb, irgendetwas hätte lernen können, bestreitet der Verfasser in einem besondern Kapitel seines Werks. Schöffer beharrte vielmehr, wie von der Linde ausführt, stets bei alterthümlichen Manieren und Kunstformen. Nach seinem Tode wurde er von seiner Familie erst neben Johannes Fust als ein Verbesserer der von Gutenberg erfundenen Buchdruckerei und später sogar als Miterfinder oder hauptsächlicher Erfinder des Letterndrucks ausgegeben.

Der Verfasser nimmt darauf noch mehrere Fälle durch, in welchen hier und dort der Ruhm Gutenberg's zu Gunsten anderer zu schmälern versucht worden. So geschah dies z. B. in Straßburg in Bezug auf einen gewissen Montel oder Montelier. Verhängnißvoller aber ist der „harlemer Coster-Schwindel" geworden, die eigentliche Specialität von der Linde's, welche den namhaftesten Theil seines Werks einnimmt — nur schade, daß er vor lauter Polemik nicht zu einer kurzen, klaren Zusammenfassung der interessanten Streitfrage kommt, die indessen jetzt als gelöst, wie die Person Coster's als eine mythische betrachtet werden darf, worüber wir auf den Artikel „Coster" in Brockhaus' „Conversations-Lexikon" verweisen.

Nachträge, urkundliche Beilagen und Register bilden den Rest des Werks, das, mit Abrechnung seiner Auswüchse, jedenfalls lange eine Zierde deutscher Kritik und Forschung bilden wird.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die Historische Commission in München hat in den Tagen vom 2. bis 4. October ihre diesjährige Plenarsitzung abgehalten. Alle Arbeiten der Commission sind in ununterbrochenem Fortgang gewesen. Seit der vorjährigen Plenarversammlung sind erschienen: 1) „Die Chroniken der deutschen Städte vom 11. bis 16. Jahrhundert", 15. Bd.: „Die Chroniken der bairischen Städte"; 2) „Jahrbücher der deutschen Geschichte. Lothar von Supplenburg." Von Wilhelm Bernhardi; 3) „Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Konrad II." Von Georg Breßlau; 4) „Forschungen zur deutschen Geschichte", 19. Bd.; 5) „Allgemeine deutsche Biographie", 37. bis 46. Lieferung.. Die „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland, neuere Zeit", geht ihrer Vollendung entgegen. Ein Preis ist ausgeschrieben für eine Geschichte des deutschen Unterrichtswesens bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Wir erfahren noch aus den Berathungen, daß für die Sammlung von Stadtchroniken für das nächste Jahr der zweite Band der braunschweiger Chronik, dann eine mainzer Chronik und lübecker Chroniken in Vorbereitung sind. Was das von Professor J. Weizäcker geleitete Unternehmen der deutschen Reichstagsacten betrifft, so werden von tüchtigen Gelehrten in Straßburg, London, Wien und an andern Orten Vorbereitungen zur Vervollständigung der auf die Zeit König Ruprecht's und König Sigismund's bezüglichen Acten angestellt. In Bezug auf die „Jahrbücher des Deutschen Reichs" hofft man zunächst den zweiten abschließenden Band der Jahrbücher Kaiser Heinrich's III., dann die Kaiser Heinrich's IV. zu veröffentlichen. Für das umfassende Unternehmen der Wittelsbach'schen Correspondenz sind die Arbeiten mit gutem Erfolg fortgeführt worden. Die Thätigkeit der Historischen Commission verdient jedenfalls die vollste Anerkennung.

— Es liegen vor uns zwei Broschüren: „Paul Lindau und das literarische Judenthum. Eine Controverspredigt aus der Gegenwart" von Junius (Leipzig, Minde), und: „Das Judenthum und die Tagespresse. Ein Mahnwort in ernster Stunde" von Junius (Leipzig, Junge). Der Autor verwahrt sich mehrfach dagegen, etwa eine literarische „Judenhetze" veranstalten zu wollen; er ist nicht blind gegen die mannichfachen Vorzüge des Judenthums; er sagt unter anderm: „Ein politischer Charakter wie beispielsweise Lasker, der von Freund und Feind respectirt zu werden verdient, hat sich durch die strenge Uneigennützigkeit seines politischen Auftretens gerechten Anspruch auf den Namen eines modernen Aristides erworben, und an Israeliten von dem gesinnungstüchtigen Schlage eines Lasker ist Deutschland auch heute nicht arm." Er spricht nur von dem Judenthum der Gesinnung, das in der heutigen Presse eine so große Rolle spielt. Wir wollen dem Autor dieser ebenso scharf wie glänzend geschriebenen Broschüren nicht auf das Gebiet der Persönlichkeiten folgen, welches freilich gerade von der Richtung, die er angreift, mit früher unbekannter Rücksichtslosigkeit in die öffentliche Debatte gezogen worden ist; wir können namentlich

viele Angriffe auf Paul Lindau nicht billigen; doch was die Thatsachen betrifft, so ist es keine Frage, daß er den bloßliegenden Nerv unserer heutigen Literaturzustände berührt. Niemals hat sich neben den tüchtigern Kräften so viel unreifes Literaturgestrudel in der Presse getummelt, welches den Mangel an Bildung und jeder Competenz durch Frechheit zu ersetzen sucht. Namentlich die dramatischen Autoren sind dieser Revolverkritik ausgesetzt; denn die Theaterkritik ist das preisgegebene Gebiet, wo jene sich heimisch fühlen darf. Mit Recht sagt unser Autor: „Solchen Händen ist heutzutage die Theaterkritik anvertraut. Kann es da wundernehmen, wenn das deutsche Theater immer rascher seinem gänzlichen Niedergange entgegeneilt? Der heutigen Tagespresse ist die meiste Schuld zuzuschreiben; sie hat durch ihr jüdisches Gebaren jede Richtung verloren. Gleichwol ist ihre Macht auch heute noch eine ungeheuere, denn das gedruckte Wort übt ja noch immer auf den harmlosen Leser den Reiz der Wahrheit aus. Das journalistische Judenthum hat dem deutschen Theater den herbsten Stoß versetzt, indem es dasselbe unter seine Botmäßigkeit brachte.“ Ebenso treffend ist, was der Verfasser über die bedenklichste und verwerflichste aller Modethorheiten, den Cultus des Erfolgs sagt: „Mit der Enthüllung dieses Banners wurde thatsächlich ein verlogenes Zeitalter inaugurirt. Nicht das Verdienst, das in seinem stillen Streben von der Mitwelt oft und leicht übersehen ward, sollte gefeiert, nein, der nackte Erfolg, mochte er auch aus noch so unverdientlichen Handlungen entspringen, der Erfolg um jeden Preis sollte einzig und allein des Preises für würdig befunden werden.“ Auch das ist bezeichnend, was der Autor über den Geschmack des heutigen Publikums, der durch die literarischen Chorführer bestimmt wird, sagt und mit einem höchst schlagenden Citat aus Platen's Dichtungen illustrirt: „Es ist das eigenste, ja ein vitales Interesse des Publikums, wenn es aus seiner Gedankenträgheit erwacht und sich aufrafft, das Joch dieser literarischen Coterie abzuschütteln, das es sich anfangs so willig auflegen ließ. Ist nicht die deutsche Dichtung gegenwärtig das Aschenbrödel unserer Literatur geworden? Ihr, der Königin des freien Gedankens, wurde die Rolle der dienenden Magd aufgezwungen; der Journalismus wollte einzig und allein das erste und letzte Wort sprechen. Ist es doch bezeichnend, daß diejenigen Bühnenschriftsteller, die sich in dem Repertoire des deutschen Theaters am heimischsten fühlen, nicht Dichter, sondern Journalisten sind. Wem kamen da nicht unwillkürlich die Worte des Dichters in den Sinn:

> Wehe jedem, der vertrauend unter ein Geschlecht sich mischt,
> Welches heute klatscht der Thorheit und der Wahrheit morgen zischt.
> Ein Geschlecht, das stets die Mühe Großes zu verstehn erspart,
> Ach und dem den Sinn des Schönen nie ein Gott geoffenbart.
> Das jedoch mit dreister Stirne jeden gleich zu lästern denkt,
> Der der Kunst sein tiefstes Sinnen, ja das Leben selbst geschenkt.
> Ein Geschlecht, das stets zerrissen, stets vom Halben halb erfaßt,
> Jede Seele, die als Ganzes sich harmonisch rundet, haßt.

Die andern Nationen Europas bieten in neuerer Zeit alles auf, um die Dichtung zu heben und zu fördern. Selbst die vielverketzerten Franzosen haben erst jüngst einem Drama in Versen: «La fille de Roland» von Bornier, den Monthyon-Preis zuerkannt. In Deutschland aber hat es die jüdische Liga schon dahin gebracht, daß das Publikum, wenn es nur von ernstern Dichtungen hört, sich gleich mit Schaudern abwendet. Da ist es endlich an der Zeit, ein ernstes Wort in ernster Stunde zu sprechen.“

Gewiß, es ist etwas faul im deutschen Literaturstaat, und das Bestreben, diesen wunden Fleck aufzudecken, verdient volle Anerkennung auch bei denen, welche nicht alle Ansichten und Urtheile des Autors theilen.

Aus der Schriftstellerwelt.

Ferdinand Kürnberger ist am 14. October in München gestorben; er hat sich besonders als origineller Erzähler und Essayist einen Namen gemacht. Am 3. Juli 1823 in Wien geboren, wuchs er in den dürftigsten Verhältnissen auf; nur durch Unterrichtgeben konnte er die Fortsetzung seiner Studien ermöglichen. Zuerst schrieb er Artikel für Franke's „Sonntagsblätter“ und andere Zeitschriften. Im Jahre 1848 wandte sich Kürnberger nach Deutschland. Ein Preis, den er für eine Novelle bei der Preisausschreibung des „Illustrirten Familienjournals des Oesterreichischen Lloyd“ erhalten, lenkte zuerst die Blicke auf ihn als Novellisten; seine „Ausgewählten Novellen“ erschienen 1857; zwei neue Bände Novellen 1861. Der Roman „Der Amerikamüde“ (1856), dessen Held Nikolaus Lenau ist, ist wol auf dem Gebiete der Erzählungsliteratur seine bedeutendste Leistung. Sein Drama „Catilina“ hat dramatische Kraft; es erschien 1855, doch ist es schon ältern Datums. Der Herausgeber d. Bl. las das Manuscript schon einige Jahre vorher in Hamburg. Seit 1864 lebte Kürnberger wieder in Wien: seine Feuilletons fanden Beifall durch ihre scharfe, oft paradoxe Haltung. Bei einem Aufenthalt in München starb der Dichter an einer Brustfellentzündung.

Bibliographie.

Albertus, J., Oesterreichs innere Politik. Eine Studie über die social-politischen und wirthschaftlichen Fragen der Gesammt-Monarchie. Innsbruck, F. Rauch. Gr. 8. 2 M.

Ballestrem, Eufemia Gräfin, Haideröslein. Roman. 2 Bde. Breslau, Schottländer. 1880. 8. 9 M.

Baltzer, E., Fünf Bücher vom wahren Menschenthume. Ein Hausfreund. Leipzig, Eigendorf. 1880. Gr. 8. 3 M.

Baumgartner, A., Goethe's Jugend. Eine Culturstudie. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 2 M.

Bender, L., Geschichte der vormaligen Herrschaft Hardenberg im Bergischen von der Urzeit bis zu ihrer Aufhebung. Langenberg, Joost. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Decken's, Baron C. C. von der, Reisen in Ost-Afrika in den Jahren 1859—1865. Herausgegeben im Auftrage der Mutter des Reisenden Fürstin Adelheid von Pless. 3ter Bd. 3te Abth. Mit 1 geologischen Karte, 10 lithographirten Tafeln und 6 meteorologischen Tabellen. Leipzig, C. F. Winter. Lex.-8. 30 M.

Du Bois-Reymond, E., Ueber das Nationalgefühl. Friedrich II. und Jean-Jacques Rousseau. Zwei Festreden. Berlin, Dümmler's Verlag. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Dürr, A., Adam Friedrich Oeser. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts. Mit 7 Holzschnitten. Leipzig, A. Dürr. Lex.-8. 6 M.

Engelmann, E., Volksmärchen und Göttersagen aus germanischer Vorzeit. Epische Dichtungen. Mit einem allegorischen Titelbild. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1880. 8. 2 M. 40 Pf.

Erhard, Emile, Gräfin Ruth. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Hallberger. 8. 8 M.

Friedrich II. und die neuere Geschichts-Schreibung. Ein Beitrag zur Widerlegung der Märchen über angeblichen Soldaten-Handel hessischer Fürsten. 2., mit einer Beleuchtung Seumens verm. Aufl. Kassel, Hühn. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Glaser, A., Weibliche Dämonen. Roman in 2 Thln. Berlin, Administration des „Mehr Licht“. 8. 5 M.

Goethe, Das Tagebuch. (1810.) Wien, Gottlieb. Gr. 8. 30 Pf.

Hagenmeyer, H., Peter der Eremite. Ein kritischer Beitrag zur Geschichte des ersten Kreuzzuges. Leipzig, Harrassowitz. Gr. 8. 12 M.

Heeß, H., Die christlichen Helden. Dramatisches Spiel. Mainz, Kirchheim. 8. 75 Pf.

Jókai, M., Der Roman des künftigen Jahrhunderts. In 8 Büchern. 4 Bde. Preßburg, Stampfel. 8. 12 M.

Kalbeck, M., Neue Beiträge zur Biographie des Dichters Johann Christian Günther, nebst einem Anhang, welcher die wichtigsten handschriftlichen Inedita der Breslauer Stadtbibliothek enthält. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 2 M.

Ludolff, M., Verschiedene Wege. Novelle. Bonn, Hauptmann. 8. 3 M.

Neu-Palästina oder das verjudete Deutschland. Ein milder Beitrag zur Kenntniss der Judenfrage im sogenannten „Deutschen“ Reiche. Von einem Konservativen. Berlin, Hentze. Gr. 8. 90 Pf.

Niemann, A., Katharina. Roman. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 4 M.

Ohorn, A., Aus niedrigem Stande. Zwei Geschichten. Kassel, Bacmeister. 8. 90 Pf.

Petzholdt, J., Philalethes, König Johann von Sachsen. Mit dem Porträt des Königs im Tode, radirt von H. Bürkner. Dresden, W. Baensch. Gr. 8. 2 M.

Russland vor und nach dem Kriege. Auch „aus der Petersburger Gesellschaft“. Leipzig, Brockhaus. 8. 7 M. 50 Pf.

Sanders, D., Orthographisches Hilfsbuch als Norm für Schriftsetzer und Druckberichtiger. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 1 M. 50 Pf.

Thomas, G. M., Zur Quellenkunde des venezianischen Handels und Verkehrs. Mit archivalischen Beilagen. München, Franz. Gr. 4. 1 M. 80 Pf.

Universal-Bibliothek. Nr. 1221: Reisemasken. Lustspiel von G. Wacht. — Nr. 1227: Am Strande. Erzählung von E. Wichert. — Nr. 1230: Californische Erzählungen von Bret Harte. Uebersetzt von W. Lange. 10tes Bdchn. Leipzig, Reclam jun. Gr. 16. à Nr. 20 Pf.

Vely, E., Gratiana. Eine Harzgeschichte. Herzberg a./H., Simon. 16. 3 M.

Volger, A., Märchen-Bilder. 2 Dichtungen. Leipzig, Lenz. 64. 75 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 45. — 6. November 1879.

Romane und Novellen.

1. Nach Sonnenuntergang. Roman in zwei Büchern von Wilhelm Jensen. Berlin, Frey. 1879. 8. 10 M.
2. Zwei Brüder. Novelle von Claude Tillier. Deutsch von Eduard Prätorius. Leipzig, Wartig's Verlag. 1879. 8. 4 M.
3. Hexameron. Geschichten aus der Geschichte. Von Emanuel Herrmann. Wien, v. Waldheim. 1879. 8. 4 M. 50 Pf.
4. Der rechte Erbe. Roman von Ludwig Habicht. Breslau, Koeber. 1879. 8. 4 M.
5. Münchener Bilderbogen. Humor und Satire aus Isar-Athen von Theodor von der Ammer. München, Höpfner. 1878. 8. 2 M. 50 Pf.

In Wilhelm Jensen's Roman: „Nach Sonnenuntergang" (Nr. 1), mit dem wir füglich beginnen, ist wenig Erquickung zu finden. Wol zeigt sich Jensen im größten Theile auch dieses Buchs als mächtiger Poet, wol reißt er im Verlauf auch dieser Erzählung den Leser in herzklopfender Erregung mit sich fort; aber wenn wir am Ende dieser unsaglich traurigen Geschichte stehen, ist uns nur ein ungemüthlich Mittelding von Schmerz und Lust geblieben: tief erschüttert von dem entsetzlichen Geschick der Hauptpersonen des Buchs, freuen wir uns doch, aus dieser tollen, aufgeregten Welt loszukommen und sagen zu dürfen: so übel und häßlich das Leben oft auch spielen mag, so wird es doch nur selten in so engem Raum und so knapper Zeit, wie diese Geschichte umfaßt, eine solche Fülle des Elends bringen. Und wenn eine solche Fülle des Elends wahr wäre, wozu dann die Schilderung solches Grausens, in das auch nicht der kleinste Lichtstrahl ruhiger Lebensfreude fällt, wozu dann so viele poetische Kraft auf die Darstellung der allgemeinen Nichtswürdigkeit verwendet, wozu eine Dichtung, die von Beginn gewitterschwül auf uns lastet und nach Ausbruch des Gewitters keinen hellen Streifen am düstern Himmel zurückläßt? Denn diese Geschichte erregt kein Mitleid, sondern schafft nur Entsetzen; sie klärt das Gemüth nicht, sondern verdunkelt es.

Deshalb gewinnen wir auch niemand in dem Buche lieb als etwa die arme, rührende Magda. Mit Erich Lillrodt vor allem werden wir uns nicht befreunden und von seinem Liebling und Zögling Reinhold Keßler nicht begreifen, wie er nach solchen Erfahrungen, solchem Zusammensturz alles Guten und Schönen nach langen Jahren sich zum „Ich" dieser Erzählung machen kann. Wäre die Welt wirklich so traurig und öde, wie sie Reinhold Keßler „nach Sonnenuntergang" erscheinen muß, so könnten ihn nach seiner ganzen Erziehung weder Religion noch Idealismus noch irgendwelche Hoffnung zurückhalten, seiner Rolle in dieser Jammerkomödie durch Selbstmord ein Ende zu machen. Denn sich und andern kann er nirgend nützen, weder Freude am Leben haben noch Freude machen.

Wollte aber Jensen nun einmal eine entsetzliche Geschichte erzählen von lauter krankhaft erregten, falsch erzogenen oder schlechten Menschen, so müßte er doch über diese öde Wüste, in der alles Gute und Schöne vom Schlechten und Widerwärtigen erstickt ist, einen Strahl der Versöhnung gleiten lassen, wäre es auch nur die tröstliche Erinnerung daran, daß denen wohl ist, die vom Kampfe ruhen. So aber scheiden sie alle mit grellem Misklang von uns, und aus all dem Jammer sehen wir nur den Triumph des Gemeinen, eines Dr. Pomarius und Consorten, grinsend emportauchen.

Aber diese Geschichte, die uns erzählt, wie drei Knaben unter der Zucht heuchlerischer, schurkischer oder pedantischer Lehrer zu leiden haben und, ins Leben hinausgetreten, nur Schmerzliches und Grausiges erdulden, hat auch noch etwas anderes an sich, gegen das wir entschiedene Opposition machen müssen: sie basirt zum großen Theil auf Unmöglichkeiten und Caricatur. Wir wissen nicht, ob Jensen die grelle Verbissenheit, mit welcher er häufig (vgl. z. B. in „Drei Sonnen") die Verhältnisse auf deutschen Gymnasien und Universitäten schildert, aus eigener Erinnerung schöpft. Wir müßten ihn dann beklagen, daß nur ihn allein an die schöne Zeit jugendlicher Arbeit, Strebsamkeit und Lustigkeit

kein freundliches Bild erinnert, müßten bedauern, daß ihm so die Erinnerung an die wichtigste Entwickelungszeit verbittert ist; doch könnten wir auch dann ihm nicht das Recht zugestehen, diese traurige und beklagenswerthe Ausnahme als Regel zu schildern und unsere Schulen und Universitäten, die weder vor etwa dreißig Jahren (vgl. „Nach Sonnenuntergang") so waren, noch jetzt so sein können, bei seinen Lesern in und außer dem Reiche in Miscredit zu bringen. Es wäre doch zu bedauern, wenn etwa Franzosen und Engländer, zu denen der Name Jensen's als der eines der besten Erzähler in Deutschland gewiß längst gedrungen ist, ihm diese Schilderung glaubten, vielleicht sogar in Uebersetzungen ihren Landsleuten als authentische Darstellung wiedergäben. Freilich werden sich in der ganzen Welt wol nur wenige finden, die es mit Erich Lillrodt als eine ganz unverfängliche Sache ansehen, wenn ein Obersecundaner im Carcer von einem hübschen Judenmädchen besucht und mit Betten versehen wird, und wenn alles auch noch so naiv gemeint sein mag, so dürften die Lehrer und der Vormund doch nicht im Unrecht sein, wenn sie über solche Kindereien empört wären und zur Bestrafung derselben schritten. Erich Lillrodt's Vermittelung gibt zwar den Anlaß zu einer sehr gut gearbeiteten Scene, doch ist in diesem Falle das Recht ganz entschieden auf seiten seiner Gegner.

Ins Gebiet des Unmöglichen gehört auch die seltsame Hast, mit welcher die im zweiten Bande geschilderten Ereignisse sich vollziehen. Im Verlaufe von zwei Jahren nach dem Abiturientenexamen geht Philipp Imhof, der erste der drei Kameraden, in unglücklicher Ehe unter und stirbt am Gift, das ihm sein Weib beigebracht hat. Am Ende seines vierten Semesters erschießt sich der zweite, der frische und lustige Fritz Hornung, um einer fahrenden Virtuosin wenigstens dadurch zu imponiren, nachdem er aus unglücklicher Liebe zu derselben Schauspielerin, eben jener Lea, mit der einst der dritte im Bunde, Reinhold Keßler, jenes „kindliche" Abenteuer hatte, in kaum drei Wochen rettungslos sich dem Trunk ergeben hat. Reinhold endlich, der zweiundzwanzigjährige Student, ist am Rande der Verzweiflung, weil ihm sein im vierten Semester gefaßter Verlobungsplan dadurch scheitert, daß sich seine Erkorene aus Aerger über Hornung's Treulosigkeit seinem verhaßten Schul- und Pensionsgenossen, dem Studenten der Theologie Eugen Bruma verlobt. Die jungen Leute haben es, wie man sieht, etwas eilig mit Verloben, Heirathen, Vergiften, Verkommen und Verzweifeln.

Das ist eine seltsame, eine thörichte Welt, die es nicht gibt, die Jensen darum auch nicht als wirklich schildern sollte. Wollte er scharf die unleugbar vorhandenen Misbräuche und Fehler in der Lebensweise und Lebensanschauung der Jugend des 19. Jahrhunderts schildern, so wäre „weniger mehr" gewesen. Aber geradezu als eine Ungerechtigkeit will es uns erscheinen, wenn er diesem abgelebten Philipp, diesem mit rapider Hast verkommenden Fritz, diesem heuchlerischen Streber Eugen nicht einen Vertreter fröhlichen Jugendmuthes und begeistert idealen Strebens, wie sich solche doch immer in der deutschen Jugend vor dreißig Jahren und heute finden und gefunden haben, gegenübergestellt. Sein Reinhold Keßler hat etwas nebelhaft Verschwommenes und kann jenen nicht als Gegensatz dienen, ebenso wenig wie der Mitheld des Buchs, Erich Lillrodt, zu der übrigen Gesellschaft einen erfreulichen Contrast abgeben kann. Wie schon oben gesagt, kann man sich mit diesem à la Professor Laurentius geistreichelnden, verbissenen Docenten nicht befreunden, der schließlich seinen jungen Freund, den Sohn seiner gescheiterten Jugendliebe, fast mit Haß verfolgt, weil ein junges Mädchen diesen liebenswerther findet als ihn, den alternden und auffällig häßlichen Mann.

Daß Jensen's großes Geschick in der Schilderung erregter Scenen und namentlich in stimmungsvollen Landschaftsbildern sich auch in diesem Buche oft glänzend bewährt, sei hier mit desto größerer Anerkennung erwähnt, je mehr wir sonst an dem Roman tadeln mußten. Wahre Cabinetsstücke der Erzählungskunst sind die Geschichte von Erich's unglücklicher Liebe und der Tag, den Reinhold und Magda im Freien verleben. Hier grüßt uns Jensen's Meisterschaft mit allem alten Zauber. Köstlich ist die Figur des liberalen Philisters und Stadtverordneten Nitschke, die leider nur ganz flüchtig vorüberhuscht, uns aber begierig macht, einmal einen humoristischen Roman aus Jensen's Feder zu erhalten. In solcher Luft würde uns wohliger sein als heute „nach Sonnenuntergang".

Noch viel weniger Freude machen Claude Tillier's „Zwei Brüder" (Nr. 2). Wer den trefflichen „Onkel Benjamin" von demselben Verfasser gelesen hat und trotz seiner etwas starken Gewürze ihm gern wieder begegnen mag, wird freudig zu dieser von Eduard Prätorius übersetzten Novelle greifen, aber herb enttäuscht dieselbe aus der Hand legen. Denn von dem überwältigenden Humor jenes Buchs ist in diesem wenig zu finden; statt der urwüchsigen Ausgelassenheit dort, die oft zu homerischem Gelächter zwingt, bellt uns hier nur grimmiger Zorn über das Gemeine im Menschen an. Man fühlt sich bei der Lektüre dieses Buchs fast immer in schlechter Gesellschaft, da im Grunde genommen keine der vorgestellten Personen viel taugt. Belle-Plante, der Vertreter des Egoismus, ist ein jämmerlicher Lump, aber sein Bruder Cornelius, der im Gegensatz zu dem im Schmuze wühlenden Geizhals den sorglosen, nach Idealen strebenden Gelehrten vertreten soll, ist ein Narr, für den man wahrlich keine Sympathie hegen kann, wenn er sich von seiner geliebten Luise mit dem größten Schinken tractiren läßt, den sie ihrem Vater, dem Pächter Desallemagne, stehlen konnte.

Auch den uns sonst so lieben Onkel Benjamin begrüßen wir bei seinem thörichten Auftreten in diesem Buche nicht mehr mit der alten Freude, wir müssen nach der überaus frivolen Komödie, die er gegen den Schluß der Novelle spielt und spielen läßt, sogar froh sein, nichts von seinen spätern Thaten zu hören.

Die Uebersetzung von Prätorius ist im ganzen gewandt. Einzelne Härten, wie „vaste Felder", und undeutsche Wendungen, wie ein Weg, der „sich plötzlich aus seiner Schlafsucht aufregt", sind uns freilich darin aufgefallen; doch liest sich die Uebersetzung zum größten Theil flüssig und leicht. Es wäre nur zu wünschen gewesen; der Uebersetzer hätte seine Kunst an etwas Besserm geübt. Denn mit Hervorziehung dieses Buchs, das wenigstens in Deutschland ziemlich unbekannt war, ist Tillier nicht gedient. Ueber seinem Groll hat der Autor den künstlerischen Zweck

fast ganz vergessen, und es könnte seine Novelle für unreife und unklare Köpfe vielleicht sogar gefährlich werden, wenn sie bei ihrer außerordentlich dürftigen Fabel nicht so langweilig wäre.

Mit der im Vorwort ausgesprochenen Ueberzeugung, daß die Probleme der im „Hexameron" erzählten „Geschichten aus der Geschichte" „nicht verfehlen werden, das Gemüth des Lesers zu ergreifen, zu veredeln", sucht Emanuel Herrmann (Nr. 3) uns das alte Rom so zu schildern, wie Victor Scheffel und Gustav Freytag das deutsche Mittelalter vorführen. Ihm haben sich aber Phantasie und Darstellungskraft noch nicht so abgeklärt, daß seine Bilder sich rundeten und wirklichen Eindruck machten. Alle diese Geschichten, soweit sie wirklich im alten Rom spielen, haben einen gemeinsamen Fehler: mit sicherer Hand und scharfem Blick schlägt der Verfasser seine poetische Wünschelruthe auf dem Fleck an, aus welchem ein Quell der Poesie gelockt werden kann, aber er läßt denselben nicht fröhlich weiter sprudeln und klar sich ergießen; vielmehr fängt er ihn bald im ziemlich engen Gefäße des trockenen historischen Referats auf. So ist der Anfang dieser Geschichten immer lebhaft, fast dramatisch bewegt; dann kommen häufig Liebesgespräche, die nach der Schablone verfaßt sind, darauf der Conflict und eine ziemlich trockene Lösung.

In der ersten Geschichte: „Die Braut des Hainkönigs", erscheint Egeria, Numa's Waldnymphe, als Pflegetochter eines Waldwirthes in Aricia, die durch eine Art Vermächtniß Braut des Hainkönigs geworden ist. Numa tritt mit seiner Liebe dazwischen und befreit die Geliebte von dem unliebsamen Bräutigam. Sie wehrt sich lange in recht ehrbaren Reden, freilich manchmal auch in starken Thaten gegen Numa's Werbung, ergibt sich aber schließlich und veranlaßt den König, ihr am See von Aricia ein Felsenschloß zu bauen, wo sie als antike Maintenon haust.

Die zweite Geschichte: „Das Bacchanalienfieber", ist begründet auf der im Livius erzählten Geschichte von der Aufhebung des Bacchanalienbundes. Ihren Hintergrund bildet die widerlichste Ausschweifung, in ihrer Handlung ist theilweise viele Rührseligkeit vertreten.

Die dritte Geschichte, die „Aus der Schule des Ehemanns" heißt, handelt vor allem von Ovid's Verbannung vom Hofe. Dieser Stoff hat entschieden etwas Verlockendes, doch muß er sorgfältiger und graziöser behandelt werden. Das Pêle-mêle z. B. nach dem verunglückten Vortrage des Tiberius kann in guter Gesellschaft und gar bei Hofe nicht vorkommen. Sehr hübsch fängt „Martial's Geheimschreiber" an; doch sind zu reichliche Citate aus Martial's Gedichten eingestreut, mit deren Geist der Dialog sich hätte verquicken müssen. Die Exposition ist sorgfältig gearbeitet; dann aber reißt und zerflattert das Gewebe.

Die letzten beiden Geschichten „Der Pantomime" und „Flora Nr. 460" sind die am besten erzählten im Buche; aber wenn es auch historische Thatsache ist, daß in Rom unter Domitian ein Mann in Frauenrollen das Publikum hinriß und die Damen so begeisterte wie jetzt etwa virtuose Helden und Liebhaber, so liegt in diesem Umstande für das moderne Gefühl etwas Seltsames und fast Lächerliches. Der Conflict zwischen Domitian, seiner Gemahlin und Julia ist interessant und ziemlich geschickt behandelt. „Flora Nr. 460" ist nicht ohne Gewandtheit geschrieben; doch spricht der Strudelkopf Nora sich gar zu kräftig, selbst für den Stil eines Tagebuchs, aus. Man höre z. B. folgende Stelle:

> Ich habe öfters schon betrachtet, wie herangereifte Söhne und Töchter zu Freunden, Rathgebern, ja endlich zu Aeltern ihrer Aeltern werden; und sähe ich es viel lieber, Papa wäre jetzt mein Sohn, denn dann dürfte ich ihm doch das Kokettiren mit Ida (Nora's Gouvernante) ernstlich verbieten. Oder noch besser, ich jagte die Schlange aus dem Hause. So aber sehe ich den Moment herannahen, in welchem ich mit der kategorischen Frage an den Vater werde herantreten müssen: entweder gehörst du ihr oder mir an, wen von uns beiden wählst du? Er aber wird antworten: „Meine Tochter kann ich nicht heirathen, und da ich noch nicht alt genug bin, um der Liebe zu entsagen, so — —." O schrecklicher Augenblick!

Denkt man dabei an Marianne in Goethe's „Geschwister", so erstaunt man freilich mit Recht, daß ein solcher Stoff nach Goethe aufgenommen und so behandelt werden konnte. Von Ergreifung, von Veredlung des Gemüths ist für den Leser in Nora's Tagebuch nichts zu holen.

Nach solcher Lektüre thut eine schlicht und kräftig erzählte Geschichte, wie Ludwig Habicht sie uns in seinem kleinen Roman „Der rechte Erbe" (Nr. 4) bietet, doppelt wohl. Schmeckt sie dann und wann auch ein bischen hausbacken, so ist sie doch gesund und hinterläßt keinen bittern Nachgeschmack. Durch eine stimmungsvolle Scene eingeleitet, entwickelt der Roman eine Menge von Charakteren, die in spannenden Situationen und erschütternden Ereignissen erklärt, geprüft und geläutert werden.

Die interessanteste Figur ist freilich nicht „der rechte Erbe", sondern der Großvater desselben, Graf Reichenau. Dieser „stolze Aristokrat", wie er, beiläufig zu oft, in dem Buche genannt wird, hat seinen Sohn verstoßen, weil dieser eine Schauspielerin geheirathet hat und ihr zu Liebe selbst Schauspieler geworden ist. Der alte Graf hat sich im dauernden Groll auch um die Waisen jenes Künstlerpaars nicht gekümmert und steht nun einsam in der Welt, nur von der Scheinliebe erbsüchtiger Agnaten umgeben. Der letztern schnöden Eigennutz lernt er durchschauen; sodann wird er durch eine Reihe wichtiger Ereignisse, die der Autor geschickt zu verketten weiß, von dem echten Seelenadel seiner Enkelkinder überzeugt. So wird sein Groll besiegt und der Frieden kehrt ihm und seinen rechten Angehörigen zurück. Er ist der Mittelpunkt des Romans und so wäre das Buch auch nach ihm zu betiteln gewesen.

Neben der stark, aber gut gezeichneten Figur des alten Grafen ist dem Autor besonders drastisch die Schilderung der erbgierigen Agnaten gelungen; dagegen hat er die Sprößlinge der Mesalliance etwas zu ideal gehalten und im Verhältniß der beiden Gruppen Licht und Schatten nicht immer gerecht vertheilt.

Das letzte der in dieser Reihe zu besprechenden Bücher ist freilich weder Roman noch Novelle; doch möge man auch hier dem Schalk sein altes Recht gönnen, das letzte Wort zu behalten. Nach einer stark gepfefferten Vorrede, der man in Inhalt und Form nicht zu scharf auf die Finger zu sehen braucht, legt Theodor von der Ammer „Isar-Athen" in stark colorirten und flott gezeichneten „Münchener Bilderbogen" (Nr. 5) uns vor die Augen. Ob die Bilderbogen stets ein wahres Bild geben,

können nur wirkliche Kenner Münchens, zu denen ich mich nicht rechnen darf, beurtheilen; doch sind diese Illustrationen jedenfalls darin zu reichhaltig, daß sie Dinge, welche allen großen Städten gemein sind, als Specialitäten Münchens schildern. Die Satire ist also etwas breit gerathen, der Humor, der sich das schon eher erlauben darf, hat frische Färbung und kräftigen Ausdruck.

Reinhard Mosen.

Geschichte und Geographie der Vereinigten Staaten.

1. Verfassung und Demokratie der Vereinigten Staaten von Amerika. Von H. von Holst. Erster Theil: Staatensouveränetät und Sklaverei. Zweite Abtheilung: Von der Administration Jackson's bis zur Annexion von Texas. A. u. d. T.: Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika seit der Administration Jackson's. Erster Band. Berlin, Springer. 1878. Gr. 8. 12 M.
2. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Friedrich Ratzel. Erster Band: Physikalische Geographie und Naturcharakter. Mit 12 Holzschnitten und 5 Karten. München, Oldenbourg. 1878. Gr. 8. 14 M.

Seit der Neugründung des Deutschen Reichs hat man bei uns in Deutschland sich mit mehr Eifer und Umsicht als je zuvor dem Studium der Verfassung und der Verfassungsgeschichte der nordamerikanischen Union hingegeben, und zwar mit gutem Grunde. Bilden doch die Vereinigten Staaten, wie das Deutsche Reich, einen Bundesstaat, in welchem sowol die Rechte der Einzelstaaten wie die des Gesammtstaats in ihrem organischen Zusammenwirken zum Ausdruck gelangen, und ist doch der historische Entwickelungsgang der Vereinigten Staaten hinsichtlich der wichtigen Frage des Verhältnisses der Einzelstaaten zum Reiche und des Verhältnisses der Einzelstaaten untereinander für uns Deutsche ungleich wichtiger und lehrreicher als die Kenntniß der oft in Vergleich gestellten englischen Zustände. Es ist daher als ein dankenswerthes Unternehmen anzusehen, wenn H. von Holst in seinem Buche „Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika seit der Administration Jackson's (Nr. 1) uns ein Bild von den interessanten, oft heftigen politischen und staatsrechtlichen Kämpfen zu entrollen bemüht ist, welche durch die Frage von dem Verhältnisse der einzelnen Unionsstaaten zur Bundesregierung während einer inhaltsschweren Epoche in dem Entwickelungsgange der Vereinigten Staaten hervorgerufen wurden. Daß der Verfasser dabei nicht selten einen etwas absprechenden Ton anschlägt, ist zu bedauern und kommt weder dem Werke noch der Sache zu statten.

Schon vor längerer Zeit erhielt der Autor, wie er selbst bemerkt, den Auftrag, „gewisse Seiten der amerikanischen Demokratie näher zu beleuchten", und er schrieb zu dem Ende ein beachtenswerthes Buch über die „Verfassung und Demokratie der Vereinigten Staaten von Amerika". Da nun die amerikanische Demokratie aufs engste mit einer Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten zusammenhängt und eine genaue Schilderung der erstern ohne ein tieferes Eingehen auf die letztere kaum möglich ist, so ist das vorliegende Werk nur als eine Fortsetzung des obengenannten, vor einigen Jahren erschienenen Buchs zu betrachten, mit dem einzigen Unterschiede, daß in der neuesten Schrift manche Fragen, die in einer Verfassungsgeschichte eine eingehendere Berücksichtigung verdienen, dieselbe auch erhalten haben. Ein längerer Aufenthalt in Amerika hat dem Verfasser nicht nur ein gründliches Quellenstudium möglich gemacht, sondern ihn auch in den Stand gesetzt, die concreten Resultate der staatlichen und socialen Entwickelung der Nordamerikanischen Union durch eigenen Augenschein kennen zu lernen.

Das in Rede stehende Buch zerfällt, von einem kurzen Vorworte abgesehen, in eine Einleitung und sieben Kapitel. Die Einleitung und das erste Kapitel enthalten eine kurze Geschichte der Entstehung nnd Bundesconstitution der Vereinigten Staaten nud der Administration von Andrew Jackson. Während des Unabhängigkeitskriegs gab es nach der Ansicht des Verfassers eine Rechtsfrage nur zwischen den dreizehn Colonien und England. In ihrem Verhältniß zueinander standen die constituirenden Glieder der Union lediglich auf dem Boden revolutionärer Thatsachen; die Continentalcongresse waren revolutionäre Gewalten, deren Beschlüsse nur so weit verbindliche Kraft hatten, als die Bevölkerung ihnen eine solche zuerkannte; soweit die Bevölkerung dieses aber that, waren auch die Congresse eine nationale Regierung de facto. Als solche erließ der Congreß zu Philadelphia am 4. Juli 1776 die Unabhängigkeitserklärung. Es erklärten sich nicht die dreizehn Colonien in einem gemeinsamen Manifest für unabhängige Staaten, sondern die revolutionäre Regierung erklärte die Colonien in ihrer Gesammtheit für einen unabhängigen Staat, der unter dem Namen „die Vereinigten Staaten von Amerika" in die völkerrechtliche Familie der civilisirten Welt eintrat. Dieser Name war nicht zufällig gewählt, sondern ergab sich unmittelbar aus der Lage der Dinge. Abgesehen von der im großen und ganzen gemeinsamen Abstammung und gleichen Sprache, war bis zum Ausbruch der Revolution das Mutterland fast das einzige verknüpfende Band zwischen den Colonien gewesen. Zu sehr verschiedenen Zeiten und unter sehr verschiedenen Bedingungen gegründet, hatten sie alle eine mehr oder minder eigenthümliche Entwickelung durchgemacht. Da sie sich alle eines nicht geringen und zum Theil eines sehr hohen Grades von politischer Selbständigkeit zu erfreuen gehabt hatten, so war ihre Eigenart so scharf ausgeprägt, daß sie sich noch nicht dessen bewußt waren, wie sehr sie bereits in ihrem auf den realen Interessen ruhenden Empfinden und Denken ineinander verwachsen seien. Sobald aber durch das Abbrechen aller Brücken zu einer Versöhnung mit dem Mutterlande eine bleibende staatliche Organisation nothwendig wurde, traten auch die centrifugalen Tendenzen deutlich zu Tage. Gegen England stand man einmüthig zusammen, aber nur mit eifersüchtigem Widerstreben ließ man sich durch bittere Noth die Erkenntniß abringen, daß das Einordnen in ein Ganzes auch ein Unterordnen unter die Gesammtheit bedinge. Zunächst kamen allerdings nur die sogenannten Conföderations-

artikel zu Stande, die aus der Union einen lockern Staatenbund machten, dessen Grundprincip die Regierungslosigkeit war. Handel und Wandel konnten nicht aufblühen, die Staaten blieben mit ihren Bundesbeiträgen im Rückstand und das Ausland wollte nicht mehr borgen. So wuchs die Noth und mit der Noth die Unzufriedenheit. Selbst das sociale Gefüge fing an auseinanderzubrechen. Man stand vor dem Chaos. Die Ueberzeugung, daß ein Ende mit Schrecken unvermeidlich sei, wenn dem Schrecken ohne Ende nicht unverzüglich gesteuert werde, ließ im Mai 1787 die Convention in Philadelphia zusammentreten, die nun eine Verfassung ins Leben rief, durch welche das bundesstaatliche Princip an die Stelle des staatenbundlichen trat. Aber in voller Reinheit wurde auch jetzt noch nicht das bundesstaatliche Princip durchgeführt. Namentlich hinderten dies zwei Fragen: die Bemessung des relativen Antheils, welchen die Einzelstaaten an der Constituirung der Bundesgewalt haben sollten, d. h. der Particularismus, und das verhängnißvolle Institut der Negersklaverei. Nur die richtige Ueberzeugung, daß die Existenz der Union auf dem Spiele stehe, führte endlich zu einer Verständigung. Beiden Fragen lag jedoch ein principieller Gegensatz zu Grunde, und eine Versöhnung zwischen entgegengesetzten Principien ist ein Unding. Die Kluft wurde nur verhüllt und zeitweise überbrückt, geschlossen wurde sie nicht. Dazu war erst die gewaltige Katastrophe des Bürgerkriegs nothwendig, die in unsern Tagen blutig eintrat. Die Geschichte der Union weist eine ganze Reihe von Compromissen zwischen Staatenbund und Bundesstaat und zwischen Freiheit und Sklaverei auf, die sich schwer rächten; allein die Bundesconstitution, nach deren Annahme George Washington im Jahre 1789 zum ersten Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt wurde, war das Aeußerste, was sich zur Zeit erreichen ließ. Der ebenso edle wie freiheitsliebende John Quincy Adams gibt sein gewichtiges Urtheil dahin ab, daß „die Constitution von 1789 einem widerstrebenden Volke durch die zermalmende Nothwendigkeit abgerungen worden ist". Aber die alten Gegensätze der centripetalen und centrifugalen Tendenzen traten schon unter George Washington wieder klar zu Tage, und zwar durch Alexander Hamilton und Thomas Jefferson; sie wiederholten sich später durch Daniel Webster und John C. Calhoun u. a. Zur Zeit der Präsidentschaft von Andrew Jackson fand die Sklavenfrage ihren schärfsten Ausdruck in ökonomischer Beziehung und zwar in dem Tarifkampfe zwischen Freihandel und Schutzzoll. Schroff einander gegenüber standen der freie Nordosten und die südlichen Pflanzerstaaten, während in den übrigen Staaten der Union durch eigenthümliche Interessen oder secundäre Momente die Wage mehr oder weniger im Schwanken erhalten wurde. Es handelte sich aber bald nicht mehr allein um die Tariffrage oder um Schutzzoll und Freihandel, sondern um das Princip der Gesetzesherrschaft, um das Princip der Ueberordnung der Union über die Einzelstaaten, um die Existenz der Union selbst. Die Hoffnungen, welche die particularistischen Antiprotectionisten auf Jackson gesetzt hatten, erfüllten sich nicht. Das neue Tarifgesetz vom 14. Juli 1832 brachte allerdings einige Ermäßigungen gegenüber dem Tarifsatz von 1828, aber das Princip des Schutzzolls war beibehalten worden. Calhoun, der schon lange der Führer des linken Flügels der Sklavokratie war, hielt es für zeitgemäß, die revolutionäre Lehre von der Nullification, die er wiederholt mit entscheidender logischer Schärfe nach allen Richtungen hin entwickelt hatte, praktisch werden zu lassen. Nach seiner Theorie konnte das nicht durch die Legislatur geschehen, da nur eine eigens von dem Volke erwählte Convention in dem Vollbesitze der Souveränetät des Staats sei. Am 19. November 1832 trat eine solche Convention zu Columbia in Südcarolina zusammen, erklärte am 11. December die von der Bundesgesetzgebung erlassenen Tarifgesetze von 1828 und 1832, was Südcarolina anlange, für null und nichtig und verbot vom 1. Februar 1833 ab die Erhebung der Zollgebühren unter denselben. Die Legislatur erließ die Gesetze, die zur Durchführung dieser particularistischen und revolutionären Beschlüsse, und wäre es mit offener Gewalt, erforderlich schienen. Ueber das, was hierauf von seiten der Bundesgewalt geschah, sagt der Verfasser:

Der Präsident Andrew Jackson beantwortete die Nullificationsordinanz vom 11. December mit einer Proclamation, die unbedingt für die Suprematie der Bundesgesetze eintrat, und versprach, dieselbe, wenn es nöthig werden sollte, zu erzwingen. Anstalten dazu wurden allerdings vom Präsidenten getroffen, aber dabei doch mit peinlicher Vorsicht alles vermieden, was zu einem Zusammenstoß hätte führen können, ehe der Congreß in der Lage gewesen war, auch seine Stimme in der Sache hören zu lassen. Dieser aber trug keineswegs Verlangen nach der dornenvollen Ehre, die Verantwortung der Entscheidung auf seine Schultern zu nehmen. Nullificatoren, Präsident und Congreß suchten einander den Becher zum entscheidenden Wurfe zuzuschieben, und alle drei scheuten vor ihm zurück. Nur ein kleines Häuflein östlicher Schutzzöllner, geführt von Webster, hat den Ruhm, ihn fest und kühn gefordert zu haben. Webster wies nicht nur unwiderleglich nach, daß Calhoun mit seinem „großen conservativen Princip der Nullification" die Anarchie zum obersten Gesetze des Landes mache, sondern er erklärte auch, die Stunde sei gekommen, da auf jede Gefahr hin der Beweis geführt werden müsse, daß die Union in Wahrheit ein Staat und nicht ein gesetz- und regierungsloser Staatenbund sei. Man hörte ihn nicht. Theils das gerechte Entsetzen vor einem möglichen Bürgerkriege und theils die Furcht eines auf Irrwegen wandelnden, aber wahren Patriotismus, daß die Probe zu schwer für die Union sein könnte, trieben die Nullificatoren und die Bundesgewalten mit gleichem Eifer zu dem Versuche, sie zwischen Hammer und Amboß hindurchzuschleimen (!). Südcarolina vertagte die Ausführung der Ordinanz; Jackson erinnerte daran, daß er von Anfang an eine Revision des Tarifs im Sinne des Südens für billig und nothwendig erklärt habe; und der Congreß, unter der Führung von Clay, klügelte wiederum über einer Formel, die gleichzeitig das Princip wahre und es opfere. Das unmögliche Werk gelang. Gewahrt wurde das Princip durch die sogenannte Force-Bill, die dem Präsidenten über und über hinreichende Mittel gab, Südcarolina zu zwingen; und geopfert wurde es dadurch, daß man die Force-Bill nicht eher passirte, als bis man durch die Aufstellung eines Compromißtarifs das Versprechen erzielt hatte, daß Südcarolina seine Nullificationsordinanz fallen lassen werde. Durch eine äußerst geschickte Combination ließ man keine der beiden Bills passiren, ehe die Passirung der andern vollkommen sichergestellt war, und an demselben Tage erhielten beide Bills die Unterschrift des Präsidenten. Südcarolina hatte nicht alles erhalten, was es verlangt hatte; die Union aber hatte nichts gewonnen und viel verloren. Die Entscheidung der principiellen Frage war vertagt worden; aber Südcarolina mit seinen 581185 Einwohnern, darunter 315401 Sklaven, hatte die Union mit ihrer Bevölkerung von nahezu 13 Millionen gezwungen, ihr die Vertagung abzukaufen. Und abgeschlossen war der verhängnißvolle Handel mit der Zustimmung eines Präsidenten, dessen hervorstechendster Charakterzug die rücksichtsloseste Energie war.

In Wahrheit ist denn auch nicht Andrew Jackson, sondern John C. Calhoun als Sieger aus dem Kampfe in der Tariffrage hervorgegangen. Allein es war, wie die Zukunft gelehrt hat, ein Pyrrhussieg: die Ueberwundenen sind für die durch eigene Schuld erlittene Niederlage entsetzlich gezüchtigt, und die Ueberwinder sind von den spätern Folgen des verhängnißvollen Siegs zerschmettert worden. Der Tarifstreit unter Jackson's Präsidentschaft steht warnend in der Geschichte da; er zeigt, wohin eine übergroße Neigung zu Compromissen führt, die es unternehmen, unvereinbare Principien miteinander auszugleichen. Die Administration Jackson's bildet aber auch in mehr als einer Hinsicht einen bedeutsamen Abschnitt in der Geschichte der Vereinigten Staaten. Mit der Nullificationsordinanz Südcarolinas und dem Compromiß von 1833 fand die erste Entwickelungsphase der particularistischen Staatenrechtlerei ihren Abschluß, und der Sieg Jackson's in der Präsidentenwahl über Adams war ein Triumph der radicalen über die gemäßigte Demokratie. Mit John Quincy Adams schied auf lange Zeit der letzte Staatsmann aus dem Weißen Hause, und die Beute- und Professionspolitiker nahmen von ihm Besitz. Das Bild, welches H. von Holst von Andrew Jackson entwirft, ist im wesentlichen ein treues und wahres, wenn auch kein schmeichelhaftes; er sagt mit Recht:

> Der Fluch der Jackson'schen Administration läßt sich in das eine Wort zusammenfassen, daß sie systematisch das öffentliche Rechtsbewußtsein untergraben und die Achtung des Volks vor der Regierung verringert hat. Jackson machte als Träger der Executivgewalt die Unterordnung des Staats unter die Gesellschaft zum bestimmenden Grundsatz der Republik, die im eminentesten Sinne des Wortes ein Rechtsstaat hatte sein sollen.

Die Träger der Jackson'schen Politik waren in der Hauptsache die Instincte der Massen, und ihr Inhalt war die Befriedigung derselben; die Kraft seines Willens brachte jene Instincte zu unbedingter Geltung, daher seine Popularität, die im Grunde wenig sittlichen Werth hat.

Das zweite Kapitel handelt von den Abolitionisten und der Sklavenfrage im Congreß und sucht darzuthun, daß die Uebergriffe der südlichen Sklavenhalter im Norden und Osten der Union eine politische und sittliche Reaction hervorrufen mußten.

Das dritte, vierte und fünfte Kapitel schildern die Administration des Präsidenten Martin Van Buren, die Schwindel- und Krachperiode im Jahre 1837, die Fortentwickelung der Sklavenfrage und die momentane Niederlage der demokratischen Partei, sowie den Sieg der Whigs durch die Erwählung des Generals William Henry Harrison, der am 4. März 1841 den Präsidentenstuhl der Vereinigten Staaten bestieg, aber schon am 4. April desselben Jahres starb, genau einen Monat nach seiner Inauguration. Der Tod Harrison's machte in der ganzen Union einen überwältigenden Eindruck, der zur Werthschätzung seiner Persönlichkeit an sich ganz außer Verhältniß stand. Noch nie zuvor war ein Präsident im Amte gestorben. Die Bestimmung der Verfassung, welche für einen solchen Fall dem Vicepäsidenten die Functionen des Präsidenten überträgt, wurde also zum ersten mal einer praktischen Probe unterworfen. Und sie gelang; der Vicepräsident John Tyler zog als Amtsnachfolger Harrison's in das Weiße Haus ein.

Im sechsten Kapitel finden wir nun eine Geschichte und Charakteristik der Tyler'schen Administration. Präsident Tyler war ein eitler charakterloser Mensch; von den Whigs erwählt, wurde er nach einigem Schwanken ein Werkzeug der Politik der Demokraten. Die beiden ersten Jahre seines Regiments waren vorzugsweise mit finanziellen Streitigkeiten angefüllt. Wilde Parteileidenschaften und einseitiges Parteiinteresse drängten nationale Fragen in den Hintergrund, bis schließlich der alte Gegensatz zwischen Freiheit und Sklavokratie wieder hervorbrach und den Norden gegen den Süden der Union aufhetzte. Die Sache der Freiheit vertrat in erster Linie wiederum der ehrwürdige John Q. Adams, die der Sklaverei John C. Calhoun; die Vermittlerrolle übernahm, wie gewöhnlich, der Kentuckier Henry Clay, das Haupt der Whigpartei. Es mehrten sich die Beweise, trotz der wankelmüthigen Schwäche Tyler's, dafür, „daß die Verkoppelung mit der Sklaverei den Norden nicht habe entmannen können und das Erwachen zur Erkenntniß seiner Rechte und seiner Pflichten unaufhaltsam fortschreite". Zunächst blieben allerdings die südlichen Sklavenhalter noch Sieger, wie die von ihnen durchgesetzte Annexion von Texas bewies. Wie dieses Werk zu Stande gebracht wurde, schildert uns das siebente Kapitel. Die besagte Annexion geschah nicht auf verfassungsmäßigem Wege, und „das Brautkleid, in dem Calhoun Texas, die Geliebte der Sklavokratie, der Union zuführte, war die zerrissene Constitution der Vereinigten Staaten".

Ohne allen Zweifel hat sich von Holst um die Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten durch seine Arbeit ein nicht zu unterschätzendes Verdienst erworben. Auch die Form seiner Darstellung ist durchschnittlich lebhaft, voll Kraft und Schwung; aber zuweilen gebraucht er doch Ausdrücke, die gegen den guten Geschmack arg verstoßen und nicht ohne Rüge gelassen werden dürfen. Ganz geschmacklos ist z. B. das Bild: „zwischen Amboß und Hammer hindurchschleimen", oder die schon früher benutzte Wendung: „das mercantile Interesse lökte jetzt natürlich noch viel heftiger wider den Stachel". Solche unschönen Wendungen und Ausdrücke finden sich nicht selten; sie erscheinen gesucht und können mitunter sogar sachlich irreführen, wie z. B. der am Schluß des Buchs befindliche Satz: „Der Sklavokratie aber ward Texas zum Nessusgewande." Wie ein Land zum Gewande werden kann, ist schwer zu begreifen. Wir würden jedoch auf diese Dinge vielleicht nicht hingewiesen haben, wenn der Verfasser in seinem Vorwort sich nicht so überaus stolz und wegwerfend über andere Schriftsteller und Gelehrte geäußert hätte. Aufgefallen ist uns auch, daß er des vortrefflichen Buchs von Professor Dr. Albert Hänel: „Studien zum deutschen Staatsrechte" (Leipzig 1873), nirgends gedenkt, obschon dasselbe, wenn wir nicht irren, vor seinem Werke erschien und ausführliche und werthvolle Bemerkungen über die amerikanische Verfassungsgeschichte enthält.

Ein nicht minder verdienstvolles Werk als die von Holst'sche Arbeit ist das Buch von Friedrich Ratzel: „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika" (Nr. 2). Der Verfasser, gegenwärtig Professor der Erdkunde an der technischen Hochschule zu München, hat sich durch seine schon früher in d. Bl. besprochene Schrift „Städte- und

Culturbilder aus Nordamerika" (2 Thle., Leipzig, 1876) bereits als berufener Schilderer von Land und Volk, Natur und Cultur der großen transatlantischen Republik bewährt. Da der Mangel eines neuern zusammenfassenden Werks über die Geographie der Vereinigten Staaten von Nordamerika seit Jahren als eine der auffallendsten Lücken unserer Literatur bekannt ist, bedarf das Unternehmen, dessen erste Hälfte uns vorliegt, kaum einer weitern Rechtfertigung. Die an sich werthvollen Werke von Wappäus und Karl Andrée sind theilweise veraltet und genügen, da sie auf die neuern und neuesten Forschungen und Entdeckungen keine Rücksicht nehmen konnten, den jetzigen Anforderungen an ein gründliches culturgeographisches Handbuch über die Nordamerikanische Union in keiner Weise. Und doch ist es nothwendig, daß der größte Freistaat der Neuzeit mit seinen nahezu 10 Millionen Quadratkilometern, seinen 45 Millionen Einwohnern, seinem Handelsverkehr von 4 Milliarden, seinen Eisenbahnen von 120000 Kilometern und seinem unerschöpflichen Naturreichthum von jedem gekannt werde, der überhaupt die moderne Welt verstehen will.

Was die Behandlung des Stoffs anlangt, so ergibt sich dieselbe schon aus der Inhaltsübersicht des ersten Bandes. Dieselbe versucht es, die wissenschaftliche Gründlichkeit mit allgemeiner Verständlichkeit und das rein geographische und völkerkundliche Interesse mit der praktischen Benützbarkeit zu verbinden. Zu dem Ende ist die wissenschaftliche Beschreibung und Zusammenfassung streng getrennt von der Schilderung; die erstere nimmt den allgemeinen, die letztere den schildernden Theil ein. Der allgemeine Theil, dem eine orientirende Einleitung voraufgeht, behandelt in sieben Abschnitten folgende Punkte: die natürliche und politische Begrenzung der Vereinigten Staaten, den geologischen Bau des Bodens, die Oberflächengestaltung und den Meeresboden an den Küsten, die Ströme, Flüsse und Seen, das Klima, sowie die Verbreitung der Wärme, die Vertheilung der Niederschläge, die Luftströmungen und die klimatischen Besonderheiten einzelner Regionen nebst den atmosphärischen Erscheinungen, die Pflanzenwelt und schließlich die Thierwelt. Daß der Verfasser das von dem geschlossenen Gebiete der Vereinigten Staaten entfernt liegende, von ganz andern Naturverhältnissen beeinflußte Territorium Alaska vorläufig aus dem Rahmen der vorliegenden Arbeit ausgeschlossen hat, ist begreiflich und verzeihlich, um so mehr, als dasselbe in seiner politischen Stellung zu den Vereinigten Staaten im zweiten Bande des Werks besprochen werden soll. Die Mehrzahl der in dem sogenannten schildernden Theile enthaltenen 30 Abschnitte beruht auf eigener Anschauung, da der Verfasser Gelegenheit hatte, die Vereinigten Staaten in den Jahren 1873 und 1874 zu bereisen; zu seinen Gewährsmännern gehören hier: Agassiz, Lyell, Lewis, Clark, Hayden, J. D. Whitney, J. A. Cooper, Bayard Taylor, Norwood u. a. Da es die Absicht des Verfassers war, daß sein Werk den Charakter eines praktischen Nachschlagebuchs neben dem eines wissenschaftlichen Handbuchs tragen sollte, so hat er alles Theoretisiren, das zum Verständnisse der Erscheinungen nicht nothwendig war, vermieden, während er sich bemühte, der Darstellung so viel Klarheit und, wo es möglich war, angenehme Lesbarkeit zu geben, als der massenhafte und nicht selten spröde Stoff es zuließ. Als Probe der Darstellungsweise des Autors mag nachstehend eine Stelle aus dem dritten Abschnitt des schildernden Theils, welcher über „Die Herbstfärbung nordamerikanischer Wälder" handelt, einen Platz finden. Es heißt dort:

Dem herbstlichen Zustand aller einzelnen Bäume, sofern sie nicht zu den immergrünen gehören, prägt das Klima Nordamerikas einen völlig andern Charakter auf, als ihm in unserer Heimat zukommt. Indem der Herbst langsamer herankommt, der Sommer zögernder von ihm weicht, und indem sich in jenen Tagen, die man „Indianischer Sommer" (Indian Summer) nennt, bei klarem, wolken- und sturmlosem Himmel noch eine milde, gleichmäßige Wärme über die Erde breitet, wird das Entfärben des Laubes hier eine weniger übereilte, mannichfaltigere Erscheinung, die früher beginnt, sich gradweise vollendet und nicht so rasch im Absterben und Niederfallen sich abschließt wie bei uns. Wir haben meistens nur gelbe und braune Herbstfärbungen, und die gelben bleiben bei hellen und bräunlichen Tönen. Aber hier erscheinen alle Abstufungen von Gelb, von der Citronenfarbe bis zum tiefsten Gold- und Rothgelb, ferner mannichfaltiges Roth, Violett, Purpur und herrliches Braun mit purpurnem tiefem Schein. Es dauert vom Spätsommer bis in die letzte Hälfte des October, bis sie alle ihre Farben nacheinander entfaltet haben. Unsere Herbstfärbung ist eigentlich schon zu innig mit dem Blätterfall verbunden; es ist ihr im reichlichen, vorwaltenden Erdbraun schon zu viel von Absterben und Zerfall beigemengt. Man kann sich nicht wundern, daß unsere Dichter, die feinsten Beobachter dieser Stimmungswechsel in der Natur, so selten von den Goldfarben des Herbstes reden, daß Welken, Fallen, Verwesen ihr Herbstgesang ist. Das tritt ihnen eben am klarsten entgegen. Hier dagegen singen sie alle viel lieber von dem Lächeln, mit dem die Erde im Herbst zum Schlafe sinkt, oder vom brennenden Abendroth der Natur, das in Wäldern und Feldern der winterlichen Nacht vorleuchte. H. D. Thoreau, der treffliche Naturbeobachter sagt einmal: „Unsere Begriffe vom Reifen, von seiner Farbe, Zartheit, Vollkommenheit, sind gewöhnlich auf die Früchte beschränkt, die wir essen, und wir vergessen, daß die Natur eine unendliche Ernte, von der wir kaum etwas genießen, alljährlich reifen läßt. Die meisten verwechseln veränderte Blätter mit verwelkten oder verwitterten; das ist aber, wie wenn sie reife Aepfel mit den faulen zusammenwürfen. Ich glaube, der Uebergang eines Blatts zu einer höhern Färbung ist ein Beweis, daß es bei der vollkommenen Reife angekommen ist, die der Reife der Früchte entspricht." Und ein anderer Schilderer nordamerikanischer Waldnatur, Wilson Flagg, meint, die Sonnenuntergangsfarben seien wol zarter, aber in den Herstfarben sei eine Weichheit und Tiefe, die den Geist höchst wohlthuend berühre. „Fern und nah, von den Bergen, die in Gold, Purpur und Scharlach leuchten, von Felsenklippen, die Farrne und Sumach tragen, von Wegen und Zäunen, die von mannichfaltigen, flammenden Sträuchern eingefaßt sind, von Farmhäusern, die wilder Wein umrankt, bis herab zu den rothen Preiselbeerbüschen auf der Heide — alles heiter und schön." Ein phantasievoller Novellist wie N. Hawthorne konnte die märchenhafte Schönheit eines neuengländischen Bergs im Herbste nur durch das fremdartigste Bild versinnlichen, indem er ihn mit einer Sphinx vergleicht, deren Leib ein reicher, bunter persischer Shawl verhüllt. Hawthorne ist aber sonst gerade kein Bilderhascher.

Ratzel erzählt dann von noch vielen andern charakteristischen Merkmalen des amerikanischen Herbstwaldes. So z. B. versäumen die Frauen und Mädchen in den Vereinigten Staaten nicht, in den letzten hellen Tagen des Herbstes die schönsten Blätter in Flur und Hain zu sammeln, um sie durch Tränkung mit warmem Wachs haltbar zu machen und zu Sträußen und Kränzen zu verbinden, die dann unter Glas und Rahmen statt Bildern die Wände zieren. Amerikanische Landschaftsmaler haben aus den leuchtenden Herbstfarben schon manche kühne Inspiration geschöpft;

aber ihre Darstellungen dieser herbstlichen Farbenmeere wollen europäischen Augen nicht recht gefallen, da diesen die Natur in solchem Gewande nur ausnahmsweise einmal nahe getreten ist. Wer die Erscheinung aber wochenlang vor Augen gehabt, den schönen Wechsel sich vor seinen Augen hat vollziehen sehen, der kann sich auch im Bilde an diesem Gewande erfreuen, das ihm eines unter den vielen ist, welche die Natur in Wald und Feld im Laufe des Jahres an- und abthut.

Das Vorstehende mag genügen, um den schildernden Theil des Ratzel'schen Werks zu charakterisiren. Wenn wir nun noch hinzufügen, daß dem Buche werthvolle Nachträge und Tabellen über meteorologische Beobachtungen, über die geologischen Formationen in Nordamerika und Europa, eine Höhentafel, sowie verschiedene Holzschnitte und Karten in Farbendruck beigegeben sind, so wird man an dem Reichthum des Gebotenen kaum noch zweifeln können. Ein genaues Register und eine geschmackvolle äußere Ausstattung erhöhen nur noch den Werth des lehrreichen und interessanten Buchs.

Es wäre zu wünschen, daß der zweite Band bald erscheinen möchte; derselbe soll die Bevölkerung der Vereinigten Staaten nach ihrer ethnographischen und politischen Stellung, das Leben des Volkskörpers, wie es die Statistik darlegt, die Entwickelung und die Einrichtungen der wirthschaftlichen und politischen Verhältnisse, das geistige Leben in Literatur und Kunst, Wissenschaft und Schule in einer Reihe von allgemein gehaltenen Kapiteln behandeln und mit einer eingehenden bis auf die neuesten Quellen gestützten Beschreibung der einzelnen Staaten und Territorien, der Grafschaften und Städte schließen.

Rudolf Doehn.

Zur Reformationsgeschichte.

(Beschluß aus Nr. 44.)

1. Die Theologie Melanchthon's in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Zusammenhange mit der Lehrgeschichte und Culturbewegung der Reformation. Dargestellt von Herrlinger. Gotha, F. A. Perthes. 1879. Gr. 8. 8 M.
2. Martin Luther. Ein Lebensbild. Von August Baur. Tübingen, Fues. 1878. Gr. 8. 6 M.

Wenden wir uns nach diesen allgemeinen Bemerkungen des Nähern zu den ersten der beiden uns vorliegenden Publicationen, so hätten wir den Titel des Buchs etwas anders gewünscht. Unter „Melanchthon's Theologie in ihrer geschichtlichen Entwickelung" kann, weil der Zusammenhang mit der allgemeinen Reformationsgeschichte noch besonders hervorgehoben ist, nur die Gestaltung der Theologie des Reformators nach seinen einzelnen Lebens- und Studienperioden verstanden sein. Aber „geschichtliche Entwickelung" ist Sache nur des allgemeinen Geistes in der Nothwendigkeit seines Verlaufs, nicht aber auch des Individuums mit dem Zufälligen, das seinem jeweiligen Hervortreten in der Oeffentlichkeit anhängt. Nicht der Träger einer Bewußtseinsphase, nur das Bewußtsein selber hat eine organische, eine „geschichtliche Entwickelung". Sodann repräsentirt der Mann, in dem sich Humanität und Christenthum miteinander vermählt haben, selber in einem Grade die Weltmacht der Cultur in dem Reformationswerk, daß ein Zusammenhang seiner Theologie „mit der Culturbewegung der Reformation" von ihm noch viel zu wenig aussagt. Wir würden darum den allgemeinen Titel: „Melanchthon als Theolog und als praeceptor Germaniae" vorgezogen haben, ein Titel, den das Buch durch seine Reichhaltigkeit und Vollständigkeit sowie durch die zur allgemeinen Zeichnung Melanchthon's auch ohne ein ausdrückliches Absehen auf ein Lebens- oder Charakterbild herzugebrachten Beiträge rechtfertigt.

Zwei Dinge sind es, die auch dann, wenn man die gründliche Arbeit des Verfassers nicht an dem Maßstab strengen Fachwissens prüft, sondern zu derselben mehr nur ein culturgeschichtliches Interesse mitbringt, eine warme Sympathie mit deren Gegenstand erwecken können. Das eine ist der Zusammenhang, in dem die Entfaltung sowie die literarische und praktische Thätigkeit Melanchthon's mit dem ganzen Gange der Reformationsbewegung steht. Welche Momente des Umschwungs in diesem Leben: der ursprünglich ganz weltlich und untheologisch gerichtete Humanist, und dann seine völlige Beschlagnahme durch den übermächtigen Einfluß des in Luther pulsirenden religiösen Lebens; der unermüdliche Unterhändler über einen evangelischen modus vivendi im Schose der Einen allgemeinen Kirche, und der zu der confessionellen Parität, wie sie im Augsburger Religionsfrieden geschaffen worden ist, Bekehrte! Das andere ist die Singularität des Gelehrten, dem der Ehrentitel „Lehrer von Deutschland" für sein unausgesetztes Bemühen, seiner Zeit auf dem ruhigen Wege der Ueberzeugung zur Wahrheit zu verhelfen, und für sein redliches Streben, selber immer fort zu lernen, sich immer wieder von neuem zu instruiren, gebührt. Man weiß nicht, soll man Luther's Principienstrenge und seine allzeitige Schlagbereitschaft gegen den Feind mehr bewundern, oder einen Melanchthon, der in dem adiaphoristischen Streit vor einem Flacius sein Unrecht eingesteht und sein Versehen durch erneuten Eifer wider den Gegner, der sich hinter eine moderne Restauration verschanzen will, wieder gut macht und endlich mit der Fürbitte für die Einheit der Kirche auf den Lippen die Augen schließt, mehr lieben?

Doch lassen wir den Verfasser selbst über sein Unternehmen sich aussprechen. Er will, nach dem Vorgang Heppe's in mehrern Schriften, den Antheil Melanchthon's an der unstreitig vor Errichtung der Concordienformel bestehenden protestantischen Gemeinlehre aussprechen, aber schärfer als jener dessen geistiges Eigenthum an dem Gesammtfacit der damaligen geschichtlichen Entwickelung des Protestantismus ausscheiden. Zu dem Ende verfährt er in seinem Referat absichtlich nicht nach dem hergebrachten Schema der Dogmatik, sondern nach dem specifisch Melanchthon'schen Ausgang vom Centrum evangelischer Heilslehre zu der Lehre von Gnade und Freiheit und von den Sakramenten, unter Anhängung der objectiven Dogmen.

Neues Material glaubt er, weil von ihm zum ersten mal das „Corpus Reformatorum“ in seiner ganzen ersten, Melanchthon betreffenden Serie benutzt wurde, besonders im ethischen und exegetischen Detail beigebracht zu haben. Auch die des Guten auf 42 Seiten fast zu viel thuende Untersuchung der „heutzutage noch so verschieden aufgefaßten“ Abendmahlslehre Melanchthon's rechnet er sich zu einigem Verdienst an, wobei wir nur fast fürchten, daß das seinem Helden nachgerühmte Stehen über den Parteien eigentlich in einem farblosen, neutralen, die kräftigen Gegensätze nivellirenden Thun bestehen möchte. Sorgfältig wird die so schwierige Auseinandersetzung zwischen Melanchthon und Luther vorgenommen. Sein oftmaliges Zurückbleiben hinter der Tiefe und Lebensfülle von Luther's Intentionen mit dessen lebhaften Auffassungen des Dogma wird nicht verschwiegen; sein secundärer und doch selbständiger Geist mit seinen reichen Fermenten für die Zukunft im Verhältniß zu dem religiös schöpferischen Genius Luther's wird mit der Stellung des organisatorischen Hegel zu dem originellen Schelling verglichen. Einen Philippismus als eigene Parteibildung erkennt der Verfasser nicht an; er findet Melanchthon immer wieder auf einem Wege, auf dem er zu Luther zurücklenkt, auch nie von dem Grundsatz abgewichen, das Gnadenurtheil Gottes über die Sünde „als die überzeitliche Grundlage für den ganzen Heilsproceß“ festzuhalten, ja in seinen Documenten von öffentlich kirchlichem Charakter zu Gunsten des evangelischen Gemeinbewußtseins mit seiner Privatüberzeugung zurückhaltend; aber er will ihm den Vorzug der vorwiegend ethischen Richtung seines theologischen Denkens und des Eifers um das christliche Ethos in seiner evangelischen Reinheit und Energie gewahrt wissen. Sind auch die Systeme der andern Reformatoren dogmatisch bedeutender, jedenfalls durchschlagender, die Keimkraft seines Lehrtropos, selbst für die gegen ihn undankbare F. C. ist nicht zu unterschätzen. Dem Melanchthon'schen Grundzug Sokratischer Besonnenheit, die sich darin äußert, daß er das Subject durchweg seine Selbstheit behaupten, bei sich selbst sein und bleiben läßt, wird der Verfasser damit gerecht, daß er als die constructive Grundidee seines Wissens unter Erinnerung an Origenes „die Idee der freien Persönlichkeit“ ansieht und solches an seinem Gott, diesem agens liberrimum, an seinem Christus und dessen Sichselbstmittheilen im Abendmahl, an seinem Menschen und dessen Heilsempfänglichkeit nachweist. Nur möchten wir den Vorzug Melanchthon's vor seinen Concurrenten weniger in seinen dogmatischen Leistungen als in seinem persönlichen Beispiel sehen. Auch Herrlinger bringt das von Ritschl erhobene Bedenken gegen Melanchthon's Befähigung, die systematische Theologie ruhig und erfolgreich zu betreiben, nicht ganz weg; er übersieht ferner, daß auch die „Construirung der reformirten Dogmatik auf dem Grund göttlicher Rathschlüsse und Werke“, wenn auch hinter der Gemüthsfülle und Entwickelungsfähigkeit des Luther'schen Typus zurückstehend, doch echt evangelisch aus dem Heilsbedürfniß hervorging, und daß seinem geringschätzigen Urtheil über Zwingli's „De vera et falsa religione“ andere Urtheile, wie das C. F. Baur's („Kirchengeschichte der neuern Zeit“, S. 87), entgegenstehen. Wol aber ist Melanchthon mit seinem Grundsatz: „Verius sum Ἐπιμηθεύς, quam Προμηθεύς“ — man denke nur an die Umarbeitungen seiner „Loci“ und die Redactionen seiner „Augustana“ — ein lebendiges Programm der Flüssigerhaltung des protestantischen Lehrbegriffs gewesen.

Deutsches Phantasieleben und deutsche Sinnigkeit im Bunde mit altbürgerlicher Solidität und gemüthlichem Frohsinn waren bei dem nüchternen, stillen Melanchthon in nicht viel geringerm Grade vorhanden als bei dem warmblütigen stürmischen Luther. Neben des letztern phantastischem Teufelsglauben, von August Baur richtig mit aus der bergmännischen Herkunft des Mannes erklärt, steht Melanchthon's tief eingreifender Astrologenwahn, der ihn so weit z. B. hinter einen Petrarca zurückstellt, aber vom Verfasser richtig auf Aristotelischen Materialismus und deutschen Volksaberglauben zurückgeführt wird. Das Sabbatsgebot, das Luther rationalistisch umgedeutet hatte, wird von ihm in den „Loci“ von 1521 idealistisch auf den ewigen Sabbat bezogen, während dessen der Christ eines geistlichen, nur von göttlichen Gnadenwirkungen zehrenden, aller Geschäftigkeit des Werkdienstes abholden Daseins genießt. Dem hohen Bilde des Luther'schen Christenmenschen, der über alle Dinge Herr ist, tritt Melanchthon's Zeichnung der guten Werke der Gläubigen als Herrschaftserweiser Christi über die Welt, die sich besonders an der Heldenlaufbahn der Gottesmänner signalisiren, zur Seite. Die den braven Bürger und Christen mit einer geistlichen Aristokratie bedrohende Werkheiligkeit konnte in der „Apologie“ nicht kräftiger zurückgewiesen werden als mit der Instanz: „Ihr wollt eine Extrastellung, in der man es zur Vollkommenheit bringen könnte? Das ist nichts Besonderes von euerm Mönchsstand, nichts Weiteres als was man auch vom Leben des Landmanns oder Grobschmieds aussagen kann: in jedem Beruf haben es die Menschen zur Vollkommenheit, d. h. dazu zu bringen, daß sie in Gottesfurcht, Glauben, Nächstenliebe und ähnlichen Tugenden wachsen.“ Berührten sich auch in der Stellung, die Melanchthon zum öffentlichen Leben während der verschiedenen Phasen innerer und äußerer Constellationen nahm, allerlei Agentien: abstractes Vorwärtsdrängen, nachdem mit der Satzung gebrochen war, der Spiritualismus des flügge gewordenen religiösen Lebenstriebes, und wieder das Bedürfniß des Gelehrten nach sichern, geordneten Zuständen und die Pflicht, für das Reformationswerk erreichbare Ziele abzustecken, kurz politischer Radicalismus und Conservatismus, sodaß der nachherige Vorkämpfer für das jus reformandi der Fürsten einmal eine Zeit hatte, wo er von Luther erst eine Belehrung über die Nothwendigkeit des Bestandes einer Obrigkeit brauchte; mochten sodann in seiner Genesis der Staatsidee Anklänge an die patriarchalische Legitimitäts- und Vertragstheorie nebeneinanderstehen: immer ist und bleibt bei ihm die Kernhaftigkeit deutschen Bürgersinns das Durchblickende. Dies nicht allein auf politischem, auch auf socialem Gebiet. Wenn er sich mit dem Zinsnehmen lange nicht befreunden konnte, so lag hierbei das Volksvorurtheil gegen alles nicht durch Händefleiß errungene Besitzthum zu Grunde. Wenn die Sprichwörter des Mittelalters nicht müde werden, den Mann, der sich von seiner reichen Frau erhalten läßt, zu foppen, so verachteten die Reformatoren (vgl. Plitt in seiner Edition der Melanch-

thon'schen „Loci", S. 181 fg.) das Ausleihen des Geldes als eine Verleitung zum Stillsitzen und Müßiggehen. Und wenn Melanchthon in den „Loci" den scholastischen und den evangelischen Armuthsbegriff dahin unterscheidet, daß dort arm sein heiße: nehmen, hinnehmen, hier: geben, mittheilen, alles so besitzen, daß man als Verwalter fremden und nicht eigenen Guts erscheine; wenn er betont, daß in der Bibel die Arbeitsamkeit nicht um unserer, sondern um der Brüder willen gefordert werde, und gleicherweise wie Geiz und Verschwendung auch die Trägheit Sünde gegen das siebente Gebot sei: redet da nicht die Substanz des deutschen Volksgeistes aus ihm heraus, und hat er nicht aus dem auf gegenseitige Hülfe sich stützenden Zunftwesen des Mittelalters seinen tiefern christlichen Extract herausgezogen? Bekannt und vom Verfasser ausführlich behandelt ist Melanchthon's Sinn für gesellige Freude, den er mit Luther, wenn auch nicht in dessen naturwüchsiger Derbheit, aber dafür in der ihm eigenthümlichen attischen Grazie theilt. Auch hier zeigt sich der Mann, der aus dem Kern des Volks hervorgegangen, dessen Frohsinn nur die Kehrseite seines Gewerbfleißes ist.

Rothe rühmt an Melanchthon zweierlei: „Was in der Reformationszeit für den Aufbau einer evangelischen Theologie in Deutschland geschehen ist auf dem Felde der Exegese, der Dogmatik, ja auch schon der Dogmengeschichte, war sein Werk; er war der eigentliche Begründer einer deutschen, evangelischen Theologie." Sodann schreibt ihm Rothe eine „innige Ineinsbildung der in ihrer Reinheit wiedererstandenen Frömmigkeit mit dem Geist der neuen Geschichte, mit den auf die Welt, auf die sittlichen Aufgaben gerichteten Trieben der neuen Zeit" zu.

Wir können in dieser Besprechung unmöglich der theoretischen und praktischen, theologischen und pädagogisch-ethischen Vielseitigkeit, die uns in der Darstellung der Gesammtwirksamkeit Melanchthon's in unserm Buche entgegentritt, gerecht werden. Wir machen nur auf theoretischem Gebiet aufmerksam, daß er die erste dogmengeschichtliche Arbeit auf protestantischem Boden mit seinen „Sententiae veterum de coena Domini" (1530) und die erste Dogmengeschichte von evangelischem Standpunkt: „De ecclesia et autoritate verbi divini" (1539), geliefert und in letzterer Schrift die Pietät gegen die Patres mit dem freiern kritischen Blick auf die hierarchischerseits nicht approbirten testes veritatis verbunden hat, daß er die Geschichte der Kirche nur im Zusammenhang mit derjenigen der Völker und Staaten aufgefaßt hat und unter Vermeidung alles Anekdotenkrams nur dem innern Entwickelungsgang der historischen Persönlichkeiten nachgegangen ist. Auf praktischem Felde empfiehlt sich seine Behandlung der Ehe durch ihre sittliche Feinheit und Wärme. In der innern Kirchenpolitik, erfahren wir, wollte Melanchthon, im Gegensatz gegen eine etwaige Geistlichkeitskirche in wichtigen Punkten mit der Gemeindekirche Ernst machen. In der äußern Kirchenpolitik gibt der Verfasser eine ziemlich starke Abhängigkeit Melanchthon's von der Macht der Thatsachen zu*), constatirt das anfänglich spröde, die Luther'sche „Unduldsamkeit fast oft überbietende Verhalten gegen die schweizerische Reformation, solange sie durch Zwingli vorzugsweise bestimmt war", und die schließliche Anerkennung des Calvinismus als eines fait accompli, ja Feststellung des Consenses mit ihm in den Fundamentalartikeln. Die Melanchthon'sche Singularität des Episkopalismus, die ihn zeitweise in eine gar zu versöhnliche Stimmung gegen die Katholiken brachte, sowie des Nationalkirchenthums, das in der Welt an die Stelle des unmöglich gewordenen Romanismus treten sollte, erklärt der Verfasser hauptsächlich aus dem Bestreben, der Kirche ihre Selbständigkeit gegenüber dem Staat zu sichern, womit freilich die Aufstellung der Obrigkeit als des Hüters der zweiten Tafel des Gesetzes nicht recht stimmen will. Es gibt Temperamente, welche vor andern das Bedürfniß haben, sich an anderes, an eine Persönlichkeit, an eine maßgebende Gewalt oder sonstwie anzulehnen; es gibt vor allem im Gelehrtenstande Individualitäten, welche dieselbe Methodik und Systematik, die sie in ihrem Kopf und in ihrer Wissenschaft haben, auch in der Gestaltung der Gegenwart, der sie angehören, wieder haben möchten und sie darum, so viel an ihnen ist, zu fördern beflissen sind. Beides findet auf den weichen und ästhetischen, mehr aufbauenden als neuschaffenden Melanchthon seine Anwendung; daher sein Sicherschöpfen in Projecten einer Neuordnung der Dinge auf evangelischer Grundlage, seine merkwürdigen internationalen Schritte in dieser Beziehung, seine weitgehenden Concessionen nach den Seiten hin, wo ihm feste Bestände entgegentreten!*)

Die Schrift von August Baur (Nr. 2) über Martin Luther könnte, statt blos als „ein Lebensbild", als ein „Lebens- und Lichtbild" bezeichnet sein. Es ist darin doch Luther gar zu wenig nach einer Seite aufgefaßt, die heutzutage eine Berücksichtigung fordert, nach der Seite, daß er auch eine disputable Persönlichkeit ist. Er ist dieses in doppelter Beziehung. Beruft man sich in jetziger Zeit auf Luther's Begünstigung der Civilehe, oder auf seine Befürwortung der geselligen Freude, oder auf seine freie Stellung zur Schrift, oder auf die Vernunft und Gewissensinstanzen, wie er sie in Worms geltend gemacht hat: flugs treiben die Gegner Stellen in seinen Publicationen auf, die gerade das Gegentheil besagen. Der unbefangene Forscher selbst stößt auf ungeheuere Widersprüche in dem Wesen des genialen Mannes: der offene, helle Kopf steckt schuhtief noch im Aberglauben seiner Zeit; der erste Mensch, der einer päpstlichen Bannbulle das Schicksal, das ihr gehörte, hat angedeihen lassen, ist in seiner Privatfrömmigkeit noch ungemein gebunden; der Luther der Tischreden straft mit mancher kecken Aeußerung den Monarchisten Luther in seinen öffentlichen Kundgebungen Lügen; die unumwundene Anerkennung des sittlichen Charakters des Ehestandes wird durch manche Aeußerungen zu Gunsten der Ehelosigkeit eingeschränkt, ja Lang a. a. O. erinnert uns sogar daran, daß der glaubenskräftige Mann insgeheim den ganzen rationalistischen Apparat gegen seine Rechtfertigung aus dem Glauben zur Hand hatte, und daß es ihm nicht immer gelingen wollte, die argen Zweifel, in die er sich

*) Doch verwahrt er sich bei dem Politiker Melanchthon gegen das Umschlagen von einem Extrem ins andere, das ihm Hagen schuld gibt, und weist seine stets loyale und insbesondere gut patriotische Haltung nach.

*) Beiläufig, wir erinnern uns nicht, im Herrlinger'schen Buche den aparten Zusatz Melanchthon's zu den Schmalkaldischen Artikeln zu Gunsten des Papstthums erwähnt gefunden zu haben.

mittels desselben versenkte, in sich niederzukämpfen. Kurz, im Kampfe der Parteien wird Luther zu oft contra Luther aufgerufen und bei verschiedenen Zeiten und Anlässen zeigt er zu häufig ein doppeltes Gesicht, als daß eine gegenwärtige Darstellung seiner Person und seines Wirkens von dieser Eigenthümlichkeit und von einem Versuch, sie nach Bedürfniß zurechtzulegen, ganz absehen könnte. Aber noch problematischer als seine Ansichten sind oft seine Absichten und Motive, die bewußt oder unbewußt in ihm wirkenden Agentien bei seinem Handeln, wozu noch die Möglichkeit kommt, den oder jenen Maßstab zu seiner moralischen Beurtheilung anzulegen. Gervinus dankt ihm dafür, daß er sein Reformationswerk vor der Verwickelung in die sociale Bewegung der Bauernschaft zu retten gewußt habe; er sieht in diesem seinem Verhalten eine staatskluge*) Auffassung des Maßes der Volkskräfte, welches weder eine Ausdehnung der geistigen Bewegung auf das politische Gebiet noch irgendwelche Bloßstellung gegen die Macht des Katholicismus zuließ. Gervinus legitimirt damit alles und jedes, was Luther in der Bauernsache gethan hat, von seinem Standpunkt der raison d'état aus, vor dem Richterstuhl der Moral. Aber können nicht andere, durchdrungen nicht allein von Enthusiasmus für die Reformation, sondern auch von Mitgefühl mit dem Lose des armen Mannes, das nach dem Miserfolg der Bauernerhebung vollends ein unerträgliches wurde, geltend machen, daß selbst auf das Risico für das Reformationswerk hin Luther's Pflicht angesichts des von ihm gegebenen Impulses zu einer durchgreifenden Bewegung auf dem Gebiet des Geistes und des Lebens gewesen wäre, sich der Bauern, soweit ihre Forderungen berechtigt waren, nach allen Kräften anzunehmen? August Baur beruhigt uns über Luther's Benehmen in der Sache mit der Hinweisung auf die im Falle des Gelingens des Aufstandes unausbleibliche fürchterliche Anarchie. Aber anarchisch von Hause aus, schon im Princip, war nur der Anabaptismus, in dessen Bekämpfung wir deswegen die schweizerischen mit den deutschen Reformatoren einig sehen; nicht aber war solches das in sich berechtigte Aufstehen der Bauern für ihre Rechte. Vielmehr hätte dadurch, daß die Reformatoren zügelnd und mäßigend sich auf ihre Seite gestellt hätten, etwaige Unordnung abgeschnitten werden können, während dieselbe gerade bei dem Gang, den die Dinge, mit veranlaßt durch das Benehmen Luther's, genommen haben, nicht ausblieb. Denn die auf Jahrhunderte hinein die Zustände des gemeinen Mannes schädigende Ausnutzung seines Siegs seitens des Adels ist darum, weil solches von einer privilegirten Kaste ausging und die Form äußerer Ordnung annahm, nicht minder im Innersten bare Unordnung und Anarchie gewesen. Baur meint auch, von Luther haben die Bauern zum voraus keinen Beistand erwarten können, weil er von jeher Geistliches und Weltliches getrennt gehalten wissen wollte. Als ob diese Scheidung bei einer Volksbewegung, wie die Reformation war, nur so geradezu in dem Belieben Luther's, und wenn er auch der Führer derselben war, gestanden, und der Volksinstinct nur so in purem Misverstand die Augen auf diesen Führer geworfen hätte! Nein, es ist so, wie eine keineswegs politisch befangene Stimme (C. F. Baur, a. a. O., S. 76 fg.) urtheilt: „Man hat es sehr auffallend gefunden, daß erst nach Luther's Auftreten gegen die Bauern auf einmal so viele Fürsten für die Reformation sich erklärten. Der Nachdruck Luther's gegen alle radicalen Bestrebungen war unstreitig dem äußern Fortgang der Reformation sehr vortheilhaft; aber da sie jetzt in die Hände der Fürsten kam, verlor sie dadurch ihren volksthümlichen, nationalen Charakter."

Doch so viel nur zur Erwägung, ob man nicht selbst bei einem Luther mit unbedingter Anerkennung aller seiner Schritte sparsam sein sollte. Außer beim Bauernkrieg sind die Urtheile über Luther's Verhalten auch gegen die wittenberger Cultusreformer in den Jahren 1521 und 1522 getheilt. Der Verfasser färbt seinen Helden auch hier zu schön, als ob damals bei ihm nichts als Besonnenheit und weiser Bedacht gewaltet hätte, da er doch zum mindesten in seinem Auf- und Hinhalten der Dinge die ganze Schwerfälligkeit des Deutschen gezeigt hat, dem es sauer ankommt, von der Theorie zur Praxis überzugehen. Auch das Verfahren Luther's bei der Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen hätte deutlicher, als es geschieht, als das, was es ist, als eine theologische Sophistik getadelt werden dürfen. Endlich sollte doch der Luther'sche Eigensinn in dem Colloquium mit Zwingli nicht ganz mit dem Mantel der religiösen Ueberzeugungstreue zugedeckt werden. Ueberhaupt hat Zwingli, wie bei Herrlinger, so auch bei Baur, seinen guten Tag nicht. Während H. Lang behauptet, Luther sei ihm nie eigentlich freundlich entgegengekommen, Zwingli aber habe gegen Luther die gewohnte Gutherzigkeit gezeigt, dreht Baur die Stellung, die sich einer gegen den andern gegeben haben soll, geradezu um: ihm ist Zwingli der Unfreundliche, Luther der Freundliche. Er dürfte mit dieser Ansicht, Luther betreffend, ziemlich allein stehen; Zwingli aber wird sich, wie immer, so auch hier fortiter in re und suaviter in modo benommen haben.

Im übrigen hat die Pietät des Verfassers gegen den Gegenstand seiner Darstellung dem frisch und con amore geschriebenen Buch keinen Eintrag gethan. Er ist überall sorgfältig dem Antheil nachgegangen, den die deutsche Nationalität, der Humanismus, die Zeit überhaupt, die Sympathien des Volks in seinen verschiedenen Schichten an dem Wirken Luther's gehabt haben. Wie schätzbar sind schon die Versuche in der Einleitung, Luther und den Anklang, den sein Unternehmen fand, aus der deutschen Nationalentwickelung, wie sie der Reformation voranging, zu erklären und den unaustilgbaren Weltsinn und die gesunde Frömmigkeit eines Walther von der Vogelweide, die gefühlige Eigenart der Mystik, das der individuellen Freiheit wie der nationalen Selbständigkeit zustrebende Freiheitsgefühl des Volks, das Bedürfniß des gemeinen Mannes, das nimmer haltbare Zutrauen zu den Personen der Kirche auf die Sachen, auf die sachlichen Vermitte-

*) Einen bezeichnenden Beleg, daß Luther staatskluge Erwägungen nicht fremd waren, gibt ein Brief von ihm aus dem Jahre 1529 (vgl. C. F. Baur, a. a. O., S. 6 fg.), wo er davon redet, daß der überall vorhandene Drang, die geistlichen Misbräuche abzuthun, im Zusammenhang mit der Unnachgibigkeit der Geistlichkeit, sich selbst überlassen eine unordentliche, stürmische Aenderung überall in Münzer'scher Weise, ja ein Fallen der ganzen Religion und den lautern Epikuräismus (Erasmus z. B. ist ihm ja immer ein Epikuräer) zur Folge gehabt hätte; es habe müssen eine beständige Lehre dazwischen kommen, es haben müssen die Leute von dem Glauben Christi und vom Gehorsam der Obrigkeit unterrichtet werden.

lungen zwischen Gott und den Menschen überzutragen, die satirischen Ausfälle und gelehrten Studien der Humanisten zu Vorarbeiten für die Zeit zu machen, wo es sich bewähren sollte: „Nur Persönliches kann Persönliches heilen!“ Ueberhaupt ist es ein Verdienst des Verfassers, sich nicht mit dem, was mit Eclat in die Oeffentlichkeit getreten ist, zu begnügen, sondern das Werden, das stille Sichvorbereiten der Dinge zu verfolgen, und zu diesem Zweck auch solche Situationen eingehend darzustellen, denen sich, wie der Lage der Dinge in Erfurt zu Luther's Studienzeit oder Luther's Wandlungen in seinem Verhältniß zur Scholastik, bis dahin weniger die Aufmerksamkeit zugewendet hatte. Hat es einen eigenthümlich mystischen Reiz, je bedeutender der welthistorische Wurf eines bahnbrechenden Mannes, wie das Erscheinen von Kant's „Kritik der reinen Vernunft“ oder von Luther's 95 Sätzen ist, hinter den Vorhang, der solche Leistung bisher verdeckt hat, sehen zu dürfen, das Wachsen des Helden bis zu seinem Höhepunkt zu beobachten, so entspricht unserm Verlangen der Verfasser mit seinem gründlichen Eingehen nicht nur auf das innere Leben, sondern auch auf die akademische Wirksamkeit Luther's vor dem 31. October 1517. Durchaus genügt die Darstellung unsers Buchs den Anforderungen einer pragmatischen Geschichtschreibung. Mit viel Fleiß und Kunst sind die verschlungenen Fäden in dem Gewebe der Thatsachen auseinandergelegt, das durch die Schneckengänge der Curie und des Kaisers, die oft sehr complicirten Interessen und die erst allmähliche Klärung der Situation bei den Betheiligten sehr verwickelt geworden ist. Für den liebenswürdigen Landesherrn Luther's, Kurfürst Friedrich den Weisen, für den consensus gentium, der den Reformator in den Kreisen der Humanisten, der Ritter, der Universitäten, der Studenten, der Bürgerschaften und in der Anerkennung der Flugschriftenliteratur getragen hat, für den herrlichen Mann, wie er mit der Energie seiner innern Ueberzeugung stets seiner äußern Stellung, die er gewissenhafterweise erst unter Zögern einnimmt, vorauseilt, wie er immer auf dem Plan ist, wenn es gilt, dem Papstthum und seinem Anhang auf die Finger zu klopfen, wie er von Anfang bis zu Ende eine unglaubliche literarische Thätigkeit entwickelt, die unser Buch zu unserm Dank uns vollständig mittheilt, weiß uns der Verfasser ganz besonders zu erwärmen. Seine Arbeit gewinnt überdies durch die zweckmäßige Raumbemessung für die einzelnen Partien; es wird auf die Vorarbeiten Bedacht genommen und, was sie schon erschöpfend behandelt haben, wie Luther's häusliches Leben, mehr nur gedrängt, was aber hinter ihnen drein noch eine Nachlese verlangt, mehr in extenso behandelt.

Emil Feuerlein.

Zur Dante-Literatur.

Dante-Forschungen. Altes und Neues. Von Karl Witte. Zweiter Band. Mit Dante's Bildniß nach einer alten Handzeichnung und dem Plan von Florenz zu Ende des 13. Jahrhunderts. Heilbronn, Henninger. 1879. 8. 15 M.

Die im Jahre 1868 erschienene Sammlung von „Dante-Forschungen“ kündigte sich nicht als ersten Band an, ließ am wenigsten eine so reiche Folge wie die gegenwärtige erwarten; auch jetzt hat der Verfasser, nach einer Andeutung im Vorworte, noch manches zurückgelegt, was hoffentlich für eine dritte Sammlung bestimmt ist. Ueber jene erste wurde in Nr. 44 d. Bl. f. 1869 berichtet; wir begrüßen das Erscheinen dieser zweiten, um 100 Seiten stärkern, mit der gleichen innigen Freude und dem Wunsche, daß die nun vorliegende stattliche Reihe der werthvollen, aus lauterster Quelle geschöpften Mittheilungen über die wesentlichen Punkte der Zeit- und Lebensgeschichte Dante's sowie der Literatur, Erklärung und Kritik seiner Schriften der Dante-Forschung einen neuen kräftigen Anstoß geben, daneben aber auch, unmittelbar und mittelbar, den Kreis der Verehrer des großen Florentiners erweitern, immer lebendiger anregen, sein Verständniß in ihnen mehr und mehr vertiefen möge. Denn die Aufsätze in beiden Bänden haben allerdings eine verschiedene Richtung: während die einen sich lediglich an den Forscher auf diesem Gebiete wenden, sind die andern durch Form und Inhalt geeignet, das allgemeinste Interesse der Gebildeten für sich zu gewinnen; Darstellungen wie „Dante's Weltgebäude“, „Die Thierwelt in der «Göttlichen Komödie»“ wirken unmittelbar anziehend schon durch die feine, geistreiche, durchsichtig klare Behandlung des Gegenstandes. Die Aufsätze der ersten Sammlung reichen ihrem Ursprunge nach bis in das Jahr 1824 zurück; die der vorliegenden stammen zumeist aus dem letztverflossenen Jahrzehnt und sind, wie jene, zum größern Theile bereits als Broschüren und in Zeitschriften, namentlich in den Bänden des „Dante-Jahrbuchs“ veröffentlicht; neu zum Vorschein kommen gegenwärtig etwa fünf, worunter drei italienisch, also mit besonderer Rücksicht auf die Heimatsgenossen Dante's geschrieben; diese drei, wie eine umfängliche vierte, ebenfalls italienisch abgefaßte Mittheilung, gehören indeß dem Kreise der speciellen Forschung an. Die dem Bande einverleibten bereits früher veröffentlichten Arbeiten sind keineswegs bloße Wiederabdrücke derselben; vielmehr zeigen sie fast durchgehends wesentliche Bereicherungen und lassen so den Verfasser in rastloser, unsere Dankbarkeit immer aufs neue verpflichtender Fortarbeit erblicken. In der That, die Masse des auch in diesem Bande Gebotenen ist überreich; es mögen nachfolgende flüchtige Andeutungen genügen, dieselbe nach den hervortretenden Gruppen zu charakterisiren.

Die Zeitlage des Dichters im allgemeinen betreffen die zwei Aufsätze „Der Plan von Florenz um das Jahr 1300“ und „Dante und die Grafen Guidi“: dort werden die Oertlichkeiten der Stadt, welche für die „Commedia“ irgend von Belang sind, nach quellenmäßigen Zeugnissen, unter Beigabe eines Plans, gegen bisherige Annahmen richtig gestellt; ebenso hier der Ursprung und die Abstammungsfolge des berühmten Dynastengeschlechts, von welchem einzelne Glieder zu Dante in naher Beziehung standen und in der „Commedia“ ihre Rolle spielen, insbesondere

Alessandro da Romena und Guido Guerra, urkundlich berichtigt und ergänzt und dadurch frühere Angaben des Verfassers selbst verbessert; es kann nicht auffallen, daß die Angaben beider Abhandlungen zum Theil weit über das nächste Bedürfniß des Lesers der „Komödie" hinausgehen.

Der Aufklärung über des Dichters Lebensentwickelung und persönliche Verhältnisse dienen zuvörderst die vier kürzern Aufsätze über Dante's Familiennamen, sein Geburtsdatum, die Wiederauffindung seiner Gebeine zu Ravenna im Jahre der Säcularfeier und über die Frage, ob Dante Hebräisch wußte, welche von dem Verfasser verneint wird. Der 30. Mai als Geburtstag bleibt eine künstlich aufgebaute Vermuthung, die Geschichte des Skelets dagegen, die Prüfung des Schädels und die Vergleichung mit der bekannten Todtenmaske und dem Jugendporträt lassen keinen Zweifel an der Richtigkeit der Entdeckung. Die beiden italienisch geschriebenen längern Abhandlungen „La Gemma di Dante" und „Doppio testo della vita di Dante del Boccaccio", besonders die letztere, können in ihrer Fassung wol nur den Forscher interessiren. Bezüglich der Ehe des Dichters mit Gemma Donati gelangt der Verfasser, nach Erwägung des pro und contra auf Grund der Quellen, im Widerstreite mit Scartazzini zu dem ziemlich sichern Ergebnisse, daß die Ehe ohne Liebe geschlossen worden und die Entfremdung der beiden Gatten sich bis zu dem Punkte steigerte, wo kein Wunsch nach Wiedervereinigung sich mehr kundgab. Die andere Abhandlung vervollständigt nicht unmittelbar die Lebensgeschichte des Dichters, enthält vielmehr eine Kritik der zwei überlieferten Texte der „Vita" Dante's von Boccaccio, des ursprünglichen und eines verkürzten: die Abfassung dieses letztern erscheint dem Verfasser nicht ohne Tendenz, indem er darin eine gewisse Mäßigung der Anklagen gegen Florenz, auch eine gläubigere Stellung der Kirche gegenüber als im Originaltexte findet; doch wagt er hieraus keine bestimmte Vermuthung über den Autor des verkürzten Textes; was die Hinweisung auf Giovanni da Serravalle, den Commentator der „Commedia", betrifft, so ist von dem Verfasser, wie es scheint, die abweichende Zeitangabe des Studienaufenthalts in Paris, auf welche der Unterzeichnete bei Gelegenheit aufmerksam gemacht, unbeachtet geblieben.

Die Erläuterung der „Commedia" bezwecken zwei Vorträge und ein längerer Aufsatz, jene beiden über „Dante's Weltgebäude" und „Die Thierwelt in Dante's «Göttlicher Komödie»", dieser über „Dante's Sündensystem in «Hölle» und «Fegfeuer»". Der zuletzt erwähnten, höchst bedeutenden Abhandlung, deren Schlußergebnisse — in der „Hölle" die That, im „Purgatorium" die Gesinnung das Entscheidende! — der Unterzeichnete, wie er sich unlängst in d. Bl. darüber ausgesprochen, nicht unbedingt beitreten kann, folgen noch nachträgliche, gegen Todeschini gerichtete Bemerkungen, zum Beweise, daß der Verfasser sich nichts entgehen läßt, was er auf dem Wege zu seinen Zielen Hinderliches oder Förderndes antrifft.

Auch der 100 Seiten umfassende Abschnitt „Neuere Arbeiten zur Texteskritik der «Divina Commedia»" und die kürzere Auskunft über Handschriften derselben in Konstantinopel und Cagliari zeigen sich jetzt in erneuerter, das Spätere sorgfältig berücksichtigender Umgestaltung: in allen zusammen eine Fülle von Gelehrsamkeit, reich an angewandten Lehrvorschriften einer gesunden Texteskritik, zugleich ein lebendiges Bild des ausgezeichneten Mannes, ausgezeichnet durch die umfassendste und tiefste Kenntniß des Gegenstandes sowie durch überlegene Mäßigung und Adel der Gesinnung gegenüber giftigen Feinden, wie Scarabelli, vollkommen fremd der widerwärtigen Gehässigkeit literarischer Kampfhähne. Von dem bisher in Konstantinopel verschlossen gehaltenen Dante-Codex konnte der Verfasser nun die Mittheilung bringen, daß derselbe mit den übrigen Resten der vormaligen Bibliothek des Königs Matthias Corvinus jüngst nach Pesth zurückgeliefert worden, und daß sein Werth nicht im Texte, sondern in etwa hundert, für die Kunstgeschichte erheblichen Miniaturen besteht. Die italienisch abgefaßte Erörterung über die Titelbezeichnung „Convivio o Convito" für das philosophische Werk des Dichters entscheidet die Frage, auf Grund der meisten und ältesten Handschriften, zu Gunsten der ersten Lesart, was an sich von geringem Interesse, doch immer von Interesse für den Freund der Correctheit. Die „Rime in testi antichi attribuite a Dante", d. i. eine Anzahl Canzonen und Sonette, die in den Handschriften unter Dante's Namen gehen, von unsicherm Ursprunge und im Texte zum Theil arg verdorben, sind, wie anderes, bereits im „Dante-Jahrbuch" abgedruckt, hier indeß mit einigen Zusätzen in den Erläuterungen und Lesarten und Vertauschung des einen Sonettes durch ein anderes.

Dann hat der Verfasser auch wieder eine Reihe schon anderswo veröffentlichter Recensionen aufgenommen; es sind davon sechs oder sieben, über den zweiten und vierten Band des „Dante-Jahrbuchs", dessen Schöpfer und Hauptmitarbeiter er selbst ja ist, über Scartazzini's „Dante-Biographie" und eben desselben Ausgabe der „Divina Commedia", über Notter's und Bartsch's deutsche Uebersetzungen der „Commedia" und Lord Vernon's Dante-Arbeiten. Kritiken solcher Art können als Muster der Gattung gelten: ebenso fein und scharf erwägend in der Sache wie schonend für die Person, lieber anerkennend als verwerfend, wo das eine oder das andere geboten, auf einzelne wichtige und streitige Punkte mit neuer Belehrung und Aufklärung eingehend, sodaß aus diesen Recensionen noch viel mehr und anderes zu gewinnen ist als die bloße Kenntniß der beurtheilten Schriften. Wie wohlthuend berührt von der Feder unsers Altmeisters der Dante-Forschung der uneingeschränkte Ausdruck der Bewunderung für eine Leistung wie Scartazzini's Commentar zur „Divina Commedia", die alles Frühere auf diesem Gebiete weit überrage! Und wie anmuthig zugleich gerade diese Recension, durch die Schilderung des abgeschiedenen Alpenwohnsitzes eingeleitet, wo der rüstigste der gegenwärtigen Dante-Forscher, der jetzige Herausgeber des „Dante-Jahrbuchs", zum Erstaunen aus eigenen Mitteln hervorzaubert, was andere an öffentlichen Bibliotheken nicht zu erreichen vermögen! Die beiden deutschen Uebersetzungen der „Commedia" geben dem Verfasser, abgesehen von dem lehrreichen Abschnitte über die Uebersetzungsversuche in den meisten europäischen Sprachen von ältester Zeit an, die Gelegenheit, Art und Ziel einer guten Uebersetzung zu bestimmen, wonach er dann auch Gelingen und Mislingen der deutschen Uebersetzungen von

Notter und Bartsch abmißt. Der Artikel „Lord Vernon's Dante" bringt, nach einem kurzen Rückblick auf einige andere um die Dante-Literatur durch Aufopferung verdiente Italiener und Engländer, den Zoll der Anerkennung dar für all das Bedeutende, was der genannte Lord in dieser Richtung gethan: die Herausgabe von vier noch ungedruckten alten Commentaren, die buchstabengetreue Wiedergabe der vier ältesten Drucke der „Commedia", endlich die großartig angelegte Interpretationsarbeit durch Wort und Bild, deren kostspielige Veröffentlichung erst nach seinem Tode geschehen konnte. Alle diese Beurtheilungen des Verfassers charakterisiren sich durch streng wissenschaftliche Prüfung, willige Anerkennung und stachellosen Tadel.

Endlich ist noch ein längerer Aufsatz von ganz allgemeiner Natur, dessen Inhalt über den Kreis der Dante-Forschung weit hinausgeht bis in das politische Tagesinteresse der Gegenwart heran, zu erwähnen. Dieser „Vortrag" erschien im Jahre 1861 zu Halle unter dem Titel „Dante und die italienischen Fragen" und tritt nun aufs neue vor uns bei so gänzlich veränderter Weltlage. Dem Verfasser ist der Unterschied von damals und jetzt keineswegs entgangen; aber ungern hätte er die Blätter ausgeschlossen, da sie, wie er glaubt und mit vollem Rechte glaubt, manches für die Charakteristik des Dichters Bezeichnende enthalten. Er hatte in den Jahren 1859 und 1860 durch Augenschein die Unfertigkeit der italienischen Zustände wahrgenommen, wo die Aussichten auf ein geeinigtes Italien noch so unsicher waren, und versuchte den Nachweis zu liefern, daß die Beweggründe der jüngsten Revolutionäre Italiens, ihre glühende Liebe für ein gemeinsames Vaterland, ihr Haß gegen die Fremdherrschaft und gegen die weltliche Macht des Papstes, in ihrer Art nicht auf Dante zurückgeführt werden dürften, daß die von dem Dichter verkündete Einheit Italiens nicht aus Annexionen erwachsen, sondern vielmehr in der Gemeinsamkeit von Sprache, Literatur und Sitte, in der Gliedschaft des regni Italici innerhalb des römisch-deutschen Kaiserreichs bestehen sollte. Diese Rückblicke auf das Zeitalter Dante's sind höchst fesselnd und belehrend, und besonders ansprechend was von dem geschichtlichen Ungrunde des Deutschenhasses in Italien gesagt ist. In einem Nachtrage wehrt der Verfasser Angriffe Herm. Grimm's gegen seine Ausführungen ab, nach der literargeschichtlichen Seite mit wohlbegründetem Rechte, nach der politischen, soweit sie die Gegenwart Italiens betrifft, mit zweifelhaftem, da große Ereignisse sich nicht nach den Herzenswünschen des Einzelnen gestalten lassen. Hätte der Verfasser sich auf jenen Nachweis beschränkt, so wäre er auf neutralem Boden und unangefochten geblieben; indem er jedoch sein Misbehagen an der Neugestaltung Italiens zu erkennen gab, mußte er politische Gegnerschaft hervorrufen, auch solche, deren literargeschichtliche Beweisführung auf schwachen Füßen stand.

Das vor dem Titelblatte beigefügte Dante-Porträt ist derselbe Stich, den schon der zweite Band des „Dante-Jahrbuchs" brachte, nach einer Masaccio zugeschriebenen Handzeichnung der münchener Sammlung, welche indeß E. Förster für eine Arbeit des Ridolfo Ghirlandajo hält.

Welche Bedeutung dem Inhalte der zwei Bände allein für das Textesverständniß der Schriften Dante's, insbesondere der „Commedia", beizumessen, ist schon aus der am Schlusse folgenden Nachweisung der zahlreichen in beiden gelegentlich besprochenen Stellen zu ersehen. Möge es dem hochverehrten Verfasser gelingen, in einem dritten Bande die für alle Zukunft werthvolle Sammlung seiner „Dante-Forschungen" zu einem völligen Abschlusse zu bringen!

Theodor Paur.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

„Il Duello e la Moderna Civiltà anciderazioni di Michelangelo Jacampo. Seconda Edizione ampliata" (Neapel, Morano). Es wäre innigst zu wünschen, daß diese ausführliche Monographie über das Duell ohne Verzug in alle europäische Sprachen, namentlich aber ins Deutsche, wo dieser Ueberrest mittelalterlicher Vorurtheile noch immer so viele Opfer fordert, übersetzt würde. Der Verfasser geht von dem richtigen und edeln Grundsatze aus, daß wie der Krieg auch das Duell gegen das heiligste Gesetz: die Unverletzlichkeit des menschlichen Lebens, sündige und widmet deshalb diesem Juggurnauth unserer studirenden Jugend eine ausführliche und gelehrte Untersuchung, um diesen Krebsschaden aus der Welt zu schaffen. Näher auf den unsers Erachtens hochwichtigen Inhalt einzugehen, gestattet der Raum nicht; nur eine Bemerkung können wir nicht unterdrücken: es ist schade, daß der Autor Schopenhauer's Kapitel über das Duell augenscheinlich nicht gekannt hat; denn er citirt es nirgends und doch hätte er keine kräftigere Stütze für seine Ansichten finden können.

— „La Colonie Felice Utopia Lirica di Carlo Dossi. Terza Edizione". Der Verfasser der von uns früher besprochenen „Ritratti romani" und anderer ähnlicher Schriften schildert hier eine Colonie von Sträflingen, die, sich selbst und ihrem Gewissen überlassen, damit enden, eine glückliche Colonie und gebesserte Menschen zu werden. In geschickter Weise versteht er es dabei, die Grundbedingungen zu entwickeln, auf denen ein Staatswesen beruhen muß, soll es das Wohl seiner Glieder befördern.

— „Letture Italiane Tratte da Autori Recenti e annotate da Sofia Heim" (Zürich, Schultheß). Bei dem stets wachsenden Verkehr Deutschlands mit Italien wird dieses, auch von Professor H. Breitinger mit einem empfehlenden Vorworte versehene Lesebuch, das eine zwar kleine, aber gediegene Auswahl aus den neuesten italienischen Schriftstellern bietet, gewiß willkommen sein. Es wird darin besonders oder lediglich das praktische Bedürfniß, also die „Lingua parlata" oder Tagessprache berücksichtigt und so werden z. B. von Enrico Franceschi, dem Bibliothekar des italienischen Senats in Rom, acht Gespräche aus seinen mit großem Beifall in Italien aufgenommenen Florentinergesprächen „in der Stadt und auf dem Lande" entlehnt, die jedenfalls anziehender für die Lernenden sind als die trockenen geistlosen Gespräche in den gewöhnlichen Phrasenbüchern. Die Herausgeberin, Lehrerin der italienischen Sprache am höhern Institut für Mädchen in Zürich, hat das Verdienst, nebst sorgfältig edirtem Text demselben zahlreiche belehrende und erläuternde Anmerkungen beigegeben zu haben.

Theater und Musik.

Das in der Vorführung von Novitäten sehr rührige leipziger Stadttheater brachte neuerdings ein bisher noch nirgends gegebenes Stück, das Trauerspiel „Die Hexe" von Arthur Fitger zur Aufführung. Der Dichter, ein bremer Historienmaler, hat die Vielseitigkeit seines Talents schon früher durch eine Sammlung recht

ausprechender Gedichte: „Fahrendes Volk", bewiesen. Auch das Trauerspiel, das kurz nach dem Dreißigjährigen Krieg spielt, zeigt in einzelnen Scenen ein entschiedenes dramatisches Talent. Die Heldin ist ein weiblicher Faust; sie hat sich, nachdem ihr Geliebter von ihr geschieden, zehn Jahre lang mit philosophischen, mystischen Studien beschäftigt und ist zu einer Freigeisterei hindurchgedrungen, die allerdings einen etwas modernen Anstrich hat. Der todtgeglaubte Geliebte kehrt unerwartet aus dem Kriege zurück. Doch er verliebt sich in die Schwester der Heldin, deren jugendliche Erscheinung dem Bilde entspricht, das er von seiner eigenen Braut jahrelang im Herzen getragen. Auch die Schwester liebt ihn — die Scene zwischen den beiden Schwestern ist die dramatisch wirksamste des Stücks. Thalea, so heißt die Heldin, will aber zunächst nicht entsagen, und erst beim hochzeitlichen Kirchgang bebt sie an der Schwelle der Kirche zurück — und verzichtet. Diese oft bewährte Kirchenscheu erbittert das Volk gegen die Hexe; sie soll auf die Bibel schwören, daß sie nicht dem Glauben untreu geworden. Sie weigert sich dessen und zerreißt die Bibel — ein crasser, auf der Bühne sogar anstößiger Effect; er gibt der Heldin einen renommistischen Zug, der durch ihre Blasphemien vor allem Volke noch greller beleuchtet wird. In dem letzten, schwachen Schlußact muß der Geliebte sie in der Burg gegen den Ansturm der Menge vertheidigen; sie fällt als meuchlerisches Opfer zweier Fanatiker, die sich in die Burg eingeschlichen haben. Das ist alles schwach motivirt; der ganze Act, reich an äußern Lärmscenen, erweist sich als überflüssig; die Heldin, welche bereits im vierten Act die Hand ihrer Schwester in diejenige des Geliebten gelegt hatte, konnte bereits dort im Volkstumult fallen; es fehlt jede neue dramatische Wendung.

Als Dichtung hat das Werk anerkennenswerthe Vorzüge; der Dialog, der leider nicht in metrischer Gewandung erscheint, enthält oft Gedanken von schönem Gepräge. Die Exposition ist lebendig, die Schlußscene des dritten Acts sehr dramatisch, und die Volksscenen des vierten Aufzugs, bei deren Intuition die Phantasie des Malers offenbar die des Dichters unterstützte, haben ein bewegtes Leben: nur verlangte hier die Bühne eine Milderung des craß herausfordernden Trotzes gegenüber der kirchlichen Ueberlieferung und den Volksheiligthümern.

Diese Scenen fanden deshalb auch Opposition, während das Stück im ganzen eine große Partei für sich hatte, die aufs lebhafteste für dasselbe eintrat. Der anwesende Dichter wurde mehrfach hervorgerufen.

— Ein neuer Schwank von Julius Rosen: „Starke Mittel", ist am wiener Stadttheater mit Erfolg zur Aufführung gekommen; er ist so frisch und kunterbunt wie alle Schwänke von Rosen und seiner Gesinnungsgenossen, Franz von Schönthan, Michael Klapp u. a.

— Am münchener Hoftheater sind das neue Stück von Wilhelm Jordan „Fürst und Troubadour", das wie „Die Liebesleugner" und „Durchs Ohr" in metrischer Gewandung auftritt, das Schauspiel von Ernst Wichert „Der Sohn des Fürsten", das an einem kleinen Hofe spielt und entfernt in Ton und Haltung an Hackländer's „Geheimen Agenten" erinnert, und der „Vermittler" vom Herausgeber d. Bl. zur Aufführung gekommen; doch scheinen alle drei Stücke keine Dauer auf dem Repertoire gefunden zu haben.

Bibliographie.

Baer, W., Der vorgeschichtliche Mensch. Ursprung und Entwicklung des Menschengeschlechts. Für Gebildete aller Stände. 2., völlig umgearb. Aufl. von F. v. Hellwald. Mit über 400 Text-Illustrationen und 6 Tonbildern. 1ste u. 2te Lfg. Leipzig, Spamer. Gr. 8. à 50 Pf.

Bibliothek für unsere Frauen. Herausgegeben von E. Hoefer. 5ter Bd.: Das Pfarrhaus zu Wudnik. Eine altmodische Kriegs- und Liebesgeschichte. Von E. Hoefer. Jena, Costenoble. 16. 3 M. 50 Pf.

Brosin, O., Schiller's Vater. Ein Lebensbild. Leipzig, Schlicke. 8. 3 M.

Bruch, E., Hellas. Lyrische Dichtungen aus dem hellenischen Alterthum. In neuen metrischen Uebersetzungen. Breslau, Morgenstern. 8. 3 M.

Glagau, O., Liberale „Freiheiten". Osnabrück, Wehberg. 8. 1 M. 50 Pf.

Gmelin, M., Beiträge zur Geschichte der Schlacht bei Wimpfen. Mit 2 Plänen. Karlsruhe, Braun. 1880. Gr. 8. 3 M.

Görres, J. v., Der heilige Franziskus von Assisi ein Troubadour. Neue vermehrte Ausgabe. Regensburg, Manz. 8. 2 M. 50 Pf.

Grün, K., Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts. 1ster Bd. Leipzig, Barth. 1880. 8. 8 M.

Henkel, F., Die Herrin von Ibichstein. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Hallberger. 8. 6 M.

Henne-Am Rhyn, O., Kulturgeschichte des Judentums von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 1ste Lfg. Bern, Costenoble. 1880. Gr. 8. 2 M.

Hermann, E., Drei Shakespeare-Studien. II. Shakespeare, der Kämpfer. Die polemischen Hauptbeziehungen des Midsummer-Night's Dream und Tempest urkundlich nachgewiesen. 3te u. 4te Abth.: Shakespeare wider Greene, Marlowe und Nash, und die Abfassungszeit des Sommernachtstraums. Erlangen, Deichert. 8. 4 M.

Heyse, P., Verse aus Italien. Skizzen, Briefe und Tagebuchblätter. Berlin, Hertz. 1880. 8. 6 M.

Humboldt, W. v., Ansichten über Aesthetik und Literatur. Seine Briefe an Christian Gottfried Körner. (1793—1830.) Herausgegeben von F. Jonas. Berlin, Schleiermacher. 8. 3 M.

Jost, E., Interessante Daten aus der 600jährigen Geschichte der Stadt Landau (vom Jahre 1260 bis Ende 1878). Landau, Jost. 8. 1 M.

Keim, F., Der Königsrichter. Trauerspiel. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 3 M.

Klein und Thomé, Die Erde und ihr organisches Leben. Ein geographisches Hausbuch. 1ste u. 2te Lfg. Stuttgart, Spemann. Gr. 8. à 50 Pf.

Killisch, J., Kaiser und Papst! reicht Euch im Kölner Dome die Versöhnungshand! Offener Brief an Se. Majestät den Kaiser Wilhelm I. und Se. Heiligkeit den Papst Leo XIII. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 20 Pf.

Knecht, R. M., Dramatische Dichtungen. 1ster Bd. Würzburg, Stahel. 8. 2 M. 50 Pf.

König, E. A., Schuld und Sühne. Roman. 4 Bde. Jena, Costenoble. 1880. 8. 18 M.

Kulpe, W., Lafontaine, seine Fabeln und ihre Gegner. Leipzig, Friedrich. 1880. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Lorm, H., Gedichte. Gesammt-Ausgabe. Dresden, Pierson. 1880. 8. 3 M. 50 Pf.

Nemmersdorf, F. v., Gebt Raum. Roman. 3 Bde. Dresden, Baensch. 1880. 8. 12 M.

Merkh, Rane, Reutlingen und ein Lebensbild. Reutlingen, Kocher. Gr. 16. 80 Pf.

Monrad, M. J., Denkrichtungen der neueren Zeit. Eine kritische Rundschau. Deutsche, vom Verfasser selbst besorgte Bearbeitung. Bonn, Weber. Gr. 8. 5 M.

Müller, M., Essays. 1ster Bd.: Beiträge zur vergleichenden Religionswissenschaft. 2. verm. Aufl. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Oesterreicher, T. L. Freih. v., Aus fernem Osten und Westen. Skizzen aus Ostasien, Nord- und Süd-Amerika. Mit 5 Illustrationen. Wien, Hartleben. 8. 6 M.

Pichler, A., Chronik des großherzoglichen Hof- und National-Theaters in Mannheim. Zur Feier seines 100jährigen Bestehens am 7. October 1879. Mannheim, Bensheimer. Gr. 8. 4 M.

Porter, N., Auf und Nieder. Eine Lebensgeschichte im Gewande der Dichtung. Aus dem Amerikanischen. Autorisirte Uebersetzung von Marie Morgenstern. Leipzig, Böhme. 1880. 8. 2 M. 70 Pf.

Preisschriften, gekrönt und herausgegeben von der fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft zu Leipzig. XXII: Die slavischen Ansiedelungen in der Altmark und im Magdeburgischen. Von A. Brückner. Leipzig, Hirzel. Hoch 4. 4 M. 20 Pf.

Publicationen aus den königlich preussischen Staatsarchiven. Veranlasst und unterstützt durch die königliche Archiv-Verwaltung. 4ter Bd.: Memoiren der Herzogin Sophie, nachmals Kurfürstin von Hannover, herausgegeben von A. Köcher. — Frédéric II., histoire de mon temps (Redaction von 1746), herausgegeben von M. Posner. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 12 M.

Pünjer, G. C. B., Geschichte der christlichen Religionsphilosophie seit der Reformation. 1ster Bd.: Bis auf Kant. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1880. Gr. 8. 10 M.

Rocholl, H., Der Feldzug des Großen Kurfürsten gegen Frankreich 1674—1675. Sammlung der in den elsäßer Archiven beruhenden, die brandenburgische Kampagne betreffenden handschriftlichen Dokumente. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Sacher-Masoch, Die Aesthetik des Häßlichen. Erzählung. Leipzig, Eckstein. 1880. 8. 2 M. 50 Pf.

Schwartz, F. L. W., Die poetischen Naturanschauungen der Griechen, Römer und Deutschen in ihren Beziehungen zur Mythologie. 2ter Bd. — A. u. d. T.: Wolken und Wind, Blitz und Donner. Ein Beitrag zur Mythologie und Culturgeschichte der Urzeit. Berlin, Hertz. Gr. 8. 6 M.

Shakespeare, W., Hamlet, Prinz von Dänemark. Trauerspiel. Englisch und deutsch, nach der Uebersetzung von A. W. von Schlegel, herausgegeben von M. Moltke. Edition Lenz. Leipzig, Lenz. 64. 1 M. 50 Pf.

Sind die Deutsch Oesterreicher in Gefahr? Politische Laienbriefe von einem Fortschrittsmann. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 90 Pf.

Spohr, Geschichte der Beobachtung, Einschliessung, Belagerung und Beschiessung von Mézières im deutsch-französischen Kriege 1870—1871. Im Auftrage der königlichen General-Inspection der Artillerie mit Benutzung dienstlicher Quellen bearbeitet. Mit 10 Beilagen, 5 Plänen und Karten. Berlin, Voss. Gr. 8. 10 M.

Storck's, F., Poetische Schriften. Kalleroben. Plattdeutsche Gedichte und Erzählungen heiteren und ernsten Inhalts in bergisch-wupperthaler Mundart. 1ste Lfg. Elberfeld, Faßbender. 8. 50 Pf.

Treuenfeld, v., Die Tage von Ligny und Belle-Alliance. Mit 11 Karten, einer Schlachtordnung und Stärkeberechnung der preussischen, englischen und französischen Armee. Hannover, Helwing's Verlag. 1880. Lex.-8. 21 M.

Von Schmerling bis Glaser-Unger. Curriculum vitae des Centralismus in Oesterreich. Leipzig, O. Wigand. 8. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 46. — 13. November 1879.

Inhalt: Lyrische Sammlungen. Von Rudolf von Gottschall. — Zur Kant-Literatur. Von Eduard von Hartmann. — Peschel's „Neue Probleme“ und „Abhandlungen“. Von Alfred Kirchhoff. — Feuilleton. (Ausländische Literatur; Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Lyrische Sammlungen.

1. Gedichte von Heinrich von Mühler. Zweite von dem verewigten Verfasser selbst geordnete, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit Porträt. Jena, Costenoble. 1879. Gr. 8. 5 M.

Die erste Gedichtsammlung des preußischen Cultusministers war im Jahre 1842 in Berlin erschienen. Er war ein eifriges Mitglied des Tunnels, des noch jetzt existirenden berliner Dichtervereins. Es heißt im Vorwort, in welchem diese Sammlung eine Art von Charakter- und Lebensbild genannt wird:

Heinrich von Mühler war nicht sowol als Dichter wie auch als Mensch von allen geliebt. Seine Anspruchslosigkeit, die er bei vielseitigem überlegenem Wissen im Verkehr stets hatte, die Liebenswürdigkeit, die Reinheit und Treue des Charakters, die er immer bewährte, fesselten dauernd alle, die ihn näher kannten und mit ihm verkehrten. Als er höher und höher stieg, Minister wurde, und es sich bewahrheitete — „Viel Feind, viel Ehr“ — und dann später Schmach und Spott sich häuften, und selbst die Lieder einer harmlosen glücklichen Zeit, nach beinah einem Vierteljahrhundert, benutzt wurden, um Stoff zu finden zu Verleumdungen und persönlichen Angriffen, da fragten Freund und Feind danach. Aber von der ersten Auflage war nichts mehr vorhanden. Der Verfasser selbst hatte damals weder Stimmung, Zeit, noch Gesundheit, sich darum zu kümmern. Nachdem er als Minister seinen Abschied nahm, 1872, und aus nahen und fernen Kreisen Wunsch und Frage danach direct und indirect an ihn herantrat, wies er den Gedanken einer neuen, veränderten und vermehrten Ausgabe nicht ab, und beschäftigte sich mit derselben in seinen Mußestunden, indem er viel Altes ausschied, das Ganze übersichtlich ordnete, und den beiden letzten Abtheilungen vieles noch nicht Gedruckte hinzufügte. Zur Herausgabe kam es nicht mehr vor seinem Tode. Er starb am 2. April 1874 (Gründonnerstag), am Herzschlag.

Es ist begreiflich, daß man in den Gedichten eines Mannes, der lange Zeit einen so bedeutenden und in vieler Hinsicht verhängnißvollen Einfluß auf die Bildung, auf Cultus, Wissenschaft und Schule im Staate Friedrich's des Großen ausgeübt hat, vor allen nach denjenigen lyrischen Ergüssen sucht, in denen sich seine geistige und religiöse Richtung am schärfsten ausprägt; doch nein, in erster Linie sucht man ein unscheinbares Lied, welches den spätern Minister als jungen Dichter am meisten bekannt gemacht hat, ein Lied, welches volksthümlich geworden ist, und dieses Lied ist in die neue Auflage unter dem Titel „Bedenklichkeiten“ mit aufgenommen worden. Ein volksthümlich gewordenes Lied muß immer als ein poetischer Treffer betrachtet werden. Das Lied: „Grad' aus dem Wirthshaus komm' ich heraus, Straße, wie wunderlich siehst du mir aus“, ist zwar oft gegen den Verfasser, gegen den frommen Cultusminister als ein Trumpf ausgespielt worden; doch dürfte es der Dichter als sein bestes Gedicht nicht verleugnen, um so weniger, als ja auch einige humoristische Gedichte in der Sammlung nicht fehlen, wie „Die Liebessonette eines Juristen“, in welchen trockene, klapperdürre Rechtsbegriffe aus dem Corpus juris, wie „Condictio indebiti“, „Specificatio“, „Communio bonorum“ u. a., von der Sophistik der Liebe in Dienst genommen und mit Fleisch und Blut bekleidet werden. Diese Gedichte gehören sogar zu den besten der Sammlung, wie „Specificatio“ mit dem Katalog der weiblichen Reize:

> Als Taucher laß mich forschend niedersteigen
> In deiner Augen perlenreiche Flut,
> Zu deiner Lippenkelche Rosenglut
> Als emſ'ge Biene mich hernieder neigen;
>
> Gib mir der Morgenröthe Glanz zu eigen,
> Die hell sich malt in deiner Wangen Blut,
> Und gönne, daß mein Ohr sich wiegend ruht
> Auf deiner Stimme süßem Wellenreigen.
>
> So werd' ich dir, du mir sich hold verbinden,
> Der Liebe Perlen in des Meeres Gründen,
> Den Honig in der Rose werd' ich finden;
>
> Der Wangen Licht, der Töne reiches Leben,
> Zu eines Liedes frischem Kranz verweben,
> Und was du gabst, dir doppelt wiedergeben.

Die theologischen Gedichte, an die man bei Mühler's Namen in erster Linie denkt, bilden den letzten Abschnitt

der Sammlung: „Gedichte ernsten Inhalts". Einige dieser Gedichte können, was den Ton der Glaubensfestigkeit und religiösen Innigkeit betrifft, wohl mit den Gedichten von Gerok und Spitta wetteifern; einige haben den kernhaften Ton guter Gesangbuchlieder, z. B. „Gottes Nähe":

Wo ich geh' und wo ich steh',
In der Ferne, in der Näh',
Ueberall und allezeit
Bist du, Herr der Herrlichkeit!

Gott vom höchsten Himmelsthron,
Mensch von Mensch, der Jungfrau Sohn,
Licht vom Lichte, wunderbar,
Rath und Hülfe immerdar.

Eh' ich ward im Mutterschos,
War schon deine Gnade groß,
Vorgethan und vorbedacht
Alles, was mich selig macht — —

„Das lebendige Wort", „Eine Stimme aus dem evangelischen Kirchenbund", in welchem der Ausdruck missionsfreudiger Liebe wohlgetroffen ist, wie die folgenden vier Strophen beweisen mögen:

Frage nicht mit klugem Worte,
Wohin wende sich dein Fuß?
Ueberall, vor jeder Pforte,
Liegt ein kranker Lazarus,
Wunden gibt es zu verbinden,
Wo ein Menschenherz nur schlägt,
Herzen gibt es, Gott zu finden,
Wo ein Athemzug sich regt.

In der Armuth feuchte Kammer,
In des Reichthums hohle Pracht,
In des Wahnsinns dumpfen Jammer
Und in öde Kerkernacht,
Ueberall, zu allen Stufen,
Aller Noth und aller Pein
Soll die Liebe ungerufen,
Gott gesendet treten ein.

An die Herzen soll sie schlagen
Mit der starken Gotteshand,
Wie vordem in jenen Tagen
Moses an die Felsenwand,
Soll nicht zweifeln und nicht stocken,
Segen ruht auf rechter Treu;
Aus erstorbnen Herzen locken
Wird sie Lebensquellen neu.

In die tiefste Nacht der Sünden
Soll sie steigen, glanzerfüllt,
Leuchtend, daß sie wieder finden
Helfe Gottes Ebenbild,
Ringend, daß sie es befreie
Von den Schlacken allerwärts,
Und zum Tempel wieder weihe
Ein verloren Menschenherz.

Ebenso zeugt das Lied: „Sei getreu", mit dem Refrain: „Sei getreu bis in den Tod", von einem Lapidarstil der dichterischen Form, welche den Ernst der Gesinnung widerspiegelt. Wenn diese religiösen Gedichte, obgleich auf dem Boden des orthodoxen Christenthums stehend, doch auch weitern für das religiöse Gefühl empfänglichen Kreisen annehmbar sind, so finden sich dagegen andere, in denen diese Orthodoxie polemisch gegen alle freiern religiösen Richtungen auftritt. Das sind reine poesielose Tendenzgedichte, wie „Die neuen Protestanten", dessen vier erste Strophen wir folgen lassen:

Wir Protestanten von neustem Schlag,
Wir protestiren alle Tag —
Gegen jedwede Autorität,
Die im Himmel oder wo sonst besteht,
Wir protestiren!

Der Heilige Geist und der Herre Christ
Vertragen sich nicht mehr, daß ihr's wißt,
Mit dem Zeitbewußsein, bestehen nicht
Vor der Wissenschaft und der Forschung Licht.
Wir protestiren!

Der liebe Gott bleibt vor der Hand
Von den protestantischen Freunden noch anerkannt;
Aber sein Regiment ist doch eigentlich nur
Von constitutioneller Natur.
Wir protestiren!

Auferstehung des Fleisches — brauchen wir nicht;
Man kann ja rühren am Jüngsten Gericht
Die Seelen alle, so viel ihrer sei,
In einen großen Seligkeitsbrei —
Wir protestiren!

Diese Gedichte sind poetische Denkzettel an das Kirchen- und Schulregiment Mühler's, das in engherzigster Weise jeden freien geistigen Aufschwung im Staate Friedrich's des Großen jahrelang gehemmt hat.

Von den übrigen Gedichten besteht der erste Abschnitt: „Aus früherer Zeit", aus Naturbildern, die bisweilen eine formelle Unreife zeigen. So lautet der Schlußvers von dem Gedicht „Das Wetter" mit seiner haarsträubenden Trivialität und den Holzklopfpflockdaktylen der letzten Zeile:

Wol ringet der Landmann verzweifelt die Hand,
Wol klaget die Witwe am einsamen Strand —
Es ziehen die Wolken vorbei in der Höh',
Doch drüber lenkt Einer zum Heil alles Weh!

Der Abschnitt „Blumensprache" enthält meist nichtssagende lyrische Spielereien; ebenso nichtssagend sind die Reisebilder aus dem Schlesischen Gebirge, der Sächsischen Schweiz und den Rheingegenden, wie z. B. das Gedicht „Kynast" mit seinem Fremdenbuch-Humor. Auch unter den folgenden Liebesliedern findet sich viel Anklingendes und Nachklingendes; doch auch manches Lied mit melodischem Tonfall, z. B. „In der Ferne bangen".

Am meisten von dichterischem Talent zeugen die Balladen; ihre Form ist oft tadellos, und mehrfach erheben sie sich zu kräftigem Schwung; sie sind nicht knapp gehalten, nicht pointirt oder mit lyrischem Refrain ausgestattet: es ist voller, oft etwas in die Breite gehender Erguß. Würdevollen Gang haben die vier Kaiserballaden aus deutscher Geschichte: „König Karl am Meer", „Kaiser Otto I.", „Kaiser Maximilian's ewiger Landfriede", „Kaiser Karl's Beichte". Die orientalische Anekdote „Das Wüstenroß" ist etwas zu weit ausgeführt und hat doch nicht das intensive Freiligrath'sche Colorit. „Die Feldwacht" ist ohne Pointe; „Der Leuchtthurm auf Eddystone", ein Thema, das Wilhelm Jensen in einer Marinanovelle behandelt hat, soll zeigen, daß das Menschenwerk, selbst das tiefdurchdachteste, dem Sturm der Elemente nicht standhält. Ein sehr schönes tragisches Colorit hat „Die Nacht", wie die folgenden zwei Strophen beweisen mögen:

Und aufwärts blickt er zu den Sternen,
Der Himmel steht in dunkler Pracht,
Es strahlt aus ungemessnen Fernen
Orion's Leuchte durch die Nacht;

Das Kreuz in Strahlen, demantgleichen,
Die Argo mit dem Sternenrand,
Und all des Südens Feuerzeichen,
Wie Flammenschrift auf dunkler Wand.

Dort hängt sein Auge, wo im Norden
Der Welten ew'ge Achse ruht;
Hier netzt an Horizontes Borden
Den Pol-Stern die bewegte Flut,
Und das er sah zu Häupten blinken
In Heimatnächten, hell und firn,
Hier muß es in das Meer versinken,
Des Bären siebenfach Gestirn.

Der Werth der Gedichte in dieser Sammlung ist ein sehr ungleicher; doch erscheint das Bild des Dichters selbst, wenn man von seiner orthodoxen Kampfesfreudigkeit absieht, keineswegs in unfreundlicher Gestalt.

2. Lyrische und epische Gedichte von Friedrich Roeber. Berlin, Janke. 1878. Gr. 16. 2 M.

Friedrich Roeber gehört zu den Dichtern des Wupperthals und hat sich bisher durch Dramen bekannt gemacht, die durchaus nicht nach der Schablone gedichtet waren und einen markigen Sinn bekundeten. Auch in seinen Gedichten finden wir eine unleugbare Kraft der Darstellung, die natürlich mehr den epischen als den lyrischen zugute kommt, und diese Kraft prägt sich oft, wenn auch nicht immer, in einer anmuthigen und klaren Form aus. Den lyrischen Gedichten fehlt zwar das liederartige, der stimmungsvolle Hauch; sie haben alle einen mehr reflectirenden Charakter, und die Herbst-, Frühlings- und Liebeslieder färben ein wenig von den bekannten Mustern dieser Gattung ab, oder erheben sich überhaupt nicht über das Schablonenhafte. Wohl aber finden sich einige anakreontische lyrische Gemmen, wie „Die Wespe", einige Genrebilder, wie „Glück" und „Hypochonder", welche sich lebendiger und eigenthümlicher geben; vor allem aber ist die Reflexion, besonders in epigrammatischer Form glücklich vertreten, z. B.:

Genügen.

Denke nicht, es sei der Kreis
Klein um dich gezogen;
Hast du ihn erfüllt mit Fleiß,
Wird auch dir der volle Preis
Redlich zugewogen.

Fürchte nimmer auch, es ging'
Deine Spur verloren;
Nicht ein Hauch ist so gering,
Auf dem Wasser Ring an Ring
Wird durch ihn geboren.

Von allen Gedichten des ersten Abschnitts möchten wir aber den in Distichen abgefaßten Gedankenpoemen „Kraft und Stoff" „Die Naturforscher", „Die Sterne", „Erkenntniß" den Preis ertheilen. Diese Distichen haben eine rühmenswerthe Prägnanz und erinnern an die besten Muster; der Dichter kann nicht besser empfohlen werden als durch die folgenden beiden Gedichte:

Die Sterne.

Zu den Gestirnen hinauf voll Sehnsucht hab' ich gesehen,
Stand ich verlassen, allein, tief im Gedränge der Welt.
Ueber dem ird'schen Gewölk erglänzte der Strahl des Orion,
Leuchtend zur Erde herab strömte des Sirius Licht,
Und in unendlicher Pracht dahinzog golden der Wagen,
Durch das Dunkel wie flog glühend die Seele ihm nach!
Höben mich Schwingen empor zu euch, ihr himmlischen Welten,
Daß ich dem irdischen Drang wäre mit einem entrückt!
Wer gibt Kunde von euch? Da siehe — wir zwingen den Lichtstrahl,
Daß er in lesbarer Schrift euer Geheimniß verräth.
Irdisch seid ihr wie wir, und erdengleich seid ihr gefüget,
Euer Gerippe ist Stein, Eisen und Gold euer Blut.
Wer auch bewohnen euch mag, nun weiß ich, daß irdische Sorgen
Bilden das Erbtheil auch ihm, irdische Mühen und Noth.
Hab' ich entfliehen gewollt, nun halte mich fest in den Armen,
Mutter Erde; zu dir kehr' ich beruhigt zurück.
Wie du den Becher mir füllst aus dem Mischkrug, will ich ihn leeren,
Wie du die Fäden mir webst, trag' ich das irdische Kleid.
Hab' ich begonnen auf dir, es sei auch auf dir die Vollendung,
Deine Schranke, sie birgt dennoch ein himmlisches Glück.

Erkenntniß.

Lenke zur Sonne den Flug: wie hoch dich die Schwingen auch tragen,
Bald mit unendlicher Macht zieht dich die Erde herab.
Nichts entringt sich der Fessel von allem, was sie geboren:
Ist der forschende Geist erdegeboren nicht auch?
Und so wundre dich nicht, daß ihm auch die Grenze gewiesen,
Wo dem verwegenen Fuß jählings der Boden entsinkt.
Ach, daß der Menschen Geschlecht nicht über sich selber hinaus kann,
Jeder Schatz, den es gräbt, dennoch nicht reicher es macht!
Daß es im Alter nicht höher als in der Jugend gelangt ist:
Voller Ehrfurcht noch sehn wir zu den Alten hinauf.
So nun zwingt uns das Schicksal: wir wissen, es wird nicht vollendet,
Was wir erbauen, und doch tragen die Steine wir zu.

Selbst von den erzählenden Dichtungen ist eine, „Praxiteles", in Distichen abgefaßt. In allen diesen Gedichten herrscht nicht der Romanzenton, sondern die breitere Ausführung; in einzelnen erscheint sie uns zu breit, wie in den Anekdoten, deren Helden Ausonius und Walther von der Vogelweide sind; die mehr poetischen Erzählungen: das Fragment „Lucia" und „Die Tänzerin", dürften nach ihrer ganzen Anlage größere Breite in Anspruch nehmen. In „Agilulph" hat der Refrain: „O Fürstin Theudelinde", etwas, was zur Parodie herausfordert. Dagegen hat „König Manfred" frischen Zug und Schwung und athmet die südliche Lebensluft des gebannten Hohenstaufenfürsten, den Roeber auch einmal zum Helden eines von Karl Reinecke componirten Operntextes gemacht hat. Wie klangvoll und frisch sind die folgenden Strophen:

Wie drängten sich in Scharen
Herzu die Sänger all,
Wie kamen sie gefahren
Mit süßem Liederschall!
Wie gaben sie dem Lenze
Den rechten Blumenduft,
Wie flatterten die Kränze,
Wie war Gesang die Luft!

Wie glänzten rings die Auen,
Wenn bei der Harfe Klang
Der Reigen schöner Frauen
Sich durch die Fluren schlang.
O farbig Märchenleben!
Morgen- und Abendland
Sah ich vorüber schweben
Verschlungen Hand in Hand!

O holdes Minnekosen,
Verschwiegner Minnebund!
Wie hab' ich unter Rosen
Geküßt so manchen Mund!

Wie war voll tiefen Brandes
Der Sarazenin Aug';
Ihr Fraun des Abendlandes,
Wie süß war euer Hauch!

Nun ist der Herbst gedrungen
In meinen schatt'gen Wald,
Die Harfen sind zersprungen,
Die Lieder sind verhallt!
Ich hab' es doch empfunden
Was werth das Leben macht,
Und ruf' nun all den Stunden
Fahrwohl und Gute Nacht!

Den letzten nun der Kränze,
O drück ihn auf mein Haupt!
Noch einmal mir kredenze
Den Becher weinumlaubt!
Wol hör' ich's wieder klingen,
Doch ist's nicht Harfenton:
Ich hör' ins Ohr mir dringen
Die Schlachttrompete schon!

Wohlauf, so laß mich reiten
Allein, mit heiterm Sinn,
So laß allein mich streiten,
Bis ich den Tod gewinn'!
Dann über die Gebeine
Thürm' einen Felsen du
Und deck' die schwarzen Steine
Mit rothen Rosen zu!

Stilvoll ist auch „Anakreon"; seinen Tod schildern die plastischen Schlußverse:

Ueber ihm hing eine goldne Traube,
Und er sehnte sich, des Dionysos
Süße Frucht zum letzten mal zu kosten.
Aber da er danach langte, sank ihm
Müd der Arm herab, doch ungesehen
Ihm zu Häupten trat der Tod und pflückte
Aus der Traube ihm die schönste Beere.
Da er sie auf seinen Lippen fühlte,
Ging ein Lächeln drüber. Dann die Augen
Schlossen sich als wie zum letzten Schlafe,
Und der Mund, der Lieder reiche Quelle,
Schloß auf immer sich. War von der Beere
Er erstickt, der tückevollen? hatte
Ihm der bleiche Tod geküßt die Lippen?
Aus den Reben flogen auf die girrnden
Tauben Aphroditens, von der Küste
Wehte frisch der Wind, und Rosenblätter
Warf er über ihn und grünes Weinlaub.
Aus der Ferne aber klang verhallend:
Besser ist es, hier den Reigen schlingen,
Als im Schattenreiche mit den Schatten!

Der Verfasser hat eine Vorliebe für die sagenhaften Frauen: Da ist die alemannische Nixe, welche dem Kaiser Caracalla das sinnverwirrende Todtenlied singt; da ist das Meerweib, welches den Pfaffenkönig Wilhelm in das schwankende Moor lockt:

Er aber schreitet über das Moor,
Der Boden schwankt wie Wellen;
Unheimlich unter den Füßen ihm
Flüstern und rinnen die Quellen.

Aufspringt das Weib, er greift ihr Gewand,
Da ist es in Nebel zerronnen;
Da thun in dem schwarzen Moore sich auf
Alle die heimlichen Bronnen.

Und wie er sich stemmt, es zieht ihn hinab
In den feuchten, schlammigen Rachen,
Und wie er versinkt, er hört das Weib
Laut durch den Nebel lachen.

Der Nebel zerrinnt und der Tag erscheint;
Zwei friesische Männer haben
Gefunden ihn und haben scheu
Und heimlich ihn begraben.

Da ist die Hexe, die dem Bauer, der sie mit einem grausigen Fluch zurückgestoßen, Unheil bringt; da ist die „Roggentrude", doch die ist glücklicherweise kein Gespenst, sondern des Pfarrers Töchterlein. Alle diese erzählenden Gedichte haben klaren Fluß und einen gesunden Nerv und stellen dem Talent des Autors das beste Zeugniß aus.

3. Balladen und Bilder von Murad Efendi. Oldenburg, Schulze. 1879. 8. 2 M.
4. Nassreddin Chodja. Ein osmanischer Eulenspiegel von Murad Efendi. Dritte Auflage. Oldenburg, Schulze. 1878. 8. 2 M.

Murad Efendi ist eine eigenthümliche Erscheinung auf dem deutschen Parnaß, der neueste weftöstliche Poet: wir haben seine Gedichte, Dramen, Skizzen bereits wiederholt in d. Bl. besprochen. Seine Poesie schweift aber nicht weiter in den Osten, nicht zu den Persern, Arabern, Indern: sie ruht auf dem Divan der Osmanen, der europäischen Nachbarn, aus. Und sie hat ein gutes Recht dazu; denn mag Murad Efendi auch ein geborener Oesterreicher und Christ sein, er ist doch seit langen Jahren osmanischer Beamter. Anfangs war er Offizier, dann Generalconsul, gegenwärtig ist er türkischer Gesandter in Stockholm und im Haag. Seine Muse schlägt die Brücke zwischen Deutschland und Konstantinopel: seine Phantasie ist genährt mit den lebendigen Bildern östlichen Lebens; aber sein Herz hat sich deutsche Empfindung bewahrt.

Die Sammlung seiner „Balladen und Bilder" (Nr. 3) eröffnet eine Erzählung „Abu-Melek". Zu diesem Weisen flüchtet ein Jüngling, der die Ehre seiner Schwester gegen den Anfall frecher Buben vertheidigt und dabei einen derselben getödtet hat. Dieser Getödtete ist Abu-Melek's einziger Sohn; doch der Weise hält sein Wort, ihn zu schützen. Ebenfalls orientalisches Colorit haben die folgenden Balladen: „Die Stute des Stammes", „Ebu-Su-ud" (der Mufti, vor dem man einen Christen und ein Osmanenmädchen bringt, die auf frischer That der Liebe ertappt sind, spricht beide frei, als das Mädchen mit dem Geliebten als Christin sterben will). „Die gestohlene und wieder gestohlene Glocke" behandelt mit behaglicher Geschwätzigkeit eine Anekdote, die im Grenzland der Tschernagoren spielt. Dann folgen einige humoristische Gedichte echt deutschen Ursprungs und eine deutsche Volksballade: „Unter dem Lindenbaum", sowie zwei Anekdoten aus der Geschichte der oldenburger Fürsten.

Seitdem Murad Efendi Gesandter in Stockholm ist, hat nordische Poesie seinen Antheil erregt und das Baltische Meer mit seinem Hauch den Bosporus abgelöst. „Nordisches" heißt der umfassendere zweite Haupttheil der Sammlung. Der Dichter greift in die Saiten wie ein nordischer Skalde, und die goldhaarigen skandinavischen Mägdlein treten an die Stelle der dunkeläugigen Orientalinnen. Helga und Signe, Gunhild und Ingeborg, das Jungfräulein Botilde, Frau Sigurlöd, schön Christel, jung Margarete, Signilde und Brunhilde: das sind die weiblichen Porträts, mit denen der Dichter seine nordische Galerie schmückt. Hat er doch die ganze Sammlung dem König von Schweden und Norwegen Oskar II. gewidmet,

Der als ein Gleicher in der Denker Reihen schreitet
Und durch selbsteignen Werth mit frischem Reis ihn schmückte,
Den alten Reif, den Gott auf seine Stirne drückte.

Was diese nordischen Balladen selbst betrifft, so sind sie meist knapp in der Fassung, oft grell in der Handlung, wie z. B. „Die Harfe". Von zwei Töchtern König Kanut's, Helga und Signe, „beide hold zu schauen", wählt der Bräutigam die jüngere, Signe. Da stößt sie Helga vom Meeresstrand in die Flut; sie wird Ulf's Braut, doch stirbt sie am Hochzeitstag in Gewissensqualen, als Ulf auf der Harfe Erinnerungen an die dunkle That weckt. „Gunhild und Ingeborg" dagegen ist ein milder beleuchtetes Bild. Die reiche Ingeborg tritt der armen Gunhild den Gatten ab, der ihre Jungfräulichkeit in der Brautnacht unberührt gelassen. Einen unfreiwilligen Incest mit einem vom Klosterbrand grellbeleuchteten Schlußtableau bietet das Gedicht „Margarete". Ebenso grell ist der Abschluß von „Hagbart und Signilde", obschon der Ton der Erzählung bisweilen ins Humoristische übergeht. Am sinnigsten erscheint uns die Romanze „Olaf's Braut".

„Nassreddin Chodja", der türkische Eulenspiegel (Nr. 4), ist jedenfalls ein interessanter Beitrag zur history of fiction; denn wir ersehen aus dieser Sammlung orientalischer Schelmenstreiche, daß solche typische Figuren wie Eulenspiegel sich in allen Nationen wiederholen. Der türkische Eulenspiegel unterscheidet sich aber von dem deutschen dadurch, daß er nicht ein durchtriebener Gamin, sondern ein Lehrer war, und zwar lebte er in Güssel Hissar, nahe bei Brussa:

Von dem Ursprung nicht des Helden
Will des Nähern ich vermelden,
Nicht wer die Erzeuger waren,
Nichts von Schul- und Flegeljahren,
Noch von Phasen der Entfaltung,
Innrer, äußerer Gestaltung;
Doch ich möchte den Gesellen
Auch nicht fertig vor euch stellen,
Nicht wie einstens sprang in Scene,
Aus dem Haupt des Zeus, Athene;
Nein, des Kauzes Narreteien:
Worte, Streiche, Schelmereien,
Sollen euch in losen Stücken
Stückweis ihn vor Augen rücken.
Sein Empfinden, Schauen, Denken
Werde klar aus seinen Schwänken;
Ob er Narr, ob Schelm gewesen,
Oder ob in seinem Wesen
Beide sich vielmehr vereinigt,
Ist noch keinerseits bescheinigt;
Will dem das, dem jenes scheinen,
Habt ihr ja — das eigne Meinen.
Dieser Mann, der vielgenannte,
Weit und breit im Ost bekannte,
Viel belacht, citirt, bewundert,
Anno tausend und vierhundert
Und — doch was? genug, er lebte
In der Zeit, als noch erbebte
Unterm Huf der Türkenpferde
Die bedrohte Griechenerde.

Die Schelmenstreiche des Chodja erhalten dadurch einen etwas andern Charakter, daß er sie in einer Stellung ausübt, die ihn eigentlich zur Weisheit verpflichtet. So erscheint er als Prediger, der auf dem Minber, der türkischen Kanzel, seine Gemeinde fragt, ob sie den Punkt kenne, den er heute behandeln will; sie antwortet: „Nein, o Chodja, laß uns hören":

„Kennt ihn nicht, o Glaubensbrüder?
Nun, so ist's wol Allah's Wille,
Daß ihr es nicht wissen solltet,
Auch nicht sollt. Drum laßt uns scheiden.
Was uns frommt, was nicht, weiß Allah,
Was nicht soll sein, laßt uns meiden." —
Und er freut sich, daß die Predigt
Er so mühlos heut' erledigt.
Nächsten Freitag frug er wieder
In derselben Art die Frommen.
Diese, nun gewitzigt, dachten:
Heut' soll er uns nicht entkommen!
„Ja, o Chodja, wissen's, aber
Sprich, — dein Wort ist süß und flüssig." —
„Wißt ihr's, dann, o Mosleminen,
Dann ist Wiederholung müßig."
Und er freut sich, daß die Predigt
Er zum andern so erledigt.
Freitags drauf in gleicher Weise
Hub der Chodja an zu fragen,
Doch man war nun vorbereitet;
Diesmal hat man ihn am Kragen.
„Ja, wir wissen!" so die einen —
„Nein, wir nicht! laß, Chodja, hören!" —
„Wohl, so mögen, die da wissen,
Die Nichtwissenden belehren."
Und er freut sich, daß die Predigt
Er zum dritten so erledigt.

Ebenso tritt er als Lehrer auf; er verkehrt mit Dichtern. Die Erzählung seiner Begegnung mit einem Dichter ist eine der hervorragendsten; wir theilen sie hier zur Probe mit:

Eines Tages kam ein Derwisch —
Nebstbei vielgerühmt als Dichter
Von sich selber —, räuspert, schnäuzt sich
Nur in Reimen, so auch spricht er;
Oft nicht deutlich zwar den Hörern
Waren die verblümten Bilder;
Doch er findet höhre Achtung,
Je verworrner sie und wilder.
Einmal wieder einem Kreise
Liest er vor aus den Ghaselen,
Thät darinnen Gottes Schöpfung
Gradezu ganz herzlos quälen;
Alle Wunder der Propheten
Scheinen eitel Stümpereien
Im Vergleich des, was sich zuträgt
In den süßen Reimereien;
Reißt den Abendstern vom Himmel,
Um ein Mausloch zu erleuchten,
Läßt die Spinne Bäche weinen,
Um ein Fliegengrab zu feuchten;
Grausig hält er's mit den Rosen,
Schlimmer noch mit Nachtigallen.
Sein Ghasel wird höchst betrüblich,
Rührt auch — ja — ihn selbst vor allen —
Doch, wahrhaftig! auch den Chodja,
Dessen Busen Seufzer dehnen,
Dessen Lippen schmerzlich zucken,
Dessen Auge glänzt von Thränen.
Daß ein Kenner mit ihm fühlte,
War dem Dichter sehr behaglich,
Und er spricht mit Wohlgefallen:
„Sagt, obzwar es fast unsaglich —
Denn die Dichtung ist vollkommen —,
Was am stärksten euch bezwungen?
Welche Wendung drin, so mein' ich,
Euch besonders schien gelungen?" —
„Kunstbegabter Mann des Heiles!"

Drauf der Chodja: „Habt gerührt mich,
Weil ihr in Erinnrung wieder
Habt ins Vaterhaus geführt mich;
Jene Zeit, wo ich noch Knabe,
Ließt ihr neu vor mir erstehen,
Ließt mich freundliche Gespielen
Jener Tage vor mir sehen —
Wie ihr mit dem Kopf gewackelt,
Um den Bart zu heben, senken,
Mußt' ich weinend unsers alten
Ziegenbockes neu gedenken!"

Viele der Schlußwendungen in diesen Eulenspiegeleien, z. B. „Der formbeflissene Chodja", „Der geehrte Pelz", „Der Chodja und seine Töchter", „Der Chodja und die Mönche", sind von einer epigrammatischen Naivetät, die recht ergötzlich wirkt; andere, wie „Die Brille und der Traum", besonders „Der allzu reichliche Freitagssegen", behandeln auch Haremsanekdoten mit großer Naivetät. Die Darstellung des Dichters strebt nach chronikartiger Simplicität; ja sie ist bisweilen sogar etwas trocken und vermeidet, wie es scheint, absichtlich allen melodischen Fluß, um den volksthümlichen Eindruck nicht zu gefährden.

5. Italien, Deutschland, Oesterreich im Spiegel moderner Dichtung. Von Julius Schanz. Leipzig, Friedrich. 1879. Gr. 8. 1 M.
6. Deutsche Lieder aus Ungarn und Italien. Festgabe zum 23. April 1878. Von Julius Schanz. Rom und Wien. 1878. Gr. 8. 1 M.
7. Der künftigen Königin. Von Bernardino Zendrini. Deutsch von Julius Schanz. Rom, Deutsches Schriftstellerhospiz. 1878.
8. Der Gesang der Liebe. Von Giosuè Carducci. Deutsch von Julius Schanz. Rom, Deutsches Schriftstellerhospiz. 1878. Gr. 8. 50 Pf.

Julius Schanz ist einer der fleißigsten Vermittler zwischen deutscher und italienischer Literatur und hat wesentlich dazu beigetragen, das Interesse der Italiener für deutsche Literatur zu erwecken, sowie auch neuere italienische Poesien in Deutschland durch formgewandte Uebertragungen bekannt zu machen. Die vorliegenden poetischen Hefte legen für sein eifriges Streben das beste Zeugniß ab. In „Italien, Deutschland, Oesterreich" (Nr. 5) spricht das erste Gedicht von Arnaboldi mit vieler Wärme den Gedanken einer Verbrüderung dieser Völker aus. Die literarische Verbrüderung wird in den Wechselgesängen von Zendrini und Schanz verkündet. Schwunghaft ist das Gedicht des letztern, das er an den seitdem, leider zu früh verstorbenen Sänger richtet. Für die Formgewandtheit des der Platenschen Schule angehörigen Dichters mögen einzelne Verse zeugen, die wir aus dem Gedicht herausheben:

Welch hehren Gruß aus jener Stadt der Todten,
Wo Tasso litt und Ariosto darbte,
Glückseliger Dichter, hast du uns entboten,
Da kaum der tausendjährige Zwist vernarbte?...

Im Dichtermund, im Liebestausch der Geister
Erblüht uns jenes Land der Ideale,
Zum Paradies führt Dante uns, der Meister,
Und Schiller tränkt uns aus olympischer Schale....

Dem Volk gebührt des Tempelbaues Krönung,
Voran, ihr Dichter, gebt das heil'ge Zeichen!
Geuß' deine Strahlen, Sonne der Versöhnung,
Sanft auf die Gräber hin der letzten Leichen!

Ein größeres Gedicht in Distichen, welches Felice Cavallotti bei der Anwesenheit des Kaisers Wilhelm in Mailand gedichtet, wird in einer Uebersetzung mitgetheilt, die meistens den Anforderungen des Metrums gerecht wird. Es ist eine phantasievolle Allegorie auf reichdecorirtem geschichtlichen Hintergrunde. Eine Italienerin, deren Geliebter fern im westfälischen Lande schlummert, spornt die Italiener zum Kampf gegen die deutschen Eindringlinge an; und eine Deutsche, deren Bräutigam unter Konrad's des Saliers Scharen im Kampfe mit einem Visconti fiel, begleitet den siegreichen Nachezug Barbarossa's und spornt die Deutschen zur Zerstörung Mailands an:

Hoch auf den Gipfeln des steilen Gebirgs, an der Grenze der Klausen,
Zwei Gespenster seitdem halten beständig die Wacht:
Eines Italiens Kind, Germaniens Tochter das andre,
Fluchen dem Brautbett sie, das sie gefunden im Grab.
Meidet den Hirten des Nachts der Schlummer, so sieht in der Ferne
Hin durch die Lüfte die zwei weißen Gestalten er ziehn,
Wie sie, an fliegender Schnelle dem Sturmwind gleich, auf den schwarzen
Hengsten sich schwingen dahin über Gestein und Geklüft.
Aber begegnen sie sich, mit wüthendem Haß aufeinander
Stürzen sie los und von fern hörst du der Schwerter Geklirr.
Dann beginnt der Galop aufs neue, von Graben zu Graben,
Von dem Geklüfte zu Thal, über Gestrüpp und Gestein.
Oftmals erblickt sie der Fremde, der nachts die Gegend durchwandert,
Wie sie dahin auf dem Weg brausen vorüber an ihm.

Als nun der greise Kaiser über die Alpen zieht, da widersteht er dem Kriegsruf der beiden; er zieht als Gast und Freund ein, und die feindlichen Jungfrauen versöhnen sich.

Das der silbernen Hochzeitsfeier des Kaisers Franz Joseph gewidmete Gedicht: „Frieden", schließt mit der ansprechenden Strophe, die an den Gedanken anknüpft, daß der Sänger mit dem König gehen soll:

Auf diesem Gang ist mir nicht bang,
Erbeb' ich nicht vor neuen Wunden,
Gleich wie der Festesglocke Klang
Nur selten tönt, schall' mein Gesang
Nur in geweihten großen Stunden.
Dem Völkerglück ein tröstlich Pfand
Zieh hin, mein Lied, von Land zu Land;
Der Friede ruht in Gottes Hand —
Heil, jedem Heil, der ihn gefunden!

Das Lied ist auch in besonderm Abdruck erschienen (Rom, Italienische Buchdruckerei, 1879.)

Die „Deutschen Lieder" (Nr. 6) beginnen mit drei Sonetten, die eine warme Vaterlandsliebe athmen. In trochäischen Tetrametern ist der „Gruß an Ungarn" abgefaßt:

Gruß den Helden, Gruß den Männern, Gruß den anmuthreichen Fraun,
Gruß den Weisen, den Bekennern, denen Fürst und Volk vertraun,
Gruß dir, Herrscher auf dem Throne, milder Herrscher dieses Lands,
Gruß der kühnen Amazone neben dir in Huld und Glanz!

Deutsch-ungarische Verbrüderung predigt der anapästische „Abschied von Ungarn". Mit vieler Formgewandtheit übersetzt sind die Gedichte von Zendrini und Carducci.

Rudolf von Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Kant-Literatur.

Immanuel Kant's Erkenntnißtheorie nach ihren Grundprincipien analysirt. Ein Beitrag zur Grundlegung der Erkenntnißtheorie. Von Johannes Volkelt. Leipzig, Voß. 1879. Gr. 8. 10 M.

Verschiedene Ursachen wirken seit anderthalb Jahrzehnten zusammen, um dem Studium der Kant'schen Philosophie, insbesondere seiner Erkenntnißtheorie, erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der erblassende Ruhm der nachkantischen Systeme ließ eine Rückkehr zu der Behandlung der erkenntnißtheoretischen Vorfragen des metaphysischen Erkennens angezeigt erscheinen, um die begangenen methodologischen Fehler festzustellen und für künftig vermeiden zu lernen; da aber alle namhaften neuern Philosophen mehr oder minder sich auf die erkenntnißtheoretischen Vorarbeiten Kant's stützten und die betreffenden Probleme entweder gar nicht oder im engen Anschluß an Kant behandelten, so schien eine gründlichere Beschäftigung mit Kant den geeignetsten historischen Anknüpfungspunkt zu einer Revision der Erkenntnißtheorie zu bieten.

In den funfziger Jahren war es besonders der wachsende Einfluß Schopenhauer's, welcher nachdrücklich auf die Bedeutung der Kant'schen Leistungen auf diesem Felde hinwies; in den sechziger Jahren trat dann zuerst die zweibändige Darstellung der Kant'schen Philosophie durch Kuno Fischer und später Lange's „Geschichte des Materialismus" hinzu. Es ist bemerkenswerth, daß Schopenhauer, Fischer und Lange in einer idealistischen Auslegung der Kant'schen Erkenntnißtheorie und in einem mehr oder minder entschiedenen Ignoriren oder Wegdeuten der realistischen Bestandtheile derselben übereinstimmen; denn dieser Umstand macht es erklärlich, daß in der unter solchen Anregungen erwachsenen Generation von Neukantianern die Idealisten bei weitem die Mehrzahl bilden. Als Trendelenburg im Jahre 1869 gegen die einseitig idealistische Darstellung Kuno Fischer's Einsprache erhob, da begegnete er, obgleich in der Hauptsache im Rechte befindlich, einer überwiegenden Verurtheilung.*) Immerhin kann diese Anregung Trendelenburg's als der Ausgangspunkt der seitdem pilzartig aufgeschossenen Kant-Literatur betrachtet werden, welche seit zehn Jahren dem philosophischen Büchermarkt seine charakteristische Thätigkeit aufgeprägt hat.

Es gibt kaum eine Specialfrage in der Kant'schen Erkenntnißtheorie, welche nicht in diesem Zeitraume von den verschiedensten Seiten mit einem anerkennenswerthen Aufgebot von Fleiß und Scharfsinn durchgearbeitet wurde; aber es gibt auch kaum eine unter allen, über welche nicht die entgegengesetztesten Ansichten vertreten sind. Gilt dies schon für die meisten Specialfragen, so braucht man sich nicht zu wundern, wenn es in noch höherm Grade für die Grundprobleme der Erkenntnißtheorie zutrifft; so viel Köpfe, so viel Meinungen über das eigentliche Wesen der Kant'schen Lehre. Die scharfsinnigsten Erörterungen haben bisher nicht zu einer größern Vereinbarung der öffentlichen Meinung geführt, sondern ein immer größeres Auseinandergehen der Ansichten zur Folge gehabt. Wer da glaubt, durch Lektüre aller dieser Schriften ein klares und sicheres Urtheil über die wichtigsten Ziele und Wege Kant's zu gewinnen, der möchte sich stark enttäuscht fühlen und nach aller aufgewandten Mühe sich erst recht auf die Bildung eines Urtheils aus eigener Anschauung verwiesen sehen. Nutzlos als Vorarbeiten sind alle diese Schriften gewiß nicht, aber heute möchte es wenigen Lesern leicht werden, das positive Ergebniß aller dieser Bemühungen anzugeben.

Nicht einmal in klare Gruppen lassen sich die Neukantianer ordnen, weil verschiedene Gedankenelemente sich in ihnen auf mannichfaltige Weise mischen und großentheils verwirren. Diese wollen Kant's Erkenntnißtheorie psychologisch begründen, jene sie von aller Psychologie losgelöst wissen; diese sehen in ihr reinen Empirismus und Positivismus, jene reinen Apriorismus und Rationalismus; die einen finden in ihr die skeptische Zerstörung jeder Möglichkeit einer Metaphysik, die andern die positive Grundlegung der Metaphysik, ja schon die wahre Metaphysik selbst; die einen legen sie als einen Idealismus aus, der uns auf unsere Vorstellungen beschränkt und das Ding an sich zu einer nothwendigen Illusion verflüchtigt, die andern interpretiren sie als einen Realismus, der die Erkenntniß der Dinge an sich nur von ungehörigen Bestandtheilen gereinigt hat.

Wie ist solche Uneinigkeit zu erklären? Ist unser Geschlecht so ganz von gesundem Sinn und objectiver Verständnißfähigkeit entblößt, oder ist Kant's Lehre so unverständlich, daß die scharfsinnigsten Köpfe ihren Fleiß an ihr vergeuden? Ersteres ist dadurch ausgeschlossen, daß auch schon frühere Generationen von Denkern Kant unter den nämlichen entgegengesetzten Gesichtspunkten auffaßten (Maimon, Beck, Schultze, Jacobi, Fichte, Schopenhauer, Fries, Herbart, Schelling); letztere Annahme scheint wiederum unverträglich mit dem Ansehen, in welchem Kant steht, und mit den Wirkungen, die er thatsächlich ausgeübt hat. Sind die Ausleger keine Strohköpfe, so müssen sie sämmtlich in gewissem Sinne recht haben mit dem, was sie aus Kant herauslesen, folglich unrecht mit dem, was sie aneinander bestreiten; so müssen alle Interpreten sich in dem nämlichen Irrthum befinden, die Lehre Kant's für weit einfacher, geradliniger und durchsichtiger zu halten, als sie ist; so muß diese Lehre die Gegensätze in sich zusammenfassen, welche jene einseitig herausarbeiten, so muß sie die Widersprüche wirklich schon in sich enthalten, welche nur immer sichtbarer und immer schärfer zugespitzt werden, je mehr die Gegensätze zur Durchbildung und Entfaltung gelangen.

„Was", rufen entrüstet die Neukantianer, „die Philosophie des großen Kant sollte nicht ein einfacher und einheitlicher Gedankenbau, sollte ein schlecht verhülltes Gewebe aus widerspruchsvollen Bestandtheilen sein? Das ist pietätslose Lästerung des unerreichbaren Altmeisters der neuern Philosophie!" In solcher gewiß achtungswerthen Gesinnung steckt der wahre Grund für den vielen fruchtlos vergeudeten Schweiß; man ging aus Pietät vor Kant an seine Werke mit dem Vorurtheil heran, daß eine widerspruchsfreie, auf einem einfachen Princip begründete Erkenntnißtheorie in ihnen zu finden sein müsse, und konnte

*) Vgl. meinen Bericht über den Streit zwischen Kuno Fischer und Trendelenburg und über einige darauf bezügliche Schriften in Nr. 19 d. Bl. f. 1870.

deshalb weder der Wahrheit dieser Lehre (nämlich ihrem Reichthum und ihrer Vielseitigkeit) gerecht werden, noch auch ihre Unwahrheit (d. h. ihre ungelösten Widersprüche) kritisch erkennen oder gar überwinden. Insbesondere entzog sich der Fundamentalwiderspruch derselben dem Verständniß, wonach sie grundsätzlich Idealismus zu sein beabsichtigt und doch unablässig auf allen Punkten mit aller Kraft zum Realismus zu gelangen strebt; wonach ihr Denken an idealistischen Voraussetzungen und Principien haftet, während ihr Fühlen aus der Unzulänglichkeit dieses Standpunktes unaufhaltsam zu einem richtig vorschwebenden höhern hindrängt.*) Wer an dem pietätvollen Glauben an die widerspruchslose Einheitlichkeit der Kant'schen Lehre festhalten will, der muß auf objective und allseitige Würdigung Kant's verzichten, oder er muß die Fähigkeit besitzen, die bei Kant noch verschleierten Widersprüche in enthüllter Nacktheit vor sich sehen zu können, ohne sie als Widersprüche gelten zu lassen.

Genauer besehen, erfordert es die Pietät vor Kant keineswegs, daß man die Augen vor den in seiner Philosophie enthaltenen Widersprüchen verschließe; es ist vielmehr ein recht beschränkter Standpunkt, die Widerspruchslosigkeit als Maßstab an die geschichtliche Bedeutung eines Philosophen anzulegen. Je weiter der Gesichtskreis eines Denkers ist, je mehr originelle Anschauungen er mit seinem Bewußtsein umspannt, je vielseitiger er die Dinge betrachtet und je kunstvoller er die verschiedenartigsten Probleme ineinander verwebt: desto mehr Schwierigkeiten, Verlegenheiten oder Aporien müssen sich ihm nothwendigerweise ergeben, deren Lösung über die Leistungsfähigkeit eines Einzelnen hinausgeht; desto mehr Wahrheitskeime muß er opfern, wenn er nicht im Stande ist, sich über die unlösbaren Aporien hinwegzusetzen oder hinwegzutäuschen. Je intensiver in einem Denker die Energie der Intuition ist, desto mehr wird er seinem Wahrheitsgefühl nachgehen, desto weniger wird er geneigt sein, berechtigte Gesichtspunkte und Ansichten dem Kriterion einer formalen Widerspruchslosigkeit zu opfern, desto mehr wird sein Gefühl den Verstand anspornen, die vorhandenen Widersprüche durch Scheinlösungen, durch mehr oder minder sophistische Ausflüchte zu verhüllen.

Freilich kann der Verstand diese Anforderung nur da erfüllen, wo die Gegensätze, in denen der Widerspruch steckt, noch nicht zu voller Deutlichkeit und Durchsichtigkeit entfaltet sind, wo sie noch nicht als klar bewußte Principien, sondern als dunkle Ahnungen, als mehr oder minder unbewußte Triebfedern des subjectiven Gedankenprocesses einander gegenüberstehen. Soll also die Kant'sche Erkenntnißtheorie ein widerspruchsvolles complicirtes Gewebe verschiedenartiger Principien und Gedankenelemente sein, so müssen dieselben entweder sämmtlich oder doch zum größern Theil erst als unbewußte Triebfedern in seinem Denken wirksam gewesen sein. Hierin kann keine Verkleinerung, kein Vorwurf liegen gegenüber einem Denker, der wesentlich als der erste Begründer der philosophischen Erkenntnißtheorie zu ehren ist; unsere Aufgabe aber muß es sein, uns nicht mit den bewußten Zielen und ostensibeln Resultaten seines Denkens zufrieden zu geben, sondern den dunkeln Motoren desselben nachzuspüren, aus dem Verständniß dieser erst jene vollkommen zu begreifen und so schließlich Kant besser zu verstehen, als er sich selbst verstand und verstehen konnte.

In diesem Sinne hat nun Johannes Volkelt die Aufgabe erfaßt*) und sie in der Hauptsache glücklich gelöst. In Beherrschung der ältern und neuern Kant-Literatur ist er den Neukantianern mindestens ebenbürtig, an specifisch philosophischem Talent und Weite des Gesichtskreises ist er entschieden im Vorsprunge. Indem er an den geeigneten Stellen die bisherige Kant-Literatur berücksichtigt, macht er seine Schrift zugleich zu einem Leitfaden, an dem sich der Leser in dem Wirrsal dieser zahlreichen Publicationen einigermaßen zu orientiren vermag; indem er alle Einzelleistungen verwerthet und seinem umfassendern Beurtheilungsstandpunkte eingliedert, macht er seine Schrift zu einem vorläufigen Abschluß dieser Literatur. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Polemik nicht weiter gehen würde; aber sie wird sich, um dem Vorwurfe der Rückständigkeit zu entgehen, auf veränderter Basis einrichten müssen; der Streit wird sich nicht in dem Maße wie bisher um die ausschließliche Berechtigung einseitiger Auffassungen drehen können, sondern nur noch um das Maß relativer Berechtigung, welches den verschiedenen Erkenntnißprincipien in dem complicirten Organismus der Kant'schen Erkenntnißtheorie zukommt.

Aber so viel kann nachgerade nicht mehr abgestritten werden, daß dieser Organismus zahlreiche und harte Widersprüche in seinem Schose birgt, daß also eine haltbare Erkenntnißtheorie nur durch Hinausgehen über Kant, nicht durch bloßen Rückgang auf Kant gewonnen werden kann. Die bei Kant ungelösten oder durch Scheinlösungen verhüllten Widersprüche müssen zur wirklichen Lösung gebracht werden, indem die bei ihm noch unbewußten Triebfedern des Denkens zu bewußten Principien erhoben und jedem die Sphäre und das Maß seiner Geltung zugewiesen wird. Es muß definitiv auf das Kant'sche Bestreben verzichtet werden, ein Erkennen unter dem Scheine des Nichterkennens zu Stande zu bringen, an einem Erkennen festzuhalten, das doch zugleich nach seinem ganzen Umfange ein Nichterkennen sein soll; es muß vielmehr Klarheit darüber geschaffen werden, was an unserm vermeintlichen Erkennen wirkliches Erkennen und was Nichterkennen sei. In welcher Richtung ein solches Hinausgehen über Kant erreichbar und gefordert sei, das muß sich gleichfalls aus einer kritischen Darstellung seiner Lehre ergeben, und auch in dieser Hinsicht trifft Volkelt in der Hauptsache das Richtige, sodaß er seine Schrift einen „Beitrag zur Grundlegung der Erkenntnißtheorie" zu nennen berechtigt ist. In jeder Hinsicht kann deshalb seine Arbeit allen denen auf das wärmste empfohlen werden, welche sich entweder mit den behandelten Fragen schon beschäftigt haben, oder das Bedürfniß fühlen, auf dem in der heutigen Philosophie dominirenden Gebiete der Erkenntnißtheorie und speciell der Kant-Literatur eine möglichst bequeme und übersichtliche Orientirung zu gewinnen.

*) Ich habe diese Doppelseitigkeit der Kant'schen Erkenntnißtheorie, die Unhaltbarkeit ihrer exclusiv-subjectivistischen Grundsätze und die Wahrheit ihrer transscendental-realistischen Tendenzen im Zusammenhang erörtert in meiner „Kritischen Grundlegung des transscendentalen Realismus, oder das Ding an sich und seine Beschaffenheit" (erste Auflage 1871, zweite 1875).

*) Vgl. seine Schrift, Vorwort, S. III—VI, S. 85, 96, 160—162, 223.

Nach dieser allgemeinen Anerkennung der vorliegenden Leistung mögen einige Ausstellungen theils in Betreff der Anordnung des Stoffs, theils in Betreff einzelner Punkte ihren Platz finden. Der Verfasser gliedert den zu behandelnden Stoff, abgesehen von den Schlußbetrachtungen, in vier Abschnitte, welche der Reihe nach den absoluten Skepticismus, den exclusiven Subjectivismus, den metaphysischen oder transscendenten Rationalismus, und den immanenten oder apriorischen Rationalismus behandeln. Die beiden ersten Abschnitte und der vierte stehen untereinander in enger Verbindung und Zusammengehörigkeit, während sie zu dem dritten einen gemeinsamen Gegensatz bilden, insofern sie die idealistische, dieser aber die realistische Seite der Kant'schen Erkenntnißtheorie analysiren. Von dem im ersten und zweiten Abschnitte behandelten Skepticismus und Subjectivismus erkennt Volkelt ausdrücklich an, daß sie als Idealismus oder Phänomenalismus eine Einheit bilden, die bei Kant selbst stets ungetrennt erscheint; von dem vierten Abschnitte aber ist zu sagen, daß er nur eine Ausführung dieses erkenntnißtheoretischen Idealismus nach einer bestimmten, bei Kant stark hervortretenden Richtung hin gibt, also ebenfalls zu dieser idealistischen Seite gehört, welcher der transscendentale Realismus Kant's, wie er im dritten Abschnitte erörtert ist, schroff gegenübersteht. Deshalb wäre es zweckmäßiger gewesen, die beiden contrastirenden Seiten auch schon im Inhaltsverzeichniß klarer hervortreten zu lassen, den dritten Abschnitt ans Ende zu stellen, und die andern drei Abschnitte als Ausführungen bestimmter Elemente oder Specialformen des Idealismus zu kennzeichnen.

Dazu kommt noch, daß dem Inhalte des vierten Abschnitts Betrachtungen beigemischt sind, welche einestheils, wie die Erörterung der Leistungsfähigkeit des positivistischen Princips und die Bekämpfung seiner Ueberschätzung, in den ersten Abschnitt, anderntheils, wie die Besprechung der Glaubensgrundlage des rationalistischen Princips, sich nicht auf den immanenten, sondern auf den transscendenten Rationalismus beziehen, also in den dritten Abschnitt gehören; desgleichen bilden in den Schlußbetrachtungen die Besprechungen der Leistungsfähigkeit des Princips der reinen Erfahrung und der Beziehungen des rationalistischen Erkenntnißprincips zu der Erfahrung Wiederholungen der Zusätze zu dem Inhalte des ersten und dritten Abschnitts.

Durch diese Mängel der Stoffvertheilung wird trotz der musterhaften Klarheit und Präcision des Einzelnen die Durchsichtigkeit des Ganzen beeinträchtigt. Der apriorische oder immanente Rationalismus verleiht dem subjectiven Idealismus seine specifisch Kant'sche Färbung und hätte deshalb mit diesem zusammen behandelt werden sollen; der subjective Idealismus mit seiner aprioristischen Eigenthümlichkeit hätte die Untersuchung eröffnen sollen, weil er die eigentliche Charakteristik der Kant'schen Erkenntnißtheorie, wenigstens ihrer idealistischen Seite bildet; der absolute Skepticismus aber hätte sich erst an diese Darstellung der zu Tage liegenden Ziele und Grundlehren Kant's in zweiter Reihe anschließen sollen. Denn der absolute Skepticismus ist von allen im Kant'schen Denken wirksamen Triebfedern die am meisten unbewußte, welche niemals anders als durch allerhand Hüllen verdeckt und verschnörkelt hervortritt und in der idealistischen wie in der realistischen Seite seiner Erkenntnißtheorie gleich sehr zurückgedrängt und unterdrückt ist.

Unter allen bei Kant wirksamen Triebfedern ist es allein der absolute Skepticismus, der von Volkelt trotz der oben erwähnten Beschränkungen seiner Gültigkeit doch noch überschätzt wird. Der Grund dafür liegt darin, daß er die Unerkennbarkeit des Dinges an sich, auf welche er die Behauptung des Kant'schen Skepticismus stützt, so auslegt, als ob Kant damit die Unerkennbarkeit „der gesammten Wirklichkeit, insofern sie nicht unser Vorstellen ist", gemeint habe; dagegen gibt er zu, daß, wenn die Unerkennbarkeit des Dinges an sich nur die Unerkennbarkeit des innern metaphysischen Wesens der Dinge bedeute, dann kein Beweis für Kant's Skepticismus in ihr zu finden sei. Nun ist aber ersteres keinenfalls richtig, letzteres jedoch in gewissem Sinne richtig. Kant zieht die Grenze zwischen der Sinnenwelt oder subjectiven Erscheinungswelt und dem Ding an sich nicht richtig, indem er vieles zur erstern zählt, was streng genommen zu letzterer gehört, und macht es durch diese Grenzverschiebung möglich, das regellose Chaos des actuellen Bewußtseinsinhalts zu einer gesetzmäßigen Erscheinungswelt emporzuschrauben, deren „empirische Realität" sich unvermerkt mehr und mehr zu einer vom Vorstellungssein unabhängigen, alle den Menschen angehende Wirklichkeit in sich beschließenden Selbständigkeit aufbauscht. Thatsächlich kommt also die Unerkennbarkeit des Dinges an sich bei Kant doch blos auf die Unerkennbarkeit des Wesens der Dinge heraus; grundsätzlich bedeutet sie allerdings mehr, aber doch nur soviel, wie der immanente Rationalismus im subjectiven Idealismus zuläßt, also keinesfalls soviel, um darin den absoluten Skepticismus zu finden. Hiermit soll nicht geleugnet werden, daß das skeptische Princip als unbewußte Triebfeder im Kant'schen Denken wirksam gewesen sei, sondern nur daß dasselbe es irgendwo weiter gebracht hätte als bis zum subjectiven Idealismus. So gewiß Volkelt recht hat, daß eine systematische Erkenntnißtheorie mit dem absoluten Skepticismus beginnen müsse, so gewiß muß eine kritische Darstellung der Kant'schen Erkenntnißtheorie nicht mit dem Skepticismus, sondern mit dem subjectiven Idealismus beginnen.

Unter den Händen der Kritik enthüllt sich der subjective Idealismus als ein dem naiven Realismus entgegengesetzter negativer Dogmatismus, der aus psychologischen Quellen von höchst zweifelhaftem Werthe (metaphysischem Dualismus und moralischen Interessen) stammt und sich durch fehlerhafte logische Operationen legitimirt; ebenso stellt sich der vielgerühmte Grundpfeiler des subjectiven Idealismus, „die transscendentale Aesthetik", als ein formell unklares und materiell unrichtiges Gedankengewebe heraus. Es kann also bei dem subjectiven Idealismus nicht stehen geblieben werden. Entweder wird mit den idealistischen Principien Ernst gemacht, oder sie werden umgestoßen; entweder wird die Grenze zwischen Vorstellung und Ding an sich scharf und richtig gezogen und die Anwendung von Vorstellungsformen auf das nicht Vorstellung Seiende schlechthin ausgeschlossen, oder sie wird versuchsweise erlaubt. Im erstern Falle kommt man vom subjectiven Idealismus zum Solipsismus, und von diesem zum absoluten Illusionismus,

im letztern Falle zum transscendentalen Realismus. Beide Seiten sind gesondert durchzuführen. Der Skepticismus, der vor Beendigung dieser erkenntnißtheoretischen Wanderung sich breit macht, ist leeres Vorurtheil; erst wenn beide Consequenzen ganz durchdacht sind, steht dem Denken das Recht der Beurtheilung zu, ob es nach Ueberwindung des positiven und negativen Dogmatismus (d. h. des naiven Realismus und subjectiven Idealismus) bei der kritischen Negation (dem absoluten Illusionismus) stehen bleiben, oder zur kritischen Position (dem transscendentalen Realismus) sich entschließen, oder ob es zwischen beiden in der unentschlossenen Schwebe bleibt, d. h. den Skepticismus proclamiren will.

Nun ist aber das Denken seiner Natur noch unfähig, wenn es vor die Wahl zwischen Sinn und Unsinn gestellt wird, den Unsinn, oder gar die Schwebe zwischen Sinn und Unsinn zu wählen; es hat nur scheinbar die Wahl, nicht in Wirklichkeit, wo es vielmehr sich für den Sinn entscheiden muß. Am Illusionismus und am Skepticismus kann das Denken nur haften, wenn es nichts Besseres kennt oder das ihm Gezeigte nicht versteht; der Illusionismus ist nur möglich, wo, wie im Buddhismus, die Möglichkeit eines transscendentalen Realismus noch gar nicht geahnt wird, und der Skepticismus ist nur möglich auf halbem Wege, wo, wie bei Kant und seiner Schule, der subjective Idealismus noch nicht zu den absurden Consequenzen des Illusionismus geführt ist, und der transscendentale Realismus noch nicht dazu gelangt ist, sich als kritisch unanfechtbares sinnvolles Weltbild zu entfalten. Am Ende des Wegs ist weder der eine noch der andere möglich; das Versteifen auf dem Unsinn des Illusionismus angesichts der sinnvollen Welterklärung des transscendentalen Realismus wäre wahnwitziger Eigensinn, die skeptische Schwebe zwischen diesen beiden wäre blödsinnige Narrheit. Der erkenntnißtheoretische Skepticismus kann nur so lange leben, als er noch im Stande ist, den transscendentalen Realismus als eine allseitig befriedigende Erklärung des an und für sich regellosen Chaos der subjectiven Erscheinungswelt zu bestreiten, oder als er noch nicht zum Verständniß davon gelangt ist, daß der Illusionismus die einzig wahre Consequenz des subjectiven Idealismus ist.

Deshalb ist Volkelt's Vorwurf gegen mich ungerechtfertigt, daß ich bei diesem Beweisgange in meiner „Kritischen Grundlage des transscendentalen Realismus" zeige, wie die consequente Durchführung des subjectiven Idealismus zum absoluten Illusionismus führe, anstatt zu zeigen, daß sie zum absoluten Skepticismus führe. Volkelt läßt sich dadurch irreleiten, daß der Anfang systematischer erkenntnißtheoretischer Untersuchungen nur mit dem Skepticismus gemacht werden kann, und übersieht darüber, daß das Ende der kritischen Zersetzung des Kant'schen subjectiven Idealismus nur der negative Dogmatismus des absoluten Illusionismus sein kann.

In der Sache ist Volkelt mit mir durchaus einverstanden, daß der zum Illusionismus oder Skepticismus führende subjective Idealismus durch den transscendentalen Realismus überwunden werden müsse, wenn überhaupt von einem Erkennen des Menschen in irgendwelchem Sinne solle die Rede sein können. Leugnet man die transscendente Gültigkeit der denknothwendigen Kategorien und ihre Anwendbarkeit auf das Ding an sich, so bleibt alles Wissen auf das Aufzählen der absolut zusammenhangslosen Bewußtseinsvorkommnisse beschränkt und jedes Erkennen wird unmöglich, selbst innerhalb der Sphäre der Erfahrung; erkennt man jene transscendente Gültigkeit an, so räumt man auch im Princip ein, daß das Ding an sich dem Erkennen offen liegt, soweit diese Denknothwendigkeit reicht. Das Denken ist vor zwei contradictorisch entgegengesetzte Lösungsmöglichkeiten (oder, wenn man Illusionismus und Skepticismus unterscheidet, vor drei) gestellt, deren eine sich mit dem Zwang einer überwiegenden Nothwendigkeit aufdrängt, gegen welche die andern nicht aufkommen können. Die sich selbst widersprechenden, denkunmöglichen Lösungsmöglichkeiten werden als unbrauchbar zurückgewiesen, aus der Reihe der Lösungsmöglichkeiten ausgeschieden, bis die eine widerspruchslose übrigbleibt.

Dies ist die Methode der Elimination, welche, wenn es sich um eine Alternative zwischen zwei Möglichkeiten handelt, indirecter Beweis heißt; ihre Beweiskraft liegt darin, daß der Zwang, das Denken zum Maßstab für das Sein zu erheben, sich viel unwiderstehlicher und selbstverständlicher geltend macht, wo es sich darum handelt, in negativer Weise das Widersprechende und Denkunmögliche vom Ding an sich auszuschließen. Dieser indirecte Beweis für den transscendentalen Realismus ist wirklich ein Beweis desselben, dessen Möglichkeit Volkelt leugnet, obwol er selbst ihn benutzt; dieser indirecte Beweis ist auch keineswegs, wie Volkelt glaubt, entbehrlich und überflüssig, denn der unmittelbare positive Zwang, den das Denken nach der realistischen Seite hin fühlt, ist nicht, wie Volkelt annimmt, eine direct logische Denknothwendigkeit, sondern eine blos instinctive, die ganz wohl auch illusorisch sein könnte. Wenn meine Verstandeseinrichtung mich drängt, das Ding an sich als ein existirendes und mich causal afficirendes zu betrachten, so ist das ebenso wenig eine logische Nöthigung, als wenn ich mich gedrängt fühle, das Ding an sich als ein räumlich ausgedehntes und zeitlich veränderliches anzuschauen; mögen die Kategorien als reine Denkformen logisch heißen oder nicht, so ist doch die Nöthigung zu ihrem transscendenten Gebrauch nicht mehr eine logische, sondern lediglich eine instinctive zu nennen. Diese instinctive Nöthigung ist zwar für uns der praktische Anstoß zur Bildung einer realistischen Erkenntnißtheorie; aber sie kann nicht zugleich für deren wissenschaftliche Legitimation ausgegeben werden. Letztere liegt einzig und allein in dem indirecten Beweise, und erst dadurch, daß in diesem der Schluß von der Denkunmöglichkeit auf die Seinsunmöglichkeit der Nerv ist, wird indirect die logische Selbstgewißheit des Bewußtseins zum Fundament der Erkenntnißtheorie, sodaß die Bemerkungen Volkelt's über dieses Fundament zwar ihre Gültigkeit behalten, aber nicht in den unmittelbaren Sinne wie er meint, sondern durch die Beweismethode der Elimination vermittelt.

Volkelt's Irrthum entspringt wol daher, daß er an eine unmittelbare positive Denknothwendigkeit glaubt, während alles, was als solche erscheint, doch nur durch doppelte logische Negation vermittelt ist, also das nicht nicht zu Denkende bestimmt. Deshalb ist die logische Nothwendigkeit ein bloßes Formalprincip, das aus sich keinen Inhalt

erzeugen kann, sondern den Inhalt der Erfahrung als Material zu seiner Bethätigung und das psychologische Bedürfniß nach Erkenntniß, nach Erklärung der Erfahrung und nach systematischer Orientirung in ihrem chaotischen Wirrsal als seine Basis voraussetzt. Deshalb kann ferner die logische Nothwendigkeit als solche auch niemals eine relative sein, wie Volkelt meint, sondern ist stets eine absolute, das sich Widersprechende für schlechthin unmöglich erklärende; erst aus dem Gefühl mangelhafter Präcisirung und unvollständiger Aufzählung der Lösungsmöglichkeiten bei einem bestimmten Problem, also aus der unvollkommenen Anwendung der Eliminationsmethode, entspringt die unvollkommene Gewißheit der indirecten positiven Lösung. Volkelt erkennt an, daß der Schluß von der Denknothwendigkeit auf die Seinsnothwendigkeit die Wahrheit der metaphysischen Annahme, daß das Seiende ein ideal bestimmtes sei, zu seiner Voraussetzung habe, und daß mithin die Tragweite dieses Schlusses ihre Grenze finde an der Tragweite dieser metaphysischen Annahme. Nun ist diese Annahme aber nur dann schrankenlos gültig, wenn das Absolute schlechthin nichts weiter ist als logische Idee; wenn hingegen am Absoluten eine Seite anerkannt werden muß, welche außerhalb der logischen Idee liegt, so kann auch für diese Seite von einer logischen Bestimmtheit, also auch von einer Bestimmbarkeit durch subjective Denknothwendigkeit keine Rede mehr sein. Früher vertrat Volkelt den erstern Standpunkt des Hegel'schen Panlogismus; gegenwärtig bekennt er sich zu der letztern Ansicht, jedoch ohne die angegebene Beschränkung der Tragweite des Logischen zum Ausdruck zu bringen. Für das von einem solchen Absoluten gesetzte weltliche Dasein wird das Logische stets seine ungeschmälerte erkenntnißtheoretische Geltung behalten, weil dessen Beschaffenheit ohne Rest logisch bestimmt ist; für das Absolute selbst, sofern es ein unvordenkliches Sein repräsentirt, und insbesondere nach seiner nichtlogischen und nichtideellen Seite hin (d. h. in Betreff seines Willens), zwingt die Logik selbst unweigerlich zur Anerkennung einer principiellen Ausnahme, gleichviel ob dieselbe jemals praktische Bedeutung gewinnt oder nicht.

Volkelt's Monismus läßt ihm principiell die Möglichkeit offen, daß die Welt der Dinge an sich ebenso in den Formen der Räumlichkeit und Zeitlichkeit gesetzt sei wie unsere Anschauung, und er erkennt an, daß ein analoger Zwang wie bei den Kategorien uns nöthige, auch diesen Formen eine transsubjective Wirklichkeit zuzuschreiben; die Bestätigung der Wahrheit dieses instinctiven Zwangs in Betreff der Kategorien durch die erkenntnißtheoretische Untersuchung sollte durch Analogie auch die Wahrheit desselben für die Formen der Räumlichkeit und Zeitlichkeit nahe legen. Gleichwol ist diese Anerkennung in Volkelt's Schrift nirgends zu finden, und zeigt dieselbe in Betreff einer genauern Erörterung dieser Frage eine klaffende Lücke, welche nur erklärlich wird, wenn der Verfasser sich durch eine gewisse innere Unsicherheit und Unklarheit zurückgehalten fühlte. Zwar erkennt er an, daß Kant's transscendentale Aesthetik nicht das mindeste gegen diese Möglichkeit beweise; dagegen glaubt er, daß in der Antinomienlehre nicht nur Kant die Widerlegung dieser Möglichkeit gegeben zu haben überzeugt sei, sondern daß sie in derselben auch wirklich enthalten sei. Letztere Auffassung erscheint mir von seiten eines sonst so klar blickenden Autors geradezu unbegreiflich. Schon seine Bemerkung sollte hinreichen, ihn zu der Ueberzeugung zu führen, erstens, daß Kant's Antinomien gar keine Antinomien sind, weil die Beweise für Thesis und Antithesis anstatt von gleichen, von entgegengesetzten Voraussetzungen ausgehen, daß sie mithin auch keiner Lösung bedürfen, und zweitens, daß, wenn sie Antinomien wären, die exclusive Subjectivität der Anschauungsformen nicht, wie Kant meint, eine Lösung derselben, sondern nur eine Bestätigung ihrer einen Seite geben könnte.

Es ist nicht zuzugeben, daß der instinctive Zwang zur Uebertragung der Anschauungsformen auf das Ding an sich unbestimmter oder schwächer auftrete als der analoge bei den Denkformen; aber es ist wohl zuzugeben, daß der indirecte Beweis für die Wahrheit des transscendentalen Realismus nicht ebenso zwingend für die transscendente Geltung der Anschauungsformen wie für die der Denkformen spricht, weil die Möglichkeit offen bleibt, daß trotz der Conformität des Seins- und Denkinhalts hinsichtlich der logischen Beschaffenheit beider doch der erstere sich in andern (wenngleich analogen) Formen der Individuation bewegen könne wie der letztere. Deshalb ist für die Frage, ob auch Räumlichkeit und Zeitlichkeit für wirkliche Daseinsformen zu halten seien, eine besondere Untersuchung nöthig, wie ich eine solche in meiner „Kritischen Grundlegung" versucht habe. Es mag sein, daß die dort angeführten Wahrscheinlichkeitsgründe nicht in jedermanns Augen das gleiche Gewicht haben wie in den meinigen; es mag deshalb immerhin sein, daß auch nach dem siegreichen Durchbruch des transscendentalen Realismus im wissenschaftlichen Zeitbewußtsein innerhalb desselben zwei Richtungen sich scheiden, deren eine nur den Denkformen, deren andere auch den Anschauungsformen transscendente Gültigkeit zuschreibt; jedenfalls würde die erstere Richtung für ihre Ablehnung nur die Unzulänglichkeit der von der zweiten Richtung beigebrachten Beweise, aber nimmermehr die vermeintliche Ausschließung dieser Möglichkeit durch Kant's Kategorienlehre anführen können.

Da Volkelt auf die Art und Weise, wie die Antinomienlehre diese Möglichkeit widerlegt haben soll, nicht näher eingeht, sondern sich damit begnügt, die Uebertragung der Denknothwendigkeit auf die Seinsnothwendigkeit als stillschweigende Voraussetzung in Kant's Beweisen aufzuzeigen, so bietet er auch keinen Anlaß, auf eine Entkräftung seiner Behauptung näher einzugehen. Jedenfalls betrifft diese Streitfrage einen Punkt von secundärer Wichtigkeit innerhalb des transscendentalen Realismus; vorläufig handelt es sich noch darum, der Wahrheit des transscendentalen Realismus in seiner allgemeinsten Gestalt zur Anerkennung zu verhelfen, und dazu wird Volkelt's Schrift einen kräftigen Impuls gewähren. Eduard von Hartmann.

Peschel's „Neue Probleme" und „Abhandlungen".

Niemand hat für Ausrottung des auf den Schulbänken eingesogenen, fast allgemein verbreiteten Vorurtheils gegen die Erdkunde als die geistloseste aller Wissenschaften so viel gethan als Oskar Peschel, auch ehe er im Jahre 1871 das leipziger Katheder bestieg, um eine bei ihrer Kürze vielleicht beispiellos erfolgreiche akademische Lehrthätigkeit zu entfalten. Das laufende Jahr gewährt uns, die wir nicht zu Peschel's Füßen saßen, einen ersten Einblick in den weiten Umfang, die musterhafte Gewissenhaftigkeit dieser Lehrthätigkeit: zwei von Peschel's Schülern lassen aus dessen Nachlaß seine Vorlesungen über „Physische Erdkunde" und „Europäische Staatenkunde" erscheinen. Uns aber sollten diesmal ältere Aufsätze von Peschel's Hand beschäftigen, zunächst die freundliche Reihe, welche, zu einem kleinen Octavband gesammelt, eine Perle der neuern deutschen Literatur bildet:

1. Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde als Versuch einer Morphologie der Erdoberfläche. Von Oskar Peschel. Dritte Auflage. Mit einem alphabetischen Register und zwei Tafeln. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1878. Gr. 8. 5 M.

Wer dieses für jedermann verständliche Buch noch nicht gelesen haben sollte, hat sich einen hohen und reinen Genuß noch vorbehalten. Vierzehn kurze Abhandlungen erwarten ihn da, jede ein Ganzes für sich, ein kleines Kunstwerk in Lessing'scher Gedankenschärfe, Lessing'scher Sprache, nie auf hohem Kothurn einherschreitend, in gefälligen Bildern mitunter besser verdeutlichend als es abstracte Rede in vielen schwerverständlichen Worten vermöchte. Es ist eine Schrift, die wie Humboldt's „Ansichten der Natur" wegen des Reizes ihrer Form wie ihres Inhalts nicht veralten wird, so zweifellos schon jetzt die Wissenschaft manche in ihr enthaltene Auffassung berichtigt hat, und die wie jenes kostbare Buch ebenso gut unter die Goldschnittbücher des Damentischchens paßt wie in die mehr feldmäßig uniformirten Colonnen der Gelehrtenbibliothek.

So manche „Schöpfungsgeschichte" hat man gelesen und ist fast übersättigt daran; man weiß nun, daß die Erde gar sehr alt ist — wie alt, das wird sie uns als weibliches Wesen nie verrathen —; man weiß, daß sie in ihrem äonenlangen Leben gar viel erlebt hat, die Ländergestalten ihrer Oberfläche in ewigen Einsenkungen und Aufrichtungen der Küsten stetig veränderte, indem gleichzeitig ihre Bewohner die Trachten ebenso beharrlich, wenn auch bis zur Unmerkbarkeit langsam veränderten — doch wen als den Fachmann interessiren ernsthaft die Karten über die Erde im Zeitalter der Steinkohlenbildung oder die Bilder jener nie von menschlichen Augen geschauten Landschaften der Urzeit mit ihren seltsamen Thieren und Gewächsen, herstellbar doch nur mit viel Phantasie und unvermeidlich fragmentarischem Erfolge!

Aber das fesselt einen jeden, zu erfahren, daß die sichersten, thatsächlichsten Beweise gefunden sind, wie auch die gegenwärtige Gestaltung der Erdoberfläche einem ununterbrochenen Wandel unterliegt, sodaß unsere Landkarten, selbst wenn wir sie ideal vollkommen herstellen könnten, nur in gröbern Zügen einige Zeit richtig bleiben. Inseln tauchen auf, Inseln verschwinden oder werden mit sich hebenden Nachbarküsten halbinselförmig vereint; an den Gebirgen nagt der Zahn der Zeit; mit ihrem Abraum verschüttet die bewegte Luft in ungeheuern Landmassen, denen der Abfluß zum Meer fehlt, ganze Gebirgssysteme, daß nur noch hier und da deren Zinnen aus der eingetretenen Verebenung hervorragen; aus Ebenen formt anderwärts das fließende Wasser ein vieldurchfurchtes Relief; aus der Wüste wird Gras- und Waldland, wenn beim Versinken früher abschließender Randgebirge etwa zur Inselguirlandenform ins Meer (wie in Asiens Osten) feuchter Seehauch tiefer und tiefer ins Land dringt. Wer ahnt da nicht, daß die Erdkunde und ihre ebenso, nur mit griechischem Lehnwort benannte Namensschwester, die Geologie, leibliche Schwestern sind, ja eigentlich Siamesische Zwillinge? Denn der einen gehört das Jetzt, der andern das Einst — und wird nicht in jedem Augenblick die Gegenwart zur Vergangenheit?

Das eben ist das Bedeutsame an Peschel's „Problemen", daß sie weitesten Kreisen die Einsicht erschließen, wie durch ein sorgfältiges Belauschen der Naturbedingungen, unter denen uns gewisse Formen und Zustände der Oberfläche unsers Planeten begegnen, den Bildungsvorgängen, die zu ihnen führten, selbst auf die Spur zu kommen ist. Jeder mag nun begreifen, daß solche Erdkunde eine wahre Wissenschaft ist; denn sie strebt, das Seiende als ein Gewordenes zu begreifen, sie forscht nach den Ursachen.

Es sei an dieser Stelle genug, an einem jahrtausende alten Problem die Schärfe der Peschel'schen Methode der Vergleichung zu zeigen: an demjenigen der Flußdeltas. Alle diese „neuen" Probleme sind ja eigentlich mehr oder weniger alte; nur der Weg zu ihrer Lösung, die Art, durch Vergleichen des Aehnlichen und Unähnlichen mit den obwaltenden Umständen die Ursachen zu entschleiern, ist für die Erdkunde wesentlich neu. Herodot ist in seiner vortrefflichen Erörterung der Herkunft des echten Aegyptens, d. h. des Schwarzbodens (Kemi), als einer Aufschwemmung des Nils wahrscheinlich von alter ägyptischer Weisheit beeinflußt gewesen, doch sicher auch dabei geleitet worden von eigenem vielseitig bewährtem Scharfblick. Und schon ihn, den Vater so gut der Geschichte wie der Erd- und Völkerkunde, beschäftigte die Frage, warum so viele Flüsse keine Mündungsanschwemmung, d. h. kein Delta erzeugen. In unserm Jahrhundert, wo man die Deltafrage mit verstärktem Eifer und auf Grund umfassenderer Bekanntschaft mit dem Erdball wieder aufnahm, versuchten sich Geologen und Geographen an deren Lösung gemeinsam, wie sie neutral in das Forschungsgebiet beider gehört mit völligem Verwischen der überhaupt nur zu Gunsten der Arbeitstheilung gezogenen Grenze.

Doch den Geographen gelang es, die Siegespalme zu erkämpfen. Ihren Ermittelungen nicht zur Genüge gefolgt zu sein auf dem in Rede stehenden gemeinschaftlichen Arbeitsfeld, hat schon manchem Geologen einen übeln Streich gespielt. So lesen wir noch in der 1875 erschienenen neuen Auflage der „Allgemeinen Erdkunde" die ungeheuerlichsten Urtheile des ausgezeichneten Geologen Ferdinand von Hochstetter über Deltabildung und Nicht-

deltabildung. Da soll der Orinoco kein Delta formen können, weil der an seiner Mündung vorüberziehende äquatoriale Meeresstrom ihm seine Sinkstoffe, d. h. das unentbehrliche Deltabaumaterial, entführe; da soll überhaupt es als „Thatsache“ gelten, „daß Flüsse, welche in Meere mit starker Ebbe und Flut oder mit kräftigen Meeresströmungen münden, keine Deltas bilden“, sondern bloße „Aestuarien oder negative Deltas“, zu denen gar unsere ostpreußischen Haffs gerechnet werden. Unsere Haffs sind aber weiter nichts als flache Strandseen voll Süßwasser, durchaus keine mit Salz- oder wenigstens Brakwasser gefüllte „Flutbecken“ (Aestuarien), um den Unglücksnamen „negative Deltas“ nicht zu gebrauchen, der weit witzloser ist als die Bezeichnung „negativen Vermögens“ für Schulden. Wo ferner ist in unserer Ostsee die Stärke der Gezeiten und großen Meeresströme? Der arme Orinoco vollends spielt eine traurige Rolle als Nothzeuge: er hat ein ganz gewaltiges Delta dicht am westwärts strömenden Aequatorialmeer und trotz der Gezeiten fertig gebracht, wie die Memel und Weichsel neben ihrem Haff, das ihren Deltamangel beweisen soll.

Schneidig führte nun Peschel (bereits im Mai 1866, wo sein Delta-Aufsatz im „Ausland“ erschien) die Schwertschläge negativer Kritik gegen solche verfehlte Theorien. Naturgesetze kennen keine Ausnahme, kein Erbarmen. Der Nachweis eines einzigen Deltabildners an einer Küste mit starker Ebbe und Flut oder mit vorbeigehender Meeresströmung muß also schon genügen, die Lehre zu vernichten, daß diese Mächte keine Deltas aufkommen lassen. Peschel weist aber an der nämlichen Küste mit Strömung Deltas und deltalose Flußmündungen auf, betont ausdrücklich die ganz gewaltige Fluterscheinung im Orinoco (bis nach Angostura hinauf) bei ungestörtem Fortbau des Orinoco-Deltas gegenüber dem gänzlichen oder fast gänzlichen Fehlen eines Deltas in dem durch die Flut noch gewaltiger berührten Amazonas wie in der von den Gezeiten unberührten gemeinsamen Mündungsbucht von Parana und Uruguay, die man bei der lehmgelben Ueberziehung ihres ruhigen Spiegels mit Flußwasser selbst einen Strom, den Rio de la Plata, genannt hat. Auch die Tiefenverhältnisse des Meeres, lehrt uns Peschel, helfen uns nicht, das Herodoteische Problem zu enträthseln: wol vermag ein Strom leichter ein seichtes Meer mit seinem Schlamm weiter zu verseichten, bis daraus ein Delta wird; aber die seichte Nordsee zeigt uns heute nirgends Fortbildung oder Ausbildung von Deltas, während der Missisippi rüstig vorbaut in die mächtigen Tiefen des Mexicanischen Golfs hinaus.

Immer jedoch ist es schwerer, die Summe der wirklich zur Herbeiführung der in Betracht gezogenen Wirkung nothwendigen Ursachen zu erkunden, als zu entdecken, daß sich Frühere in dieser Erkundung geirrt haben. Peschel beweist dies gerade in seiner Delta-Arbeit recht augenfällig. Sonst auch im Errichten des Gedankenbaues auf der von gebrechlichem Bauwerk gereinigten Stätte tüchtig, ist er hier einmal nur in der negativen Kritik groß. Was er beibringt zur Erklärung der Abwesenheit der Deltas eben an solchen Stellen wie an der Nordseeküste, wo wir Deltabau zu vermuthen berechtigt wären, ist hinfällig. Die Themse, meint er, kann bei ihrem kalkigen Flußgebiet nur gelöste Kalkstoffe seewärts führen; daher fehlt ihr zum Erschaffen eines Deltas der erforderliche Gehalt an festen (nicht gelösten) Schlamm- oder Sinkstoffen. Aber die aus den Kalkalpen in die nördlichste Adria sich ergießenden Flüsse haben doch Deltas erzeugt, und die Rhône weiß den aus den Westalpen gelöst entführten Kalk an ihrer Mündung (durch Kohlensäureabgabe) recht gut fest niederzuschlagen und zur Verkittung ihrer sonstigen Deltamaterialien zu verwenden. Unsern deutschen Nordseeflüssen möchte Peschel sogar greisenhaftes Unvermögen andichten, nämlich schon zu weit oberwärts stockenden, verlangsamten Lauf, daß die Sinkstoffe nicht mehr recht bis zur Mündung gelangten: als wenn Rhein und Elbe nicht wahre Huang-hos voller Sinkstoffe auch dicht am Meere wären!

Da kam ein jüngerer Geograph, Rudolf Credner, auf den glücklichen Gedanken, daß, weil Schlammabsätze ausschließlich durch Niveauänderung oberhalb des Wasserspiegels erscheinen können, unter welchem sie niedersanken, zum Hervortreten der (nothwendigerweise von allen Flüssen ohne Ausnahme abgelagerten, zunächst aber stets im Wasser verborgenen) Schwemmgebilde, d. h. zum wirklichen Ausbau eines Deltas offenbar eine solche Veränderung im Niveau erfordert werde. Und in der That war hiermit die wesentlichste Bedingung der Deltaschöpfung entdeckt: sie besteht entweder in der Senkung des Spiegels von Binnenseen (sei es durch starke Verdunstung oder allmähliches Tieferlegen der Ausmündungsstelle des den See durchfließenden Flusses, daher die Binnensee-Deltas überaus zahlreich), oder in der Hebung des Meeresgrundes an der Flußmündung, während das Einsetzen von Senkung an Stellen früherer Hebung damals erschaffene Deltas mit Untergang bedroht, wie Unterägypten und Holland in unsern Tagen erfährt, wo weit und breit die fetten Weiden und fruchtbaren Felder des niederländischen Rheindeltas nur durch den künstlichen Küstenschutz der Deiche vor dem Hereinbrechen der Salzflut geschirmt werden.

Es bleibt Peschel's „Problemen“ selbst gegenüber solchem Fortschritt in der Erkenntniß des ursächlichen Zusammenhangs tellurischer Verhältnisse der unbestreitbare Ruhm, das methodische Verfahren, wie es eben auch in dieser Errungenschaft sich geltend gemacht hat, verschärft und zu vollem Bewußtsein gebracht zu haben. Denn auch der letztgenannte Forscher ahmte in seinem Verfahren dem großen Meister der „Probleme“ nach und erwies erst dadurch jenen Gedanken als einen wahrhaft glücklichen, weil naturgemäßen.

2. Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde. Von Oskar Peschel. Herausgegeben von J. Löwenberg. Neue Folge. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1878. Gr. 8. 10 M.

In drei stattlichen Bänden hat Julius Löwenberg, der Biograph Alexander von Humboldt's, eine reiche Zahl Peschel'scher Abhandlungen gesammelt, die zwar alle schon vorher gedruckt, aber so weit durch verschiedenartige Zeitschriften zerstreut, ja zum Theil durch Auslassen irgendwelcher Autor-Chiffre so unbekannt geworden oder geblieben waren, daß man den mit urkundlicher Feststellung der Autorschaft Peschel's zu Werke gehenden Sammlerfleiß neben dem Geschmack in der Gruppirung des Gesammelten hoch anerkennen muß.

Die geographisch bedeutendsten dieser Abhandlungen birgt der erste Band (wir nennen hier nur die lichtvollen Darstellungen über Humboldt und Ritter als Begründer der neuern Erdkunde und die vortreffliche „Handelsgeschichte des Rothen Meeres"); der kürzlich erschienene dritte Band kommt mit seinen so einsichtsvoll sachverständig und so unparteiisch geschriebenen handelspolitischen Aufsätzen („Erfahrungen der Freihandelsgesetzgebung in Großbritannien und ihre Rückwirkung auf die deutsche Handelspolitik", „Freihändler und Schutzzöllner", „Friedrich List's wissenschaftliche Irrthümer") ganz wie gerufen. Der vorliegende zweite Band enthält nicht weniger als 32 längere und kürzere Aufsätze: 1) zur Geschichte der Geographie, 2) zur mathematischen und physischen Geographie, 3) zur Länder- und Völkerkunde, und außerdem eine anmuthige Schlußgruppe von feuilletonistischen Plaudereien über Reiseeindrücke aus den Alpen, dem französischen Rhôneland und Italien unter der Ueberschrift „Ferienreisen"; denn sie handeln von den Reisen, die Peschel in den funfziger und sechziger Jahren zur Erholung von seiner angestrengten augsburger Redactionsthätigkeit unternahm.

Auf jene (wie alles ohne Ausnahme, was Peschel schrieb) durchweg gemeinverständlich und formvollendet abgefaßten Aufsätze kann hier nicht näher eingegangen werden, nicht einmal auf den letzten: „Wanderziele der Deutschen", so sehr derselbe einladet zu prüfen, in wie weit die darin gespendeten Mahnungen und Rathschläge, welche Länder der deutschen Auswanderung förderlich oder verderblich sich erweisen, noch für die Gegenwart gelten, und so sehr es Pflicht jedes deutschen Patrioten ist, in der Sache sich ein selbständiges Urtheil zu bilden, bei der meist nur prohibitiven (und nicht einmal immer darin orientirten) Auswanderungspolitik unserer Regierungen und andererseits bei dem jüngst wieder allzu stürmisch hervortretenden Verlangen, die Welt gleich mit „deutschen Colonien" zu erfüllen.

Versagen können wir es uns indessen nicht, ein paar Stellen aus den „Ferienreisen" mitzutheilen. Wie gesagt, es sind harmlose Plaudereien; aber sie machen um so mehr mit dem freundlichen Cicerone vertraut, erfreuen durch die nie ins Sentimentale umschlagende, ungespreizte und dadurch eben wirkungsreichere Landschaftsschilderung, ja manche recht lehrreiche Einlage, die nicht blos die Touristen interessirt, wie die natürlich auch nicht fehlenden guten Winke über die Art des Reisens, z. B. ja nicht März und April vor Mai und Juni für eine Italien-Fahrt zu bevorzugen, da mitunter selbst noch zu Anfang Mai die Damen in Genua bei der abendlichen Corsofahrt ihr Pelzwerk tragen.

Eben haben wir an der Seite unsers trefflichen Unterhalters die Riviera von Nizza her durchflogen mit ihren eleganten Villenstädten, den ragenden Gebirgen zur Linken, der tief blau erglänzenden See zur Rechten, die im schneeigen Brandungsschaum das Gestade küßt. Wir treffen in Genua ein und beschauen mit ihm das Denkmal des Columbus:

Genua hat seinem großen Sohne ein würdiges Standbild aus Marmor gesetzt, vielleicht beabsichtigt, vielleicht unbeabsichtigt im Angesichte des Bahnhofes, sodaß der marmorne Mann, welcher das Weltmeer so gewaltig verkleinern half, sich in unmittelbarer Nähe unserer raumbewältigenden Verkehrsmittel befindet, welche das Festland uns jetzt so angenehm verkürzen. An die Knie des Columbus schmiegt sich eine Indianerin mit dem Kreuz in der Hand, eine sinnige Anspielung (wenn es eine solche sein sollte) auf den Vornamen des Entdeckers, der ihn als den „Christträger", als den Ueberbringer des Evangeliums nach der Neuen Welt schon in der Taufe angekündigt hat. Wäre der italienische Künstler in der Völkerkunde bewandert gewesen, so hätte er wahrscheinlich die Indianerin zu Füßen des Entdeckers weggelassen; denn er erinnert damit an die dunkelste Seite der Entdeckung Amerikas. Das Christenthum hat der Genueser wol hinübergeführt über das atlantische Thal, aber zugleich auch den Rassentod. Es ist uns kein Porträt des Columbus erhalten worden, oder vielmehr alle in Umlauf befindlichen Porträts sind unecht und erfunden. Der Künstler hat daher freie Wahl, sich den Mann zu denken wie er will. Daher die große Verschiedenheit zwischen den Auffassungen des genueser Bildhauers, Kaulbach's im Reformationsbild, Rubens' und Rugendas'. Rubens scheint sich der historischen Wahrheit am meisten genähert zu haben. Nach der Schilderung seines Sohnes war Colon hoch gewachsen und stark gebaut. Sein Gesicht, länglich geformt, wurde bedeutsam durch eine Adlernase, entstellt aber durch einen großen Mund, sowie durch Sommerflecken und eine stehende Röthe. Schon im dreißigsten Jahre war sein rothblondes Haar ergraut, wie er selbst behauptet, infolge von Sorgen. Das ist alles, was wir von der äußern Erscheinung des großen Mannes wissen.

Und nun noch einen Blick mit Peschel's fein empfindendem Auge auf die römische Campagna in der feierlichen Stimmung, mit der sie uns überall beim leuchtenden Farbenwechsel der untergehenden Sonne erfüllt, nirgends aber mehr ergreifen kann als in der Lichtfülle des dunstfreien Himmels subtropischer Landschaft:

Je länger die Sonne ihre Höhe vermindert, desto mehr erhöht die römische Landschaft ihre Schönheit. Das Albanergebirge, vorher als Standort für uns unsichtbar, löst sich jetzt, wo wir uns von ihm entfernen, schwärzlicher und satter von dem Hintergrund ab; an dem Sabinergebirge werden die blauen Schatten immer frischer und glänzender, vor allem aber umleuchtet uns die Steppe in hellem Olivengrün. Sie erscheint ganz leer und unbewohnt und unsere Straße bleibt ohne belebte Staffage. Frascati mit seinen Villen rückt uns immer ferner, aber Tivoli schimmert noch immer blendend weiß [am] blauen Abhang. Rechts vom Wege, weit draußen in der Steppe, steht oasenartig eine edle Gruppe von Pinien mit schwärzlichen Schirmdächern. Die Sonne sinkt immer tiefer und wir treiben zur Eile; denn wir wollen, bevor das Licht scheidet, noch hinter eine der Wasserleitungen gelangen. Schon an einem frühern Abend hatten wir bei einem etwas mangelhaften Sonnenuntergang bemerkt, wie viel die Steppe gewinnt, wenn man sich zum Vordergrund eine Wasserleitung wählt. Pfeiler und Bogen sind nämlich von gelblich braunen, schmalen Backsteinen prächtig aufgemauert, und wenn die scheidende Sonne diese Farben noch erwärmt, dann wirken die blauen Lichter über und unter den Bogen des Mauerwerks mit gesteigertem Glanz. Und wirklich geschah es auch diesmal so, wie wir es erwartet hatten. Alles strahlte in Farbenpracht, wie wir sie daheim vergeblich suchen würden. Alles Mauerwerk im nächsten Vordergrund warf schon blaue Schatten, im hellen Goldgrün lag die Steppe ausgespannt, und dahinter prangten in namenlosem Blau die Berge.

Alfred Kirchhoff.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

„L'Esprit de l'Économie Politique par François Mosser" (2me Edition. Neapel 1879) ist, wie der Titel andeutet, eine Art Philosophie der Nationalökonomie oder eine streng wissenschaftliche Darstellung ihrer Grundsätze gegenüber der blos historischen Behandlung dieser Wissenschaft. Oder vielmehr ist das Schriftchen nur eine Einleitung in dieselbe, deren Zweck es ist, „die synthetische Idee, den idealen Bau dieser Welt darzulegen und die Grundsätze festzustellen, welche als sichere Führer bei den letzten davon abhängigen Untersuchungen dienen können".

— Aus „Asher's Collection" liegen uns vor: „Through a Needle's Eye" von Hesba Stretten in zwei Bänden und „Coward Conscience" von F. W. Robinson in drei Bänden. Beide Romane gehören entschieden zu den bessern, welche das an Romanen so fruchtbare England in letzter Zeit hervorgebracht hat, und übertreffen an Gehalt die mancher der bekanntern und früher beliebten Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die sich, wie ihre neuesten Leistungen zeigen, vollständig ausgeschrieben und überlebt haben.

— Von W. Wagner liegt die erste Lieferung der im Verlage von Grädener in Hamburg erscheinenden, mit Einleitungen und kritischen Erläuterungen versehenen wohlfeilen Ausgabe der „Works of William Shakspere", „The Tempest" enthaltend, vor. Der Name des auf dem Gebiete der Shakspeare-Forschung rühmlichst bekannten Herausgebers bürgt für die Gediegenheit des Unternehmens und macht es empfehlenswerth.

— Aus der „Tauchnitz-Collection" heben wir die eben erschienenen ersten zwei Bände des bedeutenden Werks „The Life of Stein" von Seely hervor. Noch zwei sollen folgen. Es ist dies eins der bedeutendsten biographischen Werke der neuesten Zeit; der Verfasser bekundet eine Bekanntschaft mit der Zeitgeschichte Stein's, wie sie jedem deutschen Geschichtsprofessor Ehre machen würde. Das Werk ist dem Professor Pauli gewidmet, der freilich seinerseits eine ebenso genaue Kenntniß der englischen Geschichte besitzt, wie er das in seinen Schriften an den Tag gelegt hat. Trotz der ausführlichen Biographie jenes Deutschesten der Deutschen, die wir von Pertz besitzen, wird man bei Seely noch immer so manches Neue finden, was die Geschichtsforschung seitdem zu Tage gefördert hat, und wird niemand sein Werk ohne Nutzen lesen. Die Darstellung ist zwar nüchtern, aber klar und fließend, und nur etwas mehr Concentrirung wäre erwünscht gewesen.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Wir entnehmen der „Nuova Rivista Internazionale" einige Bemerkungen über deutsche Schriften und Kritiken.

Ueber Spielhagen's günstige Besprechung des „Auch Einer" von F. T. Vischer drückt sie ihre Verwunderung aus. Sie könne, sagt sie, das Lob nicht begreifen, welches ein Schriftsteller wie Spielhagen einem so übertrieben bizarren Werke wie Vischer's spende. Es scheine ihr, die Deutschen lassen sich von einem berühmten Namen zu sehr hinreißen. „Vischer ist der größte Aesthetiker des Zeitalters; daher ist alles was er schreibt eo ipso schön: dies scheint mir ihre Logik zu sein. Ich habe jedoch stets gemeint, daß, wer die Theorie einer Kunst noch so gründlich verstehe, deshalb dennoch nicht der größte Meister in deren Ausübung zu sein brauche. Vischer ist wol ein großer Aesthetiker und Gelehrter, aber kein Dichter und Romanschriftsteller. Vischer's Buch ist weniger als mittelmäßig; als Roman ist es verfehlt und höchst langweilig. Die Urtheile der deutschen Kritik würden ganz anders lauten, wenn das Buch den Namen eines weniger berühmten Autors an der Stirn trüge."

An A. Busch's „Arthur Schopenhauer" (zweite Auflage) gefällt dem Recensenten die im Anhang gegebene Kritik der Schopenhauer'schen Philosophie am meisten. Uebrigens werde man das höchst geschmackvoll ausgestattete Buch mit Genuß lesen, auch wenn man sich nicht entschließen könne, die Ansichten des Verfassers zu theilen.

Ueber die „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" von Eduard von Hartmann sagt die „Nuova Rivista", der Verfasser nenne sie sein „zweites Hauptwerk", und sie wolle hinzufügen, es sei schöner als das erste. Der Verfasser verlange zwar zu viel, wenn er im Vorworte darum bittet, man solle sein Buch in einem Zuge bis zu Ende lesen; es werde jedoch niemand, der dessen Lektüre angefangen, sich von demselben losreißen können, ehe er nicht bis zu Ende gelesen, so anziehend sei der Inhalt, so meisterhaft die Darstellung.

„Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters" von Paul Lindau, zweite Auflage, findet sie, sei das witzigste und geistreichste Buch, das im laufenden Jahrzehnt in Deutschland erschienen sei. Sie kenne kein Buch, das sich mit so viel Genuß lese.

Ueber „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert" von Heinrich von Treitschke sagt der Recensent gedachter Zeitschrift: „Man sagt, das Werk werde Epoche machen: mir scheint es nicht. Ich finde nichts besonders Neues darin, statt dessen aber viel Rhetorik. Die Kritik ist nicht streng, sondern unbarmherzig. Zartgefühl und Pietät sind für den Verfasser unbekannte Dinge."

Bibliographie.

Bauer, B., Das Urevangelium und die Gegner der Schrift: „Christus und die Caesaren". Berlin, Grosser. 1880. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Baumann, J. J., Handbuch der Moral, nebst Abriss der Rechtsphilosophie. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 7 M.

Becker, B., Geschichte und Theorie der Pariser revolutionären Kommune des Jahres 1871. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Bernard, J., Aus alter Zeit. Eine Gedankensammlung aus der ersten Blüthezeit deutscher Literatur. Für Freunde des Mittelhochdeutschen herausgegeben. Leipzig, Wartig's Verlag. 1880. 8. 4 M.

Bluntschli, J. C., Gesammelte kleine Schriften. 1ster Bd.: Aufsätze über Recht und Staat. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 5 M.

Codex diplomaticus Saxoniae regiae. Im Auftrage der königlich sächsischen Staatsregierung herausgegeben von O. Posse und H. Ermisch. 2ter Hauptthl. 11ter Bd.: Urkundenbuch der Universität Leipzig von 1409 bis 1555. Herausgegeben von B. Stübel. Mit einer Tafel. Leipzig, Giesecke u. Devrient. Gr. 4. 32 M.

Dalwigk, R. Freih. v., Einige Bemerkungen zu den Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals der Infanterie von Hüser. Darmstadt, Zernin. 1878. Gr. 8. 50 Pf.

Dehn, P., Wirthschaftspolitische Aphorismen. Berlin, Simion. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Droste-Hülshoff, Annette Freiin v., Gesammelte Schriften. Herausgegeben von L. Schücking. 3 Thle. Stuttgart, Cotta. 8. 7 M.

Eckstein, E., Murillo. Ein Lied vom Guadalquivir. Leipzig, Eckstein. 1880. 8. 2 M.

Falk, F., Die Druckkunst im Dienste der Kirche zunächst in Deutschland bis zum Jahre 1520. Köln, Bachem. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Geschichte der Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurland von der ältesten Zeit bis auf unser Jahrhundert. 1ster Thl.: Bis zur Auflösung des livländischen Bundesstaates im 16. Jahrhundert. Mitau, Sieslack. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Holtzendorf, F. v., Wesen und Werth der öffentlichen Meinung. München, Rieger. 8. 3 M.

Jensen, W., Frühlingsstürme. Neue Novellen. 2 Bde. Leipzig, Eckstein. 1880. 8. 10 M.

Kingsley, C., Die kleinen Wasserkinder. Ein Feenmärchen für ein kleines Landkind. Deutsch von E. Prätorius. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Wartig's Verlag. 1880. 8. 4 M.

Klee, Elisabeth, Die Heimath im Hochland. Mit Vorwort von Loeber. Breslau, Dülfer. 1880. 8. 4 M.

Lecky's, W. E. Hartpole, Sittengeschichte Europas von Augustus bis auf Karl den Grossen. Nach der 2. verb. Aufl. mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von H. Jolowicz. 2. rechtmäss. Aufl. mit den Zusätzen der 3. engl. verm., und durchgesehen von F. Löwe. 2 Bde. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 9 M.

Marbach, H., Auf Irrwegen. Erzählungen. Leipzig, Eckstein. 1880. 8. 3 M.

Sammlung öffentlicher Vorträge und Reden. Herausgegeben von der Redaction der „Alma Mater". III: Die orientalische Frage in ihren Anfängen. Rede von J. v. Döllinger. Nebst einer biographischen Skizze als Anhang. Wien, Perles. Gr. 8. 80 Pf.

Seydlitz, G. v., Prüfen und Irren. Roman. 2 Bde. Görlitz, Vierling. 1880. 8. 7 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 47. — 20. November 1879.

Treitschke's Geschichtswerk.

Staatengeschichte der neuesten Zeit. Vierundzwanzigster Band: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Von Heinrich von Treitschke. Erster Theil: Bis zum zweiten Pariser Frieden. Leipzig, Hirzel. 1879. Gr. 8. 10 M.

Der berühmte Essayist tritt hier zum ersten male als Historiker in großem Stile vor das Publikum. Das Beste wie das Schlimmste, das sich von ihm sagen läßt, ist, daß auch seine Geschichtschreibung, wir möchten beinahe sagen mit der Glut des Fanatismus, derselben politischen Tendenz dient, die er von der Tribüne des Reichstags, wie namentlich früher in Heidelberg auf dem Katheder, „mit dem vollen Brusttone der Ueberzeugung“ verfochten hat. Ob er lehrt oder debattirt, Treitschke bleibt immer ein Hauptvorkämpfer der ecclesia militans, die unter dem Zeichen ficht: Extra Borussiam nulla salus. Ranke's kunstvolle Objectivität liegt ihm ebenso fern wie Schlosser's moralischer Standpunkt: die Vertheidigung seines politischen Dogmas ist ihm alles und alleiniger Zweck. Es gilt dies in dem Grade, daß auch die große Geschichte unter seinen Händen, gleich seinen frühern kleinen Abhandlungen, sich zu einem Rieseneffay gestaltet, insofern er sie so zuspitzt, daß in jeder der fein abgeschliffenen Facetten das obige Alpha und Omega seines gesammten Glaubensbekenntnisses widerspiegelt. Inmitten einer Generation, die Sadowa und Sedan mitgeschlagen, trifft ja nun wol dieses Princip, als Ariadnefaden auf eine deutsche Geschichte angewendet, im großen und ganzen das Richtige. Aber wenn schon die conservative Partei in England Macaulay's „History“ als eine hiss-tory (zisch den Tory aus) verhöhnte, so kann man noch weniger denen unrecht geben, die Treitschke vorwerfen, er „verschimpfire“ allen jenen deutschen Stämmen ihre Geschichte, die doch nun einmal nach der Lage der Dinge nicht mit an der Erhebung Preußens arbeiten konnten, ja oft darauf angewiesen waren, derselben entgegenzutreten. Die klare, mit dem Muthe zur Durchführung verbundene Erkenntniß ihrer Mission ist der preußischen Regierung so viel später gekommen als den verschiedenen Volksstämmen des gemeinsamen Vaterlandes, daß es doch wirklich unbillig erscheint, die letztern einer so rückhaltlosen Verdammung preiszugeben, weil sie nicht noch viel früher jenes Bewußtsein bei ihren Dynastien zum Durchbruch brachten. Ist das der Historiker, oder ist es nicht vielmehr der Essayist, der die Geschichte nach einem ganz bestimmten Zwecke modellirt, wenn Treitschke von der Krisis, die 1790 zur Reichenbacher Convention führte, wörtlich schreibt:

> Noch nie war die Lage der Welt so verlockend gewesen für einen Waffengang wider Oesterreich; wenn das preußische Heer, das sich an der schlesischen Grenze versammelte, den Stoß ins Herz der österreichischen Monarchie (!) wagte, so stand ihm auf der Straße nach Wien nirgends eine ebenbürtige Truppenmasse gegenüber; fast die gesammte Streitkraft des Kaisers weilte fern im Türkenkriege. Jetzt oder niemals war der Augenblick, den deutschen Dualismus mit dem Schwerte zu lösen und, wie einst Friedrich, in stolzer Freiheit, mitten hindurch zwischen Feinden und halben Freunden die Schicksalsfrage zu stellen: Preußen oder Oesterreich?

Ist es möglich, Klio's Gewand leichter zu schürzen, als indem man nach echter Essaymanier den zum geflügelten Worte erhobenen Ausdruck einer Depesche, der eine ganze Situation resumirt, zum Prüfstein einer Politik gebraucht, die mehr als drei Vierteljahrhunderte älter ist? Uns erinnert eine solche Auffassung immer an eine Stelle im Rotteck: „Karl der Große war nicht gut (nicht liberal).“ Und abgesehen von dem völlig unhistorischen Typus solcher Raisonnements, wird denn der Autor auch nur dem Geiste der eigenen Zeit gerecht, wenn er post festum eine solche Politik lobpreist in einer Epoche, deren geschichtlichen Inhalt doch das Dreikaiserbündniß oder Zweikaiserbündniß und die Theilung der Türkei bildet? Weder einen historischen noch einen sittlichen Inhalt noch auch nur ein Actualitätsinteresse hat heute der Gedanke, daß Preußen im Jahre 1790 „während die Heere der beiden Kaisermächte an der Donau einen mühseligen Feldzug begannen“, die Verlegenheiten Oesterreichs noch nicht zur Genüge ausgenutzt, indem es Leopold II.

zur Wiederherausgabe Belgrads und seiner bosnischen Eroberungen an die Türkei zwang. Dem Unbefangenen wird der Frieden von Sistowa, den Preußen Oesterreich aufnöthigte, immer als ein Seitenstück zu jenem Frieden von Saint-Germain-en-Laye erscheinen, in dem der Große Kurfürst die Abtretung des eroberten Landes, vom Kaiser und Reich gegenüber Ludwig XIV. im Stiche gelassen, mit dem inbrünstigen Gebete „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor“ unterzeichnete. Wie bäumt Treitschke's sittliches Rechtsbewußtsein sich auf, wenn er auf einen ähnlichen Machiavellismus wie der, dessen Unterlassung er hier so bitter kritisirt, bei einem preußenfeindlichen Staatsmanne stößt! Gewiß soll der Historiker vom Politiker die weiten Gesichtspunkte lernen: aber den gleichen Weg dürfen sie sehr oft nicht wandern. Bismarck als Minister hatte ja ganz recht, zu drohen, wenn das nicht aufhöre, daß der kaiserliche Gesandte in Hannover und Kassel gegen Preußen agitire! Der Geschichtschreiber aber muß so viel Objectivität besitzen, sich auch auf Rechberg's Standpunkt stellen zu können, wenn der österreichische Minister entgegnete: „Ja was verlangt man denn von uns? Sollen unsere Gesandten dort die preußischen Interessen vertreten und bei widerstreitenden Auffassungen der beiden Höfe ihre Weisungen in Berlin statt in Wien holen?“ Nichts liegt Treitschke ferner als eine derartige maßvolle, Licht und Schatten gleich vertheilende Auffassung: er ist viel zu sehr Parlamentarier, um ein Historiker im Sinne des Tacitus, sine ira et studio zu sein. Gleiches Maß für alle, das wäre ihm summum jus summa injuria. Ehrlich gestanden, es nimmt uns wunder, daß er in seiner Charakteristik Stein's die bezeichnenden Worte niedergeschrieben:

> Dem ganzen großen Deutschland, so weit die deutsche Zunge klingt, galt seine feurige Liebe. Keinen, der nur jemals von der Kraft und Großheit deutschen Wesens Kunde gegeben, schloß er von seinem Herzen aus; als er im Alter in seinem Nassau einen Thurm erbaute zur Erinnerung an Deutschlands ruhmvolle Thaten, hing er die Bilder von Friedrich dem Großen und Maria Theresia, den Scharnhorst und Wallenstein friedlich nebeneinander.

Hat sich dem Verfasser bei dieser Schilderung nicht doch ein wenig das Gewissen gerührt, daß der eminent praktische Staatsmann so unendlich viel mehr Ruhe und Unparteilichkeit des Urtheils zu bewahren weiß als der Professor, der nur in seinen Mußestunden Deputirter ist? Für Treitschke gibt es nur den einen, dafür aber auch gar einfachen Probirstein, der die agirenden Persönlichkeiten in die Kategorien der Schafe und Böcke scheidet, je nachdem ihre Wirksamkeit Preußen förderlich oder hinderlich war. Demgemäß werden die Habsburger in Bausch und Bogen als „denkfaul“ abgefertigt; ja ein Schwächling wie Leopold II. erhält das ruhmreiche Epitheton „Joseph's kluger Nachfolger“, während von Joseph II. selber möglichst wenig Aufhebens gemacht wird, weil „sein Tod für Preußens deutsche Politik unheilvoll“ wurde, indem die Pacification Ungarns und der Niederlande sowie die Beendigung des Türkenkriegs die Monarchie gegen den bewußten „Stoß ins Herz“ deckten. Mit wie zutreffenden Sätzen weiß Treitschke eine neue Aera des Königthums von dem Worte des alten Fritz zu datiren, daß der Monarch nur der erste Diener des Staats ist; mit wie glühender, wie beredter Begeisterung schildert er die eiserne Pflichttreue Friedrich Wilhelm's I. und Friedrich's II.! Wer nicht lediglich den Erfolg zu seinem Götzen stempelt, wird schwer leugnen können, daß Joseph II. ihnen in dieser Beziehung nichts nachgibt. Aber in Treitschke's Walhalla haben nicht wie in der Stein's österreichische Größen neben preußischen Platz. Mit sichtbarem Wohlbehagen wiederholt er Friedrich's bissigste Witze, wie sie in der Hitze des Kampfes ja auch vollberechtigt waren, über Maria Theresia und diesen deutschen Kaiser Franz, den seine Frau am Schürzenbande nach sich schleppe — den wahren König von Jerusalem, der die Kriegszeit zum Abschlusse klingender Lieferungsgeschäfte benutzte. Der Geschichtschreiber Deutschlands aber sollte für Maria Theresia denn doch ein anderes Wort zu finden wissen, da er selber bekennen muß, daß sie „Friedrich's gelehrigste Schülerin wurde und den Gedanken der Fridericianischen Monarchie in der katholischen Welt verbreitete... Von schwachen Nachbarn umgeben, hatte das alte Oesterreich bisher sorglos und schläfrig dahingelebt; erst das Erstarken des ehrgeizigen Nebenbuhlers im Norden zwang den Kaiserstaat, seine Kräfte tapfer anzuspannen“. Es sind das alles mehr schillernde als solide Wahrheiten: der Großtürke war so wenig ein „schwacher“ Nachbar wie der Franzose für die vorderösterreichischen Länder; und „schläfrig“ waren die Tage Eugen's gerade auch nicht gewesen. Auch Joseph's II. Thätigkeit hätte wol eine andere Censur verdient als „unruhiger Ehrgeiz“; selbst wenn er das Verbrechen begangen, eingestandermaßen den Plan einer Erschütterung der preußischen Macht zu verfolgen. Es ist denn doch etwas ganz anderes, die Geschichte Deutschlands so zu schreiben, daß daraus die, nachgerade auch in Oesterreich mehr und mehr anerkannte Wahrheit ins Auge springt, wie das Jahr 1866 eine für beide Gegner und für Deutschland heilsame Entscheidung gebracht — oder jeden als „Verräther“ zu brandmarken, der während der letzten anderthalb Jahrhunderte eine Beschränkung der preußischen Macht projectirte. Hauptsächlich trifft diese Bemerkung natürlich das Verhältniß Preußens zu Oesterreich: aber auch die Staatsmänner Englands, Frankreichs, in viel höflichern Ausdrücken selbst die Rußlands kriegen ihr reichlich Theil sittlicher Entrüstung ab, wenn sie sich auf antipreußischen Wegen ertappen lassen. Wie man die Theilungen Polens noch nach Sybel's Forschungen so darstellen kann, als sei Preußen von dem mächtigen Rußland vor die Alternative gestellt, mitzuhalten oder Rußland allein gewähren zu lassen: das ist schwer begreiflich. Und wenn der alte Fritz im gegebenen Augenblick und Falle tüchtig erbost sein konnte über die „Goddam“-Politiker jenseit des Kanals, so ist das doch kaum ein genügender Grund für den Historiker, nach hundert Jahren denselben Ton anzuschlagen. Nicht minder unfaßlich ist uns, wie man nach Oncken's Publicationen aus den wiener Archiven den Metternich des Wiener Congresses und namentlich des Befreiungskrieges so porträtiren kann, wie es etwa auf den Metternich der Karlsbader Beschlüsse passen mag:

> Der vielgewandte Metternich schwamm wie ein Fischlein vergnüglich in dem glänzenden Strudel; so wohl war es ihm nie geworden seit jenen lockern Jugendjahren, da er an den leichtlebigen geistlichen Höfen der rheinischen Heimat seine Schule

durchgemacht. Niemand verstand wie er, in der Pause zwischen Diner und Maskenball eine diplomatische Intrigue einzufädeln, vor der Fahrt zum Stelldichein noch rasch eine Depesche abzuthun, oder mit dem Ausdrucke wärmster Zärtlichkeit in den schönen blauen Augen einen Herzensfreund recht gründlich anzulügen.

Neben der „Geistlosigkeit und Denkfaulheit" ist überhaupt die „gemüthlich lachende Verlogenheit" ein stehendes epitheton ornans für alles Habsburgische: „ihre kleinen Künste bildeten von alters her die Stärke der habsburgischen Staatskunst". Wenn dagegen der Große Kurfürst die Bündnisse wie die Handschuhe wechselt, mit dem Feinde von gestern über den Freund von heute herfällt: dann thut er „in jener Zeit der harten Staatsraison nur seine natürliche Pflicht, indem er Preußen den Weg bahnt mit allen Mitteln rücksichtsloser Selbstsucht, immer bereit die Front zu wechseln, immer mit zwei Sehnen am Bogen".

Wir sollten denn doch meinen, von zwei Dingen eins: entweder man läßt bei der Geschichtschreibung die Moral zu Hause, wie Ranke, oder man läßt sie einerlei Maß und Gewicht führen, wie Schlosser. Treitschke sagt ja selber in der Vorrede seines Buchs: „Es gibt viele Arten Geschichte zu schreiben, und eine jede ist berechtigt, wenn sie nur ihren Stil streng und rein einhält." Das thut nun aber der Verfasser so wenig, daß er überall wo Austriaca ins Spiel kommen — und wo wäre das nicht der Fall in einem Werke, dessen Inhalt die Begründung der preußischen Großmacht im Gegensatze zu dem Kaiserthum der Habsburg-Lothringer bildet? — sich geradezu ins Ungeheuerliche verliert. Die burschikose Schilderung Franz' I. von Oesterreich ist dermaßen saftig in Form und Ausdrucksweise, daß sie schon dadurch bis zur Komik schief wird: so wenn Treitschke diesen Urwiener zu einem „Geistesverwandten Philipp's II." stempelt, oder gar ihm, dem „geborenen Florentiner, der erst als junger Mann (!) an die Donau gekommen", andichtet, er habe „die Maske des biedern, treuherzig groben Oesterreichers vor sein Gesicht genommen, die ihm dann wie angegossen gesessen". Wie unendlich viel wirkungsvoller, gerade weil sie nicht über das Ziel hinausschießen und ohne Beeinträchtigung der Wahrheit doch die Würde wahren, sind doch die Briefe Joseph's II. über seinen Neffen, aus denen Springer z. B. die vernichtende Stelle citirt: „Alles in der Welt drehe sich für ihn um seine eigene kleine Persönlichkeit; nichts mache Eindruck auf ihn als die Vorstellung, sich Verdrießlichkeiten und Ungelegenheiten zuzuziehen; am allerwenigsten ist durch Pflichtgefühl oder Vaterlandsliebe auf ihn einzuwirken."

Wie mit den Personen, so mit den Dingen. Was soll ein Unbefangener z. B. zu der Stelle über Wien zur Zeit des Congresses sagen: „Einige Kunstsammlungen waren wol vorhanden, doch niemand beachtete sie; die Schätze der Ambraser Sammlung lagen vergessen — Karl August von Weimar entdeckte sie erst jetzt von neuem." Das von der Stadt mit der Bildersammlung des Belvedere! von jenen Kunstschätzen, deren Uebersiedelung aus Schloß Ambras bei Innsbruck nach Wien schon 1703 bei dem Einfalle der Baiern, inmitten der allgemeinen Verwirrung, den Gegenstand einer wahrhaft rührenden Sorgfalt gebildet, wie Danzer in dem fünften Bande der vom k. k. Kriegsarchive herausgegebenen „Geschichte der Feldzüge Eugen's" ausführlich erzählt! Und wenn wir gar lesen: „Im Gefühl innerer Wahlverwandtschaft verband es nun Oesterreich, das sich in seinen italienischen Provinzen nur durch das Schwert aufrecht erhalten konnte, mit der Hohen Pforte", daß man „in der Hofburg für den Jammer der Rajah nur ein frivoles Lächeln hatte", so ist das schon nicht mehr Essay, sondern einfach Libell und Pamphlet! Vielleicht findet Herr von Treitschke noch einmal Muße, sich aus Reuchlin's trefflicher „Geschichte Italiens", die ja auch zu der Hirzel'schen Sammlung gehört, über die Geschicke Italiens unter österreichischer Herrschaft zu unterrichten. Er könnte daraus lernen, wie man der neuen Zeit vollauf und mit hingebender Sympathie gerecht werden mag, ohne die alte als Caricatur zu behandeln. Was aber die Rajah anbelangt, so kratzte sich auch John Bull über seinen Sieg von Navarin verlegen den Kopf, und Admiral Codrington entging wegen des „untoward event" mit Noth einem Kriegsgericht. Ja wir sind neugierig, ob Treitschke selber die Mission des General Müffling, der dem Zaren den Frieden von Adrianopel verschaffte, als die neue, von Albanien heranrückende türkische Armee das zusammengeschmolzene, durch die Pest decimirte Corps Diebitsch mit Vernichtung bedrohte, gerade unter die Großthaten der preußischen Diplomatie rechnen mag.

Alle diese Bedenken gegen Treitschke's Buch treten bei dem ersten Bande um so greller hervor, als derselbe im Grunde genommen zu drei Vierteln nur eine Sammlung einleitender Essays enthält. Daß er den vollen Glanz und Zauber der Treitschke'schen Diction entfaltet, möchten wir fast für überflüssig halten hinzuzufügen, obwol wir offen bekennen müssen, daß uns, namentlich bei einem groß angelegten Werke, die plastische Ruhe angenehmer ist und auch von eindringlicherer Wirkung erscheint als das nervöse Pointiren, wobei gar häufig die geistreiche Antithese die thatsächliche Wahrheit eher verdunkelt oder doch überschattet, als in der beabsichtigten Schärfe hervortreten läßt. Der Autor selbst sagt, er sei „in dem einleitenden Buche nicht darauf ausgegangen, neue Thatsachen mitzutheilen"; er habe sich „auch nicht gescheut, Allbekanntes zu wiederholen". Die Signatur dieses Bandes liegt in den Worten der Vorrede: „Die Schicksale des Deutschen Bundes bilden nur den Abschluß des zweihundertjährigen Kampfes zwischen dem Hause Oesterreich und dem neu aufsteigenden deutschen Staate; sie bleiben dem Leser unverständlich, wenn er nicht über die Anfänge der preußischen Monarchie und den Untergang des heiligen Reichs unterrichtet ist." Demgemäß wird sich denn auch niemand wundern, daß auch unsere Anzeige des Buchs sich hauptsächlich mit dem beschäftigt, was der Verfasser selbst als sein eigentliches Thema bezeichnet — mit seiner Darstellung des Ringens zwischen Habsburg-Lothringen und Hohenzollern um die Hegemonie in Deutschland. Das erste Buch oder die Einleitung stellt auf 600 Seiten den „Untergang des Reichs" dar. Der erste Abschnitt ist „Deutschland nach dem Westfälischen Frieden" gewidmet und schildert kurz „Die Reichsverfassung", dem dann auf 60 Seiten ein Ueberblick der Geschichte des „Preußischen Staats" bis zum Tode Friedrich's des Großen und ein Résumé der „neuen Literatur" — Klopstock, Winckelmann, Lessing, Herder, Goethe's Anfänge, Kant und Schiller's Jugend — folgt. Das Kapitel „Der

preußische Staat" ist einfach ein Meisterwerk: auf so geringem Raume nicht nur so lebensvolle Bilder Friedrich Wilhelm's I. und seines großen Sohnes hinzustellen, sondern auch, was unendlich viel mehr ist, das ganze politische und geistige Leben eines Volks derartig zu individualisiren — alles das nicht durch Raisonnements, sondern durch eine ununterbrochene Kette charakteristischer Thatsachen und zeitgenössischer Aussprüche: das macht dem Autor von den Lebenden niemand nach. Dazu gehört eine souveräne Beherrschung des Stoffs, verbunden mit einer solchen Kunst und Kraft der Darstellung, wie sie uns nur bei Thierry in seiner „Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen" begegnet ist. Der zweite Abschnitt umfaßt die Zeit der „Revolution und Fremdherrschaft" in drei Kapiteln: „Der Revolutionskrieg bis zum Baseler Frieden"; „Friedrich Wilhelm III., der Reichsdeputationshauptschluß, die classische Dichtung"; „Auflösung des Reichs, Krieg von 1806". Der dritte Abschnitt ist „Preußens Erhebung" gewidmet. Das erste Kapitel ist „Stein, Scharnhorst, das neue Deutschthum" betitelt; die Charakteristik des Ministers und des Feldherrn ist hier wieder mit unendlich viel Liebe, Sachkenntniß und Geistesfrische entworfen. „Ministerium Altenstein, Krieg von 1809" lautet die Ueberschrift des zweiten Kapitels; „Rheinbundische Zustände, Hardenberg's Verwaltung, Russischer Krieg" die des dritten. Der vierte Abschnitt erzählt, zusammen mit dem fünften, auf 200 Seiten den „Befreiungskrieg" bis zur Leipziger Schlacht („Die Vorbereitung"; „Frühjahrsfeldzug, Waffenstillstand"; „Die Zeit der Siege") und das „Ende der Kriegszeit" („Befreiung des Westens, Kriegspläne"; „Der Winterfeldzug"; „Friede und Heimkehr"). Von dem zweiten Buche, das „Die Anfänge des Deutschen Bundes 1814 bis 1819" behandeln soll, umfaßt dieser Band nur die beiden ersten Abschnitte: „Der Wiener Congreß" und „Belle-Alliance" auf je 100 Seiten. „Charakter des Congresses, die Personen"; dann „Die Gebietsverhandlungen"; endlich „Der Deutsche Bund" heißen die Kapitel des ersten — „Der belgische Feldzug" und „Der zweite Pariser Friede" die des zweiten Abschnitts. Der zweite Band soll bis zur Julirevolution gehen. Da der Verfasser für diesen Zeitraum die Acten des geheimen berliner Staatsarchivs und des auswärtigen Ministeriums in Karlsruhe benutzen durfte, können wir wol hoffen, hier viel wesentlich Neues über die innern Zustände der kleinern deutschen Staaten, sowie insbesondere über die süddeutschen Verfassungskämpfe zu erfahren. Die Entstehung der Karlsbader Beschlüsse und der Schlußacten auf den wiener Ministerialconferenzen; die Congresse von Aachen, Troppau, Laibach und Verona: das sind ja lauter hochwichtige Punkte der vaterländischen Geschichte, über die ein Gervinus in der bösesten Zeit der Reaction, in den funfziger Jahren, nur sehr schwer und bruchstückweise actenmäßiges Material für sein großes Werk flüssig machen konnte.

Ja, Herr von Treitschke hat es leichter und besser als sein großer Vorgänger und einstiger Rivale an der heidelberger Universität. Ihm, der nach allen seinen Antecedentien niemals zu befürchten braucht, er könne in Conflict mit irgendeiner factischen Macht gerathen — denn die wiener Regierung ist dafür viel zu „gemüthlich" — ihm öffnen sich alle Archive, obwol er als Deputirter doch auch schon eine levis nota zu tragen hat. Gervinus, der unter dem Fluche litt, in Frankfurt gewesen zu sein, sah die Einleitung zu seinem Werke selbst in Preußen confiscirt und die Thüren der wenigen Archive, die sich ihm hatten öffnen wollen, infolge dessen wieder versperrt. Denn obwol ein ebenso strammer Anhänger des preußischen Erbkaiserthums, war er doch weit entfernt von der Kunst der Schmiegsamkeit, das Maß und die Stimmung seines Liberalismus immer genau dem Diapason der Mächtigen seiner Zeit anzupassen, mochten diese nun Manteuffel oder sonstwie heißen. Gebe Gott, daß Treitschke die größere Gunst des Geschicks, die ihm nach allen Seiten hin zutheil geworden, und seine Begabung auch mit entsprechender Charakterkraft zum Heile seines Volks auszunutzen versteht. Er liefert uns in diesem Bande bereits Skizzen der preußischen Staatsmänner und Generale während des napoleonischen Zeitalters sowie der hervorragendsten Persönlichkeiten des Wiener Congresses mit einer so eminenten Gestaltungskraft, daß Gervinus dagegen nicht aufkommt. Er führt uns z. B. ein in seiner Art einziges Cabinetsstück vor mit der Schilderung der lüttticher Meuterei sächsischer Regimenter gegen Blücher — nach Aufzeichnungen seines Vaters, damaligen sächsischen Offiziers. Hoffen wir, daß er auch die sich ihm öffnenden Archive nicht benutzen wird, um die Geschichte Deutschlands in den so hochwichtigen drei Lustren von 1815 bis 1830 in jener „kleindeutschen" Manier herzurichten, die vor 1866 wenigstens eine polemische, wenn auch absolut keine wissenschaftliche Berechtigung hatte, in der aber seit einem Decennium doch weder Sinn noch Verstand liegt. Herr von Treitschke hat das Zeug und die unvergleichlichste Gelegenheit, als Historiker ersten Ranges seinem Volke eine Geschichte zu schreiben, die ihresgleichen sucht — nur muß er dazu des Spruchs gedenken: „Amicus Plato, amicus Aristoteles, sed magis amica veritas", und die Leidenschaften des politischen Parteimanns an der Schwelle seines Gelehrtencabinets ablegen.

Walter Rogge.

Lyrische Sammlungen.

(Beschluß aus Nr. 46.)

9. Lieder eines deutschen Nachtwächters. Von Gerhard von Amyntor. Bremen, Müller. 1878. 8. 3 M.

Gerhard von Amyntor hat sich durch die sinnige Beschaulichkeit, die ernste Tendenz und die behende Satire seiner Gedichte, poetischen Erzählungen und Prosaschriften ein wohlwollendes Publikum erworben. Er steht auf der Warte als ruhiger Beschauer, als feinfühliger Beobachter; man würde ihn in frühern Zeiten einen Reactionär genannt haben; doch er vertritt, mag man auch nicht entfernt mit seinen Anschauungen sympathisiren, bisweilen eine gesunde Reaction gegenüber vielen Verirrungen und Thorheiten der Zeit. Wenn der kosmopolitische Nachtwächter

die politische Morgendämmerung in Deutschland verkündete, so tutet Gerhard von Amyntor mahnend und warnend in die stille Nacht hinaus. Im Grunde kann man keine Parallele zwischen seinen Gedichten und den Dingelstedt'schen Freiheitsliedern ziehen. Der Nachtwächter Gerhard's von Amyntor ist kein politischer Herold, sondern der einfache nachtwandernde Beamte, der die socialen Genrebilder, die er gleichsam bei seiner Wanderschaft aufliest, an einen poetischen Faden reiht. Da klingelt er vergeblich beim reichen Sanitätsrath, der den Armen nicht zu Hülfe kommt; da macht er seine Betrachtungen über die Umsturztheorien der Rothgefärbten; da protestirt er gegen den Unglauben, als er an der beleuchteten Kirche vorübergeht, oder in der Neujahrsnacht gegen den Pessimismus; dann schildert er die goldene Jugend, die im Austernkeller mit trunkenen Nymphen zusammensitzt:

Der Fluch ereilt das graue Haupt,
Der Fluch die blonden Locken —
Dem Stamm und Schoß den Saft er raubt,
Macht beide welk und trocken.

Tabes moralis! also heißt
Das Ende von dem Liede —
Entnervter Leib, erstickter Geist,
Verscheuchter Seelenfriede!

Dem Herzenssumpfe bald entsteigt
Betäubendes Miasma,
Und des Gewissens Stimme schweigt
Nach kurzem Todesspasma.

Dann falsche Wechsel, falsches Spiel,
Auch Raub und blutig Balgen —
Das Zuchthaus droht als letztes Ziel
Und neben ihm der Galgen.

Und willst du nicht als Dohlengruß
Und Fraß am Galgen schweben,
So rettet ein Pistolenschuß
Dich vom verfluchten Leben. —

Die Welt ist toll, aus Rand und Band,
In Lust und Schmach verloren!
Wann wird dem blöden Unverstand
Der letzte Tag geboren?

Will pfeifen mal am Fenster dort
Recht laut die nächt'ge Stunde;
Vielleicht, daß in den Lasterort
Als Mahnruf dringt die Kunde. — —

Vergeblich Mühn, man hört nicht drauf!
Das Gas, noch immer flammt es!
So nimm denn, Schicksal, deinen Lauf —
Ich that, was meines Amtes.

Er sieht die Illumination zu Ehren des Kaisers: da hat oben die Dachfenster die arme blinde Witwe illuminirt, deren zwei Söhne bei Wörth und Tobitschau, 1870 und 1866, gefallen sind; für ein solches Opfer gibt sie den letzten Heller hin, das thut die Seele nur, die liebt; dann klagt der Wächter über „seine Hundenächte", und während er so mit Spieß und Pfeife umherzieht, fällt er wieder aus der Rolle, indem er auf einmal als dichterischer Nachtwächter seinem Vorgänger, dem kosmopolitischen, ein Gedicht widmet, in welchem er gegen die Achtelbildung und ihre plumpe Faust mit tendenziös-prosaischen Wendungen protestirt. Dies ist überhaupt die Achillesferse dieser neuen nachtwächterischen Gedichte: die Tendenz überwiegt, die Tendenz moralischer Besserung und zwar in so directer Form, daß der poetische Gedanke nicht aufkommen kann und der dichterische Farbenduft einzelner geflügelter Strophen in den nächsten wieder mit rauher Hand von den Schwingen der Poesie abgestreift wird. Die Wendung gegen die Philosophie vom Standpunkte des orthodoxen Glaubens lag unsern großen Dichtern fern; sie tritt in diesen Nachtwächterliedern oft sehr engherzig auf. In einem Zwiegespräch zwischen dem Philosophen und Theologen ergreift der Dichter die Partei des letztern in wenig erquicklicher Weise. Die Polemik gegen Most und Marx und socialdemokratische Tendenzen ist oft im versificirten Zeitungsstil gehalten. Man wird gewiß der Sammlung am meisten gerecht, wenn man sie einen didaktischen Zeitspiegel mit allerlei satirischen Arabesken nennt, sie als eine Art „Narrenschiff" betrachtet, an dessen Steuer hier ein ehrlicher Nachtwächter sitzt; doch der gute Sebastian Brant hat sich keiner lyrischen Anläufe schuldig gemacht; bei Gerhard von Amyntor finden sich einzelne poetische Schilderungen, die nur nicht rein und voll austönen. Das Gedicht, das noch am meisten eine geschlossene poetische Haltung wahrt, ist: „Da ist er wieder, der alte Rhein". Die ersten Strophen lauten:

Da ist er wieder, der alte Rhein!
Am Strande blühen die Mandeln —
Beim Sprosserschlag im Abendschein
Leutselige Menschen wandeln.
Cidonien glühen purpurroth
Und schneeweiß blühet die Kirsche —
Vorüber ging des Winters Noth
Der Hindin und dem Hirsche.

Da ist er wieder, und wonniges Weh
Will mir die Brust zersprengen —
Es brandet der Sehnsucht hohle See
In wehmuthsvollen Sängen.
Dort aus den Wellen im Mondenschein
Taucht ein Weib, das die Grazien küßten —
Die Wassertropfen wie Edelgestein
Blitzen auf schneeigen Brüsten.

Die Rheinsirene; sie winkt, sie lockt!
Schützt mich, ihr Geister, ihr guten!
Es schwillt mein Herz, mein Athem stockt —
Ich kenne dies Weib der Fluten!
Als Jüngling lauscht' ich ihr gebannt,
Und immer seit jenen Tagen
Hab' ich mit ihr durchs fernste Land
Ihr Bild, ihr Wort getragen!

O Rhein, du Nixen-bergender Strom!
Wo blieb die Zeit, die alte,
Da schwärmend ich von Dom zu Dom
An deinen Ufern wallte?
Da wünschte ich mir ein schneidiges Schwert,
Eines Freundes treue Seele,
Ein Liebchen über alles werth
Und — eine Sängerkehle.

Gegenüber dieser von warmen Gefühl durchhauchten Lyrik finden sich auch polemische Gedichte von großer Derbheit, so z. B.: „Tibetanisches", worin die neue Descendenztheorie zu alten indischen Affensagen in Beziehung gebracht wird:

Die Affenvetterschaft des Menschen war
Ein Mythus schon der ält'sten Mystagogen —
Dem Einst entspricht das Heute bis aufs Haar,
Und jetzt wie sonst wird tapfer fortgelogen.
Vom Menschen stammt der Mensch! ihr selbst nur seid
Freiwill'ge Affen der Vergangenheit. —

oder gar die Schlußverse des Gedichts: „Den rohen Empirikern“:

Wißt ihr auch wol, daß einst zum Zeitvertreibe
Aufs glatte Eis der Fabel Grauthier rannte?
Es tanzte, glitt und fiel — und es erkannte
Der Schwere Urgesetz am eignen Leibe
a posteriori.

Doch nein, ich weiß, ihr scherzt! — Nur der Bethörung,
Die glaubt, daß eure Kraft- und Stoff-Capricen
Als seriöse Weisen sich ergießen,
Nur ihr gebührt handgreifliche Belehrung
in posteriora.

10. Licht! Liebe! Leben! Gedichte von Karl Weiser. Leipzig, E. J. Günther. 1878. 8. 5 M.

Der Dichter, der diese Sammlung herausgibt, ein darstellender Künstler, hat sich bereits durch ein allegorisch-satirisches Drama: „Mammuth“, in kühnem Barockstil, und eine frühere Sammlung von Gedichten: „Das hohe Lied einer Liebe“, bekannt gemacht. Er dichtet aus vollem Herzen heraus mit Wärme der Ueberzeugung und des Gefühls, und oft gelingt es ihm, eine treffende Wendung zu finden, einen Vers zu schaffen von lapidarem Stilgepräge. Freilich, in den breitern dithyrambischen Ergüssen ist nicht immer die formelle Reinheit gewahrt; es finden sich, wie z. B. im Gedichte „Der erste Blick“, metrische Härten und Unmöglichkeiten: dies aber sind Ausnahmen; im ganzen ist Fluß und Guß in den Versen.

Der erste Hauptabschnitt enthält Liebeslieder und Naturpoesien. Von den erstern sind einzelne Ausdrücke warmer Empfindung, andere haben ein mehr novellistisches Gepräge. Oft ist von einer Schönen die Rede, welche der Dichter vergebens zu retten suchte aus dem Banne der Nachtgedanken, dem sie verfallen:

Wach küssen will ich dich, der Dornen lachend,
Verzaubert Königskind, mit meinem Geist,
Daß deiner Lippen erster Laut erwachend
Des Lebens und der Liebe Wonnen preist.
Und wenn ich dich zu neuem Dasein führte,
Will ich entschwinden wie ein Traumgesicht,
Dem kurzen Lenz gleich, der der Blumen Zierde
Neuschaffend in das Haar der Erde flicht.

Am wenigsten gefallen uns die Gedichte mit den heinisirenden Anflügen, wie „Liebe und Leben“. Phantasie- und sinnvoll dagegen ist das Gedicht „Der Auferstandene“.

„Vaterland“, die Kriegslieder eines Freiwilligen, kommen wol nicht post festum: der Dichter hat sie im Kriegslager selbst gedichtet als tapferer Combattant in der Nähe von Sedan, in St.-Brice vor Paris, in den Laufgräben von Pierrefitte; solche gleichsam vom Pulverdampf geschwärzte Lieder behalten immer einen Zug von Lebenswahrheit. Im Arndt'schen Stil, tüchtig und volksthümlich ist das Lied „Der preußische Landwehrmann“ gehalten; ebenso „Feldmarschall Kronprinz“. Ein kleines Kriegsepos, in modernen Nibelungenstrophen, nur bisweilen chronikartig trocken, ist das Gedicht „Das Werder'sche Corps“. „Landwehrmanns Neujahrsgedanken auf Vorposten“ haben nichts mit den Jean Paul'schen gemein; sie sind im derbsten Bivuakstil gehalten. Schwunghaft dagegen und von schlanker rhythmischer Gliederung ist die „Kaiserhymne“.

Heil dir, Kaiser, Deutschlands Retter
Aus der alten, tiefen Schmach,
Der du kühn durch Sturm und Wetter
Uns gebracht den goldnen Tag!
Heil dir, Wilhelm, Neugestalter
Unsers großen Vaterlands!
Dir die Palme als Erhalter,
Und als Schöpfer dir den Kranz!

Der dritte Abschnitt enthält: Naturschilderungen, schwunghaft in freien Versen, odenartig, wie der „Quell“, der „Frühlingssturm“, in denen eine oft originelle Naturbeseelung sich zeigt; dann balladenartige Illustrationen zu lebenden Bildern: „Das Königsberger Blutgericht“, von denen wol die erste, „Die Zauberin“, das wärmste dichterische Colorit hat; dann Gedichte, die wir als Gedankensymphonien bezeichnen möchten, die sich zum Theil an mythologische Ueberlieferungen anlehnen. Der reimlose Pindarisch freie Rhythmus ist in ihnen vorherrschend; eins derselben und zwar eins der gedankenreichsten, das in seiner Architektonik am festesten geschlossen ist: „Die Hekatoncheiren“, ist indeß gereimt, und zwar erinnert es in den kurzathmigen Rhythmen und raschfolgenden Schlagreimen an die „Heinzelmännchen“ von Kopisch: es handelt sich hier aber nicht um spielende Heinzelmännchen, sondern um die ernste Schmiede-, Web- und Gedankenarbeit der Menschheit. Der Schlußvers des Gedichts lautet:

Der Spaten klingt, die Scholle weicht,
Die lockernde Hacke tiefer steigt,
Die Grube wird tief und lang und breit,
Die Cypresse schüttelt ihr Trauerkleid,
Und über die Arbeit schwer und heiß,
Genetzt mit Thränen, Blut und Schweiß,
Da sprechen sie alle,
Die Steine packend
Und Erde hackend
Und spatenstechend
Und schollenbrechend
Mit dumpfem Schalle
Gespenstig sich regen,
Den seltsamen Segen:
„Wir graben,
Wir graben
Ein großes Grab;
Da senkt man hinab
Ohn' Sang
Und Klang
Die alte Zeit
Und die Tyrannei!
Und darüber frei
Soll erstehn
Der Tempel des Rechts, auf dessen Höhn
Der Liebe Fahnen wehn
Und der Brüderlichkeit!“

Von den andern Gedichten verdient der „Prolog zur Eröffnung einer idealen Bühne“ besonders hervorgehoben zu werden. Die Worte, welche die Muse spricht, sind in edelm Ton und Stil gehalten, freilich für die Bühne der Gegenwart, die einer in immer neuen modischen Gewändern sich verkleidenden Aftermuse huldigt, keine passenden Inschriften, sondern nur Worte der Mahnung, z. B.:

Doch nur, was aus der Zeiten ew'gem Born,
Aus der Geschichte sagentiefem Schacht,
Aus unsrer Gegenwart bewegtem Strom
Als heilige Gedankenperlen quillt,
Sei werth der Fassung eines goldnen Rahmens,
Wie ihn der Kunst erhabne Rhythmen bilden, —

Damit auf ihren gottgeweihten Schwingen
Der Hörer Seelen in die reine Höhe
Des Ideals emporgetragen, staunend
Die Zukunft einer bessern Welt erschaun,
Und dann zur wechselvollen Wirklichkeit
Gereinigt und veredelt wiederkehren!

Die reichhaltige Sammlung läßt wol hier und dort strengere Auswahl vermissen; aber sie enthält auch viel Gelungenes und zeigt überall das Streben nach dem Edeln und Bedeutenden.

11. Sonette aus der Alpenwelt. Von Wal Beleno. Stuttgart, Richter u. Kappler. 1878. 16. 3 M.

Ein Cyklus von Sonetten, zur Feier der Naturschönheiten der Schweiz und ihrer geschichtlichen Erinnerungen: zahlreiche Veduten in Versen, aber auch Gedankenbilder und Reflexionen in den Vierzehnzeilern. Die Begeisterung des Dichters für alles, was er besingt, mag diese Sonette als willkommene Erinnerungsblätter für Schweizer-Reisende erscheinen lassen. Mit ästhetischem Maß gemessen, lassen manche den vollen Wohllaut und die anmuthige Grazie des Reigentanzes der Reimpaare vermissen; oft herrscht mehr lakonische Kraft als vollaustönende Melodie, und hier und dort stören einzelne Härten, Inversionen, undichterische Fremdwörter. Dafür entschädigt eine tüchtige, kernige Gesinnung, die oft prägnanten Ausdruck findet und besonders den Erinnerungen der schweizer Vorzeit mit schwunghafter Hingebung gerecht wird. Ebenso wird der Cultus des Genies, der in der Alpenwelt seine leuchtenden Spuren zurückgelassen, gepflegt, Rousseau und Byron, Schiller und Goethe. Daß es von dem letztern in einem Sonett heißt: „Doch nein, Natur konnt' nimmer dich begeistern", muß allerdings befremden; denn gerade Goethe war von den deutschen Dichtern der naturkundigste. Daß einzelne dieser Sonette in poetischen Granit gemeiselt sind, beweise das folgende:

Montblanc.

Aufs Knie vorm Könige der Alpenriesen!
Stolz trägt sein greises Haupt Europens Krone,
Hoch überragt's die starre Gletscherzone,
Wo Erd' und Himmel ineinanderfließen.

Sieh den Granit aus seinen Flanken schießen,
In Kulmen rings, Vasallen seinem Throne,
In spitzen Nadeln, Knechten gleich, zur Frone
Sich seinem Riesenhofstaat anzuschließen.

So thront Montblanc im ew'gen Eistalare,
Jahrtausende, ein König unter Greisen,
In starrer Größe und Unnahbarkeit.

Er kannte nie die grünen Jugendjahre,
Die Sonne selbst erstarrt in seinen Eisen,
Ein einz'ger Tag scheint ihm die Ewigkeit.

Wohlgelungen in der Form und anmuthend durch die Schlußwendung ist auch das Sonett „Petersinsel":

Wie einst Odysseus an Ogygias Strande
Sein Leid verträumte in Kalypso's Schose:
So ruhte Rousseau hier vom herben Lose,
Das ihn verbannte aus dem Vaterlande.

Doch Fluten rings beschützen nicht vorm Brande,
Den er entflammt; — des Eilands grüne Moose
Und Ranken schlagen nicht die ruhelose
Gequälte Seel' in sanfte Heimatsbande.

Vor ihrem Gaste neigen sich die Wipfel,
Und kräuseln sich des Sees krystallne Wellen,
Vom Jura grüßen traut die blauen Gipfel.

Und als auch hier Verbannung ihm beschieden,
Da muß zu altem Schmerz sich noch gesellen
Das Heimweh nach des Eilands süßem Frieden.

12. Tropfen im Ocean. Dichtungen von Eufemia Gräfin Ballestrem. Dresden, Pierson. 1878. Gr. 8. 3 M.

Gräfin Ballestrem hat ein novellistisches Talent von anerkennenswerther Beweglichkeit und vielem Phantasiereichthum bewährt: in der Lyrik und lyrischen Epik verleugnet sie nicht das poetische Empfinden und die Fähigkeit dichterischer Gestaltung; aber das Versgewand sitzt ihr noch nicht wie angegossen, es verschiebt sich oft und bildet störende Falten. Am gelungensten sind in dieser Gedichtsammlung die Uebersetzungen der Gedichte von Béranger und Tennyson, besonders ist die „Maikönigin" trefflich übertragen. Merkwürdigerweise ist sie hierin formgewandter als in ihren eigenen Gedichten. Das Vorwort ist in einem Vers geschrieben, den man als verstümmelte Terzine bezeichnen könnte. Im Gegensatze zu der reichen Reimflora der italienischen Strophe schließen hier zwei gereimte Verszeilen eine reimlose ein. Und was für triviale Prosa in diesem gereimten Vorwort:

Es wird sich mancher an die „Gräfin" stoßen,
Am Titelblatt, doch ist denn eine solche
Vom Fluge zum Parnaß wol ausgeschlossen?

Muß immer wahr sein jene alte Sage
Von Hochmuth, Kälte, Dummheit unter Kronen,
Vom Wappenschilderstolz die ew'ge Klage?

Die alte Mär spricht ungerecht und bitter;
Auch Hochgeborne fühlen so wie andre,
Und Herz und Seele wohnt ja auch im Ritter!

Ein eigen Ding ist's freilich, mit Gedichten,
Die uns das Herz dictirte, vorzutreten;
Das Herz wird nicht, es wird Verstand sie richten!

Was die Dichterin als Ballade bezeichnet: „Frau Holle", ein dialogisirtes Gedicht von 22 Seiten Umfang, und „Rizzio", ein solches von 32 Seiten: das ist ganz im Stil der Operntexte gehalten, und trotz einiger anmuthenden Stellen geht es auch in dichterischer Bedeutung nicht über solche Texte hinaus. Unter den andern Gedichten findet sich manches Ansprechende; „Sub rosa", ein Bild aus der Rococozeit, erinnert an ähnliche Rococogedichte von Gaudy und Sallet. Das charakteristische Costüm wahren Verse wie die folgenden:

Horch! Es knistert auf dem Kiesweg,
Knistert wie von schwerer Seide,
Um die Ecke,
Bei der Hecke
Nahet's im brokatnen Kleide.

Eine Dame ist's vom Hofe,
Zauberschön und sinnberauschend;
Lautlos fächelnd,
Schelmisch lächelnd
Huscht sie, in das Dunkel lauschend.

Eilt zur Grotte, wo Tritonen
In die mächt'gen Hörner blasen,
Amoretten,
Statuetten
Stehn auf sammetweichem Rasen.

Der Abschnitt „Aus meinem Herbarium" weist zwar auch einige welke Blüten auf, z. B. „Camellie":

Duftlos stehst du, o Camellie,
Stolz, in unnahbarer Pracht,
Kalt scheinst du, doch tief im Kelche
Glühst du, leidenschaftentfacht. —

eine Strophe, in welcher das letzte, geschmacklos zusammengesetzte Wort nachzuholen sucht, was der unmögliche Reim: „Camellie" und „Kelche", versäumt hat; doch finden sich auch einige echt dichterische Blüten. Das Gedicht „Manzanilla-Blüten", in gräflich Ballestrem'schen Terzinen abgefaßt, hat orientalisches Colorit; „Usnea florida", Zwergbart, ist drollig erfunden. „Theerose" hat trotz einiger lahmen Verszeilen, besonders in der ersten Strophe, einen sinnigen und auch hübsch ausgeführten Grundgedanken:

Der Mondschein flimmert auf den Fluren
Wie goldner Hauch auf Schneegefild,
Der zitternd leise ros'ge Spuren
Hinzaubert wie ein Duft so mild.
Ein Röslein roth am Strauch im Garten,
So schön, wie keines je man brach,
Des Falters will's geduldig warten,
Der heut zu kommen ihm versprach.

Es harrt und harrt, und wird nicht müde,
Und horcht nach seinem Flügelschlag,
Und hört nicht, wie im süßen Liede
Die Nachtigall leis klagt am Hag.
O endlich kommt er — seine Schwingen
Sind märchenhaft in ihrer Pracht —
Und — flattert hin, wo der Syringen
Hellblühendste schon lang' ihm lacht.

Das Röslein senkt das Köpfchen nieder
Und seine Wangen werden bleich —
Und drüben, in dem duft'gen Flieder,
Da schwärmt und flüstert's wonnereich!
Und immer blasser wird die Rose
Im nie geahnten, bittern Schmerz —
O Schmetterling, dein falsch Gekose,
Es brach des Rösleins armes Herz!

Der Mond schaut nieder voll Erbarmen:
„Mein Röslein, sterben sollst noch nicht!"
Und überhaucht den Kelch der Armen
Mit seinem milden, goldnen Licht.
Als über Strauch und Baum und Blüte
Der Morgen hell emporgeglüht,
Da war — so lehrt es uns die Mythe —
Theerose wunderhold erblüht!

Aus den spätern Abschnitten heben wir „Waldeinsamkeit" als ein stimmungsvolles abgerundetes Gedicht hervor. Was wir der jungen Dichterin anrathen möchten, ist mehr Selbstkritik in Bezug auf die Form, die Vermeidung trivialer Poesie im Vers, unreiner Reime, unklarer Metrik: das Gedicht hat seine eigene Plastik und verträgt keine nonchalante Vernachlässigung derselben.

13. Gedichte von Hermann Simon. Neue Folge. Leipzig, Arnold. 1879. Gr. 16. 3 M.

Dies sind Gedichte von gefälliger Einfachheit und großer Anspruchslosigkeit; oft ist der Ausdruck echten Gefühls glücklich getroffen. Naturbilder („Abenddämmerung", „Auf dem Meere", „Der Wasserfall", „Der Gießbach", u. a.) wechseln ab mit einfachen Vorgängen des Menschenlebens; sehr zahlreich sind die Wanderlieder, welche der Poet für jedes Lebensalter gedichtet hat. Die Beleuchtung ist eine wehmüthige: es ist Lebensabend, der Dichter ist bejahrt, das Leben liegt hinter ihm. Nicht immer ist die metrische Form correct in diesen Gedichten; oft fehlt auch den Gedanken die dichterische Haltung. Doch in manchen Liedern ist Guß und Fluß und echte Stimmung, z. B.:

Alte Briefe.

Was zittert meine Hand, wenn ich euch halte,
Vergilbte Zeugen längst verrauschter Zeit?
Was schlägt mein Herz, wenn ich euch nun entfalte
Voll Bangigkeit?

Ich weiß nicht mehr, was in euch steht geschrieben,
Ob von des Freundes, von des Feindes Hand;
Ob Haß, ob Neid, ob Hoffnung, oder Lieben
Euch mir gesandt.

Dies sind des theuern Vaters Schriftenzüge;
Kraftvoll, entschieden steht ihr da vor mir.
Dies hier, gekritzelt, ist der Freundschaft Lüge
Von ihr, von ihr!

Hier schwelgt in fremden Ländern Wanderwonne;
Hier seufzt ein trauriges, getäuschtes Herz;
Hier strahlt des Ruhmes und des Glanzes Sonne;
Hier klagt der Schmerz.

Die Herzen, die euch schufen, sind vermodert;
Die Hand, die euch geschrieben, ward Gebein;
Die Geister, die euch dachten, sind verlodert;
Ihr bliebt allein.

Ach, wie ein Kleinod ich euch stets bewachte,
Euch Reste einer Welt, die einstmals mein;
Neu mich umstrahlt, wenn ich euch hier betrachte,
Ihr Zauberschein.

Da lächeln wiederum der Liebe Bilder
So lieblich und so wonnevoll mir zu;
Den Haß und Zorn löscht oder malt mir milder
Der Todten Ruh.

Ihr fächelt aus der Asche theurer Leichen
Ein längstentschwundnes Traumesland;
Mir ist's, als winke mir aus euern Zeichen
Die Geisterhand.

Die Balladen haben geringern Werth: es klirren die Rittersporen zu viel darin. Deutsche, österreichische Sagen lösen sich ab mit Geschichtsbildern. Durch einen frischen Ton, der an Scheffel erinnert, hebt sich hervor der „Ritter von Klettenberg", offenbar das beste Gedicht dieses Abschnitts.

Rudolf von Gottschall.

Philosophische Literatur.

Philosophische Schriften von Franz Hoffmann. Fünfter Band. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 6 M.

Die lebhafte Erinnerung an die frühern Bände dieses wahrhaft gediegenen Werks begleitet uns in der erfreulichsten Weise, indem wir daran gehen, unsere Leser auch mit dem vorliegenden Bande bekannt zu machen. Derselbe edle Charakter zeichnet ihn von Anfang bis zum Ende aus, derselbe Reichthum des Geistes, dieselbe Unparteilichkeit, die gleiche Milde, aber auch Strenge des Urtheils, wo es noththut, derselbe Scharfsinn, die ent-

sprechende Freisinnigkeit, dieselbe überraschende Mannichfaltigkeit neuer Gesichtspunkte, Fülle der Gedanken und Ideen, Frische der Darstellung.

Wir besitzen in unserer unerschöpflichen, überreichen Literatur sehr wenige Werke, die sich auch nur entfernt mit dem gegenwärtigen vergleichen lassen, nicht einmal im Punkte der Aehnlichkeit, in dem der Gleichheit und Eigenthümlichkeit auch nicht ein einziges.

Man hat oft behauptet, daß Kritiken, auch sogar classische, nicht gesammelt werden, als selbständige Bücher nicht erscheinen dürften. Wie? Wie viel des Vortrefflichsten würde unserer Literatur verlustig gehen, wenn Goethe's, Schiller's, Jean Paul's, der beiden Schlegel meisterhafte Kritiken nicht in ihre Werke aufgenommen wären, wenn anderer Geister ersten Ranges vorbildliche Urtheile nicht deren Gesammtausgaben zierten; so Hegel's Kritiken (möchten auch die der berliner „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" der Vergangenheit alle entrissen werden), so die vollendeten Kritiken von Karl Rosenkranz, die er höchst dankenswerth in seinen „Alten und neuen Studien" dem Untergange entreißt, so, um nur noch einige namhaft zu machen, Varnhagen's und Börne's Kritiken. Was würden wir darum geben, wenn uns über die leider in Unzahl verloren gegangenen Schriften des Alterthums, der griechischen Dichter und Philosophen, über die uns unwiederbringlich durch Barbarei und Zufall geraubten Tragödien des Sophokles wenigstens noch Kritiken zurückgeblieben wären! Die ganze Sache unterliegt einem eigenthümlichen Schicksal. Der seltenste Fall ist der, daß ein vortreffliches Buch eine ebenso vortreffliche Kritik erfährt. Sie bringen sich gegenseitig auf die Nachwelt. Es kann aber auch geschehen, daß ein schlechtes Buch eine ausgezeichnete Kritik veranlaßt, welche nachweist, was jener Skribler hätte leisten sollen, indem sie ihm das Urbild vorhält, welches zu verwirklichen jener unvermögend war. Der Untergang seines Buchs ist kein Verlust, das Erhaltenwerden und die Unsterblichkeit der Kritik ist ein unendlicher Gewinn. Es ist also von bleibendem Werth, daß gediegene Kritiken gesammelt werden. Eine Kritik kann von unvergänglicher Bedeutung sein, wenn sie nicht blos Gedanken, sondern auch, wie das in Rede stehende Werk, Ideen kundgibt. Hier sind von der Philosophie große Schätze zu heben. Eine derartige Sammlung von Kritiken ist nicht blos einem Planetarium zu vergleichen, das aufs genaueste verzeichnet, in welchem Verhältniß Schüler zu ihren Lehrern, Meistern stehen, wie sie als Planeten um ihre Sonne nach Denkgesetzen sich bewegen. Unser Verfasser, indem er andere Systeme beurtheilt, weist zwar stets zugleich nach, wie er selbst sich zum philosophischen Systeme Franz von Baader's verhält, sodaß seine Kritiken ein fortlaufender Commentar zur Philosophie jenes genialen Denkers sind, aber der Commentator nach der Fülle seiner eigenen Ideen leuchtet auch in eigenem Lichte.

Obwol der Verfasser sich weit über einen Referenten erhebt, so sind doch auch seine Referate Musterstücke, wie man referiren soll. Stets hat man bei ihm die Gewißheit, daß er jede Zeile des zu Beurtheilenden gelesen und durchdacht hat.

Wir gehen nunmehr zur speciellern Begutachtung des vorstehenden Werks über. Wir werden aus dem Inhalte nur solche Darstellungen namhaft machen, in welchen Buch und Beurtheilung, was Vortrefflichkeit betrifft, einander congruent sind, aber auch andere, in denen einzelne Partien des zu Recensirenden Werthvolles bieten, was der Verfasser mit aller Klarheit darlegt; ferner noch solche, die als Zeichen der Zeit beachtet werden müssen, nur daß der Kritiker das Treffende, Wahre in ihnen erst in das rechte Licht rückt, seine Bedenken äußert, Einzelnes unhaltbar findet, oder auch schlagend widerlegt; dann aber auch derartige, von denen man Notiz zu nehmen hat, die aber so überwiegend voller Mängel sind, daß der Recensent das Beste selbst zu thun sich genöthigt sieht, und es in einer Weise ausführt, daß er uns vollständig überzeugt.

Möchte doch niemand die Widmung ungelesen lassen; sie enthält, wie kurz sie ist, unter anderm über den Theismus, über den sehr anbrüchigen Durchschnittscharakter unserer Gegenwart schwer wiegende Worte, die schon voraus entnehmen lassen, in welch edelm, reinem Stil das Ganze abgefaßt ist. Es folgt eine Hauptüberschrift, die den Leser lebhaft spannt, indem er nichts weniger zu erwarten hat als eine Wanderung durch die ganze Geschichte der Philosophie, in welcher Orient und Occident, Hellenismus, Mittelalter und neuere Weltweisheit ihre Stimmen verlauten lassen. Hier ahnen wir schon die seltene Virtuosität des Verfassers, Kritiken organisch und künstlerisch wie zu einem Kranze zusammenzuordnen.

Was hier zuerst sehr ausführlich beurtheilt wird, ist eine in einer Zeitschrift abgedruckte Abhandlung; es ist die „Anzeige der sämmtlichen Werke Baader's" von Professor Erdmann, bekanntlich einem der ausgezeichnetsten, gerechtesten Geschichtschreiber der Philosophie. Der Verfasser unsers Buchs, der gründlichste Kenner und Hauptvertreter der Baader'schen Philosophie, hat längst sich dahin ausgesprochen, daß kein anderer Historiker außer Erdmann eine so objective, richtige Darlegung des Systems Baader's gegeben habe. Um so überraschender ist es, hier einer „Entgegnung" zu begegnen, zu vernehmen, wie der Eingeweihteste in die Lehre Baader's, Franz Hoffmann, jenem Geschichtschreiber, dem er den höchsten Preis ertheilt hat, bei aller fortgesetzten Anerkennung nun doch nicht verhehlen kann, daß er in Bezug auf seinen Lehrer und Meister vielfach von Erdmann abweicht. Wir haben, indem wir uns in diese Kritik vertiefen, das hochinteressante Kampfspiel zweier geistvoller Denker, die im Wesentlichen übereinstimmen auch über Baader, doch zugleich in keineswegs Unwesentlichem auseinandergehen, so jedoch, daß die philosophische Eintracht durchaus nicht gestört wird. Der aufmerksame Leser wird glauben, einer öffentlichen, überaus lebhaft gehaltenen Disputation beizuwohnen. Erdmann's Ausstellungen sind in vielfacher Beziehung von stärkster Wucht, doch auch Hoffmann's Entgegnung ist treffend und von großer Tragweite. Wir unsererseits halten dafür, daß, ob man sich für Hoffmann oder Erdmann entscheidet, dennoch die „Ausstellungen" wie die „Entgegnung" viel dazu beitragen werden, Baader's System und Verhältniß zu den Lehren anderer Denker bis ins kleinste Detail aufzuhellen, das Feld des Streites zu befruchten, alle Consequenzen der Baader'schen Weltanschauung zu ziehen und sich in dieselbe immer mehr zu vertiefen.

Wie viel des Vortrefflichen bereits über Scotus Erigena festgestellt worden sein mag, das hier einer Kritik unterworfene Buch von Huber: „Johann Scotus Erigena", fördert die wissenschaftliche Ausbeute um ein sehr Beträchtliches. Von hinreißendem Interesse ist die scharfe Beleuchtung der „Geschichte der Astronomie" von Rougemont; sie ist unter anderm zur Weiterführung der Religionsphilosophie von außerordentlicher Wichtigkeit, obwol wir Rougemont nicht immer beistimmen können, zumal in astronomischer und religionsphilosophischer Beziehung. Um so mehr erfreut und überrascht uns beinahe ein Ausspruch des lange noch nicht genug gewürdigten, stets geistvollen Herbart, der nicht blos einer der scharfsinnigsten Denker ist und bleibt, sondern sich auch, in seinen Hauptwerken wie in den kleinsten Untersuchungen und Abhandlungen, vor vielen andern Philosophen stets bescheiden hervorthut durch Sauberkeit, Keuschheit der Darstellung, und vollständig frei ist von jeder Absprecherei, von jeder Dreistigkeit oder gar Keckheit in Sachen der Religion. Ungeachtet den trefflichen Mann stets die größte Bescheidenheit schmückt, so ist er doch auch immer entschieden, und, wo es angebracht, von einer schneidenden Schärfe und Vornehmheit der Abweisung, gegen die niemand, der auf unrechtem Wege ist, etwas vermag. Nie hat Herbart irgendwelcher Mode der Zeit gehuldigt, und eben weil auch in Angelegenheiten der Religion und Theologie, selbst auf dem Boden der Philosophie, mit Freigeisterei wie mit Bigoterie ein so grenzenloser Unfug getrieben wird, setzen wir jene herrliche Aussage Herbart's hier her, in der kundige Leser sogar ein gewisses Glaubensbekenntniß vernehmen dürften. Obwol unser Verfasser dieses Citat selbst erst anführt bei Gelegenheit des Chlebik'schen Buchs, schicken wir es absichtlich schon hier voraus, da es über das Verhältniß von Philosophie zur Religion, von dem später so viel die Rede ist, einmal für immer orientirt. Da heißt es bei Herbart:

Ewige Einheit, Heraustreten derselben, Außer-Sich-Sein und Rückkehr in sich selbst, ist eine Reihe von Begriffen ohne Sinn und ohne Würde. Ohne Sinn: weil in reiner, wahrer Einheit gar kein Grund des Heraustretens liegen kann; weil überdies das Heraus schon ein äußeres Verhältniß erfordert, dergleichen für das angenommene Eine und Einzige gar nicht vorhanden sein könnte; weil endlich der Nisus des Heraustretens verräth, daß man sich keine wahre und ruhige Einheit, sondern einen schwellenden Keim, der seine Hülse sprengt, gedacht hatte, ein elastisches Wesen, eingeschlossen in ein Gefäß, das ihm zu eng wird. So etwas ist kein echtes Eins. Ohne Würde: weil das Heraustreten ein unnützes Beginnen ist, wenn es nur geschieht der Rückkehr wegen; weil geständigerweise eben dies Heraustreten der Quell des Bösen — oder, aufrichtig gesagt, geradezu das Böse selbst sein würde. . . . Der Welt gewordene Gott bekommt das Heimweh; nun erst ist es schlimm, daß er sich selbst entfremdet wurde! Nun erst kommt es an den Tag, daß er ursprünglich mit sich uneins war, und diesen Grundfehler kann er durch keine Rückkehr wieder gut machen; den weltgewordenen Gott bessert keine gottwerdende Welt.

Wir müssen infolge dessen behaupten, wie nun schon lange — denn jene goldenen Worte Herbart's datiren aus dem Jahre 1819 — die philosophischen Untersuchungen, Forschungen, seinsollenden Lehrsätze und Hypothesen, Welterklärungen kopfüber betrieben werden; wie es auf wissenschaftlich seinsollender Arena fast überall, wohin man blickt, eine toll gewordene Hetzjagd auf das Wild frivoler, vollständig gottloser Ansichten gibt; wie einer den andern überfährt, den schon wieder ein Dritter überrennt, um sich das Zugeständniß des Originellen als Lohn zu erbeuten: so wird man sich, wenn man nicht selbst zu jenen Rasenden gehört, wahrhaft erfrischen und ernüchtern, aber auch wieder zurechtfinden durch obige Mahnung und Wegweisung des genannten herrlichen Denkers, der uns ein rechter Schutzmann ist, um nicht auch übergefahren zu werden von jenen wüthigen Rennern und Wagenlenkern.

Daß aber auch die wahrhafte Religion nicht mehr geschont, sondern von den wildesten Tagesschreiern mishandelt werden würde, davon ahnte sogar der scharfsinnige Herbart noch nichts, weil er es nicht für möglich hielt, obwol in sehr naher Zukunft, die für uns Gegenwart ist, alles das Wirklichkeit geworden ist. Vergleichen wir dieses Jetzt und Damals, auf daß wir uns, wenn wir noch einen Hauch von Idealismus haben, entsetzen, wenn Herbart sich dahin äußert:

Die Religion ist vor solchen Irrthümern noch sicherer als die Wissenschaft. Wir haben einmal gelernt, die Weltbildung als freie Wohlthat unsers weisen Schöpfers zu betrachten, und die geringste freie Wohlthat gilt uns mehr als ein ganzer, in blinder Nothwendigkeit weltgewordener Gott, den wir für nichts anderes halten als für einen Götzen, wie sie nicht blos aus den Händen, sondern auch aus den Köpfen der Menschen zu entspringen pflegen. Wir glauben an einen seligen Gott, der nicht sich selbst verwandelte, als er uns ins Dasein rief, nicht seiner selbst erst bewußt wurde, da eine Menschheit den Weg ihrer Entwickelung antrat, nicht ein zeitliches Leben lebt, sondern ein ewiges, und, wie Platon sagt, eine Welt schuf, weil er gut ist. Dieser Glaube wird in der Mitte aller philosophischen Irrthümer und Streitigkeiten immerfort bestehen; denn er ruhet auf seiner innern Würde, und auch die Wissenschaft, die freilich in den letzten zwanzig Jahren viel gelitten hat, wird sich ja hoffentlich wieder erholen.

Wir heben weiter hervor in unserm Buche die nicht oft genug zu lesende Kritik über Michelet's „Hegel, der unwiderlegte Weltphilosoph". Michelet, der doch, wie bekannt, die alleräußerste Linke im Parlament der Hegel'schen Schule, und stets mit einer Stentorstimme, repräsentirt und sicher, gäbe es noch eine linkere als die linke Seite, alle Schranken jugendlich überspringen würde, um zu ihr zu gelangen, Michelet bewährt sich auch in jenem Denkmal, welches er seinem Lehrer und Meister gesetzt, als ein Mann von Geist, der sogar selbst, in seiner bekannten Art, ein Meister jener Dialektik ist, welche das Umschlagen der Begriffe, der Momente ineinander unermüdet handhabt. Aber was kommt für die wahre Wissenschaft zuletzt dabei heraus? Nichts und wiederum nichts.

Um eine Probe der vortrefflichen Widerlegung Michelet's hinsichtlich seiner Feier Hegel's aus der scharfsinnigen Kritik Hoffmann's unsern Lesern mitzutheilen, führen wir folgende Stelle des letztern an:

Nach Michelet ist die Aufstellung der absoluten Methode das bleibende Verdienst Hegel's. Diese Methode ist dialektisch und besteht darin, daß das Denken die drei Stufen des verständigen, jeden Gedanken in seiner Einseitigkeit festhaltenden, auf der Disjunction des Entweder—Oder beruhenden, und des positiv-vernünftigen, den Widerspruch in einem Dritten auflösenden, die Gegensätze ineinanderschlagen lassenden, sich darum der Bindewörter sowol—als auch bedienenden Denkens durchläuft. Das erste nennt Michelet Dogmatismus, das zweit

Skepticismus, das dritte speculatives Denken. Das zweite wird auch vorzugsweise dialektische Thätigkeit des Denkens genannt. Man sollte meinen, Hegel spreche hier lediglich vom menschlichen Denken und wolle nur schildern, wie das menschliche Denken öfter, vielleicht sehr oft factisch verlaufe. Daß es überall so verlaufen müsse, hat er nicht im mindesten erwiesen, weder daß alles Denken mit (zeitweiligem) Festhalten von Einseitigkeiten beginnen, noch daß es dann die erfaßten Momente als sich widersprechend denken oder erkennen müsse, noch daß es zuletzt das Sichwidersprechende als vereinbar, somit als sich nicht widersprechend einzusehen genöthigt sei.

Ferner:

Die Weltdialektik Hegel's ist Universum der Widersprüche, deren Lösung der Untergang alles Einzelnen ist, um immer wieder zu entstehen und immer wieder zu vergehen. Gott ist nach Hegel der Saturnus, der vom Fraße seiner Kinder lebt, ein unendliches Beharren unendlichen Gebärens und Vergehens, ewige Verjüngung der Unendlichkeit seiner Widersprüche, seiner Endlichkeiten und Nichtigkeiten. Dieser Gott kann sich nur in Widersprüchen setzen und offenbaren, und er läßt sie allerdings nicht bestehen, sondern löst sie auf, aber nur in ihrem Untergang und um sie in andere Formen oder Beziehungen immer wieder zu setzen und wieder zu verschlingen. So ist er zugleich ewig die Setzung und ewig die Auflösung seiner Widersprüche zumal, erhaben über sie, indem er sie vernichtet, versenkt in sie, indem er sie setzt.

Hierzu haben wir aber Folgendes zu bemerken. Unser Verfasser hat es nie unterlassen, das unvergleichliche Genie Hegel's anzuerkennen, wenn er ihn auch in vielen Beziehungen mit den schärfsten Waffen bekämpft; ebenso hat er auch nie die Genialität Schopenhauer's geleugnet, wenn er auch darin vielleicht unsere Ansicht theilt, daß der Frankfurter sich um das, was auch in ihm zum philosophischen Genie angelegt war, in seinem Hauptwerke selbst gebracht hat, schon durch das Princip eines so ungeschlachten und unmöglichen Weltwillens wie auch in sehr vielen andern Misgeburten, welche bloße Hirngespinste sind. Wenn aber Schopenhauer in der allergröbsten und rohesten Weise Hegel verletzt, so ist er als Denker noch dazu dermaßen von sich verblendet, daß er auch nicht entfernt sieht, wie er selbst, nur in viel grellerer Weise, ebenfalls lehrt, es gebe eine Ursubstanz, die alle einzelne Erscheinungen in Raum und Zeit ins Dasein wirft, um sie wieder zu verschlingen, nur mit dem großen Unterschiede, daß der Vater dieses endlosen Processes bei Hegel der absolute Geist, bei Schopenhauer jedoch gar der Urwille zum Leben, ein rasendes Ungethüm ist, blind und geistlos noch dazu. Der Frankfurter hatte daher nie das Recht, nie Grund, Hegel etwas vorzuwerfen.

Die nächstfolgende, vom Verfasser mit scharfen Schlaglichtern beleuchtete Schrift hat den Titel: „Hegel, populäre Gedanken von Schasler". Zugleich setzt sie die Kritik der Hegel'schen Philosophie fort, und ist unbeschreiblich reich an feinen Bemerkungen, an tiefen Erörterungen. Hier werden mit Recht bedeutende Gefahren aufgedeckt, wenn man wie Schasler es unternimmt, die Hegel'sche Weltansicht einem größern Publikum zugänglich zu machen. Ich selbst verdanke Hegel und dem Centrum seiner Schule unendlich viel; Hegel's Dialektik hat mir schon in der Jünglingsperiode schwerer metaphysischer Kämpfe zum Siege geholfen; ich bin in Berlin Zeuge des lebhaftesten Enthusiasmus für Hegel's Lehre gewesen und von jenem Enthusiasmus damals selbst hingerissen worden; indessen, ich habe es auch an andern in Erfahrung gebracht, wie total sie Hegel misverstanden, und wie sie auch ihrerseits kundgaben, daß auch das Unvernünftige wirklich werden könne.

Sehr wichtig ist wieder das Urtheil über „Die Philosophie des Bewußten und die Wahrheit des Unbewußten. Von Franz Chlebik". Dieses Buch ist eine versuchte, speculative Ehrenrettung der linken Seite der Hegel'schen Schule. Die drei Kritiken über Michelet, Schasler und Chlebik greifen überhaupt zusammen. Wieder wird von unserm Virtuosen in der Kritik haarscharf bewiesen, daß auf Widersprüche nie Verlaß ist, daß auch die verheißene Lösung derselben so oft kein sicheres Fundament hat, daß sie in der Regel ins Abstracte hinunterfällt, in den unheimlichen Abgrund des Incommensurabeln, oder daß sie gar in der Luft hängt, sodaß sie täuscht, unwillkürlich foppt, höchstens die optische Täuschung einer trügerischen, neckenden Fata-Morgana am Horizonte des Forschergebietes hervorruft, die sich in Nebel verläuft, wenn wir ihr folgen, sodaß das vermeinte Denken und Nachdenken ein Wahn wird, den wir uns mit vielem Zeitverlust in den Kopf bringen, sodaß wir sauere Mühe haben, ihn wieder auszumerzen.

Sehr inhaltschwer und fruchtbar ist die Kritik unter der Aufschrift „Hegel als deutscher Naturphilosoph, von Rosenkranz". Dieses Buch des königsberger berühmten Denkers ist, wenn man will, ein Seitenstück zu Michelet's „Weltphilosophen", bei Gelegenheit des Hegel-Jubiläums; doch in welch unendlich reinerm Lichte glänzt das Monument, welches Rosenkranz seinem gewaltigen Lehrer gesetzt! In jeder Beziehung ist der „Nationalphilosoph" des Königsbergers ein classisches Werk. Welche lebendige Charakteristik, welche klare Darlegung der Hegel'schen Lehre, welcher Reichthum der tiefsten und höchsten eigenen Gedanken, Ideen, welche sichere, mit festem, historischem und doch künstlerischem Griffel ausgeführte Herausarbeitung der Gestalt seines Helden in Lebensgröße, stets im Zusammenschauen aller Details im Nacheinander der Zeit, aber auch im Zugleich und Zusammen aller Zeiten, somit der totalen Gegenwart! Nur Karl Rosenkranz konnte bis zur Vollendung ein derartiges Denkmal verwirklichen, da er von jeher im Centrum der Hegel'schen Schule stand und nicht wie Michelet auf der äußersten Linken. Jener Standpunkt allein hätte freilich eine solche Leistung nimmer vollbringen können. Das, was sie erst möglich machte, ist, daß Rosenkranz, der stets treue Anhänger Hegel's, dennoch immerdar sich zugleich seine Unabhängigkeit gewahrt hat vom Hegel'schen Buchstaben, von der crassen Orthodoxie oder gar ins Leere hinein philosophirenden Paradoxie der Hegel'schen Schule, was deren beide Seitenflügel betrifft, die allerdings fast immer ohne Ideenflug waren. Es ist nun mehr als interessant, wie Franz Hoffmann, der sich ähnlich zu Baader verhält wie Rosenkranz zu Hegel, auch hier seine Opposition gegen die Hegel'sche Doctrin geltend macht, sie mit aller Entschiedenheit ausspricht, obwol er sich stets mit der wärmsten Anerkennung über die eminente Geistesgröße Hegel's wie Rosenkranz' hat vernehmen lassen. Der wesentlichste Differenzpunkt zwischen Rosenkranz und Hoffmann ist der, daß jener von jeher behauptet hat, es sei keineswegs Hegel's Lehre, Gott

komme nur im Menschen zum Bewußtsein, sondern er habe das Subject-Sein Gottes, also absolutes Persönlichkeitsbewußtsein desselben, stets mit deutlichen Worten herausgestellt. Und allerdings finden sich in der „Religionsphilosophie“ Hegel's, jedoch auch in andern seiner Werke, Stellen, ganze Partien, die es über allen Zweifel erheben, daß Hegel in seiner Weltanschauung unter dem absoluten Geist einen Gott verstanden wissen will, der Subject mit absolutem Bewußtsein, also Person in höchster Bedeutung ist.

Unser Verfasser findet dagegen folgende Bedenken, was die ganze Hegel'sche Schule anlangt, deren Uneinigkeit ihm schon verdächtig erscheint. Er läßt sich so darüber verlauten:

Die Spaltungen der Hegel'schen Schule sind hervorgetreten, trotzdem daß Hegel seine Lehre in groß angelegter Systematik als absolute Wissenschaft hinterließ, wo man denn hätte erwarten sollen, daß eine dreifache Auslegung der Grundlehre gar nicht möglich sein könne. Nicht das ist das Verwundersame, daß die Jünger Hegel's in verschiedenen Richtungen auseinandergingen, sondern das, daß jede dieser verschiedenen Richtungen in demselben angeblich bewunderungswürdig organisirten System Hegel's sich selbst ausgesprochen finden will, während doch Hegel unmöglich zugleich im Sinne der nachherigen Mitte, der rechten und der linken Seite seiner Schule konnte verstanden werden, und doch nur eine dieser drei Auslegungen die im wesentlichen richtige sein kann. Vergleichen wir Hegel mit Kant rücksichtlich der Grundideen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, die Kant so bestimmt festhält, so will das Centrum der Hegel'schen Schule, Rosenkranz, bei Hegel die Behauptung der Persönlichkeit Gottes und der Freiheit, aber die Verneinung der individuellen Unsterblichkeit gefunden haben (Rosenkranz, bemerken wir unserseits, wird das schwerlich zugeben); die linke Seite, z. B. Michelet, findet bei Hegel sowol die Leugnung der Persönlichkeit Gottes als auch der individuellen Unsterblichkeit; die rechte Seite, z. B. Erdmann, schreibt Hegel die Behauptung der Persönlichkeit Gottes wie der individuellen Unsterblichkeit zu. So verschiedene Ausdeutung wäre doch unmöglich, wenn die Veranlassung dazu nicht in den Werken Hegel's selber läge.

Unter den fernern Aufsätzen dieses fünften Bandes markirt sich vorzugsweise „Philosophische Bibliothek von H. von Kirchmann“. Schon die Ausführlichkeit, die fast in alle Richtungen der Geschichte der Philosophie hinaus sich erstreckende Schau und Umschau dieser Kritik, die ebenso instructiv wie reich an Gedankengehalt ist, verdient, daß man sie mit aller Aufmerksamkeit und Gründlichkeit lese, studire; sie bringt den empfänglichen Leser in das rechte Fahrwasser, auf daß er sich mit gutem Muth auf den unermeßlichen Ocean der Weltweisheit hinauswage; die Verfasser des Werks und der Kritik versehen ihn mit dem Kompaß, um jeder Gefahr dieser Weltfahrt zu entgehen.

Wir bekennen zuerst offen, daß wir bereits von früher manche Bedenken gegen derartige Bibliotheken in der Literatur hegen. Bibliothek der schönen Wissenschaften, Bibliothek der oder gar aller Reisen, Etuibibliothek, nun vollends Bibliothek der Romane: es klingt in uns, schwer tilgbar, immer aus der Erinnerung einiges an von: Inbegriff aller Wissenschaften, wie dergleichen chaotische Inbegriffe das vorige Jahrhundert liebte. Die Höhe und Breite des Unorganischen, die Abhängigkeit vom Alphabet wird, noch dazu ursprünglich von den Franzosen her, erreicht in den sogenannten Encyklopädien, die allerdings oft wenig genug verrathen von der Erhabenheit der cyklischen Wiederkehr der Gestirne. Und doch, wie unbeschreiblich viel Gutes, bis in die neueste Zeit, haben jene encyklopädischen Werke gestiftet! Als Muster sind hier auszuzeichnen: Hegel's Encyklopädie der Philosophie, und Rosenkranz' der Theologie. Der Herausgeber einer noch dazu ebenfalls wissenschaftlichen Bibliothek, die in jeder Hinsicht genügen soll, muß nach einem wohlüberlegten, großartigen Plane verfahren, mit strenger Auswahl die Werke zusammenstellen, doch so, daß das Ganze nicht wie ein Conglomerat oder Aggregat erscheint, sondern wie ein lebendiger Organismus, der uns zugleich kundgibt, daß das Wesen der Seele so Allgegenwart ist, daß sie auch in jedem einzelnen Organe wohnt, wie sie im ganzen lebt. Daher muß die Aufeinanderfolge der einzelnen Werke eine gewisse Geistesverwandtschaft verrathen, sodaß der Uebergang von einem zum andern nicht zu schroff erscheint, ungeachtet der Einzigkeit und Eigenthümlichkeit jedes einzelnen. Auch die Chronologie muß zu ihrem vollen Rechte kommen, wird aber nicht ausreichen, sondern den letzten, höchsten Erfolg verbürgt und gibt erst der Geist und eben die Verwandtschaft der Geister.

Auch die noch so hervorstrahlende Vortrefflichkeit der einzelnen in die Bibliothek aufgenommenen Werke vergewissert noch lange nicht die nachhaltige Wirkung des Ganzen. Dieses darf keine Korallen-, keine Austernbank sein; denn auch an einer solchen, nicht blos an einer Sandbank könnte der unvorsichtige Leser, der Befahrer jenes Büchermeeres, scheitern. Auch die Hoheit, die Pracht der Ideen, der Glanz der Darstellung, die ausgeprägte Form darf noch nicht entscheiden, sondern die Wahrheit des Dargestellten, welche alle Wahrheiten in sich schließt, und nach der Wahrheit erst die Schönheit, nach der Wissenschaft die Kunst. Der einzelne Diamant, wenn er wohlgeschliffen ist, wirkt mehr als eine Grube roher Diamanten, dieser Fix- und Sonnensterne des Mineralreichs. Und allerdings eine solche „Philosophische Bibliothek“, wie die von unserm Verfasser beurtheilte, soll ein Sonnentempel sein, in dem man, mehr als die Parsen, nicht physisches Licht und Feuer anbetet, sondern die lebendige Wahrheit.

Nach dem Durchschnittlichen, was Franz Hoffmann über das in Rede stehende Werk aussagt, hat H. von Kirchmann annäherungsweise, aber auch in vielfachem Betracht vollständig das verwirklicht, was wir von einem solchen über die Maßen schwierigen Unternehmen oben anzudeuten uns erlaubten. Was dem Herausgeber sehr zu statten kommt, ist, daß er selbst ein nicht blos geschulter, gelehrter, erstaunenswerth belesener, sondern auch selbständiger Denker ist, der das Bewußtsein oft genug an den Tag legt, daß er sein eigenes System habe, wie es ja auch schon in die Oeffentlichkeit getreten ist. Sehr große Anerkennung zollt auch unser Kritiker H. von Kirchmann, er spricht ihm in der Reihe der Denker eine bedeutende Stelle zu, läßt es aber auch nicht an Erinnerungen, Ausstellungen, stark abweichenden Ansichten und Berichtigungen fehlen, sowol in Hinsicht auf die Kirchmann'sche Philosophie überhaupt, wie auch im Anbetracht seiner „Bibliothek“. Uns will es scheinen, als ob H. von Kirchmann eine mächtige Neigung zum Paradoxen habe, daß ihm das Originellsein sehr am Herzen liege, was man natürlich einem Manne von solcher Intelligenz nicht verdenken darf.

Daß das ganze, höchst dankenswerthe, bibliothekarische Werk H. von Kirchmann's echt deutscher Natur und deutschen Geistes ist, hebt der Kritiker schon am Anfange hervor. Die Stelle lautet:

Es war ein überaus glücklicher Gedanke H. von Kirchmann's, mit einer philosophischen Bibliothek vor die deutsche Nation zu treten, und der sehr gute Fortgang des umfassenden Unternehmens hat evident gezeigt, daß mit ihm einem weitverbreiteten Bedürfniß entgegengekommen wurde. In der Vorrede zum ersten Hefte erklärt sich der Verfasser über das ganze Unternehmen, woraus vorzüglich folgende Punkte herauszuheben sind. Es soll dem Bedürfniß, die Quellen selbst kennen zu lernen, Abhülfe verschafft werden. Daher sollen die Hauptwerke alter und neuer Zeit in correcten, bequemen und möglichst billigen Ausgaben auf die leichteste Weise zugänglich gemacht werden. Da das Werk weniger für den Fachgelehrten als für das gebildete Publikum berechnet ist, so sollen die in fremden Sprachen geschriebenen Werke nur in deutschen Uebersetzungen geboten werden, und zwar in neuen Uebersetzungen, wie sie der für die philosophische Ausdrucksweise vorgeschrittenen deutschen Sprache entsprechen. Die einzelnen Werke sollen nicht so nackt geboten, sondern sachliche Erläuterungen zum leichtern Verständniß geboten werden. Auch die Kritik soll nicht ganz ausgeschlossen werden.

Es folgt die Beurtheilung eines überaus eigenthümlichen, pikanten wie drastischen Werks, welches jetzt bereits in mehrern Heften veröffentlicht worden ist, von welchem der Verfasser das erste Stück ebenfalls einer Kritik unterwirft. Es hat den Titel: „Unzeitgemäße Betrachtungen von Dr. Friedrich Nietzsche, ordentlichem Professor der Philologie: David Strauß der Bekenner und der Schriftsteller". Während ich diese Anzeige des vorliegenden fünften Bandes der Hoffmann'schen Schriften aufs Papier bringe, fühle ich zum ersten mal eine gewisse Schwierigkeit, um nicht zu sagen Bangigkeit, denn ich bin seit dem ersten Hefte jener „Unzeitgemäßen Betrachtungen" ein eifriger Leser und wahrer Verehrer Nietzsche's, und das erste Heft wie die Fortsetzungen dessen — es dürften jetzt vier oder fünf Hefte erschienen sein — haben mir die heitersten Stunden bereitet. Was ich an dem Nietzsche'schen Werke mit Dank anerkenne, ein Lob, dem allerdings auch Tadel nachfolgt, ist, daß es den deutschen Philister nebst Frau geiselt, die jetzt in dem vermeinten „Volke der Denker" wieder obenauf sind und, seitdem sie glauben von einem Affenpaar allen Ernstes abzustammen, sich, thierisch genug, die Träber schmecken lassen, welche ihnen die Materialisten vorsetzen. Die Geiselhiebe, welche F. Nietzsche den deutschen Philistern versetzt, treffen Mann wie Frau aufs präciseste, wenn sie auch bei dem rohesten Gethier unter jener Menschenabart wenig oder nichts verschlagen werden. Nietzsche behandelt selbst die Sprache meisterhaft, und sein Stil ist zwar oft metallschwer, aber dabei vom reinsten Silberklange, der sofort den Kenner der Musik und den Enthusiasten offenbart. Dagegen, daß Nietzsche das Wesen der deutschen Nation verkennt, einer Nation, die außer den alten Griechen nie ihresgleichen gehabt hat, daß er in Strauß nicht den höchst begabten Kritiker — was negative Kritik betrifft — anerkennt, daß Nietzsche, ein Gelehrter von solcher Bildung, ein Autor von solchem Geist und solcher höchst anziehenden Eigenart, in Ansehung Schopenhauer's Fanatiker ist, ja — man traut seinen Augen nicht — den Deutschen denselben Schopenhauer als Ideal aller Erziehung empfiehlt — etwa in den Fröbel'schen Kindergärten? Das hieße aber den Bock zum Gärtner machen —: das sind Verirrungen, überschwengliche Schwärmereien, von denen sich zu befreien es einem so hervorragenden Autor wie Nietzsche baldmöglichst gelingen möge! Man wird nun noch viel gespannter auf das sein, was unser ausgezeichneter Kritiker über jenen merkwürdigen Mann in Bezug auf dessen „Unzeitgemäße Betrachtungen" sagt.

Endlich, möge man mir es nicht als Eitelkeit auslegen, daß ich hier öffentlich für die Meisterkritik meines komisch-tragischen Romans „Darwin" (3 Bde., Jena 1873) Franz Hoffmann meinen innigsten Dank darbringe. Verstanden zu werden, wie man verstanden sein wollte, ist eine seltene Erfahrung, auch sogar desjenigen Autors, der mit Bgeisterung sein Werk begonnen, fortgeführt und beendet hat. Franz Hoffmann hat meinen „Darwin" mit einer Feinheit, Tiefe, Höhe, mit der gleichen Empfänglichkeit für die Schönheit und Erhabenheit der Natur, fürs Komische und Tragische, für Ausgelassenheit des Humors, für den Aufschwung zu den höchsten Ideen kritisirt, daß mir in dieser Hinsicht nichts mehr zu wünschen übrigbleibt.

Möge der auch wieder ausgezeichnete fünfte Band der „Philosophischen Schriften" Franz Hoffmann's so fleißig und gründlich gelesen, so zahlreich verlangt werden, daß uns der Verleger nächstens den sechsten Band bringt. Hoffmann's Kritiken sind so productiver Art, daß sie der Philosophie Anhänger auf Anhänger gewinnen werden.

Alexander Jung.

Zur volkswirthschaftlichen Literatur.

Das Ureigenthum. Von Emile de Laveleye. Autorisirte deutsche Ausgabe, herausgegeben und vervollständigt von Karl Bücher. Leipzig, Brockhaus. 1879. 8. 10 M.

Den volkswirthschaftlichen Fachmännern war das 1874 erschienene Buch: „De la propriété et de ses formes primitives", als die bemerkenswertheste zusammenfassende Schilderung der verschiedenen geschichtlich entwickelten Formen des Grundeigenthums bekannt; sie werden aber diese umgearbeitete und vom Uebersetzer durch eine Anzahl vortrefflicher eigener Thatsachen vermehrte deutsche Ausgabe sehr willkommen heißen, und wir wüßten den Lesern kein die wirthschaftliche Grundfrage des Eigenthums historisch besser behandelndes Werk zu empfehlen als das vorliegende, dem als Ergänzung behufs theoretischer Orientirung in den Principienfragen die betreffenden Kapitel der rühmlichst bekannten „Grundlegung der Volkswirthschaftslehre" von Adolf Wagner dienen werden.

Wie weit die gegenwärtige Bearbeitung des Laveleye'schen Buchs, das hiermit dem größern Publikum zugänglich gemacht ist, von dem Original abweicht, beziehentlich wie viel sie mehr enthält, brauchen wir hier nicht darzulegen, sondern wollen den Charakter derselben kurz skizziren, um zur Lektüre einzuladen.

Von den 32 Kapiteln sind einige der Darstellung der

Grundzüge der Entwickelung des Eigenthums überhaupt und der Theorie des Eigenthums gewidmet, die andern beschäftigen sich mit der geschichtlichen Darstellung der Grundeigenthums-Verhältnisse im alten Griechenland und Rom, bei den alten Germanen und bei den Urbewohnern Amerikas, der Entwickelung und der Reste der frühern Grundeigenthums-Verfassung in den heutigen romanischen und germanischen Ländern, der Verfassung des Gesammteigenthums im heutigen Rußland, bei den Südslawen, auf Java und in Indien. Ein jedes Kapitel bildet einen für sich abgeschlossenen und verständlichen Abschnitt, und nur so ist, bei der so sorgfältigen Forschung des Verfassers und Bearbeiters und der sonst so geschmackvollen Arbeit, das etwas wirre Durcheinander zu erklären und zu entschuldigen, in welchem diese 32 Kapitel stehn.

Wir glauben, daß dieses Buch von sehr vielen gleichsam wie eine neue Offenbarung über volkswirthschaftliche Dinge gelesen werden wird. Es ist eigenthümlich, wie das Publikum, natürlich abgesehen von wissenschaftlichen Forschern über diese Gegenstände, gerade in den Anschauungen vom Eigenthum die geschichtliche Entwickelung ganz vergessen hat und sich das Eigenthum kaum anders denken kann als in der Form, welche ihm durch das Corpus juris und das gemeine Recht gegeben ist, und es ist wunderbar, wie tief sich die Vorstellung der rationalistischen Juristen: das Sondereigenthum in seiner heutigen Form sei eine ursprüngliche, natürliche Einrichtung, eingewurzelt hat. Und doch sind jedermann aus der Geschichte Erscheinungen bekannt, welche zeigen, daß das „unbeschränkte" Verfügungsrecht, welches wir heute Eigenthum nennen, beim Grund und Boden sich erst in recht neuer Zeit entwickelt hat. Was waren denn die „feudalen" Zustände, die durch Ablösung der „Feudallasten" erst in diesem Jahrhundert bei uns beseitigt wurden, anders als eine eigenthümliche Theilung der Herrschaftsrechte am Grund und Boden? Der Gutsherr und der Bauer hatten an demselben Stücke Landes gewisse unkündbare, vererbbare, rechtlich gegeneinander abgegrenzte Verfügungsrechte; keiner von beiden hatte eine absolute Herrschaft über die Sache. Ferner hat jeder halbwegs Gebildete schon von den schweizerischen Allmenden gehört, die in gemeinsamer Benutzung der Allmendgenossenschaft stehen, ohne daß der Einzelne von einem „Eigenthum" im modernen Sinne daran reden könnte, die also eine in der Gegenwart bestehende, höchst wohlthätige Form des Gesammteigenthums bilden. Da wir aber eigenthümlicherweise in Deutschland unsere eigenen socialen Verhältnisse weniger als die des Auslandes zu studiren pflegen, oder bis vor kurzem pflegten, so werden viele erstaunt sein zu hören, daß dieselbe uns schon so fremdartig erscheinende und leider oft mit ungünstigem Vorurtheil betrachtete Form des Gesammteigenthums sich auch in Deutschland noch eines respectabeln Daseins erfreut.

Es ist ein besonderes Verdienst Bücher's, des deutschen Bearbeiters des Laveleye'schen Buchs, dieses mit Forschungen über deutsche Verhältnisse bereichert zu haben. In dem neunten Kapitel: „Die Allmenden im südwestlichen Deutschland" sagt er:

> Die Allmenden als die Ueberreste der gemeinen Mark unter geregelter Nutzung der Gemeindegenossen sind keineswegs auf die Schweiz beschränkt. Sie finden sich auch in einer sehr großen Zahl von süddeutschen Gemeinden, hauptsächlich in Baden, Würtemberg, Hohenzollern und der hessischen Provinz Starkenburg; selbst nördlich des Mains trifft man noch zahlreiche versprengte Reste derselben. Wir reden hier nicht von der ungetheilten Gemeinschaft von Wald und Weide, denn in Bezug auf diese hat sich das Nutzungsrecht der alten Markgenossen noch in viel größerer räumlicher Verbreitung erhalten oder vielmehr auf die modernen Dorfgemeindebürger übertragen. Wir haben vielmehr vorwiegend das cultivirte Gemeindeland im Auge, insofern es unter die Ortsbürger periodisch oder auf Lebenszeit in Losen vertheilt wird. In dieser Eigenthümlichkeit sind die Allmenden nur in dem alemannischen Südwesten Deutschlands allgemein verbreitet.

Und weiterhin:

> Dem ersten Anscheine nach könnte eine gesonderte Darstellung der süddeutschen Allmenden für überflüssig gehalten werden, da sie dasselbe Princip verkörpern, welches den schweizerischen zu Grunde liegt. Bei näherm Zusehen ergeben sich indessen zwei wesentliche Verschiedenheiten.

Diese Verschiedenheiten findet Bücher darin, daß erstens die Allmende in der Schweiz aufs engste mit der Viehwirthschaft der Alpencantone zusammenhängt, während die süddeutsche Allmende sich vorwiegend an den Ackerbau in den Ebenen knüpft, und daß zweitens die Trägerin der Allmende in der Schweiz eine privilegirte Corporation innerhalb der politischen Gemeinde ist, während in der südwestdeutschen, wenigstens seit Anfang dieses Jahrhunderts, der Grundsatz festgehalten worden ist, daß die Ortsbürgergemeinde Eigenthum und Nutzungsrecht an der Allmende in sich vereinigt.

Bücher schildert dann das Wesen dieser Allmende an verschiedenen Beispielen.

So finden wir also in diesem Buche die Spuren des „Ureigenthums" daheim und auswärts mit Sorgfalt verfolgt, und es gibt nicht nur dem Socialpolitiker reichen Stoff des Studiums über die Conservirung, Weiterbildung, Wiederbelebung geschichtlicher Eigenthumsformen, sondern es wird auch von keinem Gebildeten ohne den Gewinn reicher Belehrung und Anregung aus der Hand gelegt werden.

H. von Scheel.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Am münchener Hoftheater ging ein anonymes vieractiges Schauspiel: „Ein deutscher Standesherr", in Scene, als dessen Verfasser der Obersthofmeister Graf Monts bezeichnet wird. Das Stück fand durch die ruhige Führung der Handlung, durch ansprechende ernste und heitere Scenen vielen Beifall. Die Grundlinien der Handlung sind allerdings nicht neu; das Standesvorurtheil ist schon allzu oft zum Träger einer Schauspieldichtung gemacht worden; ebenso fehlt es nicht an Stücken, in denen die Misheirath zwischen einem „berühmten" Künstler und einer Gräfin das letzte Facit des dramatischen Exempels bildet. Vorurtheilsfreie Standesherren, wie der Vater der Tochter, welcher das Opfer ihrer Neigung nicht annehmen will und einer solchen in den Kreisen der Standesgenossen für eine

Misheirath geltenden Ehe seine Zustimmung gibt, gehören schon eher zu den Seltenheiten. Ob der Beifall, den das Schauspiel in München fand, auf Rechnung des sogenannten Familienapplauses zu setzen ist, oder ob das Stück selbst sich über das Niveau des Dilettantismus zu künstlerischer Bedeutung erhebt: das wird sich erst entscheiden lassen, wenn das Stück auf andern deutschen Bühnen vorgeführt worden ist.

In München ist auch ein neues Drama des productiven Adolf Wilbrandt mit sehr gutem Erfolg zur Aufführung gekommen. Es führt den Titel „Die Tochter des Herrn Fabricius"; und dieser Herr Fabricius selbst wurde von Herrn Possart vorzüglich zur Darstellung gebracht.

— Am berliner Hoftheater hat ein Schauspiel von A. F. Hackenthal: „Eine Ehe von heute", ein so lärmendes Fiasco gemacht, daß Herr von Hülsen selbst sich veranlaßt sah, dem Publikum eine Strafpredigt zu halten und es zu ermahnen, die Dehors des königlichen Hoftheaters besser zu wahren. Auch einige Zeitungen erklärten sich gegen die allzu lärmenden Unterbrechungen und das Auslachen und höhnische Applaudiren einzelner Scenen. Es ist hier schwer, so lange die Aeußerungen des öffentlichen Urtheils im Theater erlaubt sind, so lange dem Applaus das Zischen als berechtigtes Correlat gesellt ist, eine feste Grenze für das Erlaubte und Verbotene zu ziehen. Stimmt ein tragisches Stück das Publikum heiter, so ist dies ein Unglück für das Stück; aber das Publikum, dem ja die Heiterkeit im Theater sonst nicht verwehrt ist, mag derselben auch freien Lauf lassen, wo dies gegen die Intentionen des Dichters geschieht. Da ein so begrabenes Stück kaum noch Aussicht hat als Revenant auf irgendeiner Bühne zu erscheinen, so müssen wir uns beeilen, seine Bekanntschaft wenigstens nach den Referaten der Zeitungen zu machen. Hackenthal, ein Name, der als Pseudonym für eine Dame wenig graziös klingen würde, hat sich die Stücke Björnson's und andere modischen Kaufmannsstücke mit Fallissements zum Muster genommen. Ein bankrotter Kaufmann zwingt seine Tochter, einen andern jungen von ihr ungeliebten zu heirathen, weil dieser dann in sein Geschäft eintreten und ihn retten will. Die Tochter, Felicitas, gehorcht aus Pietät: doch bald ergibt sich, daß ihr Bräutigam selbst bankrott ist und sich nur mit ihr verlobte, weil er aus guter Quelle wußte, daß der Bankrott ihres Vaters ein trügricher sei und auf einer falschen Schiffsnachricht beruhe. Ueberdies stürmt eine verlassene frühere Geliebte in den Hochzeitsjubel: der Bräutigam, der inzwischen Gatte geworden, entzieht sich allen diesen Unannehmlichkeiten, durch die sein wahrer Charakter entlarvt wird, durch einen Pistolenschuß. Felicitas, die eine andere Liebe im Herzen trägt, der sie pflichtgemäß entsagte, kann jetzt den Geliebten sich erwählen. Die Handlung ist wenig sympathisch; wir können aber der Handlung vieler glücklichen Bühnenstücke ebenso wenig Sympathien zuwenden. Die Schablone beginnt allmählich in dieser realistischen Dramatik zu herrschen; es ist ein Spiel von sich ablösenden Varianten. In einzelnen Scenen des Stücks soll sogar Talent sein: trotzdem hat Hackenthal das Spiel verloren, während andere mit ihren fünf Acten eine Quinterne gewannen.

Bibliographie.

Alcott, Luisa, Frau Podger's Theetopf und andere Erzählungen. Deutsch von A. Passow. Stuttgart, Abenheim. Gr. 16. 1 M.

Bern, M., Ein stummer Musikant. Die Geschichte einer Künstlerliebe. Stuttgart, Göschen. 1880. 16. 3 M. 40 Pf.

Internationale wissenschaftliche Bibliothek. 39ster u. 40ster Bd.: Die natürlichen Existeuzhedingungen der Thiere. Von K. Semper. Mit 106 Ahbildungen uud 2 Karten. Leipzig, Brockhaus. 1880. 8. 11 M.

Brachvogel, A. E., El Dorado. Historischer Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 1880. 8. 9 M.

Diercks, G., Soma und Psyche. Eine Legende. Festschrift. Dresden, Pierson. Gr. 8. 1 M.

Er geht fort oder die Schauspielertruppe in tausend Nöthen. Lustspiel von Haut-gout Minos. Schmalkaldeu, Wilisch. Gr. 8. 75 Pf.

Feuchtersleben, E. Freih. v., Zur Diätetik der Seele. Halle, Gesenius. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

George-Kaufmann, Amara, Dissonanzen und Akkorde. Mainz, Kirchheim. 8. 2 M. 70 Pf.

Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Herausgegeben von W. Oncken. 9te Abth.: Geschichte von Hellas und Rom. Von Professor G. F. Hertzberg. Berlin, Grote. Gr. 8. 3 M.

Glaser, A., Weibliche Dämonen. Roman in 2 Thln. Berlin, Teschner u. Rosenberger. 8. 5 M.

Habberton, J., Tante Jettchen. Nach dem Amerikanischen von A. Nürenberg. Stuttgart, Abenheim. Gr. 16. 4 M.

Harttung, J., Diplomatisch-historische Forschungen. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 10 M.

Helm, Clementine, Unter'm Schnee erblüht. Erzählung. Stuttgart, Richter u. Kappler. 1880. 16. 2 M.

Hesse-Wartegg, E. v., Nordamerika, seine Städte und Naturwunder, sein Land und seine Leute. Mit Beiträgen von U. Brachvogel, Bret Harte, T. Kirchhoff 2c. Mit zahlreichen Abbildungen. 4ter Bd. Leipzig, G. Weigel. 1880. Gr. 8. 5 M.

Hiltl, G., Unser Kronprinz, Friedrich Wilhelm Nicolaus Carl, Kronprinz des deutschen Reiches und Kronprinz von Preußen. Eine Festschrift. Berlin, Militaria. Gr. 8. 1 M.

Inama-Steruegg, K. T. v., Deutsche Wirthschaftsgeschichte. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Deutsche Wirthschaftsgeschichte bis zum Schluss der Karolingerperiode. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 12 M.

Kalidasa, Meghaduta d. i. der Wolkenbote. Ein Gedicht. Aus dem Sanskrit metrisch übersetzt von L. Fritze. Chemnitz, Schmeitzner. Gr. 16. 1 M 50 Pf.

Kaemmel, O., Die Entstehuug des österreichischen Deutschthums. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Die Anfänge deutschen Lehens in Oesterreich bis zum Ausgange der Karolingerzeit. Mit Skizzen zur keltisch-römischen Vorgeschichte. Leipzig, Duncker u. Humhlot. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Illustrirter Katalog der pariser Weltausstellung von 1878. Leipzig, Brockhaus. 1880. Gr. 4. 34 M.

Kaufmann, G., Deutsche Geschichte bis auf Karl den Großen. In 2 Bdn. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Die Germanen der Urzeit. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1880. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Charles Kingsley. Briefe und Gedenkblätter, herausgegeben von seiner Gattin. Autorisirte deutsche Uebersetzung von M. Sell. 1ster Bd. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 4 M.

Kraus, V. v., Maximilian's I. Beziehungeu zu Sigmund von Tirol in den Jahren 1490—1496. Studie zur Charakteristik heider Fürsten. Wien, Hölder. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Kutschbach, A., Lassalle's Tod. Im Anschluß an die Memoiren der Helene von Racowitza: Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle, zur Ergänzung derselben. Chemnitz, Schmeitzner. 1880. 8. 3 M. 60 Pf.

Laas, E., Idealismus und Positivismus. Eine kritische Auseinandersetzung. 1ster, allgemeiner und grundlegender Theil. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 6 M.

Lotheisen, F., Geschichte der französischen Literatur im XVII. Jahrhundert. 2ter Bd. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 10 M. 80 Pf.

Martinius, C., Das Land der Hegelingen, wiedergefunden im ostfriesischen Harlingerlande. Beiträge zur Erklärung des Gudrungedichtes. Norden, Soltau. Gr. 8. 75 Pf.

Reich, E., Menschliches Elend. Löbau Wpr., Skrzeczek. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Reyer, A., Ueher Ortografie-Reform und Shreihung der Se- und She-Laute. Wien, Hölder. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Rosegger, P. K., Lustige Geschichten. Wien, Manz. 8. 4 M.

Sauer, C. M., Freunde und Gönner. Mit dem Bildniß des Verfassers. 3 Bde. Görlitz, Vierling. 8. 12 M.

Schiller und Lotte. 1788—1805. 3., den ganzen Briefwechsel umfassende Ausgabe, bearbeitet von W. Fielitz. 3 Bde. Stuttgart, Cotta. 8. 9 M.

Schmid, L., Graf Albert von Hohenberg, Rotenburg und Haigerloch vom Hohenzollern Stamme. Der Sänger und Held. Ein Cyklus von kultur-historischen Bildern aus dem 13. Jahrhundert. Mit 3 Illustrationen. 2 Bde. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 20 M.

Schneider, L., Aus meinem Leben. 1ster Bd. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 6 M.

Schuchardt, Riccaut de la Marlinière, ein Beitrag zur Erklärung von Lessing's Minna von Barnhelm. Schleiz, Lämmel. 8. 1 M.

Schücking, L., Sklaven des Herzens. Viola. 2 Novellen. Berlin, Goldschmidt. 8. 3 M.

Schulte, Baronin Auguste v., Burg Hammerstein. Historische Erzählung. Hannover, Kniep's Sortiment. 8. 3 M.

Schultz, A., Das höfische Lebeu zur Zeit der Minnesinger. 1ster Bd. Mit 111 Holzschnitten. Leipzig, Hirzel. Lex.-8. 13 M.

Semler, C., Wallenstein's Lager von Friedrich von Schiller. Eine Festrede. Leipzig, Wartig's Verlag. 8. 60 Pf.

Spencer, H., Die Thatsachen der Ethik. Autorisirte deutsche Ausgahe. Nach der 2. englischen Auflage übersetzt von B. Vetter. Stuttgart, Schweizerhart. Gr. 8. 9 M.

Stöcker, A., Das moderne Judenthum in Deutschland, besonders in Berlin. Zwei Reden. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1880. Gr. 8. 50 Pf.

Historisches Taschenbuch. Begründet von F. von Raumer. Herausgegeben von W. H. Riehl. 5te Folge. 9ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Thielmann, Freih. M. v., Vier Wege durch Amerika. Mit 18 Vollhildern und 3 Karten. Leipzig, Duucker u. Humblot. Lex.-8. 30 M.

Universal-Bibliothek. Nr. 1233: Leonarda. Schauspiel von Björnstjerne Björnson. In deutscher Uebertragung von E. Lobedanz. Einzig rechtmäßige, nach dem norwegischen Original-Manuscript vom Verfasser selbst veranstaltete deutsche Ausgabe. — Nr. 1234: Amerikanische Novelletten von F. C. v. Wickede. 2te Folge. — Nr. 1235: Zwergkönig Laurin. Ein Spielmannsgedicht aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts. Aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt von L. Bückmann und H. Hesse. — Nr. 1240: Erik Bögg's humoristische Vorlesungen. Aus dem Dänischen von W. Lange. 2tes Bdchn. Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 16. à Nr. 20 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 48. — 27. November 1879.

Neue deutsche Trauerspiele.

Einem Dichter von wahrhaftem Beruf, der aus voller frischer Quelle schöpft, begegnen wir in:

1. Savonarola. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Richard Voß. Wien, Rosner. 1878. 8. 2 M. 40 Pf.

Nicht den finstern strengen Asceten, wie er uns von dem Luther-Denkmal zu Worms entgegenblickt, sondern einen Reformator in großem Stile, der nicht eine engherzige Tendenz zum Ausdruck bringt, sondern eine weite Perspective für sein Streben genommen hat, führt uns der Dichter in seinem Savonarola vor, er nimmt von vornherein unser lebhaftes Interesse für seinen Helden gefangen. Eine hohe sittliche Idee tritt uns entgegen in diesem von unerschütterlicher Wahrheitsliebe durchdrungenen Mönche, der die Lehre Christi in ihrer ursprünglichen Einfachheit und Reinheit predigt, der den Staat auf der Basis der Freiheit aufrichten will und deshalb gegen den mit allen Lastern befleckten Papst Alexander VI., Borgia, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln kämpft. Savonarola ist sich seiner hohen Aufgabe wohl bewußt und begeistert für dieselbe, aber er überschätzt Menschen und Dinge, vergißt, die Wandelbarkeit der großen Masse des Volks in Betracht zu ziehen, und geht daran zu Grunde. Er ist zugleich Held der That und des Gedankens, und wie er denkt, klingt deutlich aus folgenden Worten heraus:

Mein Gott!
Ich sucht' dich überall und fand dich nirgends.
Du seiest die Natur, ward mir gelehrt,
Und ich ging aus, im Weltall dich zu suchen:
Die Erde fragt' ich: „Erde, bist du Gott?"
Sie sagte: „Göttlich bin ich, doch nicht Gott.
Der weise Thales irrte: Mensch empor!"
Ich stieg empor und sprach zum Himmel: „Du bist's!" —
„Ich bin es nicht." — „Ihr Sterne droben seid's!" —
„Frag' uns nicht, wir sind nichts als seine Welten."
Zur Sonne kam ich und mir war's, als säh' ich
Die Glorie Sinais. Ich jauchzte auf:
„Ich habe dich gefunden! Du bist Gott!" —
„Ich bin Geschöpf, nicht Schöpfer." — „Gott, wo bist du?" —
„Die Himmel sind erfüllt von ihm, die Welten
Von ihm durchdrungen, doch du siehst ihn nicht,
Er ist in deinem Herzen."

Lucrezia Borgia, die Tochter Papst Alexander's VI., nicht die von Gregorovius gerettete, sondern das von Sünden und Lastern befleckte dämonische Weib, wie wir es bisher aus den Blättern der Geschichte kennen gelernt, wandelt das seltsame Gelüst an, nach Florenz zu gehen und von Savonarola Vergebung ihrer Sünden zu verlangen. Warum sie gerade von Savonarola entsündigt sein will, erzählt sie dem über ihr Begehren verwunderten Kanzler Bibbiena:

Es war in Rom;
Im Vatican erstrahlt der weite Saal
Von Kerzenglanz; und rauschende Musik,
Und Becherklang, und schöner Frauen Lachen
Tönt durch die stumme Nacht. Im Brautgewand,
Geschmückt mit Blüten, sitzt die bleiche Frau
Und neben ihr der, dem man sie verkauft;
Und fühlt auf sich sein Auge wie ein Kaufmann,
Der seine Waare prüft, fühlt seine Hand
Wie Glut auf ihrem Arm. Da graut's der Frau.
Sie stößt ihn von sich, springt vom Sitze auf
Und schreitet aus dem Saal — —. Sie geht
Ins Brautgemach, und reißt den Kranz sich ab,
Und stürzt sich hin, und schlägt den kalten Marmor
Mit ihrer heißen Stirn. Sie fühlt ihr Blut —
Und wieder faßt sie Graun, und reißt sie auf,
Und hetzt sie fort. Im Garten ist's so still,
Die Nacht so einsam, und der wilde Sturm
In ihrer Brust wird von der stillen Nacht
In Schlaf gesäuselt wie ein müdes Kind.
Ihr Herz schläft ein; sie merkt's und möchte schrein:
Schlaf' nicht! Schlaf ist ja Tod! Da sieht sie sich
An einer offnen Pforte, tief im Grunde
Glüht fern ein rothes Licht, das kennt die Frau,
Das lockt sie hin. Ja, denkt sie, beten — beten.
Und wie sie's denkt, hallt es wie Glockenläuten
Durch ihre Seele, und sie meint, sie sei
Wie einst ein Kind, das fromm zur Kirche geht,
Glauben im Herzen, Bitten auf den Lippen.

So eilt sie hin. Schon steht sie im Gewölb',
Schon will sie dort am Kreuze niedersinken,
Da bebt ihr Fuß zurück. Am Altar kniet
Ein Priester, bleich wie Christus und wie Christus
So göttlich traurig. In Gebet versunken,
Merkt er sie nicht. Sie starrt ihn an und drückt
Sein Christus-Antlitz tief sich in die Seele.
Da spricht er, und sie hört zum ersten mal,
Wie sich ein Mensch mit seinem Gott beredet;
Und fühlt zum ersten mal in ihrer Brust
Selbst eine Gottheit. Räthselhaft, gewaltig
Durchschauert sie's, sie ahnt sich selbst. Die Welt,
Das Leben, dieses mordende Geheimniß,
Zu denken glaubt sie's. — Lange stand sie so,
Bewegungslos. Er endet sein Gebet.
Er schlägt das Kreuz, erhebt sich, wendet sich,
Und sieht die bleiche Frau im Brautgewand,
Und streckt entzückt die Arme nach ihr aus
Und ruft: Maria! Und: Maria! gellt's
Durch ihre Seele. Weh! der heilige Name
Packt sie wie Gottesschrecken. Fort stürzt sie,
Hinaus. Maria ist — Lucrezia Borgia!
(Schaudert zusammen; lacht dann auf.)
Und wieder sitzt die Braut beim Hochzeitsmahl,
Und hört die laute, trunkne Lust, und sieht
Den Mann an ihrer Seite. Und der hebt
Den Becher, schlürft und spricht: Mein bleiches Weib!
Da lacht sie auf und trinkt ihm zu und ruft:
Ich liebe dich!

Bibbiena.
Und jener Priester war —

Lucrezia.
Savonarola.

Sie will den schönen Mönch sehen, ihn durch ihre reuige Demuth für sich gewinnen, seine Leidenschaft entflammen, um ihn dann von seiner Höhe herabzureißen und ihrem Willen dienstbar zu machen. Sie hat kein Verständniß für seine Tugend und strenge Sittenreinheit, es gelüstet sie, auch über diesen Mann zu triumphiren, und sie beichtet ihm. Savonarola ist von der Reue und dem magdalenenhaften Wesen des schönen schuldlos verführt scheinenden Weibes mächtig ergriffen. Er fragt sie nicht nach Stand und Namen, sondern will sie vor dem versammelten Volk entsühnen. Der Dom hat sich mittlerweile mit Volk und Priestern angefüllt; unter den letztern befindet sich der Kanzler Bibbiena. Lucrezia schwankt. Doch wir müssen den ganzen hochdramatischen Auftritt geben, der den Schluß des zweiten Acts bildet und zu dem die Orgel mit gedämpftem Klang ertönt:

Savonarola (zu der Versammlung).
Entsetzliches geschah in Rom: ruchloser,
Furchtbarer Mord, wie ihn seid Kain's That
Die Erde nicht gesehen: Cäsar Borgia
Schlug Juan Borgia, und Lucrezia Borgia,
Roms Laïs, ward zur Niobe und weint
Im Kloster von San-Sisto um den Bruder
Gattinnenthränen, und der Bruder küßt
Die Thränen fort. — O fürchterliche Welt!
(Tritt zu Lucrezia, die bei seinen Worten auffährt und sich ans Herz greift.)
Unbekannte,
Nenne dich mir, daß jene Männer wissen,
Auf wessen Haupt ich meine Hände lege,
Und über wen mein Mund den Segen spricht.

Lucrezia (richtet sich mit Anstrengung auf. Leise, drohend).
Du willst es wissen? Mann, ich warne dich!

Savonarola (laut, fest).
Wer bist du, Weib?

Lucrezia (mit düsterer Entschlossenheit).
Wohlan — vernichte dich!
(Deutet auf Bibbiena.)
Du kennst mich, Mönch. Tritt vor und nenne mich.

Bibbiena (tritt vor und entreißt ihr den Schleier).
Lucrezia Borgia!
(Zeichen allgemeinen Staunens und Schreckens. Savonarola zuckt zusammen, regungslos.)

Lucrezia (lacht, zu Savonarola).
Du kennst mich jetzt. Nun wohl — so segne mich.

Savonarola (nach langer Pause, ehern).
Lucrezia Borgia, hätte diese Hand
Schon segnend über dich sich ausgestreckt —
Sie müßt' verdorren! Flöss' in meiner Brust
Ein Meer von Liebe und Barmherzigkeit,
Ein Ocean, unendlich, um die Schuld
Der Welt mit seinen Fluten rein zu spülen —
Kämst du zu mir gekrochen — bettelnd — winselnd
Um einen Tropfen: ich gäb' dir ihn nicht,
Und wenn zu meinen Füßen du verschmachtetest!
Ihr alle hört's und zeugt's: Was je mein Mund
Zu dieser hier von Milde sprach und Segen —
Ich widerruf's! Gewaltiger Gott, was ich
An deiner ewigen Göttlichkeit gezweifelt,
Weil ich an diese Menschlichkeit geglaubt —
Ich widerruf's! Was mein geheimstes Herz
Für dieses Weib gepocht, gefühlt, geblutet —
Ich widerruf's! — — Mit meines Wortes Geisel
Zerreiß' ich mir die Seele, drück' ich mir
Den scharfen Dorn ins Herz für diese Stunde,
In der mein ganzes Leben Sünde ward,
Furchtbare Schuld. — Lucrezia, nicht als Priester
Steh' ich vor dir, mein heiliges Priesterthum
Ward heut durch dich geschändet und entweiht —
Ich stehe vor dir als die Menschheit, die,
Durch dich um ihre Göttlichkeit betrogen,
Sich gegen dich empört. Lucrezia Borgia —
Die Menschheit klagt durch mich dich an, und ich
Thu' meine Pflicht: ich klage — richte — und
Verfluche dich! (Er hebt seine Hand über sie.)

Lucrezia (vertritt ihm den Weg).
Ein Wort, ein einziges Wort — ein Christuswort!

Savonarola (weist sie zurück).
Lucrezia Borgia — dir starb Christus nicht!

Lucrezia (schreit auf).
Priester!

Savonarola (schreitet auf sie zu und sieht ihr fest ins Auge).
Weib, du willst — —

Lucrezia (vor ihm zurückweichend, tonlos).
Nichts! — Nichts!

Savonarola (zu den Versammelten).
So kommt!
(Er geht bis zum Ausgange, wankt, man eilt ihm zu Hülfe. Er richtet sich mit äußerster Anstrengung auf.)
Laßt mich! — Noch steh' ich aufrecht! —
(Savonarola geht in das Innere des Doms. Die andern folgen. Es erschallt Orgelspiel und Gesang.)

Lucrezia (schaut ihm regungslos nach; erhebt die Hand).
Ja — bis du stürzest! Diese meine Hand
Soll dich von deinem Thron hinunterschleudern,
Bis in das Nichts! (Zu Bibbiena.)
Auf, Cardinal! Nach Rom!

Sich verflucht und verachtet zu sehen, wo sie zu triumphiren wähnte, das erträgt eine Lucrezia Borgia nicht; sie verläßt racheschnaubend mit Bibbiena Florenz, um ihren Vater für ihre verderblichen Plane zu gewinnen.

Prospect.

Geschichte der deutschen Nationalliteratur

des

neunzehnten Jahrhunderts

Erscheint in 8 monatlichen Heften mit vielen Portraits, Initialen ꝛc. in elegantester Ausstattung zum Preise von nur à 1 Mk. — 60 kr. ö. W. — 1 Frs. 35 cm.

von

Ludwig Salomon.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung des In- und Auslandes entgegen. Probehefte werden von allen Buchhandlungen gern zur Ansicht geliefert.



Wir bieten hier eine deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts, wie sie zur Zeit auf dem deutschen Büchermarkte noch nicht existirt: ein eigenartiges Werk, das den sorgfältig gesichteten Stoff uns in zum Theil ganz neuer, aber vollständig naturgemäßer Gruppirung vorführt, außerordentlich reichhaltig ist und trotzdem den Rahmen eines handlichen Buches nicht überschreitet.

Das deutsche Volk nimmt bei weitem noch nicht den regen Antheil an dem Streben und Ringen seiner zeitgenössischen Dichter, wie die übrigen Culturvölker Europa's an dem der ihrigen. Während der Franzose seinen Balzac und Béranger, Alfred de Musset und Victor Hugo feiert wie seine Nationalhelden, während der Engländer seinen Scott, Byron, Dickens und Tennyson nur mit hoher Verehrung nennt, verhält sich der Deutsche seinen Dichtern und Denkern der Gegenwart gegenüber leider immer noch viel zu theilnahmlos, bleibt er den neuen Schöpfungen meist noch viel zu lange fern. Eine Wendung zum Besseren einzuleiten ist daher der Zweck dieses Buches. Es ist bestimmt — nicht nur für die Hand des Gelehrten — sondern auch für den Familientisch, den Kaufmann und Beamten, den Lehrer und Studirenden, den Bürger und Militär, auf daß sich dieser nach des Tages Last erquicke an dem Born deutscher Dichtung und — indem er sich einführen läßt in die hoffnungsfrohe Zeit der

Befreiungskriege, in den Jammer der zwanziger, in das Gewirr der dreißiger und vierziger und in das ernste Wollen der fünfziger und sechziger Jahre — erkenne, daß er die Bestrebungen, Wünsche und Forderungen der Gegenwart nur dann ganz und voll zu verstehen vermag, wenn er sich auch mit den Kämpfen und Zielen der letzten siebzig Jahre bekannt gemacht hat.

Der Standpunkt, den der Verfasser einnimmt, ist der deutsch-nationale, ohne Hinneigung zu irgend einer besonderen Partei, und von diesem aus beurtheilt er denn auch die geistigen Bewegungen unseres Jahrhunderts und die Spiegelbilder derselben, die deutschen Dichtungen der verschiedenen Perioden. In Folge dessen ist das Buch auch zugleich eine Geschichte des nationalen Geistes.

Die früheren Arbeiten des Verfassers bürgen dafür, daß wir es hier mit einem gediegenen Werke zu thun haben. Dr. Ludwig Salomon hat sich bereits durch literarhistorische sowohl, wie novellistische Arbeiten einen geachteten Namen geschaffen: das vorliegende Werk wird ihn schnell populär machen und in die erste Reihe unserer Literarhistoriker stellen.

Wir haben das Werk mit einer Anzahl vorzüglicher **Portraits** auf Kupferdruckpapier und stilvollen Initialen geschmückt und tragen für die Anfertigung einer geschmackvollen Einbanddecke Sorge. **Der Preis des starken Bandes wird auf nur 8 Mark, im Originaleinband 9 bis 10 Mark zu stehen kommen.** Um die Anschaffung unserer „Geschichte der deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts" Jedermann zu ermöglichen, haben wir eine **Ausgabe in 8 Lieferungen à M. 1.—** veranstaltet, welche in beliebigen Zwischenräumen durch jede solide Buchhandlung bezogen werden können. Die für das Werk bestimmte Pracht-Einbanddecke wird mit der Schlußlieferung (nebst einem Avis für den Buchbinder) erscheinen und angezeigt werden. Zu Bestellungen wolle man sich des angefügten Bestellzettels bedienen.

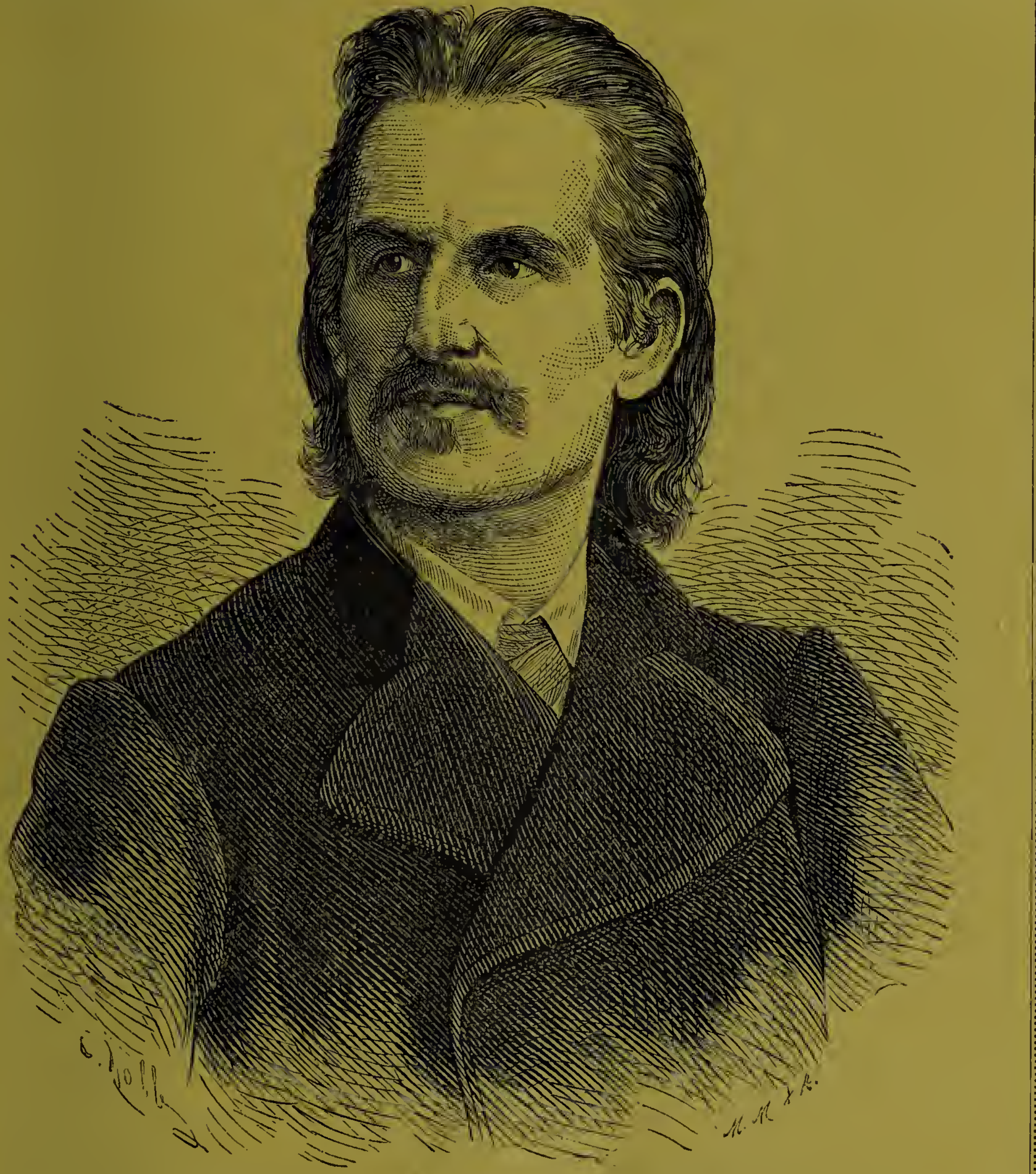
Stuttgart, 1879.

Die Verlagshandlung
Levy & Müller.

Gruppen-Uebersicht.

Einführung. (Blick auf die Reformationszeit, den dreißigjährigen Krieg, die Periode der A-la-mode-Sucht, das Zeitalter Friedrichs des Großen und die klassische Periode.) — **Die Epigonen des weimarischen Kreises:** Karoline v. Wolzogen, Eckermann, Gries, Louise Brachmann, Hölderlin, Matthison, Tiedge, Pyrker, Collin, Körner. — **Jean Paul,** Börne, Weber, Benzel-Sternau, Hebel. — **Die Romantische Schule:** Fr. Schlegel, A. W. Schlegel, Novalis, Tieck, Wackenroder, Brentano, Arnim, Kleist, Fouqué, Eichendorff. — **Die Dichter und Redner der Befreiungskriege:** Arndt, Körner, Schenkendorf, Stägemann, Jahn. — **Die Schicksalstragödie:** Zacharias Werner, Müllner, Houwald, Grillparzer. — **Die Zeit der Enttäuschung:** Clauren, Jul. v. Voß, v. d. Velde, Hauff, Spindler, E. T. A. Hoffmann, Chamisso, Raupach. Abseits Grabbe, Grillparzer, Raimund, Nestroy. — **Die schwäbische Dichterschule:** Uhland, Kerner, Schwab, Mörike, Waiblinger, Kurz bis J. G. Fischer. Abseits Rückert, Geibel, Wilh. Müller, Leop. Schefer, Hammer. — **Der Sturz der romantischen Schule:** Platen, Immermann, Heine. — Die wissenschaftliche Prosa. — **Das junge Deutschland:** Gutzkow, Laube, Wienbarg, Kühne, Mundt. — **Die Verfechterinnen der Frauenemancipation:** Ida von Düringsfeld, Ida Hahn-Hahn, Fanny Lewald, Amely Bölte, Louise Otto. Seitwärts gehende Strömungen: Salon-Roman (Fürst v. Pückler-Muskau, Sternberg), Dorfgeschichten (Bitzius, Auerbach, Rank, Stifter, Silberstein). Abseits Droste-Hülshoff, Freiligrath, Lenau, J. N. Vogl, Betti Paoli, Mosen, Hebbel, Halm, Bauernfeld, Heinrich König, Sealsfield, Henriette Paalzow, Henriette Hanke, Holtei. — **Die Sturmvögel von 1848:** Hoffmann v. F., Herwegh, Becker, Prutz, Dingelstedt, Kinkel, Freiligrath, Grün, Tschabbuschnigg, Beck, Rollett, Frankl, Hartmann, Meißner. — **Die Reaction:** Putlitz, Roquette, Rodenberg, Storm, Elise Polko, Chr. Fr. Scherenberg, Hesekiel, Marie Nathusius, Redwitz, Riehl, Ottilie Wildermuth, Charlotte Birch-Pfeiffer, Kalisch, Louise Mühlbach,

Gutzkow. — **Langsames Erwachen neuen Lebens:** Wilib. Alexis, Scheffel, Freytag, Keller, Heyse, Gottschall, Becker, Lingg, Grosse, Mosenthal, Brachvogel, Otto Ludwig, M. Waldau, Frenzel, Hackländer, Otto Müller, Hoefer, Schücking, Waldmüller, Gerstäcker, Armand, Möllhausen. Dialektdichter: Groth, Holtei, Castelli, Seidl, Misson, Stelzhammer, Dr. Märzroth, Kobell, Meyer-Merian, Reuter. — **Die Zeit des Conflikts und des Norddeutschen Bundes:** Ernst Scherenberg, Träger, Rittershaus, Hopfen, Schanffert, Lindner, Weilen, Rosen, Görner, Spielhagen, Raabe, Marlitt, Grosse, Jensen, Wachenhusen, Habicht, Ring, Hiltl, Hamerling, Milov, Saar, Byr, Lorm, Kompert, Herm. Schmid. — **Die Kriegslyrik von 1870/71:** Geibel, Grosse, Freiligrath, Gottschall, Rittershaus, Scherenberg, Sturm,



Robert Hamerling.

Jensen, Träger, Gerok, Redwitz, Schartenmayer (Vischer). — **Im neuen Reiche:** Wolf, Eckstein, Griesinger, Möser, Ada Christen, Anzengruber, Dahn, Kruse, Wilbrandt, Greif, Wichert, Moser, Schweitzer, Lindau, Bürger, L'Arronge, Ebers, Franzos, Rosegger, Ebeling, Schlägel, Samarow, Louise von François, Emmy von Dincklage, Adelheid von Auer, Sophie Junghans, Wilhelmine von Hillern, Emma Vely, E. Werner, Thekla von Gumpert, Clementine Helm; Bolanden, Sacher-Masoch; die alten Bekannten: Freytag, Auerbach, Spielhagen, Heyse, Gutzkow, Rodenberg, Hamerling, Gottschall, Fanny Lewald; die Humoristen: Schmidt-Cabanis, Eckstein, Blumenthal, Schlögl. — Die wissenschaftliche Prosa.

Buchdruckerei von Hammer & Liebich in Stuttgart.

Bibbiena soll ihr dabei Beistand leisten. Im Vatican treffen wir sie wieder, umschmeichelt und umschwärmt von Künstlern und Dichtern, aber ihr heißes leidenschaftliches Herz ist nur von dem Gefühl der Rache an Savonarola erfüllt:

Liebe — Liebe — Liebe!
Ich habe nichts als meine wilde Sehnsucht
Und mich, nur mich!

Die Scene zwischen Vater und Tochter ist meisterhaft, wir können sie nur im Auszuge geben. Alexander Borgia setzt sich mit seiner Tochter zum Schachspiel. Der Kanzler Bibbiena steht als Zuschauer dabei. Der Papst fragt Bibbiena:

Was treibt Florenz?

Bibbiena.

Es feiert, jauchzt und betet.
Mit mächtigem Willen nahm Savonarola
Des jungen Staates Schicksal in die Hand.
Was seit Jahrhunderten Gesetz dort war,
Ward umgeworfen, wurde umgestaltet.
Dreimal ward von Euch
Ihm öffentliches Predigen verboten;
Er kehrt sich nicht daran. Nur mächtiger donnert
Er von der Kanzel wider Euch und Rom.
Rom müsse fallen! Borgia müsse stürzen!
Zu viel der Greuel, Frevel und Verbrechen!
. . . „Ich frag' dich, Rom", so predigt er im Dom,
„Wie ist es möglich, daß du in der Welt
Noch immer bist! Wie ist es möglich, Rom,
Daß die empörte Erde dich noch trägt;
Daß sich die Himmel noch nicht aufgethan,
Die Welt in zweiter Sündflut zu ertränken,
Weil noch ein Rom sie hat und einen Papst.
Elftausend Buhlerinnen nur in Rom —
Die Zahl ist zu gering! In jener Stadt
Ist selbst die Braut des Heilands eine Dirne.
Orgien des Nachts — am Morgen Messe lesen;
Aus Trinkgelagen — hin zu Sterbebetten.
Er selbst verführt — und dann auch selbst verdammt.
Dieselbe Hand, die eben noch die Spur
Furchtbaren Mordes zeigte, reicht dem Menschen
Den Leib des Herrn und hält des Heilands Blut.
Ich selbst erhebe gegen Rom die Klage
Und seinen Papst, den ich nicht anerkenne.
Ich fordere ein Concil — —."

Der Papst hat mit einem Schlage die Figuren des Schachbrets umgeworfen und springt auf, todtenbleich und bebend vor Wuth. Lucrezia ist gleichfalls aufgesprungen und drängt Bibbiena fort mit den Worten: „Hinweg! Er rast! Ich bring's allein zu Ende!" Der Papst erzählt einen Traum höchst ergreifender Art, sodaß selbst Lucrezia schaudert. Er sagt mit innerm Grauen zu ihr:

Was du sinnst, ist Mord.

Lucrezia.

Und wenn's so wäre, Vater? — Morden — Mord —
Es ist ein häßlich Wort. Den Menschen graut's;
Wir sind an dieses Wortes Graun gewöhnt
Und sprechen es, als sagten andre: Liebe.
Was fürchtet Borgia?

Borgia.

Das Volk! — Die Welt! —

Lucrezia (höhnisch).

Das Volk — die Welt! Was nennt mein Vater Welt?
Welt? — Welt! O geht doch! Volk? — Das Volk! Wie, Greis,
Du lebtest dir schon weißes Haar und kennst nicht
Die Bestie Volk, die, wenn sie hungrig ist,
Den Herrn zerreißt, der sie so lang gefüttert?
Den Nazarener mordete das Volk,
Und dieser Priester sollte nicht von ihm
Mit Fäusten in die Glut gestoßen werden?
Wenn Ihr den Muth nicht habt, nehmt meine Hand!

Borgia.

Du hassest den Savonarola?

Lucrezia.

Ja.

(Geht zu einem Tisch, ergreift eine Schrift und hält sie Borgia hin.)

Unterschreibt!
Ich thu's für Euch.
Gebt mir Savonarola, und ich gebe
Euch mich dafür. Den Menschen für den Menschen.
Und, Vater, ich bin eine gute Waare:
Dreimal verkauft, dreimal für mich bezahlt.

Aber noch sträubt und weigert sich der Papst. Sie wird leidenschaftlich dringender:

Ihr fürchtet, Vater, die gerechte Sache!
Nicht daß Ihr tödten sollt, schreckt Euch zurück;
Nein, was Ihr in Savonarola mordet:
Das Gute selbst, die heilige Wahrheit selbst.
Es kann nichts Grauenhafters sein als Ihr
Und dieses fürchterliche Rom der Päpste,
Durch das der Tiber bald als Giftstrom fließt,
Um Borgia's Opfer in das Meer zu spülen.
Rom ist die Hölle, die das All empört,
Ihr seid der Teufel, der im Purpurkleid
Als Gott sich hinstellt mit dem Christuskreuze.

(In wilder Extase.)

Vergeltung kommt. Der große Richter naht.
Es ist der bleiche Priester, dessen Haupt
Ich mir erbeten. Wohl! Er nimmt dafür
Sich unser Haupt. Italien hört auf ihn,
Und jubelnd eilt es mit ihm in den Krieg.
Der Gott, den wir verleugnet, zieht voran,
Das Kreuz, das wir gelästert, schwebt darüber.
So drängen sie herbei. — Weh! — Weh! — Seht dort
Hoch über uns des blutigen Henkers Beil!
Es fällt herab — — wir sind Gerichtete,
Und Gott verdammt uns!

Borgia (ergreift sie heftig am Arme).

Wache, Träumerin!

(Läßt ihren Arm fahren, geht an den Tisch auf dem die Pergamentrolle liegt.)

Ich tödtete schon viele. Würden alle,
Die durch mich starben, wieder lebend werden,
Der weite Saal vermöcht' sie nicht zu fassen,
Die Grabentstiegenen mit den Todeswunden
In ihren Herzen und dem Borgia-Gift
In ihren welken, blutentleerten Adern.
Ich tödtete schon viele. Mancher Tod
Befreite mich von einer großen Sorge.
Ich hatte einen Traum — Ein Federstrich —
Und niemals kann der Traum zur Wahrheit werden.

(Er ergreift die Feder und unterschreibt. Lucrezia stößt einen jubelnden Aufschrei aus. Nachdem er unterschrieben, reicht er Lucrezia das Papier mit den Worten:)

Ferraras Herzogin!

(Borgia geht langsam ab. Lucrezia steht hochaufgerichtet und klingelt. Ein Page kommt.)

Der Kanzler!

(Bibbiena tritt ein. Lucrezia winkt ihm näher zu kommen und übergibt ihm das Papier.)

Nehmt — Savonarola's Leben.

Es ist eine ebenso effectvolle als hochdramatische Scene. Bis hierher ist die Handlung in stetem Steigen, nun beginnt sie ein wenig matter zu werden. Was ihm der alte

del Nero im Anfange prophezeit, das erreicht Savonarola. Das Volk, das sein edles großes Wollen nicht begreift, wendet sich gegen ihn, da er ihnen das nicht bieten kann, was es von ihm erwartet. Er verschmäht es, sich rechtzeitig durch die Flucht zu retten, verschmäht es, das Volk durch ein Gottesurtheil zu seinen Gunsten zu betrügen, wird deshalb mit seinen treuergebenen Anhängern gefangen genommen und zum Tode verurtheilt. Zwei Frauen treten in letzter Stunde vor Savonarola: Alfonsina, des Herzogs von Medici Gemahlin, um ihn zu retten, Lucrezia Borgia in vollem herzoglichen Schmuck, um sich an seiner Todesfurcht zu weiden und ihre Rache ganz und voll zu genießen. Für Alfonsina ist Savonarola der Inbegriff der lautersten, edelsten Männlichkeit, der Wahrheit und Tugend; sie blickt zu ihm empor wie zu einem höhern Wesen, und ihre Liebe zu ihm ist ohne irdische Beimischung rein geistiger, verklärender Art. Sie hat in seinem Wesen gefunden, was sie zu ihrer Erhebung bedarf, und da sie dies verlieren soll, kann auch sie nichts weiter als sterben. Lucrezia Borgia dagegen kennt nur sinnliches Begehren; auch sie liebt Savonarola, aber sie verlangt ihn für sich, zu einem Spielzeug ihrer leidenschaftlichen Neigung und Laune; es ist sogar eine Dosis wahrer Empfindung für Savonarola in ihre Neigung zu ihm gemischt, und weil dies ist und sie sich zurückgestoßen und verachtet sieht, deshalb haßt sie ihn tödlich. Sie tritt vor Savonarola und fordert von ihm, daß er ausspreche: „Ich hasse dich.“

Weißt du, was ich gethan? Ich zwang den Papst,
Dich zu vernichten. Borgia wagte nicht
Dich anzurühren, so that ich's für ihn.
In meines Hasses Seligkeit und Lust
Bin ich gekommen, sterben dich zu sehen —
Hör's denn von mir: Priester, ich hasse dich!

Savonarola (wie im Traum).

Und ich — ich liebte dich. Meine Seele
Ist todt, seit ich die Liebe tödtete,
Mit der ich dich geliebt.

In diesem Selbstbekenntniß Savonarola's liegt seine eigentlich tragische Verschuldung. Lucrezia bricht vernichtet zusammen, da sie ihn nun nicht mehr zu retten vermag. Die ganze Scene nimmt einen ergreifenden hochtragischen Verlauf. Savonarola wendet sich vor seinem Abgange zum Scheiterhaufen noch einmal zu den Versammelten:

Wenn nun nach Jahren sie euch fragen werden:
Wer war Savonarola, der einst starb?
Und niemand mehr von jenem Schwärmer weiß,
Dann saget jenen nur das eine Wort,
Es nennt den ganzen Inhalt meines Lebens:
Er brachte seinem Gott sein blutend Herz
Zum Opfer dar — und Gott nahm's gnädig an.

Lucrezia erwacht aus ihrer Betäubung und schließt das Trauerspiel mit den Worten:

Todt! — Alles todt — der Mensch — die Welt — der Gott —
Todt auch der Tod — und ich — und ich — ich lebe!

In dem Trauerspiel pulsirt vollkräftiges, reiches dramatisches Leben; die Charaktere sind vortrefflich gezeichnet, der glühend leidenschaftliche wie der kühl berechnende, alle haben Blut und Mark; die Sprache ist durchweg hochpoetisch, schwungvoll und von seltener Frische und Kraft. Die Effecte sind nicht gesucht oder mühsam erzeugt, sondern das natürliche Ergebniß der raschfließenden Handlung. Das Drama ist ebenso bühnengerecht als bühnenwirksam und besitzt alle die Vorzüge, die manchem preisgekrönten Drama fehlen, und es wäre geradezu ein Verbrechen, ihm die Bühne zu verschließen, oder es mit der landläufigen Klage abzuweisen, daß nichts Brauchbares mehr geschrieben werde. Das Trauerspiel besitzt auch eine fesselnde Anziehungskraft für den Leser und bietet unter so vielen Dilettantenversuchen und Erstlingsarbeiten ziemlich schwacher Art eine wahre Erquickung. Wir wollen seine Mängel und Schwächen keineswegs ableugnen, zu welchen wir eine vorübergehende Mattigkeit der Handlung im vierten Act zählen: aber sie verschwinden hinter der Fülle glänzender Vorzüge, und wir erwarten mit Bestimmtheit, die Werke des Dichters in aufsteigender Linie, hochgeschätzt und gesucht, zu finden.

Ein von der augsburger Schiller-Stiftung preisgekröntes Drama liegt uns vor:

2. Der Bürgermeister von Breslau. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Hugo Krebs. Breslau, Köhler. 1878. Gr. 8. 3 M.

Es ist ohne Zweifel eine Erstlingsarbeit, ein Versuch auf dramatischem Gebiet, dem alle Mängel und Schwächen eines solchen anhaften. Der Verfasser hat den Stoff zu seinem Trauerspiel der Specialgeschichte Breslaus entnommen, aber die gewählte Episode ist weder bedeutend noch interessant, wozu sie nicht einmal die poetische Zuthat des Dichters hat stempeln können. Die Specialgeschichte Breslaus hat interessantere, dramatisch besser zu verwerthende Begebenheiten aufzuweisen. Der Rath von Breslau, an dessen Spitze der Bürgermeister Nikolaus Beier steht, findet das Joch der Oberlehnsherrschaft Ungarns unerträglich, möchte es gern abschütteln, und Beier müht sich, die Bürger zur Abschüttelung des Jochs aufzustacheln:

Ihr wißt, daß meines Lebens Ziel und Zweck
Kampf war für unsre Freiheit, unser Recht:
Die Sorge nur für mein geliebtes Breslau
Hat meinen Scheitel vor der Zeit gebleicht,
Und tiefe Narben furchen meine Brust,
Die ich im heiligen Freiheitskampf empfing.
So will ich sterben auch, wie ich gelebt,
Als freier Mann, als Vater dieser Stadt!
Wenn ich der Freiheit triumphirend Banner
Auf Breslaus Zinnen nimmermehr soll schauen,
So geb' ich freudig meines Lebens Rest
Zu wahren mir ein ehrenvolles Grab!
So setze jeder Blut und Leben dran,
Die Vaterstadt, die theure, zu erretten;
Vor unserm Muth erzittre der Tyrann:
Entweder fall'n wir — oder unsre Ketten!
Nichts von Ergebung! Wenn wir unterliegen
Und wenn die Stadt an allen Ecken brennt,
Laßt unter ihren Trümmern uns begraben!
Dann werden wir ein würdig Monument
Einst auf den Tafeln der Geschichte haben!

Der Reim soll das Pathos verstärken, aber der aufgebauschte Wortschwall läßt es nicht dazu kommen.

Der beabsichtigte Aufstand ist durch den Senator Bärmann an den königlichen Landeshauptmann Heinrich Dompnig verrathen worden und wird von diesem im Keime erstickt, wobei der Bürgermeister Beier als geständiger Rädelsführer gefangen genommen und zum Tode verurtheilt wird. Beier's zweite Frau, Elsa, die jung und schön ist und obendrein den stattlichen Landeshauptmann schwärmerisch liebt und

ebenso von diesem wiedergeliebt wird, beschließt, das Leben ihres Gemahls von Dompnig zu erbitten, und geht zu ihm. Man weiß nicht, warum sie sich die günstige Gelegenheit entgehen läßt, ihren Gemahl los zu werden; man weiß auch nicht, warum sie Beier nicht liebt, der doch im Grunde ein biederer Mensch ist, der sie liebt; man vermuthet eher, daß sie die eigene Neigung zu Dompnig treibe, um diesem ihr edles Herz zu enthüllen; ohne Zweifel glaubte der Dichter ein gutes tragisch zu verwerthendes Motiv in dieser Zusammenkunft gefunden zu haben. Dompnig läßt sich von dem geliebten Weibe erbitten und schenkt Beier Leben und Freiheit, ohne zu ahnen, daß er durch diese Begnadigung das Hauptmotiv zu seinem eigenen tragischen Ende gibt. Der Senator Bärmann, ein incarnirter Theaterbösewicht, der bei allen Bösewichtern der dramatischen Literatur Charakteranleihen erhoben hat, liebt die Tochter Beier's aus erster Ehe, Adelgunde, eine sehr emancipirte und sehr kokette Dame, die allermindest einen Cursus in einer Gouvernanten-Erziehungsanstalt durchgemacht haben muß, nebenbei eitel, neidisch und eifersüchtig auf ihre Stiefmutter ist, wie aus ihren Worten deutlich hervorgeht:

Mich, welche früher, schritt ich durch die Gassen,
Bewunderndes Geflüster stets begleitet,
Mich, deren Schönheit Ruf bis übers Weichbild
Der Stadt der jungen Mädchen Neid erregte,
Soll diese Schwärmerin in Schatten stellen?
Das wär' so unnatürlich grad', als wollte
Der bleiche Mond den Sonnenball beschämen!
Ich bin und bleibe Breslaus erste Schönheit
Und dulde keine Nebenbuhlerin!

Sie weist Bärmann's Werbung ziemlich schroff und mit dem Ausdrucke des Spottes zurück und wendet ihre Neigung einem seinem Vaterlande abtrünnigen Ungarn, Stephan von Andrasky, zu; doch muß er ihr Beistand zu ihrem Rachewerke gegen Dompnig und Elsa geloben, was er denn auch bereitwillig thut. Die eingetroffene Nachricht von dem Tode des Königs Matthias Corvinus führt zu einem Bürgeraufstande in Breslau. Die ungarischen Söldner werden geschlagen und aus der Stadt gejagt, der Landeshauptmann Dompnig gefangen genommen. Dompnig ist nur durch seine Liebe zu Elsa in Breslau zurückgehalten worden, und zwar in der Absicht, mit Elsa auf dazu bereit stehenden Pferden zu entfliehen. Dompnig's Gefangennahme verhindert dies und bereitet die tragische Schlußkatastrophe vor; denn als Elsa den geliebten Mann in Fesseln schlagen sieht, stößt sie einen Angstschrei aus und verräth dadurch ihrem durch Adelgunde darauf aufmerksam gemachten, ohnehin schon eifersüchtigen Gatten ihre tiefe Neigung für Dompnig. Der wüthende Beier, der auch die Absicht der Flucht der Liebenden erfährt, will Elsa erstechen, wird aber von seiner Tochter daran gehindert. Doch Dompnig ist zum Opfer seiner Rache auserſehen und wird in feierlicher Rathssitzung zum Tode verurtheilt; Beier's schwarze Kugeln geben den Ausschlag. Vergebens ist der Einwand Dompnig's, daß er als königlicher Landeshauptmann von diesen Richtern nicht gerichtet werden könne, die Rache will einmal ihr Opfer haben. In dieser Sitzung wird zwar der Bösewicht Bärmann entlarvt, der sich dabei, um der Strafe für seine schwarzen Thaten zu entgehen, vergiftet; aber das mildert den harten Sinn Beier's nicht, der seine befleckte Ehre in Dompnig's Blute rein waschen will. In einem Zimmer mit schwarz verhangenem Fenster finden wir Elsa mit Adelgunde und Stephan von Andrasky. Auch der inzwischen reumüthig gewordenen Adelgunde Fürbitte für Dompnig ist von Beier hart abgewiesen worden. Sie versöhnt sich mit Elsa, erlangt deren Verzeihung und entfernt sich dann mit Andrasky tiefbewegt, weil sie Elsa nicht zu sagen wagt, warum das Fenster schwarz verhangen ist. Es ist dies ein an überschwenglichen Wendungen reicher Auftritt. Beier in voller Amtstracht, gehüllt in einen purfarbenen Mantel, tritt vor Elsa. Er ist eben auf dem Gange zu Dompnig's Hinrichtung. Elsa wirft sich ihm zu Füßen und fleht für Dompnig um Gnade, aber er stößt sie rauh zurück und ruft ihr zu: „Dein Buhle stirbt, und ich will, daß er sterbe."

Nachdem Beier sich entfernt, ertönt der helle Ton des Sterbeglöckchens und gibt das Zeichen zu einer melodramatischen Scene, aus der nur allzu deutliche Anklänge an die Schlußkerkerscene im ersten Theile des „Faust" vernehmbar sind:

Wer schreitet den blumigen Pfad entlang?
Das ist seine Haltung, das ist sein Gang!
So stark und schlank,
So anmuthreich
Und stolz zugleich,
So königlich
Trägt er nur sich! —
Entgegengesprungen!
Ich halt' ihn umschlungen,
Wir ruhn Brust an Brust
In jauchzender Lust! —
Ich lasse dich nimmer,
Du trauter Mann! —
Was siehst du mich immer
So traurig an?
Es wird so dunkel
Um uns her! —
Du bist mir entrückt — —
Ich seh' dich nicht mehr!
Hoch in den Lüften
Ein Geier kreist,
Der mir das Herz
Aus dem Busen reißt!
Eine kalte Hand
Hält uns umspannt — —
Das ist der Tod!

Sie reißt endlich den schwarzen Vorhang hinweg, erblickt Dompnig's Hinrichtung und ersticht sich. Der fallende Vorhang verhüllt mitleidig die Schlußgruppe.

Es sind in diesem Trauerspiel eine Menge tragischer Motive gehäuft, ohne einen eigentlich tragischen Effect zu erzielen. Das düstere dramatische Bild macht eher einen abschreckenden als einen erhebenden und befreienden Eindruck. Keiner der Hauptcharaktere ist klar ausgearbeitet, am besten noch Dompnig. Alle leiden an demselben Uebel, der aufgebauschten Phrase. Gelungener sind einige Nebencharaktere, besonders der Rathsdiener Simpel ist lebenswahr. Die Diction ist stark mit bekannten Anklängen durchsetzt, ermangelt aber nur zu häufig der Klarheit und Verständlichkeit und bildet oft nur einen leeren, in glatten Reimen auslaufenden Wortschwall. Wir wiederholen, daß wir das Werk für eine Erstlingsarbeit, für eine von Talent zeugende Studie halten. Der poetisch begabte Verfasser beherzige, daß die deutsche Bühne in Zukunft von ihm Besseres erwartet, als ihr dieser „Bürgermeister von Breslau" bietet.

3. Dramatische Versuche von Konrad von Hessen. Erster Band: Karl von Anjou. Trauerspiel in fünf Aufzügen mit einem Vorspiel. Kassel, Fischer. 8. 2 M.

Der unglückliche Konradin, dessen unbesonnene Jünglingsthat, in heldenhaftem Begeisterungsdrange unternommen, wahrlich nicht den tragischen Abschluß herausforderte oder verdiente, der ihr zutheil wurde, steht auch in diesem Trauerspiel im Vordergrunde, und sein blutiger Schatten führt für Karl von Anjou den tragischen Abschluß herbei. Konradin ist von dem Schimmer der Romantik umglänzt und trägt den Nimbus eines großen nationalen Gedankens und eines für denselben kämpfenden und untergehenden Herrscherstammes. Sein tragischer Schicksalsverlauf gibt einen guten Vorwurf zu Romanze und Ballade, aber nicht zur Tragödie, welche die Thaten eines Mannes verlangt, der für dieselben verantwortlich gemacht werden kann und sie sühnen muß; ein Justizmord aus politischen Rücksichten ist jedoch keine Sühne für tragisches Vergehen, und einem solchen Justizmorde ist der werdende Jüngling Konradin zum Opfer gefallen für ein Unternehmen, das seine Entschuldigung in sich trug. Noch weniger ist Karl von Anjou zum Helden eines Trauerspiels geeignet, weil ihm alle rein menschlichen Bezüge fehlen, und es bedürfte einer großen poetischen Zuthat, um ihn nur einigermaßen dazu zu stempeln. Diese Zuthat läßt der Karl von Anjou des uns vorliegenden Dramas vermissen. Er ist weder groß als Verbrecher, noch sehen wir eine Nothwendigkeit, die ihn zwingt, seine Verbrechen zu begehen, und sein tragischer Abschluß macht einen mehr kläglichen Eindruck; es fehlt ihm vor allen Dingen der eigentliche Charakternerv. Aber der Verfasser gibt sein Trauerspiel bescheidenerweise als „dramatischen Versuch", und als solcher mag es denn auch gelten. Dafür sprechen die Ungelenkheit der Diction, die stellenweise langathmig allen Schwunges entbehrt, die Seltsamkeit der gewählten Bilder und der Mangel an poetischer Verklärung des Ganzen. Dramatisches Talent ist dem Verfasser nicht abzusprechen; aber zu seinen glücklichen dramatischen Versuchen wird er diesen „Karl von Anjou" nicht zählen dürfen. **Karl Nissel.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Eine Aphorismensammlung.

1. Ein Blätter-Buch. Von Gustav Biedermann. Prag, Tempsky. 1879. Gr. 8. 5 M.

Trotzdem wir schon Aphorismensammlungen in Hülle und Fülle haben, würden sich doch für jede neu erscheinende immer wieder Abnehmer finden, wenn sie geistreich und kurz die alten, ewig neuen Probleme der Lebensweisheit, nach welcher alle streben, zu behandeln verstünde. Das vorliegende Buch aber beschäftigt sich leider seinem Hauptinhalte nach mit Streitfragen aus dem Gebiete der theoretischen Philosophie, und für diese muß die Wahl der aphoristischen Form als eine durchaus unglückliche bezeichnet werden. In Aphorismen polemisiren, ist ein billiges Vergnügen, aber von wissenschaftlichem Werthe kann bei einer solchen Polemik kaum die Rede sein. Außerdem hat eine Polemik, die in grobem polterndem Tone geführt wird, wahrlich nichts Interessantes und Anziehendes.

Die Zahl derjenigen, gegen welche Biedermann zu Felde zieht, ist Legion; sie umfaßt den größten Theil unserer Philosophen, und dazu noch diejenigen Naturforscher, welche der Philosophie angeblich zu nahe getreten sein sollen. Die Naturforscher werden meist en gros abgethan; den Collegen von der Philosophie aber erweist Biedermann die Ehre, sie en detail vorzunehmen und einzeln über die Klinge springen zu lassen, wobei keiner mit heiler Haut davonkommt. Am allerschlimmsten ergeht es Schopenhauer und Hartmann. Schopenhauer ist nämlich ein unlogischer, halbverrückter Faselhans, Hartmann ein confuser Ignorant und seine „Philosophie des Unbewußten" die reine Philosophie der Unwissenheit, ein Zeichen des tiefsten Niedergangs der gegenwärtigen Philosophie!

Biedermann verschont bei seiner Abschlachtung der Philosophen eigentlich nur zwei: Kant und Hegel. In der Zusammenstellung dieser beiden liegt ein gewisser Widerspruch. Ein echter Kantianer kann unmöglich für Hegel schwärmen; wer den Verfasser der „Vernunftkritik" verehrt, muß über den der „Phänomenologie des Geistes" die Achseln zucken. In der That ist es Biedermann mit der Verehrung Kant's auch nicht recht Ernst, wogegen er Hegel unaufhörlich Weihrauch streut. Hier einige Proben:

> Die Philosophen nach Hegel sind alle Hegelianer. Denn keiner kommt weder im Princip noch in der Methode über den Meister hinaus. Man versuche es nur, mit Umgehung Hegel's, etwa aus Fichte, zum gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft sich durchzuarbeiten. Seit Hegel kommen in der Philosophie nur Nieten heraus. Schon das nächste Geschlecht wird nichts von ihnen wissen, trotz aller gegenseitigen Lebensversicherung. In Hegel steckt mehr Lebensfähigkeit als in allen seinen Zeitgenossen und Nachkommen zusammengenommen. Neben Kant ist er die einzige geschichtliche Gestalt.

Und die gegenwärtige Philosophie? Man höre:

> Begriffslosigkeit des Denkens und Unwissenschaftlichkeit des Wissens ist das Kainszeichen unserer philosophischen Gegenwart.

Nicht übel! Aber das Verdammungsurtheil, welches Biedermann gegen die neuern Philosophen schleudert, ist doch noch gar nichts gegen die Art und Weise, wie er mit zwei Zeilen die Dichter vernichtet. Er sagt nämlich ganz trocken: „Auch das kürzeste Gedicht ist um die Hälfte zu lang."

Gut, daß der Dichter von „Freudvoll und leidvoll" und „Ueber allen Gipfeln" diesen Schmerz nicht mehr zu erleben braucht.

Könnte man aus dem „Blätter-Buche" den polemisirenden Theil entfernen, so brauchte man nicht so lange zu blättern, bis man auf ein wirkliches Goldkorn stieße. Daß aber überhaupt Goldkörner darin zu finden sind, soll bereitwilligst eingeräumt werden, wenn auch ihr Procentsatz ein so geringer ist, daß nicht jedermann Lust haben wird, danach zu suchen.

2. Lichtbilder nach der Natur. Studien und Skizzen von Hermann W. Vogel. (Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. Vierte Serie. Sechster Band.) Berlin, A. Hofmann. 1879. Gr. 8. 6 M.

Wir haben in den „Lichtbildern" des vielgereisten, federgewandten Photographen Professor H. Vogel ein gutes populär-naturwissenschaftliches Buch vor uns, welches indeß weniger fürs Volk als für den Salon berechnet ist. Es gehört nämlich zu den Publicationen des Vereins für deutsche Literatur und verdankt diesem Umstande auch die bekannte geschmackvolle Ausstattung. Der Inhalt besteht aus einer Reihe einzelner, unter sich meistens nicht zusammenhängender Aufsätze von verschiedenem Kaliber und sehr verschiedenem Werthe.

Die ersten neun Aufsätze bewegen sich der Hauptsache nach auf dem Gebiete der Optik. „Optik im Salon" ist der erste betitelt, und „Farben und Töne" der zweite. Der dritte, vierte und fünfte beschäftigen sich mit dem Spectrum und der Spectralanalyse und gewähren einen lichtvollen Einblick in dieses Gebiet, welches heutzutage keinem, der auf den Namen eines Gebildeten Anspruch macht, ganz fremd bleiben sollte. Recht interessant sind auch die folgenden beiden Aufsätze „Ueber Sonnenfinsterniß-Expeditionen", welche uns berichten, wie die Beobachtungen dieser ungewöhnlichen Naturschauspiele glänzende Bestätigungen der spectralanalytischen Entdeckungen geliefert und noch manche andere Räthsel gelöst haben.

Die nächsten drei Aufsätze beschäftigen sich mit der Photographie und ihren Leistungen; besonders beachtenswerth ist der Aufsatz „Photographie und Wahrheit", in welchem der Verfasser zeigt, weshalb die Photographie, von der man theoretisch völlige Naturwahrheit zu verlangen geneigt ist, solche meistens nicht liefert und auch nicht liefern kann. Indem Vogel darauf den Unterschied zwischen Photographie und Kunstwerk bespricht, gesteht er zu, daß der Photograph im allgemeinen nicht als Künstler bezeichnet werden könne. Allein, fährt er fort,

. . . dennoch gibt es Fälle genug, wo auch eine Photographie einen vollkommen künstlerischen Eindruck machen kann. Man findet namentlich photographirte Landschaften von einem ganz ungewöhnlichen Reiz der Erscheinung. Hier hat der Photograph aus vielen Ansichten mit Geschick eine ausgewählt, in welcher die Natur in sich harmonisch erscheint, wo keine Nebensachen sich vordrängen und durch glückliche Beleuchtung das Charakteristische im Bilde hervorgehoben wird. Durch vorsichtige Nachhülfe am negativen und positiven Bilde lassen sich viele störende Einzelheiten entfernen. Man findet in gleicher Weise photographische Porträts, in denen durch geschickte Anordnung der Stellung, der Auswahl der Möbel und des Hintergrundes, der Beleuchtung, ebenfalls eine wahrhaft künstlerische Wirkung erzielt ist, und wenn diese durch die Bemühung des Photographen selbst zu Stande gebracht ist, so darf man ihm den Ruhm eines arrangirenden Künstlers nicht absprechen.

Der zehnte Aufsatz handelt von Reichenbach's Odlehre, deren Propheten kennen zu lernen, sowie den Experimenten desselben beizuwohnen der Verfasser selbst Gelegenheit gehabt hat.

Sehr beachtenswerth sind die folgenden beiden Aufsätze über Spiritismus, auf deren Inhalt wir näher eingehen zu müssen glauben. Bekanntlich erschien im Jahre 1877 in Berlin der Amerikaner Mr. Slade, ein hervorragendes spiritistisches Medium. Derselbe ließ in seinen spiritistischen Sitzungen, zu denen gegen 10 Mark Honorar jeder Eintritt hatte, durch seine dienstbaren Geister — wirkliche, echte, unsichtbare Geister — einige harmlose Kunststücke ausführen, wie Klopfen, Stuhlumwerfen, Emporheben eines Tisches und in die Knie Kneifen. Auch beantworteten die Geister per Schiefertafel Fragen, welche die Besucher stellten. Die Antworten fielen meist sehr allgemein und unbestimmt aus, waren oft recht trivial und zuweilen direct falsch. Infolge dessen lernte der vernünftige Theil des Publikums die Manipulationen Slade's bald im rechten Lichte betrachten und bezeichnete sie einfach als amerikanischen Schwindel. Derselben Ansicht war auch die Polizei, welche bekanntlich Herrn Slade winkte, Berlin zu verlassen. Allein die Sache nahm eine unerwartete Wendung, als Slade sich demnächst nach Leipzig begab und dort hochangesehene Männer der Wissenschaft auf seine Seite zu bringen wußte. Seine Productionen in Leipzig waren allerdings auch viel mannichfaltiger als in Berlin, sei es, daß seine Geister sich in Klein-Paris wohler fühlten als in der skeptischen Luft von Spree-Athen, sei es, daß er sich ganz neue Geister extra zu diesem Zwecke angeschafft hatte. Kurz, er verrichtete Erstaunliches und erwarb sich dadurch den Beifall und die Zustimmung eines Mannes, dessen Gewicht außerordentlich schwer in die Wagschale fallen mußte, eines Mannes, dessen Ruf als Physiker und Astronom in der wissenschaftlichen Welt bis dahin über allen Zweifel erhaben war, des durch sein Kometenbuch rühmlichst bekannten Professor Zöllner.

Vogel läßt der wissenschaftlichen Bedeutung Zöllner's volle Gerechtigkeit widerfahren und referirt ganz objectiv die Slade-Zöllner'schen Experimente, wie Zöllner sie in seinem neuesten Werke „Wissenschaftliche Abhandlungen" berichtet. Nach diesen Berichten, die fabelhaft genug klingen, scheinen nur zwei Möglichkeiten zulässig: entweder es gibt unsichtbare, an unsere Raumverhältnisse nicht gebundene Wesen, oder Slade ist einer der raffinirtesten Taschenspieler, die es je gegeben hat. Zöllner hat sich für die erste Eventualität entschieden, Vogel für die zweite. Letzterer sagt:

Es liegt fern von mir, an Zöllner's und seiner Freunde Wahrhaftigkeit und Zuverlässigkeit auch nur den geringsten Zweifel aussprechen zu wollen. Die Thatsachen liegen vor; sie zu erklären vermag ich ebenso wenig, als ich zahlreiche hübsche Taschenspielerkunststücke, die vielleicht noch effectvoller sind als die hier erzählten Phänomene, zu erklären in der Lage bin. Das Factum, daß Slade durch Wahrsagereien täuscht, läßt den Verdacht berechtigt erscheinen, daß er auch bei den von Zöllner beobachteten Erscheinungen, trotz dessen Beobachtungsgabe, Täuschungen verübt hat.

Indeß, meint Vogel weiter, nehmen wir einmal an, es lägen keine Täuschungen vor, so eröffnet sich uns nach Zöllner's Beobachtungen eine traurige Perspective in die Geisterwelt. Die Slade'schen Geister sind, nach ihren Kundgebungen zu urtheilen, Wesen von ziemlich untergeordneter Intelligenz und noch tiefer stehendem Charakter. Sie manifestiren ihre Gegenwart dadurch, daß sie klopfen, Bettschirme zerreißen, mit Holz, Kohlen und Taschenmessern werfen, Knie kneifen, klingeln, Tische aufheben u. s. w. Sie sind demnach Wesen, für die man kaum etwas anderes empfinden könnte als tiefste Verachtung:

Zwischen den heutigen Spiritisten und den mittelalterlichen Geisterbeschwörern besteht ein tiefgreifender Unterschied. Faust verlangte von seinen Geistern Uebermenschliches. Bloße Faxen hinter dem Ofen machten ihn lachen. Die modernen Spiritisten begnügen sich mit den harmlosesten Aeußerungen der Existenz ihrer Geister, die auf allerlei thörichten Schabernack hinauslaufen, als Klopfen, Stühle umwerfen, Tische tanzen, Haare zausen und dergleichen Albernheiten mehr. Sollten alle Geistergeschichten von der Hexe von Endor an bis jetzt auf Wahrheit beruhen, so muß man zu dem Schluß kommen, daß die Geister im Laufe der Jahrtausende an Geist erheblich abgenommen haben, daß sie, um es kurz zu sagen, kindisch geworden sind.

Wie ist es nun aber zu erklären, daß ein Mann wie Professor Zöllner dem Slade'schen Geisterschwindel Glauben schenken konnte?

Wenngleich Vogel in seiner Erklärung wol etwas zu weit geht, so müssen wir ihm doch jedenfalls zugeben, daß es schwer ist, den Zöllner'schen Berichten gegenüber seinen Skepticismus zu unterdrücken. Difficile est, satiram non scribere! Bei aller Hochachtung vor Zöllner's wissenschaftlichen Antecedentien können wir nicht lediglich auf seine Autorität hin ohne weiteres seine Erklärung der von ihm beobachteten Phänomene annehmen, da dieselbe zu den ungeheuerlichsten Consequenzen führt und mit unserer bisherigen Raumanschauung in directem Widerspruche steht.

Unsere bisherige Raumanschauung — da liegt eben der Haken. Zöllner hatte nämlich, schon lange ehe er Mr. Slade kennen lernte, die sonderbare Idee der vierten Dimension gefaßt. Ausgehend von der Lehre Kant's, daß der Raum (wie die Zeit) nur für den Kreis menschlicher Erfahrung Wirklichkeit habe, insofern er eine nothwendige Form unserer sinnlichen Anschauung sei, jenseit derselben aber nichts bedeute, war er zu der Ansicht gekommen, daß unsere euklidische, dreidimensionale Raumauffassung nicht die richtige sei, daß es vielmehr noch eine vierte Dimension geben müsse. Zöllner steht mit dieser Idee nicht ganz isolirt; vielmehr haben außer ihm noch andere dieselbe Vermuthung ausgesprochen, so z. B. der Mathematiker Riemann und der Physiker Mach, während die große Mehrzahl der Philosophen sich dagegen erklärt hat. Bisjetzt ist diese Idee auch nichts weiter als eine luftige Speculation, da man nicht im Stande ist, Raumvorstellungen mit mehr als drei Dimensionen anschaulich zu denken. Indessen Zöllner hielt aus Gründen, die hier nicht näher erörtert werden können, an der Möglichkeit der vierten Dimension fest und hat nun seiner Meinung nach durch die Geister Slade's die Bestätigung seiner anti-euklidischen Raumanschauung gewonnen. Sein Gedankengang, wie ihn Vogel treffend entwickelt, war hierbei folgender:

Nimmt man ein Wesen an, welches vermöge seiner beschränkten Geisteskraft im Stande ist, sich höchstens eine Vorstellung von einer Ebene, nicht aber vom Raume zu machen, so würde diesem Wesen die Empfindung für die dritte Dimension (der Höhe oder Tiefe) völlig fehlen, es würde sich die Körperwelt auf eine Ebene reducirt vorstellen. Einem solchen Wesen würde ein Kreis als ein völlig geschlossener Raum erscheinen, in den hineinzudringen unmöglich ist, ohne die Kreislinie zu durchschneiden, während ein dreidimensionaler Mensch leicht einen Gegenstand, z. B. ein Geldstück, in den Kreis hineinlegen kann, ohne die Kreislinie zu berühren. Ebenso würde einem zweidimensionalen Wesen das Schlingen eines gewöhnlichen Knotens mit einem gewöhnlichen Faden (mit freien Enden) völlig unbegreiflich sein, da zu diesem Zwecke ein Fadenende aus der Ebene emporgehoben werden muß, um über und dann unter den andern Theil des Fadens gebracht zu werden, während ein Mensch mit Vorstellung von Höhe, Breite und Tiefe diese Operation sehr wohl begreift und ausführt. Dagegen sind wir nicht im Stande, in einen Faden, dessen Enden zusammengeschlossen sind, sodaß der Faden einen Ring bildet, einen Knoten zu schlingen, ohne den Faden zu öffnen. Angenommen aber, es gebe außer den drei Dimensionen, die wir kennen, noch eine vierte, und es gebe Wesen, die in derselben zu agiren vermögen, so ist es denkbar, daß diesen Wesen das Schlingen eines Knotens in einen ringförmigen Faden möglich ist. Von dieser Anschauung ausgehend, nahm Zöllner einen Bindfaden, siegelte die beiden Enden zusammen und ging mit dem so gebildeten Ring zu Slade, in der Hoffnung, daß es diesem oder seinen Spirits gelingen dürfte, die bewußten Knoten zu schürzen. Das Erwünschte geschah ... Zöllner sieht in diesem Kunststücke eine Bestätigung seiner Anschauung von der vierten Dimension des Raumes und in den Spirits Slade's vierdimensionale Wesen. Wenn vor einem Wesen, welches nur zwei Dimensionen zu beobachten und sich vorzustellen vermag, ein Gegenstand in die dritte Dimension geht (!), so wird er offenbar für das betreffende Wesen verschwinden und der Gegenstand wird die mannichfachsten Bewegungen in der dritten Dimension vollziehen können, ohne daß das zweidimensionale Wesen etwas davon merkt. Ebenso werden uns dreidimensionalen Menschenkindern Bewegungen in der vierten Dimension des Raumes unsichtbar sein, und wenn solche jemand ausführen sollte, so würde er unsichtbar für uns Stühle umwerfen, an den Wänden klopfen und Schieferstifte zwischen zusammengeschlossenen Tafeln führen können, und sollten die vierdimensionalen Wesen ein irdisches Object in die vierte Dimension hinübernehmen, so würde es unsichtbar werden und erst wieder erscheinen, wenn es in die uns sichtbare Raumsphäre zurückkommt. Solche Erscheinungen haben nun Slade's Spirits vor Zöllner zu Wege gebracht. Für Zöllner sind somit Slade's Geister höchst vollkommene Individuen, welche ihm den ersehnten Beweis liefern halfen, daß seine lange vorher gehegte Ansicht über die vierte Dimension des Raumes richtig ist.

Wir können es Vogel nicht übel nehmen, wenn er den Verdacht durchblicken läßt, daß Zöllner, weil er in den spiritistischen Experimenten Bestätigungen seiner vorgefaßten Lieblingsidee zu erblicken wähnte, nicht mit dem nöthigen Skepticismus an die Beurtheilung der Productionen Slade's herangetreten sei. Unzweifelhaft hat Zöllner die Phänomene, die er berichtet, auch wirklich beobachtet; aber ebenso wenig zweifelhaft ist es uns, daß ihm dabei viele Manipulationen Slade's entgangen sind. Das Knotenkunststück war es, welches Zöllner zuerst für Slade gewann; infolge dieser Leistung brachte er den fernern Productionen wahrscheinlich ein viel zu günstiges Vorurtheil entgegen. Gerade das Knotenkunststück aber hat unsers Erachtens für die vierte Dimension wenig Beweiskraft, zumal es von einem dreidimensionalen Wesen, dem Dr. Christiani in Berlin, vor Zeugen wiederholt worden ist.

Wir müssen uns hierbei noch dagegen verwahren, als ob wir die spiritistischen Phänomene lediglich deshalb anzweifelten, weil sie, ihre Richtigkeit vorausgesetzt, unsere bisherige wissenschaftliche Weltanschauung völlig umstürzen würden. Unsere Weltanschauung basirt auf empirischer Beobachtung, auf sinnlicher Wahrnehmung, auf dem Experiment. Sobald daher eine neue Theorie sich auf dieselben Factoren beruft, so kann und darf sie Gehör verlangen, mag sie auch noch so umstürzend sein und noch so ungeheuerlich klingen. Aber eben durch ein wissen-

schaftliches Experiment, umgeben von allen Cautelen eines solchen, ist der Spiritismus bisher nicht bestätigt worden. Nur einzelne und unbedeutende spiritistische Erscheinungen haben die wissenschaftliche Probe ausgehalten; aber gerade bei diesen hat sich alsbald die Möglichkeit gezeigt, sie mit den bisherigen Lehren der Wissenschaft in Einklang zu bringen, ohne genöthigt zu sein, ihretwegen eine neue, sogenannte Transscendentalphysik zu begründen.

Vogel beschließt sein Buch mit drei Aufsätzen leichtern Kalibers, enthaltend Reiseskizzen aus der hohen Tatra, aus Californien, und aus dem erst kürzlich entdeckten Wunderlande des Yellowstone, welches letztere er freilich nicht auf Grund eigener Wahrnehmung, sondern nur nach Berichten anderer zu schildern im Stande ist.

Alles in allem ist das Buch eine anregende, interessante Lektüre.

Schriften religiösen Inhalts.

1. Die Erfüllung des Christenthums. Von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M., Jordan's Selbstverlag. 1879. Gr. 8. 5 M.

Als Wilhelm Jordan's „Andachten" vor zwei Jahren in Druck erschienen, hatten sie, zwar weniger nach der poetischen Seite hin, die vielmehr eine warme Anerkennung fand, aber um so mehr wegen der darin vorgetragenen „Lehre" starke Anfechtungen sowol von der Linken als der Rechten zu erfahren. Den Wissenschaftlichen erschien er als der „immer noch Gläubige", der nicht den Muth der Folgerichtigkeit habe, um den letzten Zusammenhang mit den alten Anschauungen der Religion zu lösen; den Orthodoxen erschien er als der Ungläubige, gegen dessen Lehre und „angeblichen Glauben" Protest erhoben wurde. In der vorliegenden Schrift steigt er von dem Poetenstuhle herab, um in dem Streit der Schule seinen Standpunkt nach beiden Seiten hin zu verfechten. Ist die Streit- und Rechtfertigungsschrift, wie erwähnt, auch durch des Dichters „Andachten" zunächst veranlaßt, so blickt sie doch zugleich bis auf den „Demiurgos" zurück und zieht auch die „Nibelungen" als Exemplification stark in die Discussion herein.

Eröffnet wird das Buch mit einem poetischen Präludium, auf das wir zuerst unser Auge richten wollen. Es verherrlicht die Wissenschaft unserer Tage, vor der nun endlich der Isis-Schleier der Natur gefallen sei. Wir können in diesen Siegeshymnus nicht mit vollem Herzen einstimmen, weil wir vielmehr noch Geheimnisse ringsum erblicken und die Zeit uns noch nicht gekommen zu sein scheint, wo das Räthsel des Lebens bis auf den letzten Grund klar gelegt wäre. Der Dichter wendet sich zuerst gegen die Pessimisten und Socialisten; wir wollen einige der markigen, in lapidarer Haltung einherschreitenden Verse mittheilen:

Der afterweise Hohn und Jammer
Der sinnverbohrten Weltverdammer
Beherrscht den Markt als Lieblingskost.
Die Jugend saugt aus Schopenhauer
Ins welkgeschulte Hirn die Trauer,
Ins laue Herz den Freudenfrost.
Der Schüler greift zum Pulvertode,
Der heut' beliebten Curmethode
Zu schnell verbrauchten Rückenmarks.
In bitterm Ernste gar zu meinen
Scheint Herr von Hartmann das Verneinen
Des Lebens- und des Weltenquarks.
Ihn lüstet's, praktisch aufzutreten:
Erst anzubohren den Planeten
Bis in den tiefsten Urgranit,
Sodann mit einem Riesenknacke
Die taubgewordne Sonnenschlacke
Zu sprengen mittels Dynamit.

Nicht ganz so kühn die Daseinsplage
Mit selbstbesorgtem jüngstem Tage
Zu heilen, räth die Schar Lasalle's:
„Petrolet Kirchen und Paläste;
Dann schwelge Paradiesesfeste,
Erlöstes Volk des Erdenballs."

Nachdem er dann noch seine Gegner zur Rechten mit ihrer Forderung der einfachen Umkehr zum alten Glauben abgewiesen, kommt er dazu, seinen eigenen Standpunkt anzugeben, und er thut es, indem er anknüpfend der Nibelungen gedenkt, die er als moderner Rhapsode den Hörern mit Beifall vorgetragen:

Euch störte nie die Narrenfrage,
Ob denn die Nibelungensage
Auch wirklich einst geschehen sei.

Diese Worte, in denen der Ausdruck Narrenfrage wol mit Leichtigkeit durch einen andern zu ersetzen gewesen wäre, erinnert uns zur rechten Zeit, daß wir hier weniger an das mit historischen Elementen versetzte Nibelungenlied, als vielmehr an die ältere Form der Nibelungensage zu denken haben. Was Jordan höher steht als das geschichtliche Geschehen, das sagen die folgenden Verse:

Ihr merktet, in der Sage dichte
Das Volk sich vor, was spät Geschichte
An Kampfs- und Arbeitsfrüchten trägt —

oder:

So spürtet ihr, daß Offenbaren
Die Dichtung sei des Ewigwahren,
Das stets nur wird, nie fertig ward —

und nun, das von den Nibelungen Gesagte auf die Dogmen und Mythen der Religion angewendet:

Merkt, auch die Gottessage dichte
Der Menschheit vor, was die Geschichte
Mit Kampf und Arbeit spät vollzieht.
So wird's euch endlich offenbar sein,
Es könne das nur ewigwahr sein,
Was immerdar und nie geschieht.

Der Gedanke ist klar, er ist uns schon von dem „Demiurgos" her bekannt; er hat hier nur eine bestimmtere Anwendung auf Religion und Christenthum erfahren. Der Dichter will sagen, im Dogma und in der Mythe nimmt der Mensch dichtend die Erkenntniß vorweg und schafft sich zugleich ein Ideal, das er im Laufe der Zeit geschichtlich handelnd verwirklicht. Einige Verse aus den „Andachten" werden das zuletzt Gesagte noch deutlicher machen, weshalb dieselben hier noch eine Stelle finden mögen:

Im Wunder träumt in uns die Gotteskraft
Erlösung aus Naturgefangenschaft;
Wo nicht Erlösungsmär gezeigt den Pfad,
Gelingt auch nimmer die Erlösungsthat.

Wir haben uns bei der poetischen Ouverture absichtlich eingehender verweilt, weil sie die Hauptgedanken der prosaischen Darlegung schon andeutet. Wir wenden uns jetzt dieser letztern zu. In zwei kritischen Gängen wendet sich der Verfasser gegen die Hauptgegner seiner „Andachten“; er begegnet in dem ersten derselben einem Straußianer und sucht in dem andern den Widerspruch eines ihm befreundeten bibelgläubigen Theologen zu widerlegen. In diesen zwei Gängen ist alles das zusammengefaßt, was er nach der einen wie nach der andern Seite hin zu sagen hat.

Dem Straußianer gegenüber handelt es sich vornehmlich um die von Strauß aufgeworfene Frage: sind wir noch Christen? die der Verfasser mit einem Ja beantwortet. Freilich, so führt er aus, wenn man die Frage, was das Christenthum sei, nach der Lehre seiner Verkündiger oder dem Glauben seiner Bekenner entscheiden wollte, so würde eine Einigung in der Antwort kaum erzielt werden können; aber das sei eben der Grundirrthum der Straußianer, diese Frage nach dem Glaubensbekenntniß entscheiden zu wollen; es sei vielmehr etwas ganz anderes, was den Ausschlag gebe, der Stifter der christlichen Religion habe selber darauf hingewiesen in den Worten: „an den Früchten erkennet“. Nun sei die Gemeinschaft der Völker, die sich die christlichen nennen, die in der Weltgeschichte dominirende; das könnten sie zum mindesten nicht ohne Zuthun ihrer Religion geworden sein, und wenn von den Gegnern eingewendet werde, das habe mit dem Christenthume nichts zu schaffen, das sei eine Folge unserer Abstammung von dem begabtesten Menschenstamme der Arier, so sei zu bemerken, daß die Verschmelzung der arischen Völker und ihre gemeinsame Cultur erst mit dem Christenthum begonnen habe, und daß sie überdies das letztere nicht hätten annehmen können, hätten sie nicht etwas Verwandtes darin gefunden. Unsere gesammte Cultur und Gesittung sei eine christliche; auch unsere Wissenschaft, auf die wir mit so hoher Genugthuung blicken, sei durch das Christenthum geworden, wie denn die Wissenschaft von jeher ihren Ausgang von der Religion genommen habe und Erkenntniß nur erblühe aus der Knospe phantastischen Glaubens; das Dogma sei die Mutter der Wissenschaft, und der Mosaismus des Alten Testaments habe der Geologie und Astronomie die Probleme der Forschung gestellt. Dieser Nachweis, daß wir alles, was wir können, denken, thun und sind, nur als Erbkinder der Christenheit denken, können, thun und sind, und daß wir deshalb noch jetzt Kinder des Christenthums seien, gehört mit zu den ausgeführtesten und glänzendsten Partien des Buchs. Manches von dem, was es dem Straußianer entgegnet, ist auch sonst schon gesagt worden; aber hier ist es klarer, gediegener, überredender und überzeugender gesagt.

Dieser erste Gang gegen den Straußianer umfaßt 89 Seiten, der nun folgende gegen den bibelgläubigen Theologen 217 Seiten. Wir können aus dieser numerischen Verschiedenheit schon abnehmen, daß das Hauptgewicht des Buchs auf dem zweiten Theile ruhen, oder mit andern Worten, daß dem Autor mehr daran liegen werde, seinen Zusammenhang mit den Religiösen nachzuweisen, als sich mit den Straußianern auseinanderzusetzen. Und in der That spricht er es offen aus, daß er allein bei den erstern einige Aufmerksamkeit und Genußfähigkeit für seine „Andachten“ vorausgesetzt habe, während es ihm nicht in den Sinn gekommen sei, auf Beifall oder auch nur eingehende Beachtung zu rechnen seitens der Hypermodernen, der Materialisten und Nihilisten. Wir haben deshalb des Verfassers Zusammenhang mit dem Christenthume zu prüfen. Nach dem Vorausgegangenen wird es schon klar geworden sein, daß, wenn er in seinem Buche von der Erfüllung des Christenthums redet, dieser Ausdruck nicht in dem Sinne verstanden werden solle, als habe das Christenthum nun seine Mission erfüllt, sei nun vollendet und abgethan. Er erklärt sich nachdrücklich gegen diese Unterstellung. Er gehört nicht zu denen, die Religion und Christenthum für überflüssig und unmöglich geworden erklären und in der wissenschaftlichen Betrachtung des Universums, in Kunstgenüssen und Pflichterkenntniß einen ausreichenden Ersatz finden für einen Glauben an Göttliches und seine geordnete Feier. Vielmehr dünkt es ihm das Hauptgebrechen der Gegenwart, daß die Gärung in den Gemüthern noch nicht dahin gelangt ist, einen Glauben abzuklären, zu dem sich auch der Naturkundige ohne Wissensopfer und Heuchelei bekennen kann. Er lauscht dem Gebrodel dieser Gärung; er weiß, daß ein solcher Glaube im Kommen ist. Er selber hat Ahnungen von ihm dichtend ausgesprochen, und darunter vielleicht auch einige richtige. Aber er maßt sich nicht an, ihn schon predigen zu können. Er erwartet diese Erneuerung nicht von einem Bruch, sondern von einer Versöhnung mit der Vergangenheit. Er hofft noch auf eine Verjüngung des Christenthums; er hofft sie nicht blos, er sieht das Christenthum in seiner fortgehenden und niemals unterbrochen gewesenen Entwickelung gegenwärtig am Knoten angelangt, aus dem ein neuer Trieb aufschießt.

Aber welches ist nun dieser neue Trieb, worin besteht die von ihm gemeinte Erfüllung des Christenthums? Kurz gesagt, darin, daß sich der Inhalt des alten Glaubens oder die poetische Kindersprache der Dogmen und Mythen in die Mannessprache der wissenschaftlichen Erkenntniß übersetzt. Also ungefähr so: die Lehre von der Gottessohnschaft ist nicht blos der christlichen, sondern z. B. auch der altgermanischen Religion eigenthümlich; diese Lehre will, recht verstanden, uns sagen, daß die Menschwerdung des Göttlichen in dem ganzen Menschengeschlecht sich fort und fort vollzieht. Ein anderes Beispiel. In der Logoslehre ist die Rede von einer präadamitischen, uranfänglichen Existenz Christi bei und in Gott; diese vorweltliche Existenz Christi sei der freilich wunderliche, symbolische Ausdruck für die Wahrheit, daß das Christenthum im Wesen des Menschen vorgebildet lag und im Laufe seiner Entwickelung zur Erscheinung kommen mußte. Indem er so aus der Form des Dogmas und der Mythe den allgemeinen Menschheitsgehalt zu gewinnen sucht, legt er eine übertriebene Geringschätzung des Geschichtlichen an den Tag. Der Werth der Geschichte, so hat er einmal einem Prediger der Unitarier in Nordamerika in Form eines Paradoxons gesagt, beruht nur darauf, daß sie zuweilen großen Poeten Anlaß gebe, ihre wirklich geschehenen Lügen in Wahrheit umzudichten. Dichten nämlich heißt ihm nicht grundlos erfinden, sondern vorhandene Wahrheit durch die Dichtkraft finden. So erhebt er für sich und seine Poesie

den Anspruch, aus der Form der Sage die Wahrheit herausgedichtet zu haben, weshalb er sich auch im Unterschied von Goethe, in dem er den naiven Genius bewundert, den Dichter der wissenschaftlichen Erkenntniß nennt. Bei dem vorhin erwähnten Uebersetzungsproceß der biblischen Weltanschauung in die wissenschaftlich moderne kommt er freilich zu Resultaten, die den Voraussetzungen der christlichen Dogmen widersprechen. So verwirft er z. B. den Begriff des Schaffens, die Vorstellung von einem Anfange der Welt und die Persönlichkeit Gottes. Was diesen letztgenannten Punkt betrifft, so ist es uns aufgefallen, daß er in seinem Buche den Ausdruck Pantheismus, wie es uns scheint, geflissentlich vermeidet, und doch würde gerade dieses Wort nach unserm Dafürhalten des Verfassers religiös-philosophischen Standpunkt genau kennzeichnen; denn Pantheismus ist es doch, wenn man das Göttliche erst im Menschen sich zum Bewußtsein kommen läßt. Nachdem wir einen Ueberblick über das Werk gegeben, haben wir uns jetzt noch einmal auf das Thema des Buchs zu besinnen. So sehr auch der Verfasser sich dagegen verwahrt, die christliche Religion als etwas Abgeschlossenes zu erklären, so scheint es uns dennoch, als sei diese Erfüllung des Christenthums gleichbedeutend mit der Auflösung des Christenthums in Philosophie und Naturwissenschaft.

Wir haben uns auf Einzelheiten, die von dem Gedankengange des Ganzen abseits liegen, nicht einlassen können; daß aber auch in diesem Werke eine reiche Gedankensaat niedergelegt ist, braucht bei Wilhelm Jordan's Begabung und weitreichender Bildung kaum noch besonders hervorgehoben zu werden.

2. Lehrbuch der Vernunftreligion. Aus den hinterlassenen Papieren des Pater Ambrosius. Zusammengestellt, ergänzt und herausgegeben von A. M. Zürich, Verlags-Magazin. 1878. 8. 1 M.
3. Der alte und der neue Glaube im Judenthum. Kritische Streiflichter über die Religion Israels nach rabbinischer Auffassung. Nebst einem Anhang über den Talmud. Von William Rubens. Zürich, Verlags-Magazin. 1878. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
4. Wissenschaftliche Vorträge über religiöse Fragen. Dritte Sammlung. Frankfurt a. M., Diesterweg. 1879. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
5. Ueber das Verhältniß der Kunst zur Religion. Ein Vortrag von L. Wiese. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1878. 8. 60 Pf.

Das „Lehrbuch der Vernunftreligion" (Nr. 2) steht auf dem Boden des Naturalismus, d. h. derjenigen Weltanschauung, welche allen Vorstellungen, die nicht an Raum und Zeit geknüpft sind, die reale Existenz abspricht. Warum eine Weltanschauung, die alles, was man Transscendenz nennt, für eine Verirrung des menschlichen Geistes erklärt und deren letzte Principien Kraft und Stoff sind, sich eine religiöse nennt, ist uns nicht verständlich geworden. Die Auswahl von Gedichten und Sprüchen aus der deutschen und fremdländischen Literatur ist weder sehr reichhaltig noch zweckentsprechend; als Katechismus für den Unterricht und die Erziehung der Jugend verwendet, wird sie nur bescheidene Resultate zu erzielen vermögen.

William Rubens kritisirt in „Der alte und der neue Glaube im Judenthum" (Nr. 3) die jüdische Orthodoxie und den talmudischen Rabbinismus und möchte die Religion Israels zu einer Religion der Humanität läutern, da, wie schon vor vierzig Jahren ein nichtjüdischer Denker ausgesprochen, die geläuterte jüdische Religion geeignet sei, auch philosophische Köpfe zu befriedigen. Wir werden belehrt, daß die jüdische Theologie und das praktische kirchliche Leben in der Gegenwart fast ausschließlich von zwei conservativen Richtungen beherrscht werden, deren eine man als die mainzer und deren andere man als die breslauer Richtung bezeichnen könne. Erstere ist die ultraorthodoxe, die den Talmud für ebenso inspirirt hält wie die Bibel und auf jede Anforderung der Zeit wie ihre römische Schwester mit einem non possumus antwortet; die andere nennt er die jesuitische, da sie zwar dem Volke gegenüber dem Traditionsglauben und den Ceremoniensatzungen das Wort redet, aber heimlich mit der radicalen Wissenschaft liebäugelt. Das kleine Buch, in welchem eine gewandte Feder und eine satirische Zunge das Wort führen, kann als eine interessante Lektüre empfohlen werden.

Auf einem ausgesprochen kirchlichen Standpunkte, aber nicht im Dienste einer kirchlichen Partei stehend, wollen „Die wissenschaftlichen Vorträge über religiöse Fragen" (Nr. 4) in populär-wissenschaftlicher Weise über religöse und kirchliche Fragen orientiren. Wir haben schon die zweite Sammlung der gleichen Vorträge in Nr. 11 d. Bl. f. 1879 besprochen; das dort anerkennend Hervorgehobene findet sich auch in der vorliegenden dritten Sammlung wieder. Von den vier Vorträgen, von denen zwei geschichtlichen und zwei andere dogmatischen Inhalts sind, dürfte besonders der Vortrag über „Wessenberg und den liberalen Katholicismus seiner Zeit" von Prediger G. A. Koellreutter in Berlin ein zeitgemäßes Interesse in Anspruch nehmen.

Auf einem von den zuletzt besprochenen Schriften abgesonderten Gebiet bewegt sich der Vortrag von L. Wiese „Ueber das Verhältniß der Kunst zur Religion" (Nr. 5). Er leitet den Ursprung der Kunst nicht von der Religion her, obwol er zwischen beiden einen innigen Zusammenhang findet. Gemeinsam ist beiden: aus den Tiefen des Gefühls heraus die Erhebung über irdische Enge und Unbefriedigtheit hinauf in eine Region der Freiheit und des Friedens, in eine des Lebens Mängel ausfüllende Idealität. Aber dabei dürfe man dennoch nicht zwischen beiden ein coordinirtes Verhältniß annehmen, das etwa noch durch das Hinzutreten der Philosophie zu einer Trias gleichberechtigter Richtungen ergänzt würde. Coordinirt sind ihm vielmehr Wissenschaft, Kunst und praktisches Handeln; über allen aber steht ihm die Religion als ein Gemeinsames, wie der Himmel über der Erde. Der Vortrag zeichnet sich durch Klarheit und Schärfe aus und enthält insbesondere noch treffende Bemerkungen über Kunst und Künstler.

Romane und Erzählungen.

1. Des Volkes Tochter. Erzählung von E. Steinitz. Zwei Bände. Leipzig, E. J. Günther. 1878. 8. 6 M.
2. Das Schloß am Roche-Melon. Roman von Valeska von Gallwitz. Breslau, A. Gosohorsky's Verlag. 1879. 8. 4 M.

Diese zwei Erzählungen gehören zur anspruchslosen Unterhaltungsliteratur, die keinen tiefen Nachhall in der Seele des Lesers wecken werden. Die Tochter des Volks ist ein Bauernkind von hochstrebendem Sinn, das eine Verbindung innerhalb des Kreises der Dorfbewohner verschmäht, um in der großen Welt, in der Stadt berauschenden Glücksträumen nachzugehen. Sie kommt durch Vermittelung des Dorfpfarrers an den Hof und wird Gesellschafterin der Prinzessin. Da weckt sie die Leidenschaft der Männer wie den Neid ihres Geschlechts. Unsaubere Hofgeschichten werden daselbst aufgedeckt, in welche die Hände frommer Pater recht weltlich mit eingreifen. Libussa, die Volkstochter, soll dann das illegale Kind der Fürstin sein, in die sich ihr legitimer Sohn verliebt und welcher der eigene Gemahl auch nachstellt. Libussa bleibt tugendhaft, sehnt sich aber nach Kenntniß der großen Welt in ihr Dorf zurück. Sie wird schließlich als das rechte eheliche Kind ihrer Aeltern erkannt, das Vorurtheil der Stände wird durch ihre Reize wie ihre geistige Kraft bezwungen, und während die fürstliche Familie in ihrem Urtheil zwischen illegitimer oder niederer Herkunft schwankt, heirathet der junge Großherzog das erwiesene Volkskind.

Ansprechender erzählt ist Nr. 2. Kurz, wo es nöthig, und ausführlich, wo es geboten. Gewandte Beherrschung des einfachen, aber interessant gestalteten Stoffs ist der Vorzug des unterhaltenden Buchs. Den Inhalt verrathen, hieße dem Leser viel von der Spannung rauben, zumal er auch nicht in übersichtlicher Kürze mitgetheilt werden kann. Es sind die knapp erzählten Schicksale einiger adelichen Familien, die in ihren Kindern die Früchte der Erziehung ernten. Auf der einen Seite: häusliche Tugenden, rührende Herzensgüte, selbstlose Hingebung; auf der andern: Kälte, Selbstsucht, die das Leben trotz äußerer Annehmlichkeit veröden. Der Ausgang nach mancherlei Prüfungen ist tröstlich. Das Schloß Roche-Melon steht blos zu einer Familie in Beziehung und kann daher kaum als passender Titel gelten.

3. Don Lottario. Von Anton Wollheim. Roman in vier Abtheilungen (nach den Memoiren eines Abgeschiedenen). Erste Abtheilung: Im Süden. Drei Bände. Berlin, Janke. 1879. 8. 15 M.

Das vorliegende Werk, das in der Folge zu großem Umfange anzuwachsen verspricht, beginnt seine Geschichte im Jahre 1830 in Paris, wo die Ordonnanzen Karl's X. die Julirevolution veranlaßten, durch die der Herzog von Orléans den Thron der Bourbons bestieg. Die Vorgänge in den Tuilerien, beim König, der Herzogin von Berry, in einer Soirée bei Lafitte geben in den ersten Kapiteln eine interessante Kritik der Lage und der politischen Meinungen, die wir aus dem Munde Ludwig Philipp's, Thiers', Lafayette's und Odilon Barrot's hören. Dann wird sehr lebhaft die Thätigkeit der bei dem Aufstande interessirten Partei geschildert, die alle Mittel aufbietet, die gewünschten Ziele zu erreichen. An diese historischen Vorgänge knüpft sich eine Herzensgeschichte. Maria d'Andrade liebt Don Lottario, einen jungen Italiener, während ihr Vater, Oberst und portugiesischer Emigrant, ihre Hand einem brasilianischen Doctor Dom Jayme, den er seiner Kenntnisse wegen achtet, zugedacht hat. Donna Maria aber hat, ohne Gründe angeben zu können, eine unüberwindliche Abneigung gegen den Mann. Letzterer sucht nun, um zum erwünschten Ziele zu kommen, mit Hülfe einiger Banditen während der Straßenkämpfe die Familie Andrade mit Lottario in seine Gewalt zu bekommen. Maria wird von ihrem Vater und Lottario getrennt und in separaten Gewahrsam gebracht, damit sie, wie er dem Banditenführer erklärt hat, von einem ungeliebten Bewerber befreit, ihn, den Geliebten, heirathen könne. Die Hauptrolle bei dieser Entführung ist einem interessant gezeichneten Charakter, Joseph Kormann mit dem Beinamen Pipecaffée, zugetheilt, der, als er hört, daß Maria den Doctor gar nicht liebt und nur gezwungen sein Weib werden soll, seine weitere Hülfe versagt und sie sogar ihrem Vater zurückbringt. Durch seine Handlungsweise zieht er sich den Haß des Doctors, den er nun als ein nichtsnutziges Subject kennen gelernt, zu, und widmet sich nun ganz den Diensten Lottario's und seiner Geliebten. Dieser, der eine Stellung bei einer Gesandtschaft im Auge hat, bewirbt sich beim Vater um Donna Maria's Hand, die ihm aber nur zugesagt wird, wenn er auch die Einwilligung seiner Aeltern habe. Der Oberst, der als Geächteter aus Portugal fliehen mußte, tritt in eine neu gebildete Armee, welche die vertriebene Königin zurückbringen soll. Lottario, der die Einwilligung zu seiner Verbindung von seinen Aeltern nicht erhält, tritt mit in die Armee als Offizier, um als Lohn in einem Jahre die Hand der Geliebten zu empfangen. Dom Jayme verfolgt nun Lottario mit seinem Hasse, sucht ihn zu tödten, wird aber immer von Pipecaffée daran gehindert. Als aber Lottario und Maria miteinander verbunden sind, vergiftet er Marien, die sich unbegreiflicherweise von ihm ärztlich behandeln läßt, wird dafür ebenso unbegreiflicherweise von Lottario zum Duell gefordert, aber von Pipecaffée erschossen. Dies die Hauptzüge der Handlung.

Der interessanteste Theil in dem Roman ist jedenfalls die Lebensgeschichte Pipecaffée's, eines gesunden, anheimelnden Menschen, der ein lebhaftes Gerechtigkeitsgefühl in den schwierigsten Lebenslagen nicht verleugnet. Er hat einen moralisch verzeihlichen Mord an dem Vernichter seines Lebensglücks begangen, der ein von ihm geliebtes Mädchen schändlich getäuscht, verführt und in Elend und Tod getrieben hatte. Seine Strafe wurde in Anbetracht der Thatsachen sehr gemildert; er kam auf einige Jahre ins Bagno. Hier kürzte er sich seine Strafzeit noch durch gute Aufführung und hervorragende Thaten im Interesse der Anstalt. Seine spätere hingebende Thätigkeit für Lottario und Donna Maria ist schon angedeutet.

Wenn auch dieser Theil des Romans das lebhafte Colorit Eugen Sue's und den dichterischen Schwung Victor Hugo's vermissen läßt, so ist er doch fesselnd und an psychologischen

Zügen reich. So fest und consequent der Charakter Pipecassée's durchgeführt ist, so unbegreiflich und psychologisch unerklärlich erscheinen Lottario und Donna Maria. Letztere hat von Anfang eine starke Abneigung gegen Jayme, sie kennt seine heftige Liebe zu ihr, hat seine treulose Handlungsweise durch die Entführung an sich erfahren, sie fürchtet ihn und — läßt sich später von ihm ärztlich behandeln und vergiften, als es ihm nicht gelungen war, Lottario zu beseitigen und die Heirath mit Maria zu verhindern. Und was thut nun Lottario? Wie schon erwähnt, fordert er, statt den Giftmischer den Gerichten zu übergeben, denselben zum Duell, um an ein Gottesgericht zu appelliren. Der brave Pipecassée spielt aber auch hier die Vorsehung und schießt den Buben nieder. Um eine Probe von Donna Maria's seltsamer Charakterentwickelung zu geben, sei ein Geständniß angeführt, welches sie dem Doctor auf ihrem Krankenlager macht:

Sie kamen zu spät, um mein Herz zu gewinnen, aber nicht zu spät, um meinen Verstand zu fesseln und mich zu interessiren. Hätte ich Don Lottario nicht kennen und lieben gelernt, ehe Sie bei uns erschienen, so wäre ich vielleicht zufrieden gewesen, an der Seite eines Mannes zu leben, vor dessen Kenntnissen und Erfahrung mein Verstand sich demüthig beugen müßte.

Den historischen Vorgängen haftet oft eine ermüdende Breite an; unwesentliche Dinge werden weitschweifig geschildert. Hübsch sind mehrere erzählte Charakterzüge Dom Pedro's, des Exkaisers von Brasilien, der mit der geworbenen französischen Fremdenlegion Portugal von dem Miguel'schen Joche befreien will; belehrend die Kapitel, welche die Bestrebungen für Italiens Einheit schildern und Urtheile über die Jesuiten bringen. Auch fehlt es nicht an treffenden Bemerkungen über die traditionelle englische Handelspolitik andern Völkern gegenüber.

Nach des Autors Erklärung am Schluß unserer ersten Abtheilung soll sie nur ein Prolog sein zu weitern Begebenheiten, die zum größten Theil bisher noch in diplomatisches Dunkel gehüllt waren und die eine Reihe interessanter politischer Persönlichkeiten, zu denen Don Lottario in vielfachen Beziehungen stand, in den folgenden Abtheilungen vorführen werden. Ein umfassendes Urtheil wird über die angesponnenen Fäden und deren Fortführung uns also erst am Ende des Werks möglich sein.

4. Herrin und Dienerin. Eine Erzählung aus dem häuslichen Leben von der Verfasserin von „John Halifax". Aus dem Englischen von Sophie Verena. Autorisirte Ausgabe. Zweite Auflage. Zwei Bände. Leipzig, C. J. Günther. 1878. 8. 6 M.

Die englischen Romane haben fast alle vorwiegend Züge ruhiger, belehrender Betrachtung. Abenteuerlicher Sinn, der in die Ferne treibt, trügliche Hoffnungen nährt und eine phantastische Welt der Einbildungskraft vorzaubert, ist ihnen fremd. Sie suchen nicht den Verstand durch geistige Reizmittel zu unterhalten, sie suchen nur auf Herz und Gemüth zu wirken. Sie weisen uns auf die Dinge, die uns unmittelbar umgeben, und suchen unser Interesse für das Nächstliegende zu wecken. Das Haus, das trauliche Heim uns wichtig zu machen ist Hauptzweck, um von diesem sichern Port aus die Welt zu betrachten und allen drohenden Gefahren mit vorbereitetem Sinn begegnen zu können.

Die Verfasserin hat in vorliegender Erzählung „Herrin und Dienerin" gezeigt, wie man alltägliche Vorgänge fesselnd, bedeutungsvoll und lehrreich gestalten kann, wie ein sittliches Bewußtsein allein den Menschen über irdische Prüfungen zu erheben vermag, und wie das Gefühl, treu und redlich seine Pflichten erfüllt zu haben, eine höhere innere Glückseligkeit verleiht als eine äußere Verbesserung der Lebenslage. Rührend ist das Verhältniß zwischen Herrin und Dienerin geschildert, und zu ernster Betrachtung auffordernd der Weg, den drei Schwestern in schwersten Prüfungen durchs Leben gehen müssen. Wie schön sind die unabweisbaren Pflichten, die das Schicksal uns auflegt, verklärt, wie treffend ist es nachgewiesen, daß wir kein reineres Glück als in Erfüllung derselben finden können, daß der unbedeutendste Schritt im Leben zu denken gibt, reiflich überlegt sein will, wenn er uns nicht zu Falle bringen soll.

Die Charaktere entwickeln sich ohne aufdringliche Schilderung, aber fest und sicher, und prägen sich dem Leser unauslöschlich ein. Der Leichtsinn ohne absichtliche Schlechtigkeit ist in einem jungen Menschen, Askott Leaf, trefflich verkörpert, seine Besserung nicht nur möglich, sondern überzeugend bewiesen. Wie versteht die Verfasserin dem wenig sympathischen Onkel desselben gewinnende Züge zu verleihen! Wie lauter, rein und ohne allen äußern Schmuck ist die eine der Schwestern, die Herrin Hilary, und die Dienerin Elisabeth Hand gezeichnet: wahre Perlen im Denken und Fühlen, im Handeln wirkliche Vorbilder für edle Seelen!

Wahrlich, dieser Roman ist ein herzstärkendes Buch, eine Erquickung für alle, die mühselig und beladen sind, und mancher Nihilist und Socialdemokrat, den der Neid auf seine glücklichern Mitmenschen oder rohe Sinnenlust nicht ruhen lassen, könnte hier lernen, wie es besser ist, wenn jemand „eine Schüssel Gemüse zu Mittag durch Liebe gewürzt, als einen gemästeten Ochsen mit Haß und Neid verzehrt", und: „Besser ein Stück trockenes Brot in stiller friedlicher Hütte, als ein prächtiges Haus mit Zorn und Aerger darin."

Und so wollen wir mit den ebenso schönen wie wahren Worten der Verfasserin schließen:

Ich schreibe für die Armen, nicht um das Mitleid der Reichen für sie zu erwecken, sondern um ihnen ihre eigene Würde und die lichte Seite der Armuth zu zeigen; denn sie hat ihre lichte Seite, und selbst mit ihren Schatten, wenn diese nicht noch durch Sünde dunkler werden, ist sie heller als manches äußerlich glänzende Leben.

Lernen wir aus diesem trefflichen Romane, wie wir in den schwierigsten Verhältnissen uns das Leben gehaltvoll und zufriedenstellend gestalten können, wie der unglücklichste Mensch Gelegenheit hat, durch Thaten der Hingebung und Selbstverleugnung sich Augenblicke der Genugthuung zu verschaffen, die ihm das höchste Gut: innern Frieden, geben.

Jedes Glück aber will verdient sein, um begriffen zu werden, und nur durch schwere Erfahrungen lernen wir schätzen, was ohne solche nicht gewürdigt werden kann.

Richard Weiland.

Zur Kunstgeschichte.

Sächsische Herrensitze und Schlösser. Dargestellt in Ansichten, Grundrissen, Situationsplänen und einem erläuternden Text. Herausgegeben von Hänel und Adam und Cornelius Gurlitt. Erste und zweite Lieferung. Dresden, Gilbers. 1879. Folio. Jede Lieferung 12 M.

Um der ältern Architektur des sächsischen Staats die ihr gebührende Anerkennung zu verschaffen, ist leider, seitdem Dr. L. Puttrich sein Werk über „Die Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen" zum Abschluß gebracht hat, nur sehr wenig von Bedeutung geschehen. Nicht nur dem Gelehrten, dem Kunsthistoriker, sondern auch dem praktischen Baumeister und künstlerisch gebildeten Architekten fällt es schwer, einen klaren Ueberblick über die Leistungen und die Stellung der sächsischen Architektur der großen deutschen Kunst gegenüber zu gewinnen, da es an geeigneten Darstellungen über diesen ebenso wichtigen wie interessanten Gegenstand fehlt. Insbesondere gibt es über das, was nach dem Verfall der Gothik entstand, wol hin und wieder einzelne Publicationen; doch existirt unsers Wissens noch kein Buch, welches nach irgendeiner Richtung hin als erschöpfend gelten könnte. Diese Lücke auszufüllen oder ausfüllen zu helfen, soll die Aufgabe des in Rede stehenden Werks sein. Da nun aber das sächsische Land so reich an architektonischen Kunstschätzen mannichfacher Art ist, daß es nicht wohl gelingen kann, in einem Anlauf ein vollkommenes, das gesammte hierher gehörige Material umfassendes Bild zu geben, so haben sich die Herausgeber der „Sächsischen Herrensitze und Schlösser" auf einen bestimmten Zweig der Baukunst beschränkt, und zwar auf den Schloßbau des Königreichs Sachsen. Sollte etwas relativ Vollständiges geliefert werden, so war eine solche Beschränkung, die außerdem durchaus nicht an Armuth leidet, durchaus geboten.

Fast ein Jahrtausend ist seit den Tagen der Gründung der ersten Grenzburgen gegen die heidnischen Sorben über das sächsische Land gegangen und hat, den wechselnden Bedürfnissen nach, bald mehr, bald weniger der Gestalt des Schloßbaues seine verschiedenen Merkmale aufgedrückt. Erst im 15. Jahrhunderte beginnt mit dem wachsenden Wohlstande des Landes eine mehr künstlerische Entwickelung der Schloßanlagen, weshalb auch erst aus jener Zeit eine größere Mannichfaltigkeit der uns erhaltenen Denkmale datirt. Die im 16. Jahrhundert eintretende Periode der Renaissance rief in vielen Theilen des Landes eine große Anzahl origineller und phantasievoller Bauten hervor. Man begegnet häufig den flott profilirten Giebeln, den Thürmen mit geschweifter Haube und den verzierten Erkern. Bis in unsere Tage gab es keine verhältnißmäßig so baulustige Zeit, als die langen Friedensjahre es waren, welche die Politik des Kurfürsten August dem Lande verschaffte. Hierauf folgte das Säculum des Dreißigjährigen Kriegs mit seinem Elend, seinen Verwüstungen, doch auch mit dem oft rührenden Eifer, in den Ruinen die Erinnerung der bessern, glücklichern Zeit zu erhalten; weiterhin erscheint das 18. Jahrhundert in seinem Luxus, der, ausgehend von den größern Städten des Landes, von den glänzenden Sitzen des Hofs, sich auch auf die Güter des reichern Adels verbreitete. Das gerade Gegentheil dieser Luxus- und verschwenderischen Prachtperiode ist die in ihrer neuerwachten Naturfreude, in ihrem harmlos-romantischen Kunstempfinden sinnig bescheidene Zeit unserer Großväter, und sie leitet zu den Tagen der Jetztzeit hinüber. Diese Zeit wiederum in ihrem rastlosen Ringen nach künstlerischen Ausdrucksmitteln, mit ihrem tiefen Studium längst vergangener Stile, ihrer Erkenntniß der eigenen Unzulänglichkeit trotz oft glänzender Leistung hat nichts gemein mit den Tagen des ebenso schwächlichen wie selbstgenugsamen Zopfstils.

Die Herausgeber des vorliegenden Werks haben sich nun zur Aufgabe gemacht, ohne Bevorzugung einer speciellen Geschmacksrichtung die schönsten und merkwürdigsten Bauwerke in Bild und Wort darzustellen; dabei ist es ihr Bestreben, diese Bauwerke nicht nur in dem Zustande, in welchem sie sich gegenwärtig befinden, sondern soweit als möglich auch in den einzelnen Entwickelungsphasen darzustellen, wie sie sich aus ältern Reproductionen, aus dem Studium der betreffenden Acten oder des Bauwerks selbst ergeben. Erfreulicherweise haben sie sich bei diesem Bestreben jedes Restaurationsgelüstes enthalten, durch welches nur fremde Momente in das veränderte Bauwerk getragen worden wären.

Das ganze kostbare Werk wird ungefähr zwölf Lieferungen enthalten, je zu acht Blatt bildlichen Darstellungen (Lichtdruck oder Steinschnitt) und drei bis vier Blatt Text mit eingedruckten Holzschnitten. Der Lichtdruck, welcher dem Einflusse der Zeit ziemlichen Widerstand leistet, ist meist zur Darstellung der Ansichten benutzt, während dem Steinschnitte die Darstellung geometrischer Zeichnungen, dem Holzschnitte aber die Reproduction kleinerer Details zugewiesen ist. Der Text endlich, welcher überall fleißige archivalische und kunsthistorische Studien verräth, schließt sich erläuternd den bildlichen Darstellungen an.

Es sollen im ganzen mehr als siebzig Schlösser und Herrensitze in der angedeuteten Art behandelt werden; die uns vorliegenden zwei Lieferungen berichten über folgende Schlösser: Moritzburg, Kriebstein, Ehrenberg, Gauernitz, Wermsdorf und Hubertusburg. Das Werk dürfte, wenn es in der Weise, wie es begonnen ist, vollendet wird, nicht nur dem Kunstfreunde, sondern auch dem Künstler und Gelehrten ein reiches Material zum Studium liefern; dem Großgrundbesitzer bringt es aber eine werthvolle Sammlung der interessantesten Vorbilder für die Anlage herrschaftlicher Wohngebäude, dem Alterthumsforscher wichtige Winke zur Kunde des Landes, und der deutschen Baugeschichte eine wesentliche Bereicherung.

Dem Deutschen Reiche fehlt es noch immer an einer so wünschenswerthen Inventarisirung seiner vorhandenen Kunstschätze. Vielleicht könnten die „Sächsischen Herrensitze und Schlösser" als eine nützliche Vorarbeit zu einem solchen Riesenwerke dienen. Was jetzt auf dem Gebiete der Baukunst nur für einen Theil Deutschlands angestrebt und hoffentlich auch erreicht wird, das sollte im Laufe der Zeit, schon aus nationalem Interesse, für das ganze deutsche Vaterland erreicht werden. Rudolf Doehn.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von Leopold von Ranke's „Sämmtlichen Werken" (Leipzig, Duncker u. Humblot) liegt der fünfundvierzigste Band vor. Er enthält einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Französischen Revolution: Ursprung und Beginn der Revolutionskriege 1791 und 1792. Hierüber herrschten verschiedene Anschauungen: österreichische und preußische Historiker stritten darüber, welchem dieser beiden Staaten die Initiative in dem Vorgehen gegen Frankreich zuzuweisen sei; hierzu kamen legitimistische Publicationen von französischer Seite, bei denen Wahres und Falsches vermischt war. Der berühmte Historiker hat das preußische Archiv ohne Rückhalt durchforscht und noch einige Studien in dem österreichischen hinzugefügt; bescheiden nennt er seine Arbeit unvollkommen, stellt es aber als ihr Ziel hin, „eine zusammenhängende und wohlbegründete Auffassung der großen Begebenheit zu gewinnen und festzustellen".

— Alexander von Oettingen läßt seine Bearbeitung der „Hippel'schen Lebensläufe" in zweiter verbesserter Auflage erscheinen (Leipzig, Duncker u. Humblot). Er hat denselben eine Einleitung vorausgeschickt, die viele literarhistorisch interessante Mittheilungen zur Kenntniß jener Epoche enthält, in welcher der königsberger Humorist aufgetreten ist. Bekanntlich erschien der erste Band von den „Lebensläufen nach aufsteigender Linie, nebst Beilagen A. B. C." 1778; der vierte, der keineswegs den ursprünglichen Plan zum Abschluß brachte, ward drei Jahre später (1781) herausgegeben. Hippel hat nur seinen eigenen Lebenslauf beschrieben, nicht, wie er beabsichtigte, auch denjenigen seines Vaters und Großvaters. Das Werk selbst enthält viel Ungenießbares und ist mit Recht einem Urwald verglichen worden, in welchem jedem, der sich hineinwagt, thaugetränkte Blüten und dürre Dornzweige abwechselnd ins Gesicht schlagen. Der Herausgeber wollte dies Werk für heutige Leser genießbar machen, das Fragmentarische, Unvollendete und Breitspurige seiner Darstellungsweise beseitigen, ohne damit das eigene kritische Gewissen zu belasten. In diesem Sinne hat er auch Hippel's „schnakische, halb abgerupfte Sprache" verbessert. Ein Bearbeiter Hippel's befindet sich in einer viel günstigern Lage als ein Bearbeiter Jean Paul's. Auch dessen Hauptwerke sind in usum Delphini zugerichtet worden. Doch bei Jean Paul hängen Vorzüge und Fehler der Darstellungsweise enger zusammen, und er hat noch eine Gemeinde, die ihn liest und ihn genießen will so wie er ist. Dies ist bei Hippel nicht der Fall; er spukt nur noch in den Literaturgeschichten, und es bleibt ein Verdienst von Oettingen's, wenn er den ostpreußischen Autor aus seiner Verborgenheit wieder ans Tageslicht zieht und ihn nicht ganz in seinem urwüchsigen Costüm erscheinen läßt, das die meisten Leser abschrecken würde.

— Im Verlag von Richard Eckstein in Leipzig ist eine Anthologie zur Veredlung von Geist und Gemüth: „Iris", erschienen. Der Inhalt ist durchweg nur aus den Quellen geschöpft und der Herausgeber hat sich nicht, wie er in der Vorrede sagt, mit der Lektüre der traditionellen Hauptlieferanten für Weisheit- und Lebenssprüche begnügt, sondern eine Zahl neuer, sonst vernachlässigter in den Cirkel seiner geistigen Bekanntschaft gezogen. Schopenhauer, Hartmann, Lazarus, Haeckel, Spielhagen, Gutzkow, Balzac, Tillier, Droz u. a. stellen ein beträchtliches Contingent zu den gesammelten Aphorismen. Am Schluß der empfehlenswerthen Sammlung findet sich ein alphabetisch geordnetes Sachregister und ein alphabetisches Verzeichniß der citirten Autoren nebst kurzem biographischen Verzeichniß. Die Sammlung selbst ist alphabetisch nach Begriffen geordnet.

— Vom „Quickborn" von Klaus Groth (Berlin, Freund u. Jeckel) liegt die dreizehnte Auflage vor, eingeleitet mit der Empfehlung, die seinerzeit Dr. Klaus Harms der Sammlung mit auf den Weg gab. Das beigefügte Glossar erleichtert das Verständniß des Plattdeutschen auch für ungeübte Leser.

— Wir besitzen schon seit längerer Zeit ein „Shakspeare-" und ein „Dante-Jahrbuch". Vom kommenden Jahre an wird ein „Goethe-Jahrbuch" unter der Redaction von Dr. Ludwig Geiger in Berlin, im Verlage der Literarischen Anstalt, Rütten u. Loening in Frankfurt a. M., erscheinen. Dasselbe soll ein Centralorgan der Goethe-Literatur werden und bisher ungedrucktes Material, kritische Abhandlungen, Essays und ausführliche Bibliographie in einer leicht zugänglichen Sammlung vereinigt darbieten. Die hervorragendsten Goethe-Forscher und Literarhistoriker: Bartsch, M. Bernays, W. von Biedermann, Burckhardt, Carriere, Creizenach, Düntzer, Ehrlich, H. Grimm, Goedeke, Hettner, Hirzel, Holland, von Keller, von Loeper, Martin, Muncker, Redlich, W. Scherer, A. Schoell, E. Schmidt, Seuffert, A. Springer, Strehlke, Suphan, Urlichs, Vollmer, Weinhold, Wilmanns, Zarncke u. v. a., werden als Mitarbeiter genannt.

Bibliographie.

Braddon, M. E., Weber und Gewebe. Frei nach dem Englischen. 2 Bde. Berlin, Janke. 1880. 8. 7 M.

Breßlau, H., Jahrbücher des deutschen Reichs unter Konrad II. 1ster Bd.: 1024—1031. Auf Veranlassung Sr. Majestät des Königs von Bayern herausgegeben durch die historische Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 12 M.

Briefe von Benjamin Constant — Görres — Goethe — Jac. Grimm — Guizot — F. H. Jacobi — Jean Paul — Klopstock — Schelling — Mad. de Staël — J. H. Voss und vielen Anderen. Auswahl aus dem handschriftlichen Nachlasse des Ch. de Villers herausgegeben von M. Isler. Hamburg, O. Meissner. Gr. 8. 5 M.

Buser, B., Lorenzo de' Medici als italienischer Staatsmann. Eine Skizze nach handschriftlichen Quellen. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Caro, J., Aus der Kanzlei Kaiser Sigismunds. Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Constanzer Concils. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 2 M. 80 Pf.

Dewall, J. van, Auf schiefer Ebene. Roman. 3 Bde. Stuttgart, Hallberger. 1880. 8. 10 M.

Dühring, E., Robert Mayer, der Galilei des 19. Jahrhunderts. Eine Einführung in seine Leistungen und Schicksale. Mit seinem Porträt in Stahlstich. Chemnitz, Schmeitzner. 1880. Gr. 8. 4 M.

Falk, E., Um ein Herz. Novelle. Stuttgart, Hallberger. 8. 4 M.

Friedländer, M. H., Geschichtsbilder aus der Zeit der Tanaiten und Amoräer. Ein Beitrag zur Geschichte des Talmuds. Brünn, Epstein. Gr. 8. 3 M.

Frommel, E., In drei Stufen. Auch eine Sammlung Gedichte. 6. gesichtete u. verm. Aufl. Elberfeld, Bädeker. 1880. Gr. 16. 4 M. 50 Pf.

Graebke, H., Plattdütsche Gedichte. Berlin, Driesner. 8. 1 M. 25 Pf.

Homberger, H., Italienische Novellen. Berlin, Hertz. 1880. 8. 6 M.

Kaehlig, T., Geschichte der Belagerung von Quarétaro. Nach authentischen Quellen und eigenen Erlebnissen. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 3 M.

Kirchner, F., Die Hauptpunkte der Metaphysik. Köthen, Schettler's Verlag. 1880. Gr. 8. 4 M.

Lamey, M., Leibnitz und das Studium der Wissenschaften in einem Kloster. Mit Erlaubniß des Verfassers aus dem Französischen übersetzt von B. Deppe. Münster, Aschendorff. Gr. 8. 60 Pf.

Lechleitner, A., Diemelgrand un Emscherfand. Geschichten ut Hessen un Westfalen. Bremen, Kühtmann u. Comp. 12. 1 M. 20 Pf.

Leclair, A. v., Der Realismus der modernen Naturwissenschaft im Lichte der von Berkeley und Kant angebahnten Erkenntnisskritik. Kritische Streifzüge. Prag, Tempsky. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Minckwitz, J., Beiträge zur Sprachvergleichung. Prosa, Poesie, Rhythmus und Uebersetzungskunst. Leipzig, Verlag des Verfassers. Gr. 16. 1 M.

Opitz, T., Maria Stuart. Nach den neuesten Forschungen dargestellt. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Polko, E., Poetische Albumsprüche. Leipzig, Barthel. 8. 7 M. 50 Pf.

Renan, E., Das Leben Jesu. Autorisirte Ausgabe. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage nach der sechzehnten Auflage des Originals. Leipzig, Brockhaus. 1880. 8. 6 M.

Schücking, A., Türkische Erlebnisse und russische Schicksale. Geschichte eines Mitgenommenen. Wien, Manz. 8. 4 M.

Schwartzkopff, P., Bilder und Klänge. Gütersloh, Bertelsmann. 16. 2 M.

Sievers, O., Robert Griepenkerl, der Dichter des „Robespierre". Biographisch-kritische Skizzen. Wolfenbüttel, Zwißler. 8. 3 M.

Spitzer, D., Verliebte Wagnerianer. Novelle. Leipzig, Klinkhardt. 1880. Gr. 16. 3 M.

Sturm, J., Immergrün. Neue Lieder. Illustrirt von P. Thumann. Leipzig, Amelang. 4. 10 M.

Vollmar, A., Unterwegs und zu Hause. Erzählungen. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1880. 8. 3 M.

Voß, R., Magda. Trauerspiel. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 1 M. 60 Pf.

Wildenrad, J., Historia von Herrn Hartwig und der treuen Else. Hamburg, O. Meißner. 8. 6 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 49. — 4. December 1879.

Geschichtliche Schriften.

1. Maria Stuart. Von Arnold Gaedeke. Mit ihrem Porträt nach Donaldson. Heidelberg, C. Winter. 1879. Gr. 8. 10 M.

Unser Schiller hat durch sein Werk, seine Rettung der Maria, bisher die Literatur so beeinflußt, zumal die deutsche, daß es kaum einen Historiker gab, der unparteiisch an ihr schönes Bild herantrat. In letzterer Zeit haben wieder verschiedene Autoren Maria von aller Schuld entlasten wollen; im bewußten Gegensatze zu ihnen hat Gaedeke sein ebenso anziehend geschriebenes wie gediegenes Buch verfaßt, welches mit kühler Ruhe Maria in ihrem Leben, Lieben und Leiden darstellt, ungeblendet durch ihre Reize und unbeirrt durch ihre Fehler. Es ist, wenn wir von dem Ranke'schen Werke über englische Geschichte absehen, welches Gaedeke aus mir unerfindlichen Gründen als schwer zugänglich bezeichnet, die erste deutsche Biographie Maria's, und darum von besonderm Werth.

Gaedeke hat sorgfältig alle bisjetzt erschlossenen Quellen über Maria ausgebeutet, ohne zu neuen gelangt zu sein. Sehr richtig sind bei ihm die Charaktere entworfen, besonders derjenige Maria's selbst. Ihre Geistesgaben waren gewiß sehr hervorragend, dennoch nicht so ungewöhnlich, wie meistens behauptet wird; die Bildung des Charakters blieb bei ihr hinter der des Geistes zurück; sie zeigte stets Freude am Oberflächlichen, war leichtsinnig und ihre Grundeigenschaft war die Leidenschaftlichkeit; gleich stark in Haß und Liebe, war sie eine Meisterin in der Verstellung. Ihre leidenschaftliche Natur war ihr Unheil. Ihr Ungestüm im Handeln, ihre Unüberlegtheit im Beschließen trübten ihren Blick als Herrscherin; ohne sich die Gründe dazu klar zu machen, wurde sie Freundin oder Feindin; sie war voll Unruhe und stets zu neuen Versuchen in der Politik bereit. Obgleich sie sehr viel königliches Selbstgefühl besaß, vertraute sie sich und ihre Sache oft ganz Unwürdigen an, da es ihr an Menschenkenntniß fehlte. Ihren Gedanken wußte sie höchst gewandt Worte zu leihen; sie schrieb voll Geistesschärfe und fand sich auch in den schwierigsten Verhältnissen, selbst als zum Tode Verurtheilte, zurecht; in der Politik raffte sie sich nach jedem noch so schweren Schlage auf und war unermüdlich in Auffindung neuer Wege, besonders um ihre Freiheit wiederzuerlangen. Bei ihrer Vermählung mit dem Dauphin von Frankreich ließ sich Maria gegen das Interesse Schottlands von den Guise und andern Rathgebern bestimmen, falls ihre Ehe kinderlos bliebe, Schottland und ihr Erbrecht auf Irland und England an Frankreich zu schenken; später in der Gefangenschaft vermachte sie die gleichen Rechte an Spanien und enterbte ihren eigenen Sohn König Jakob VI., falls er nicht zum Katholicismus zurücktreten würde. Wie unklug war es doch von Maria, sich seit 1559 Königin von Frankreich, Schottland, England und Irland zu nennen! Elisabeth trat nun natürlich in enge Verbindung mit den unzufriedenen Großen und den Reformirten Schottlands.

Der Tod ihres jugendlichen Gemahls Franz II. betrübte Maria tief; Gaedeke theilt ihr Lied auf denselben mit. Aber bei der großen Elasticität ihres Geistes war der Schmerz nicht nachhaltig genug, um ihr die Nothwendigkeit der Heimkehr nach Schottland, wo sie herrschen wollte, zu verbergen. Sehr ungern sah Elisabeth ihre Heimkehr; sie versuchte vergebens die Landung in Schottland zu hindern, mit welcher die glückliche Jugend Maria's abschloß und blutige Intriguen ihren Anfang nahmen. Gaedeke hat leider die schöne Jugendzeit seiner Heldin etwas gar kurz behandelt.

Maria kam in ihr ganz fremde Verhältnisse in Schottland, wo das Königthum auf unterwühltem Boden ruhte. In Frankreich herrschte der äußerste Luxus, hier puritanische Einfachheit und Plumpheit der Sitten; Knox begegnete ihr mit vollendeter Rücksichtslosigkeit und bei dem besten Willen hätte sie ihre religiöse Antipathie nicht überwinden können, um so das Vertrauen ihrer Unterthanen zu erobern.

Daß sie sich dann gewandten Ausländern zuwandte anstatt den rohen Schotten, rechneten diese — Knox an der Spitze — ihr zum Verbrechen an. Ebenso schauderten Knox und seine Presbyterianer vor dem ihr selbst theuern Projecte zurück, sie als Gemahlin des Don Carlos zu sehen, und dasselbe scheiterte an dem Widerspruch in London und Paris und an der kalten Haltung Philipp's II. Hingegen wies Maria stolz die ihr von Elisabeth angebotene Hand Leicester's als eines englischen Unterthanen zurück und wählte den geistig unreifen und höchst oberflächlichen Darnley einzig wegen seiner Schönheit, für die sie entbrannt war, zum Gemahl; einen Mann, der am wenigsten gemacht war, ihr Halt und Stütze zu werden. Sie ergab sich obendrein der katholischen Partei und überwarf sich mit ihrem thatkräftigen Halbbruder Murray, besiegte dessen Rebellion, zog seinen alten Feind Bothwell an sich, begünstigte die katholischen Lords und den päpstlichen Söldling Riccio, der niemals ihr Geliebter war; sie dachte mit spanischer und päpstlicher Hülfe den Kampf mit Elisabeth, der Helferin Murray's und der Presbyterianer, aufzunehmen und das protestantische England zu demüthigen, anstatt daß sie sich jetzt mit ihren reformirten Unterthanen versöhnt hätte.

Bald wurde sie Darnley's überdrüßig; er lieh ihrer Politik keine Unterstützung und erhielt von ihr keinen Antheil an der Regierung; ihren politisch einflußreichen Secretär Riccio haßte er; es entstand eine Conspiration gegen ihn, an der Murray theilnahm, um nach Riccio's Tode die Leitung der Geschäfte zu erlangen und Darnley nur den Namen des Regenten zu geben; dieser ließ Riccio 1566 ermorden. Maria war eine Gefangene auf dem Throne; sie stand allein und intriguirte nun mit unerreichter Verschlagenheit.

Dem Scheine nach war Darnley Herr, aber zum Regieren absolut unfähig, ließ er sich von Maria überlisten; beide flohen vor den Lords nach Dunbar; Maria entwickelte große Energie gegenüber den Rebellen und zog, mit Murray versöhnt, siegreich in Edinburgh ein. Elend ließ Darnley seine Mitschuldigen im Stiche und erntete die maßlose Verachtung seiner Gemahlin, die nicht mehr mit ihm leben wollte. Anstatt auf Murray zu hören, nahm die Königin meist katholische Räthe, und um sich und dem von ihr erwarteten Kinde eine feste Stütze zu geben, mit der sie gegen alle Feinde ihrer Krone sich vertheidigen könnte, zog sie James Hepburn Grafen Bothwell heran — nach oberflächlicher Bekanntschaft schien er ihr hierzu am besten geeignet. Er war nicht unbegabt, aber schlecht gebildet, dabei verschlagen, zu jeder Gewaltthat bereit, von Ehrsucht getrieben und ohne alle Moral, außerdem ein Todfeind Englands. Maria faßte bald eine wilde Leidenschaft für ihn; daß sie ihn so sehr lieben konnte, beweist wol auch, daß die Schriftsteller, die in ihm ein wahres Ungeheuer finden wollten, zu viel Schwarz in ihr Colorit mischten. Die würdelose Haltung ihres Gemahls brachte Maria immer mehr gegen ihn auf; sie gab den Lords, die eine Scheidung von ihm bewirken wollten, Gehör und lebte seit Weihnachten 1566 mit Bothwell. Um aber Darnley nicht auf der Seite ihrer Feinde verwerthen zu lassen, verstellte sie sich ihm gegenüber und bewog den Kranken sich zu ihr zu begeben. Voll glühender Leidenschaft schrieb sie gleichzeitig Bothwell, sie verabscheue ihren Gemahl, und Bothwell ließ ihn Februar 1567 erwürgen und dann das Haus in die Luft sprengen. Maria kann nie von der Anklage der Mitwissenschaft und Billigung dieser Unthat freigesprochen werden, und in England, Schottland, Spanien und Frankreich war man von ihrer Mitschuld überzeugt. Sie that nichts, um als Gattin und Königin die Thäter zu strafen, die der Volksmund ohne Scheu bezeichnete, erging sich in unanständiger Fröhlichkeit gleich nach Darnley's Bestattung, und Bothwell's endlicher Rechtfertigungsproceß war eine schamlose Komödie; er wurde freigesprochen; denn Maria wollte es und überall standen seine Bewaffneten in den Straßen.

Gaedeke theilt im Anhange die sogenannten Schatullenbriefe, Maria's Briefe an Bothwell, mit, erklärt sie für unzweifelhaft echt und wendet sich gegen ihre Anfechter. Diese Briefe athmen eine wilde Leidenschaft, eine sinnliche Glut; eine schuldbewußte Ehebrecherin betheuert dem Buhlen ihre Liebe und hofft auf eine dauernde Verbindung mit ihm; hier wie in den beigefügten Gedichten an Bothwell spricht sich nichts Königliches aus; Maria verschenkt nicht ihre königliche Gunst, sondern sie fleht wie eine demüthige Magd ihren Vasallen um die seine an. Auf mich haben diese Briefe einen geradezu widerlichen Eindruck gemacht.

Als Maria den Mörder, der obendrein verheirathet war, zum Gemahl nehmen wollte, erhob sich allgemeines Murren; das Volk sah in ihm nicht den Protestanten, wie Maria gehofft, um einem Aufstande der Presbyterianer zu entgehen, sondern nur den Mörder. Schamloserweise ließen sich aber sehr viele Adeliche und fast der ganze hohe Klerus von Bothwell bewegen, ihn Maria als Gemahl zu empfehlen; eilig ging die verblendete Frau auf seine Plane ein, und der Abgrund that sich damit zu ihren Füßen auf. Um die übergroße Hast der Verbindung zu bemänteln, entführte Bothwell sie mit ihrer Einwilligung; durch unlautere Mittel wurde er geschieden, und obgleich alle Welt sie beschwor, von solcher Schande abzustehen, heirathete sie den zum Herzog von Orkney erhobenen Verführer schon 15. Mai 1567. Kaum vermählt, riß der Ehrsüchtige die Regierung an sich, vernachlässigte die Königin, weilte viel bei seiner geschiedenen Frau und zeigte Misachtung und Mistrauen gegen Maria, für deren stolzen Sinn es schwer war, sich Bothwell blindlings unterordnen zu müssen. Bald war der Adel des Regiments von Bothwell überdrüßig und bildete einen Bund gegen ihn. Maria und Bothwell flohen; Maria sammelte ihre Anhänger, wurde aber geschlagen; Bothwell mußte sich von ihr trennen, Juni 1567, und sah sie, nach Dunbar flüchtend, nie wieder. Ihre Briefe, die den Lords, in deren Gefangenschaft sie jetzt lebte, in die Hände fielen, ergaben ihr Einverständniß mit ihm vor Darnley's Tode. Bothwell entzog sich der Verhaftung durch die Flucht; gegen Murray unglücklich, wurde er später an die norwegische Küste verschlagen und blieb in dänischer Gefangenschaft bis zu seinem in Dragsholm 1578 erfolgten Tode; trotz aller Versuche erlangte man nicht seine Auslieferung von Dänemark. Bei seinem Tode zeigte Maria keine große Bewegung; ihr Liebesrausch war verflogen. Gaedeke schildert die sehr interessanten letzten Schicksale Bothwell's nach dem in Kopenhagen 1875 erschienenen Buche des dänischen Historikers Friedrich Schiern.

Probe aus dem Froschprinz (Volksmärchen).



Und über eine Weile da stieg er aus dem Grund
Und hielt die gold'ne Kugel im breit gespalt'nen Mund
Mit lautem Freude-Quacken warf er dem Königskind
Die Kugel in die Hände, das sprang als wie der Wind.

höchst löbliches Beginnen, wieder auf die Pfade zu den lauteren Quellen hinzuweisen, wie es der Autor unternommen hat. Wie er im Vorwort andeutet, hat er zunächst die deutsche Jugend im Auge, welcher die Gestalten und Vorgänge in der älteren und jüngeren Edda in getreuer, aber angemessener Umbildung vermittelt werden sollen und er wählte dazu mit richtigem Blick die Form der leichten poetischen Erzählung, zumeist im Versmaße der Nibelungen-Strophe, wofür ihm eine durch langjährige dichterische Vorübung gewonnene Beherrschung der hier angemessenen Diction und des Reimes eminent zu statten kam. Mit feinem Takt wurde alles, was nur den geringsten Anstoß erregen konnte, umgangen, dagegen nicht nur dem Humor, sondern auch dem Wohlklange solche Rechnung getragen, daß sich diese Erzählungen auch besonders zum Vorlesen und auswendigen Vortrage trefflich eignen. Die Volksmärchen vom „Froschprinz", vom „treuen Johannes" und vom „Dornröschen" enthalten eben so viel des tief Ergreifenden und mild Tröstlichen, als die Göttersagen von „Himir und Thor" (mit dem köstlichen Lied vom Sommerbier), von „Röskwa und Thialfi" (das hochsymbolische Utgardloki-Lied), von „Odin und Rungnir" des Kräftigen und Urwüchsigen, oft fast Cyklopischen; erläuternde Schlußbemerkungen fördern das Verständniß. Möge das sehr hübsch ausgestattete Werkchen recht viele Freunde finden, auf daß wir uns in Bälde der versprochenen Fortsetzung erfreuen dürfen."

Probe aus dem Rungnir-Lied (Göttersage).



Sie sprengen durch die Lande, daß bang die Erde stöhnt,
Sie fahren durch die Lüfte, daß dumpf der Himmel dröhnt,
Sie schwimmen durch die Meere, daß wild die Flut erbraust,
Doch stets voran dem Joten der Renner Odin's saust.

Kölnische Zeitung 1879. Nr. 289: „Es ist ein angenehmes, erfreuendes Werkchen, was der Verfasser den deutschen Familien darbietet. Ein mit reichem, dichterischem Formtalent ausgestatteter Schriftsteller hat sich an die Aufgabe gemacht, den altgermanischen Märchen- und Sagenschatz in kleinen abgerundeten poetischen Erzählungen einem weiten Publikum von Jung und Alt nicht neu zu erschließen — das ist seit bekannten Vorgängern ja nicht mehr nöthig —, aber auf eine einschmeichelnde Art zugänglich zu machen. Der „Froschprinz" ist eine allerliebste drollige Erzählung. Die Schwierigkeiten, die der Stoff in der Detailbehandlung bietet, sind in der glücklichsten Art überwunden. Ein größeres Stück: „Johannes", eine Freundschaftslegende, gleichfalls aus dem deutschen Märchenschatz, ist nicht minder gefällig erzählt. „Dornröschen", bekannt genug, hat eine neue anmuthige Form gewonnen. Für die Edda-Stoffe, „Himir und Thor, das Lied vom Sommerbier", das „Utgardloki-Lied", „Odin und Frigga" 2c., hat Emil Engelmann eine Form gefunden, in der es ihm in der That gelingen dürfte, sie, wie sein Streben ist, im deutschen Hause einzubürgern."

Wiener Presse 1879. Nr. 286. „Die Idee des Dichters geht dahin, den Freunden der germanischen Vorzeit und besonders der studirenden Jugend die germanische Göttersage in volksthümlicher Dichtung näher zu rücken und so eine Art „Jugend-Epos" zu schaffen, das eine gesunde geistige Nahrung für Jung und Alt

bietet. Diese Idee kann ebenso als eine gute wie als eine glücklich durchgeführte bezeichnet werden. Die reizenden Märchen und gewaltigen Göttersagen sind in den vorliegenden Dichtungen der modernen Anschauung und Empfindung in Anordnung und Form näher gebracht. Der Märchen- und Sagenton ist vorzüglich getroffen, er ist schlicht und dabei doch edel, und da der Poet über eine außerordentliche Formgewandtheit verfügt, lesen sich die Verse sehr fließend. Man liest sie mit einem solch inneren Behagen, als würde man zum erstenmale von den Wundern dieser Märchenwelt umfangen. Herr Engelmann kann das Verdienst dafür in seiner poesievollen und gelungenen Bearbeitung beanspruchen. Die Ausstattung des Werkchens ist eine sehr nette und gefällige."

Weitere sehr günstige Besprechungen bringen die Hamburger Nachrichten (von Otto Müller), der Staatsanzeiger für Württemberg (von Carl Weitbrecht, dem bekannten Dichter der „Kriegslieder"), die Carlsruher Zeitung (von Theobald Ziegler), der Schwäbische Merkur und viele andere hervorragende Zeitungen und Zeitschriften.

Adolf Bonz' Erben, Stuttgart.

Für den Weihnachtstisch!

Ein Epos für Jung und Alt im Deutschen Volk!

Volksmärchen und Göttersagen

aus

germanischer Vorzeit.

Epische Dichtungen

von

Emil Engelmann.

8°. Preis broch. ℳ 2. 40., cart. mit Goldschnitt ℳ 3.—.

Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

Wir glauben dieses Buch, das von der Kritik ein „Epos für Jung und Alt im Deutschen Volk" genannt worden ist, nicht besser und würdiger empfehlen und einführen zu können, als indem wir im Auszug einige Urtheile der Presse den Bild- und Wort-Proben aus dem Werk beifügen.

Augsburger Allgem. Ztg. 1879. Beilage Nr. 296: „Woher bezieht unser „großes Publikum seine Kenntniß deutscher Göttersage und Märchenwelt?" Zumeist von der Opernbühne, wie man alsbald an den Früchten erkennt: sie erweisen sich fast gleich Null, wofern man nicht etwa die Mode, daß zur Zeit fast jede dritte Familie ihre „Elsa" besitzt, als Zeichen besonderer „Bildung" begrüßen will. Die leidige Verquickung epischer mit romantischen Elementen, wodurch sich jene modernen Produkte kennzeichnen, die theils unbewußte, theils aber absichtliche Fälschung und Verdrehung des realen Stoffes erzeugen zumal in jugendlichen Gehirnen die schiefsten Begriffe und Anschauungen, und es ist ein

Maria war in der Haft ihres Adels, der sie absetzen wollte und mit dem Knox sich verband, um die Macht der Presbyterianer neu zu begründen. Sehr ungern dankte Maria zu Gunsten ihres Sohnes Jakob VI. ab, für den Murray im August 1567 mit ihrer Einwilligung Regent wurde. Von Murray, dessen kräftige Hand Elisabeth nur mit Widerwillen in die schottischen Wirren eingreifen sah, hatte Maria keine Restauration zu erhoffen, denn er fand durch sie sein Blut entehrt; bereits verlangte eine Partei in Schottland die Anklage, ja den Tod seiner Schwester, und das Parlament sprach sich, zumal der Schatullenbriefe wegen, für die Fortdauer ihrer Gefangenschaft aus. Maria sann einzig auf Flucht und ein zweiter Versuch glückte mit Hülfe der Brüder Douglas. Thöricht setzte sie dann aber alles an Eine Schlacht gegen Murray, verlor diese am 13. Mai 1568, gab alles preis und floh in ihr Unheil, nach England. Sie hatte merkwürdigerweise trotz aller Feindschaft gegen Elisabeth ein unbegrenztes Vertrauen zu ihr, welches diese schändlich betrog. Ohne die geringste Berechtigung dazu hielt Elisabeth sie, die Schutz von ihr erflehte, in harter Gefangenschaft und brachte sie durch Heuchelei aller Art dahin, sie als Schiedsrichterin zwischen sich und ihren Unterthanen anzuerkennen. Vergebens forderte Maria von Elisabeth Freiheit, von Frankreich und Spanien Hülfe; die Conferenzen in York und Westminster blieben erfolglos. Englands reichster Edelmann, das Haupt der englischen Katholiken, der Herzog von Norfolk, wollte Maria heirathen und mit Murray aussöhnen; Elisabeth aber bewog Murray durch Drohungen, die Anklage gegen Maria zu erheben und bezeichnete diese dann als echte „abscheuliche" Heuchlerin. Der resultatlose Ausgang der Conferenzen führte eine Verschärfung der Haft Maria's herbei, bei der nun das religiöse Moment mehr in den Vordergrund trat. Frankreich und Spanien als katholische Mächte unterstützten Norfolk's Eheproject; dieser betrat ohne alle Befähigung dazu die Bahn der Verschwörung mit dem katholischen Adel, wurde aber, von Frankreich und Spanien im Stiche gelassen, verhaftet und die katholischen Lords wurden besiegt. Vorübergehend kamen nach Murray's Ermordung 1570, über die Maria offen ihre Freude zeigte, ihre Anhänger wieder empor, fielen selbst, vom Papste, der Elisabeth durch Absetzung und Bann in höchste Wuth versetzte, unterstützt, in England ein, wurden aber rasch von Elisabeth in England und Schottland besiegt. Abermals sah Maria sich in ihren Hoffnungen betrogen; Elisabeth zog Frankreich durch Aussicht auf ihre Hand an sich heran; Spaniens Unterstützung war durchaus ungenügend, und Norfolk's zweite Conspiration endete mit seiner Enthauptung im Januar 1572.

Die Wirren in Schottland erleichterten Maria's Lage nicht, und da englische Juristen jetzt schon bewiesen, ihre Vergehen verdienten den Tod, so beschloß das Unterhaus, sie sei „auf Leben und Titel" anzuklagen, doch fand sich nicht Material genug zu einer förmlichen Anklage. Am liebsten würde Elisabeth es gesehen haben, wenn schottische Hände Maria beseitigt hätten; doch wußten hiervon nur Burleigh und Leicester, und die Verhandlungen darüber mit den schottischen Regenten Mar und Morton scheiterten. Als dann Morton, bisher Maria's Todfeind, an ihre Restauration in Schottland dachte, die sie trotz der Hülfe des Papstes und des Eifers Don Juan d'Austria's von Philipp II. nicht erlangen konnte, stürzte ihn die Verschwörung Aubigny's und des Adels, 1581. Aubigny beherrschte seinen erbärmlichen Vetter Jakob VI. völlig; Maria war geneigt, Jakob zum Mitregenten anzunehmen; ihr Anhang dachte an die Rekatholisirung Schottlands, der dann diejenige Englands folgen sollte. Mendoza, Philipp's II. Gesandter in London, war der Mittelpunkt aller katholischen Umtriebe in England. Die schottischen Priesterseminare in Rheims und Douay, von Jesuiten geleitet und stets mit Rom in Verbindung, tobten gegen Elisabeth und ihre Agenten wiegelten in England auf, wo freilich die Regierung, voran Walsingham, ihnen unermüdlich auf den Fersen war. Aubigny, Maria, Gregor XIII., die Jesuiten und Philipp II. correspondirten eifrig; Aubigny's Sturz durch die reformirten Lords 1582 war zwar ein schwerer Schlag für die Katholiken, aber Maria raffte sich als ungebeugte Verschwörerin wieder auf und hoffte auf das Erscheinen der Guise mit einer spanischen Flotte in Schottland. Elisabeth kam aber dem katholischen Complot rasch auf die Spur; Mendoza wurde ausgewiesen; Philipp II. unternahm trotzdem keinen Krieg, und Elisabeth schloß mit Jakob VI. im April 1586 ein Schutz- und Trutzbündniß. Ungeduldig bis zum Tode, erwartete Maria von immer neuen vom Papste und Philipp mit Geld unterstützten Verschwörungen, die aber eines großartigen Stils entbehrten, die Freiheit; aber Walsingham kam durch sein meisterhaftes Spionirsystem allen auf die Spur, so auch 1586 dem Complot Babington's gegen Elisabeth's Leben, in das Maria eingeweiht war. Im September 1586 büßten Babington und seine Freunde mit dem Tode, und ehe Maria davon wußte, bemächtigte man sich ihrer Papiere. Sie wurde in enges Gewahrsam gebracht, als wirkliche Criminalgefangene behandelt und ihre Secretäre wurden durch Androhung der Folter zum vollen Geständniß über das Complot gezwungen. Der Proceß gegen Maria begann in Fotheringhay, wo sie saß, am 11. October 1586.

Hätte Maria den Gerichtshof standhaft nicht anerkannt und ihr Erscheinen vor ihm verweigert, so hätte man sie unmöglich verurtheilen können; leider ließ sie sich durch Elisabeth's gleisnerische Rathschläge bereden und war damit verloren. Ihre heldenhafte Haltung vor den Richtern, die lauter Feinde waren, verdient die ungetheilte Bewunderung der Nachwelt; sie kam nie außer Fassung; ihr Geist hatte im Kerker und im Leiden nichts an Spannkraft verloren; mit seltener Klugheit und schlauer Benutzung aller Mittel vertheidigte sie ihre Sache. Aber ihre Verurtheilung war im voraus gewiß und erfolgte noch im October 1586. Stolz nahm sie das Todesurtheil hin und betheuerte nochmals, an Babington's Mordplan unschuldig zu sein.

Elisabeth ging in ihrer Bosheit so weit, ihr einen katholischen Geistlichen zu verweigern, und ließ sie durch ihre Beamten als verurtheilte Verbrecherin und nicht als Königin behandeln. Sorgfältig bereitete Maria sich zum Tode vor und blieb noch dreizehn qualvolle Wochen am Leben, da Elisabeth mit dem Befehle zur Hinrichtung zauderte. Die Könige von Frankreich und von Spanien forderten, Maria solle am Leben bleiben, aber Elisabeth achtete nicht darauf und Maria's eigener Sohn, König

Jakob VI., der für sie keine Spur von Liebe empfand, blieb indolent; der seelenlose Mensch war nur bedacht, sein Erbrecht an England von Elisabeth anerkannt zu sehen. Durch Mord wollte niemand Maria beseitigen, wie Elisabeth wünschte; sie mußte die Blutschuld auf sich nehmen und das Urtheil unterzeichnen. In ausgesuchter Tyrannei verweigerte man Maria ihren Priester und die Letzte Oelung auch vor der Enthauptung; standhaft wies sie den protestantischen Dechanten, der sich ihr in abschreckender Zudringlichkeit anbot, zurück und starb voll Muth und Hoheit am 8. Februar 1587, im fünfundvierzigsten Jahre. Gaedeke schildert am Schlusse des trefflichen Werks, welchen Jubel Maria's Tod in London und Edinburgh und welche Wuth er in Paris und Madrid erregte; nur Spanien unternahm einen Rachekrieg. Jakob VI. ließ die Hinrichtung seiner Mutter kalt; Elisabeth erheuchelte eine ihr fremde Trauer. Maria ruht in Westminster, nicht weit von ihrer unversöhnlichen Feindin.

Blicken wir auf Maria's Leben zurück, so dürfen wir ihr zwar keine Verehrung, wol aber wahres Mitgefühl, keine Bewunderung, wol aber regste Theilnahme weihen.

2. Napoleon Bonaparte, seine Jugend und sein Emporkommen bis zum 13. Vendémiaire. Von Arthur Böhtlingk. Jena, E. Frommann. Gr. 8. 5 M.

Der junge Verfasser hat mit seinem ausgezeichneten Buche über die Anfänge des großen Corsen die historische Literatur wesentlich bereichert. Gleich uns allen bedauert er, daß es keine detaillirtern Mittheilungen über den Kaiser in seiner Jugend gibt und wir weder Memoiren Salicetti's noch Pozzo di Borgo's besitzen, die sowol wegen ihrer Verfasser als auch vor allem wegen der Beziehungen derselben zu Napoleon hochinteressant wären. Die französischen Historiker haben versucht, aus dem jungen Napoleon wie aus dem Kaiser einen ausgesprochenen und entschiedenen Franzosen zu machen, und sich angelegen sein lassen, seine corsische Vergangenheit zu leugnen, oder haben nicht begriffen, wie es möglich sei, daß der junge Landsmann Sampiero's und Paoli's von ihrem Ruhme berauscht sein und in den Erinnerungen seiner alten Heimat schwelgen konnte. Napoleon selbst hat sich zum Anhänger dieser historischen Schule gemacht, die seine Vergangenheit verleugnete; auf Sanct-Helena hat er eine napoleonische Geschichte erfunden, in welcher er sich als Vollblut-Franzosen gibt und nur obenhin die Eindrücke und Thaten seiner Jugend berührt. Er schrieb für Frankreich, und für Frankreich wollte er erst vor Toulon geboren sein; er wollte erscheinen als Franzose, als Kind und Besieger der Französischen Revolution. Ein Theil seiner Biographen glaubt, er habe aus diesem Grunde seinen Geburtstag auf den 15. August 1769 verlegt, weil Frankreich damals die Schutzherrschaft über Corsica erlangt hatte, während er einige Monate früher geboren worden sei.

Was Libri zuerst entwickelt hat, daß Napoleon Corse war, bevor er Franzose wurde, hat Böhtlingk jetzt so überzeugend dargelegt, daß man unmöglich noch daran zweifeln kann.

Im Anfange seiner Laufbahn war Napoleon der erbitterte Feind jenes Frankreich, dessen Kaiser er einst werden sollte, der enthusiastische Parteigänger jenes Paoli, den er und sein Bruder Lucian später in Paris des Hochverraths gegen Frankreich angeklagt haben; er bedrohte mit Intriguen jeder Art und mit bitterer Feindschaft dasselbe Frankreich, welches er 1796 zum Herrn Corsicas gemacht hat; er dachte und lebte, kämpfte und stritt für die Freiheit jenes Corsica, welches er später unter seinem ehernen Fuße zertrat. Kurz, Napoleon hat sich an Paoli's Muster gebildet, war sein Nachahmer, um sein Nachfolger in Corsica und dann sein Besieger zu werden.

Böhtlingk hat mit gewichtiger Hand und glänzendem Urtheile den herrischen Charakter Napoleon's gezeichnet, der mit Verachtung auf seine ganze Umgebung herabsah und einzig nach Ruhm für sich selbst trachtete. Dieser Mann, der gekämpft hat, um der französischen Herrschaft auf Corsica ein Ende zu bereiten, der aus dem Elende der Revolution in Frankreich Nutzen zu ziehen suchte, um die Franzosen aus seinem Vaterlande zu vertreiben, der alle einflußreichen Personen in Corsica verleumdete, um an ihre Stelle zu treten, der seine ganze Familie zur Dienerin seines verzehrenden Ehrgeizes machte — brach mit der Vergangenheit und schloß sich den Feinden seines Vaterlandes an, um auf der Bahn des Ruhmes vorwärts zu gelangen. Die Consulta nationale versammelte sich um seine Gegner Paoli und Pozzo di Borgo; alle Bonaparte wurden im Mai 1792 für außer dem Gesetze erklärt, ein großer Aufstand vertrieb sie aus ihren Häusern und sie flüchteten nach Frankreich. Indem sich Napoleon Frankreich ganz hingab', indem er sich einzig dem Dienste der Waffen widmete, stieg er von der Höhe eines Nationalhelden auf die Stufe eines gewöhnlichen Condottiere herab; von diesem Augenblicke an verbündete er sich immer mit der in Frankreich siegreichen Partei und verließ sie, sobald sie im Sinken war; er wurde ein Streber von Profession und ohne jedes Ideal. Sein Ruf in Frankreich begann bei Toulon, seine Expedition auf Corsica 1795 scheiterte wie der für ihn so wichtige Aufstand vom 1. Prairial; aber er stellte seine durch den Wohlfahrtsausschuß bedrohte Stellung durch den Triumph vom 13. Vendémiaire wieder sicher; der Convent unterwarf die Sectionen einzig durch sein Talent, und für Napoleon war seitdem der Weg geebnet, um eines Tages nicht in Corsica, sondern in Frankreich zu herrschen.

Der Corse war vollständig verschwunden und hatte dem Franzosen Platz gemacht. Das Vaterland wurde den Händen Englands entrückt, nicht aber um wieder in den Besitz seiner Vorrechte und Autonomie einzutreten, sondern um als einfaches Departement dem französischen Staate anzugehören, und Paoli mußte im Exile sterben. Während der Autor keine Mühe scheut, um Napoleon's Charakter ins rechte Licht zu setzen, ist er gegen seine Brüder ungerecht. Meine speciellen Studien über die Familie Bonaparte berechtigen mich zu der Ansicht, daß Napoleon's Brüder der Talente und Fähigkeiten durchaus nicht entbehrten. Wäre der große Bruder nicht neben ihnen gestanden, so würden Lucian und Joseph besonders Männer von großem Verdienste gewesen sein; neben ihm aber mußten sie natürlich erbleichen.

Arthur Kleinschmidt.

Nach Stambul.

Ein Kreuzzug nach Stambul. Studien und Erlebnisse auf einer Reise im Dienste des Rothen Kreuzes von Friedrich von Criegern. Dresden, Pierson. 1879. Gr. 8. 8 M.

Das vorstehend genannte Buch enthält die Schilderung eines Kreuzzugs nach Stambul, aber nicht eines solchen, wie er vor Jahrhunderten unternommen wurde, um gegen die Ungläubigen zu kämpfen oder die stolze Bosporusstadt zu erobern, sondern eines solchen, der bestimmt war, unter dem friedlichen Zeichen des Rothen Kreuzes den beklagenswerthen Opfern eines blutigen Kriegs die ersehnte Hülfe zu bringen. Das Rothe Kreuz, um dessen Banner im Kampfe gegen die Noth und das Elend, welches der Krieg in seinem Gefolge hat, seit etwa funfzehn Jahren die Kämpfer für die Humanität sich sammeln, sollte diejenigen Männer in der Ausübung ihrer schweren Pflicht unterstützen, welche während des letzten russisch-türkischen Kriegs in Konstantinopel unter dem Zeichen des rothen Halbmondes gleiche Zwecke auf die Pflege der im Felde Verwundeten und Erkrankten verfolgten. Die Gesammtheit der deutschen Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger hatte durch ihre leitende Spitze, das unter dem Protectorate der Kaiserin Augusta stehende Deutsche Centralcomité in Berlin, bereits seit dem Beginne des genannten Kriegs ihre Thätigkeit zu Gunsten der Kriegsopfer auf beiden Seiten entfaltet; reiche Mittel an Geld und Materialien waren von Berlin und den übrigen Mittelpunkten der Vereinsthätigkeit der verschiedenen Landesvereine sowol nach Petersburg als auch nach Konstantinopel gesendet worden. Für Rußland hatte das Centralcomité zugleich eine unmittelbare Thätigkeit insofern entfalten können, als es die Ausrüstung dreier Sanitätszüge für die Gesellschaft des Rothen Kreuzes in Petersburg in die Hand genommen hatte. Für die Türkei hatte eine Thätigkeit unüberwindlicher Hindernisse wegen längere Zeit unterbleiben müssen. Als nun aber im Laufe des Kriegs die Nachrichten von der auf beiden Seiten der Kämpfe herrschenden großen Noth immer betrübender wurden, hatten sich die beiden auf Grund der Genfer Convention im Königreiche Sachsen bestehenden Vereine, der unter dem Präsidium der Königin Carola segensreich wirkende Albert-Verein (Frauenverein) und der Sächsische Landesverein zur Pflege verwundeter und erkrankter Krieger (Männerverein), in dessen Directorium dem Verfasser der vorliegenden Schrift zur Zeit der Vorsitz anvertraut ist, zu gemeinsamer Thätigkeit vereinigt, um so die Wirsamkeit der darzubringenden Hülfe zu verstärken.

Mitte September 1877 gelangten nun fast gleichzeitig zwei Schreiben in die Hände der Königin Carola, in denen sowol von der Fürstin Reuß, der Gemahlin des deutschen Botschafters in Konstantinopel, als von der Fürstin von Rumänien die dringende Bitte ausgesprochen wurde, Pflegerinnen nach Konstantinopel nnd Bukarest zu entsenden. Es wurde daher beschlossen, daß vier Albertinerinnen nach Bukarest und eine aus Albertinerinnen und Barmherzigen Schwestern zusammengesetzte Pflegerinnencolonne von zwölf Personen nach Konstantinopel entsendet werden sollten. Die Führung der Albertinerinnen nach Bukarest übernahm der Dr. med. Bille, und er löste seine Aufgabe in vollkommen zufriedenstellender Weise; die von ihm nach dem Bestimmungsorte ihrer Wirksamkeit geleiteten Pflegerinnen haben segensreich in den Lazarethen gearbeitet. Dem Herrn von Criegern aber wurde der Auftrag zutheil, die größere Anzahl der Pflegerinnen nach Konstantinopel zu führen und dort das zu ihrer Installation und zweckentsprechenden Verwendung Nothwendige zu besorgen. Auf sein Ansuchen erhielt er den durch langjährige Freundschaft mit ihm eng verbundenen Dr. Franz Koppel-Ellfeld als Begleiter, und beide Männer haben das ihnen überwiesene Werk, trotz mancher Schwierigkeiten und Hindernisse, in erwünschtem Maße zu Stande gebracht. Ihre Abreise nach Konstantinopel erfolgte am 26. September 1877, und das in Rede stehende Buch enthält nun eine einfache, aber ansprechende Darstellung dieser Reise, sowie eine Schilderung des Lebens und Treibens in Konstantinopel, namentlich in den höhern und höchsten Gesellschafts- und Regierungskreisen daselbst. Der Theil des Buchs, welcher die dem humanitären Zweck der Reise entgegentretenden Hindernisse bespircht, darf als ein bedeutungsvolles Stück Culturgeschichte angesehen werden, da er die interessantesten Schlaglichter auf die ganze Regierungsmaschinerie des türkischen Reichs wirft und uns vielfach ein getreues Bild der politischen und socialen Verhältnisse nicht nur in Konstantinopel, sondern im Bereich des gesammten osmanischen Lebens darbietet. Anzuerkennen ist auch, daß der Verfasser bemüht gewesen ist, seine Darstellung von jedem einseitigen Parteistandpunkte freizuerhalten, ein Bestreben, welches ihm auch fast durchweg gelungen sein dürfte.

Wenden wir uns nun zu dem Detail der allerdings nicht überall nach einem festen Princip geordneten Darstellung, so zerfällt das Buch von Criegern's in sechzehn Kapitel, von denen das erste die Abfahrt von Dresden, die Reise über Verona und Brindisi sowie die Seefahrt über das Ionische und Aegäische Meer, durch die Straße der Dardanellen und die Ankunft in Konstantinopel schildert. Die fünf folgenden Kapitel enthalten, außer einem allgemeinen Ueberblick über die historische Entwickelung Konstantinopels, eine genaue Beschreibung der einzelnen Stadttheile, Wanderungen durch Pera und Galata, Straßenbilder, Besprechungen der Stadtverwaltung, der Baupolizei, der Feuerwehr, des Bettlerwesens, des Gesundheitszustandes, der Verkehrsmittel, der Geldverhältnisse, der Bedienung in den Hotels, der öffentlichen Vergnügungen (tanzende und heulende Derwische), der bunt zusammengewürfelten Bevölkerung, der Kirchhöfe u. s. w. Das siebente Kapitel enthält einige Andeutungen über die Schwierigkeiten, welche sich in Bezug auf die Verwendung der Pflegerinnen herausstellten. Die türkische Regierung war sich wohl bewußt, daß eine principielle Ablehnung weiblicher Hülfe in ganz Europa großes Aufsehen erregt haben würde, „ein Aufsehen, das von den Feinden der Türkei jedenfalls zu deren Nachtheil ausgebeutet worden wäre"; es galt aber hauptsächlich, „die politische Ausbeutung der rein humanitären Mission geschickt zu verhindern". Die Rathschläge und der thatkräftige Beistand des deutschen Botschafters Fürsten Reuß waren bei dieser

Gelegenheit von hohem Werthe. Von besonderm Interesse ist hier die Charakteristik von Edhem-Pascha, Server-Pascha, Karatheodori und andern hochgestellten Persönlichkeiten. Nachdem der Verfasser im achten Kapitel eine anziehende Schilderung des gegen Ende des Monats Rhamadan gefeierten eigenthümlichen Beiramfestes gegeben, erhalten wir in den drei folgenden Kapiteln beachtenswerthe Aufschlüsse über das ottomanische Armeewesen und die Sitten, Gebräuche und Charaktereigenschaften der türkischen Männer und Frauen. Ueber den Fatalismus der Türken sagt der Autor:

Stundenlang kann der Türke, den Karl Braun so vortrefflich den wissenschaftlichen Virtuosen des Faullenzens nennt, in behaglichster Stimmung auf einem niedrigen Schemel hockend und den Rauch seines Tschibuks oder seiner Cigarrette schlürfend, gedankenlos ins Blaue hinausstarren. Das ist der „Käff", jene bewußte Passivität im Gegensatze zum Schlafe, d. h. unbewußten Passivität. Im Käff findet der Türke den wahren, höchsten Lebensgenuß; einen großen Theil seines Lebens verbringt er halb träumend vor und in den Kaffeehäusern. Bei meinen Wanderungen durch die Stadt stieß ich in der Nähe des Atmeidans (des alten Hippodroms) auf fünf alte Türken, welche, auf niedrigen Sesseln hockend, unter einer schattigen Platane stumm ihren Abendtschibuk rauchten. Weil mich das Bild fesselte, blieb ich in der Nähe wohl eine halbe Stunde lang lauschend stehen; während dieses ganzen Zeitraums hat keiner ein Glied gerührt oder ein Wort gesprochen. Das bringen in der That nur Türken fertig. Apathisch und sorglos läßt man die Dinge gehen, wie sie eben gehen, nicht einsehend oder nicht einsehen wollend, daß man sich durch diese Nachlässigkeit die größten Uebel zuzieht. Der Türke erhält nichts, weder eine Straße, noch eine Moschee, noch sein Haus, noch seine Kleider, noch auch die frommen Stiftungen, die er so gern ins Leben ruft. Es geht ihm daher ebenso jede Kraft zur Initiative ab als die Fähigkeit, den Werth der Zeit zu ermessen. In Konstantinopel ist das Sprichwort „time is money" noch nicht zur Anerkennung gelangt; man lebt sorglos, ohne zu bedenken, daß das Leben rasch dahinfließt. Ob zur Abwickelung eines Geschäfts, das in einer halben Stunde erledigt werden könnte, Monate und Jahre gebraucht werden, ist gleichgültig. Für den Osmanen gibt es streng genommen keine dringende Lage auf dieser Welt; alles kann aufgeschoben werden, ausgenommen die Stunde des Todes. „Jawasch" (nur bedächtig und langsam), das ist das bedeutungsvolle Schlagwort, welches in allen türkischen Kreisen die unbestrittene Herrschaft ausübt. Namentlich bildet eine äußerst langsame und bedächtige Erledigung aller Geschäfte die Regel, von welcher nur in den seltensten Fällen eine Ausnahme gemacht wird. Wie daher der Türke am größten ist in der Leistung passiven Widerstandes, so hat er namentlich nur einen sehr beschränkten Begriff von einer endgültigen Lösung einer Sache, von einer präcisen Vereinbarung, einem festen, definitiven Termine. Er sagt niemals bestimmt Nein; läßt immer noch eine kleine Hoffnung auf Erfüllung durchblicken, wenn er auch im Innern fest entschlossen ist, nun und nimmermehr nachzugeben. Ebenso schwer ist ein bestimmtes Ja zu erlangen, auch wenn an sich gar keine Bedenken vorliegen. Man zieht die Verhandlung hin, immer in der Hoffnung, daß irgendein unerwarteter günstiger Zwischenfall die ganze Angelegenheit von selbst zur Erledigung bringen werde. Hinausschieben der Entscheidung ist das Hauptbestreben bei jeder Verhandlung. „Wir werden sehen" oder „nous en parlerons demain", das waren die Worte, die immer wieder an unser Ohr schlugen. Selbstverständlich erschwert dies jede Geschäftserledigung unendlich, zieht sie wenigstens ungebührlich in die Länge. Jeder thut überhaupt nur das Allernothwendigste und immer sehr wenig, da sein Hauptbestreben dahin geht, in seinem Behagen nicht gestört zu werden. Es ist mir gar nicht zweifelhaft, daß man unser Drängen nach rascher Erledigung als eine sehr große Unhöflichkeit und Anmaßung auffaßte.

Diese Worte unsers Autors erinnern lebhaft an Lamartine's Charakteristik der Türken, die also lautet: „Dieses Volk verharrt in Unthätigkeit und Schweigen, bis die Leidenschaft es aufstachelt und ihm seine ursprüngliche Thatkraft zurückgibt. Es träumt, versenkt sich in fromme Betrachtungen und betet. Seine Tugenden beruhen auf der fortwährenden Anbetung des göttlichen Willens, sein Dogma ist das vorherbestimmte, unvermeidliche Schicksal. Mit diesem Glauben erobert man die Welt, und man verliert sie wieder mit derselben Leichtigkeit und demselben Gleichmuthe."

Im zwölften, dreizehnten und vierzehnten Kapitel bespricht der Verfasser ausführlich die Genfer Convention und den völkerrechtlichen Congreß zu Brüssel 1874, ebenso die Organisation der freiwilligen Krankenpflege im allgemeinen, in Deutschland, Frankreich, Rußland und der Türkei, sowie die einflußreiche Stellung des Centralcomités des Rothen Kreuzes. In den beiden letzten Kapiteln, dem funfzehnten und sechzehnten, ist, außer von der thatsächlichen Verwendung der Pflegerinnen, auch vielfach die Rede von der politischen Lage und den politischen Parteien in der Türkei zur Zeit der Anwesenheit des Autors. Er schließt sein Buch mit folgenden Bemerkungen:

Ein Vergleich der innern Zustände des türkischen Reichs mit denen vor funfzig Jahren zeigt trotz aller Schattenseiten einen erheblichen Fortschritt darin, daß die Spitzen der Gesellschaft mehr als früher im Stande sind, europäische Begriffe in sich aufzunehmen und zu verstehen. Liest man die Verhandlungen des durch Midhat-Pascha ins Leben gerufenen türkischen Parlaments, so wird man zwar manchen Unsinn in der Form bemerken, man wird finden, daß die Begriffe über den Unterschied zwischen Gesetzgebung und Executive noch recht verworren sind, und daß die Kammern zu Competenzüberschreitungen sehr geneigt waren, namentlich daß sie sich fortwährend als Staatsgerichtshof gerirten. Man wird auch nicht in der Lage sein, dem bekannten „Suss, Suss" (schweige still), welches der Präsident Achmed Vefik den Abgeordneten zurief, die gegen seine Ansicht sprachen, vom parlamentarischen Standpunkte aus besondere Anerkennung zu zollen. Allein in der Sache begegnet man sehr vielen gesunden Ansichten, sowol unter den christlichen als den mohammedanischen Abgeordneten. Auch die jetzige Regierung und ihr Oberhaupt sind von den besten Gesinnungen beseelt. Wenn aber das Haus an allen vier Ecken brennt, so kann man es nicht innerlich um- und ausbauen. Zur Durchführung eines so schwierigen Regenerationswerks gehört nothwendig eine Reihe friedlicher Jahre. Die Türkei braucht vor allem — Frieden.

Das letztere ist schon wahr, allein die Türkei thut selbst lange nicht genug, um überall im Innern und an den Grenzen Frieden zu haben. Sie braucht aber mehr noch als Frieden; sie braucht in erster Linie sittlichen Ernst und energische Thatkraft, um das corrumpirende Intriguenspiel beiseitezuwerfen. Man erkennt dort noch immer nicht die wahre Lage der Dinge, und ob man jemals zu dieser Erkenntniß gelangen wird, erscheint uns mehr als zweifelhaft. Die stets schwankende Politik im Innern läßt die Pforte auch nach außen hin ein steter Spielball fremder Interessen sein. Der Verfasser, welcher sonst für Menschen und Dinge einen scharfen Blick verräth, beurtheilt die Verhältnisse in der Türkei doch nach manchen Seiten hin noch zu günstig.

Das elegant und schön ausgestattete Buch ist der Königin Carola von Sachsen gewidmet.

Rudolf Doehn.

Neue deutsche Trauerspiele.

(Beschluß aus Nr. 48.)

Daß man auch einen gewaltigen Marmorblock zu einer kleinen, plumpen, unansehnlichen Figur verarbeiten kann, zeigt:

4. Hermann der Cherusker. Drama in fünf Acten von Alexander Nowack. Königsberg, Hartung. 1878. Gr. 8. 2 M.

Wie viele haben sich schon berufen geglaubt, dies Thema dramatisch zu variiren, und wie wenige sind als auserwählt befunden worden! Zu den letztern zählt auch der Verfasser des uns vorliegenden Trauerspiels nicht. Er hat dem gewählten Stoffe weder eine neue noch interessante Seite abgewinnen können, trotzdem er die Handlung hinter die Teutoburger Schlacht legt; vielmehr hat er ihm dadurch jedes höhere Interesse geraubt. Nicht Hermann, sondern Thusnelda ist die eigentliche Heldin des Dramas, freilich in mehr passiver Weise. Diese Auffassung ist keine gute, und nirgends weht uns aus dem langathmigen Drama der Hauch poetischer Inspiration entgegen. Aber aus der lockern Composition, der verworrenen plumpen Intrigue, der unklaren Charakterzeichnung, aus dem Ringen mit Form und Ausdruck geht hervor, daß dieser „Hermann der Cherusker“ eine Erstlingsarbeit ist, und es bleibt abzuwarten, ob der Verfasser sich durchringt zur Klarheit, um der deutschen Bühne Brauchbares zu liefern, wozu wir ihm eine reichliche Dosis Begeisterung wünschen. Der gute Wille macht es nicht allein.

Kaum das Niveau des Gewöhnlichen erreicht:

5. Anna von Gösting oder Deutsche Liebe und Treue. Tragödie in fünf Aufzügen von Oswald Hauenstein. Graz, Leuschner u. Lubensky. 1878. 8. 2 M. 40 Pf.

Die arme deutsche Liebe und Treue, zu welch mannichfachen Variationen hat sie schon das Thema geben müssen! Diese „Anna von Gösting“ ist ein Ritterschauspiel, mit allem Zubehör, an welches man bei dieser Bezeichnung denkt: falsche und treue Liebhaber, harte Väter, sanfte Mütter, biedere Mönche, alte Hexen und eine Turnierscene mit vergifteten Schwertern à la Hamlet und traurigem Ausgange. Die Sprache des Trauerspiels ist hart und ungelenk, der Dichter ringt mit Form und Ausdruck und läßt die Versfüße durch- und übereinander stolpern. Statt neuer, frischer Bilder Plattheiten in Menge und an keiner Stelle ein erquickliches Aufblitzen der Poesie. Welchem Zwecke diese Tragödie dienen soll, die obendrein den Manen der beiden „größten patriotischen Sänger“ Deutschlands gewidmet ist, Walther von der Vogelweide und Anastasius Grün, vermögen wir aus ihrem Inhalte nicht herauszulesen. Der deutschen Bühne bietet sie keine Nahrung.

In die Rubrik der dramatischen Versuche gehört:

6. Heinrich der Erste. Historisches Schauspiel in fünf Acten von Eduard Ph. Galler. Wien, Rosner. 1878. 8. 2 M. 40 Pf.

Um uns den fernliegenden Stoff näher zu rücken und interessant zu machen, bedürfte es einer ebenso dramatischen als poetischen Begabung. Beides vermissen wir in diesem Schauspiele. Die Diction ist dunkel und so schwer belastet, daß sie nicht den leichtesten Aufschwung zu nehmen vermag; dabei mit Trivialem und Geschmacklosem reich durchsetzt. Alles verräth das Erstlingswerk, den Versuch, und es wäre traurig, wenn das nicht der Fall wäre. Dieser Heinrich, der am Vogelherde von Deutschlands Einheit und Größe monologisirt, fällt aus dem Rahmen seiner Zeit. Es sind auch keine neuen Variationen des bekannten Themas, wenn er spricht:

Mich hat ein ernstes Denken nun erfaßt,
Mein Auge überblickt die fernsten Grenzen,
Zur raschen That spornt mich mein Rechtsgefühl!
Der Geist des großen Karl steht jetzt vor mir
Und weist mich auf die Trümmer seiner Zeit.
Ein Prachtbau war's, ein einig Deutsches Reich —
Und jetzt? Ein Körper, dem die Seele fehlt!
Erglüht in keiner Ader deutsches Leben?
Und pocht kein Herz mehr in der deutschen Brust?
Uneins die Fürsten, die das Ganze halten,
Uneins die Völker, die das Ganze bilden,
Zerrissen alle Bande, die's umschlungen,
Die Kraft gebrochen, die es einst erhielt,
Siecht Deutschland hin und wankt und bricht und stirbt!
Ersteht kein Retter, der die Trümmer eint,
Der das Gespaltne fügt zum großen Ganzen:
Dann fahre hin, Bescheidenheit und Demuth,
Die mir den kühnen Aufschwung stets gehemmt!
Vorgreifen wollt' ich nicht den ew'gen Mächten,
Aufwerfen mich nicht selbst zum strengen Richter,
Doch wenn ich's muß, verhindre mich kein Gott!
Ein einig Deutsches Reich! O Stolz der Seele,
Du heilig Ideal, du goldner Preis!
Des Mannes Seele glüht dir froh entgegen,
Frohlockend klopft mein deutsches Herz dir zu!
Du sollst erstehn, du sollst, du sollst's durch mich!
Wie groß und reich und stark, wie einig einst,
Soll dich Europa, soll die Welt dich sehn:
Das hat mit Macht mein kühnster Wunsch erfaßt
Und mein Gedanke strebt es festzuhalten. —
Wer ahnt, daß solch ein Denken mich durchglüht,
Wer ahnt, daß ich es bin, der also denkt?
Das Kleinste wird zum Höchsten und Erhabnen,
Wenn schön die Wahl, unendlich der Gedanke!
O könnt' ich's jetzt im Augenblick beginnen,
Vollendet stünd's im Augenblicke da!
Ich fühle Götterkraft mein Herz durchdringen,
Ich will mich rüsten zu dem großen Kampf,
Der Preis ist Deutschlands Einheit, Deutschlands Glück!

Heinrich's ältester Sohn Thankmar zählt zu den Theaterbösewichten, die einer schon weit hinter uns liegenden Periode angehören. Nachdem seine Liebeswerbung um die Gräfin Nordheim von dieser abgewiesen, macht er den verunglückten Versuch, sich zur Bosheit anzureizen:

Bin ich denn wirklich Mensch? Entflammt in mir
Nichts was Verderben bringt? O Fluch mir selbst,
Wenn ich ein feiger Dulder bin!
Geduld, Geduld, ihr Herrn, Geduld, du Weib,
An dem mein Schicksal hängt, Geduld, Geduld!
Es lebt und regt sich noch ein Mensch, der will
Und kann, wenn er sich auch bezwingt, Geduld!
Ein Mensch geht um, er gleicht dem wilden Thier,
Das man verwundet hat, ein Mensch geht um,
In dessen Brust ein Vorsatz, ein Entschluß
Gereift, vor dem ihr zittern sollt! Geduld!
Ein Mensch geht um, sich selber schier zur Last

Und andern nicht zur Freude, geht er um,
Ein Mensch, der liebt und haßt, der Mensch bin ich —
Ich selbst — vor diesem Menschen warn' ich euch!
Verrath und Tod sei meine Münze jetzt,
Mit der ich eure Liebe euch vergelte.
Geduld, den wahren Thankmar kennt ihr nicht,
Ihr sollt ihn kennen — bald — er tritt ans Licht!

Die achtfache Aufforderung zur Geduld ist lobenswerth, da man sie dabei doch noch verliert. Man weiß nicht, warum sich Thankmar gegen seinen guten Vater auflehnt und verschwört, da ihm jeder plausible Grund dazu fehlt. Ueberhaupt sind die Motive unklar und unverarbeitet. Am gelungensten sind noch die leider zu breit behandelten Volksscenen. Aber da wir es ohne Zweifel mit einem Erstlingswerke zu thun haben, das schwerlich das Lampenlicht der Bühne erblicken wird, so wollen wir ernsten Willen und gute Absicht gelten lassen und dem Autor rathen, in Zukunft vorsichtig in der Wahl seiner Stoffe zu sein und erst sorgfältig zu prüfen und zu sichten, ehe er mit seinen Werken vor das Forum der Oeffentlichkeit tritt.

Wieder ein verunglückter Versuch mehr, einen nicht dramatisirbaren Stoff dramatisch gestalten zu wollen, ist:

7. Johanna Gray. Trauerspiel in fünf Acten von Ernst Lionnet. Berlin, Mitscher u. Röstell. 1878. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Seit Wieland sich das Schicksal der schönen unglücklichen Johanna Gray zum Vorwurf eines Trauerspiels wählte, das trotz mancher poetischen Schönheit doch zu den vergessenen Werken des Dichters zählt, sind ihm eine große Anzahl Berufener und Unberufener gefolgt, darunter Talente von großer Begabung, doch alle sind an der Aufgabe gescheitert. Johanna Gray ist keine Heldin für die Tragödie; sie ist ein schuldloses Opfer, das gewaltsam auf den Thron gezerrt und von diesem herab in der brutalsten Weise auf das Blutgerüst geschleppt wird. Der Lyriker mag das Schicksal der Prinzessin poetisch ausbeuten und Verklärungsglanz darüber breiten; dem Dramatiker bietet es keine Handhabe, weil Johanna Gray nicht aus der Passivität heraustritt und ihr gegenüber die blutige Maria Tudor stets als die thatkräftige Heldin in den Vordergrund treten wird. So auch in dem vorliegenden Drama, welches sich noch durch allzu große Nüchternheit auszeichnet und in dem obendrein die Mehrzahl der handelnden Personen erbärmliches charakterloses Gesindel ist, das sich in Feigheit und Ehrlosigkeit zu überbieten sucht. Die arme Johanna Gray kommt aus den langathmigen Redensarten gar nicht heraus, denen alle poetische Würze fehlt, und die ganze Handlung ist ziemlich schwerfällig und verworren. Es ist eben ein Versuch, aber um auf der Bühne zu erscheinen, gehört eine höhere innere Berechtigung dazu, der Adelsstempel des Talents, die Sicherheit der Form und des Ausdrucks. Der „Johanna Gray", die uns hier von Lionnet vorgeführt wird, vermag weder die Bühne Lebensfähigkeit einzuhauchen, noch vermag sie den Leser zu fesseln, und sie dürfte wol nur in wenig Büchersammlungen ein bescheidenes Plätzchen erhalten.

Ein ausgesprochenes Tendenzdrama ist:

8. Johannes Huß. Dramatisches Gedicht in fünf Acten von R. Pater. Tübingen, Fues. Gr. 8. 2 M.

Der Dichter hält in seinem dramatischen Gedicht nicht, was er in der Zueignung verspricht: „Mein Herz soll deiner Zunge Band dir lösen."

Dieser Johannes Huß ist kein Apostel, der durch strömende Begeisterung, durch feurige Beredsamkeit hinreißt; er ist mehr der Mann der Doctrin, der sanfte leidende Dulder, dem der Dichter selbst vor der Concilversammlung das Wort versagt, wodurch er seinem Helden die eigentlich tragische Bedeutsamkeit und dem Drama eine effectvolle Scene entzieht. Das Gedicht ist zwar von edler humaner Gesinnung durchweht, aber ohne Wärme im Ausdruck und zündendes Pathos und leidet an ermüdenden Längen. Auch die Charakterzeichnung und der scenische Aufbau lassen viel zu wünschen übrig, und die Diction ist oft dunkel und schwerfällig. Einzelne Ausfälle gegen das Deutschthum hätten in Wegfall kommen können, da sie dem Gedichte kaum Sympathie erwerben dürften. Immerhin sind ernster Fleiß und schöne Begabung in der Arbeit sichtbar, die bei mehr Abklärung und sorgfältiger Prüfung des Dichters zu Erwartungen berechtigen. Dieses dramatische Gedicht dürfte nur auf einer specifisch böhmischen Bühne das Lampenlicht erblicken, und da ihm der eigentlich dramatische Nerv, Wärme und Begeisterung fehlen, so würde es auch auf dieser nur eine vorübergehende Wirkung erzielen.

Den Eindruck einer dramatisirten Novelle ruft hervor:

9. Die Communarden von Paris. Trauerspiel in vier Acten, mit einem Zwischenspiel: Die Kaiserwahl in Versailles. Von Ludwig Reinprecht. Leipzig, Minde. Gr. 16. 2 M.

Dies Trauerspiel enthält durchaus keine Verherrlichung der Commune, wenn es auch eine Menge bekannter Gestalten derselben vorführt; im Gegentheil, das Laster erhält seine verdiente Strafe und die Tugend wird belohnt; aber es ist auch kein regelrechtes Drama, vielmehr nur eine Reihe scenischer Bilder, die ohne ein organisches Gesammtbild zu bilden, kaleidoskopisch bunt und den betrachtenden Blick verwirrend vorüberschwirren. Einzelne der Scenen legen Zeugniß ab für das dramatische Compositionstalent des Verfassers, viele der Charaktere sind scharf und gut gezeichnet; auch die Diction ist nicht gewöhnlich, stellenweise sogar markant und schwungvoll und von edler Gesinnung durchweht, aber das Ganze ist kein Drama. Der gewaltige Stoff mußte dem Verfasser unter den Händen zerfließen; es ist wol ausgiebig genug zu einer Menge von Trauerspielen, aber läßt sich nimmermehr in den engen Rahmen eines einzigen fassen. Auch liegt uns die Sache viel zu nahe, um dem Blicke die klare, ungetrübte Anschauung zu gewähren.

Seitdem man alle Rücksicht so weit aus den Augen setzt, daß man dem Blicke des deutschen Publikums ungescheut die ekelhaftesten Krankheitserscheinungen des Gesellschaftskörpers enthüllt, ohne die Ansteckung in der verpesteten Atmosphäre zu beachten oder zu fürchten, seitdem muß die deutsche Bühne, ihrer hohen Bestimmung zuwider, zu oft seltsamen dramatischen Experimenten dienen. Ein solches Experiment ist:

10. Isola. Schauspiel in fünf Acten von Wilhelm Goldschmidt. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 M.

Der Stoff würde etwa ausreichend sein zu einer Sensationsnovelle, doch nicht zu einem fünfactigen Drama.

Zudem hat ihm der Verfasser weder eine neue, noch weniger eine interessante Seite abgewonnen. Ein treuloser Ehemann, ein mephistophelisch angehauchter falscher Freund, der seine Verführungskünste gegen die ahnungslose junge schöne Frau seines Freundes ins Feld führt und trotzdem von der Freundin derselben heimlich geliebt wird, ein schuldloses Opfer verbrecherischer Liebe: alles das haben wir zur Genüge aus den neuern französischen Sensationsdramen kennen gelernt, in denen die Motive geschickt verarbeitet, Entwickelung und Lösung ebenso effectvoll gesteigert als kunstvoll ausgeführt sind. In dem vorliegenden Schauspiele vermissen wir vor allen Dingen eine sorgfältige Verarbeitung der Motive. Alle Charaktere desselben sind weder ausgesprochen gut noch böse, ein Changeant, welches den Blick verwirrt. Isola ist ein verführtes Opferlamm, das zu Tode gehetzt wird, damit der erbärmlichste aller Verführer von seinem betrogenen Weibe nur wieder zu Gnaden aufgenommen werden kann, und dem Carlos dieses Clavigo muß unglücklicherweise der Schuß nach seinem Hirn fehlgehen, sodaß auch er reuig in die Arme der verzeihenden Liebe sinken darf, mit dem zweifelhaften Gelöbniß der Besserung auf den Lippen. Es ist eine Auswahl erbärmlicher Männer und weichherziger gutmüthiger Weiber in diesem Schauspiele. Der Verfasser besitzt offenbar Talent für das Drama und Bühnengewandtheit; auch zweifeln wir nicht an der Bühnenwirksamkeit dieser „Isola" bei einem Publikum, das starke Effecte liebt.

Maßvoll und correct ist:

11. Antigone. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Eugen Leyden. Zürich, Verlagsmagazin. 8. 2 M.

Der classische Vorwurf ist allerdings in modernem Sinne ausgeführt und hat seine Lebenskraft aus der Brust der Bildung unserer Zeit gesogen. Deshalb haben die tragischen Schicksalsmotive ihre Schärfe verloren, und was uns bei Sophokles so gewaltig ergreift und durchschauert, muthet uns hier mehr sonderbar an, weil wir eben den Glauben an die im Dunkeln waltenden Schicksalsmächte verloren haben. Wir tadeln an der Composition nur die Langathmigkeit des ersten Acts; sonst nimmt die Handlung einen raschen, sogar spannenden Fortgang; nur gelangen wir dabei zu keinem tragischen Empfinden. Wir vermögen die schwere tragische Verschuldung dieser Antigone, welche sie durch die oberflächliche Bedeckung der Leiche ihres Bruders Polyneikes mit Erde begangen haben soll, nicht einzusehen, und trauen dem einfach-biedern gutmüthigen Kreon die Strenge gar nicht zu, über solche Schuld ein Todesurtheil auszusprechen und zu bestätigen. Obendrein geschieht dieser verhängnißvolle Act in so gemüthlicher Weise, als handele es sich dabei etwa um den Tod irgendeines gleichgültigen Geschöpfs. Ueberhaupt fehlen Kreon Energie, königliche Würde und große Eigenschaften.

> Ich kenne diese Welt und bin von ihr
> Nicht sonderlich erbaut. Allein ich bin
> Ein König eines Volkes dieser Welt,
> Und bin verpflichtet, ihm gerecht zu werden;
> Und nur durch Roheit wird man ihm gerecht.

Das klingt weder großherzig noch königlich. Gut gezeichnet sind Antigone und Hämon. Die Diction entbehrt zwar des fortreißenden Schwunges, ist aber edel und von Poesie durchdrungen, die ganze Arbeit recht lobenswerth, wenn wir auch den Zweifel nicht unterdrücken können, daß sie dem Repertoire der deutschen Bühne kaum eine Bereicherung bieten wird.

Ein hochgebildeter, scharf- und feindenkender Kopf spricht aus:

12. Der wilde Welf. Trauerspiel von C. G. Ritter. Leipzig, Naumann. 1879. 16. 3 M.

Ein Trauerspiel in sieben Acten ist fast eine Curiosität zu nennen: In dem Vorworte, das dem Trauerspiel vorgesetzt ist, sagt der Verfasser:

> Das Entwickelungsstadium, in welchem sich unsere tragische Metrik befindet, weist den Dichter darauf hin, freie Reimverse und vierfüßige Trochäen je nach dem Bedürfniß der Situation miteinander abwechseln zu lassen.

Statt jedoch metrische Experimente anzustellen, wäre es besser gewesen, der Verfasser hätte ein wirklich brauchbares Drama geschrieben, das die erforderliche Lebensfähigkeit für die Bühne besäße. Das vor der Bühne versammelte Publikum ist keine Philologenversammlung, um metrische Aufgaben zu lösen; es will von dem, was es da sieht und hört, erbaut, hingerissen, erschüttert, unterhalten sein und fragt nur nach dem Inhalt. Ist die Form des Gebotenen eine würdige, desto besser. Die Formenfrage hat in der Regel erst die Kritik zu lösen. Dieser „Wilde Welf" ist ein Epos in sieben Gesängen, ungefähr in derselben Weise wie Lenau's „Don Juan" und „Albigenser". Die dramatische Form ist wie ein weitfaltiger Mantel um den Körper des Gedichts lose gehüllt. Wir fechten den poetischen Gehalt des Werks nicht an, der viel Gutes und Schönes bietet, aber wir vermögen es nicht als bühnengerechtes Drama anzuerkennen. Eine Episode aus dem die halbe Welt in Bewegung setzenden Kampfe der Waiblinger und Welfen, enthält es eine Anzahl vortrefflich gezeichneter Charaktere, aber keine dramatische Wirksamkeit, woran die fortwährend wechselnde Versform nicht das geringste Hinderniß ist. Die langathmigen Declamationen Sterbender, wie die des jungen und alten Welf, müssen von der Bühne aus ihre Wirkung verfehlen und den Hörer ermüden; anders im Gedicht. Die Prophezeiungen bereits geschehener Dinge im Deutschen Reiche klingen aus dem Munde des alten Welf zu sehr gemacht, abgesehen davon, daß sie für einen Sterbenden doch ein wenig zu anstrengend sind:

> Was klingt, was klingt da durch Waldesweben?
> Es klingt aus der Höh' in den Berg herein!
> Die Stimme, sie ist's! Nur das Lied, wie mir däucht,
> Das Lied, das ist neu! Ob zu Ende die Frist?!
> Ob die Raben, was, was, ob die Raben verscheucht?
> Ob gekommen die Reih' an den Adler ist?
> Ich fühle, ich fühle die Luft, wo er fliegt!
> Ich höre das Lied, das den Schlummer bricht:
> Sie flüchten, sie flüchten — die Raben, die feigen —
> Sie flüchten, die welschen Raben!
> Erwache, mein Kaiser, nun mögest du steigen —
> Zum Thron über Wolken erhaben!
> Und der Kaiser erwacht, hebt's Horn von der Hüfte;
> Sein Weckruf schallt und hallt durch die Klüfte!
> Und die Fürsten erwachen, und rücken die Kronen,
> Der Baier vorauf, dort Schwaben und Pfalz,
> Der Sachs nun, sie schaun wo die Völker hin wohnen,
> Und schaun auf den Kaiser: er rief ja; wem galt's?
> Und die Ritter erwachen, und packen den Handschuh
> Und rasseln prüfend an Schienen und Helmen,

Und pressen den Harnisch und schnallen ein Band zu
Und rufen den Knappen, dem schläfrigen Schelmen,
Und drängen und tappen durch nächtlichen Graus,
Und blinzeln nach Fürsten und Kaiser aus!
Und die Knappen erwachen und rufen erschrocken:
„Hier bin ich, was soll's" und suchen und raffen
Und schrein in die Weite und flehn zu dem Herrn,
In den dunkeln Berg sie nicht einzusperrn!
Und kommt's nun? Wer naht? Wer ist da?
Horch das bedeutet „in Sattel!" Hurrah,
Antwort dem trauten Schall
Donnert's aus Eisenhauben!
Tausendfach Widerhall!
Wiehern und Schnauben!
Schimmert's nicht himmelblau?
Bleicht nur, ihr Sterne:
Die Sonn' ist nicht ferne!
Leuchtet ins Morgengrau!
Strahlt mittagauf!
Adler, schon Wegweiser?
„Vorwärts, wer wach"
Fliegt Hornruf ihm nach —
Und alles — alles — dem Kaiser!

Prophezeiungen müssen den Thatsachen vorangehen, nicht ihnen nachschreiten, wenn sie irgendwelche Wirkung und Bedeutung beanspruchen und haben sollen. Und wie eine unstet hin- und herflackernde Lichtflamme den Blick des Auges verwirrt und trübt, so trübt und verwirrt dieser fortwährende Wechsel des Metrums. Dazu kommen noch Härten im Ausdruck und halbausgeführte Bilder, abgehackte Gedanken. Können wir diesen „Wilden Welf" auch nicht für die Bühne, so können wir ihn doch dem lesenden Publikum bestens empfehlen. **Karl Niffel.**

Zur deutschen Literaturgeschichte.

1. Dichterprofile. Literaturbilder aus dem 19. Jahrhundert. Von Adolf Strodtmann. Zwei Bände. Stuttgart, Aberheim. 1879. Gr. 8. 8 M. 40 Pf.

In dem hier verzeichneten Werke liegen uns eine Anzahl literargeschichtlicher Aufsätze aus der Feder des vor einigen Monaten allzu früh verstorbenen Adolf Strodtmann vor. Einigen dieser Aufsätze ist der Berichterstatter bereits früher in Zeitblättern begegnet; so mögen sie wol alle oder doch zum größern Theil zuerst vereinzelt erschienen und hier zusammengestellt sein. Es ist dagegen gar nichts einzuwenden; mancher treffliche Aufsatz, in den Spalten einer Zeitschrift rascher Vergessenheit geweiht, verdient es mit einer Anzahl gleichartiger Genossen durch solche Vereinigung in Buchform erhalten zu bleiben. So war es seit Justus Möser und Matthias Claudius; so wird es auch fernerhin sein.

Adolf Strodtmann besaß eine reiche Kenntniß der deutschen und fremden, vornehmlich der nordischen Literatur; er hat mit erstaunlichem Fleiße den Briefwechsel Bürger's zusammengetragen und gleichzeitig in reger Vielgeschäftigkeit als Tagesschriftsteller die literarischen Erscheinungen, mit denen er herangewachsen, dargestellt; ein vielbewegtes Leben, zahlreiche Bekanntschaften machten es ihm dabei möglich, manches aus eigenen Beobachtungen, eigenem Briefwechsel beizufügen. Auf solche Weise ist der erste Band der vorliegenden „Dichterprofile" entstanden. Es heißt im Vorwort:

„Dichterprofile" habe ich diese Sammlung von Literaturbildern nicht ohne Absicht genannt. Denn wie in den scharf umrissenen Contouren des Profils die eigenartigen Züge der Gesichtsbildung am deutlichsten hervortreten, war es mein Wunsch und Bestreben, in den nachfolgenden Charakteristiken neuerer Dichter weniger eine Galerie bunt ausgetüpfelter Porträts zu liefern als vielmehr eine Reihe prägnanter Skizzen ihrer schriftstellerischen Individualität, wie dieselbe in ihren Werken sich ausspricht. Ich bin mir bewußt, mit unbefangenem, genußfreudigem Sinne, zum mindesten niemals mit einer willkürlichen ästhetischen Schablone, an die Lektüre der künstlerischen Erzeugnisse unserer Geistesheroen herangeschritten zu sein. Es lag mir fern, Werth und Bedeutung derselben nach Schulmeisterart an abstracten Maßstäben zu messen; im Gegentheil war ich stets bemüht, aus ihren eigenen Schöpfungen ein klares Bild dessen, was sie gewollt, zu gewinnen, und das, was sie erreicht oder verfehlt hatten, nach dem Kunstideal zu beurtheilen, das ihnen selber bei ihrem Schaffen vor der Seele stand. Mögen die Gegner der modernen Literatur, welche seit vierzig Jahren unermüdlich das alte Stichwort vom Epigonenthum aller neuern Dichtung wiederholen, immerhin ihre weisen Häupter dazu schütteln, daß der Verfasser dieser Porträtskizzen in den Zügen der Schriftsteller des 19. Jahrhunderts nicht einen blassen Abklatsch der großen Charakterköpfe unserer goldenen Aera erblickt, sondern einen Reichthum selbständiger Physiognomien, in denen sich das Ringen und Kämpfen unsers Zeitalters ebenso typisch ausprägt, wie in den classisch edeln Häuptern ihrer Vorgänger das Leben und Streben einer frühern Periode. Die Zeit selbst ist eben eine andere geworden, sie trachtet nach andern — und, wie wir glauben, nicht minder erhabenen — Zielen als ehemals; da ist es die Aufgabe des Dichters, ein neues Panier, das Panier seines Jahrhunderts, zu entfalten und es leuchtend voranzutragen in den Wettern der Geistesschlacht. Die Erkenntniß, daß eine stolze Schar neuerer Schriftsteller, deren Zahl wir leicht um eine Reihe gleich ruhmvoller Namen vermehren könnten, jene Aufgabe, Bannerträger der Ideen ihrer Zeit zu sein, aufs würdigste begriffen hat, diese herzerhebende Erkenntniß an seinem bescheidenen Theil zu fördern, ist der Zweck des vorliegenden Buchs.

So läßt also der Verfasser eine Reihe älterer, theilweise bereits verstorbener Mitlebenden an uns vorübergehen: Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath, Geibel, Herwegh, Dingelstedt, Hebbel, Lingg, Hamerling, Auerbach, Spielhagen; zwei Aufsätze beschäftigen sich mit H. Heine und seiner Mutter, der Aufsatz des Anhangs mit dem Schauspieler Lewinsky. Eine vollständige Reihenfolge unserer bedeutendsten Dichter ist also keineswegs beabsichtigt; dafür tritt aber die Eigenart jedes der Geschilderten um so klarer und lebensvoller hervor; der Verfasser bespricht nicht blos ihre Werke, sondern entwickelt dieselben auch aus ihrem Lebensgang, weiß manches aus persönlicher Berührung mit ihnen mitzutheilen und stellt uns so wohlabgerundete Lebensbilder hin, die sich vortrefflich lesen lassen; hin und wieder versteht er es mit dem ihm eigenen Spürsinn bisher verschlossene Quellen aufzuthun, wie in den anziehenden Mädchenbriefen von H. Heine's Mutter oder in den Aufzeichnungen des Studenten Wedekind zu Göttingen über diesen ungezogenen Liebling der Grazien selbst. Ueberall aber begegnen wir anziehenden großen und kleinen, altbekannten und neuen Dingen. Um nur

Einzelnes probeweise herauszuheben, möge hier eine Schilderung Hoffmann's von Fallersleben stehen, welche nach des Berichterstatters eigener Erfahrung die treffliche Eigenschaft völliger Wahrheit hat. Es ist die Rede von dem 1869 zu Freiligrath's Ehren in Bielefeld gefeierten Begrüßungsfest:

Auch Hoffmann von Fallersleben war von Corvey herübergekommen, wo er als Bibliothekar des Herzogs von Ratibor nach langen Irrfahrten einen ihm zusagenden Ruhehafen für den Rest seines Lebens gefunden hatte. Ganz wie einst, traf ich ihn am Wirthshaustische inmitten einer Schar fröhlicher Genossen, denen er bei einem Glase goldfunkelnden Markobrunners seine Lieder sang und mit unverwüstlichem Humor Anekdote auf Anekdote zum besten gab. Die Jahre hatten sein blondes Haar gebleicht, das jetzt silberfarben, aber noch immer in dichter Fülle über den Nacken fiel; um die schelmisch zwinkernden Augen hatten sich zahlreiche Fältchen gelegt, aber das Roth der Gesundheit blühte noch auf den vollen Wangen des Siebzigers und das tiefe schütternde Lachen bewegte noch ebenso lustig die Spitzen des schneeweißen Kinnbartes. Ein rothseidenes Tuch war lose um seinen Hals geschlungen, die schwarze Handwerksburschenmütze hing über ihm an der Wand. Das Alter und die Stürme des Lebens hatten über diese athletische Gestalt, die ein ungebeugtes Haupt auf den mächtigen Schultern trug, nichts vermocht; in dieser breit gewölbten Brust schlug, unvergällt von Bitterkeit und Haß, ein kindlich heiteres, jugendlich warmes Dichterherz. Eben diese naive herzwarme Fröhlichkeit, diese innige Freude am Großen wie am Kleinen war es, welche dem Wesen und den Worten des Mannes einen so unbeschreiblichen Reiz verlieh. Man muß den gottvergnügten Ausdruck gehört und gesehen haben, mit welchem er das unbedeutendste Stegreifgedicht, den flüchtigsten Reimscherz vortrug, um die stürmische Lust zu begreifen, welche solche Apropos entzündeten.

Der Aufsatz über Freiligrath bringt einige ergötzliche Charakterzüge aus dem Leben und einzelne Mittheilungen aus den Briefen des Dichters; diese sowol wie diejenigen über Geibel, Herwegh, Dingelstedt, Hebbel und die übrigen Dichter geben klar umrissene Darstellungen des literarischen Lebensganges derselben; wir müssen darauf verzichten, Abschnitte dieser Aufsätze auszuziehen. Interessant sind die Auszüge aus dem Tagebuch eines stud. juris Wedekind, welcher 1824 in Göttingen zu Heine in ein näheres Verhältniß trat; was der junge Mann damals über den bereits mit seinen Erstlingen hervorgetretenen Dichter schrieb, hat sich nachmals bewahrheitet. So sagt er unter anderm:

Jetzt noch einiges über Heine, und zwar in Beziehung auf seinen Charakter. Dieser ist ein wenig leichtfertig. An eine Unsterblichkeit der Seele glaubt er nicht, und thut groß damit, indem er sagt, alle großen Männer hätten an keine Unsterblichkeit geglaubt, Cäsar nicht, Shakspeare nicht, Goethe nicht. Eitel ist er sehr, obgleich er es durchaus nicht scheinen will; er hört von nichts lieber sprechen als von seinen Gedichten. Er hat eine unglaubliche Lust, jeden zu mystificiren, und spielt daher jedem das Widerpart. Ein wahrer Freund kann er mir nie werden; ich gehe aber doch recht gern mit ihm um. Unsere Ansichten sind mehrentheils sehr verschieden, und das gibt viel zu sprechen; nur weiß ich manchmal nicht recht, ob ich das, was er sagt, für seine eigentliche Meinung zu nehmen habe, oder ob er mich mystificiren will. Merke ich das, so sage ich es ihm gerade heraus und breche das Gespräch kurz ab. Er thut es indeß selten bei mir. Ich kann viel von Heine lernen, und das ist der Hauptzweck, den ich beim Umgange mit ihm vor Augen habe. Eins aber misfällt mir sehr an ihm, und andern noch mehr, nämlich daß er seine Witze selbst immer zuerst und am meisten belacht.

Diese Lust am Mysticiren, diese Unfähigkeit, einen guten Witz zurückzuhalten, zeigt sich noch in andern Zügen:

In ein Exemplar von Immermann's Trauerspielen, das Heine seinem Freunde Wedekind schenkte, schrieb er die Worte: „Was ist der Mensch? Frage die göttinger philosophische Facultät. Heine." Neulich war ich mit G. bei Heine. Er zeigte uns ein sehr schönes Exemplar von Walter Scott's „Lady of the Lake", das er zum Geschenk bekommen hatte, und da G. ihn bat, ihm dasselbe zu leihen, und zugleich mich frug, ob wir das Gedicht miteinander lesen wollten, schlug Heine ein unbändiges Gelächter auf und sagte zu G., daß er ihm das Buch schenken wolle. Wir begriffen den Grund seiner Lustigkeit nicht. Heine aber fuhr fort zu lachen und ihm das Buch anzubieten, und setzte endlich, immer lachend, hinzu: das sei gar keine Großmuth von ihm, wir würden das Buch doch nur schmuzig machen, deshalb wolle er es lieber verschenken. G. bedankte sich und nahm das Buch mit. Ich hätte das nicht gethan. Einer Dame, die, um ihn in Verlegenheit zu setzen, die Frage an Heine richtete: Sie lieben wol platonisch? gab er die drastische Antwort: Ja wohl, gnädige Frau, wie der Kosackenhauptmann Zlatow. Da war sie aber ballerirt, setzte er mit einer unbeschreiblichen Miene hinzu.

Auch die Bemerkungen über Heine's beabsichtigten „Faust", welcher übrigens Goethe in keiner Weise geschlagen haben würde, sind von Interesse; und so wird man überall Neues und Ansprechendes finden.

Brachte uns der erste Band ausschließlich deutsche Dichterprofile, so führt uns der zweite ins Ausland, nach Frankreich, England, Dänemark, Schweden. Für den deutschen Leser wird wol zunächst die Skizze über Andersen anziehend sein, dessen Märchen ja fast als Eigenthum der deutschen Nation zu betrachten sind. Eingehender dagegen ist die Darstellung des Verhältnisses der Frau von Staël zu Benjamin Constant und vornehmlich der publicistischen Thätigkeit des letztern. Was den englischen Dichter Swinburne, den Schweden Almquist betrifft, so wird es doch wol erlaubt sein zu gestehen, daß bei der Mehrzahl der Leser die Kenntniß aller ausländischen Poeten nicht vorauszusetzen ist; im übrigen machen wir in beiden Aufsätzen die Bekanntschaft von zwei etwas wunderlichen, aber hochbegabten Poeten, unter welchen nach Strodtmann's Urtheil Swinburne eine glänzende Zukunft hat. Vermögen wir diesen Darstellungen bedeutender Geister des Auslandes mit lebendiger Theilnahme zu folgen, so ist dies weniger der Fall mit dem letzten Aufsatz, welcher den sonderbaren Titel trägt: „Ein Proceß der Hölle wider Jesum". Derselbe berichtet über ein am Ende des 16. Jahrhunderts zu Frankfurt a. M. erschienenes Buch, verfaßt von Jakob Ayrer dem Jüngern, dem Sohne des gleichnamigen Schauspieldichters zu Nürnberg. Derselbe hat in einem Folioband von mehr denn 800 Seiten dargestellt „den historischen Processus Juris, in welchem sich Lucifer über Jesum, darumb daß er ihm die Hellen zerstöhrt, eingenommen, die Gefangenen darauß erlöst, und hingegen ihnen Lucifern gefangen und gebunden habe, auf das allerheftigste beklaget"; ein höchst verwunderliches theologisch-juristisches Werk, welches seiner Zeit etwa dreißig Auflagen erlebte. Der Verfasser entdeckte es bei einem Antiquar und fand es merkwürdig genug, uns eine kurze Inhaltsangabe davon mitzutheilen, welche aber trotz aller Verkürzung 50 Seiten groß Octav umfaßt. Auch in dieser Verkürzung hat der Berichterstatter sich nicht entschließen können, den fast ein Drittel des ganzen Buchs einnehmenden Bericht völlig durchzulesen;

er ist zwar kurios genug, kann aber heutzutage nur etwa ein culturhistorisches Interesse beanspruchen. Daß derselbe weder zum Titel des ganzen Buchs noch zu demjenigen des zweiten Bandes stimmt, liegt auf der Hand. Es wäre kein Nachtheil gewesen, wenn die vier ersten Aufsätze dieses Bandes mit den frühern vereint einen Band gebildet hätten; das Buch wäre dadurch einheitlicher geworden und durchgängig anziehend geblieben.

2. Jean Paul's „Titan". In anthologischer Bearbeitung von Otto Sievers. Wolfenbüttel, Zwißler. 1878. Gr. 16. 3 M.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Gemeinde Jean Paul's in der Gegenwart nur klein ist und zwar aus nahe liegenden Gründen. Dem auftauchenden oder auf der Höhe seiner schöpferischen Thätigkeit stehenden Dichter verzeiht die Mitwelt, wenn sie anders zu der Erkenntniß seiner Schwächen kommt, dieselben wegen des vor ihren Augen mit stets neuen Hervorbringungen wirksamen Genius. Für das nachgeborene Geschlecht aber fällt dieser Reiz des Neuen, der gegenwärtig wirksamen, bezaubernden und fesselnden Persönlichkeit nicht mehr ins Gewicht; das Kunstwerk tritt der Nachwelt als historische Thatsache entgegen, und sie sieht neben den Schönheiten mehr und mehr die Mängel hervortauchen, wie bei alten Bildern die dunkle Untermalung an die Oberfläche tritt.

Eine solche Umwandlung des allgemeinen Urtheils, wenn man überhaupt von einer solchen gegenüber Jean Paul sprechen kann, welcher bekanntlich manchem Besten seiner Zeit, vorab Schiller und Goethe selbst, fremd gegenüber stand, wird sich aber um so zweifelloser einstellen, je größer einestheils die Wandlung des geistigen Gesichtskreises und der künstlerischen Anschauungen eines Zeitalters sind, je ausgeprägter andererseits, einseitiger, von den unwandelbaren Gesetzen des Schönen losgebundener eine Dichternatur erscheint. Beides aber ist in Bezug auf Jean Paul in gleichem Maße der Fall. Mehr als drei Viertel eines Jahrhunderts scheiden uns von seiner Höhezeit, mehr als ein halbes Jahrhundert von seinem Tode; und dazu ist dieses eine Zeit fast völliger geistiger Umwälzung. Freilich leben Jean Paul's Zeitgenossen Goethe und Schiller noch immer ein unsterbliches Leben im Denken und Fühlen ihres Volks; aber sie waren durch die strenge Schule des Gesetzes gegangen, hatten sich durch scharfe Selbstzucht gereift und dadurch jene vollendeten Früchte gezeitigt, deren sich noch zahlreiche Geschlechter bis in ferne Zeiten erfreuen werden. Jean Paul hat diese Schule nicht durchgemacht; er ist in seinen Dichtungen sein eigener Lehrer und Schüler, ein unendlich reicher Genius, aber ein Genius, aufgewachsen frei von allen Banden der Kunstregel; ist es zu verwundern, wenn das nachlebende Geschlecht, bei aller Anerkennung dieser wuchernden Fülle geistreichster Gedanken, tiefster Empfindungen, auch noch das fordert, was uns Goethe, Schiller zu fordern gelehrt, das schöne Maß, die kunstreiche Gestaltung dieses edeln Stoffs?

Man hat, um wenigstens das Bedeutsamste aus den Werken Jean Paul's größern Leserkreisen zugänglich zu machen, wiederholt Reihen geistvoller Aussprüche aus dessen Prosadichtungen in „Lichtstrahlen" u. s. w. zusammengestellt. Otto Sievers hat dagegen ein anderes versucht, nämlich Jean Paul's Hauptwerk, den „Titan", in „anthologischer Bearbeitung" darzubieten, nicht eine Auslese kurzer gehaltreicher Sätze, obwol der Anhang auch eine solche bringt, sondern Sievers hebt längere Abschnitte aus dem Roman heraus, welche er durch erzählende oder erläuternde Mittelglieder verbindet, wodurch wir den Gang des Romans in seinen Hauptzügen zu verfolgen vermögen. Er bemerkt im Vorwort:

> Man hat ja ganz richtig behauptet, Jean Paul's Dichtungen enthielten zwar viele Goldkörner, aber diese seien rings von dicken Schlacken umgeben, und man könne dem größern Publikum unmöglich zumuthen, sich jene Goldkörner mühselig herauszuhämmern. Nur mußte man nicht schließen: folglich lasse man Jean Paul's Werke getrost zu Makulatur werden, sondern man mußte sagen: freilich nehme man dem Publikum die Arbeit ab, welche ihm den Genuß vergällt. Damit ist der Zweck dieser Bearbeitung deutlich bezeichnet. Der Leser bekommt alle babylonischen Sonnentempel von Jean Paul's größter Dichtung, dem „Titan", zu sehen und braucht sich doch nicht erst durch die durstigen Wüsten Gedrosiens zu schleppen.

Ich muß bekennen, daß ich diese Ansicht des Verfassers nicht theile. Es gibt Kunstwerke, die man nehmen muß, wie sie sind, oder überhaupt gar nicht nehmen darf, wenigstens nicht mit den Anforderungen, die man an ein Kunstwerk zu stellen berechtigt ist. Wenn es sich dann um eine Sonderung der Goldkörner und der Schlacken handelt, so mag man sich eine Sammlung von „Lichtstrahlen" immerhin gefallen lassen; sie wollen nicht wirken als ein Kunstwerk, sondern jedes einzelne geistvolle Wort wirkt durch sich selbst. Anders, wenn von einem solchen Roman gleichsam das Gerippe stehen bleibt, in welches einzelne Partien von Fleisch und Blut eingefügt werden; es ist nur der Schein eines Kunstwerks übriggeblieben; die Wunderlichkeiten im Aufbau des Romans erscheinen in dieser verkürzten Gestalt nur noch wunderlicher, wenn sie entkleidet werden von der phantastischen traumhaften Umhüllung, in welche sie Jean Paul's gesammte Ausdrucks- und Empfindungsweise kleidet. Es geht mir mit dem „Titan", wie mit manchem altdeutschen Bild; der Kenner, welcher sich in diese uns völlig fremd gewordene Kunstwelt vertieft hat, wird an diesen unzulänglich gezeichneten Köpfen und Gestalten, an diesen eckig gewandeten und zusammen geordneten Gruppen sich höchlich begeistern, weil ihm das Unzulängliche nur ein Gleichniß ist für das Ewigschöne, welches der Künstler in sein Werk legen wollte und welches der Kenner aus demselben für sich herausholt; uns gewöhnliche Menschen stößt das Bild ab und ein paar auch uns erfreuliche fromme oder charakteristische Gesichter heben uns nicht den Gesammteindruck des wirren unschönen Werks auf. Oder, um aus dem Gleichniß zurückzukehren, mich dünkt, wer Jean Paul lesen will, muß auch die mit seinen wunderbaren Schönheiten völlig untrennbar verbundenen großen Mängel in den Kauf nehmen; wer den „Titan" genießen will, muß ihn lesen, wie er geschrieben war, und sich dabei in die romantische Stubenluft des Jahres 1800 zurückzuträumen vermögen. Wer das nicht mag und vermag, dem wird eine solche Auslese auch nicht viel helfen.

Wilhelm Buchner.

Volkslieder.

Deutsche Volkslieder aus Kärnten. Gesammelt von V. Pogatschnigg und E. Herrmann. Erster Band: Liebeslieder. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Graz, Leykam-Josefsthal. 1879. 16. 3 M.

Die kärntnerischen Volkslieder, wie sie gedruckt vorliegen, entstanden, wie überhaupt dergleichen Sammlungen entstehen: man schrieb auf, was man aus dem Munde des Volks vernahm. Bauern und Bäuerinnen und Gott weiß wer sind die Verfasser der Lieder: herrenloses Geflügel, dessen Federn man mit andern vertauschte oder anders färbte. Daher die vielen verschiedenen Lesarten. So heißt es z. B.:

Mei Diendl haßt (heißt) Naunerl,
Hat schneeweiße Zahnerl,
Hat schneeweiße Knie,
Ab'r g'segn hab is (ich's) nie.

Dazu die Variante:

Das Diandle hat weiße Knia,
Weiß wie die Kerschenblüa,
Weiß wie die Kerschenblüa,
Aber trag'n thuen se nia.

Und so viele male.

Wie die eben mitgetheilten Proben bestehen in diesem ersten Bande die andern, einige wenige ausgenommen, aus vier Zeilen, im ganzen 1813, die Varianten nicht mitgerechnet, auf 387 Seiten. Im Vorwort heißt es sehr gut:

Die Lieder sind ein Beitrag zur Quellenkunde des Volkslebens, das aus tausend kleinen Geständnissen der Seele des Volks zusammengesetzt ist.

Und ebenso:

Natürlichkeit, Derbheit, kecker Witz, übersprudelnder Humor, tiefer, aber nur stoßweiser Schmerz sind charakteristische Merkmale. Man darf im vorliegenden Bande nicht die Seufzer eines Romeo oder eines Gretchens oder wol gar die krankhafte Süßigkeit einer Amaranth oder eines Geibel'schen Liebesliedes suchen.

Wir unterlassen es, einige von den derbern Liedern mitzutheilen, da sie vereinzelt vielleicht Anstoß erregen würden. Nur nach Durchlesung aller gewinnt man Gesichts- und Höhenpunkte. Vom Berge aus übersieht man, was sich zwischen Wald und Garben mengt, ja man läßt es sich gefallen, da es zur Füllung und Ausrundung dient. Hier dagegen einige andere Proben:

Wie hechar (höher) der Thurm,
Desto schener der Klang,
Und je weiter zan (zum) Diendl,
Desto hübscher der Gang.

Oder:

Hab dir in d' Aeuglan g'schaut,
Waren so trüab,
Hab dir's nit g'sag'n traut,
Daß i di liab.

Und i liab di so fest,
Wie der Bam seine Aest,
Wie der Himmel seine Stern,
Grad so hab i di gern.

Oder:

Und so nett trifft es z'samm,
Und so nett trifft es zue,
Daß du ein Diendl bist
Und i a Bue.

Und so nett trifft es z'samm,
Und so nett trifft es zua,
Daß du kan Fried net magst,
Und i laß dir ka Ruah.

Und wegen den so netten,
Da seimer (sind wir) banand',
Und weg'n den so netten
Laß ma niemer vauand'.

Oder:

„Schatzele mein
Mueßt nit traueri sein,
In dreiviertel Jahr
Bist du schon wieder mein." —

„In dreiviertel Jahr'n
Is ka Baml mehr grean,
So werd' a dei Diendl
Verlassen dastean." —

„Und zwa Monat dazue,
Sein de Bam wied'r grean,
Und da wird a dei Bue
Wieder vor dir dastean.

„I gib dir die Hand,
Und du schlagst dann ein,
In an Vierteljahr
Bist du ewi dann mein."

Oder:

„I hab' alleweil g'mant,
I dertragets' gar nia,
Hiaz (jetzt) hab' i's ertrag'n,
Ab'r fragt's mi nit, wia."

Dieser in ganz Kärnten gesungene Vers ältern Gedächtnisses lautet bei Heine:

Anfangs wollt' ich fast verzagen,
Und ich glaubt', ich trüg' es nie,
Und ich hab' es doch ertragen —
Aber fragt mich nur nicht: wie?

Hier ist die Frage: entlehnte Heine, oder umgekehrt? Wahrscheinlich doch Heine. Uebrigens wäre die etwa durch einen Kunstdichter geschehene Uebertragung aus dem Hochdeutschen in den kärntnerischen Dialekt ganz gleichgültig: die Hauptsache bleibt immer die aus einer allgemeinen Stimmung entsprungene allgemeine Verbreitung. Sobald die gedruckten Verse des Kunstdichters aus dem engen Rahmen herausspringen und sich aller Herzen bemächtigen, ist das Volkslied da, dessen Unmittelbarkeit keine Reflexionen über den Verfasser oder die Art der Entstehung des Gedichts aufkommen läßt.

Wir glauben daher, daß die Herausgeber ganz unbedenklich das folgende aus A. Baumann's „Gebirgs-Bleameln" erst in das Volk gedrungene und weit und breit gesungene Lied für die zweite Auflage berücksichtigen dürfen; es ist ja auch die Frage, ob nicht auch A. Baumann, was er drucken ließ, aus dem Munde des Volks empfing:

I wollt', i war a Blüemle
Hoch ob'n af d'r Alm,
Und du gangest v'rbei
Alle Tag mit d'r Kalm.
I wollt', i war a Fischle,
In Fluder, in See,
Und du kamest in Schifflan,
Glei war i in d'r Heh'.

Was die Form dieser Volkslieder anbelangt, so können sie dem Kunstdichter nicht als Vorbild dienen: nicht die Quantität, sondern der Accent entschied, welcher ganz unwillkürlich Längen in Kürzen und Kürzen in Längen verwandelte. Anders verhält sich die Sache, wenn der Kunstdichter aus der durch den Dialekt noch verstärkten Unmittelbarkeit des Volksliedes Frische und Belebung für sich selber schöpft. Nur zu leicht opfert er der Form das Wesen. Beide müssen sich gegenseitig durchdringen. Eins vom andern getrennt, erzeugt dort abstracten Idealismus und hier Materialismus. Der Kunstdichter, der einen Zweig drechselt, den er, um dies zu können, doch einigermaßen getrocknet haben muß, gewinnt an Glätte, was er an Saft und Frucht verliert. Darum sind uns alle Volkslieder auch in dialektischer, wennschon mangelhafter Fassung willkommen. Und glücklicherweise ist Deutschland reich daran, reicher z. B. als Rußland, aus Gründen, die sich auf comparative Weise erklären lassen; dort die kolossale Einförmigkeit der Landschaft, hier Gebirgsasyle, wo der Mann sich und sein Wort dem Auge und Ohr des Gensdarmen entziehen konnte; dort die Monotonie der absolutistischen, alles Subjective zurückdrängenden Staatsverfassung, hier das ursprünglich und unvertilgbar auf Selfgovernment angelegte Germanenthum; dort — nun freilich auch dort gab es und gibt es Schlupfwinkel und Asyle, bis zu welchen der vom Centralpunkt durch unzählige Beamte verlängerte Staatsarm zwar hinabreicht; aber einer solchen Stange fehlen die grünen Seitenästlein mit Blättern und Aeuglein, die ungehört und ungesehen im geheimsten rauschen und blitzen. In der That, auch in Rußland fehlt es nicht an Volksliedern, und wohl mag es hier heißen:

Waldesgründe, heimliche Plätze nur, wo
Muntre Freiheit, lose aufflatternd, gleich dem
Fittichflinken Vöglein entschlüpfet pfeifend
Dem Gubernator!

In Vorstehendem haben wir einigermaßen motivirt, weswegen wir dem von den Herausgebern angekündigten zweiten Bande gern entgegensehen, welcher Spott-, Rauf-, Stände-, Berufs-, Kinderlieder, historische Lieder und Balladen umfassen wird.

Rudolf Kulemann.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Zahlreich treffen bereits die Spenden für den Weihnachtstisch ein. In erster Linie machen wir auf die großen illustrirten Werke des Hallberger'schen Verlags: „Aegypten“ von Georg Ebers und die „Illustrirte Schiller-Ausgabe“, aufmerksam, von welcher jetzt sechzig Lieferungen vorliegen. Die letzten enthalten Illustrationen zum „Geisterseher“, zu den „Dramatischen Fragmenten“ und zur „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs“.

Vollendet liegt jetzt das in Theodor Stroefer's Kunstverlag in München erschienene „Lied von der Glocke“ vor uns, illustrirt in zweiunddreißig Compositionen von Alexander Liezen Mayer mit dreiundvierzig Zeichnungen von Rudolf Seitz. Das Lob, das wir den ersten Lieferungen des Werks zollten, können wir hier nur wiederholen. Die Familien- und Stimmungsbilder sind trefflich ausgeführt; aber auch die technischen Darstellungen des Glockengusses verdienen volles Lob; sie sind schwunghaft ausgeführt und vermeiden das Handwerksmäßige. In derselben Verlagsbuchhandlung sind zwölf Photographien zu Gottfried Kinkel's „Otto der Schütz“ nach Zeichnungen von Jos. Aigner erschienen, Bilder von stimmungsreicher Gestaltung und großer Lebendigkeit der Conception.

— Von dem von Albert Traeger herausgegebenen Album „Deutsche Kunst in Bild und Lied. Originalbeiträge deutscher Maler, Dichter und Tonkünstler“ (Leipzig, Klinkhardt) liegt der Jahrgang 1879, der zweiundzwanzigste Jahrgang, vor. Während das düsseldorfer „Künstleralbum“ mehrfache Wandlungen erlebt hat und sich doch nicht behaupten konnte, hat das leipziger Album seine Lebensfähigkeit bewiesen. Es ist eine Eigenheit dieses Albums, durch die es sich schon früher von dem düsseldorfer Concurrenzunternehmen unterschied, daß Bild und Lied gleichsam verschmelzen, daß jedem Bild eine Illustration in Versen, oft von namhaften Dichtern, wie von dem Herausgeber selbst, von Emil Rittershaus, Hermann Grieben, M. Waldmüller, Friedrich Hofmann u. a. beigegeben ist. Unter den Bildern überwiegt die Landschaft und das Genre; ein Schloß an der Mosel, Der Golf von Neapel, Eine holländische Mühle, Ein schwäbisches Städtchen von Künstlern wie Wilhelm Geißler, Rosal, Moritz Erdmann, Christian Mali; Stimmungsbilder wie Herbst im Walde von Robert Geißler; Genrebilder wie Erwartung von Wilhelm Amberg, Der Postillon an der Tränke von A. Bach, Gute Freunde und reichlicher Segen von Plathner, ein Thierbild, Ruhe, von Paul Meyerheim und andere poetisch erläuterte Illustrationen gereichen dem Album zur Zierde. Das einzige Geschichtsbild ist Der Tod des Prinzen Louis Ferdinand von dem tüchtigen Schlachtenmaler Moritz Blankarts.

Was die Poesie betrifft, so finden sich hier manche, die der alten Garde angehören oder wenigstens dem poetischen Elitecorps. Hermann Lingg hat ein Gedicht: „Shakspeare“, beigesteuert, bei dem man allerdings nicht weiß, ob das Unverständliche des Grundgedankens oder das Unscandirbare des Metrums mehr befremdet. Eine ideelle Beziehung Shakspeare's zu Maria Stuart bildet das Thema dieser Variationen. Robert Hamerling hat ein stimmungsvolles Gedicht: „Einsam“, und ein spielerisch philosophisches: „Sag, liebes Kindchen“, beigesteuert, Felix Dahn eine nordische Ballade: „Herge“, J. G. Fischer zwei Gedichte: „Nur daheim“, „Verwundet“, Wilhelm Jensen ein originelles Gedicht: „Kameradschaft“, und ein minder gelungenes: „Seltsame Genossen“, Julius Sturm eine große Ballade: „König Karl's Heimkehr aus Ungarland“, Ernst Eckstein zwei formvollendete Lieder. Außerdem finden sich treffliche Gedichte von Albert Möser, Victor Blütgen, Ernst Ziel und einer großen Zahl jüngerer Poeten.

Ausländische Literatur.

Zu Neuyork erscheint seit Anfang dieses Jahres unter dem Titel: „Index medicus. A monthly classified Record of the current Medical Literature of the World“, eine bibliographisch-medicinische Zeitschrift in Monatsheften, die in der ganzen Welt ihresgleichen nicht hat. Die Redacteure derselben, John S. Billings und Robert Fletcher, sind Männer von großem Ruf, und der Verleger, F. Leypoldt, ist eine strebsame Persönlichkeit, welche durch die vortreffliche Ausstattung des „Index medicus“ einer wirklich guten Sache Opfer bringt. Die bisher erschienenen bibliographischen Werke der Medicin, soweit solche von Buchhändlern herausgegeben wurden, haben nur die Titel von Büchern und Zeitschriften angeführt, nicht aber auf den Inhalt der letztern Rücksicht genommen, und seit dem Erscheinen der großen Fundgruben der medicinischen Literatur von Haller, Plouquet, Reuß u. s. w. sind schon manche Jahrzehnte in das Meer der Ewigkeit hinübergeflossen. Das ausgezeichnete periodische Werk von Billings und Fletcher führt alle Bücher, Zeitschriften, Programme, Broschüren und Ab-

handlungen, die auf dem Gebiete der Medicin, Anthropologie und Hygieine in der ganzen Welt erscheinen, auf das Genaueste an und gibt außerdem umfassende bibliographische Uebersichten über die Literatur aller Zweige und Hülfswissenschaften der Medicin, und zwar in musterhafter Anordnung und staunenswerther Vollkommenheit. Es sollte der „Index medicus" nicht nur von allen Bibliotheken, sondern auch von allen einzelnen Gelehrten angeschafft werden. Dies wünschen wir, im Interesse vollständiger Belehrung und stetigen Fortschritts, vom ganzen Herzen.

— Die Italiener suchen jetzt ihre großen Dichter in so kleinen Ausgaben wie möglich zu verbreiten. Der mailänder Buchhändler Ulrich Hoepli hat als „das kleinste Buch der Welt" eine mikroskopische Dante-Ausgabe veröffentlicht, und jetzt folgt in gleichem Format eine ähnliche Ausgabe des Petrarca. Als Empfehlung wird dieser typographischen Curiosität nachgerühmt, daß die einzelnen Lettern mit scharfem Auge auch ohne Bewaffnung zu unterscheiden sind. Ein Seitenstück dazu wird auch in Deutschland bei A. Ackermann in München erscheinen: Schiller's „Räuber" nach der ersten Ausgabe von 1781.

Theater und Musik.

Am berliner Hoftheater ist Philipp Massinger's Trauerspiel „The duke of Milan" in der Uebersetzung von Baudissin und einer Bearbeitung derselben durch den Director des berliner Schauspiels Arthur Deetz zur Aufführung gekommen. „Der Herzog von Mailand" ist ein Drama, das einzelne Scenen von großer Wirkung enthält, wie diejenige zwischen dem Herzog und Kaiser Karl V. Uns ist Philipp Massinger stets als der geschmackvollste der altbritischen Dramatiker erschienen, als derjenige, der außerdem im Schwung der großen Scenen Shakspeare am nächsten kommt. Auch in seinen Lustspielen, wie in „A new way to pay old debts", finden sich weniger Geschmacklosigkeiten und Cynismen als bei den Vorgängern und andern Zeitgenossen Shakspeare's. Die berliner Kritik hat „Den Herzog von Mailand" vielfach mit dem „Othello" verglichen, ja die Reminiscenzen an Shakspeare für den jüngern Mitstrebenden fatal gefunden. Dennoch ist das Thema dieser Eifersuchtstragödie wesentlich verschieden von demjenigen des „Othello" und erinnert dagegen an einen andern Stoff, der in der history of fiction eine Rolle spielt und den auch ein neuer deutscher Dramatiker bearbeitet hat, an den Stoff von „Herodes und Mariamne". Hebbel hat diesen Stoff mit jener subtilen Dialektik behandelt, welche einst die Bewunderung Rötscher's erregte, aber weder bei dem wiener noch bei dem berliner Publikum Gnade fand. Philipp Massinger scheint hierin mehr Glück zu haben: freilich, er ist ja ein Autor, welcher nicht der Gegenwart, sondern der Literaturgeschichte angehört.

— Wir haben in unserer „Nationalliteratur" darauf hingewiesen, daß von der Grabbe'schen Dichtung „Don Juan und Faust" sich noch am ersten für die Bühne bearbeiten ließ; wir wären allerdings der Ansicht, daß eine Musik, ähnlich wie die Schumann'sche zu Byron's „Manfred", wenn auch nicht so ausgiebig, die Handlung verknüpfen und die Wirkung einzelner Scenen heben könnte. Freiherr von Wolzogen, der Intendant des schweriner Hoftheaters, der schon die Hohenstaufen-Tragödien Grabbe's für die Bühne eingerichtet, hat jetzt auch „Don Juan und Faust" einer Bearbeitung unterzogen und die Dichtung ist in dieser Gestalt am rigaischen Stadttheater zur Aufführung gekommen. Wolzogen hat es vor allem unternommen, die Gestalt der Donna Anna in die Mitte der Handlung zu rücken und Grabbe's skizzenhafte Ausführung derselben weiter auszugestalten. Viele Scenen des Dramas machten bei der Aufführung einen großartigen Eindruck; nur die Faust-Scene im ersten Acte, die zu einer Parallele mit dem Goethe'schen Faust, und die Schlußscene, die zu einem Vergleich mit Mozart's „Don Juan" herausfordert, blieben in ihren Wirkungen hinter denen des classischen Dramas und der classischen Oper weit zurück.

— Das Schauspiel Molbech's: „Der Ring des Pharao", das in Dresden keinen Boden finden konnte, hat bei den Aufführungen in Kopenhagen an drei Abenden zu einem großen Theaterskandal Anlaß gegeben. Der Dichter hatte sich als ästhetischer Censor des Theaters misliebig gemacht, und so trat eine geschlossene Opposition gegen ihn auf, welche am dritten Abend sogar das polizeiliche Einschreiten nöthig machte. Bei spätern Aufführungen konnte das wohlwollende Publikum ungestört dieser Mischung moderner Novellistik und altägyptischer Sage seinen Beifall spenden.

— Der unermüdliche Lustspieldichter Julius Rosen hat eine neue dramatische Improvisation: „Sport", aus dem Aermel geschüttelt. Das Lustspiel fand am wiener Stadttheater eine sehr günstige Aufnahme. Der Grundgedanke, daß ein alter Don Juan seine Liebesabenteuer unter dem Vorgeben maskirt, dem Sport zu huldigen, wird in einer Reihe von Varianten ausgeführt, in deren einer Don Juan und sein Leporello die Rollen tauschen.

— Am hamburger Thaliatheater und am wiener Stadttheater ist ein Lustspiel von Marie von Ernst: „Mit dem Strome", mit gutem Erfolg zur Aufführung gekommen. Es sind Wahlverwandtschaften ohne Ehe, die darin eine Rolle spielen, und es wird von den Helden abwechselnd mit dem Strom und gegen denselben geschwommen.

— Am hamburger Stadttheater ist Rubinstein's neue Oper „Nero" zur Aufführung gekommen, welche den Vorzug vor den „Makkabäern" dieses Componisten verdient. Zwar ist den Singstimmen in dieser Oper das Aeußerste zugemuthet, das Orchester übertönt sie oft. Einzelnes hat einen großen Zug, vieles aber ist rhapsodisch. Die Handlung ist nicht reich, die Titelrolle wenig interessant. Gleichwol ist das ganze Werk immerhin die Schöpfung eines beachtenswerthen Talents auch für die Operncomposition.

Bibliographie.

Calm, Marie, Wilde Blumen. Zwei Novellen, den deutschen Frauen gewidmet. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1880. 8. 4 M.

Dingelstedt, F., Münchener Bilderbogen. Berlin, Paetel. 8. 4 M.

Dücker, Isabella v., Elisa oder nicht aus eigener Kraft. Eine Erzählung aus dem Leben. Barmen, Klein. 8. 2 M. 50 Pf.

Fries, A. de, Die Substanzenlehre John Lockes mit Beziehung auf dic Cartesianische Philosophie kritisch entwickelt nnd untersucht. Inaugural-Dissertation. Bremen, v. Halem. Gr. 8. 2 M.

Gaul, A., Beiträge zur Welt- und Menschenkunde. Gnoyen, Grebe. 1878. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Ausgeglichene Gegensätze. Historische Erzählung von F. G. v. B. Wien, Mayer u. Comp. 8. 2 M. 60 Pf.

Gonzenbach, A. v., Der General Hans Ludwig von Erlach von Castelen. Ein Lebens- und Charakterbild aus den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs. Bearbeitet nach zeitgenössischen Quellen. 1ster Thl. Mit einem Bildniß des Generals von Erlach und einem Bande Urkunden. Bern, Wyß. 1880. Gr. 8. 13 M.

Heinzel, M., A schlä'sches Pukettel. Gereimtes und Ungereimtes. Breslau, Max u. Comp. 1880. Gr. 16. 1 M. 20 Pf.

Heyse, P., Die Madonna im Oelwald. Novelle in Versen. Berlin, Hertz. 8. 2 M. 70 Pf.

— — Der Salamander. Ein Tagebuch in Terzinen. Berlin, Hertz. 8. 2 M. 70 Pf.

Jahn, H. E., Arbues de Epila und die letzte Stunde der Madame Roland. Zwei dramatische Skizzen. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 16. 2 M.

Jireček, C. J., Die Handelsstrasse und Bergwerke von Serbien und Bosnien während des Mittelalters. Historisch-geographische Studien. Prag, Tempsky. Gr. 4. 3 M.

Kussmaul, Dr. Benedict Stilling. Gedächtnissrede. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Longfellow, Die goldene Legende. Uebersetzt von Elise Freifrau v. Hohenhausen. Leipzig, Friedrich. 1880. 8. 4 M.

Lübke, W., Geschichte der italienischen Malerei vom 4. bis ins 16. Jahrhuudert. 2ter Bd. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Lex.-8. 26 M. 40 Pf.

Oswald, E., Alard. Ein Fragment. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1880. 12. 2 M. 50 Pf.

Prutz, H., Geheimlehre und Geheimstatuten des Tempelherren-Ordens. Eine kritische Untersuchung. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Ratzenhofer, W. R. v., Neue Gedichte. Wien, Rosner. 8. 3 M.

Shakespeare's, W., Dramatische Werke. Uebersetzt von F. Bodenstedt, N. Delius, O. Gildemeister, G. Herwegh, P. Heyse, H. Kurz, W. Wilbrandt. Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von N. Delius. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von F. Bodenstedt. Vierte Auflage in neun Bänden. Leipzig, Brockhaus. 1880. 8. 19 M.

Anzeigen.

Im Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Neue Lieder eines fahrenden Gesellen von R. Baumbach. Eleg. brosch. 2 M. 50 Pf. Als Folge zu den, von Kritik und Publikum mit so großem Beifall aufgenommenen soeben in neuer Auflage erschienenen:

Lieder eines fahrenden Gesellen von R. Baumbach. Zweite Auflage. Eleg. brosch. 2 M.

Ferner erschien ebenfalls in neuer Auflage:

Zlatorog. Eine Alpensage von R. Baumbach. Zweite Auflage. Eleg. brosch. 2 M.

Alle drei Werke sind gleichmäßig in Format, Schrift und Papier auf das sorgfältigste ausgestattet worden und in Kalbleder gebunden mit reicher Decken- und Rückenpressung zu haben. Ueber den Werth der Gedichte äußert sich Paul Lindau in der „Gegenwart“: „Eine reizende Munterkeit und Frische zieht durch diese «Lieder», ein voller urwüchsiger Humor. Es ist ein ausgezeichnetes, hervorragendes und liebenswürdiges Talent, das uns da entgegentritt, ein Talent, das noch vielen Freude bereiten wird.“

Festgeschenk!

Spruch-Buch

von

Luise Kugler.

Vierte vermehrte und neu ausgestattete Auflage.

In Prachtband mit Goldschnitt 6 Mark.

Bremen 1880.
C. Schünemann's Verlag.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die natürlichen Existenzbedingungen der Thiere.

Von

Karl Semper.

Mit 106 Abbildungen in Holzschnitt und 2 lithogr. Karten.

Zwei Theile.

8. Geh. 11 M. Geb. 13 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek 39. und 40. Band.)

Von dem bekannten Zoologen Karl Semper, Professor an der Universität Würzburg, wurden im vorliegenden Werke die Thatsachen und Hypothesen zusammengefasst, welche auf die Variabilität der thierischen Organismen Bezug haben, und insbesondere die Einflüsse dargelegt, welche die Umgebung, die leblose wie die lebende, auf das Entstehen und die Entwickelung derselben ausübt.

Durch alle Buchhandlungen: (H 04939.)

Fitger:

Die Hexe. Trauerspiel. 2 M., Orig.-Einb. 3 M.
Adalbert von Bremen. Trauerspiel. Nachspiel: Hie Reich! Hie Rom! 2. Aufl. 2 M.
Fahrendes Volk. Gedichte. 5 M., in Orig.-Einbd. 6 M.

Verlag: **Schulzesche Hof-Buchhandlung** (C. Berndt & A. Schwarz) in **Oldenburg.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.

Herausgegeben von **W. H. Riehl.**

Fünfte Folge. Neunter Jahrgang. 8. Geh. 6 M.

Inhalt:

Zur Charakteristik der Staufer. Von Bernhard Kugler. — Der Vertrag von Kalisch vom 27./28. Februar 1813 und unsere Ostgrenze. Von Wilhelm Niemann. — Patrik Gordon. Ein Beitrag zur Geschichte Rußlands im 17. Jahrhundert. Von A. Brückner. — Reformation und Gegenreformation in Oesterreich. Von H. M. Richter. — Der Zweikampf in der Geschichte der westeuropäischen Völker. Von Friedrich Zimmermann. — Ein politischer Volkskatechismus aus dem 18. Jahrhundert. Von August Geyer.

Der vorliegende neue Band dieses beliebten Sammelwerks bringt in seinem politisch-geschichtlichen Theil Darstellungen aus der Geschichte Oesterreichs und Rußlands, die bei den gegenwärtigen Beziehungen Deutschlands zu jenen beiden Mächten besondere Wichtigkeit erlangen. Auch die Beiträge culturgeschichtlichen Inhalts werden das Interesse der Leser fesseln, namentlich die Geschichte der Anschauungen über das Duell bei den verschiedenen Nationen Europas.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Goethe-Galerie.

Charaktere aus Goethe's Werken.

Gezeichnet von Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg.

Funfzig Blätter in Stahlstich.

Mit erläuterndem Texte von Friedrich Pecht.

Octav-Ausgabe.

Zweite Auflage. In 20 Lieferungen 12 M. Gebunden in Leinwand 15 M., in Leder 18 M.

Die beliebte und bereits vielverbreitete Octav-Ausgabe der „Goethe-Galerie“ von Pecht und Ramberg, welche die sämmtlichen 50 Blätter der Quart-Ausgabe, in verkleinertem Maßstabe neu in Stahl gestochen, nebst dem vollständigen erläuternden Texte enthält, liegt nun in zweiter Auflage abgeschlossen vor und ist zu obigen außerordentlich wohlfeilen Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

In demselben Verlage erschien:

Schiller-Galerie. Charaktere aus Schiller's Werken. Gezeichnet von Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg. Funfzig Blätter in Stahlstich. Mit erläuterndem Texte von Friedrich Pecht. Octav-Ausgabe. Zweite Auflage. In 20 Lieferungen 12 M. Gebunden in Leinwand 15 M., in Leder 18 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 50. — 11. December 1879.

Neue erzählende Schriften.

1. Späte Vergeltung. Roman von Hieronymus Lorm. Zwei Bände. Hamburg, J. F. Richter. 1879. 8. 8 M.
2. Unersetzlich. Roman von Joseph von Weilen. Breslau, Schottländer. 1879. 8. 5 M.

Lorm und Weilen sind Autoren von gutem Ruf; der erstere hat auf besondere Beachtung als Aesthetiker, Romanschriftsteller und Liederdichter den vollsten Anspruch; des letztern Tragödien wurden am wiener Burgtheater und zahlreichen andern hervorragenden Bühnen mit meist gutem Erfolge gegeben. In dieser Kennzeichnung ihrer bisherigen Thätigkeit liegt gleichzeitig das Kriterium ihrer poetischen Beanlagung und Eigenart. Weilen hat Sinn für dramatischen Effect, für scenisches Arrangement, für Contourenzeichnung; in die Tiefe geht er nicht leicht, er deutet seine Charaktere mehr an, als er sie durcharbeitet; dies mag der Darsteller derselben besorgen. Wenn er also einen Roman zu schreiben unternimmt, so sollte man erwarten, daß er es vorziehen werde, einen Stoff zu wählen, welcher reich an Ereignissen, aufregenden Scenen, packenden und überraschenden Wendungen ist, und dem Autor so Gelegenheit bietet zur Entfaltung seiner mehr auf solche Wirkungen hinzielenden Fähigkeiten. Lorm dagegen ist ein Dichter der Innerlichkeit par excellence; er legt das geheimste Denken und Fühlen seiner Gestalten bloß, verfolgt es bis in die tiefsten Falten der Seele, motivirt bis ins kleinste Detail, und wird daher solche Stoffe künstlerisch am besten bewältigen, bei denen der innere Conflict Hauptsache, das äußere Ereigniß Nebensache ist.

Betrachten wir aber nun die Stoffe, welche sich diese beiden Autoren diesmal gewählt, so drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß jeder von ihnen einen Stoff gewählt hat, der besser für den andern paßte. Das heißt, so wie die beiden Stoffe geartet sind, werden sie einer vollen künstlerischen Bewältigung stets Hindernisse unübersteiglicher Natur entgegenstellen; immerhin aber hätte Lorm aus Weilen's „Unersetzlich" einen sehr interessanten psychologischen, Weilen aus Lorm's „Späte Vergeltung" einen sehr spannenden Sensationsroman gemacht. Da aber Weilen „Unersetzlich", Lorm „Späte Vergeltung" geschrieben, sind beide nicht in ihrem rechten Fahrwasser gewesen.

Bedeutend, ja stellenweise ein Meisterwerk ist Lorm's Roman trotz der infernalischen Abscheulichkeit des Sujets, trotz der ganz unwahrscheinlichen Prämissen. Die Handlung spielt zuerst in Cattaro, dann in Wien und Umgebung. Der „Held" ist österreichischer Graf und Rittmeister, Victor von Ardenner mit Namen; Oberlieutenant Kurbel ist sein Intimus, gleichzeitig aber Falschspieler, der seinem Freund auf Ehrenwort bereits große Summen abgewonnen und ihn hierdurch völlig in der Gewalt hat. Um sich dieser Gewalt, diesem unerträglichen Drucke zu entziehen, heirathet der Graf die schöne Tochter Anastasia eines montenegrinischen Edeln und — verkauft seine Brautnacht an den würdigen Freund gegen die Verpflichtung des letztern, ihm nie mehr in den Weg zu treten und das Geheimniß dieses Handels strenge zu wahren. Die Brautnacht wird entsprechend in Scene gesetzt, Kurbel schleicht anstatt des Grafen zur schlaftrunkenen Braut und nimmt von ihr Besitz. Er verläßt sie erst, da der Morgen graut, während der Graf vor der Thür des Gemachs, wo sich das Mysterium und der grauenhafte Betrug vollzieht, Wache hält. Anastasia hält sich nun natürlich für die Gattin des Grafen; dieser aber macht seine Ansprüche nicht ein einziges mal geltend, und so wenig er Anastasien Liebe widmet, ebenso wenig dem Kinde, das sie nach neun Monden gebiert. Dies sind die Fundamente, aus denen die weitere Handlung herauswachsen soll, natürlich eine sehr bewegte Handlung, wie wir sie nach solchen gewaltthätigen sensationellen Anfängen und Voraussetzungen erwarten müssen. Und wir fügen hinzu, daß es geradezu leicht gewesen wäre, die Figuren dieses Spieles so zu verwerthen, daß der Zuschauer aus der athemlosen Spannung gar nicht herausgekommen wäre. Allein Lorm ist

in erster Linie Psycholog und als solcher gestaltet er auch den fernern Verlauf des Romans. Achtzehn Jahre lang läßt er die unglückliche Anastasia an der Seite dieses gemüth- und geschlechtslosen Mannes dahinschmachten; achtzehn Jahre lang sehen wir diesen Mann das schmähliche Geheimniß ängstlich hüten und dabei zittern vor der Möglichkeit einer Rückkehr Kurbel's. Und wir leben diese trostlosen achtzehn Jahre mit, um endlich Zeuge zu werden, wie des Grafen Herz erwacht, wie ihn eine tiefe Leidenschaft zu der Tochter Anastasia's erfaßt, und wie er alle Möglichkeiten durchdenkt, dieser Leidenschaft gerecht zu werden, sich in den Besitz der Geliebten zu setzen. Doch eben in diesem Streben, ein Glück für sich zu erringen, dessen Anspruch er längst verwirkt, soll er seinen Untergang finden. Kurbel, den wir seit der Brautnacht nicht wieder gesehen, kehrt, ein verwahrloster Trunkenbold, zurück, weiß eine Unterredung mit der Gräfin halb mit Gewalt herbeizuführen und enthüllt ihr das Geheimniß jener Brautnacht. Die Gräfin überlebt diese schreckliche Stunde nicht lange, und auch Kurbel stirbt. Beide aber haben sich einem Manne anvertraut, der Grund hat, den Grafen zu hassen, vielfachen Grund. Es ist dies Spiridion, Anastasiens Bruder, ein Liguorianermönch von großem Ansehen. Und dieser schwört, Anastasiens Tochter Aurora zu schützen, den Frevel an der Mutter zu rächen. Die beste Gelegenheit aber bietet ihm hierzu der Graf selbst, indem er sich an ihn um Rath wendet wegen seiner Verehelichung mit Aurora, natürlich den Fall als den eines seiner Freunde in Rom darstellend. Spiridion lockt ihn nun vermittels eines fingirten Briefes Aurora's auf ein verlassenes Landhaus; dort kommt es zum Eclat zwischen beiden, und der Graf, von Spiridion in ein geheimes Verlies eingeschlossen, muß elend Hungers sterben. Dies ist der gräßliche Schluß eines Romans, der, wie wir schon eingangs erwähnt, infolge des ihm zu Grunde liegenden Sujets eine volle und reine künstlerische Wirkung niemals hervorbringen kann. Eine solche aber strebte Lorm entschieden an, wie in allen seinen Werken, weshalb er alles aufbot, die geschilderten Vorgänge durch sorgfältigste Ausführung dem Leser wahrscheinlich zu machen. Und das gelang ihm in vielem, so namentlich in der Schilderung des langjährigen Zusammenlebens Anastasia's mit dem Grafen, aber nicht in allem. Niemals wird es uns Lorm glaubhaft machen, daß ein Mädchen in der Brautnacht so müde und schläfrig ist, daß sie den geliebten und angetrauten Mann nicht augenblicklich von jedem andern unterscheidet; geschweige denn, daß sie stundenlang, eine Nacht beinahe, an der Seite eines solchen Eindringlings ruht, seinen Wünschen willfahrend. Das ist a priori eine psychologische und physiologische Unmöglichkeit, und da auf ihr alles andere aufgebaut ist, so fällt auch alles andere.

Ungenügend und einen allzu schwarzen Schatten auf den Grafen von allem Anfang an werfend ist das Motiv, welches ihn veranlaßt, seine Brautnacht zu verkaufen. Spielschulden! Und um nicht dieser Spielschulden halber cassirt zu werden — ein Verbrechen so widerwärtig-gemeiner Natur! Nimmermehr. Auch das glauben wir Lorm nicht; denn wenn er uns den Grafen auch als eine selbstsüchtige Natur schildert, die im Stande ist, zu einem Betruge wie der genannte die Hand zu bieten, so ist er doch auch klug und selbstsüchtig genug, um es nicht eines Anlasses wegen zu thun, der weder zwingend ist noch auch absolut zwingend geschildert wird. Hier hätte Lorm all seine Erfindungskraft aufbieten müssen, um uns die Lage des Grafen als eine ganz verzweifelte zu kennzeichnen und nicht blos als eine seine Offiziersehre gefährdende. Diesen zwei Haupteinwänden ließen sich noch andere anreihen, doch dürfen wir wol davon Umgang nehmen. Das Werk, so sehr es für die hohe Begabung des Autors in vielen Partien Zeugniß gibt, ist und bleibt eine Verirrung, interessant auch als solche, aber immerhin eine Verirrung. Und wie eigenthümlich der Autor den ganzen Stoff betrachtete, beweist überdies die Vorrede, in welcher der vorliegende Roman als Ehebruchsroman und als eine im höchsten Sinne moralische Dichtung bezeichnet wird. Wie so, fragen wir, ein Ehebruchsroman, nachdem in dem ganzen Roman eine Ehe nicht einmal vollzogen worden ist? Anastasia ist die einzige, die hier des Ehebruchs angeklagt werden könnte, insofern sie einem andern als dem angetrauten Manne angehört hat. Anastasia aber lebt in der Ueberzeugung, ihrem Gatten angehört zu haben und keinem andern. Sie also darf niemals eine Ehebrecherin genannt werden. Und ebenso wenig erscheint Kurbel als Ehebrecher; viel eher könnte er der Schändung auf dem Wege der Täuschung, des Betrugs angeklagt werden, im Gegensatz zur gewaltthätigen Schändung. Für Kurbel ist Anastasia nicht des Grafen Frau, sondern die begehrenswerthe Jungfrau, die Verbindung zwischen ihr und Graf Ardenner nur eine formelle, ausschließlich zum Behufe des für Kurbel daraus entspringenden Vergnügens und des für Ardenner daraus resultirenden Freiwerdens aus den Banden des erstern geschlossen. Und der Graf endlich hat allen Anspruch auf die fatale Bezeichnung eines Gelegenheitsmachers; des Ehebruchs aber macht er sich in keinem Sinne schuldig.

Und nun der zweite Punkt, die Moralität. „Moralisch im höchsten Sinne“ kann allerdings ein Roman auch dann sein, wenn in demselben ganz unmoralische Dinge vorgehen. Auch ein Held, der im Sinne geschlechtlicher Moral eine Schuld auf sich ladet, kann tragisch wirken, wenn einerseits diese Schuld als eine aus seinem Naturell und aus den Umständen mit absoluter Nothwendigkeit sich ergebende geschildert wird, andererseits aber sein endlicher Untergang durch dieses Charakteristikon der Nothwendigkeit erschütternd auf uns wirkt. Die Begriffe tragisch und moralisch decken sich in diesem Sinne vollkommen. Nun wirkt aber der Untergang keiner der drei Hauptpersonen des Romans wirklich tragisch erschütternd auf uns. Anastasia beklagen wir wol als das unglückliche Opfer fremder beispielloser Vertheirtheit, Gemüthsroheit und Schurkerei; doch irgendeiner Schuld anzuklagen vermögen wir sie nicht. Ohne Schuld aber keine tragische Wirkung in der Kunst (und logischerweise auch im Leben). Kurbel ist ein ganz niedriges gemeines Subject, das keinen Augenblick Theilnahme erweckt und zu dessen Tode, wenn er lebte, der menschlichen Gesellschaft nur zu gratuliren wäre. Und der gräßliche Ausgang des Grafen kann uns, ganz abgesehen davon daß wir ihn wo möglich noch schlimmer qualificiren müssen als Kurbel,

schon darum nicht tragisch anmuthen, weil es dem Autor nicht gelungen ist, seine Schuld als eine nothwendige, unausweichliche zu kennzeichnen. Moralisch im höchsten Sinne kann also dieser Roman absolut nicht genannt werden, und wenn es dem Autor gelungen, das Werk so zu gestalten und auszuführen, daß es gegen den Vorwurf der Unmoralität geschützt ist, so hat dies nur der hohe sittliche Ernst zu Wege gebracht, mit dem Lorm wie an jede, so auch an diese sehr bedenkliche Arbeit gegangen ist und der ihn keinen Augenblick verließ.

Wenn wir übrigens eingangs behaupteten, Weilen wäre vermöge der Eigenart seines Talentes viel eher befähigt gewesen, den Lorm'schen Stoff zu verarbeiten, so möchten wir durchaus nicht misverstanden werden. Es bezieht sich diese Behauptung nur auf die Beschaffenheit jenes Stoffs, welcher, wie wir schon erwähnt, entschieden einer mehr äußerlichen, in der Bewegtheit der Handlung sich gefallenden Durchführung bedurft hätte als einer innerlichen, und nicht auf das Sujet. Denn thatsächlich neigt Weilen nicht im entferntesten zu Stoffen so bedenklicher Natur hin, und uns ist nicht ein Werk des Autors bekannt, welches auch nur nach den gewöhnlichen Begriffen von Moralität „anstößig" wäre. Und auch sein Roman „Unersetzlich" (Nr. 2) kann in dieser Richtung ganz tadellos genannt werden. Das Thema ist dem Lorm'schen diametral entgegengesetzt. Weilen stellt in die Mitte der Handlung einen jungen edel gesinnten Mann, Georg von Stahl, der auf einer Fußreise das Unglück hat zur unschuldigen Veranlassung zu werden, daß ein anderer junger Mann — Freiherr von Udmansky — von einer Felsplatte in den reißenden Strom stürzt und nur schwer verwundet den Wellen entrissen werden kann. Auf dem Todtenbette vertraut Udmansky seinem trauernden Reisegefährten alle seine Verhältnisse an, die ziemlich complicirter Natur sind und durch seinen Tod eine für seine Familie verhängnißvolle Wendung zu nehmen drohen, und bittet denselben, mit seiner Vollmacht und seinen Papieren versehen, alles aufzubieten, um einer solchen Wendung vorzubeugen. Georg von Stahl übernimmt auch diese Verpflichtung, ja mehr noch, er stellt sich zur Aufgabe seines fernern Lebens, der unglücklichen Mutter Udmansky's den Sohn zu ersetzen. Die Aufgabe, die sich Weilen nun stellt, gipfelt darin, zu zeigen, wie alles, was Stahl zur Erreichung dieses edeln Zwecks aufbietet, nicht nur vergeblich ist, sondern sogar im Herzen der unglücklichen Frau eine Antipathie gegen ihn wach ruft: denn dem Mutterherzen kann alle Liebe und Opferfreudigkeit und Hingebung eines Fremden niemals ersetzen, was es mit dem Tode des geliebten Kindes verloren. Daher auch der Titel des Romans: „Unersetzlich". Nun möchten wir zwar glauben, daß diese Ansicht eines Nachweises überhaupt nicht bedarf, daß es vielmehr Verblendung und Vermessenheit genannt werden kann, wenn ein Mensch zu erreichen hofft, was Georg von Stahl in dem Romane anstrebt. Immerhin aber wollen wir zugeben, daß es bei besonderer Vertiefung und Verinnerlichung, namentlich aber dadurch, daß man solchen Menschen unwiderstehlich liebenswürdig und sympathisch zeichnet, gelingen könnte, dem Stoffe ganz besonders schöne Seiten abzugewinnen und den Leser dafür zu erwärmen. Aber gerade diesem wesentlichsten Theile seiner Aufgabe wurde Weilen nicht ganz gerecht, denn es gelang ihm viel mehr, unser Interesse für einige Nebenpersonen und deren Treiben, so namentlich für den betrügerischen Rechtsanwalt Zersky und seinen halbverrückten Sollicitator Eisenhardt zu wecken und festzuhalten als für Georg von Stahl und Frau von Udmansky. Dieser criminalistische Theil des Romans ist in der That mit viel dramatischer Lebendigkeit und Geistesschärfe behandelt, auch das Localcolorit — die Handlung spielt in Wien in den funfziger Jahren — glücklich getroffen, und außer den zwei genannten sind noch mehrere andere Personen sehr charakteristisch gezeichnet. Somit muß also auch anerkannt werden, daß Weilen ausgesprochenes Talent zum Romanschriftsteller besitzt und daß er bei glücklicher Stoffwahl auf diesem Gebiete wirklich Ersprießliches leisten wird. Daß er diesmal aber keinen günstigen Stoff gewählt, dürfen wir nicht verschweigen.

3. Der Amuletmann. Siebenbürgischer Roman von Mariam Tenger. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1879. 8. 6 M.

4. Die beiden von Lohberg. Roman von Ottokar von Norden. Zwei Bände. Breslau, Schottländer. 1879. 8. 6 M.

Mariam Tenger's literarisches Wirken ist in d. Bl. wiederholt gewürdigt worden und haben wir besonders darauf hingewiesen, daß die begabte Autorin in allen jenen Werken, welche in ihrer Heimat — Ungarn-Siebenbürgen — spielen und in denen sie theils Selbsterlebtes, theils von Augenzeugen ihr Mitgetheiltes aus der bewegten Epoche der letzten vierziger Jahre dieses Jahrhunderts schildert, sich als ebenso geistvolle wie lebendige Erzählerin bewährt. Ihr „Fest auf Arpadvar", die „Drei Cassetten", der „Letzte Capy", „Esther Zivatas" u. s. w. sind Werke, die nicht nur immer und immer wieder gelesen zu werden verdienen, sondern die überdies einen bleibenden culturhistorischen Werth haben, indem gerade die Memoirenliteratur aus jener hochinteressanten Zeit der ungarisch-siebenbürgischen Specialgeschichte ganz unzureichend, bedauernswerth spärlich ist. Da nun auch das vorliegende Werk: „Der Amuletmann" (Nr. 3), Ereignisse mittheilt und Menschen schildert, die in jener Zeit gelebt und gekämpft haben, so braucht wol zur Empfehlung desselben nichts weiter gesagt zu werden. Die Vorzüge und Schwächen der Verfasserin: ihre Anschaulichkeit, Lebendigkeit, treffliche Charakteristik und effectvolle Erzählungsweise einerseits, ein Mangel im Aufbau des Romans, eine technische Unbeholfenheit andererseits, finden wir hier wie in ihren frühern Werken, und wir müssen ihr die letztern um der erstern willen verzeihen. Der gesunde poetische Realismus, ein Hauptkennzeichen dieser Schriftstellerin, hilft dem Leser über manches hinweg, was er sonst tadeln müßte.

Nichts Gutes dagegen können wir über Ottokar von Norden's Roman „Die beiden von Lohberg" (Nr. 4) sagen. Ein sehr mittelmäßiges Können, welches durch ein höheres Streben nicht im mindesten geadelt wird, bringt hier ein kaum mittelmäßiges Werk zu Stande, dem man ein ruhiges ungestörtes Alter in den verschiedenen Leihbibliotheken prophezeien kann und auch wünschen muß im Interesse der vielen guten Bücher, die alljährlich auf den Markt kommen und gelesen werden sollten.

5. Neue Künstlermärchen. Phantasien und Skizzen von Elise Polko. Leipzig, Barth. 1879. 8. 5 M. 60 Pf.
6. Die Rose der Sewi. Eine ziemlich wahre Geschichte aus Tirol. Von Ludwig Steub. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1879. Gr. 16. 2 M. 40 Pf.

Elise Polko's „Neue Künstlermärchen" (Nr. 5) werden in kunstsinnigen Familienkreisen zahlreiche Leser finden, und sie verdienen solche auch, obwol der künstlerische Werth dieser Skizzen, welche uns mit Leben und Ringen, mit Lieben und Leiden einer Anzahl mehr oder minder berühmt gewordener Künstler und Künstlerinnen dieses und der verflossenen Jahrhunderte bekannt machen, kaum culturhistorische Bedeutung hat. Das anekdotische Element wiegt im ganzen vor, und die Autorin hat viel mehr auf die Neugier und das Mitgefühl zu wirken gesucht, als sie bestrebt war, Charaktersilhouetten in großen markanten Zügen zu liefern. Daß ihr hierbei ihr anerkanntes anmuthiges Erzählertalent sehr zu Hülfe kam und sich dennach Form und Inhalt dieser „Märchen" in gewissem Sinne glücklich decken: das läßt uns den erwähnten Mangel weniger empfinden und manchem wird er gar nicht in die Augen fallen. Etwas weniger Gefühlsseligkeit mit O! und Ach! und hie und da eine größere Knappheit im Ausdruck hätte übrigens nicht geschadet; da ja der reichhaltige Inhalt des 500 Seiten starken Buchs nicht nur zur Lektüre für sentimentale Mädchen zwischen vierzehn und zwanzig Jahren bestimmt ist, sondern das wärmste Interesse größerer reiferer Kreise in Anspruch nimmt, welche, wenn sie auch ein gut Theil Idealismus für den Hausgebrauch gerettet haben, doch nicht im Stande sein dürften, mit der Schwärmerei der Verfasserin immer Schritt zu halten. Vielleicht könnte bei Veranstaltung einer zweiten Auflage, welche dem Werke wohl zu wünschen ist, dem Rothstift einiges Recht eingeräumt werden.

Wer aber gleich uns an Elise Polko's Buche im großen und ganzen Gefallen findet, der lese Ludwig Steub's „Rose der Sewi" (Nr. 6) nicht; denn diese gehört wol, zumal stofflich, zu einem ganz andern, höchst derben Genre. Um die Sache kurz und gut anzudeuten, führen wir den Leser mit der Jungfrau Rosa Hechenplaickner und dem Wirthssohne Florian Weitenmoser zu einem Passionsspiele, woselbst die beiden einander fremden jungen Leute hintereinander zu sitzen kommen, und zwar auf improvisirten Holzbänken, die an Festigkeit viel zu wünschen übrig lassen. Umstände, deren Erläuterung zu weitläufig sein würde, bewerkstelligen den Zusammenbruch dieser Bänke; Florian stürzt zu Boden und auf sein schönes Antlitz kommt die Heldin Rosa — die Rose von Sewi — mit offenbar stark verschobenen Röcken zu sitzen. Halb besinnungslos vom Sturze, dem Erstickungstode nahe, nicht wissend, welche süße Last auf ihm ruht, schnappt Florian nach Luft und beißt herzhaft drauf los. Ein Schmerzensschrei, der ihm zu Ohren dringt, dann Luft, und endlich ein sehr derber Fußtritt auf seine Brust: dann schwindet ihm das Bewußtsein völlig. Und als er erwacht, ist das zertrümmerte Schauspielhaus verödet und nur der Mond schaut friedlich in die Zerstörung hinein. . . . Das Ende der Geschichte ist Klage des alten Hechenplaickner gegen Florian wegen Zahlung eines Schmerzensgeldes an die Rosi, welche mehrere Tage infolge Wundfiebers das Bett hatte hüten müssen, und wegen Ehrenkränkung: und endlich glückliche Verheirathung des Verklagten mit der Beschädigten als einzig entsprechende Satisfaction. Das Ganze ist wohl geeignet, als Anekdote Heiterkeit zu erregen; doch ist die Erzählung zu einer Dorfnovelle erweitert und so wol zu weit ausgedehnt.

Oskar Welten.

Dramatische Revue.

II.

1. Um eine Krone. Tragödie in fünf Acten von Gustav Pawikowski. Wien, Wallishauser. 1878. 16. 1 M. 20 Pf.

Um eine Krone! Wie oft ist nicht um eine solche gespielt und das Spiel auch zum Bühnenspiel benutzt worden! Der Titel ist so unbestimmt als möglich; man könnte vielleicht für die Hälfte aller Tragödien, z. B. für sämmtliche Shakspeare'sche Historien, diesen Titel wählen, denn wann handelt es sich darin nicht um eine Krone? Auch dürfte es hier noch fraglich sein, ob der Hauptconflict sich wirklich um eine Krone dreht: „Agnes von Meran", das ist der wahre Titel und Inhalt dieses Stücks, und warum der Autor denselben so kunstvoll versteckt und diesen novellistisch nichtssagenden Titel gewählt, wer erräth es nicht sogleich das beklagenswerthe Los F. Bethge's (s. Nr. 42 d. Bl. f. 1879)? Er ist eben um ein weniges zu spät gekommen; ihm spielte das Schicksal einen bösen Streich, indem es gleichzeitig zweien deutschen Dramatikern denselben Stoff ins Ohr flüsterte; und als unser Autor eines Tags eben sein Werk vollendet glaubte, da sah er es bereits in der Zeitung, aber von einem andern Verfasser angezeigt; es gab schon eine „Agnes von Meran", und diesen Titel sogar mußte er wohl oder übel vermeiden. Ja welch ein neuer Schrecken mußte den bedauernswerthen Dichter erfassen, als er in demselben November 1878, wo es ihm endlich, seiner Erklärung auf dem Titelblatt zufolge, möglich ist sein Werk zu drucken — auf eigene Kosten, und wer wüßte nicht, was das heißt —, das Werk seines Concurrenten, die „Agnes von Meran" von Franz Nissel, gekrönt sieht, gekrönt mit dem vielbegehrten, lange zurückgehaltenen Schiller-Preis in Berlin? Was hilft es ihm, daß es Kritiker gibt, die auch das Werk Nissel's nicht reif finden oder behaupten, dasselbe stamme in directer, aber unebenbürtiger Linie von Ponsard ab? Er sieht seufzend sein Werk an und muß denken: wärest du früher erschienen, vielleicht wäre dir der Preis zugefallen, denn habe ich denn meinen Ponsard nicht ebenso gut gelesen? Jener bleibt indeß der Gekrönte und unser Autor hat das Nachsehen; eine verzweifelt unangenehme Lage; es mag ihn trösten, daß auch sein Concurrent, angesichts des Streits, der sich sofort über den Werth der Dichtung entspann, nicht allzu viel Freude an seinem Siege gehabt haben

kann; ein paar mal ist das Drama mit üblichem Achtungserfolg aufgeführt worden und dann, wie es scheint, zur Ruhe bestattet. Agnes von Meran, was muß denn an diesem Stoffe sein, daß ihn heutzutage so viele deutsche Autoren bearbeiten wollen? Denn auch in jenen beiden andern Stücken, wo es sich um die Pfalzgräfin Agnes handelt, wird dieselbe Frage, ob die Trennung Philipp's von der dänischen Ingeburg rechtmäßig sei oder nicht, weitläufig, für das Publikum jedenfalls ermüdend ventilirt; und die Frage nach der Berechtigung des Einschreitens des Papstes, insbesondere wie weit man darin der Meinung, vielleicht auch dem Plane des Vorgängers folgen könne, war bekanntlich bereits zu einer brennenden Tagesfrage geworden; und es hätte uns nicht wundergenommen, wenn in irgendeiner Mädchenpension, wo der Literaturlehrer ein Gönner der neuesten Literatur wäre, der Streit: „hie Ingeburg, hie Agnes", sehr lebhaft entbrannt wäre; inzwischen ist bereits das Interesse am ganzen Streit nachgerade im Erlöschen. Was aber mag eigentlich die Poeten gerade so sehr zu diesem Stoffe hingezogen haben? Philipp II. von Frankreich ist uns so fremd und gleichgültig, wie nur der Dichter wünschen kann, der es auf wohlthuende Unparteilichkeit abgesehen hätte. Der Stoff erfordert eine Menge von historischen trockenen Notizen, die uns unmöglich gegenwärtig sein können und die ihn eigentlich schon im Keime zur Staatsaction verurtheilen. Aber der Liebesconflict des Königs zwischen seinen zwei Frauen, ein Bruch der Ehe im höhern Stil, auf historischem Hintergrunde, also eine Vereinigung der modernen französischen Sittenstücke und des deutsch-historischen Genre, nebst dem wirksamen Pomp der einschreitenden Kirche: sind das nicht einladende und verlockende Momente? Und sie haben in der That die Autoren zu diesem Unternehmen verlockt, und doch hätten sie weit mehr abschrecken als einladen sollen; denn wo, wie hier, die anziehenden Momente rein äußerlicher Natur sind, verlohnt es sich wohl zu prüfen, ob nicht vielleicht der Stoff selbst in sich absolut undramatisch ist. Und in der That, ganz abgesehen von allen äußern Schwierigkeiten, liegen im Stoffe so viele Hindernisse, daß es mehr als fraglich ist, ob je ein Autor sie ganz beseitigen könnte. Gleich das religiöse Moment, das Einschreiten der Kirche, ist bedenklicher Art; von der Preiscommission, welche Nissel's Drama krönte, wurde es bedeutsam hervorgehoben, daß die „Schauer des Interdicts" noch nie so kraftvoll auf der Bühne zur Geltung gebracht worden seien. Wir fragen, ob diese „Schauer" überhaupt dramatisch und der deutschen Literatur, dem Standpunkte Schiller'schen Freisinns angemessen seien; die Furcht eines ganzen Landes vor dem Interdict des Papstes erscheint uns eher seltsam als tragisch, ja zuweilen lächerlich; sie gehört der Geschichte des Aberglaubens an, und zwar des traurigsten, den man kennt. Unser Heinrich IV. weiß davon zu erzählen; es ist die Frage, ob ein solcher Aberglauben dramatisch veranschaulicht werden kann bei Leuten, die sonst unsere Achtung verdienen sollen. Der Aberglaube an Gespenster ist weit leichter zu versinnbildlichen, da dieselben persönlich wirkend gedacht werden können, das Interdict dagegen ein blasses Abstractum bleibt; auch ist die Frage, ob jemals historisch eine solche abergläubische Furcht bestanden hat; denn z. B. gegen Heinrich IV. wurde diese angebliche Furcht nur als Vorwand ehrgeiziger, sehr weltlicher Plane benutzt, und sonst wol nicht minder, ja gegen Johann ohne Land hatte das Interdict in praxi die Wirkung, nicht daß das Volk vor Rom sich beugte, sondern daß es erst recht seine Freiheiten gegen Rom ertrotzte. Auch gegen Philipp II. von Frankreich spielten noch ganz andere, weltliche Factoren mit, die freilich dramatisch nicht recht brauchbar sind, aber doch für das Gesammtbild der Zeit nicht entbehrt werden könnten. Ferner ward er keineswegs so schnell gebeugt; 1193 heirathete er Ingeburg und verstieß sie; 1196, nachdem er inzwischen mehrfach anderweitig, z. B. um Agnes von Hohenstaufen, geworben hatte, deren Widerspruch gegen diese Werbung den Stoff zu jenen Stücken von Bethge und Dahn gibt — es ist klar, man hat es mit den reinsten Convenienzheirathen zu thun —, heirathete er Agnes von Meran, die Tochter eines Kriegskameraden von der Kreuzfahrt her; 1199 erfolgte das Interdict, 1203 erst die Trennung, wobei der König selbst noch Ingeburg, nach zehnjähriger Trennung, auf dem eigenen Pferde aus dem Kerker mit sich führte. Man sieht, die „Schauer des Interdicts" haben nur recht langsam und oberflächlich gewirkt und der Papst hat geraume Zeit an dem zweiten Ehebündnisse nicht Anstoß genommen. Doch mag der Dichter immerhin diese Ereignisse perspectivisch zusammenschieben, concentriren, aber jenen schlimmen Punkt ändert er doch nicht: die „Schauer des Interdicts" können uns nicht ergreifen, weil sie für uns eine traurige Verirrung der menschlichen Furcht bedeuten; und doch soll hier die reinigende Läuterung von der Macht der Kirche ausgehen, und doch sollen wir uns auch wieder für die Verfolgten interessiren. Die beiden Autoren sind um diese Klippe nicht herumgekommen; sie mögen wol — beide in Wien lebend — Katholiken sein, und es ist ihnen also unbenommen, die Macht ihrer Kirche zu preisen. Die deutsche Literatur in ihrem würdigsten Gesammtbegriff bildet bekanntlich den directesten und unversöhnlichsten Gegensatz zu Rom; doch verträgt diese Würde sehr wohl, auch den Feind edel dargestellt zu sehen; nur müßte ethisch und dichterisch sich eine wirklich reinigende Macht hieraus entwickeln. Für eines von beiden aber müssen wir uns und die Autoren auch schließlich entscheiden: entweder die Kirche stellt in diesem Falle das Ideal dar, eine reinigende, heiligende Macht, welche die Schändung des königlichen Ehebetts rächt, den königlichen Verbrecher bestraft, die Idee höchster Gerechtigkeit repräsentirt — dann muß aber der König eben ein Verbrecher sein, ein positiver Frevel desselben, eine wirkliche ungerechte Verstoßung vorliegen, unsere Sympathie für die verfolgte Unschuld gewonnen werden, und für Agnes und den König bliebe nur noch eine heiße Leidenschaftlichkeit übrig, die bis zu einem gewissen Grade, d. h. bis zur Krisis, andauern könnte, dann aber zur Reue umschlagen müßte. Mit einem Worte, es muß eine Sünde auch der Agnes vorliegen, die sie zu spät erkennt, und wenn sie dann stirbt, dürfte sie nur zur Sühne ihrer Schuld, nicht zur Befreiung des Gemahls sterben. Oder die Liebenden haben recht und jene Scheidung ist motivirt, wie sie es in Wirklichkeit war; dann ist Rom und das Interdict im Unrecht und es ist nur ein widerliches Schauspiel, einen schlaffen König sich schließlich demselben doch unterwerfen zu sehen. Man sieht, ein Drittes

gibt es nicht; denn das Drama fordert Consequenz und einheitlichen Gesichtspunkt, und an der Klippe, zwei sich ausschließende Möglichkeiten zu vereinigen, sind beide Autoren gescheitert; sie wollen beide Agnes ganz schuldlos, Philipp halb schuldlos zeichnen. Das könnten sie eigentlich nur dadurch, daß der Widerwille Philipp's gegen Ingeburg durchaus motivirt, dieselbe also eigentlich abschreckend unangenehm wäre; nun soll aber auch diese einigermaßen interessant werden; daher bei Franz Nissel die unglaubliche Erfindung, daß Agnes absolut nichts von der frühern Vermählung und Verstoßung der Ingeburg weiß, worauf die entscheidendsten Scenen der gegenseitigen Erkennung gebaut sind; und dennoch ist diese Erfindung unmöglich, da alle Welt davon wußte und die Werbung um Agnes doch erst auf der Grundfrage der Scheidung von Ingeburg basirte. Bei Pawikowski, der hierin dramatischer und glaubwürdiger ist, sieht Philipp beim Einzug der Ingeburg die Agnes, verliebt sich in sie, erklärt ihr im zweiten Acte seine Liebe; als aber Agnes nun hört, daß die Scheidung von Ingeburg wegen naher Verwandtschaft im Gange sei, ist sie schon selig, ohne sich Vorwürfe zu machen oder der armen Gestürzten zu denken; sie ist also leichtsinnig, herzlos, und wir sollen später sie als Idealbild verehren? So weit gehen wir denn doch nicht mit dem Autor; er kann die Lücke der Motivirung nicht decken, weil sie im Stoffe liegt und sich unabweislich auf den Charakter überträgt. Ist also in dem einen Stücke die Motivirung unmöglich, so ist es in dem andern der Charakter, und beides, weil nach zwei Seiten geliebäugelt, beide Seiten entschuldigt werden sollten. Ich stehe nicht an, zu behaupten, daß diese eine Unmöglichkeit dramatisch für beide Dramen verhängnißvoll werden und bei der Aufführung den Zuschauer unangenehm frappiren muß, ohne daß er sich darüber vielleicht Rechenschaft geben kann.

Um ferner nur eins hervorzuheben: beide Dramen schließen mit derselben Pointe, der Betheuerung Philipp's an Agnes' Leiche, daß er nun ein ganzer König, ein Schrecken seinen Feinden sein wolle:

Nissel:

Und nun ein König ...
Gestählt ist dieses Herz. Weh dem Vasallen,
Der ferner mir zu trotzen wagt; weh den
Verräthern und den Feinden Frankreichs allen!

Pawikowski:

O ja, ich werde nun ein König sein,
Ich werde nie mehr irren, nie mehr fehlen.
... ausgelöscht
Und starr und todt! Es bleibt nur noch der König.
Das werdet ihr und das wird Rom erfahren!

Diese Uebereinstimmung der Schlußwendung ist durchaus nicht auf eine Nachahmung zurückzuführen; es wäre überflüssige Mühe, so naheliegende Gedanken entlehnen zu wollen; sie entspringen einem gleichen Bedürfnisse beider Autoren; beide haben den König nur als weichlichen Verliebten und als Besiegten der Kirche gezeigt; sie wollen ihn nun auch in ein besseres Licht setzen. Aber wer in aller Welt wird diesem Könige, der sich für die Kirche allzu schwächlich zeigt, noch glauben, daß er von nun an furchtbar werde? Können diese vielverheißenden Worte uns vergessen machen, daß wir ihn schwankend, geknickt, wetterwendisch gesehen haben? Worte, leere Worte, und sie finden keinen Glauben mehr. Nun wird man sagen, die Liebe zu Agnes habe seinen Charakter früher gefesselt gehalten und es zeige doch Edelmuth, daß er sie nicht habe aufgeben wollen. Aber er ist schließlich doch auf dem Punkte, sie in der That aufzugeben, bei Nissel in der fünften Scene des letzten Acts, und daß er es dann widerrufen „will“, ohne doch den Legaten einzuholen, fordert mit Recht den Vorwurf des „feigen Schwankens“ heraus, den ihm Montmorency macht. Bei Pawikowski ist er getreuer seinem Weibe, er will einen Kampf beginnen; man weiß aber nicht gegen wen, und auch hier ist seine schließliche Unterwerfung angedeutet; in beiden Fällen bleibt nur der Ausweg, daß Agnes sich tödtet, bei Nissel durch einen Dolch, bei Pawikowski durch Gift, sogar in Gegenwart eines Pagen. Das ist aber eine Zerreißung, keine Lösung des Conflicts, und man weiß nicht, wem sie mehr zugute kommt, dem Könige oder den Autoren, welchen sie die wirkliche Lösung, des Königs Sieg oder Untergang, erspart. Auch psychologisch wäre einiges hiergegen einzuwenden: zum Selbstmorde schreiten nur sehr melancholische oder schnell aufbrausende Naturen. So muß also das Temperament von Anbeginn gezeichnet sein und uns den Ausgang des Conflicts, den schließlichen Entschluß des Helden von Anfang an ahnen lassen; wo aber, wie in beiden Stücken, die Heldin so weich, so sanft, so nachgiebig leidenschaftslos gezeichnet ist, da macht der schließliche Selbstmord einen fraglichen Eindruck; wir vergessen nie, daß der Conflict ein künstlicher ist. Solche Naturen wie Agnes erstechen sich nicht; sie entsagen mit weiblichem Heldenmuth, gehen in ein Kloster oder in die Heimat, versöhnen den Gatten mit der Kirche, bringen ihn auf den richtigen Weg; aber freilich gibt es dann keine Tragödie und der Anlaß zu pathetischen Reden fehlt. So ist das Ende nicht an sich falsch, wird aber schief durch vorhergehende Fehler der Charakterisirung.

Daß doch unsere deutschen Autoren immer noch gerade in der Tragödie an diesem falschen Idealisiren kranken! Man zeichne doch kühn einen wirklich sinnlichen, schwankenden, tyrannischen Philipp II. in ganzer Schärfe, mit allen Schatten, auch des spätern Ueberdrusses an Agnes, der sie kränken muß, kurz einen echten Heinrich VIII.; und Agnes leidenschaftlich, die Schuld übersehend, bis dann die Reue erwacht; und Ingeburg haßerfüllt, leidenschaftlich, eine entfesselte nordische Walkürennatur, nach Rache dürstend; und den Legaten bei allen seinen pathetischen Flüchen der Kirche genau uns veranschaulichend, wie er selbst darüber denkt und weltliche Plane verfolgt; und am Schluß nach dem Tode eine wirkliche, schlaue, langvorbereitete Rachethat des Königs an seinen Feinden: dann ist die Einheit geschaffen und der dramatische Wurf ist abgerundet. So aber hin- und herschwankend werden die Charaktere niemals zu wirklich tragischen; daher auch in beiden Stücken eine unverhältnißmäßige Menge phrasenhafter Verse, besonders in den Liebesscenen. Und so wie bei Nissel, dessen Verskunst übrigens die stärkere ist, Agnes zu ihrem Gatten sagt:

Fürchte nichts von meiner Schwäche,
Ich will dein Heldenweibchen sein —

was jedenfalls eine andere als die beabsichtigte Wirkung erzielt, so fehlt es auch bei Pawikowski nicht an ähnlichen

harmlosen Scherzen; in der That, wenn schon im Anfang die Liebe ausruft: „Dein, auf ewig dein!“, was soll aus diesem Kapitel noch Interessantes kommen; denn die Unterhaltungen am häuslichen Herde zweier Ehegatten haben für die Bühne und auch selbst für das Lesedrama etwas verzweifelt Reizloses, wenn nicht eine neue Leidenschaft, wäre es auch Streit und Eifersucht, dazwischentritt. Und in beiden Stücken stellen die Neuvermählten ein solches Idyllentaubenpaar dar, daß man überall sich freuen würde, ihnen zu begegnen, nur nicht in der Tragödie; so ergeben sich bei Pawikowski Verse wie folgende:

Mein heißgeliebtes Mädchen, meine Agnes!
Du kannst mich lieben? Agnes, meine Agnes!

Agnes.

Ja, wißt ihr es denn nicht, daß ich Euch liebe!
Ich liebt' Euch schon, da ich ein Kind noch war,
Und ohne daß ich's wußte.

Philipp.

Holdes Mädchen!

Dieses gemüthliche Plaudern ohne jede Prägnanz der Situation und Charaktere könnte ohne Ende so weiter gehen; Plauschen nennt man es in Wien. In der That geht es auch wirklich so weiter:

Agnes.

... O Gott; vielleicht wär's besser,
Ihr hättet Eure Neigung überwunden,
Und hättet Euch an Ingeburg gewöhnt.

Gewöhnt! ein praktischer Fingerzeig, die vollkommen rhythmisch gewordene Prosa. So gemüthlich bürgerlich geht es überhaupt gleich von Anbeginn her; so wenn der Vater der Agnes Philipp mittheilt:

Ich hatte den Besuch schon lange vor,
Stets aber mußte was dazwischenkommen;
Ihr wißt ja wie es unsereinem (!) geht —

und ferner:

Sie wollte mit, und ließ mir keine Ruh',
Bis ich es ihr gewährte; nun, ich sträubte
Mich wol ein Weilchen; doch was wollt' ich thun? —

Man könnte zwar sagen, daß diese schwatzhaften Verse den gemüthlichen Alten zeichnen sollen, aber wie man sieht, zeichnen sie auch den Charakter mancher Liebesscenen. Damit ist nicht gesagt, daß es an schönen Versen fehle; nur ist im ganzen das Niveau derselben gerade kein sehr hohes; hierin ist ohne Zweifel das Stück Nissel's mit einem leidenschaftlichern Zuge dem vorliegenden überlegen, wenn auch seine schwungreichsten Stellen mehr pathetisch als dramatisch sind; dagegen erscheint im Plane das Pawikowski'sche Stück zuweilen, so im Anfang, besser und im ganzen nicht schlechter als jenes. Ein Vergleich beider wird das am besten erläutern.

Der erste Act des Nissel'schen Dramas ist eigentlich der schwächste: Saint-Paul verabschiedet sich vom Könige, weil er nicht bei der zweiten Hochzeit zugegen sein will; vor dem König, der zur Geliebten eilen will, tritt auf Peter von Capua, der Legat, an Ingeburg mahnend, mit den Strafen Roms drohend; Nachricht, daß dieselbe entsprungen; im Garten von Vincennes eine (gleichgültige) Unterredung des Königs mit der Braut; die Nachricht, daß Richard Löwenherz gestorben; der König sagt, genau wie später nach dem Tode Agnes' am Ende: „O nun, nun steht mein Thron, nun strahlt mein Stern“, während doch der Kampf mit Rom noch bevorsteht. Der zweite Act bringt das Zusammentreffen der beiden Königinnen, unmotivirt, wie wir oben sahen, aber mit echt französischer theatralischer Wirkung; Philipp dazukommend vertheidigt sich, Agnes will entsagen, jener aber läßt es nicht zu. Im dritten Acte wird bei dem Hochzeitsmahl des Königs der Krieg gegen England beschlossen und, nach einer längern Liebesscene mit Agnes vor allen Großen, wonach auch einige Troubadours der Königin ihre Liebe ausdrücken, von Peter von Capua das Interdict verkündigt; Agnes sinkt zu Boden; diese Scene ist sehr effectvoll. Der vierte Act zeigt Ingeburg im Kloster in langem Monolog, Peter von Capua fordert sie auf, es zu verlassen, um ihre „Sendung“ im Dienste der Kirche zu erfüllen, sich zu Philipp zu begeben; sie weigert sich aus Stolz und Haß, zu ihm zurückzukehren; der Legat will ihr schon fluchen, da erscheinen die Offiziere des Königs, um sie zu entführen; man sieht nicht recht ein, wozu und weshalb; die folgende Scene zeigt wie die Edelleute vom König abfallen, wie Agnes ihn von Gewaltthaten zurückhält, und wie vor dem Aufstande des Volks, dem der Troubadour sterbend sich noch widersetzt, die Edelleute nur den König retten wollen, dieser aber Agnes mitnimmt. Im fünften Acte fordert man Agnes auf, zu entsagen; sie kann es nicht; als sie aber Philipp's Aufregung sieht, verlangt sie, er solle sie verstoßen; er geht nicht darauf ein, sondern will Ingeburg tödten. Dies wird verhindert; Agnes entschließt sich zum Selbstmord, und als sie des Königs Gespräch mit dem Legaten belauscht — er will sich unterwerfen, und nimmt es dann zurück —, ist ihr Entschluß gefaßt; sie schmeichelt ihm den Dolch ab, ersticht sich vor seinen Augen, und wir stehen vor dem Risse des Conflicts und hören nur noch die Drohungen des eben doch besiegten Königs, keine Thaten.

In den Hauptzügen ähnlich ist der Verlauf der Pawikowski'schen Tragödie. Der erste Act zeigt die Vorbereitungen zum Empfang und Einzug der Ingeburg; Berthold und Agnes kommen zu Besuch; der König ist entzückt von ihr und reicht doch der Dänin die Hand, da er nicht mehr zurück kann; ein effectvoller Anfang, wenn er nur recht ausgenutzt und besonders die Diction leidenschaftlicher wäre. Der zweite Act bringt die Trennungsplane des Königs, die etwas besser motivirt sein müßten, seine Werbung um Agnes und die Scheidung von Ingeburg durch die Bischöfe; sie ruft zusammenbrechend aus: „Rom soll mir helfen, Rom; ich appellire!“ — ein Schluß, schon des Fremdwortes wegen weder interessant noch schön. Der dritte Act zeigt Ingeburg im Kloster, aufgeregt, haßerfüllt; der König kommt zur selben Stelle — nach ihrem Abgange — mit Agnes und deren Vater, hält bei dem Vater an, wird auf ein Jahr vertröstet, weil sie zu jung sei (ganz spießbürgerlich-gemüthlich und unbegreiflich); er nimmt Abschied von ihr. Da kommt nebst andern Unglücksboten der Cardinal Peter von Capua; derselbe will zunächst nur einen Frieden mit den Aufrührern vermitteln, um den König zum Kreuzzug zu vermögen; die scharfen Entgegnungen Philipp's sind daher hier nicht ganz motivirt; erst Ingeburg, nach Philipp's Abgang herzukommend, bringt ihn, den Legaten, auf den Gedanken der Rache;

sie erzählt ihre Verstoßung, von der er auffallenderweise noch nichts erfahren hat, und gibt ihm damit die Waffe gegen den König in die Hand; mit der Abführung der Ingeburg nach Etampes endigt der Act. Der folgende vierte Act zeigt uns Philipp und Agnes bereits verheirathet, er spielt „nach einigen Jahren", eine sehr überflüssige Zeitpause, die der Autor hätte vermeiden können, wenn er statt der einjährigen Wartefrist sofort die Vollziehung der Ehe angeordnet hätte. Agnes hat böse Träume und wird von Philipp mild zurechtgewiesen; der Cardinal Peter von Capua wird wiederum gemeldet; der König vertraut seiner Gemahlin, weshalb derselbe komme. Vor der Versammlung der Großen und Bischöfe fordert er alsdann Unterstützung gegen Rom; sie wird zugesagt; alsdann erscheint der Cardinal, fordert zur Unterwerfung auf, schmäht die Königin als Buhlerin und wird nur durch den König großmüthig vor den Schwertern der erzürnten Ritter gerettet; der König verbannt aber doch den Legaten, und dieser spricht das Interdict aus. Der fünfte Act zeigt uns nicht sowol dessen Schrecken als einige Wirkungen desselben; die Königin, um dem Streit ein Ende zu machen, fordert vom Kanzler Rigord einen Rath; derselbe lautet, sie solle dem Könige zum Schein zur Ergebung rathen, Ingeburg aber alsdann vergiften; er gibt ihr das Gift zu diesem Zwecke; ihr aber kommt der Gedanke, selbst das Sühnopfer zu sein, und — nun vergiftet sie sich doch wol? Nein, vor der Versammlung der Großen und Bischöfe, mit denen sich König Philipp herumstreitet, erscheint sie und verlangt Gehör; wenn sie gefehlt habe, so wolle sie Buße thun; man solle ihr alle Kostbarkeiten und die Königswürde nehmen und sie Ingeburg geben, ihr aber den Gatten lassen. Wie aber das zu machen sei, darüber ist sie sich offenbar nicht recht klar; ja die Freiheit will sie verlieren, sich blenden lassen, nur nicht seine Liebe einbüßen; der König ist gerührt und beschließt Widerstand; er will zur Gewalt schreiten, mit ganzen siebenhundert Mann, wie ausdrücklich vorgerechnet wird; gegen wen, wird nicht einmal eigentlich gesagt; Agnes aber hat die Lösung anders beschlossen, sie vergiftet sich jetzt, wie schon erwähnt, im Beisein des Pagen. Mit rührenden Worten nimmt sie dann Abschied vom König, und dieser hält zuletzt seine pathetische Drohrede gegen Rom und seine Feinde.

Man sieht, das vorliegende Stück ist etwas schwächer als Nissel's „Agnes von Meran", wenn auch nicht viel; doch sind die Hauptfehler in beiden Dramen eigentlich beinahe die gleichen; und sie fallen auch weniger den Autoren zur Last als dem unfügsamen, spröden Stoffe, zu dem sie griffen und den, seines innern Widerspruchs halber, zu bezwingen nur einer ganz außerordentlich energischen, vielleicht einseitigen Kraft gelingen könnte.

2. Eine Märtyrerfamilie. Drama in vier Acten von Heinrich Palle. Aus dem Italienischen. Kempten, Kösel. 1879. 8. 3 M.

Nicht gerade allzu häufig ist es, daß sich die Societas Jesu mit deutscher Literatur beschäftigt, und wenn sie es thut, so geschieht es fast nur, um die meisten Erzeugnisse derselben auf den Index zu setzen und die getreuen Schäflein vor solcher Ansteckung zu warnen. Ein Drama daher, dessen Autornamen mit dem bekannten Zeichen P. S. J. versehen ist, aus der neuerdings von jenen so oft herangezogenen Märtyrerzeit der Kirche unter den römischen Kaisern, verfaßt für die strebsamen Schüler des Collegium Romanum, wo bekanntlich die schärfsten Waffen gegen Deutschland geschmiedet werden sollen — muß es nicht die Aufmerksamkeit erregen? Muß es nicht gleich an Culturkampf und Religionsstreit gemahnen? Denkt man nicht sofort daran, alle jene Klagen über Verfolgung wieder zu hören, die seit fast einem Decennium das Stichwort von jener Seite gewesen? Und muß man nicht glauben, Bilder heraufbeschworen zu sehen von bitterer Schärfe und gehässiger Anklage, wo, wie z. B. bei Bolanden, Diocletian und seine Minister als durchsichtige Masken erscheinen, um jene bitterbösen Männer anzugreifen, die der Societas in Deutschland die Flügel beschnitten haben? Ich muß gestehen, ein solcher geharnischter Kampfruf aus dem feindlichen Lager würde immerhin etwas Muthiges, Aufregendes haben und könnte sich ganz gut anlassen. Fulminante Drohungen, Uebermuth der Weltlichkeit, Todesverachtung der Geistlichkeit, wilde Scenen und Rache des Himmels mit Donner und Blitz — cum omni causa: wir würden wenigstens die Herzensmeinung der Römlinge einmal von Grund aus kennen lernen. Nun, wer dergleichen hier sucht, ist arg getäuscht; nichts Zahmeres und Ausdruckloseres ist zu finden als dies aus dem Italienischen vom Verfasser selbst übersetzte Werkchen; es ist ein harmloses Stück, wie es sonst wol nur unter Schülerhänden entsteht und das am besten im Verborgenen bliebe. Zwei christliche Söhne eines heidnischen Quästors ziehen auch diesen mit in den Tod: das ist es, was uns ohne irgendeine dramatische Erregung vorgeführt wird. Die religiöse Seite ist zwar recht mild und ruhig gehalten, dafür freilich auch recht farblos, und könnte ebenso gut von irgendeinem protestantischen Candidaten der Nachmittagspredigten verfaßt sein. Nun ist das ja immerhin ein Beweis, daß es auch auf jener Seite, wenn auch als Ausnahmen, ruhiger denkende Köpfe gibt, die nicht gleich den Gegner mit Haut und Haar verzehren; bekanntlich sind sie aber in der streitbaren Kirche nicht maßgebend, und wenn diese auch einmal das Katzenpfötchen bietet, so kennt man die Krallen darunter doch. Die Milde unsers Autors übrigens wäre noch kein Grund, die formelle Seite der dramatischen Anforderungen so sanft und kärglich zu behandeln, wie sie kaum ein dramatischer Anfänger, der in der vorletzten Klasse des Gymnasiums heimlich seine Tragödie schreibt, so kärglich gestalten würde. Kurz, das Werkchen ist ebenso schwach als wohlgemeint und hält sich mühsam über Wasser; wo aber die Verse gar aus lyrischer Begeisterung in einen andern Rhythmus verfallen, streifen sie an das Komische. Die schöne Reminiscenz am Schlusse eines Acts: „Kurz ist der Schmerz und ewig die Freud'", registriren wir auch nur, weil sie in heiterer Weise den Beweis liefert, daß auch Schiller'sche Jamben, wenn sie nur unter der geistlichen Censur zu Daktylen verschnitten sind, alle Aussichten haben, nächstens kanonisirt zu werden.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur neuesten Shakspeare-Literatur.

Mit Ausnahme des „Shakspeare-Jahrbuchs“ hat die deutsche Shakspeare-Literatur dieses Jahres keine einzige größere Leistung aufzuweisen, was wir unsererseits freilich nicht als einen Nachtheil für das Studium des Dichters betrachten, da man so desto mehr Zeit für ihn selbst übrig behalten hat. Es wird unter diesen Umständen natürlich auch unser Artikel diesmal nur ein sehr kurzer werden. Nach der Höflichkeitsregel: „A tout seigneur tout honneur“, geben wir dem „Jahrbuche“ den Vortritt.

1. Jahrbuch der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft, im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch Karl Elze. Vierzehnter Jahrgang. Weimar, Huschke. 1879. Gr. 8. 9 M.

Es muß wol sehr an neuem Stoff gemangelt haben, daß man diesmal zu mehrern Wiederabdrücken älterer Artikel seine Zuflucht nehmen und so dem Leser crambe recocta auftischen mußte. Es sind dies: der bereits 1874 in der Wochenschrift „Die Literatur“ erschienene Aufsatz „Zwei neuentdeckte Shakspeare-Quellen“ von Paul Wislicenus, und die zuerst im Feuilleton der „Dresdener Zeitung“ (Jahrgang 1874) veröffentlichte Besprechung der Werder'schen Hamlet-Vorlesungen von Robert Prölß. Ersterer suchte bekanntlich nachzuweisen, daß der Dichter bei seiner „Comedy of Errors“, außer den „Menächmen“, auch den „Amphitruo“ des Plautus sowie „Pericles“, den er für nicht-Shakspearisch hält, benutzt habe, während letzterer Werder's Hamlet-Erklärung mit scharfen Waffen bekämpft. Prölß gehört entschieden zu den besten deutschen Shakspeare-Erläuterern und verdiente sein Name wol neben dem eines Ulrici, Gervinus und Kreyssig genannt zu werden, auch wenn man seinen Ansichten nicht überall beipflichten kann. Eingeleitet wird die Reihe der Abhandlungen im „Jahrbuche“ durch „Eine Aufführung im Globustheater. Einleitender Vortrag zur Jahresversammlung der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft“ von Karl Elze. Dieser, auch als Separatabdruck (Weimar, Huschke, 1878) in reizender Ausstattung uns vorliegende, zu Weimar am 24. April 1878 gehaltene Vortrag ist ein kleines Meisterstück von eleganter und lebensvoller Schilderung einer Hamlet-Vorstellung zu Shakspeare's Zeit in dessen eigenem Theater, auf dessen Bretern er selbst auftrat. Schauspieler und Zuschauer, Bühne und Theater werden uns da in einer Weise geschildert, welche vollständige Sachkunde in jedem Zuge erkennen läßt und gerade durch die Kürze recht prägnant ist.

Die umfassendsten Abhandlungen sind: „Hamlet in Schweden“ von Wilhelm Bolin, und „Romeo und Juliet nach Shakspeare's Manuscript“ von Robert Gericke. Erstere ist jedoch abermals nur ein Wiederabdruck oder vielmehr eine Rückübersetzung der Abhandlung C. Garve's: „Ueber die Rollen der Wahnwitzigen in Shakspeare's Schauspielen und über den Charakter Hamlet's insbesondere“, aus dem Schwedischen, wozu der Uebersetzer weitere Notizen über schwedische Uebersetzungen und Darstellungen Hamlet's fügt. Gericke's Abhandlung, von der ebenfalls ein Separatabdruck erschienen, ist eine höchst fleißige und saubere Arbeit, die mit vielem Scharfsinn und vieler Sachkenntniß den Beweis zu führen sucht, daß die erste echte Ausgabe, d. h. die zweite Quarto von 1599, ganz unmittelbar aus des Dichters Manuscript gedruckt worden sei, wie das von gewichtigster Autorität bereits vor Gericke ausgesprochen worden. Julius Thümmel's Vortrag „Ueber die Sentenz im Drama, namentlich bei Shakspeare, Goethe und Schiller“ ist, wie die frühern Beiträge dieses Shakspeare-Forschers, sehr ansprechend und enthält viele feine Bemerkungen. Er bezeichnet die Sentenz im Drama als die über das Stoffliche Herr gewordene Idee, als die geistige Einkehr der Handlung in sich selbst, als die Paraphrase des Pragmatischen, zu letzterm sich verhaltend wie die Scholie zum Text. Aus den Vergleichungen der Behandlung der Sentenz bei den drei genannten Dichtern will ich nur, da der Raum mehr nicht gestattet, die letzte hier anführen, woraus man zur Genüge auf das Feine und Zutreffende derselben zu schließen vermag. Es heißt am Schlusse der Abhandlung:

> Während Shakspeare es liebt, seine Kernsprüche in der Regel in ein bilderreiches, glänzendes Gewand zu kleiden und Schiller seine Gedankenpoesie auf den Kothurn der ihm eigenen Rhetorik erhebt, gibt Goethe seinen Sentenzen eine klare, durchsichtige Farbe, von ruhigem, bestimmtem Ausdruck; er spricht seine großen Worte „gelassen“ aus. Während Schiller sich in breiten Formen bewegt und sich meist in stetiger, logischer Beweisführung ergeht, sentenzionirt Shakspeare knapp, oft springend, sozusagen hervorsprudelnd; Goethe dagegen zeigt sich ebenso besonnen als geistreich pointirt, ebenso abgerundet wie behaglich einleuchtend.

Neues und Belehrendes enthalten abermals die „Italienischen Skizzen zu Shakspeare. Zweite Folge“ von T. Elze; Nicolaus Delius untersucht mit gewohnter kritischer Meisterschaft „Fletcher's angebliche Betheiligung an Shakspeare's «King Henry VIII.»“ und gelangt zu dem Ergebniß, daß erstens die Structur des Dramas, die Entwickelung der Handlung und der Charaktere auf nur eine Hand hinweisen, die den ganzen Plan von vornherein entworfen und dann consequent bis ans Ende durchgeführt haben müsse, und daß zweitens diese Hand nur die Shakspeare's gewesen sein könne. Was er übrigens in diesem seinem letzten historischen Drama beabsichtigt zu haben scheine, sei nichts anderes, als die Nichtigkeit und Unbeständigkeit irdischer Größe, das Emporsteigen zur Höhe weltlicher Macht und Herrlichkeit, den jähen Sturz von solcher Höhe herab, diesen steten Wechsel menschlicher Geschicke an einer Reihe von Bildern aus Heinrich's VIII. Regierung uns dramatisch vorzuführen und unsere Theilnahme dafür anzuregen.

Wilhelm Wagner liefert zwei Beiträge und zwar „Neue Conjecturen zum Mucedorus“ und „Verbesserungsvorschläge zu Shakspeare“. Gisbert Freiherr von Vincke wirft die Frage auf: „König Eduard III. — ein Bühnenstück?“ und hofft nach seiner Analyse und Aneinanderreihung der Auftritte auf eine bejahende Antwort seitens des Lesers. Aus dem noch übrigen Inhalte des „Jahrbuchs“ sei nur noch der Aufsatz „Shakspeare in Island“ von Hugo Gering als Curiosum erwähnt. Der Verfasser berichtet darin über die Uebersetzungen ins Isländische des „Macbeth“ und „Hamlet“ von Matthias

Jochumsson und des „Lear" von Steingrim Thorsteinsson.

Den Schluß des Bandes bildet die wie immer äußerst schätzenswerthe „Shakspeare-Bibliographie 1877 und 1878" von Albert Cohn, von der ebenfalls ein Separatabzug erschienen ist, der allen Shakspeare-Forschern um so willkommener sein wird, da die diesjährige „Bibliographie" Nachträge zu der seit 1864 von Cohn gelieferten bringt. Unter den verschiedenen Ländern sind diesmal außer den ebenerwähnten isländischen Uebersetzungen auch eine hebräische des „Romeo und Juliet" von Salkinson, eine rumänische des „Hamlet" von Adolf Stern und wendische des „Hamlet" und des „Timon von Athen", sowie einiger Sonette aufgeführt. Schließlich wird berichtet, daß Mr. Ho, einer der Secretäre der chinesischen Gesandtschaft in London, mit einer Uebersetzung der Shakspeare'schen Stücke ins Chinesische beschäftigt sei.

2. Shakspeare-Galerie. Für Verehrer des Dichters herausgegeben von Gustav Liebau. Erste bis sechste Lieferung. Berlin, Solewski. 8. Jede Lieferung 60 Pf.

Für weitere Kreise berechnet, entsprechen diese, auf guten Studien beruhenden kleinen literar-ästhetischen Abhandlungen ihrem Zwecke recht wohl, und können wir sie allen, denen es an Muße gebricht, die größern Werke unserer Shakspeare-Erklärer zu lesen, als Einleitungen zu den Stücken mit gutem Gewissen empfehlen.

3. Shakspeare's „Hamlet". Die Weltanschauung und der Stil des Dichters. Von Christian Semler. Leipzig, Wartig. 1879. 8. 80 Pf.

Ich kann dem von Elze im „Jahrbuche" über diesen neuen Commentar gefällten Urtheile, daß er durch selbstständige und neue Anschauungen und Gesichtspunkte überrasche, ohne Umschweife auf den Kern eindringe und uns dem Verständniß des Stücks wie des Dichters näher bringe, gern beitreten. Wenn er dem Schriftchen jedoch auch nachrühmt, daß es mit „Präcision und Klarheit geschrieben" sei, so kann ich das nicht ganz gelten lassen; Elze müßte denn dabei blos die logische, nicht die sprachliche Präcision im Auge gehabt haben. In letzterer Hinsicht sind mir nämlich mancherlei Ausdrücke aufgefallen, wie „die schönen Titel, die der Geist unter der Erde von Hamlet erhält", „ein Tugendschwätzer" u. a. Doch sind dies Kleinigkeiten, die ich nicht weiter betonen will.

4. Hamlet. Ein Commentar für Laien von Rudolf Schmidt. Leipzig, L. Senf. 1878. 8. 75 Pf.

Der Verfasser dieses Schriftchens glaubte seinen „Vortrag" veröffentlichen zu müssen, weil es trotz dem Vielen, was über „Hamlet" besonders in Deutschland geredet und geschrieben worden, doch noch immer an einem passenden leicht verständlichen Schriftchen, welches dem Volke das Verständniß des großen Meisterwerks erleichtere, fehle. Ich kann keins von beiden zugeben, d. h. weder fehlt es an solchen Schriften, noch wird man dem „Volke" das Verständniß eines „Hamlet" je vermitteln, selbst nachdem man das Stück selbst zu verstehen glaubt. Denn für das „Volk" bleiben solche Dinge doch stets Caviar. Für den Gebildeten aber, wird wol Schmidt selber zugeben, besitzen wir der Commentare gerade genug. Ich will ihm jedoch das Lob zugestehen, daß der seinige, so skizzenhaft er auch eingestandenermaßen ist, zu den schlechtesten nicht gehört und besonders in seiner Polemik gegen Kreyssig und andere Ausleger ganz anerkennenswerth ist.

5. Macbeth von William Shakspeare. Metrisch übersetzt von G. Meßmer. Zweite vielfach verbesserte Auflage mit gegenüberstehendem Originaltext. München, Literarisch-artistische Anstalt. 8. 3 M.

6. Macbeth. Metrisch ins Deutsche übersetzt (mit gegenübergedrucktem Original) von Gustav Solling. Wiesbaden, Bergmann. 1878. Gr. 8. 3 M.

Die erstere Uebertragung habe ich bereits früher in erster Auflage in d. Bl. mit Beifall besprochen, den ich auch dieser zweiten in erhöhtem Maße zollen kann. Solling hat sich auch ernstlich bemüht, den Dichter ins „geliebte Deutsch" zu übertragen; doch möchte ich der Leistung Meßmer's den Vorzug geben. Zum Vergleich nur einen und denselben kurzen Passus aus beiden:

(Meßmer.)

Banquo.

Sorgt für die Lady! (...) Und, wenn wir bedeckt
Die nackte Schwachheit, die im Freien leidet,
Dann laßt uns miteinander untersuchen,
Wie sich's mit diesem blut'gen Werk verhält!
Es schütteln Furcht und Zweifel uns. Ich steh'
In Gottes großer Hand; von dieser aus
Bekämpfe ich den unenthüllten Anschlag
Verrätherischer Bosheit!

(Zweiter Aufzug, dritte Scene.)

(Solling.)

Banquo.

... Die Dame pflegt.
Und wenn den nackten Körper wir bedeckt,
Der draußen leidet, sehn wir wieder uns,
Die Blutthat weiter zu bereden noch.
Was uns erregt jetzt, sind Bedenken, Furcht:
Ich steh' in Gottes starkem Schutz, mit dem
Bekämpfe ich den geheimen Plan?
Des tückischen Verraths.

Meßmer's ist wortgetreuer und doch schwungvoller, wie mir scheint. In Betreff der eben angeführten Stelle wird man indeß kaum eine irgend wesentliche Verbesserung in Meßmer's oder Solling's Uebertragung gegenüber der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung zu erkennen vermögen. Man höre zum Beweis Schlegel's

Banquo.

Seht nach der Dame.
Wenn unsere nackende Gebrechlichkeit,
Die hier im Freien leidet, wir geborgen,
Laßt uns zusammenkommen, und der Unthat
Nachspüren weiter. Furcht und Zweifel schreckt uns:
Ich steh' in Gottes großer Hand, und so
Bekämpf' ich der verrätherischen Bosheit
Geheimen Anschlag.

Und nun sei noch zur Bequemlichkeit des Lesers auch der englische Text der obigen Stelle hinzugefügt:

Look to the lady:
And when we have our naked frailties hid,
That suffer in exposure, let us meet,
And question this most bloody piece of work,
To know it further. Fears and scruples shake us:
In the great hand of God I stand; and thence
Against the undivulged pretence I fight
Of treacherous malice.

Und zur noch bessern Vergleichung folge hier für diejenigen, welche der englischen Sprache nicht mächtig sind, eine wörtliche Uebersetzung:

Seht nach der Dame. Und wenn wir unsere nackten Gebrechlichkeiten verborgen haben, die bei der Bloßstellung leiden, lasset uns zusammenkommen und dieses höchst blutige Stück Arbeit in Frage ziehen, um es weiter kennen zu lernen. Furcht und Bedenken schütteln uns (oder machen uns wankend oder erschüttern uns); in der großen Hand Gottes stehe ich und von da kämpfe ich gegen den heimlich gehaltenen (nicht offenbarten) Vorwand verrätherischer Bosheit.

Es ist hieraus wol zur Genüge ersichtlich, denn ex ungue leonem, daß viele dieser Uebersetzungen im ganzen für überflüssig erachtet werden müssen und blos als Uebungen der Betreffenden in der schwierigen Arbeit der Uebertragung aus einer fremden Sprache, doppelt oder zehnfach schwieriger, wenn es sich um eine metrische handelt, angesehen werden können. Solche Uebungen sind gewiß sehr nützlich für die Uebersetzer und oft, wie im vorliegenden Falle, auch wol verdienstlich. Beiläufig nur noch die Bemerkung, daß Solling's Ausgabe an dem großen Mangel leidet, keine Seitenüberschriften zu haben, woraus man sofort den Aufzug und die Scenen ersehen kann, wie bei Meßmer.

7. Antonius und Kleopatra. Tragödie in fünf Aufzügen von W. Shakspeare. Frei übersetzt und bearbeitet von Franz Dingelstedt. Wien, Gerold's Sohn. 1879. 8. 3 M.

Diese, dem Künstlerpaar Charlotte Wolter und Adolf Sonnenthal in einer warmen und humoristischen Widmung dedicirte, zum ersten male im k. k. Hofburgtheater zu Wien Mittwoch den 30. October 1878 aufgeführte Uebertragung kann man als ein gewissermaßen selbständiges Kunstwerk gelten lassen. Das ist schon mehr eine Nachdichtung als eine Uebersetzung und liest sich wie ein Original. Wo Dingelstedt dem Texte treu bleibt, da sucht er auch nicht an Schlegel-Tieck herumzubessern, sondern bleibt auch ihrer Uebersetzung treu. Hingegen nimmt er sich die größte Freiheit mit dem Texte und kürzt ihn nach Belieben; kurz, er bearbeitet das Stück und macht es so bühnengerecht, wie es Dingelstedt bekanntlich versteht, ein dramatisches Dichtwerk unsern heutigen Bühnen anzupassen. Es wird wol die Tragödie von nun an in dieser Gestalt den Weg über sämmtliche deutsche Bühnen machen, während man freilich im Studirzimmer es vorziehen wird, die Meisterschöpfung in ihrer Urgestalt zu lesen.

David Asher.

Fabeln und Humoresken.

1. Neue Originalfabeln von August Doyé. Vierte vermehrte Auflage. Berlin, Joost u. Becker. 1879. Gr. 16. 1 M. 20 Pf.

Also die vierte Auflage! Der Verleger hofft noch wol auf mehrere: sämmtliche in verschiedenen Zeitschriften („Berliner Tageblatt“, „Kölner Nachrichten“, „Schlesische Zeitung“, „Breslauer Zeitung“, „Magdeburger Correspondent“, „Kreuzzeitung“, „Frauen-Anwalt“, „Ueber Land und Meer“, „Nordhäuser Zeitung“, „Wiener Osten“) erschienene Anzeigen ließ er nebst seiner eigenen Anpreisung vordrucken. Den Reigen eröffnet die „Kreuzzeitung“ mit den Worten: „Poetisch, angenehm, angemessen und kurz und die Moral jedesmal zutreffend, sehr anschaulich, sinnig, lauter, auch fast immer von wahrhaft religiösen Anschauungen getragen.“ Und so mit Modulationen die andern Anzeigen. Die Kritik dieser Kritiken ist: alle loben in überschwenglicher Weise, ohne dies Lob zu motiviren oder sich auf die Sache einzulassen. Das heißt: in einem mit seidenen Arabesken und Redensarten verzierten Sack bringt man den Mann an Mann. Zu diesen Verzierungen gehören auch Briefe, welche Fürsten und Diplomaten in anerkennender und „huldvoller“ Weise an den Verfasser schrieben, worüber der Verleger die „Nordhäuser Zeitung“ berichten läßt. Und um der Sache die Krone aufzusetzen, erklärt derselbe in seinem Vorworte den Verfasser bezüglich der Fabeldichtung für den Mann des Jahrhunderts: „Doyé ist der einzige deutsche Fabeldichter unsers Jahrhunderts; seine Fabeln sind in der heutigen Literatur ohne alle und jede Concurrenz.“ Nun wahrhaftig, das heißt die Kritik herausfordern! Anlangend das „ohne alle und jede Concurrenz“, so müssen wir bemerken, daß in der neuern und neuesten deutschen Literatur unzählige Fabeln existiren, ohne sich so zu nennen. Jedenfalls sind Herder, Goethe, Rückert, Hebel, Claudius, Fröbel, Pocci, Förster, Castelli u. a. auch noch da. Was ist Fabel? Die Verdeutlichung des wandelbar Geistigen durch die Stabilität und Stetigkeit natürlicher Verhältnisse, deren Verwandtschaft oder Gegensätzlichkeit (in diesem Falle tritt der Humor ein) mit geistigen durch ein Factum nachgewiesen werden soll. Will man z. B. den Fleiß, der zunächst eine Abstraction ist, verdeutlichen, so nimmt man als Gegenstand aus der Natur die Ameise, welche nicht dann und wann, sondern charakteristisch unwandelbar fleißig ist. So können tausend Objecte der Natur: Thiere, Pflanzen, Perlen, Steine u. s. w., als Träger geistiger Verhältnisse dienen. „Edelstein und Perle“ von Rückert ist eine Fabel ersten Rangs, mit der sich keine des Verfassers im entferntesten messen läßt. Moral ist ja auch darin, aber Rückert hat sich wohl in Acht genommen, das organisch mit dem Stoffe verwebte Geistige als moralischen Extract anzuhängen, wohl wissend, daß man dadurch den Eindruck des Ganzen abschwäche, indem man es seiner Quintessenz beraubt, wenn dies überhaupt möglich wäre, da sich der Quell in eine Nußschale nicht fassen läßt. Die Aufmerksamkeit wird auch von dem eigentlichen Körper abgelenkt, wenn das angehängte moralische Schwänzlein den Leser veranlaßt, wie ein Krämer zwei Gegenstände in zwei Wagschalen reflectirend abzuwägen. Man schnitt daher diese meist so lächerlichen moralischen Expositionen der ältern Zeit ab, um die Geschichte auf eine höhere Potenz zu stellen oder in runde Poesie zu verwandeln, aus deren „Schwanzlosigkeit“ keineswegs folgt, daß nun der Verfasser bezüglich der Fabeldichtung der Mann des Jahrhunderts sei. Man kann Anekdoten, Zeitungsberichte, Mord- und Diebesgeschichten, die alltäglichsten Ereignisse in Verse bringen, wie auch der Verfasser thut (z. B. „Abel und Babel“, „Der letzte Groschen“,

„Die Splitterrichter", „Der Verarmte und der Arme", „Der Hund und der Leckerbissen", „Der Matrose", „Der abgeworfene Hut") und eine Moral daran hängen — und unzählige Fabeln wären da!

Auf Grund der „Kreuzzeitung" und der übrigen „durchaus unbeeinflußten" Zeitschriften hält der Verleger die Fabeln des Verfassers wegen ihrer „Sittlichkeit ohnegleichen" für Schulen und Schülerbibliotheken geeignet. Wir wollen sehen. Die der Fabel „Apfelbaum und Haselstrauch" angehängte Moral lautet so:

Und was lehrt uns die Geschichte
Für das Reich der Sittlichkeit?
Einfalt und Verworfenheit
Tragen oft dieselben Früchte.

Die beiden, sogar mit gesperrten Lettern gedruckten letzten Zeilen machen uns aber sehr bedenklich. Apfelbaum und Haselstrauch nämlich tauschen ihre beste Frucht miteinander aus. Aber die Nuß, welche der Haselstrauch in einfältigem gutem Glauben gab, war faul. Den Vorwürfen des Apfelbaums begegnet er mit dem Hinweis auf den Apfel, den er als „Würmerfraß" bezeichnet, worauf die Antwort: Meinst du, daß ich ihn dir aus Dummheit gegeben? nein, „was ich thu', wenn es schlecht ist, erkenn' ich wohl", demnach das Schlechte als Schlechtes und mit demselben Rechte, wie du deine aus Einfalt oder Unwissenheit geschehene schlechte (!) That gut nennst, nenn' ich die meinige, die ich wissentlich vollzog, gut. Damit ist denn der Verfasser ganz einverstanden, wie die oben angeführte Moral zeigt. Ein Beitrag für die Sittlichkeit ist das aber nicht. Einfalt, d. h. Naivetät oder Glaube an Gutthat ohne Wissen, dagegen Verworfenheit, d. h. Wissen vom Gegentheil dessen, was man thut, also Lug und Trug, tragen niemals dieselben Früchte.

Auch die Art und Weise, wie der Verfasser das Verhältniß zwischen „Biene und Hund" darstellt, halten wir nicht für sittlich. Der für andere arbeitende Hund wird der Biene gegenüber gelobt, die nur für sich producire. Aber das thun ja, wie der Bienenstaat, alle verfassungsmäßigen Staaten. Und die Biene thut es nicht für sich, sondern ungezwungen für die Gemeinschaft, der Hund dagegen gezwungen für einen Zwingherrn. Wir würden für ein solches Verhältniß folgende Moral vorschlagen:

Präge die Moral dir ein:
Durch den Staat ist Bienchen groß,
Aber großer Hund ist klein,
Weil er dient dem Zwingherrn blos.

In der Fabel „Die Schwestern" versteht der Verfasser unter Ate die abgefallene Himmelstochter, die nunmehr lediglich aus ihrer Ichheit heraus alle Verhältnisse zu verwüsten trachtet. Wer rettet? Die Liten oder, wie der Verfasser in einer Anmerkung erklärt: das im Menschen nach seinem Abfall von Gott gebliebene Streben, sich von dem Bösen zu befreien. Aber die Liten, also die bessern Menschen, erreichen, indem sie immer nur hinken, Ate nicht. Oder mit andern Worten: das Grundböse überwiegt so sehr das Grundgute, daß an Fortschritt und Besserung aller Zustände infolge sittlicher Anstrengung nicht zu denken ist. Und nun die Moral:

Von der Schuld und von dem Bösen
Kann nur Gott allein erlösen.

Aber der von seiner Menschheit oder, allgemeiner ausgedrückt: der von den Organen abgetrennte Gott kann gar nicht erlösen. Aus den Organen heraus verfolgt und erreicht der Allmächtige sein Ziel. Wann? ist nur eine Frage der Zeit. Die von der Idee oder dem Idealismus losgerissenen Organe einem ewigen Hinken zu überantworten, ist Pessimismus.

Die Fabel „Diogenes auf dem Jahrmarkt" läuft ebenfalls auf Pessimismus hinaus. Gleichwie die Hunde, gleichgültig ob niedere oder höhere Rassen,

In rasend zügellosem Lauf
Die vornehm Feinen weit vorauf,

sich auf ein vorgehaltenes faules großes Bratenstück hinstürzen: so auch die Menschen, deren Widerspiel „Diogenes von Spree-Athen" nur in den Hunden fand:

Die Menschen, die ich suchte, sind verschwunden,
Ihr Widerspiel nur fand ich in den Hunden.

Wie unglücklich muß sich dies Spree-Athen, nämlich Berlin, fühlen, daß seine Ufer nur Spree und Panke und kein Amazonenfluß benetzt, auf welchem die ganze Stadt, um zum Zwecke der Engelwerdung die Hundenatur loszuwerden, in den Ocean des Jenseits hineinsegeln könnte, was gewiß interessanter wäre, als wenn die Leute, statt auf sittlicher Basis emporzukommen, sich nach neuerdings entworfenem pessimistischen Recept gegenseitig die Gurgel abschnitten, um dadurch angeblich für immer dem Wandel und Wechsel der Dinge zu entrinnen.

Die Fabel „Die gewährten Bitten" enthält in dualistischer Weise Extreme: hier, und abermals unter pessimistischem Gesichtspunkt, das Diesseits und

All die Güter ohne Zahl,
Ganz nach eigner freier Wahl —

und dort das Jenseits, in welchem sich ein Jüngling von dem himmlischen Gabenspender eine Hütte ausbittet,

So kam ich nicht umsonst herab
In das große Menschengrab —

antwortet der himmlische Bote und verleiht dem jungen Manne Zufriedenheit zur Entschädigung für den einstweiligen Nichtbesitz jener Hütte. Die Nutzanwendung oder Moral spricht dann noch von dem Thiermenschen hier und dem Gottmenschen dort. Aber wir dächten, der Gottmensch wandelte erst recht hier. Und was soll aus den Hütten auf Erden werden, wenn sich zumal alle Jünglinge, wie der in der Fabel, welcher ohne Zweifel zum christlichen Treubunde gehörte, Hütten im Jenseits bauen? Das schmeckt doch nach einer gewissen Sorte hyperorthodoxer Theologie, die überhaupt ihre Verwandtschaft mit Pessimismus nicht verleugnen kann. „Das große Menschengrab" in der Fabel riecht auch danach. Das wird denn von gewissen Zeitschriften sittlich genannt, werth daß man es in den Schulen auswendig lerne. Wäre es nicht wegen des interessanten „Thiermenschen", der zur Ergänzung der Fabel, wo er nicht vorkommt, in der Nutzanwendung erscheint, so würden wir statt der zehnzeiligen Fassung folgende kürzere vorschlagen:

Sei zufrieden, dulde, leide
Und aufs Jenseits hoffend scheide!

Die Fabel „Spinne und Rothbart" gehört mit zu den besten. Ein Rothbart pickt die im ausgespannten

Netze gefangenen Fliegen, worauf die wüthende Spinne ihm zuruft:

Schändlicher, um den Genuß
Opferst du Gebot und Pflicht?
Du verworfner Bösewicht!

Die Parallelisirung höherer Potenzen, nämlich der Menschen, liegt hier nahe. Das Stichwort, um welches sich alles dreht, ist das Wort Netz in der Fabel. Die mit Vorbedacht ihre selbstsüchtigen Reflexionen wie Netze ausspannen, in welchen nicht selten Thautropfen hängen (Gründer, Bauernfänger), sind größere Bösewichter als diejenigen, welche aus Noth oder Unüberlegtheit das Böse thun:

Und der Rothbart wandte ein:
Wärst mit deinem Netze nicht
Du der größre Bösewicht,
Könnt' ich nicht der kleinre sein.

Ebenso ist gut „Schmetterling und Raupe": eine höhere Potenz, die sich gegen die niedere erklärt, obwol sie aus dieser ihren Ursprung erhalten. Ersterer nennt die letztere ein häßliches Thier, worauf die Raupe versetzt:

O es ist wahrhaft beglückend,
Einen Sohn von seinem Stamme,
Nur von niedrer dürft'ger Amme,
Auf des Lebens Sonnenhöhn
So in Rang und Glanz zu sehn!

Der Schmetterling dagegen:

„Unverschämte, dir verwandt?!"
Rief der Falter zornentbrannt,
„Deiner lächerlichen Lüge
Geb' ich Antwort, sieh, — ich fliege."

Besser, wenn interpungirt wäre: sieh, ich — fliege! Denn auf dem Schlußwort ruht das ganze Gewicht. Besser auch, wenn die Nutzanwendung weggeblieben wäre, da das anscheinend räthselhafte, aber den Leser unwiderstehlich zur Lösung auffordernde Wort durch die nachfolgende Reflexion der Nutzanwendung entkräftet und auf ein geringeres Maß zurückgeführt wird. Für uns ist der Sinn: der Wipfel ist nicht ohne die Wurzel, der Himmel nicht ohne die Erde, das Ideale nicht ohne das Reale, Gott nicht ohne seine Organe. Freilich würde ein solcher, auch in der Nutzanwendung des Verfassers angedeutete Organismus im Gegensatze zu seinen anderweitigen Auseinanderhaltungen stehen. An diese Fabeln schließen sich andere gute an, z. B. „Eiche und Vergißmeinnicht", „Gans und Esel", „Fuchs, Schaf und Ziege", „Adler und Fisch", „Die vereinten Kräfte". Auch die Diction ist durchgängig zu loben. Wir können das aber aus Mangel an Raum nicht weiter exemplificiren. Großen Zeitungen, die jeden Tag erscheinen, wie „Kreuzzeitung", „Berliner Tageblatt" u. s. w., hatten eher Platz dafür; sie zogen es aber vor, den Verfasser mit allgemeinen nichtssagenden Lobhudeleien abzuspeisen.

2. Krach und Liebe. Aus dem Leben eines modernen Buddhisten. Humoreske in zwanzig Gesängen von Eduard Paulus. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1879. Gr. 16. 1 M.

Unter dem „modernen Buddhisten" ist ein junger gebildeter, aber armer Mann zu verstehen, der ein Mädchen liebt und Erwiderung fand, aber von dem Vater derselben, einem Bankier, schnöde abgewiesen wird, worauf er, blos von einem Hunde begleitet, sich in die Ferne begibt:

Lebt wohl, ihr Pietisten,
Lammesfromm und vor der Stirn ein Bret
Und ihr andern, die noch keine Christen
Und noch Feinde sind vom Schweinefett.

Unterwegs wird er von einem Schutzmann im grünen Hut angeredet:

„Dieser Hund hat keine Marke,
Und Er selbst nur Handgepäck!"
Fest am Arme führt der Starke
Ihn zum nächsten Dorfe weg.

Nun examinirt ihn der Schultheiß:

„Welch Gewerbe?" — „Lyrikaster." —
„Was ist das?" — „Ein saures Brot!" —
„Also Bäcker?" — „Nein, ein Laster,
Das mich treibt in frühen Tod."

Elsbeth (so heißt die Tochter des Bankier Horn) theilt einer Freundin im Vertrauen mit, daß sie den jungen Mann nach wie vor liebe. Er hatte an sie geschrieben:

Gleich wie Gold bewahre meine Lieder,
Will es Gott, kehr' ich lebendig wieder,
Wenn im Herbste ziehn die Nachtigallen
Und um hundert die Papiere fallen.

Auf seiner Wanderung geräth er in eine Versammlung zur Reichstagswahl, wo unter andern ein Demokrat mit rother Flagge zu den Bauern, mit Lederhosen und mit Dreispitzen im Genick, spricht:

Sagt, wo sind die Milliarden?
Schaurig gähnt das Deficit,
In des Volkes letzte Schwarten
Machen sie den letzten Schnitt.

Daß man neu im Golde schwimme,
Nimmt man euch den Taback auch —
Bismarck ruft's mit Donnerstimme:
„Nußlaub auch gibt guten Rauch!"

Der Buddhist kann es nicht unterlassen, selbst das Wort zu ergreifen:

Kaum die Todten sind begraben
Und das Reich ist ausgegründet,
Wird geschachert und geschaben
Und gewuchert und gegründet,
Als ob diese großen Zeiten
Nur das Jopperthum befreiten.

Und Ihr seht im eignen Lager
Nicht die finstern Schatten schleichen,
Ausgeklüftet, glatt und hager,
Hergesandt aus welschen Reichen,
Um mit ihren Kuttenstricken
Licht und Leben zu ersticken.

Und Ihr sehet nicht den Drachen,
Der mit ihnen eng im Bunde;
Mit dem Erdölflammenrachen
Lauert er im Hintergrunde;
Wehe, wenn das Ungeheuer
Uns entreißt des Staates Steuer!

Aber nun brüllt alles auf ihn ein. Mit seinem Hunde rettet er sich in einen Wald, wo er drei Pfarrer trifft mit drei vollen Flaschen auf dem Tische und sieben bereits geleerten unter demselben. Der eine vertheidigt Schopenhauer, der zweite Strauß, der dritte den alten Christengott, worauf der Buddhist schließlich versetzt:

Wer wird bei einem solchen Wein
Und solcher Sternenkühle
Nicht unaussprechlich einig sein
Im innersten Gefühle?

Am Herzen einen Strauß von ihr
Und scharf im Schoppenhauen,
So, lieben Freunde, wollen wir
Hell in die Zukunft schauen.

Der Gott, der einstens werden ließ
Das süße Blut der Reben,
Wird endlich auch ins Paradies
Uns Einlaßkarten geben.

Inzwischen hat der Bankier Horn gute Geschäfte gemacht. „Fünfundsechzig über pari!" ruft er, und zu Elsbeth, die am Klavier „Ich grübe gern in jeden Kieselstein" spielt, sagt er:

Laß die Schnurren und Gedichte,
Lieder sind ein leerer Schall;
Geld macht jetzt die Weltgeschichte,
Nächstens ist ein Zauberball.

Aus der Thür mit runden Formen
Tritt die Mutter athemlos —
„Heute wieder ganz enormen
Gegenzug gethan, famos!

„Fünfundsechzig über pari,
Diesen Abend stieg's um zehn,
Und sie wollte, Gott bewahr' sie,
Unter die Zigeuner gehn!"

Um diese fünfundsechzig über pari und daneben der Mutter Geburtstag zu feiern, ist Gesellschaft bei Horn.

Neben ihr (Elsbeth), gebrannten Haares,
Und im Hintergrund viel Baares,
Sitzt ein junger Mann voll Leben —
Wird uns einen Eidam geben!

Denkt die Mutter, die inmitten
Sitzt mit bürgerlichen Sitten,
Und der Vater, lustzerflossen,
Der schon viel des Weins genossen.

Eingeladne Virtuosen,
Die ums Warme grandiosen
Misbrauch treiben mit Gefühlen,
Rasend in den Tasten wühlen.

„Else, laß die Noten bringen,
Eine Arie zu singen!"

Eben will sie sich erheben, als man Horn ein Kistchen überreicht. „Ah, die Rheinweinflaschen!" ruft er, „feinster Rauenthaler, jede Flasche 21 Mark!" Er öffnet — ein Schädel stiert ihn an; inwendig in die Schale sind die Worte eingekritzt:

Mit einem male
Trink' dich satt aus dieser Schale,
Denke, diese Arzenei
Macht auf immer schwindelfrei.

Der Buddhist hatte ihm den Schädel gesandt.

Auf einem Hühnengrabe erscheint ihm Elsbeth hoffnungverheißend im Traum. Was soll ich thun? denkt er:

Gib Acht, es wird noch alles gut,
Du mußt empor dich raffen,
Dir kaufen einen andern Hut,
Und wie die andern schaffen.

Du schriebst ja schon so manches Buch,
Das niemand noch gelesen,
Weil's Poesie — das ist dein Fluch
Von Jugend auf gewesen.

Schreib' übers Kunstgewerbe doch,
Das thust du nicht verstehen,
Beginne diesen Abend noch,
Es wird vortrefflich gehen.

Inzwischen erhält er einen Brief, der ihn zum Universitätslehrer berief. Zurück nun will er wieder in seine Heimat. Unterwegs betritt er die Stadt, wo Horn wohnt. Aber den Palast desselben sieht er verödet, vor Elsbeth's Fenster keine Blumen und nicht das Bauer mit dem Distelfink, im Erdgeschoß dagegen ein wüstes Treiben:

„Sagt, was wird denn da gemacht?" —
„Robert Horn ist auch verkracht,
Heut' ist seine Auction,
Währt die halbe Woche schon.

„Hollah! eine Couponsscher'!
O die läuft schon lange leer —
Laßt sie ihm, er braucht sie jetzt,
Weil er sich als Schneider setzt.

„Hier ein Fink im Käfig noch,
Der pfeift auf dem letzten Loch!"

Eine Frau, bedenklich stark,
Ruft, „ich gebe eine Mark",
Daß es ihm das Herz zerreißt.
„Zwanzig Mark", und klirrend schmeißt

Er das Goldstück auf den Tisch,
Nimmt den Vogelkäfig frisch,
Und verschwindet aus dem Thor —
Das kommt ihnen närrisch vor.

Elsbeth aber denkt in einem andern Hause hinter niederm Fenster an den Geliebten. Plötzlich hört sie dicht darunter ein Singen — der Distelfink ist es! Um das Hälschen trägt er eine Schlinge mit einem schmalen Ringlein von Papier:

Auf dem Ringlein steht umher geschrieben:
Elsabeth, wir sind unsaglich reich;
Nicht umsonst war unser treues Lieben,
Diesem Vogel folgt ein andrer gleich.

Dieser andere Vogel ist der Buddhist. Da sitzen denn beide Hand in Hand.

Weich über ihrem Haupte schlingt
Sich eine Rebenlaube,
Der treue Fink im Käfig singt,
Und über ihre Seelen dringt
Ein lichter Gottesglaube.

Da brummt der alte Rattelhund,
Und siehe, vor der Thüre stund
Der Vater (Horn), freundlich grüßend.
Er ist in seinem besten Wix,
Und wie ein Taschenmesser
Macht er den allerschönsten Knix
Vor ihnen, und verklärten Blicks
Umarmt er den „Professor".

Dies der Schluß der kleinen Geschichte auf 80 Seiten. Die in unser Referat eingeflochtenen Proben zeugen, wie wir meinen, von des Verfassers tüchtigem Humor, der, obwol er gedankenscharf die Schäden der Zeit berührt, niemals in ein grämliches, verbissenes Wesen ausartet, sondern lächelnd und seines Sieges gewiß mit poetischem Flügel sich über den Palästen der Gründer und Minirer behauptet! Möge den Leser erfreuen, was uns erfreute!

Rudolf Kulemann.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Ein „Almanach vom Oberrhein, Heimgarten deutscher Dichtung" herausgegeben von Friedrich Geßler und Ludwig Auerbach (Lahr, Schömperlen) liegt vor uns mit Beiträgen verschiedener Dichter, von denen eine große Zahl nicht gerade zu den Poeten gehört, die häufig in Albums und Almanachen erscheinen. Es kann das nur willkommen geheißen werden. Denn man macht so die Bekanntschaft manches hübschen Talents, dem vielleicht ohne derartige Almanache der Weg in die Literatur wesentlich erschwert worden wäre. So haben wir mit Vergnügen die sinnreichen Gedichte gelesen, welche einer der Herausgeber, Ludwig Auerbach, beigesteuert hat: inniges Naturgefühl läuft hier meistens in Pointen aus, die irgendeine Bedeutung für das Menschenleben haben. Auch die Gedichte von Hans Grasberger sind stimmungsvoll, schwunghaft diejenigen von Ernst Ziel und einer bisher unbekannten Dichterin, Alberta von Puttkammer. Der „Almanach" enthält außerdem zwei Dramolets, eins von Wilhelm Jensen, eins von Ernst von Wildenbruch, sowie einen Monolog von Karl Schultes. Diese Blätter werden auf den „Almanach" noch näher zurückkommen, empfehlen denselben zunächst zum bevorstehenden Christfest.

Ein anderes Dichterbuch: „Für den Spessart", herausgegeben von Wilhelm Müller und Max Beilhack (Aschaffenburg, A. Wailandt) versammelt ebenfalls eine große Gemeinde von Dichtern, die ihre Muse dem Besten der armen Spessarter weihen; wir erwähnen von diesen Poeten: Ludwig Auerbach, G. Emil Barthel, Victor Blüthgen, Friedrich Bodenstedt, Felix Dahn, J. G. Fischer, Ludwig August Frankl, Martin Greif, Wilhelm Hertz, Otto Roquette, Albert Traeger, Karl Zettel, und bemerken noch, daß die süddeutschen und österreichischen Dichter in der Sammlung vorwiegen. Auch diesem „Dichterbuch" soll noch eine eingehendere Besprechung zutheil werden.

Ausländische Literatur.

Das erste Novemberheft der „Revue des deux mondes" bringt mehrere Artikel, welche für das deutsche Publikum von Interesse sind. Zunächst einen literarhistorischen: „La genèse d'un chef-d'œuvre, Goethe et Faust" von Henri Blaze de Bury. Wir Deutsche werden zwar nichts Neues aus dem Artikel lernen: immerhin ist es eine pietätvolle Studie, und der Eifer, mit dem der Autor den Franzosen die Genesis des „Faust" auseinandersetzt, muß uns erfreuen. Blaze de Bury kennt einen großen Theil der wichtigsten Faust-Commentare; er nennt die neue G. von Löper'sche Ausgabe die vollständigste, die bisher von der Goethe'schen Dichtung existirt: die verdienstvolle Ausgabe von Moriz Carriere scheint ihm nicht zu Gesicht gekommen zu sein. Er nennt den „Faust" wie die „Divina comedia" im Mittelalter eine Art von allgemeinem Bienenstock, „die Bienen haben sich hier festgesetzt, ohne wieder fortzuschwärmen. In Deutschland inaugurirt durch die Schubert, die Gretschel, die Daub, die Hinrichs, in Frankreich durch Frau von Staël, in England durch Carlyle, konnte die Periode der Studien und Commentare von Tag zu Tag nur wachsen. Sechzig Jahre sind verflossen und das Publikum ruft noch immer nicht: Claudite jam rivos. Die Wiesen sind noch nicht genug bewässert, und gewisse Werke sind von einer kaleidoskopischen Fähigkeit, nach den verschiedensten Seiten hin jede Generation zu interessiren. Wer könnte sich je rühmen, über die «Iliade», die «Divina comedia», über «Hamlet» das letzte Wort gesprochen zu haben? Es ist das Faß der Danaiden: keiner füllt es aus, man weiß es: um so häufiger kehrt man zu ihm zurück. Die neuen Schriften von Kuno Fischer und Friedrich Vischer, von Julian Schmidt, die Vorlesungen von Hermann Grimm, diese Ausgabe von Herrn von Loeper: welche neue Fundgrube für die Discussion, besonders wenn man die zahllosen Uebersetzungen ins Portugiesische, ins Vlamländische, ins Hebräische (von Dr. Letteris 1864) hinzunimmt, die von Noten und Erläuterungen begleiteten neuen Ausgaben, die Reproductionen auf der Bühne, die Untersuchungen, die Nachdichtungen in Prosa und Versen: alles das eine Literatur für sich!" Der zweite Artikel ist politischer Art, von G. Valbert verfaßt, und hat die Ueberschrift: „Un nouveau complot contre l'empire germanique". Die letzte Tendenz ist wol, die Vermuthung hinzustellen, daß der deutsch-österreichische Vertrag, die ganze Beunruhigung der Gemüther durch allerlei Kriegsgerüchte, künstlich erzeugt sind, um die nöthige Stimmung für das neue Armeeseptennat im Volk und im Reichstag hervorzubringen. Der Artikel ist mit gewandter Sophistik abgefaßt; doch die Franzosen in ihrer Mehrzahl verstehen sich besser auf die politische Weltlage als G. Valbert.

Theater und Musik.

Am leipziger Stadttheater kam mit günstigem Erfolg ein neues Drama des Herausgebers d. Bl.: „Auf rother Erde", zur Aufführung. Es behandelt den Conflict zwischen Vaterland und Freiheit oder vielmehr Napoleonischer Gleichheit in der Brust eines westfälischen Bauernsohnes, der als französischer Oberst in die Heimat zurückkehrt, wo er einst ein Opfer der feudalen Zustände gewesen war. Seine Liebe zur Grafentochter, die auch der für Deutschland begeisterte Bruder liebt, die Conflicte der Brüder selbst, die Lösung derselben durch eine Wandlung des Helden bilden die Haupthandlung, in welche Johannes von Müller und Oberst Dörnberg episodisch verflochten sind.

Bibliographie.

Bernstein, A., Natur und Kultur. Betrachtungen. Leipzig, Albrecht. 1880. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Feseler, S., Mar Samuel, der bedeutendste Amora. Beitrag zur Kunde des Talmud. Breslau, Schletter. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Floerke, G., Die Insel der Sirenen. Capresische Dorfgeschichten. Mit 25 Zeichnungen von F. Arndt und C. Krohn. München, Bassermann. 8. 4 M. 50 Pf.

François, Louise, v., Der Katzenjunker. Berlin, Paetel. 8. 4 M.

Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Herausgegeben von W. Oncken. 10te Abth.: Das Zeitalter Ludwig des Vierzehnten. Von M. Philippson. Berlin, Grote. Gr. 8. 3 M.

Hase, C. A., Herzog Albrecht von Preussen und sein Hofprediger. Eine Königsberger Tragödie aus dem Zeitalter der Reformatiou. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 8 M.

Jung, A., Moderne Zustände. Rostock, Werther. 1880. Gr. 8. 7 M.

Kaulich, W., Coutra Glaubensbekenntniss eines moderneu Naturforschers. Prag, A. Lehmann. 1880. Gr. 8. 1 M.

Langer, E., Die Injurienklage (Mohhorn). Komische dörfliche Scene. (In schlesischem Dialekt.) Wüstegiersdorf, Jacob. 8. 30 Pf.

Unsere Mutter. Ein Lebensbild von M. K. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1880. 8. 3 M.

Ney, J., Geschichte des Reichstages zu Speier im Jahre 1529. Mit einem Anhang ungedruckter Akten uud Briefe. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1880. Gr. 8. 6 M.

Raabe, W., Deutscher Adel. Eine Erzählung. Brannschweig, Westermann. 1880. 8. 3 M. 60 Pf.

— — Alte Nester. Zwei Bücher Lebensgeschichten. Braunschweig, Westermann. 1880. 8. 6 M.

Rath, G. vom, Naturwissenschaftliche Studien, Eriunerungen an die Pariser Weltausstellung 1878. Bonn, Coheu u. Sohn. 8. 5 M.

Rethwisch, E., Ostseenovellen. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1880. 12. 2 M.

— — Schauspiele. Bremen, Kühtmann u. Comp. 12. 3 M.

Ritters, C., Briefwechsel mit Johann Friedrich Ludwig Hausmann. Zur Säcularfeier von C. Ritter's Geburtstag herausgegeben von J. E. Wappäus. Leipzig, Hinrich's Verlag. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Saint-Privée, E. de, Die Glockenliese oder der letzte Lubomirsky. Drama. Neurode, Klambt. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Schöll, A., Gedichte aus den Jahren 1823—1839. Leipzig, Hirzel. 8. 2 M. 80 Pf.

Kulturhistorische Stammbücher. 3ter bis 5ter Bd. Stuttgart, Spemann. 8. à 4 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 51. — 18. December 1879.

Zur Literatur des Darwinismus.

1. Ziele und Wege der Entwickelungsgeschichte. Von Ernst Haeckel. Jena, Dufft. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Diese Abhandlung, welche der berühmte Verfasser dem „allverehrten Altmeister der Entwickelungsgeschichte", Karl Ernst Baer, gewidmet, demselben Forscher, welcher am Ende seiner Laufbahn die Selbstgewißheit einzelner Darwinistischer Amendements zur modernen Entwickelungslehre und die weitgehenden Consequenzen einzelner Hyper-Darwinianer bekämpft hat, ist in erster Linie als Streitschrift aufzufassen, zu deren Veröffentlichung der Autor durch die von allen Seiten ausgehenden heftigen Angriffe, die großentheils in zelotischer, wo nicht geradezu in persönlicher Weise die ganze Lebensleistung Haeckel's herabsetzten, provocirt wurde. Den Kern der Schrift bildet die Polemik gegen die beiden „Ontogenisten" W. His und A. Gortte, welche in ihren gründlichen Specialuntersuchungen über die Keimesgeschichte des Hühnchens einer- und der Unke andererseits eine ebenso erbitterte und einschneidende als an Beweisgründen und festen methodologischen Gesichtspunkten arme Polemik gegen Haeckel's entwickelungstheoretische Principien und in letzter Instanz gegen dessen „biogenetisches Grundgesetz" eingeflochten haben. Nächst diesen rechnet der Autor mit Agassiz ab, dessen Weltschöpfungsgedanken er lächerlich macht, dem er die Ausnutzung seiner Schüler als stiller Mitarbeiter, ja ein „wohldurchdachtes und mit dem größten Erfolge durchgeführtes Raubsystem" vorwirft, auf Grund dessen er ihn den „genialsten und thätigsten Industrieritter auf dem Gesammtgebiete der Naturwissenschaft" nennt. Nur mit kurzen abfertigenden Bemerkungen oder mit dem Nachweise einzelner (in den gegen seine Lehren gerichteten Streitschriften enthaltenen) Absurditäten und mystischen Phrasen, fertigt er die Angriffe der Theologen und theologischen Philosophen, allen voran die von Michelis, in sarkastischer Weise ab.

Nicht ohne jede Berechtigung durfte sich der Autor das Eingehen auf die letztern Angriffe ersparen, wenn er auch, wie es scheint, dieselben entweder im einzelnen nicht näher kennt oder ihre Bedeutung nicht richtig schätzt, da er sonst Johannes Huber ernster genommen hätte. Auch die „Haeckelogonie" von Michelis verursacht ihm keinen Zeitverlust. Mit Selbstüberwindung verweist er auf die satirische Kritik anderer Schriftsteller, ohne sich in einen längern Wettkampf mit Michelis einzulassen. Um so schärfer geht er den Ontogenisten His und Gortte, sowie Agassiz und Bastian zu Leibe. Den letztern fertigt er hauptsächlich in den attisch gesalzenen Anmerkungen ab, welche die Würze und den historischen Index dieser geharnischten Schrift bilden. Mit aller Kraft seines Witzes hat Haeckel in derselben die theils trivialen, theils absurden Aeußerungen, die eine schiefe Auffassung oder absichtliche Verdrehung seiner Lehrmeinungen bekunden, wie insbesondere die zum Theil mystischen Orakelsprüche, welche die eigene selbständige Meinung seiner Gegner zum Ausdruck bringen sollen, kritisirt. Mit der ganzen Rücksichtslosigkeit des aufs Aeußerste gereizten, in seinem wissenschaftlichen Ehrgefühl angegriffenen, seines Anspruchs auf Wahrhaftigkeit verlustig erklärten und im besten Theile seines Strebens verunglimpften Gegners, kritisirt er die gegen ihn erhobenen Anklagen wie die eigenen theoretischen Versuche der Gegner. Er stellt ihre Widersprüche und dunkeln Wahrsprüche oft ohne Commentar einander gegenüber und thut sein Bestes, um dieselben dem Fluche der Lächerlichkeit preiszugeben. Ueber den ethischen Werth einer solchen Polemik mag gestritten werden: es ist eben in der Mehrzahl der Fälle mit Rücksicht auf die Befriedigung des eigenen Erkenntnißtriebes das Recht der Vergeltung geübt worden.

Die Stärke dieser Abhandlung liegt weit mehr in dem polemischen als in dem positiven Theile derselben, welcher nicht viel mehr entwickelt als die complementäre Bedeutung von Beobachtung und Reflexion (C. E. Baer) und den Erkenntnißwerth des biogenetischen Grundgesetzes für die Entwickelungsgeschichte. Den eigentlichen Kern der Polemik

wie der historischen und methodologischen Ausführungen des Autors bildet die in geistreicher Weise ausgeführte Archologie des biogenetischen Grundgesetzes. Eine tiefere erkenntnißtheoretische Begründung seiner Fundamentalsätze ist nicht geboten worden.

Gleichwol ließ schon der Titel der Abhandlung eben die letztere Leistung erwarten. In diesem Punkte hält dieselbe nicht, was der Name verspricht, wenn man nicht die allgemeinen Ausführungen, welche dem Kenner der Systematik Haeckel's längst bekannt sind, für jene Leistung gelten lassen will. In allzu leichter Weise springt auch hier (wie bei andern Gelegenheiten) der philosophische Naturforscher über einzelne erkenntnißtheoretische Grundprobleme hinweg, die zwar nicht von dem Specialforscher als solchem gelöst werden müssen, da sie nicht Sache der exacten Forschung sind, die aber ebenso wenig auf Grund der herkömmlichen Terminologie verurtheilt werden dürfen, wenn überhaupt ein Urtheil gewagt wird. Dies gilt z. B. in Sachen der Teleologie, derjenigen Kategorie, welcher Haeckel (im Verein mit andern Forschern und mit den materialistischen Schriftstellern, die aus den Brosamen von seinem Tische Kuchen für die Menge backen) Erbfeindschaft geschworen hat und welche — allerdings nicht in einer specifisch dualistischen oder speculativ-theologischen Fassung — gerade im Lehrgebäude der Darwinistischen Entwickelungslehre eine hervorragende Stelle einnimmt.

Als ein Act der wissenschaftlichen Nothwehr gegen vielseitige Angriffe muß diese Schrift auch in ihren Einzelheiten gewürdigt werden, sofern auch von einem über den Parteien befindlichen Standpunkt manche Repressalien nicht gebilligt werden sollten. Auch sie besitzt jene Lebendigkeit und jenen überzeugungsvollen, siegesgewissen Eifer, welche die Darstellungsweise und die Persönlichkeit dieses trefflichen Schriftstellers in so hohem Grade auszeichnen.

2. Kant und Darwin. Ein Beitrag zur Geschichte der Entwickelungslehre von Fritz Schultze. Jena, Dufft. Gr. 8. 4 M.

Diese Publication setzt die Kenntniß der Kant'schen Philosophie und der Werke Darwin's voraus; sie enthält der Hauptsache nach Collectaneen aus Kant's Werken, welche theilweise durch kurze Commentare des Herausgebers verbunden erscheinen, welche mittels instructiver Bemerkungen die schon durch die bloße Zusammenstellung der einschlägigen Stellen der Kant'schen Werke (ganz besonders in der „Anthropologie" und der „Kritik der Urtheilskraft") begründete Ueberzeugung von der nahen Verwandtschaft der Kant'schen Ansichten über organische Entwickelung mit den Lehren Darwin's befestigen. Durch den Nachweis dieser nahen Verwandtschaft und theilweisen Identität hat sich F. Schultze ein unleugbares Verdienst nicht nur um die Geschichte der Entwickelungstheorie und des Darwinismus, sondern auch um die richtige Würdigung der Naturerkenntniß Kant's erworben, welch durch seine unsers Erachtens unzulängliche Beurtheilung der einschlägigen Leistungen Herder's und seine übereilte Entscheidung der teleologischen Frage (im negativen Sinne) nicht beeinträchtigt wird.

3. Philosophische Consequenzen der Lamarck-Darwin'schen Entwickelungstheorie. Ein Versuch von Georg von Gizycki. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 2 M.

Der Begriff der Philosophie, von dem der Verfasser dieser Abhandlung in Uebereinstimmung mit Eduard Zeller, zu dessen begabtesten und vielseitigsten Schülern er zählt, ausgeht, ist der einer umfassenden wissenschaftlichen Welt- und Lebensanschauung. Nicht die „Summe der einzelnen Wissenschaften", nicht „Encyklopädie", sondern eine „Local-Wissenschaft" sei die Philosophie. Ihre Verwandlung in Encyklopädie wäre ihre Vernichtung. In diesem Sinne bekämpft der Autor den Utilitarianismus, welcher den „praktischen Nutzen" auch in der Wissenschaft zum maßgebenden Princip macht.

Von diesem Gesichtspunkte einer idealen Auffassung der Aufgaben der Wissenschaft prüft der Verfasser die Bedeutung der Lamarck-Darwin'schen Entwickelungstheorie für die allgemein-wissenschaftliche Weltanschauung, welche in der Philosophie ihren reinsten Ausdruck findet. Er untersucht insbesondere die Bedeutung der modernen Entwickelungstheorie für die Moral und unternimmt die Beseitigung der landläufigen Bedenken gegen die neue Lehre. Mit voller Berechtigung tritt er dem logisch keineswegs begründeten Vorurtheile entgegen, welches Materialismus und Atheismus als Consequenzen der neuen Lehre verkündigt. Er protestirt gegen „diesen Misbrauch unserer großen Theorie in majorem materialismi et atheismi gloriam" und gibt den Beweis seiner tiefern Einsicht in die erkenntnißtheoretischen Voraussetzungen und in die ethischen Consequenzen der Lamarck-Darwin'schen Entwickelungstheorie, indem er nachweist, daß die Fundamentalsätze derselben in ihrer ursprünglichen Gestalt — sofern dieselben nicht bereits mit den dogmatischen Zuthaten materialistischer Metaphysiker verquickt erscheinen — weder die Psychologie noch die Erkenntnißtheorie auf materialistische Grundlagen stellen, weder die Moral noch die Religion aufheben, sondern nur auf die Form derselben und ihr Verhältniß zur wissenschaftlichen Erkenntniß einen umgestaltenden Einfluß ausüben.

Mit gutem Rechte tritt der in der Geschichte der Philosophie erfahrene Autor für die dem unbefangenen wissenschaftlichen Denken längst klar gewordene Einsicht ein, daß die richtig erfaßten Grundgedanken Darwin's weder eine ideale Weltansicht noch die ethische Auffassung der meisten Lebenszwecke und der Entwickelung der Menschheit beeinträchtigen, sondern dieselben nur mit den wichtigsten Thatsachen der Erscheinungswelt in Einklang zu setzen geeignet sind. Die vorliegende Abhandlung vermag zwar schon in Rücksicht auf ihre kurze Zusammenfassung der hauptsächlichen Gesichtspunkte ihre Aufgabe nicht erschöpfend auszuführen; sie räumt aber in verdienstlicher Weise manches Bedenken aus dem Wege und stellt mit richtiger Einsicht die Wegzeichen für eine tiefere Lösung der auf dem Boden der Entwickelungslehre erstehenden psychologischen und ethischen Probleme auf.

4. Der Haeckelismus in der Zoologie. Von Karl Semper. Ein Vortrag gehalten am 28. October 1875 im Verein für Kunst und Wissenschaft zu Hamburg, unter dem Titel „Der neue Glaube und die moderne Zoologie". Hamburg, Mauke Söhne. Gr. 8. 80 Pf.

Der Text dieser in erster Linie gegen Ernst Haeckel gerichteten Predigt des bekannten Zoologen ist ein beherzigenswerthes Mahnwort an alle Naturforscher, welche sich der süßen freundlichen Gewohnheit der naturphilo-

ophischen Ueberspeculation hingegeben und in ihrer Freude an speculativen Entdeckungen auf die kritische Untersuchung des Erkenntnißwerthes ihrer Principien und Ergebnisse offen oder stillschweigend verzichtet haben: „Es gibt für eine Wissenschaft keine größere Gefahr, als die in ihrer dogmatischen Glaubensseligkeit liegt.“

Der Verfasser würdigt in unbefangener Weise die reformatorische Bedeutung Darwin's für die Naturwissenschaften und den reformatorischen Einfluß des unverfälschten Darwinismus auf die meisten Gebiete menschlichen Wissens. Er lehnt die landläufigen Vorwürfe und Angriffe gegen die Lehren Darwin's ab und weist treffend manche Absurdität nach, welche die Consequenzmacherei ihrer Gegner sich zu Schulden kommen läßt. Ebenso energisch protestirt er aber gegen die Ueberspeculation, die sich innerhalb der Zoologie selbst entwickelt hat und als deren Typus ihm der „Haeckelismus“ erscheint. Nach der Ansicht des Autors zieht die Methode der Induction der wissenschaftlichen Zoologie ihre unüberschreitbaren Grenzen. Deshalb geiselt er auf das rücksichtsloseste die Ausflüge, welche „allen voran“ Haeckel über dieselbe hinaus in das Land jenseit der Grenze unternommen und durch welche er die unbesonnensten speculativen Uebergriffe und die kritiklos, aber mit dem Anspruche auf absolute Wahrheit auftretenden Dogmen unlogischer materialistischer Köpfe theilweise sancionirt und den Erfolg derselben in manchen Kreisen gefördert hat. Es ist in der That dies ungeschriebene Bündniß die dunkelste Stelle in der theoretischen Entwickelung Haeckel's und nicht ohne bedenkliche Folgen für ihn geblieben. Es wird darum manche kritische Bemerkung Semper's auch von solchen adoptirt werden, welche im übrigen für den Geistesreichthum und die positive Forschung Haeckel's das unbefangenste Urtheil und die wärmste Sympathie bekunden. Es ist aber eine der einfachsten Forderungen der wissenschaftlichen Gerechtigkeit, in einem Urtheil über einen ausgezeichneten Schriftsteller, der zugleich der Vertreter einer in vieler Hinsicht verdienstlichen Schule ist, auch dasjenige würdigend hervorzuheben, was der wissenschaftlichen Entwickelung durch sein Verdienst zugute kam und das immerhin noch ganz bedeutsame Facit seines wissenschaftlichen Strebens bildet. Mit dieser ethischen Forderung haben es wenige so leicht genommen als die zelotischen Jünger und die fanatischen Gegner Haeckel's, indem jene seine dogmatischen Postulate und theilweise übereilten Generalisationen nicht von den wissenschaftlich begründeten Theilen seiner Lehre trennen, diese aber auch seine besten Leistungen und unleugbaren Verdienste mit verstimmender Absichtlichkeit in den Schatten stellen, um die ganze Leistung seines Lebens in den Staub zu zerren. Dieser Forderung spricht auch die Schrift Semper's in bedenklicher Weise Hohn.

5. Teleologie und Darwinismus. Von S. Kalischer. Berlin, Hempel. 1878. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Der Verfasser bezeichnet es als ein hohes Verdienst der Lehre Darwin's, uns „ein wissenschaftliches Verständniß über den Grund des Zweckmäßigen in der Natur eröffnet zu haben“. Mit Recht bezeichnet er diese Frage als eine nicht nur naturwissenschaftliche, sondern „auch eine eminent philosophische“. Die zweite Hälfte der „Studien aus dem Gebiete der Naturwissenschaften“ von C. E. Baer bot ihm den erwünschten Anlaß zur Erörterung der teleologischen Frage. Der Verfasser kritisirt in verdienstlicher Weise die Angriffe Baer's gegen einzelne Positionen des Darwinismus und reducirte manche Urtheile desselben mit richtiger Einsicht auf ihren wahrheitsgemäßen Werth. Auch seine Kritik der Baer'schen „Zielstrebigkeit“ enthält manches treffende Aperçu. Der tiefere Zusammenhang des teleologischen Problems mit den Grundproblemen des eigentlichen Darwinismus (des originären Gedankengangs bei Darwin) scheint auch dem Verfasser noch nicht klar geworden zu sein, da er sonst nicht bei der äußerlichen Erklärungsweise hätte stehen bleiben können, mittels deren einige Naturforscher die zweckmäßigen Gebilde und Vorgänge „erklärt“ zu haben wähnen.

6. Die Philosophie und die Anthropogenie des Professors Dr. Ernst Haeckel. Von M. L. Stern. Berlin, Grieben. 1879. Gr. 8. 2 M.

Der Verfasser dieser Abhandlung sieht sich veranlaßt, von dem Standpunkte einer philosophischen Weltanschauung in dem bekannten Streite zwischen Haeckel und Virchow Stellung zu nehmen. Der letztere Forscher bleibt aber sogut wie völlig außerhalb der positiven und polemischen Erörterungen des Autors, wenn wir von einigen Bemerkungen im Vorworte absehen. Der Verfasser bekennt sich vielfach als begeisterten Anhänger Haeckel's und gibt seiner Bewunderung der Haeckel'schen Hypothesen enthusiastischen Ausdruck. Merkliche Anwandlungen des dogmatischen Materialismus lassen den Autor Sätze aufstellen, die alle materialistischen Hypostasirungen Haeckel's und anderer Naturforscher zu überbieten drohen. Auf der andern Seite versucht der Verfasser an den Fundamentalsätzen und der Beweismethode Darwin's und Haeckel's die Kraft seines zersetzenden Skepticismus, welcher zu jenen materialistischen Velleitäten einen merkwürdigen Contrast bildet. Trotz der negativen Ergebnisse seines skeptischen Raisonnnement negirt er in sehr positiver Weise die Teleologie in der Natur und postulirt die Naturnothwendigkeit zweckmäßiger Bildungen. Seine Ausführungen enthalten manches interessante Detail. Es scheint aber eben der leitende Faden einer „Weltauffassung“, die der Verfasser gegenüber der Naturauffassung begründen will, zu fehlen; deshalb wird es schwer, sich über Ziel und Beziehung seiner Gedankengänge Rechnung zu legen.

7. Der Darwinismus ein Zeichen der Zeit. Von Albert Wigand. (Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Dritter Band. Fünftes und sechstes Heft.) Heilbronn, Henninger. 1879. Gr. 8. Jedes Heft 1 M.

Der bekannte Botaniker, der unter den fanatischen Gegnern des Darwinismus als Schriftsteller und Specialforscher eine der ersten Stellen einnimmt, sucht den Darwinismus in der vorliegenden Schrift — wie schon in seinem größern Werke „Der Darwinismus und die Naturforschung Newton's und Cuvier's“, dessen Quintessenz die jüngste Abhandlung enthält — zum Gegenstand einer culturgeschichtlichen Darstellung zu machen, seine Wurzeln „in dem historischen Boden, welchem er seine Existenz und sein Wesen verdankt“, zu verfolgen. Das Verständniß des Charakters unserer Zeit ist abhängig von dem Verständniß des Darwinismus als zeitgeschichtlicher Thatsache.

Nach einer kurzen Betrachtung der Problemstellung geht der Verfasser zur Prüfung der Voraussetzungen, von denen der Darwinismus theils wirklich, theils nach der Ansicht Wigand's ausgehe, und der Leistungen der Theorie über, welche sich nach der allerdings nicht unanfechtbaren Kritik des Verfassers fast auf Null reduciren lassen. Es fällt zwar mitunter eine recht treffende Bemerkung, welche die negativen Instanzen zur Geltung bringt und manche Consequenzen und unterstützende Principien der Theorie einschränkt, wenn auch nicht aufhebt. Im ganzen aber werden die von vielen Seiten gemachten und oft wiederholten Einwürfe keineswegs für jeden einzelnen Fall bewiesen; die Axiome wie die Deductionen der Theorie werden nicht auf dem logischen Wege wissenschaftlicher Beweisführung widerlegt, sondern meistens nur mittels des contradictorischen Urtheils, das ohne Beweis einhergeht, aufgehoben. Wigand stellt die von Darwin oder einem seiner Mitarbeiter aufgestellten Naturgesetze rundweg in Abrede und geht consequenterweise auch weiter bis zur Leugnung der Erscheinungen, deren Wiederkehr und gleichbleibender Zusammenhang die inductive Basis jener Gesetze bildet. Der Verfasser zieht oft aus den richtigsten Prämissen die unrichtigsten Schlüsse. So ist es nicht zu verwundern, daß alle Principien des Darwinismus entweder unzulänglich oder ganz untauglich zu jeder Erklärung des Bestehenden befunden werden.

Es ist ein unleugbar verdienstliches Unternehmen, im Interesse der unbefangenen Wahrheitserkenntniß auch gegen die plausibelsten Theorien die negativen Instanzen geltend zu machen, welche das betreffende Forschungsgebiet begrenzen. In dieser Hinsicht hat Wigand das Verdienst, die umschränkende, eliminirende und logisch erhärtende Arbeit jener besonnenen Anhänger der Darwin'schen Lehren, welche die kritische Sichtung und die Feststellung ihres Erkenntnißwerthes im einzelnen unternehmen, zu ergänzen und nach verschiedenen Richtungen neuerdings anzuregen. Die Anerkennung dieses kritischen Verdienstes im einzelnen, gegenüber den von Darwinistischer Seite überschätzten oder unrichtig angewandten Momenten, verhindert aber keineswegs die Einsicht, daß Wigand es sich mit der Widerlegung der empirischen Fundamente des Darwinismus sehr leicht gemacht hat, indem er die Wirklichkeit derselben leugnet und sie mittels kategorischer Machtsprüche als speculative Hypothesen bezeichnet. Die methodologischen Ausführungen des Verfassers entbehren der von ihm geglaubten beweisenden Kraft. Sein methodologischer Gesichtskreis ist fast so enge wie sein Begriff der naturwissenschaftlichen Arbeit. Seine Einwendungen in Sachen der Teleologie sind zum Theil bemerkenswerth, sofern sie wenigstens die richtige Beziehung dieser erkenntnißtheoretischen Frage zur Darwin'schen Entwickelungstheorie nahe legen. Die zelotischen Ausführungen über die sittlichen und religiösen Consequenzen des Darwinismus lassen sich großentheils auf die materialistischen Ausläufer und auf die den Darwinismus zu ihrem Zwecke misbrauchenden Schriftsteller des Materialismus anwenden, wie überhaupt die Spitze der Polemik des Autors sich thatsächlich gegen diese Parasiten des Darwinismus richtet, wenn auch seiner Intention nach der ganze Darwinismus und eben die eigene Lehre Darwin's zum Opfer ausersehen scheint. Zum Glück für diese hat es mit der Widerlegung der von Wigand bestrittenen Erscheinungscomplexe noch seine guten Wege. Am allerwenigsten aber wird eben der philosophische, gemeiniglich als „speculativ" verurtheilte Grundgedanke der Entwickelungstheorie und ihr auxiliares Princip durch geringschätzige und höhnische Bezeichnungen oder durch die Denunciation ihres vorgeblichen, von materialistischen Heißspornen propagirten, sittenverderbenden Atheismus widerlegt werden. Letzterer bedient sich auch Wigand mit Vorliebe.

8. Die Darwin'sche Theorie. Eine kritische Darstellung der organischen Entwickelungstheorie in kurzer Uebersicht und für das Verständniß weiterer Kreise von Friedrich von Goeler-Ravensburg. Berlin, Denicke. Gr. 8. 1 M.

Der Verfasser stellt in übersichtlicher Weise die ursprünglichen Elemente der Darwin'schen Theorie, die Beweisführungen und nachträglichen inductiven Bestätigungen für dieselbe, sowie die hauptsächlichsten Einwendungen gegen dieselbe zusammen und sucht den Erkenntnißwerth derselben von dem erhöhten Standpunkte der philosophischen Kritik festzustellen. Seine Schrift enthält manche instructive Bemerkung.

9. Zur Entwickelungstheorie. Von Otto Zacharias. Jena, Costenoble. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Der Verfasser, einer der bekanntesten und darstellungskundigsten Populärschriftsteller auf den Gebieten der modernen Biologie und insbesondere des Darwinismus, hat eine Anzahl seiner Essays und Kritiken, welche vorher in verschiedenen Zeitschriften erschienen sind, zu einer lesenswerthen Sammlung zusammengestellt, welche für das Studium der apologetischen Literatur des Darwinismus von zeitgeschichtlichem Interesse ist. Die Polemik gegen die Anti-Darwinianer Wigand und Michelis, seine Kritik der versuchten Nutzanwendungen der Darwin'schen Principien auf andern Gebieten der wissenschaftlichen Thätigkeit verdienen besondere Beachtung. Mit ausdauerndem Fleiße und ernster Aufmerksamkeit verfolgt der Verfasser die Literatur und mithin alle Strömungen und Gegenströmungen in der Entwickelung des Darwinismus und leistet durch die Fixirung ihrer Hauptmomente auch weitern gebildeten Kreisen manchen Dienst. Bei der Beurtheilung von Hypothesen und weitgehenden Consequenzen, welcher sich auch Haeckel nur zu wenig enthielt, wo er seinen den Kreis der systematischen Arbeit abschließenden Hypothesen wissenschaftliche Evidenz zusprach, scheint uns der Verfasser nicht unbefangen genug vorzugehen und in begreiflicher Begeisterung für das theoretische Ideal des Strebens nach abschließender mechanischer Naturerklärung zu unvorsichtigen Concessionen geneigt zu sein. Gleichwol steht er im ganzen in einem nicht unvortheilhaften Gegensatz zu andern Populärschriftstellern des Darwinismus, zumal denjenigen, welche den letztern zu materialistischer Propaganda misbrauchen. Seine Kritik der Baer'schen Ansichten ist bisweilen von treffender Schärfe, und seine sporadischen Bemerkungen in Sachen der Teleologie bekunden ein Verständniß der teleologischen Frage, das der kritischen Lösung derselben nahe kommt.

Friedrich von Baerenbach.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Studien über religiöse Probleme.

1. Das Christusbild der Apostel und der nachapostolischen Zeit. Aus den Quellen dargestellt von Daniel Schenkel. Leipzig, Brockhaus. 1879. 8. 7 M. 50 Pf.
2. Die Persönlichkeit Jesu Christi mit besonderer Rücksicht auf die Mythologie und Mysterien der alten Völker. Von Emanuel Marius. Leipzig, Senf. 1879. Gr. 8. 6 M.
3. Aus dem Nachlasse Carl Reck's. Erster Band: Pragmatische Studien über Bibel und Christenthum. Berlin, Guttentag. 1878. Gr. 8. 6 M.
4. Das Problem des Bösen. Eine metaphysische Untersuchung von A. L. Kym. München, Th. Ackermann. 1878. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Als Daniel Schenkel vor funfzehn Jahren sein „Charakterbild Jesu" der Oeffentlichkeit übergab, hatte er aus dem Lager der kirchlich orthodoxen Partei die schwersten Anfeindungen zu erdulden. Diese Gegner, die damals ein verfrühtes Anathema über ihn ausriefen, werden jetzt in die üble Lage kommen, ihm heimlich Abbitte thun zu müssen; sie werden einsehen, daß er damals nur die Hälfte seiner Arbeit geliefert, und daß jetzt, wo auch die andere Hälfte vorliegt, jene frühere Arbeit in einem ganz andern Lichte erscheint. Schenkel hatte schon an dem Schluß jener Schrift, in der er der Natur der Sache nach nur das menschliche Charakterbild Jesu zeichnen wollte, ausdrücklich erklärt, daß die christliche Gemeinde gegenwärtig mehr als jemals einer noch höhern Betrachtung der Geschichte Jesu, daß sie der Erkenntniß eines in der Weltgeschichte und im Menschenleben lebendig fortwirkenden Christus bedürfe, und beim Niederschreiben dieser Worte hatte ihm bereits die Absicht vorgeschwebt, jener ersten Schrift thunlichst bald als nothwendige Ergänzung eine zweite folgen zu lassen, die es sich zur Aufgabe machte, auf dem Wege eines rein geschichtlichen Verfahrens zu untersuchen, welches Bild von der Person und dem Werke Jesu Christi den Aposteln und Apostelschülern vorschwebte, als sie ihre Sendschreiben und Lehrschriften verfaßten. Diese Schrift liegt jetzt in dem oben verzeichneten „Christusbild der Apostel und der nachapostolischen Zeit" (Nr. 1) vor. Theologische Blätter scheinen geneigt, dieses neueste Buch Schenkel's als eine Schwenkung nach rechts anzusehen; mit welchem Rechte, das werden die nachfolgenden Zeilen einigermaßen ermessen lassen.

In dem Buche Schenkel's handelt es sich eigentlich um das Problem der Entstehung der christlichen Kirche. Er spricht es sowol im Vorwort als an verschiedenen Stellen seines Buchs selber aus, daß von Jesus nach seiner nur menschlichen Erscheinung ein universeller Erfolg niemals hätte ausgehen können, daß namentlich nach seinem schmachvollen Tode am Kreuz seine Sache rettungslos verloren gewesen wäre; nicht der Jesus, dessen Charakterbild er vor funfzehn Jahren geliefert, hat die Welt erobert, sondern das Christusbild der Apostel und der nachapostolischen Zeit. Es fragt sich nun, wie in den Aposteln, die durch ihre Flucht bei seinem Tode seine Sache selber verloren gegeben hatten, dieser plötzliche Umschwung der Stimmung und der wunderbare Glaube seiner Auferstehung habe Raum gewinnen können. Schenkel glaubt, indem er sich gegen die Visionshypothese erklärt, die in letzter Zeit namentlich auch von Renan vertheidigt worden ist, den Grund dafür in wirklichen Christuserscheinungen zu finden, welche die Jünger gehabt. Wir wollen die betreffende Stelle selber hersetzen, sie ist für den Autor und sein Buch wichtig genug, denn der Historiker nimmt hier selbst Stellung zu der von ihm besprochenen Angelegenheit:

> Auf einem Standpunkte, der keine göttliche Vorsehung, keine übermaterielle Weltordnung, keine Möglichkeit eines Fortlebens der Seele nach dem Tode mehr kennt, muß freilich die Auferstehungsgeschichte als eine „Legende" und der Auferstehungsglaube als ein „welthistorischer Humbug" erscheinen. Aber auch die unbefangene Wissenschaft wird auf die Möglichkeit verzichten, die Christuserscheinungen der Apostel beschreiben und erklären zu können; sie wird einräumen, daß wir hier vor einem Mysterium stehen, und sich nicht für berechtigt halten, die Substanz des Vorganges, der mit unauslöschlichen Wirkungen in der Weltgeschichte fortarbeitet, in den Dunstkreis von krankhaften Hallucinationen und visionären Verzückungen aufzulösen. Die blos mechanische Weltbetrachtung, welcher die Zwecke fehlen, erblickt in jenen Erscheinungen ein bloßes Spiel des Zufalls; die sittliche Weltanschauung, welche für jede Wirkung auch eine entsprechende Ursache voraussetzt und insbesondere die Weltgeschichte unter den göttlichen Zweckbegriff stellt, kann unter allen Umständen den Auferstehungsglauben nicht aus dem Zufall entstehen lassen. Wir haben es hier mit Vorgängen zu thun, die in ihrem letzten Grunde auf die göttliche Vorsehung und Offenbarung zurückzuführen sind. Der Martertod Jesu am Kreuze konnte nicht das letzte Wort sein, welches die göttliche Weltregierung in der Geschichte Jesu sprach. Die Erscheinungen des Auferstandenen sind Offenbarungen des überirdischen geistigen Wesens Jesu u. s. w.

Das Christusbild, wie es sich in der urchristlichen Literatur der ersten anderthalb Jahrhunderte unserer Zeitrechnung spiegelt, wird nun in seiner Entwickelung und Fortbildung an der Hand einer geistvollen Exegese und unter Aufstellung neuer Gesichtspunkte der Betrachtung eingehend beleuchtet. Eine ausführlichere Erörterung der letztern würde uns zu tief in das Fachwissenschaftliche der Theologie hineinführen, als daß wir uns erlauben dürften, den Raum d. Bl. dafür in Anspruch zu nehmen. Nur auf einen Punkt möchten wir schließlich noch die Aufmerksamkeit richten, nämlich auf die Aussichten, die Schenkel für die Zukunft des Christenthums hat. Er ist von dem endlichen Siege desselben überzeugt:

> Die widerchristlichen Bestrebungen haben bei allem Lärm, den sie verursachen, keine Aussicht auf dauernden oder gar schließlichen Erfolg; es ist für die Christen im Grunde nichts zu fürchten, im Princip alles zu hoffen.

Hoffentlich wird ihm keine der vorhandenen theologischen Parteien, gleichviel welcher Richtung sie huldigen möge, die Anerkennung einer ebenso soliden als unbefangenen Forschung und eines aufrichtigen Wahrheitsstrebens versagen.

Als ein Problem behandelt auch Emanuel Marius das Christusbild in seinem Buche „Die Persönlichkeit Jesu Christi mit besonderer Rücksicht auf die Mythologien und Mysterien der alten Völker" (Nr. 2), nur daß er von andern Gesichtspunkten ausgeht und zu andern Resultaten gelangt als Schenkel. Der Verfasser klagt in dem Vorwort die Theologie an, daß sie, während alle Wissenschaften der Neuzeit mehr oder weniger Fortschritte gemacht hätten, allein eine tadelnswerthe Ausnahme hiervon mache;

eine Folge hiervon sei der stets wachsende religiöse Indifferentismus, den wir inmitten eines Zeitalters der Aufklärung bemerken können. Nebenbei, der Verfasser ist Deist und wendet sich ebenso wol gegen den Materialismus als den Atheismus. Die christlichen Theologen, so fährt er fort, lehren zwar, daß Jesus Christus als das geistige Licht der Menschheit bereits erschienen sei, während die Juden den verheißenen Messias erst erwarten. Bei dieser Verschiedenheit der Ansichten entstehe nun die ebenso wichtige als schwierige Frage: wer ist der erschienene Christus der Christen, und wer der noch zu erwartende Messias der Juden? Der Beantwortung dieser Frage ist das Buch gewidmet, und der Leser möge nach der Lektüre desselben entscheiden, ob die von dem Verfasser gegebene Antwort eine richtige sei. Wir wollen dieselbe gleich mittheilen. Nach der Auffassung des Verfassers ist der Christus der Christen eben dasselbe was der Messias der Juden, nämlich ein Ideal, nur mit dem Unterschiede, daß die Christen irrthümlich glauben, daß dasselbe vor zwei Jahrtausenden sich verwirklicht habe, während die Juden seine Verwirklichung erst noch hoffen. David Friedrich Strauß hatte den religiösen Mythus in die Christologie eingeführt, aber immer noch eine historische Substanz der Persönlichkeit Jesu anerkannt; Bruno Bauer war dann weiter gegangen und hatte gelehrt, der Christus der Christen sei weiter nichts als die Personification des Logos des Alexandriners Philo. In ähnlicher Weise sieht der Verfasser in dem Stifter der christlichen Religion einen vermenschlichten Begriff, dem so wenig eine historische Realität zu Grunde liege wie etwa den Göttern Griechenlands oder den Incarnationen der indischen Götter. Selbst Renan, der die historische Existenz Jesu erweisen wollte, erntet herbe Vorwürfe. Es wäre kaum nöthig gewesen, die gesammte Geschichte der Religion noch einmal vorzuführen, um zu diesem Resultat zu gelangen. Stellenweis macht es sich der Verfasser mit seiner Beweisführung ein wenig leicht. Ein englischer Offizier, welcher den Krieg in China mitmachte, hatte in einem chinesischen Tempel eine kolossale Göttin mit einem Kinde auf dem Arme gesehen, die er mit der Madonna di Sisto von Rafael vergleicht, freilich nicht in Hinsicht auf die Schönheit der Ausführung. Auch die Chinesen haben, wie die Christen, eine jungfräuliche Mutter Gottes. Nachdem der Verfasser seinen Lesern diesen Bericht einer Zeitung mitgetheilt, wendet er sich an sie mit der Frage, was man nun hierzu sage, ob man jetzt noch glaube, daß Maria mit dem Kinde etwas anderes sei als eine aus dem Orient gekommene Legende? Uns scheint das einfach eine übereilte Schlußfolge zu sein. Fragt man uns schließlich — und der Verfasser fordert das Urtheil des Lesers heraus — ob es ihm gelungen sei, überzeugend darzuthun, daß die Persönlichkeit Christi nichts weiter sei als ein personificirter Mythus: so gestehen wir, daß wir, bei aller Anerkennung der guten Seiten seines Buchs, wozu wir eine tüchtige Kenntniß der alten Mythologien und die geistige Verarbeitung derselben rechnen, fürchten, daß er seinen Zweck nicht erreicht hat.

Vielfache Berührungspunkte mit den beiden besprochenen Schriften bietet die unter Nr. 3 verzeichnete Schrift: „Aus dem Nachlasse Carl Reck's. Erster Band: Pragmatische Studien über Bibel und Christenthum". Der Verfasser ist im Jahre 1868 zu Göttingen gestorben, die Veröffentlichung seines handschriftlichen Nachlasses ist durch seinen Letzten Willen verfügt. Dem vorliegenden ersten Bande, dessen Inhalt in den Jahren 1854—56 entstanden ist, werden bei entsprechender Aufnahme weitere Veröffentlichungen folgen. Der Verfasser ist Jurist, dem es gegenüber den gesetzlich recipirten Confessionen Deutschlands auf eine gute Geschäftsführung ankommt und der vor allem den Landfrieden gewahrt und die Oberaufsicht und Controle des Staats respectirt wissen will:

> Ich bin Historiker, ich bin Kritiker, ich bin Psychologe und Politiker, alles aus dem Mittelpunkte des deutschen Sonnenstrahls; ich will Deutschland, ich will Deutschlands Ruhm und Einheit, seine Eintracht, seine Kraft, seine Ehre und Größe. Also ist mir das theologische Geschwätze und Gezänk nicht allein bemitleidenswerth aus der Vogelperspective, sondern auch zuwider als der bitterste Wermut.

Diese Worte des eigenartigen Mannes geben uns mit Darlegung seines Standpunktes eine Probe seines Stils und seiner Stimmung. Er sagt den Bekennern der verschiedenen Confessionen recht heilsame Wahrheiten, die jedoch von bitterm Geschmacke sind; seine Urtheile werden mit einem nicht geringen Selbstgefühle vorgetragen, das sich gelegentlich durch ein hinzugefügtes „das ist meine Ansicht, jedem lasse ich die seinige" ausspricht. In seiner Kritik der biblischen Schriften, die ohnehin durch neuere Forschungen überholt ist, treten, besonders wenn man von der Lektüre des unter Nr. 1 verzeichneten Schenkel'schen Buchs herkommt, die Raisonnements des theologischen Dilettanten gegen die wohlerwogenen Ergebnisse des Fachmannes in den Schatten. Dazwischen finden sich wieder Aussprüche von genialer Kraft und Anschaulichkeit, z. B. in dem Satze: „der größte aller Kometen ist nichts mit seinem Schweife gegen die christliche Kirchengeschichte, deren Kern freilich die Bibel ist".

Doch wir haben endlich das Thema des Buchs anzugeben. Der Verfasser beklagt es, daß, nachdem das Römische Reich untergegangen, die deutsche Nation unserer Vorfahren, die damals in Religion und Volksleben noch ganz jugendfrisch und kräftig gewesen, durch zwei Arten fremder Bildungen verfälscht worden sei, nämlich einerseits durch das Corpus juris civilis als Rechts- und Gesetzbuch des deutschen Volks, und dann durch das Christenthum, sodaß jetzt für den Politiker die Frage entstehe, wohin er das Ruder zu drehen habe, um einigermaßen den Uebelständen zu begegnen, die aus der Aufnahme dieser Fremdbildungen dem deutschen Volke erwachsen seien. Die vorliegenden pragmatischen Studien wollen nun in Betreff des Christenthums zeigen, daß die Bibel als das Religionsbuch seiner Bekenner in seinem Inhalt so disparat sei, daß sich darauf unmöglich ein einheitlicher religiöser Organismus gründen lasse, daß dieser Inhalt vielmehr nur ein ewiges groß- und vielartiges Sektenwesen hervorbringen könne. Sonach gehört ihm die christliche Religion und Kirche zu den problematischen Naturen, deren Existenz und Dasein nach seiner Ansicht befremden muß. Sein Endurtheil, zu dem das vorliegende Buch eigentlich nur den Commentar bildet, faßt er selber in die Worte zusammen: „Das Christenthum ist in der Anarchie entstanden,

es hat darin gelebt und wird darin zu Ende gehen." Dieselben Worte hatte er schon im November 1853 an seinen Freund Bunsen nach London geschrieben, aber dieser ist ihm die Antwort darauf schuldig geblieben, sodaß wir nicht wissen, ob wir sein Schweigen als eine Zustimmung oder Ablehnung anzusehen haben.

Die letzte der oben verzeichneten Schriften: „Das Problem des Bösen. Eine metaphysische Untersuchung" von A. L. Kym (Nr. 4), beschäftigt sich mit einem Gegenstande, der von jeher zu den Schmerzens- und ebendeshalb zu den Lieblingskindern der Theologen und Philosophen gehört hat. Die immer aufs neue erhobene Frage: woher das Böse? beweist, daß darauf noch keine genügende Antwort gegeben ist. Der Verfasser ist bemüht, sie im Zusammenhange mit seinen bereits früher erschienenen „Metaphysischen Untersuchungen" auf dem Grunde des monistischen Theismus zu beantworten, der, wie er in der vorliegenden Monographie zu erweisen sucht, allein im Stande ist, einerseits das Böse als eine positive Macht zu erklären und andererseits Gott vor jeder Berührung mit demselben zu schützen. In der letztern Beziehung gewinnt seine Schrift die Bedeutung einer Theodicee. Alle andern Fragen aber, die mit dem Problem des Bösen auf das engste zusammenhängen, also z. B. die Frage: ist das Böse nothwendig und somit berechtigt? wie entsteht die ethische Norm, die Grundlage des Gewissens? ist sie auf rein empirischem Wege zu erklären oder macht sich nicht auch das Apriori geltend?: diese und ähnliche Fragen finden hier eine eingehende Erwägung. Kym gibt die Möglichkeit zu, daß in der Geschichte der Menschheit einmal, freilich erst in einem fernen Ablauf der Zeit, ein Zustand eintrete, in welchem das Böse vollständig ausgeschlossen wäre: das würde dann sein, wenn nicht blos der Einzelne, sondern das ganze Geschlecht zu vollständiger Sittlichkeit sich emporgerungen hätte. Die Vernichtung des Bösen durch den Sieg des Guten ist ihm das Ideal, welches die Geschichte der Menschheit anstrebt und zu verwirklichen sucht.

Dramatische Revue.

II.

(Beschluß aus Nr. 50.)

3. Die deutschen Studenten. Ein dramatisches Gedicht von Konrad Hermann. Leipzig, M. Schäfer. 8. 1 M.

Der Autor dieses Gedichts ist ein bekannter Professor der Philosophie, der in seinem Fach eine Reihe tüchtiger Arbeiten veröffentlicht hat und vorliegendes Werkchen unbeschadet seines Rufs im Schreibtisch hätte zurückhalten können, wie er es vierzig Jahre gethan hat; denn so viel Zeit ist seit der ersten Conception vergangen, wie er selbst erklärt; und so mag es gekommen sein, daß ganz verschiedene Lebensanschauungen darin nacheinander Platz gefunden haben. Auch erklärt der Autor ferner, nicht Dichter von Fach zu sein; aber solche gibt es unserer Ansicht nach überhaupt nicht; entweder ist einer ein Dichter oder keiner.

„Deutsche Studenten"! Wie anheimelnd und wohlthuend klingt der Titel! Welcher ungehobene Schatz goldener Poesie ruht noch in diesem Namen, und gar die deutschen Studenten in Verbindung mit der Revolution, das heißt in diesem Fall der Wiederaufrichtung des Deutschen Reichs — welche Fülle und Tiefe geschichtlicher Betrachtung, welcher Reichthum fesselnder Conflicte, welche Verknüpfung sittlicher Größe, Schuld und Verirrung liegt hier vor; unzweifelhaft wird noch einst, wenn eine genügende Zeit verflossen ist, ein deutsches Dichtertalent an dem patriotischen und tiefsinnigen Stoffe zum tragischen Dichter erstarken! Das vorliegende Stück krankt an drei Hauptfehlern: an dem undramatischen Aufbau, der absoluten Vernachlässigung dramatischer Regeln — die man leider kaum mehr einem deutschen „Dramatiker" zum Vorwurf machen darf, da dieselbe vielen für ein Zeichen geistig freien Strebens gilt — und an der zuerst vielleicht unbewußten, aber desto mehr den Lesern zum Bewußtsein gelangenden Nachahmung Goethe's. Doch das ist des Autors Sache, daß er das höchste Recht des Dichters, das Recht auf Originalität, aus den Händen gab; schlimmer aber ist, daß man nicht weiß, ob diese Bestrebungen der Studenten mehr lächerlich oder ernsthaft gefaßt werden sollen. Die philosophische Einheit fehlt, obgleich viele sonst treffliche philosophische Gedanken, auch in trefflicher Sprache, nur harmlos mit den trivialen abwechselnd, ausgedrückt werden.

Und doch ist der Stoff gar nicht so undramatisch gedacht: ein Student, der, hochfliegender Plane voll, den Staat umzugestalten trachtet, die Liebe der Prinzessin gewinnt und zuletzt, weil er die Ueberstürzung der Revolution hindert, von Verräthern erschossen wird: das ist echt dramatisch, und wenn es nur realistisch behandelt wird, auch realistisch; eine Art Extract der achtundvierziger Zeit. Ein zusammenbrechendes Herzogthum, nothdürftig alsdann von den Nachbarn geflickt und gerettet, bietet einen echt historischen Hintergrund, zu dem eher zu viel als zu wenig Vorbilder zu finden wären. Aber wie ist dieser dankbare Stoff eingetheilt, um seine Wirkung so vollkommen zu verfehlen?

Erster Act: Der Studiosus Franke, offenbar ein großer Goethe-Freund, beginnt als echter Faustus seinen Monolog, nur hier nicht im Studirzimmer, sondern im Schloßpark, über dasselbe Thema wie sein berühmtes Muster. Zum Faustus-Franke gesellt sich, genau nach dem Recept, Wagner-Splittgerber, der nicht nach dem „würdigen Pergamen", aber dafür nach dem „Kern des Absoluten" strebt; der erstere antwortet, weil er denn seinen Goethe auswendig kennt. Die beiden Goethe-Repetitoren gehen, und es kommt, ohne Zusammenhang, ein neues Paar Studenten, von denen der eine wieder seinen Schiller gut kennt und seinen Hegel gut gegen seines Freundes

grobe Angriffe vertheidigt („logische Fratzen"), zuweilen mit gleicher Münze zahlt („banausisch Schwein, stockbornirter Menschenklumpen, ihr Ballast in der Weltgeschichte Bauch"); auch sie gehen ab, ohne daß der so Angeredete ihn auf Pistolen fordert. Der Minister und ein preußischer Gesandter (das Stück spielt in einer herzoglichen Residenz, die zugleich Universität ist, also für Deutschland eigentlich nirgendwo) treten auf (es geht, wie man sieht, ganz peripatetisch zu) und reden von einer Erscheinung im Schlosse, auf die später aber nicht zurückgekommen wird, und dann natürlich von den bösen Liberalen, die sich zu rühren anfangen; sie gehen ab, damit andere darankommen können. Die Prinzessin erscheint und klagt, daß es hier „im klugen, kalten Norden" nicht so schön wie in Tirol sei; und die Gräfin Schauenburg, ihre Hofdame, die für Vorlesungen über Sauerstoff und alten Geisterspuk gleichmäßig schwärmt, erzählt ihr von jenem Geist, der im Thurm zur Nachtzeit declamirt, „Und hastig spricht mit drohenden Geberden!" — also einer von der Sorte von Hamlet's Vater. Schade daß dann gar nichts von ihm zu hören ist. Eine Verwandlung führt uns zum Schuster Krause, den seine Tochter per „Er" und „besoffen" titulirt, und der bei der geheimen Versammlung der Studenten die Polizei fern hält. Wiederum wie schade, daß der Autor das Interessanteste, diese Verschwörung selbst, uns vorenthält.

Im zweiten Act hört Franke „zwischen Schlaf und Wachen" ein Brummen und macht sich an die Beschwörung — das ist jedenfalls kühn und hat auch kein Vorbild bei Goethe —, die (nach mehr als 100 Versen!) den uns schon bekannten Bösen „des Deutschen Vetter" erscheinen läßt. Der Fehler ist nur, daß man nicht weiß, ob dieser Geist der Revolution oder des altdeutschen Trotzes unter solchem Bilde verhöhnt, oder in seiner Kraft gepriesen werden soll; der Autor thut eigentlich beides und hebt dadurch seine eigene Wirkung auf. Der Geist verschwindet, ohne Besonderes gesprochen zu haben, und Franke, „von neuem Muth geschwellt", träumt von dem Schatten Moor's. Die Prinzessin, in ihrem Zimmer, zeigt sich erbittert darüber, daß sie verhandelt werden soll an einen alten Fürsten, Sie weist auch die Gründe des Hofmarschalls zurück, der sonst den „Anfall an Preußen" fürchtet, und ist entschlossen, frei zu bleiben. Die Scene wechselt wieder; Splittgerber, der eben in seinem Zimmer den Plato studiren will, wird von Franke unterbrochen, der ihm vom Geist „der neuen Zeit" spricht (das also ist hier unser Freund Petz!) und sofort durch Anklopfen an die Wand des fremden Zimmers denselben leibhaftig citirt; der geistige Bär siegt denn auch ohne viele Mühe und räth ihnen hinauszufliegen, man sollte denken in die Revolution, nein, ins Absolute! Jedenfalls ein sehr philosophischer Bär!

Bis hierher ist also nichts geschehen, und wir denken uns, nur etwas wirksamer als jene, „ins Absolute" hinauszufliegen. Der dritte Act aber scheint die Revolution schon vorauszusetzen; denn der doch selbst in der Stadt wohnende Minister theilt dem Gesandten als ein on dit mit, „es soll das Volk sich in der Stadt mit den Soldaten schlagen"; die Studenten seien Schuld daran; an den Akademischen Senat sich zu wenden, nütze nichts; ebenso wenig könne Gewalt helfen. Die Deputation der Studenten (ohne unsern Faustus) trägt die Wünsche des Volks vor; daß Wagner-Splittgerber der Redner ist, wird durch nichts begründet; sie beziehen die Wachen im Schlosse; der bereits aus seinem Lande vertriebene ältliche Freier der Prinzessin erscheint und vermehrt die Verwirrung; der Volksausschuß (die Studenten mit einem Solm als Hecht im Karpfenteiche) beräth gleichgültige Dinge, wieder ohne Franke, von dem es heißt, daß er mit dem Fürsten unterhandle; auch meldet er dann in der That die Zurückziehung der Truppen. In diesem Act sind einige treffliche Ansätze zu dramatischer Verwickelung gegeben, mit denen aber nicht genügend gerechnet wird; wie schade z. B., daß wir nicht erfahren, durch welche Mittel der Aufruhr von der Erscheinung des „Geistes" an zu Stande gebracht wurde.

Der vierte Act führt uns wieder in den Park am Schlosse; die peripatetische Scenenreihe nimmt wieder ihren Anfang; erstlich erklärt wieder die Prinzessin der Hofdame in langer Rede, was wir längst wissen, daß sie den Prinzen nicht nehmen werde; Franke wartet nur auf ihren Abgang, um aufzutreten, ohne sie zu sehen, und ein neues „Räthsel seiner selbst" zu definiren. Er ist nämlich verliebt in die Prinzessin, die er seit gestern nicht mehr gesehen hat; wie schade, daß der Autor nicht das Gestern und Vorgestern, das Aufflammen der Liebe geschildert hat! Auch sie fühlt sich zu ihm hingezogen und tritt schleunigst auf, um ihn zu fragen, ob sie ihr Leben dem Staate opfern (den Prinzen heirathen) solle. Franke räth natürlich ab, er hätte hierbei nicht nöthig, als Argument vom Wiener Congreß auf Agamemnon und Iphigenia zu kommen; ein wenig Liebesgeschichte wäre uns lieber. Sie gehen wieder vorüber, andere Studenten treten auf, dann Hofherr und Hofdame, die sich ebenso theoretisch über die Weigerung der Prinzessin unterhalten, den Prinzen Ernst zu heirathen, und dieser (der mit der Hofdame die einzig charakteristische, nämlich lächerliche Persönlichkeit ist) fragt, ob er Aussichten auf die deutsche Kaiserkrone habe. Im fünften Act wird unser Faustus-Franke, dessen Auge „matter erglänzt", von einem edeln Freunde ermuthigt; sie sprechen über den Schiller'schen „Wallenstein", über Cäsar, und kommen dann auf die Liebe. Der Freund räth ihm von seiner Geliebten zu lassen; ein anderer meldet, daß das Volk nicht mehr zu halten sei, es wolle das Schloß stürmen, weshalb weiß man nicht, und wenn die Nachricht aus Frankfurt von der Kaiserwahl komme, werde es erst recht nicht sich halten lassen; es muß also für kaiserfeindlich gelten. Nun bringt ein vierter Student diese Nachricht, und — alles bleibt still, sodaß der Meldende Zeit hat, eine sonst ganz treffliche Uebersicht der deutschen Geschichte von Rudolf von Habsburg bis zur Schlacht bei Leipzig zu geben; sie gehen vorüber. Eine ganz andere Gestalt als diese Geschichtsrepetitoren ist der Pole, der, um Scandal zu machen, jenen betrunkenen Schuster mit der rothen Fahne zum Herzog geschickt hat; dieser aber, der das „Scheltimatum" auf das Schloß bringen will, wird von seiner Tochter, die bei der Prinzessin dient, abgefaßt und das edle Document unterschlagen; hochverrätherisch wird es genannt, obgleich nur die Forderung der Anerkennung der Reichsverfassung darin stehen soll. Franke erscheint; er hat das

Volk zurückgehalten und freut sich, daß das Ultimatum nicht abgegangen ist; in einiger Verwirrung spricht er noch einige Liebesworte zur Prinzessin und sagt ihr Lebewohl. Truppen der Preußen kommen und machen der Wirthschaft ein Ende, die also unsers Autors Beifall nicht hat; Faustus-Franke fällt, aber nicht durch die Truppen, sondern durch den verrätherischen Solm, weshalb wissen wir nicht; „als Opfer reinen Strebens", wie sein Freund sagt. Auch das hohe Lob, das sein Freund ihm ertheilt:

> Ihr seht in ihm des deutschen Volkes Seele,
> Das sich im Ideal die Heimat fand! —

wird von uns nicht verneint, wenngleich es schärfer begründet sein müßte. Dann freilich ist die Intention dieser Gestalt eine ganz edle und hohe, das ideale Streben umfassende, wenn nur das Ideal einigermaßen verwirklicht wäre; so aber entbehrt diese Persönlichkeit der klaren dramatischen Umrisse, die sein edles Streben in bestes Licht stellen müßten. Sie muß deren entbehren, da gerade die Stellen, welche uns zeigen müßten, wie er das Volk begeistert, mit sich reißt und dann zügelt, die Prinzessin gewinnt u. s. w., mit einem Wort das Wesentliche uns vorenthalten bleiben; er ist aber keine dramatische Gestalt, sondern nur ein Fragment, nur eine Skizze derselben, und die oft schönen Verse hängen lose und willkürlich um sie herum. Das Drama hat also keinen Halt, kein Rückgrat, und fällt dramatisch in sich selbst zusammen; aber fast schlimmer noch ist der Mangel an einheitlicher Beleuchtung; der Geist der deutschen Wiedergeburt erschien uns zuerst in mindestens humoristischem Lichte, dann bis zum Tode Franke's ideal; alsdann folgen zu weit vorgreifende Prophezeiungen. Es ist der Fehler der an geistvollen Details reichen Dichtung, daß die meist sinnbildliche Handlung nicht die geistige Bedeutung deckt, die der Autor ihr geben will.

4. Chlodosinda. Trauerspiel in fünf Acten und einem Voract von B. Mathias Tendering. Crefeld, 1879. 8. 1 M. 50 Pf.

Wiederum ein Drama, welches in einen der entlegensten Winkel der Geschichte eines längst untergegangenen Volks hinabsteigt und den Anspruch erhebt, daß unsere vielbeschäftigte, drangvolle Zeit Andacht genug und Sammlung besitze, ihm nachzufolgen. Tulga, Injundis, Chlodosinda, Namen uns so fremd klingend wie irgend der Name eines Südsee-Insulaners, und doch sind es deutsche Namen, nur vergessen im Strome der Zeiten; es ist gut, daß sie in keinem Examen gefragt werden, denn wer nicht eben die westgothische Königsreihe gelernt hätte, müßte verstummen in seines Nichts durchbohrendem Gefühle. Das Volk der Westgothen und seine Geschichte steht uns freilich lange nicht so fern, als mancher denken möchte, da dieser Zweig des deutschen Stammes doch einmal einer der blühendsten, saftreichsten an demselben gewesen ist und sein Aufsteigen wie sein Untergang zu den lehrreichsten und noch heute spannendsten Episoden der germanischen Geschichte gehören. Die mittlere Dauer ihrer Herrschaft in Spanien dagegen wie ihre innern Streitigkeiten, was liegt unserer an Streitigkeiten selbst so reichen Zeit an ihnen? Es wäre aber gänzlich unbegreiflich, was einen Autor bewegen könnte, in diesem historischen Schlupfwinkel sich und sein Talent zu verstecken, wenn nicht jene Zeit einen traurigen Berührungspunkt mit der unserigen hätte, unter dessen Fahne auch dieses Stück geschrieben ist — den Culturkampf. Ja, aber die alten Westgothen kämpften diesen Kampf mit der römischen Herrschsucht und Verfolgungslust, kämpften ihn verzweifelnd und aussichtslos vor mehr als 1200 Jahren (Tulga wurde abgesetzt 640 n. Chr.), und ein beschämendes Gefühl kann manchen dabei beschleichen, der bisher nur daran gedacht, „wie wir es so herrlich weit gebracht"; freilich hat sich die Welt seitdem denn doch in den letzten Jahrhunderten um einiges verändert, und auch Waffen und Kampfraum sind bedeutend andere geworden; aber das Ideal der Römlinge ist immerhin dasselbe geblieben, und das Schicksal der westgothischen Könige möchten sie noch andern bereiten, wenn sie könnten!

Von diesem Standpunkte aus dürfte auch die vorliegende Tragödie des Culturkampfes auf ein wärmeres Interesse rechnen; hätten wir nur nicht so überreiche Beispiele desselben Kampfes in später, neuer und allerneuester Zeit, sodaß ein Abschweifen in jene entlegene Ferne denn doch unnütz und zu weit ausgeholt erschiene. So kann man auch diesem entlegenen Stoffe mit einem wildfremden Namen kaum ein günstiges Prognostikon stellen, um so mehr, als es neben manchen kräftigen Stellen doch viele enthält, die beweisen, daß es von einem Anfänger geschrieben ist. Im übrigen ist der Verfasser mit der Geschichte kühn genug umgesprungen, wie ja freilich sein Recht war. König Tulga, Sohn des Chintilla, regierte allerdings von 640—641 und ward dann von Chindaswinth abgesetzt und in ein Kloster geschickt; aber nicht wegen seiner religiösen Haltung, sondern wegen seiner Schwäche und ohnmächtigen Regierung, wie die Quellen sagen. Vielleicht auch, daß eine dasselbe bestätigen mag, was hier angenommen wird, weil er zu selbständig der katholischen Kirche gegenüber aufgetreten sei; Aschbach's „Geschichte der Westgothen" weiß davon nichts; hier, wie gesagt, tritt er als entschiedener Vertheidiger der Freisinnigkeit den Bischöfen gegenüber auf, heirathet eine Heidin aus dem Baskenlande, eben Chlodosinda, wird um derentwillen von seiner eigenen Mutter Injundis verfolgt und stirbt an dem Gift, welches sie der Schwiegertochter gereicht hat, ebenfalls. Nun hat es freilich auch Königinnen solchen Namens gegeben, aber beide eifrige Katholikinnen aus fränkischem Stamme; beide waren Schwestern, Injundis die Gattin des von seinem Vater Leovigild verfolgten Mitkönigs Hesmenegild (gestorben 584), Chlodosintha aber die des zweiten Sohnes und Nachfolgers desselben, Reccared (gestorben 601); ihr Vater war der fränkische König Siegebert, ihre Mutter die berüchtigte Brunhilde, von der sie wol einige Eigenschaften überkommen haben mögen. Und was haben diese Charaktere mit der Heldin unseres Stücks, der verfolgten Heidin aus dem Baskenvolk, zu thun? Man sieht, der Autor that sehr recht daran, sein Stück nicht ein historisches zu nennen, denn historisch ist nur der Kampf mit den Priestern selbst; die Erfindung seines Stoffs, die ihm ja freistand, krankt auch daran, daß nicht einmal für die Hauptperson ein entsprechender Name gefunden werden konnte, sondern be-

dem benachbarten christlichen Frankenvolk geborgt werden mußte und wol auch die Charakterzeichnung nur eine entlehnte sein konnte. Man frage immerhin, wen in aller Welt interessirt es, ob dieser Name baskisch oder fränkisch oder arabisch sei; aber dem ist zu entgegnen: wie gleichgültig muß uns wol erst der ganze Stoff sein, wo der Name der Hauptfigur uns so irrelevant erscheint? Nur das größte dichterische Feuer vermöchte solche Phantasiegestalten zu beleben. Warum überhaupt ist das baskische Heidenthum mit seinen nächtlichen Gebräuchen in einem so vollkommen edeln, heitern Lichte gezeichnet, welches dem abgeklärtesten Griechenthum, der modernsten reifsten Toleranz und Humanität so ebenbürtig ist, daß neben demselben der Katholicismus in finstersten, man könnte fast sagen ungerechten Schatten tritt! Wie kommt es, daß Chlodosinda, die das Christenthum nicht kennt, vom echt modern liberalen Standpunkt aus die katholische Intoleranz mit den Worten Christi selbst am besten schlägt? Und warum ist überhaupt Chlodosinda, die „Taube ohne Galle" hier eine Baskin, da sie doch keinen Funken jener rachsüchtigen, heftigen Natur hat, welche das Erbtheil jenes eigenwilligen und eigenkräftigen, störrischen und ungezügelten Völkchens ist, das nur dadurch seinen Charakter bis auf die heutige Zeit bewahrt hat? Der Verfasser brauchte eine Dulderin statt der Heldin, und er zögerte nicht, den weichen historischen Teig zu formen, bis er seinem Wunsche gemäß sich gestaltete.

Diese wunderbar reife und humane Jungfrau also wird im „Voract" von den westgothischen Geistlichen gefangen genommen. Auf einem nächtlichen Zuge nämlich, im kürzlich besiegten Baskenlande, unter Anführung des milden, aber folgsamen Bischofs Herychius und seines glaubenseifrigen Diakon Nikator, einer echt modernen Kaplansgestalt, die ihre Obern tyrannisirt, wird ein Opferdienst der Vasconen unterbrochen, und die Mutter der Chlodosinda, die Oberpriesterin, soll gefangen fortgeführt werden; Chlodosinda bietet sich als Pfand für die Befreiung der Mutter an; dies wird angenommen und sie zur milden Aebtissin Leocadia ins Kloster nach Toledo geführt. Nikator hat nämlich große Dinge mit ihr vor; er entbrennt zwar sofort in Leidenschaft für sie, unterdrückt diese aber ebenso schnell und will sie benutzen, um durch sie den König Tulga nach seinem Willen zu lenken, was er in einem Monolog am Ende des Voracts andeutet. Solche Endmonologe sind aber gewöhnlich vom Uebel, sie müßten denn sehr schneidig sein; im andern Falle sind sie ein Zeichen, daß der Autor sich selbst über etwas noch nicht klar geworden ist und nun noch nachträglich Licht hineinbringen will; sie sind also wol in den meisten Fällen zu verwerfen, da sie die eben erzeugte Stimmung nur abkühlen. Hier speciell weist die Charakteristik des Nikator, dessen Gestalt im ganzen zwar wirksam entworfen ist, noch dazu wesentliche Lücken in ihrer Motivirung auf; der Autor läßt ihn sofort in Feuer gerathen und ebenso rasch verzichten. Doch wenn er ihn alsbald die Leidenschaft besiegen läßt, so darf er ihn nur als edeln Mann darstellen, während das Folgende das Gegentheil zeigt; denn der „Dienst der Kirche" wäre für eine so bösartige, intriguante Gestalt wie Nikator doch kein Grund, um sogleich zu entsagen. Auch ist die Siegeszuversicht desselben, als ob er Tulga schon in seiner Hand habe, hier noch durch nichts motivirt.

Im ersten Acte besteigt, nach einigen einleitenden Gesprächen der Großen, Tulga den Thron. Er geht ab, kehrt aber, nach einem Gespräch der Priester von kaum 25 Zeilen — man bemerke die Unbeholfenheit der Scenenreihe — aufgeregt zurück, denn er hat „sie" gesehen. Den Aufgeregten sucht die Mutter vergeblich zu bestimmen, einen Beichtvater zu nehmen; dann aber entschließt er sich, in unmotivirter Weise, den Priester, der die Botschaft von ihrer Ankunft bringt, Nikator, hierzu zu erwählen: alles Momente, die letzterer vorher nicht berechnen konnte. Bei der Zusammenkunft mit Chlodosinda will er ihr die Freiheit schenken, zieht sich aber, da Abuhar, ein Bote der Basken, gemeldet wird, mit Nikator zurück, doch wol nur, damit Chlodosinda auf der Scene allein bleibt. Abuhar, ein heißblütiger Maure, der sie liebt — wie derselbe (640) zu den Basken kommt, wird nicht gesagt —, beredet sie, ihr Wort zu brechen und zu fliehen, wobei sie aber von den Wachen zurückgebracht werden. Der König behält sie jetzt zurück, und den tobenden Abuhar, dem Chlodosinda das Schwert abnimmt, verbannt er. Eine treffliche Stelle ist hier Abuhar's Abgang:

Chlodosinda.

Der Mutter meinen Gruß und meine Liebe!

Abuhar.

Der Mutter deinen Gruß! — mir deine Liebe!

Aber diese gehört bereits Tulga, und auch dessen Liebe bricht inzwischen mächtig hervor, und da Nikator ihm verspricht, daß sie sein eigen werden solle, so leistet er ihm aufs Crucifix einen Schwur, alles zu thun, was jener fordere. Er verkauft ihm seine Seele, er gibt sich ganz in seine Macht: ein Schwur, an dem er consequent untergehen müßte und sollte, wenn nicht der Autor später andere Einfälle hätte und einen ganz andern Schlußconflict schürzte, diesen also unnöthig machte. Die folgende Scene im Klostergarten ist lyrisch gehalten, aber überflüssig, da Nikator von Chlodosinda keinen bindenden Schwur verlangt, und Tulga nur frühere Liebesworte wiederholt, sodaß eine Steigerung nicht vorhanden ist. Unverständlich ist der Schlußvers, wo Chlodosinda vom Abendhimmel sprechend sagt: „So blutig roth! O Gott, mein böser Traum!" da doch von einem bösen Traum noch gar keine Rede war.

Der zweite Act enthält eigentlich nur einen dramatischen Moment oder deren zwei; Chlodosinda, von den Abgesandten des Königs aus dem Kloster geholt, wird von der erbitterten Mutter desselben, Injundis, beschimpft, wofür erst sie, dann Nikator sie tadelt und zuletzt der Sohn und König sich von ihr lossagt — dies mußte, wenn man ihm glauben sollte, weit schärfer geschehen! — während sie ihm und ihr Untergang prophezeit. Hier müßte der Act schließen; denn das folgende Gespräch der Aebtissin mit Nikator und dessen etwas reumüthiges Selbstgespräch — das zweite am Actschluß! — sind an dieser Stelle unnütz.

Der dritte Act beginnt mit vier Dialogen (Bürger, Edelleute, Priester, Granden), die gar nichts miteinander zu thun haben und durchaus undramatisch sind. Dann aber kommt eine verwirrende und nicht in consequenter

teigerung aufgebaute Reihe von einzelnen dramatischen Momenten: die Ankunft der Mutter Chlodosinda's; ein lan der Uraca mit Brentano (in der Namengebung der ebenpersonen, die ganz spanisch sind: Ottuna, Brentano, uarez, ist der Autor durchaus unglücklich gewesen), auf n später nicht zurückgekommen wird; die Nachricht von r unterbrochenen Jagd, weil die Königin die Hinrichtung eines Juden verhindert hat, wobei ein Volksauflauf ntstanden ist, den Nikator beschwichtigt; die Rückkehr buhar's, die Scene, wie der Priester Eusebius den König, r seine Ketten schon brechen möchte, zu zwei verhaßten nterschriften zwingt, die den Schatz schmälern, die Großen ufregen, und was mehr ist, den Charakter des guten önigs in unsern Augen bedeutend herabsetzen, da er erst cht großsprecherisch ist, dann recht klein beigibt; die nterredung Chlodosinda's mit ihm, sonst schön und edel edacht, nur daß sie keinen Fortschritt bringt und zu inem Entschluß drängt; die Ermordung ihrer Mutter urch Injundis (einen Act später erfahren wir, daß es ne Erdolchung war), ohne daß einer die wilde Mörerin, die schon der Zauberin mit dem Scheiterhaufen roht, gefangen nimmt; der Aufstand des Volks draußen, obei man nur nicht weiß, durch wen er beruhigt wird; ie Botschaft von der Grenze, daß ein Krieg mit den ranken ausgebrochen sei; die Bitte Chlodosinda's an lbuhar, die Gothen im Kampf zu schützen, was er schweren erzens zusagt; der Entschluß des Königs, in den Krieg ı ziehen, wobei eine längere überflüssige Berathung mit en Großen folgt; der Abfall Ottuna's und der Groll er Priester: man sieht, es geschieht sehr viel, zu viel, niges Interessante und mehreres Gleichgültige; aber was eschieht, steht nicht immer im besten Zusammenhange, und er dramatische Aufbau ist ein verworrener, kein stetiger; uch kommt trotz alledem die Handlung nicht vorwärts, a mehrere der heftigsten Scenen, wie der Tod der Ekrunde, der Mutter Chlodosinda's, ohne Folgen bleiben, nd es ist ein wahres Glück, daß der Krieg mit den Franken die Situation verändert, denn sonst bliebe alles n der alten Stelle. Tulga würde noch immer sein Joch ur brechen wollen und doch die Befehle der Priester nterschreiben, Chlodosinda würde ihn noch immer trösten nd doch zu keinem Entschluß bringen, und Injundis ruhig eiter morden. Eines aber ist hier sehr bedenklich, daß ämlich Tulga nicht bei der Abreise für den Schutz der Gemahlin sorgt, die doch allein bleibt, während Injundis ereits mit dem Scheiterhaufen gedroht hat; freilich setzt r Wamba als Regenten ein, aber warum nimmt er icht Chlodosinda mit sich? Es ist die sträflichste Nachässigkeit des Königs, welcher nicht allein Chlodosinda um Opfer fällt, sondern auch unser ethisches Interſſe an Tulga. Denn jetzt wird im vierten Act, bei er heidnischen Bestattungsceremonie der Mutter, die Königin von den Priestern ergriffen und soll durch das on ihnen aufgeregte Volk gestürzt werden. Nikator, er inzwischen zur Umkehr gelangt ist und nun den Priestertrug und sich selbst, der sie als Zauberin denunirte, verachtet, will sie retten und bestimmt Uraca, sie ur Flucht zu bewegen (warum thut er es nicht selbst?); ie wilde Injundis hält er hin, als aber dieselbe das Grab der Todten schänden will, tritt ihr Chlodosinda, die als Nonne verkleidet vorüberflieht, in gerechter Entrüstung, ihre Rettung vergessend, entgegen und ruft das Volk für sich auf: eine Scene, die wirksam werden könnte, wenn sie nicht in leeres Getümmel überginge. Nikator rettet sie aus dem Gewühl, aber nur damit die Priester sie als Ketzerin verhaften können. Dieser Act ist vielleicht der beste, weil er am verhältnißmäßig consequentesten aufsteigt, obgleich auch flackernde Unruhe genug vorhanden ist, die mehr Rauch als Flamme gibt; der Befreiungsversuch Brentano's am Ende, der von Chlodosinda verhindert wird, ist eben deshalb unnütz.

Der fünfte Act zeigt den König nach der siegreichen Schlacht, wie die Soldaten ihn feiern. Ein Mönch aber will ihn ermorden, wird jedoch von Abuhar vorher abgefangen; da meldet der Bote der Königin deren Verhaftung. Der König, in Wuth darüber, will natürlich sofort mit dem ganzen Heere aufbrechen; Chindawinth, der Oberfeldherr, dem eine geheime Botschaft der Priester die Krone für seinen Sohn — warum nicht für ihn selbst, wie in der Geschichte? — anträgt, widerspricht, da er hier nöthiger sei, und Tulga scheidet im Zorne. Diese letztern Scenen schwächen indeß die ersten und könnten fortbleiben; auch würde Chindawinth in Toledo weit mehr für seine Thronfolge thun können als an der Grenze. Die Verwandlung führt uns in das Gemach der Injundis, die natürlich wieder rast und auf einen originellen Mordplan sinnt; sie hat nämlich Gift bei sich und will dasselbe der Chlodosinda reichen; aber wie? Statt einfach irgendeine fanatische Gehülfin zu dingen, redet sie der frommen Bianca ein, daß das Mittel, welches sie in den Trank schütten solle, nicht giftig sei, sondern nur den Teufel austreibe. Und diese glaubt der Chlodosinda damit einen Dienst zu erweisen und geht auch darauf ein; die betreffenden Scenen aber würden auf der Bühne einem Possenspiel bedenklich nahe kommen! Sie schüttet das Gift unbemerkt in den Wasserkrug, aus dem Chlodosinda zu trinken pflegt; inzwischen aber ist Tulga schon angekommen, und alle wären gerettet, wenn nicht aus dem vergifteten Krug, nicht einem zwingenden innern Verhängniß zufolge, auf dem jede Tragödie ruhen muß, sondern weil der Autor es so beliebte, erst der König und dann seine Gemahlin tränken, sodaß die herzueilende Mutter mit Schrecken ihren eigenen Sohn, den sie zu lieben behauptet, von sich vergiftet sieht und zusammenbricht; die beiden Gatten sterben in inniger Zärtlichkeit einen seligen Tod. Nur müßte eine überflüssige Verlängerung dieser Scene sowie alle Testamentsbestimmungen und dergleichen gänzlich vermieden werden.

Dieses Ende ist, an sich betrachtet, schön und bis auf jene falsche Motivirung, die leicht zu ändern wäre, auch gut aufgebaut. Dennoch läßt sich in Bezug auf den Zusammenhang manches dagegen einwenden; es entspricht nicht ganz den Prämissen, welche vorangeschickt waren. Erst sollte es der gebrochene Eid Tulga's sein, an dem die Liebenden untergehen, dann der Aufstand, dann der Flammentod, und nun ist es eine Vergiftung geworden. Man sieht, die Gesammtheit des Stücks hat etwas Unstetes, Inconsequentes, Zufälliges, was sich am meisten im dritten Act zeigt und die unsichere Hand des Anfängers bekundet, wie denn auch das Ende schließlich ganz ein Spiel des Zufalls gewesen, aber nicht zu Gunsten der tragischen

Wirkung, die stets den Zufall perhorrescirt und auf der wirklichen Consequenz, der Schicksalsgewalt, je unwiderstehlicher, desto wirksamer sich aufbaut. Und ferner genügt es keineswegs, spannende Scenen zu erfinden, wenn nicht die Spannung durch dramatische Concentration aufrecht erhalten bleibt. Hierauf hätte also der junge Autor sein besonderes Augenmerk zu richten.

Die Sprache ist im ganzen tüchtig und oft schwungvoll, wenn auch einzelne Trivialitäten dabei unterlaufen, und insbesondere die populäre Ausdrucksweise, die an einzelnen Stellen beabsichtigt ist, wie: „Ja die! nanu, wenn ich zu wählen hätte", mislungen erscheint. Was aber nicht beabsichtigt ist und doch so störend wirkt, das sind auch hier eine Anzahl drei-, vier- und sechsfüßiger Verse, die, abgesehen von einigen Halbversen, zwischen den vollausgewachsenen mit einherhinken.

Aus der hinterindischen Inselwelt.

Der Malaiische Archipel. Land und Leute in Schilderungen, gesammelt während eines dreißigjährigen Aufenthalts in den Colonien von C. B. H. von Rosenberg. Mit zahlreichen Illustrationen zumeist nach den Originalen des Verfassers und einem Vorwort von P. J. Veth. Zweite Abtheilung: Celebes und der Molukkische Archipel. Dritte Abtheilung: Neuguinea; Java. Leipzig, G. Weigel. 1879. Gr. 8. Jede Abtheilung 6 M.

Die erste Abtheilung dieses Werks wurde schon in Nr. 6 d. Bl. f. 1879 in ausführlicher Besprechung anerkannt und empfohlen. Dort wurde auch das Nöthige gesagt über die Person des Verfassers, der dreißig Jahre lang auf dem Schauplatze zu arbeiten hatte, von dem er so interessante Schilderungen veröffentlicht. Wir können daher hier sogleich zum Inhalte der zwei weitern Bände übergehen.

In der ersten Abtheilung des Werks war es Sumatra und die Inselkette westlich von Sumatra, was geschildert wurde; in der zweiten Abtheilung erzählt Rosenberg zunächst — auf kürzerm Raume — von Celebes. Hieraus wollen wir nur des primitiven Bergbaues auf Gold gedenken, der dort in Sumalatta betrieben wird. Den Haupttheil des zweiten Bandes bilden Fahrten im Molukken-Archipel: Seram, Aru-Inseln, Süd-Oster-Inseln, ferner: Misool Salawatti, Batanta und Waigeii, endlich: Ternate, Tidore und Halmahéra (Djilolo). Aus den Reisen, Forschungen und Beobachtungen in diesem Archipel wird allerlei Interessantes mitgetheilt, wovon wir einiges herausgreifen.

In Bezug auf Seram erwähnen wir nur die geographisch oder meteorologisch bemerkenswerthe Notiz, daß es dort zwei diametral einander gegenüberstehende scharf begrenzte Jahreszeiten gibt, d. h. daß, wenn an der Südküste die trockene Jahreszeit herrscht, die Nordküste ihre Regenzeit hat, und umgekehrt. Die Ursache dieser Verschiedenheit auf der so kleinen (Seram mit den dazugehörigen umliegenden Eilanden 352 Quadratmeilen, ohne diese also etwa reichlich 300 Quadratmeilen groß) und verhältnißmäßig frei daliegenden Insel ist der bis zu 3000 und 4000 Fuß sich erhebende, die Insel von West nach Ost durchziehende Gebirgsrücken, der die Regenwolken des Westmoussons, die von Nordwesten und Norden kommen, nur für die Nordseite der Insel zurückbehält, wogegen der Ostmousson nur der Südseite Regenzeit bringt. Wie hier zwischen Nord und Süd ein metereologischer, so besteht nach Rosenberg's Beobachtungen zwischen West und Ost ein gewisser ethnographischer Gegensatz: „Der Ostseramer spricht eine andere Sprache, ist zierlicher und weniger kräftig gebaut, etwas heller braun in der Farbe und weit sanfterm Gemüths." Denn in dem rauhern Westen kann z. B. ein Mann, der sich um die Gunst eines Mädchens bewirbt, ihr kein angenehmeres Geschenk machen als — ein abgeschlagenes Menschenhaupt, ja er kann keine Frau bekommen, ohne einen Kopf geraubt zu haben.

Ueber die Bewohner der Aru-Inseln (südöstlich von Seram) sagt Rosenberg im allgemeinen:

> Von Gestalt sind sie von Mittelgröße; die Gesichtszüge haben große Aehnlichkeit mit denen der papuischen Rasse, doch ihre Hautfarbe ist eine etwas hellere. Von Charakter ist der Arunese im allgemeinen sanft, friedlich und geduldig. Diese Geduld und Sanftheit verliert er aber, wenn man ihn beleidigt und in seiner Ehre kränkt. . . . Im ganzen ist das Volk durch den Misbrauch geistiger Getränke, der ins Fabelhafte geht, körperlich und geistig sehr heruntergekommen. Man darf mit Recht zweifeln, ob ein zweites Land gefunden wird, woselbst ein ganzes Volk in so hohem Grade diesem verderblichsten Laster huldigt. Besäße der Arunese die Mittel, und wäre ihm Gelegenheit gegeben, sich stets Spirituosen anschaffen zu können, so würde Trunkenheit sein normaler Zustand sein.

Rosenberg erzählt im Anschlusse an dieses Urtheil einen Vorfall, da er selbst beinahe das Opfer eines solch bestialischen Wuthausbruchs dieser Leute wurde, die, für gewöhnlich feig und scheu, nach einem Trinkgelage ihrer Leidenschaft völlig die Zügel schießen lassen.

Bei der Geburt eines Kindes entsteht große Freude in dem Falle, wenn das Kind eine Tochter ist, weil, wenn sich dieselbe später verheirathet, die Aeltern einen Brautpreis empfangen, von dem auch alle diejenigen, welche bei der Geburt anwesend sind, einen gewissen Antheil bekommen. Dann wird ein Fest gefeiert, wobei ein Schwein geschlachtet und eine ungeheuere Menge Arak getrunken wird. Die Geburt eines Sohnes dagegen wird mit Gleichgültigkeit entgegengenommen. Der Mutter wird es noch lange vorgeworfen, daß sie keiner Tochter das Leben geschenkt. Das Mädchen wird dann gewöhnlich gleich bei der Geburt schon verlobt und die Größe des Brautschatzes zugleich bestimmt.

Ueber die religiöse Entwickelung dieser Insulaner wird gesagt:

> Die Arunesen sind Heiden auf dem denkbar niedrigsten Standpunkte. Ihr Gottesdienst ist ein zum Polytheismus neigender Fetischismus und besteht in dem Glauben an eine Menge böser Geister, die sie sich in hohlen Bäumen oder in der Tiefe der See wohnend vorstellen, die aber auch die Gestalt von Menschen, Thieren, Pflanzen annehmen können. Dem Einfluß dieser Geister schreiben sie alles Leid zu, das sie betrifft. Auch besteht ein unbestimmtes Gefühl von einem Leben nach dem Tode, da sie sich einbilden, ihre abgestorbenen Vorältern

durch ihr Thun oder Lassen beleidigen zu können, wofür sie dann durch deren Geister gestraft würden. ... Von Heilkunde haben sie nicht den mindesten Begriff, setzen jedoch ein unbegrenztes Vertrauen in europäische Genesemittel und halten jeden Europäer für fähig, alle möglichen Krankheiten zu heilen, weil sie glauben, daß dieselben diese Macht von ihrem Gott erlangen.

Das Laster der Faulheit, die es in diesen an sich so reichen Ländern zu nichts bringt, sowie das der Trunksucht herrscht, wie auf den Aru-Inseln, so auch auf den benachbarten westlich gelegenen Kei-Inseln. Der Aberglaube ist ebenso plump und die religiösen Vorstellungen ebenso roh wie dort.

Von der sonst gewöhnlich Djilolo, Gilolo, genannten Insel stellt Rosenberg statt dieser falschen den richtigen Namen fest, Halmahéra. So werde sie von den Tidoresen und Ternatanen genannt, die Eingeborenen selbst sagen Kaha-lamo. Beide Wörter bezeichnen „großes Land".

Die dritte Abtheilung behandelt hauptsächlich Neuguinea, diese ungeheuere Waldinsel, da „wahrscheinlich ein Baumkänguru von Baum zu Baum kletternd von der Nordküste bis zur Torresstraße gelangen könnte, ohne jemals genöthigt zu sein, die Füße auf den Boden setzen zu müssen".

Ueber den Namen der Bewohner dieser Insel stellt Rosenberg eine neue Hypothese auf; er sagt:

Manche leiten das Wort Papua mit Bezug auf den Haarwuchs der Bewohner von dem malaiischen Wort papua = kraus ab. Andere von einem gleichlautenden Worte, das in der Sprache auf den Philippinen dunkelbraun bezeichnet. Es heißt nun aber „eine Art grobes, am sandigen Meeresufer von Neuguinea wachsendes Gras (Ipinifex squarrosus) im Dialekt der Nordwestküste: Papua. Der runde, auf einem dünnen Stil stehende, mit spitzen, nach allen Seiten divergirenden Blättchen versehene Fruchtknoten dieser Pflanze hat im Umrisse wohl Aehnlichkeit mit dem Kopfe eines Eingeborenen auf dünnem Hals.

Um dieser Aehnlichkeit willen, meint Rosenberg, haben wol die ersten Besucher den Namen jenes Grases spottweise den Bewohnern zugelegt. Bekannt ist ja die seltsame Haartracht der Papua; das Haar ist nicht wollig, sondern pfropfzieherähnlich gewunden, sehr lang, und wird von Männern und Frauen so gekämmt, daß der Kopf „das Aussehen einer enormen Kugelbürste bekommt".

Um das Interessante, respective Fürchterliche dieser Haartracht zu erhöhen, kommt dazu die Verzierung mit eingesteckten Federn. Letzteres gehört besonders zum kriegerischen Aufputz. Wer schon einen oder mehrere Menschen getödtet hat, darf in seinen Kopfputz so viele weiße Kakadufedern stecken, als er Mordthaten begangen. „Je größer die Zahl derselben ist, welche jemand trägt, desto höher steht er im Ansehen. Man beneidet einander sehr um dieses Ehrenzeichen und achtet genau darauf, daß keiner mehr Federn trägt, als wozu er wirklich berechtigt ist."

Eine Hauptbeschäftigung dieser wilden Kameraden ist natürlich, neben der Jagd, die Kriegführung, die in Raub- und Mordanfällen besteht, Bellum omnium contra omnes! oder wenigstens jedes Dorfs, das unter sich eng zusammenhält, gegen jedes andere. An der Spitze des Dorfs steht ein Häuptling, der vom Sultan von Tidore angestellt wird und demselben dafür einen, jedoch sehr unbedeutenden Tribut zahlt. Diese Häuptlinge genießen indeß kein besonderes Ansehen. Wird eine Missethat im Dorfe begangen, so bestimmen die Aeltesten die Strafe nach dem Herkommen; dieselbe besteht meistens in einer Geldbuße. Steht jemand im Verdacht ein schweres Verbrechen begangen zu haben, so unterwirft man ihn einem Gottesurtheil (er muß z. B. mit der Hand etwas aus siedendem Wasser holen u. dergl.).

Aberglaube und Zauberei spielen eine große Rolle im Leben des Papua. Allgemein ist der Glaube an höhere, dem Menschen feindliche Wesen, die alle Widerwärtigkeiten und Uebel hervorrufen. Man sucht daher die Karwars, d. h. die Bildnisse verstorbener Personen, in denen die Seelen der Verstorbenen ihren Wohnsitz genommen haben, durch Opfer dazu zu bringen, daß sie bei diesen feindlichen Geistern ihre Fürsprache zur Abwehr der Uebel einlegen möchten. Wenn aber alles nichts hilft, so resignirt der Papua getrost; man vergleiche, was Rosenberg von den medicinischen Künsten desselben verräth:

Fieberkranke legt man während der Frostperiode in die brennende Sonne oder auch innerhalb des Hauses auf ein über dem Feuerherd angebrachtes Gerüste (!), während man in der heißen Periode den Kranken durch Begießen mit kaltem Wasser abzukühlen sucht. Helfen die angewandten Mittel nichts, so wird die Krankheit einem bösen Geiste zugeschrieben und man holt sich nun Rath bei alten erfahrungsreichen Personen. Gelingt es auch diesen nicht, das Uebel zu beseitigen, so überläßt man den Kranken seinem Schicksale.

Erfreulich ist, was Rosenberg von den Bewohnern von Neuguinea und zwar von verschiedenen Küstengegenden berichtet, daß Spirituosen dort bisjetzt noch ganz unbekannt seien. Von den Hochzeitsfeierlichkeiten, z. B. an der Küste des Busens von Lakakia (im Südwesten), wird gesagt, daß dabei „gegessen, getrunken, gesungen und getanzt wird", aber getrunken wird stets nur — Wasser.

Rosenberg bereiste von Neuguinea verschiedene, zum Theil sehr auseinanderliegende Punkte, aber nur Küstengegenden, z. B. den ebengananten Busen von Lakakia im Süden, Dorej und Arfak, die Geelwinkbai im Nordwesten und die Humboldtbai im Nordosten. Natürlich lauten die Berichte von diesen verschiedenen Gegenden nicht unwesentlich verschieden; gemeinsame Grundzüge der Bevölkerung dieser noch so sehr unbekannten Insel sind im ganzen eine ziemlich niedere Stufe des intellectuellen, sittlichen und religiösen Lebens, aber auch noch Freiheit von den Schäden und Verheerungen, welche die Berührung mit der europäischen Civilisation bei diesen Naturkindern gewöhnlich mit sich bringt. Ein Beispiel für letzteres ist die Unbekanntschaft mit Spirituosen, für ersteres aber unter anderm wenn gesagt wird:

Für Zahlenverhältnisse hat man (bei den Arfakkern im Nordwesten) nur wenig Fassungskraft, und bei weitem die meisten können sich eine Zahl von 100 gar nicht vorstellen. Die Finger oder Zehen werden dabei zu Hülfe genommen. Die Finger werden gebraucht, um Zahlen von 1—10 auszudrücken, die Finger zusammen mit einer oder mehrern Zehn für die Zahlen von 11—20. Um die Zahl 20 anzudeuten, faßt der Arfakker die geschlossenen Füße mit vollen Händen an. Dieselbe Bewegung, wobei zugleich eins, zwei u. s. w. Finger emporgestreckt werden, bezeichnet die Zahlen 21, 22 u. s. w. Eine Zeiteintheilung kennt man hier nicht.

Dagegen wird von den (nicht sehr weit entfernt wohnenden) Doresen gesagt:

Ungeachtet des niedrigen Grades von Entwickelung unterscheiden sie nichtsdestoweniger die hauptsächlichsten Sternbilder und haben eine Zeitrechnung. Das Jahr theilen sie in zwölf Theile ein, wobei sie von Vollmond zu Vollmond rechnen. Diese zwölf Theile werden nach den darin culminirenden Sternen oder nach der vorherrschenden Witterung u. dgl. bezeichnet. So heißt der fünfte Monat „Sterbemonat", weil in ihm durchschnittlich die meisten Todesfälle vorkommen, der sechste heißt Fiebermonat u. dgl.

Von den Papuas der Humboldtbai wird ein ziemlich entwickelter Kunstsinn gerühmt, der sich in, zum Theil sehr feinen Schnitzarbeiten an ihren Canots, Tempeldächern oder Pfeilspitzen beweise. Dagegen erschraken eben dieselben Wilden gar sehr vor einem ihnen vorgehaltenen Spiegel, der ihnen große Furcht einflößte, sodaß sie baten, man möge denselben entfernen.

Beachtung verdient noch die Erwähnung der Missionare und ihrer Arbeit durch Rosenberg. Schon bei seinem ersten Aufenthalt in Dorej (1858) traf er zwei deutsche Missionare, die aber bis dahin, nach nur dreijährigem Aufenthalte, noch keinen Erfolg erzielt hatten, wogegen Rosenberg die wesentlichen Dienste rühmt, die sie ihm durch ihre Bekanntschaft mit Sprache, Charakter und Gebräuchen der Eingeborenen geleistet hätten. Bei seinem zweiten Aufenthalte nach zehn Jahren fand er einige, wenn auch mäßige Fortschritte in der Civilisation: eine Schule, mehr Ackerbau, geordnete Viehzucht, wogegen verschiedene Denkmale des alten Aberglaubens jetzt verschwunden waren. An einer andern Stelle rühmt Rosenberg, wie ein ernstlicher „Krieg" zwischen zwei Dörfern durch den Einfluß eines Missionars zu einem friedlichen Ende geführt worden sei. Danach wäre die Arbeit europäisch-christlicher Civilisation bei diesen Wilden, wenn auch natürlicherweise schwierig, doch nicht aussichtslos. Vielleicht gelingt es mit der Zeit, auch in den bisher undurchdringlichen Urwald dieser ungeheuern Waldinsel einzudringen, in dieselbe die Civilisation hineinzutragen und dagegen für Europa die Schätze des jedenfalls reichen tropischen Landes mit seinem noch jungfräulichen Boden zu erschließen. Das Vorurtheil der Gefährlichkeit auf Neuguinea, die daran hindern könnte, erklärt wenigstens unser Reisender für unbegründet in folgenden Sätzen:

Es ist hier am Platze, einige Worte über die ziemlich allgemein verbreitete und doch unrichtige Ansicht zu äußern, als ob Neuguinea höchst ungesund wäre. Man wird leicht begreifen, daß ein Land wie Neuguinea, von ungefähr zehntausend geographischen Quadratmeilen Flächeninhalt und mit einer so sehr wechselnden Bodenbeschaffenheit, Gegenden besitzen muß, welche der Gesundheit förderlich, und andere, welche ihr nachtheilig sind. Daß erst kürzlich urbar gemachte Plätze unter dem Aequator mit einem aus Pflanzenresten bestehenden Boden, welcher, nachdem er vielleicht jahrhundertelang unter Wald begraben war, plötzlich der directen Wirkung der tropischen Sonne ausgesetzt wird, für den menschlichen Organismus unzuträglich sein müssen, ist erklärlich und begreiflich.

Den Schluß des Werks bilden einige Aufzeichnungen über den Pflanzengarten zu Buitenzorg (Java), die den Botaniker hauptsächlich interessiren werden, und im Anhange steht ein vergleichendes Wörterverzeichniß aus einundzwanzig Sprachen, respective Dialekten von Sumatra, Celebes, Aru-Inseln, Süd-Oster-Inseln und Neuguinea, welches den Männern der vergleichenden Sprachwissenschaft empfohlen sei.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

A. E. Brachvogel's ausgewählte Schriften erscheinen in einer Volks- und Familienausgabe unter dem Titel: „Gesammelte Romane, Novellen und Dramen" (Jena, Costenoble). Es ist keine Gesammtausgabe, welche alle Schriften dieses ausnehmend fruchtbaren Autors enthält: ein großer Theil derselben ist in anderm Verlag erschienen. Von den Stücken soll diese Ausgabe das berühmteste, „Narciß", außerdem die Trauerspiele „Adalbert vom Babenberge" und „Der Usurpator" enthalten; von den Romanen: „Der Trödler", „Beaumarchais", „Benoni", „Ein moderner Falstaff", „Schubart und seine Zeitgenossen"; dann die historischen Erinnerungen: „Aus dem Mittelalter", „Historische Novellen" und „Theatralische Studien".

Dem bereits abgeschlossenen ersten Bande ist eine Einleitung und Biographie Brachvogel's von Max Ring beigegeben. Das Bild, das sie uns von dem Autor entwirft, ist sorgfältig und liebevoll ausgeführt; Erinnerung eigenen Zusammenlebens verleihen ihm ein frisches Colorit. Wir sehen die mangelhafte Erziehung und Bildungsschule des Autors: der Autodidakt Brachvogel — darin liegt der Schlüssel zu den Mängeln dieses mit so reicher Phantasie begabten Autors, dessen Leben im übrigen zwischen Glück und Unglück schwankte, wie sein schriftstellerisches Wirken zwischen Erfolgen und Miserfolgen. Die Vorzüge seiner Werke werden von Max Ring mit Wärme hervorgehoben, zugleich im Spiegel zeitgenössischer Kritik gezeigt; doch bleibt das Urtheil des Biographen durchweg ein unbefangenes. Eine eingehende Charakteristik Brachvogel's haben wir selbst im letzten Heft des Jahrgangs 1879 von „Unsere Zeit" gegeben.

— Von Ovid's „Liebeselegien" steht eine neue Uebersetzung von Hermann Oelschläger in Aussicht, welche demnächst im Teubner'schen Verlag in Leipzig erscheinen wird. Der Verfasser hat seinen Beruf dafür durch die eigenen formgewandten Elegien in seinen „Gedichten" bereits bekundet.

— Von Philipp Reclam's „Universal-Bibliothek" liegt wieder eine beträchtliche Zahl von Bändchen vor, seitdem die ansehnliche Ziffer 1200 von der Sammlung erreicht worden ist. Leichterer Unterhaltungsstoff wechselt mit schwerer wiegenden Werken von belehrender Tendenz, wie Machiavelli's „Buch vom Fürsten", „Des Kaisers Marcus Aurelius Selbstbetrachtungen", Immanuel Kant's Schrift: „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft", Johann Gottlieb Fichte: „Die Bestimmung des Menschen", „Dr. Martin Luther's Tischreden", Cicero's „Ausgewählte Reden", drittes Bändchen. Groß ist die Zahl der in Uebersetzungen der Sammlung einverleibten ältern und neuern französischen Lustspiele: „Der Lügner" von Pierre Corneille, „Der Mann der Debutantin", „Die Schule der Alten" von Casimir Delavigne, „Claudia" von George Sand, „Drei Frauen auf einmal", „Der Mann der Witwe" u. a. Hierzu kommt von ausländischer Dramatik „Geist ohne Geld" von Beaumont und Fletcher, „Leonarda" von Björnstjerne Björnson, „Der Ring des Pharao" von C. B. Mollech. Der erzählenden Literatur gehören an das zehnte Bändchen der „Californischen Erzählungen" von Bret Harte, der Roman „Resurrecturi" von J. J. Kraszewski, „Drei Novellen" von Gerard Keller. Das mittelhochdeutsche Heldengedicht „Lohengrin, der Ritter mit dem Schwane" ist erneut von H. A. Junghaus; außerdem das Spielmannsgedicht „Zwergkönig Laurin", übersetzt von L. Bückmann und H. Hesse. In neuem Abdruck, in fünfter Auflage, nicht unwesentlich umgestaltet, erscheint das dramatische Gedicht von Elise Schmidt: „Judas Ischarioth", das seinerzeit von Rötscher mit enthusiastischem Lob in die Literatur eingeführt wurde. Ganz neue Veröffentlichungen sind: „Prinz Otto", Lustspiel von Hans Wachenhusen, „Reise-

masken“, Lustspiel von Gustav Wacht, „Am Strande“, Erzählung von Ernst Wichert, „Liebesmärchen“, drei Novellen von Alfred Friedmann.

— Für den Weihnachtstisch liegt eine Zahl Bändchen von Otto Spamer's „Neuern Volksbüchern“ vor. Der Zweck dieser Volksbücher ist, nach den Intentionen des Herausgebers, die Pflege des Schönen, Edeln und Wahren, der Sitte, Sage und Volksweisheit, wie sie sich häufig im Sprichwort spiegeln, zu fördern, und solche Stoffe durch hervorragende Volksschriftsteller behandeln zu lassen. „Sie lassen sich meist anmuthig in den Rahmen erzählender Unterhaltung einfügen, während in einer Reihenfolge belehrender und anregender Bände Gegenstände für die Wißbegier in verständlicher Weise zur Darstellung gebracht werden sollen, welche Aufklärung im Volke verbreiten, indem sie die der Bildung zugänglichen Klassen mit den Grundzügen und Ergebnissen der mathematischen und Naturwissenschaften der Länder- und Völkerkunde, der Geschichte und Statistik, der Staats- und Volkswirthschaft, der politischen Errungenschaften, der Technologie, der Sprachkunde, der schönen Künste und Wissenschaften bekannt machen.“

Zur ersten Gruppe der Unterhaltungsschriften gehören von den uns vorliegenden Bändchen: „Reisen im Finstern. Drei abenteuerliche Geschichten“ von Franz Otto, „Aus dem Jugendleben eines Handwerkers“ von Karl Weise, „Glückauf! Einfache Geschichten aus dem wirklichen Leben“ von Wilhelm Fischer, „Das Rettungsboot oder die Helden der Küste“ von Emil Philippi, „Opfer des Aberglaubens“ von C. Michael. Zur Gruppe der biographischen Schilderungen und der Darstellungen aus dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde gehören: „Hermann. Armenius der Cherusker“ von A. J. Cüppers, „Heinrich Pestalozzi“ von Richard Roth, „Jermak der Eroberer Sibiriens“ von H. Lutter, „Berühmte Reisende, Geographen und Länderentdecker im 19. Jahrhundert“ von Richard Oberländer.

Das Programm der Sammlung ist ein umfassendes, die Ausführung in die Hand tüchtiger Kräfte gegeben. Es ist schwer, die Grenze des Volksthümlichen einzuhalten: es ist dies in diesen Bändchen gelungen.

Von Otto Spamer's „Illustrirter Jugend- und Hausbibliothek“ liegt ein Band vor: „Die schönsten griechischen Sagen aus dem Alterthum“ von F. Carl und H. Mehl, der die interessantesten und faßlichsten mythologischen Ueberlieferungen der Griechen und Römer bespricht. Außerdem liegt vor uns: „Der letzte der Hortensier, culturgeschichtliche Erzählung aus dem Beginn der römischen Kaiserzeit“ von Dr. R. Schoener. Die Dichtung ist hier nebensächlich: es gilt ein Sittengemälde der römischen Welt auf dem Höhepunkte ihres Glanzes zu entrollen. Wir werden auch in die wüsten Trinkgelage, Bacchantenfeste, zum Isiscultus, wir werden nach Cumä und Bajä, an den Strand des Avernus durch Text und Bild geführt: alles lebendig und nach den besten archäologischen Quellen behandelt.

Von größern Weihnachtswerken liegt vor: „Der vorgeschichtliche Mensch. Ursprung und Entwickelung des Menschengeschlechts“ von Wilhelm Baer, zweite völlig umgearbeitete Auflage von Friedrich von Hellwald, mit 500 Illustrationen und sechs Tonbildern. Der tüchtige Culturhistoriker Hellwald, der gerade die Urgeschichte des Menschen in seinem Hauptwerke so eingehend behandelt hat, war vor allem berufen, das Baer'sche Werk umzuarbeiten; bei dem Interesse, das diese Studien der Culturanfänge der Menschheit jetzt gewähren, darf diese in Text wie Illustration gleich anschauliche Darstellung bestens empfohlen werden.

Ein anderes mit Illustrationen ausgestattetes Werk ist „Australien“ von Richard Oberländer. Der Verfasser hat alle Mittheilungen über das Land fleißig zusammengestellt, ohne in trockenen Notizenkram zu verfallen. Die Entdeckungsgeschichte, Namen und Porträts der berühmtesten Reisenden, die merkwürdige Thier- und Pflanzenwelt des Landes, die wichtigsten Städte mit ihren Denkmälern, Bauten, in ihrer Eigenart: das alles wird uns lebendig vorgeführt und das Land der Eucalypten und Känguruş außerdem durch eine große Zahl von Bildern auch der trägsten Phantasie nahe gebracht.

Theater und Musik.

Dem neuen Drama von Adolf Wilbrandt: „Die Tochter des Fabricius“, welches am münchener Hoftheater besonders durch das Spiel von Possart bei der ersten Aufführung nach den Zeitungsberichten großen Erfolg hatte, ist nun doch nicht der Preis zuerkannt worden. Das Comité, welches nach drei Aufführungen die endgültige Entscheidung hierüber hat und den Spruch der Preisrichter nach Maßgabe des Bühnenerfolgs ergänzen soll, hat sich gegen das Stück erklärt.

— Am stettiner Stadttheater ist ein neues Schauspiel „Ein deutscher Brutus“ von Paul Wendt, dem Verfasser der Dramen „Sidonie von Brock“ und „Colberg 1807“, mit gutem Erfolg in Scene gegangen. Der Held des Stücks ist der stargardter Bürgermeister Joachim Apelmann, welcher 1576 seinen ungerathenen Sohn gefangen nehmen und enthaupten ließ.

— An verschiedenen deutschen Theatern ist Victorien Sardou's neue Komödie „Moderne Kleinstädter oder die Bürger von Pont-Arcy“ zur Aufführung gekommen, an den Residenztheatern in Berlin und Dresden, am wiener Carl-Theater, am hamburger Thaliatheater, so auch neuerdings am Carola-Theater in Leipzig. Das Stück ist echt französisch in seinen Voraussetzungen; die großen Hauptscenen drehen sich um die Folgen eines Ehebruchs: ein guter Sohn will die Mutter vor dem Schmerz schützen, den ihr die Kenntniß davon verursachen müßte; er thut dies mit jedem Opfer, selbst dem seiner eigenen Brautschaft. Das Stück ist ein Pendant zu Augier's „Haus Fourchambault“, denn auch in diesem handelt es sich um die Bethätigung warmer Sohnesliebe, um den Ausdruck höchster Pietät des Sohnes gegen die Mutter: nur hat die Mutter bei Augier sich selbst einer Verirrung anzuklagen, während die Mutter bei Sardou nur vor der Kenntniß einer Verirrung ihres Gatten geschützt werden soll. Mit so vieler Gewandtheit und so packend die großen Qual- und Rührscenen des Stücks sind: so geben wir doch den köstlichen kleinstädtischen Genrebildern, die sie umrahmen, den Vorzug. Sardou ist ein vorzüglicher satirischer Genremaler und hierin durchaus unserm deutschen Geschmack sympathisch, bis auf einige allzu kecke, frivole Lichter, die er aufzusetzen liebt.

Bibliographie.

R. Buchholz' Reisen in West-Afrika. Nach seinen hinterlassenen Tagebüchern und Briefen nebst einem Lebensabriß des Verstorbenen von C. Heinersdorff. Mit Abbildungen und einer Karte. Leipzig, Brockhaus. 1880. 8. 6 M.

Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von K. Goedeke und T. Tittmann. 13ter Bd.: Die Schauspiele der Englischen Komödianten in Deutschland. Herausgegeben von J. Tittmann. Leipzig, Brockhaus. 1880. 8. 3 M. 50 Pf.

Haupt, J., Beiträge zur Literatur der deutschen Mystiker. II. Hartung von Erfurt. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 1 M. 60 Pf.

Hiltl, G., Der Große Kurfürst und seine Zeit. Mit authentischen Bildnissen und Beilagen und 155 erläuternden Abbildungen im Text. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1880. Gr. 8. 9 M.

Jäger, E., V. A. Huber, ein Vorkämpfer der socialen Reform, in seinem Leben und seinen Bestrebungen dargestellt. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 8. 1 M. 60 Pf.

Lewald, Fanny, Reisebriefe aus Deutschland, Italien und Frankreich (1877, 1878). Berlin, Janke. 1880. 8. 7 M.

Lux, A. E., Von Loanda nach Kimbundu. Ergebnisse der Forschungsreise im äquatorialen West-Afrika (1875—1876). Mit 24 Holzschnitten, 5 lithographirten Bildern, 3 Karten und einem Plane. Wien, Hölzel. 1880. Gr. 8. 7 M.

Roskoff, G., Das Religionswesen der rohesten Naturvölker. Leipzig, Brockhaus. 1880. 8. 4 M.

Semler, H., Geschichte des Socialismus und Communismus in Nordamerika. Leipzig, Brockhaus. 1880. 8. 7 M.

Thoresen, Magdalene, Gesammelte Erzählungen. Frei nach dem Norwegischen von W. Reinmar. 3ter Bd. — A. u. d. T.: Dorfgeschichten aus Norwegen. 3ter Bd.: Der Student. — Skizzen. Berlin, Guttentag. 1880. 8. 4 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Festgeschenke
aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Album der neuern deutschen Lyrik. 9. Aufl. Geb. 5 M.
— — Prachtausgabe in Lederband 11 M.
Gregorovius. Euphorion. Geb. 3 M.
— — Illustrirte Prachtausgabe. Cart. 7 M.
Hammer. Schau um dich und Schau in dich. Geb. 3 M.
— — Jubelausgabe. Geb. 6 M.
— Zu allen guten Stunden. Geb. 3 M.
— Fester Grund. Geb. 3 M.
— Auf stillen Wegen. Geb. 3 M.
— Lerne, liebe, lebe. Geb. 3 M.
Müller, Wilh. Ausgewählte Gedichte. Cart. 2 M.
Schulze. Die bezauberte Rose. Geb. 3 M.
— — Illustrirte Prachtausgabe. Geb. 17 M., 24 M.
Sturm. Fromme Lieder. Erster Theil. Geb. 3 M.
— Fromme Lieder. Zweiter Theil. Geb. 3 M.
— Gedichte. Geb. 4 M. Neue Gedichte. Geb. 4 M.
— Für das Haus. Geb. 4 M.
— Gott grüße dich! Geb. 3 M.
Kalidasa, Sakuntala, übersetzt von Lobedanz. Geb. 3 M.
Das Nibelungenlied, übersetzt von Bartsch. Geb. 4 M.
Shakespeare's Sonette, von Gildemeister. Geb. 3 M.

Shakespeare's Dramatische Werke.

Uebersetzt von **F. Bodenstedt, N. Delius, O. Gildemeister, G. Herwegh, P. Heyse, H. Kurz, A. Wilbrandt.**
Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von Delius.
Mit Einleitungen und Anmerkungen.
Herausgegeben von **Friedrich Bodenstedt.**
Vierte Auflage. Neun Bände. 8. Geh. 19 M. Geb. 27 M.

Bibliothek der Deutschen Nationalliteratur.

I. Deutsche Classiker des Mittelalters. 12 Bde. Jeder Band geh. 3 M. 50 Pf., geb. 4 M. 50 Pf.
II. Deutsche Dichtungen des Mittelalters. 1.—5. Bd. Jeder Band geh. 3 M. 50 Pf., geb. 4 M. 50 Pf.
III. Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts. 1.—12. Bd. Jeder Band geh. 3 M. 50 Pf., geb. 4 M. 50 Pf.
IV. Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts. 1.—13. Bd. Jeder Band geh. 3 M. 50 Pf., geb. 4 M. 50 Pf.
V. Nationalliteratur des 18. u. 19. Jahrhunderts. 1.—44. Bd. Jeder Band geh. 1 M. 20 Pf., geb. 2 M.

☞ Zu allen Buchhandlungen vorräthig. ☜

Ein ausführliches Verzeichniß zu Festgeschenken geeigneter, elegant gebundener Werke aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist gratis zu haben.

Festgeschenk!

Spruch-Buch
von
Luise Kugler.
Vierte vermehrte und neu ausgestattete Auflage.
In Prachtband mit Goldschnitt
6 Mark.

Bremen 1880.
C. Schünemann's Verlag.

Am 15. December d. J. erscheinen:

Harald und Theano. Operndichtung von **Felix Dahn.** 16. Brosch. n. 3 M. Geb. 4 M.

Weinalbum. Gedichte von **Helene von Engelhardt.** 8. Brosch. 1 M. 50 Pf. Geb. 2 M. 40 Pf.

Buch der Freude von **Siegfried Lipiner.** 8. Brosch. 4 M. 50 Pf. Geb. 6 M.

Leipzig. Breitkopf & Härtel.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Historisches Taschenbuch.

Begründet von F. von Raumer.
Herausgegeben von **W. H. Riehl.**
Fünfte Folge. Neunter Jahrgang. 8. Geh. 6 M.

Der vorliegende neue Band dieses beliebten Sammelwerks bringt in seinem politisch-geschichtlichen Theil Darstellungen aus der Geschichte Oesterreichs und Rußlands, die bei den gegenwärtigen Beziehungen Deutschlands zu jenen beiden Mächten besondere Wichtigkeit erlangen. Auch die culturgeschichtlichen Beiträge werden das Interesse der Leser fesseln, namentlich die Geschichte der Anschauungen über das Duell bei den verschiedenen Nationen Europas.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Recht des Lebenden.

Roman von
Levin Schücking.
Drei Theile. 8. Geh. 13 M. 50 Pf.

Wie jedes neue Werk, womit Levin Schücking die Lesewelt beschenkt, darf auch dieser soeben erschienene, spannende und geistvolle Roman aus seiner Feder der freundlichsten Aufnahme sicher sein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 52. — 25. December 1879.

Historische Literatur.

1. Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von H. A. L. Heeren, F. A. Ukert und W. von Giesebrecht: Zweite Abtheilung: Geschichte Griechenlands seit dem Absterben des antiken Lebens bis zur Gegenwart. Dritter Theil: Von Vollendung der osmanischen Eroberung bis zur Erhebung der Neugriechen gegen die Pforte. Vierter Theil: Von der Erhebung der Neugriechen gegen die Pforte bis zum Berliner Frieden. Von Gustav Friedrich Hertzberg. Gotha, F. A. Perthes. 1878—79. Gr. 8. 21 M. 60 Pf.

Mit außerordentlicher, anerkennenswerthester Schnelligkeit schreitet die in ihrer neuen Organisation der bewährten Leitung Wilhelm von Giesebrecht's anvertraute „Geschichte der europäischen Staaten", welche in der Zeit des beginnenden Aufschwungs unserer historischen Studien und des Erwachens einer lebhaftern Theilnahme weiterer Kreise für dieselben von Heeren und Ukert begründet worden ist, in der Lösung der ihr gestellten umfassenden Aufgabe vorwärts. Als ein besonders glücklicher Umstand darf dabei hervorgehoben werden, daß man für die Darstellung der griechischen Geschichte des Mittelalters und der neuern Zeit, die immer nur von einem sehr beschränkten Kreise der Historiker wissenschaftlich bearbeitet zu werden pflegt, über die Mitwirkung eines der ersten Kenner derselben, der durch langjährige Studien gerade mit diesem Gebiete durchaus vertraut war, zu verfügen hatte. Denn neben Mendelssohn-Bartholdy, der ja der Wissenschaft leider entzogen wurde, ist G. F. Hertzberg in Halle ohne Frage die erste Autorität auf diesem den meisten Fachgenossen ziemlich fern liegenden Gebiete. So ist es möglich geworden, daß gerade die für die „Geschichte der europäischen Staaten" in Aussicht genommene Darstellung der griechischen Geschichte am schnellsten fortschritt und am frühesten an das Ziel gelangte. Mit dem vorliegenden dritten und vierten Theil hat Hertzberg seine Arbeit beendet und zwar — was dem besondern Zwecke dieses Sammelwerks durchaus entspricht und gerade in diesem speciellen Falle besonders dankenswerth ist — in solcher Weise, daß er die Schicksale Griechenlands bis auf unsere Tage herabgeführt hat: er schließt mit dem Berliner Vertrage und der durch diesen für die Neugriechen geschaffenen Lage, welche vielleicht der Ausgangspunkt für eine rasche und günstige Entwickelung der bisher doch immer noch recht bedenklichen dortigen Zustände werden wird.

Der dritte Theil behandelt die Zeit von 1470 bis 1821, und zwar so, daß das Jahr 1788 die beiden Hauptperioden derselben voneinander trennt. Von besonderm Interesse ist die eingehende Darstellung der Lage, in welcher die Griechen, nachdem auch Kreta und die Maina der türkischen Herrschaft unterworfen worden waren, sich nunmehr als Unterthanen der Pforte befanden, und des Einflusses, welchen die damals entstandenen Verhältnisse auf die geistige und sittliche Entwickelung des hellenischen Volks und auf seine gesellschaftlichen Institutionen ausgeübt haben. Es ergibt sich daraus, daß von einer Gleichmäßigkeit in der Lage der Griechen im allgemeinen keine Rede sein kann, daß darin vielmehr je nach den Ständen, je nach den einzelnen Landschaften und endlich auch je nach den Jahrhunderten sehr wesentliche Verschiedenheiten bestanden haben. Im ganzen ist dieselbe nicht so unerträglich gewesen, wie man sich es wol gemeinhin vorstellt; in der Regel war sie grundsätzlich besser als zu derselben Zeit die Lage der Christen in christlichen Ländern, welche nicht die Confession der Majorität theilten, oder gar wie die der Juden oder Moriscos in Spanien. Jedenfalls gestattete die Gesammtlage der Griechen unter dem Halbmonde den einzelnen, sich durch privaten Wohlstand für die Abhängigkeit zu entschädigen, solange zu Stambul selbst ein imposantes, kräftiges und solides Regiment geführt wurde. Als das aber aufhörte, da begann auch für die Griechen eine lange Zeit der äußersten Verachtung, die zwischen ihnen und ihren Gewalthabern für alle Zeit tödliche Feindschaft erzeugen

mußte. — Der vierte Theil behandelt die neueste Zeit Griechenlands, von dem Beginn des Befreiungskampfes im Jahr 1821 bis zum Abschluß des Berliner Vertrags im Jahr 1878. Bei dem praktisch-politischen Interesse, das sich gerade in unsern Tagen an diese Verhältnisse knüpft, ist eine so klare und übersichtliche, dabei nicht allzu umfangreiche Darstellung derselben besonders willkommen; sie wird ohne Zweifel einen großen Leserkreis finden und die Quelle vielfach besserer Erkenntniß werden.

2. Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von H. A. L. Heeren, F. A. Ukert und W. von Giesebrecht. Erste Abtheilung: Geschichte Baierns. Von Siegmund Riezler. Erster Band. Gotha, F. A. Perthes. 1878. Gr. 8. 15 M.

Auch dieser Band gereicht der Heeren-Ukert'schen Staatengeschichte zur Zierde. In ihm behandelt Siegmund Riezler, ein Schüler Giesebrecht's und durch verschiedene Arbeiten aus dem Gebiete des Mittelalters bereits vortheilhaft bekannt, die Geschichte Baierns bis zum Sturze Heinrich's des Löwen und zum Uebergang des Herzogthums auf das Geschlecht Wittelsbach (1180). Wir haben es mit einer auf sorgsamster gelehrter Forschung beruhenden Arbeit zu thun, welche nicht blos die Resultate, die bisher wissenschaftlich gewonnen sind, zusammenfaßt, sondern in manchen Punkten diese Kenntniß gegen früher wesentlich fördert. Auch die Darstellung, welche die besondern bairischen Verhältnisse geschickt mit der allgemeinen Geschichte zu verknüpfen weiß und die bei solchen Specialgeschichten sonst so nahe liegenden Gefahren der Einseitigkeit glücklich vermeidet, verdient alles Lob. Namentlich ist auch die culturgeschichtliche Seite gleichmäßig berücksichtigt: Verfassung und Recht, Sitte und Sprache, kirchliches und literarisches Leben — alles ist in den Bereich der Darstellung gezogen und das Buch so auf eine Stufe erhoben, auf der es nicht blos ein ausschließlich bairisches, sondern ein allgemeines Interesse hat.

3. Die Pfalzgrafen von Baiern. Von Pius Wittmann. Gekrönte Preisschrift. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 4 M. 40 Pf.

Diese umfängliche Abhandlung, welche in Beantwortung einer von der philosophischen Facultät der münchner Universität gestellten Preisaufgabe entstanden und mit dem Preise gekrönt ist, untersucht die Entstehung und Ausbildung des Pfalzgrafenamtes in Baiern auf Grund einer erschöpfenden Bearbeitung des weit zerstreuten Materials an mittelalterlichen Quellenberichten und Urkundennotizen und geht die Reihe derselben durch bis zu Rapoto III., mit dem um die Mitte des 13. Jahrhunderts das Pfalzgrafenamt erlischt, da ihm neben dem zur vollen Landeshoheit entwickelten Herzogthum ohnehin kein Platz blieb. Der zweite Theil, welcher von der Amtsgewalt, dem Amtsgebiet und dem Amtslehn der bairischen Pfalzgrafen handelt, gibt einen dankenswerthen Beitrag zur deutschen Verfassungsgeschichte, für welche gerade die Entstehung und Ausbildung dieses Amtes ein noch vielfach controverses Problem ausmacht. Beigegeben sind Register der bairischen Pfalzgrafen aus den Häusern Scheiern-Wittelsbach und Ortenburg und sehr umfängliche Belegstellen und kritische Bemerkungen, die allerdings dem Leser bedeutend bequemer zugänglich gewesen wären, wenn sie am Fuße der Seiten und nicht alle zusammen erst am Schlusse des ganzen Bandes Platz gefunden hätten.

4. Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig. Von Eduard Winkelmann. Zweiter Band: Kaiser Otto IV. von Braunschweig. 1208—18. Herausgegeben durch die Historische Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1878. Gr. 8. 12 M.

Mit diesem Bande hat die ausgezeichnete Darstellung ihren Abschluß erreicht, welche Winkelmann von den verhängnißvollen zwei Jahrzehnten unternommen hat, in welche die eigentliche Katastrophe des mittelalterlichen Kaiserthums fiel. Mit der kurzen, aber außerordentlich glänzenden Regierung Heinrich's VI. war dasselbe auf dem Gipfelpunkte seiner Laufbahn angelangt und stand im Begriff, die ihm zu Grunde liegende, in ihm nach Verwirklichung strebende Idee voller kaiserlicher Weltherrschaft mit allen sich daraus ergebenden Consequenzen praktisch durchzuführen, als der jähe Tod des eben in das kräftigste Mannesalter eintretenden Herrschers einen ebenso plötzlichen wie vollständigen Umschlag herbeiführte. Unter den größten Schwierigkeiten hat dann König Philipp, der menschlich ansprechendste und liebenswürdigste von allen deutschen Herrschern des Mittelalters, dessen Geschichte Winkelmann im ersten Bande seines nun vollendeten Werks erzählt hat, die Stellung des staufischen Königthums gegen die von allen Seiten anstürmenden feindlichen Gewalten zu schützen und aufrecht zu erhalten gesucht, um in dem Augenblicke, in welchem er am Ziele angelangt schien, unter den Streichen eines Meuchelmörders jammervoll zu enden. Dem eben von ihm überwundenen Gegner, Otto IV. von Braunschweig, dem jüngsten von den Söhnen Heinrich's des Löwen, fiel die Aufgabe zu, das von ihm unvollendet Hinterlassene fortzuführen: darin liegt das hohe Interesse, welches gerade diese Jahre darbieten, daß sie die unwiderstehliche Macht offenbaren, welche der Idee des mittelalterlichen Kaiserthums innewohnte, und damit die so oft bestrittene und so heftig angefochtene historische Berechtigung derselben recht lebhaft zur Anschauung bringen. Denn derselbe Otto, welcher im Dienste der welfischen und päpstlichen Politik dem staufischen Hause und der staufischen Politik entgegengesetzt worden war, wird jetzt, wo er unangefochten an der Spitze des Reichs steht, durch die Logik der Verhältnisse und die in denselben sich offenbarende Macht der Ideen genöthigt, ganz dieselben Wege zu wandeln, die sein Vorgänger beschritten hatte, und nach denselben Zielen zu streben, um welche König Philipp, Heinrich VI. und Friedrich I. gerungen hatten. Und so kommt es in einer ganz merkwürdigen Verkettung der Thatsachen schließlich dahin, daß Otto IV. mit ebenderselben Macht in einen unausgleichbaren Gegensatz gerieth, welcher er seine Erhebung verdankte, und daß ebendie Bestrebungen gegen ihn entfesselt werden, in deren Diensten er selbst dereinst gestanden hatte: wie er, der Welfe, einst gegen den Staufen Philipp vom Papste in das Feld geschickt worden war, so bietet der Papst jetzt zu seiner Bekämpfung den Staufen, den jungen Friedrich von Sicilien, auf. Gewaltig ragt aus

dem Kreise der in diese Verwickelung eingreifenden Persönlichkeiten Papst Innocenz III. hervor, eine Herrschernatur, so großartig, einheitlich, kühn und zielbewußt, daß sie auch den entschiedensten Gegner der von ihr vertretenen Richtung unwiderstehlich anzieht und fesselt.

Die Darstellung Winkelmann's steht auf der Höhe der zu lösenden Aufgabe: seine kritische Durchforschung des vielfach bereicherten Materials hat unsere Kenntniß in einer ganzen Reihe von Punkten berichtigt; die Fülle des Stoffs ist klar und nach den für die historische Entwickelung maßgebenden Gesichtspunkten übersichtlich gegliedert, was freilich nur dem Entschlusse zu danken ist, die für die „Jahrbücher der deutschen Geschichte" sonst maßgebende annalistische Form hier fallen zu lassen oder doch nur sehr annähernd noch beizubehalten: eine Freiheit, mit der wir uns durchaus einverstanden erklären und von der wir wünschen möchten, daß sie in Zukunft allen Mitarbeitern an den „Jahrbüchern" für die von ihnen behandelten Abschnitte gewährt werden möge. Der Verbreitung der Sammlung über den Kreis der eigentlichen Fachgenossen hinaus würde dadurch wesentlich Vorschub geleistet werden.

In einem einleitenden Abschnitte wird zunächst die Entwickelung der Dinge in dem Königreich Sicilien während des deutschen Thronstreites (1198—1208) erzählt, die ja für die Stellung des jungen Friedrich II. und Otto's IV. Beziehungen zu diesem sowol wie zu dem Papstthum von entscheidender Wichtigkeit geworden ist. Die Geschichte Otto's IV. selbst ist dann so gegliedert, daß von den vier Büchern das erste Otto's erfolgreiches Bemühen um die Einigung des Reichs darstellt, das zweite ihn sich allmählich zum Träger der vollen Kaiserpolitik, wie sie von den Welfen bis dahin bekämpft worden war, entfalten läßt; das dritte berichtet dann das allmähliche Emporkommen Friedrich's II., seitdem derselbe von Innocenz III. als Gegenkönig gegen Otto IV. aufgestellt worden ist, und das vierte den Ausgang des Kampfes zwischen beiden Gegnern, von denen Otto IV. schließlich seine Machtstellung einbüßt und sich in seine Erbbesitzungen nach Braunschweig zurückzuziehen genöthigt wird, wo er nach drei Jahren, 1218, starb. Nicht blos die ungünstige Wendung hat Otto IV. selbst verschuldet, welche nach einer Reihe sehr bedeutender Erfolge in seinem eigenen Schicksal eintrat, sondern auch auf den Gang, welchen die Entwickelung des Reichs genommen, hat er einen verhängnißvollen Einfluß geübt. Mit Recht charakterisirt und würdigt ihn Winkelmann am Schlusse seiner Darstellung folgendermaßen:

> Ausdauernde Tapferkeit, wer wollte diese Eigenschaft dem Sohne und Neffen löwenherziger Fürsten bestreiten? Aber zu den übrigen Tugenden war Otto IV. nur unvollkommen herangereift. Dadurch, daß er nicht Maß zu halten, nicht sich auf die Grenzen seines Rechts und seines Könnens zu beschränken vermochte, ward das Leben des ersten und letzten welfischen Kaisers unfruchtbar für ihn selbst, verhängnißvoll für die Seinen, verderblich für das Reich. Das welfische Haus büßte durch ihn die fürstliche Stellung am Rheine mit ein, welche manchen andern Verlust hätte aufwiegen mögen. Die Geschichte des Reichs aber wird nicht nur die zwanzig Jahre seines Königthums als eine für viele Jahrhunderte entscheidende und zwar ungünstige Wendung zu verzeichnen haben, sondern auch anerkennen müssen, daß Otto IV. zu dieser Wendung das meiste selbst beigetragen hat, erst als Gegenkönig durch den illegitimen Ursprung seiner Krone, dann ebenso sehr als an sich legitimer Herrscher durch eigensinniges Verharren in einer unhaltbar gewordenen Position. Trotz seines hohen Bewußtseins von der Bedeutung der Krone hat er sie durch seine Concessionen an Papst und Fürsten gründlicher geschwächt als irgendeiner seiner Vorgänger und hat zugleich seinen Nachfolgern es unmöglich gemacht, den Schaden wieder zu heilen. Sein Wirken ist rein negativ und keine hervorragende Leistung knüpft sich an seinen Namen, an welcher die Nation ihre Freude haben könnte.

5. Die Beziehungen der Mediceer zu Frankreich während der Jahre 1434—94 in ihrem Zusammenhange mit den allgemeinen Verhältnissen Italiens. Von B. Bucher. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1879. Gr. 8. 12 M.

Diese stattliche Monographie hat sich die Aufgabe gestellt, die Geschichte der italienischen Verwickelungen darzustellen, welche schließlich zu dem Einfall Karl's VIII. von Frankreich führten, Italien dadurch auf lange, lange Zeit zum Gegenstande des Streits fremder Nationen machten und es einer trostlosen Fremdherrschaft unterwarfen. Sie ist insbesondere bemüht, zu zeigen, inwieweit die Mediceer mit verantwortlich zu machen sind für die verhängnißvolle Wendung, welche damit in der Geschichte Italiens eintrat; namentlich werden die bisher nur sehr oberflächlich bekannten Beziehungen in allen Einzelheiten aufgedeckt, welche die Herrscher von Florenz mit den Sforzas von Mailand verbanden. Nach dieser speciellen Seite ist die Kenntniß der Zeit Cosimo's und Lorenzo's di Medici durch diese Monographie wesentlich gefördert worden. In derselben ist neben allem, was die historische Literatur bisher über diesen Gegenstand gebracht hat, eine reiche Fülle von ungedruckten Documenten aus den Archiven von Paris, Venedig, Florenz und Mailand verarbeitet worden. Eine stattliche Anzahl dieser neu gewonnenen Documente ist in dem Anhange zum Abdruck gebracht.

6. Die Politik Schwedens im Westfälischen Friedenscongreß und die Gründung der schwedischen Herrschaft in Deutschland. Von C. T. Odhner. Aus dem Schwedischen von Emil Peterson. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 6 M.

Ein höchst erfreuliches Buch! Erfreulich einmal, weil es Zeugniß davon ablegt, mit welcher Lebhaftigkeit und Gründlichkeit man in Schweden den Fortgang der historischen Forschung in Deutschland verfolgt, erfreulich ferner, weil es zeigt, wie berufen man auch in Schweden ist, die großen Epochen der Vergangenheit historisch klar zu legen, mit Freuden zu begrüßen, namentlich auch wegen der Meisterschaft, mit welcher ein breiter Stoff zusammengehalten und unter strenger Ausscheidung alles irgend Ueberflüssigen zu einem sachlich höchst lehrreichen und in der Form höchst ansprechenden Buch verarbeitet worden ist. Wir verdanken der Odhner'schen Arbeit, die ursprünglich schwedisch geschrieben, von einem Landsmanne des Verfassers, A. E. Peterson, ins Deutsche übersetzt ist, mannichfache Belehrung über die Entstehungsgeschichte des Westfälischen Friedens und die bei dem Abschlusse desselben von Schweden verfolgte Politik, die auffallenderweise bisher von den schwedischen Forschern einer genauern Untersuchung noch gar nicht unterworfen worden war. Die ältern Darstellungen, wie die von Chemnitz und von Pufendorf, haben nur ein sehr einseitiges Quellenmaterial zur

Verfügung gehabt; zudem erscheint dasselbe angesichts der sonst zugänglich gewordenen Quellen doch in einem wesentlich andern Lichte als bisher. In erster Linie stehen natürlich bei Odhner die schwedischen Quellen, wie sie in dem schwedischen Staatsarchiv und etlichen Privatsammlungen erhalten sind: diesen gehört namentlich der officielle Briefwechsel der schwedischen Regierung mit ihren Legaten auf dem Friedenscongreß, dann die Privatcorrespondenz zwischen Axel und Johann Oxenstjerna und die Protokolle über die Sitzungen des schwedischen Reichsraths. Aber der fleißige Verfasser hat die Materialien noch von weiter her zusammengebracht: dem venetianischen Archiv entnahm er die Briefe Contarini's, dem wiener Archiv den diplomatischen Briefwechsel aus jener Zeit, besonders die Privatbriefe des Grafen Trauttmansdorff an den Kaiser selbst; auch in den Archiven von München und von Dresden hat er eifrig und erfolgreich geforscht. So verdanken wir dieser vortrefflichen Arbeit eine wesentliche Bereicherung unserer Kenntniß von der Entstehung des Westfälischen Friedens und zwar in einer bisher kaum beachteten Richtung. Namentlich ist ein Zug, den Odhner nachdrücklich zur Geltung bringt, ganz neu, daß nämlich zur Errichtung der schwedischen Macht in Deutschland zum mindesten ebenso viel wie durch die Siege der trefflichen schwedischen Armee und durch die Gewandtheit und Schlagfertigkeit der schwedischen Diplomatie beigetragen worden ist durch die Gewandtheit, womit die schwedische Regierung diejenigen Gebiete, welche sie sich zur Entschädigung ausersehen hatte, vorzüglich Pommern, in Bezug auf die gesammte Verwaltung organisirte und so gleich von Hause aus für die Zukunft zu sichern und nutzbar zu machen wußte.

Hans Prutz.

Zur Literatur des Darwinismus.

(Beschluß aus Nr. 51.)

10. Haeckelogonie. Ein akademischer Protest gegen Haeckel's „Anthropogenie". Von Fr. Michelis. Bonn, Neußer. Gr. 8. 2 M.

Der Verfasser dieser Schrift steht, gleich Wigand, auf dem Standpunkte jener absichtsvollen Einseitigkeit, welche es vermag, jedes Verdienst der Forschung und der philosophischen Conceptionen Haeckel's verschwinden zu lassen, weil dasselbe von diesem Gesichtspunkte nicht ersichtlich ist, und welche zugleich die Schwächen und mislungenen Schritte eines ersten großartigen Versuchs unter das Mikroskop stellt und in rücksichtslosester Weise herabsetzt. Aber in der Methode gehen die beiden Gegner Haeckel's verschiedene Wege. Wigand bemüht sich sichtlich bis an die Grenze seines Könnens streng bei der Sache zu bleiben und die Kritik eines bedeutsamen theoretischen Gedankencomplexes nicht kurzweg und in fanatischer Weise zur Grundlage einer hochpeinlichen Anklage zu machen.

Dies blieb dem Verfasser der „Haeckelogonie" vorbehalten, der in dem akademischen Proteste gegen Haeckel's „Anthropogenie" eine Anklageschrift der leidenschaftlichsten Art gegen die Gesammtleistung und das ganze wissenschaftliche Streben und Wirken Haeckel's veröffentlicht hat, welche die „Ehre der deutschen Wissenschaft und der deutschen Universität" rächen soll an Ernst Haeckel, dessen Werk so gut wie der „Alte und neue Glaube" von David Strauß „eine Schmach und ein Schandfleck für Deutschland", der Ausdruck einer „der ewigen Wahrheit abfälligen Ueberzeugung", ein Zeichen wissenschaftlicher „Impotenz", ein Symptom wissenschaftlicher „Hallucination und eines senilen Marasmus" ist. (!)

Leider — wir bedauern dies nicht im eigenen, sondern im Interesse der von Michelis in fataler Weise vertretenen „idealen Naturforschung" und der „richtig verstandenen Lehre Plato's" — ist der Gedankengang der Beweisführungen für diese schweren Anklagen weder hinlänglich klar noch genug zusammenhängend, um auch nur diejenigen Gründe mit einiger Bestimmtheit aus denselben herauslösen zu können, welche nach der subjectiven Meinung des Autors gegen Haeckel und für seine Ansicht entscheidend sind. Es scheint ihm in der That weniger auf eine selbständige, die Vorgänge anders und besser erklärende Ansicht als vielmehr auf die agitatorische Ausführung seiner Absicht anzukommen, welcher mit der ganzen Begeisterung des öffentlichen Anklägers ausspricht: „Ich beschuldige Haeckel eines unreifen, turbulenten, die Thatsachen, die er unter der Hand hat, weder scharf noch richtig erfassenden Denkens, welches durch die Einführung einer maßlosen Willkür die Grundlage der Wissenschaft selbst untergräbt." Der Verfasser glaubte sich die Mühe ersparen zu sollen, Proben dieser Haeckel'schen Denkweise zu geben, vielleicht weil seine Streitschrift in dem eigenen Gedankengange zahlreiche Proben einer solchen Denkweise darbietet.

Wäre in der That die Wahrheit (credo quia absurdum) auf Seite des Verfassers, so würde er derselben in seiner Kampfesweise schlechte Dienste leisten und ihr die Wege zu dem Denken besonnener und unabhängiger Köpfe verlegen. Es müßte uns zu tiefer Beunruhigung gereichen, wenn eine so „turbulente" Art, kritiklos und ohne innern Zusammenhang der Argumente zu polemisiren, in der wissenschaftlichen Discussion überhandnehmen sollte; denn es wäre der überzeugendste Beweis für den „senilen Marasmus" des zeitgenössischen Denkens, wenn dasselbe sich zu keiner tiefern wissenschaftlichen Kritik aufraffen und die Freiheit und das Recht einer unbefangenen Prüfung der hypothetischen Erklärungsversuche der Naturerscheinungen nicht mehr gegen den Anprall zelotischer Ueberredungsversuche und fanatischer Agitationen vertheidigen könnte.

11. Die Theorie der natürlichen Entwickelung und ihre nächsten Beziehungen zum Leben und Denken des Menschen. Von R. Miquel. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 M.

Der Verfasser dieser populär gehaltenen und zur Orientirung weiterer Kreise, insbesondere der „den Naturwissenschaften fernstehenden" abgefaßten Schrift stellt auf Grund der Arbeiten Darwin's und seiner Mitforscher die Elemente

der modernen Entwickelungslehre dar, und hebt mit Geschick den heuristischen Werth ihrer Principien für andere Wissensgebiete hervor. Der Autor bemüht sich, zu zeigen, „daß die Theorie natürlicher Entwickelung nichts für die Menschheit Erniedrigendes in sich schließt", und bekundet in seinen Schlußbetrachtungen einen sehr weitgehenden und persönlich beglückenden evolutionistischen Optimismus, der ihn bei der Kehrseite der Medaille nicht lange verweilen läßt. Der naiven Befriedigung, welche diese Lebensansicht gewährt, kann sich der Autor um so zwangloser hingeben, als eine erschöpfende Darstellung oder die tiefere Kritik der fundamentalen Thatsachen und Gesetze gar nicht im Bereiche und in der Aufgabe dieser kurzgefaßten, die allgemeinen Momente berührenden und zum Theil mit geistreichen Bemerkungen glossirenden Besprechungen liegt.

12. Die Darwin'sche Theorie von der Entstehung und Umwandlung der Lebewelt. Ihre Anwendung auf den Menschen, ihr Verhältniß zur Lehre vom Fortschritt und ihr Zusammenhang mit der materialistischen oder Einheitsphilosophie der Vergangenheit und Gegenwart. In sechs Vorlesungen allgemein verständlich dargestellt von Ludwig Büchner. Vierte verbesserte und mit Hülfe der neuesten Forschungen ergänzte Auflage. Leipzig, Thomas. 8. 5 M. 50 Pf.

Die vierte Auflage der bekannten Vorlesungen des geistreichen Populärschriftstellers bringt einige Zusätze über die neuesten Forschungen auf den Gebieten der Zoologie, der Anthropologie und der Entwickelungsgeschichte. Im Interesse der bessern wissenschaftlichen Einsicht desjenigen Leserkreises, für den diese Vorlesungen bestimmt erscheinen, wäre zu wünschen gewesen, daß sich der Autor in Betreff der philosophischen Grund- und Grenzprobleme, die er mit Vorliebe in den Kreis der Besprechung zieht, größere, wo nicht völlige Entsagung auferlegt hätte. Denn es kann die Ausbildung des unbefangenen Urtheils und des gründlichern philosophischen Denkens der Leser nicht fördern, wenn denselben die voraussetzungslos postulirten Axiome der Dogmatik des Materialismus aufgetischt und als naturwissenschaftlich begründete Wahrheiten ausgeboten werden. Schon die Oberflächlichkeit der philosophischen Geschichtsdarstellung und Kritik des vielbelesenen Autors läßt bei jedem Anlaß bedauern, daß derselbe sich mit den geistreichen Aperçus eines halb skeptisch, halb dogmatisch gestimmten Eklektikers an die kategorische Entscheidung über die Bedeutung und Lösung von Problemen heranwagt, über deren erkenntnißtheoretische Grundlagen er völlig im Unklaren ist.

13. Charles Darwin und seine deutschen Anhänger im Jahre 1876. Eine Geschichte der deutschen Ehrengabe zu Darwin's neunundsechzigstem Geburtstage von E. Rade. Straßburg, Schneider. Gr. 8. 1 M.

Der Titel sagt alles, was diese Publication enthält. Die Darstellung der Schwierigkeiten, die sich der Ausführung einer pietätvollen und einfachen Ovation für Darwin in den Weg stellten, zeichnet die psychologische Charakteristik gewisser Coterien und reactionärer oder unrichtig aufgefaßter conservativer Tendenzen innerhalb der deutschen Gelehrtenwelt deutlicher als viele Worte.

14. Die Descendenzlehre und der neue Glaube. Von Joseph Kuhl. München, Th. Ackermann. 1879. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Der Autor ergänzt die Entwickelungstheorie Darwin's durch seine „Culminationstheorie, wonach der Mensch das Ziel der Schöpfung ist, der Endpunkt der aufsteigenden Entwickelung, auf welche die absteigende bis zum Verfall der Arten und Absterben alles Lebenden folgt". Selbstverständlich reicht für diese Auffassung die mechanische Naturerklärung nicht aus, da im Vorangehenden bereits das Fundament einer teleologischen Hypothese großen Stils enthalten ist, deren zweiter Theil leider die Dysteleologie als zerstörende Macht postulirt. Der Autor bezeichnet selbst als Facit seiner Untersuchung die Anerkennung des Descendenzgesetzes „an sich" und die gründliche Abweisung des Darwinismus, wonach er also die Darwin'sche Evolution der Arten „ergänzt", indem er sie „gründlich abweist" und vernichtet! In der Polemik des Autors gegen David Strauß fällt manche treffende und beherzigenswerthe Bemerkung. Seine Polemik gegen Darwin und Haeckel ist, im Gegensatze zu der anderer Gegner, anständig und maßvoll. Wir bedauern um so mehr, bei williger Anerkennung des aufrichtigen Wahrheitsstrebens des Autors und seiner vielseitigen Kenntnisse, constatiren zu müssen, daß seine Kritik des Darwinismus zahlreiche Misverständnisse und Selbsttäuschungen unüberwunden läßt und keineswegs mit überzeugender Kraft zur „gründlichen Abweisung des Darwinismus" hindrängt. Die speculativen Erörterungen über die fortschreitende Vervollkommnung enthalten keinen Beweis für die „Culminationstheorie", und diese Hypothese selbst verschlägt, wäre sie auch bewiesen, nichts gegen die Richtigkeit der Darwin'schen Principien, sofern ihr erfahrungsgemäß ganz unerweislicher Zukunftszusatz nicht besonders in Betracht gezogen wird. Dem redlichen Vorgehen des Autors gegen die materialistische Ausbeutung der Entwickelungstheorie können wir aber unsere Anerkennung nicht versagen. In letzterer Hinsicht dürfen wir sogar seine Schrift als ein bemerkenswerthes Dementi der materialistischen Behauptungen dem Nachdenken derjenigen empfehlen, von welchen diese Behauptungen noch durchaus ernst genommen werden.

15. Ueber Darwin's Theorie von der Entstehung der Arten und der Abstammung des Menschen. Eine gemeinverständliche Abhandlung von Hermann Werner. Elberfeld, Mosel. Gr. 8. 60 Pf.

Der Verfasser dieser gutgemeinten und gemeinfaßlichen Darstellung der Darwin'schen Theorie bezeichnet selbst als seinen einzigen Anspruch, diejenigen „Thatsachen und Gesichtspunkte" aus dem „kaum übersehbaren" Material auszuwählen und vorzuführen, die er für die entscheidenden hält. Auch der Verfasser ist der Ansicht, daß die Darwin'sche Lehre „mit klaren Thatsachen wie mit Gesetzen der Vernunft im Widerspruche steht", daß sie uns „einen Glauben zumuthet, gegen den unser christlicher Glaube ein Kinderspiel ist (!), und der in seinen praktischen Consequenzen die Grundlagen aller Sittlichkeit und Religiosität zerstört". Protestirt niemand im Lager des Darwinismus gegen diese constante Identificirung der Darwin'schen Entwickelungstheorie und des agitatorischen und dogmatischen Materialismus einer unreifen Naturphilosophie? Für was soll der Darwinismus noch alles verantwortlich gemacht werden?

16. Zur Kritik moderner Schöpfungslehren, mit besonderer Rücksicht auf Haeckel's „Natürliche Schöpfungsgeschichte". Von Johannes Huber. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 1 M.

Der ausgezeichnete Schriftsteller, welcher in dieser Ab-

handlung die Bedeutung Darwin's unverhohlen würdigt und dessen bescheidene Art, den Werth seiner Principien angesichts widersprechender Thatsachen zu reduciren, rühmend hervorhebt, ist gewiß einer der geistvollsten und vielseitigsten Gegner der materialistischen Ausdeutung und Ausbeutung der Entwickelungslehre und des Darwinismus im besondern. Diese Gegnerschaft macht ihn gleichsam zum geborenen Gegner der materialistischen Consequenzen und Hypothesen Haeckel's wie insbesondere der jugendlich stürmischen Ausfälle des jenenser Forschers gegen diejenigen philosophischen Lehren, die der Materialismus consequenterweise bekämpft.

Ist auch manches Urtheil Huber's der Correctur bedürftig, geht er in seinen abfälligen Urtheilen über die Hypothesen Haeckel's oft entschieden zu weit und unterschätzt er des letztern originäre Conceptionen, wenngleich er seine Bemerkungen zur Geschichte mit gutem Rechte rügt und berichtigt: so steht diesen Consequenzen der Einseitigkeit und Voreingenommenheit des Urtheils bei ihm von seiten Haeckel's die unverhohlene Neigung zur Einseitigkeit und Voreingenommenheit des Materialismus (in manchen Grundfragen der Weltanschauung) und die völlige Unterschätzung der geistigen Capacität seines Gegners entschuldigend gegenüber. In dieser Schrift mußte Huber bei consequenter Wahrung seiner kritischen Grundsätze die weitgehenden Folgerungen und einzelne methodologische Misgriffe in Haeckel's genial entworfener und mit jugendlicher Geistesfrische (nach Professor Michelis mit „senilem Marasmus"!) ausgeführten „Schöpfungsgeschichte" bestreiten, und die unbefangene und sichere Kritik wird sich in mehrern Punkten auf die Seite Huber's oder doch in Gegensatz zu Haeckel stellen. Wo Huber Autoritäten citirt, sind es meistens solche, deren Stimme in die Wagschale fällt. Wenn er am Schlusse seiner Abhandlung sehr „mild" zu urtheilen meint, indem er auf Haeckel's „Schöpfungsgeschichte" das Lichtenberg'sche Wort anwendet: sie gehöre „mehr zur Geschichte des menschlichen Geistes als zur Geschichte der Natur", so schätzt er offenbar den erfahrungsgemäßen Erkenntnißwerth der einzelnen Leistungen Haeckel's geringer, als dies die gerechte Schätzung der werthvollen Einzelheiten und der heuristische Werth der auxiliaren Principien zuläßt, welche eine völlige Entwerthung dieses Werks nicht befürchten, manches bestätigende Urtheil der Zukunft wenigstens nicht ohne Wahrscheinlichkeit erwarten lassen und das Facit der Beurtheilung ungleich viel günstiger für Haeckel's geistige Capacität darstellen.

17. Der Darwinismus und die Naturforschung Newton's und Cuvier's. Beiträge zur Methodik der Naturforschung und zur Speciesfrage. Von Albert Wigand. Dritter Band. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 8 M. 40 Pf.

Der vorliegende letzte Band von Wigand's groß angelegtem, sehr weitläufigem Werk über den Darwinismus enthält in der Hauptsache die Kritik der hervorragendsten zeitgenössischen Anhänger und Gegner der Entwickelungstheorie und der Darwin'schen Lehren von der natürlichen und geschlechtlichen Zuchtwahl. Die Kritik bewegt sich in den gewohnten Gleisen und legt manche bemerkenswerthe negative Instanzen und zu wenig beachtete Einwendungen bloß, welche einige allzu kühn aufgebaute Hypothesen und Consequenzen bei den Anhängern und Fortbildern der Lehren Darwin's, aber keineswegs den Kern der Lehre selbst widerlegen, welcher trotz aller Bemühungen Wigand's festere Stützen in der wissenschaftlichen Erfahrung gewonnen hat als seine eigene Hypothese. Mag immerhin die Lehre von der Zuchtwahl eine Hypothese sein, so wird doch aller Eifer Wigand's nichts dagegen vermögen, daß sie, solange sie nicht in Wahrheit gründlich widerlegt oder durch eine andere, richtiger erklärende ersetzt ist, das richtunggebende Wegzeichen der Forschung bleibt.

Auch dieser Band des Wigand'schen Werks enthält gleich den frühern interessante und werthvolle Einzelheiten. Bleibt das Schlußergebniß und der theoretische Gesammterfolg desselben auch weit hinter der von Wigand beabsichtigten Großthat einer wissenschaftlichen Widerlegung des Darwinismus zurück, beeinträchtigt die verstimmende Absichtlichkeit in der Kritik der Haeckel'schen Leistungen selbst dort, wo ernste Gründe für die Einwendungen des Autors sprechen, die überzeugende Kraft der Argumente: so ist das Werk doch, zumal auch wegen seiner umfassenden Darstellung der Literatur und der Fortbildung des Darwinismus auf verschiedenen Gebieten von unleugbarer Bedeutung für jeden, der ein gründliches Verständniß der speciellen Consequenzen der modernen Entwickelungstheorie und der Darwin'schen Selectionslehre anstrebt. Es bleibt aber zugleich ein warnendes Beispiel der zelotischen Gegenwehr gegen große Conceptionen und originäre Erklärungsversuche, welche durch die äußerste Anspannung des Selbsterhaltungstriebes der dogmatischen Denkweise verursacht und mit einer bedauerlichen Verschwendung vielseitiger Kenntnisse verbunden ist.

18. Grundzüge der Entwickelungsgeschichte der Thiere. Von M. Foster und Francis M. Balfour. Deutsche autorisirte Ausgabe von N. Kleinenberg. Mit 71 Holzschnitten. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 6 M.

Diese werthvolle Monographie ist das Product vereinigter Arbeit zweier englischer Specialforscher. Sie soll dem Leser Einsicht in die Grundlagen der Entwickelungsgeschichte verschaffen, zu deren Erlangung sich nach Foster die Bearbeitung der Entwickelung des Vogeleies am meisten empfiehlt. Der in diesem Bande enthaltene erste Theil behandelt die Entwickelungsgeschichte des Hühnchens. Mit großer Genauigkeit haben die Verfasser die Veränderungen des Hühnereies während der sechs ersten Tage und bis zum Ende der Bebrütung in allen Beziehungen festgestellt und in einem Anhange praktische Anweisungen zur Untersuchung der Entwickelung des Hühnchens geboten.

19. Die Darwin'sche Theorie. Elf Vorlesungen über die Entstehung der Thiere und Pflanzen durch Naturzüchtung. Von Georg Seidlitz. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 6 M.

Der regsame Autor, dessen Forschung und Kritik theilweise zu bemerkenswerthen Ergänzungen und einschränkenden Erklärungen der auxiliaren Principien des Darwinismus geführt hat, deren hauptsächliche Ergebnisse in seinen, von fachwissenschaftlichen Beurtheilern dankend anerkannten „Beiträgen zur Descendenztheorie" enthalten sind, hat seine geistvollen und gründlichen Vorlesungen über die Theorie Darwin's unter dem Gesichtspunkte einer umfassenden Würdigung des Darwinismus zusammengestellt, welche hier in zweiter

Auflage erscheint. Der Werth derselben für die Orientirung des allgemein gebildeten Publikums ist in weitern Kreisen anerkannt worden. Wir sind dem Verfasser auch für seine nahezu erschöpfende Zusammenstellung der Darwinistischen Literatur zu Dank verbunden.

20. Theorie und Erfahrung. Beiträge zur Beurtheilung des Darwinismus. Von Paul Kramer. Halle, Nebert. Gr. 8. 4 M.

Der Verfasser constatirt, daß die moderne Entwickelungstheorie auch in der Gestalt, welche ihr Darwin selbst gegeben hat, von dem „Geheimnißvollen" nicht völlig befreit ist, welches in den frühern Formen derselben ein wesentliches Moment bildete. Er verweist hierbei auf die „individuelle Variabilität nach einer gewissen Richtung hin, auf die repetirende Variabilität", welche der Darwinismus so hoch anschlägt, wie insbesondere auf das „Gesetz der Vervollkommnung", dessen Annahme manche Darwinisten mit „bewunderungswürdiger Leichtigkeit" über die Schwierigkeiten der Begründung hingleiten lasse.

Der Verfasser beschränkt seine Betrachtung auf das Gebiet der secundären Geschlechtscharaktere und versucht darzulegen, daß die Gesetze, welche Darwin zur Begründung der geschlechtlichen Zuchtwahl aufstellte, im Thierreiche nicht oder zu wenig begründet sind, daß die Grundlagen der Theorie daher von neuem geprüft und auf festern Boden gelegt werden müssen. In der That hat der Verfasser im Laufe seiner mathematischen Entwickelungen manche Lücke aufgewiesen, welche die Theorie in ihrer bisherigen Formulirung nicht ausfüllt. Gleichwol ist seine skeptische Schlußbemerkung über den Erkenntnißwerth der Darwin'schen Principien ohne zureichende Begründung geblieben. Auch dürfte sich der aus ihr sprechende kritische Skepticismus in erster Linie gegen die durchgängige Anwendung der mathematischen Methode des Autors wenden.

Friedrich von Baerenbach.

Lyrische Sammlungen.

1. Kleine Blüten. Erstlingsdichtungen von Edmund Alexander Läutner. Mit Erlaubniß des Dichters herausgegeben von Ernesta Rossi. Köthen, Schulze. 1879. 8. 2 M.

Ernesta Rossi (ob Frau oder Fräulein, wissen wir nicht) zu Montreux und ihre Schwester gingen mit dem Verfasser im Garten spazieren, wo derselbe gesprächsweise eine Stelle aus einer Dichtung citirte, zu deren Urheberschaft er sich zögernd bekannte, was denn zur Folge hatte, daß ein „vom zehnjährigen Staube befreites" Manuscript zum Vorschein kam. Die Veröffentlichung desselben lehnte der Verfasser mit folgendem Bemerken ab: „Ich wünsche nicht die deutsche Makulatur zu bereichern!" womit sich jedoch Ernesta nicht zufrieden gab, sondern sich die Erlaubniß erbat, an seinerstatt die Gedichte herauszugeben, was denn, wie wir sehen, geschah. „Läutner, ein Pseudonym", wie die Herausgeberin im Vorworte bemerkt, „ist 1848 geboren und lebt als thätiger, wissenschaftlicher und menschenfreundlicher Arzt in einer kleinen Residenzstadt des deutschen Vaterlandes; nur die kärglichen Mußestunden, die er seinem schönen, aber mühevollen Berufe abgewinnt, widmet er der großen unsichtbaren Zauberin, die mit golddurchwirktem Bande alle Nationen freundlich umschlingt — der Poesie".

Wenn die Herausgeberin „die Schönheit der Form und die Tiefe des Inhalts" einer von ihr gehörten, aber nicht citirten Stelle auf sämmtliche Gedichte ausdehnen sollte, so würden wir dem nur mit Einschränkungen beistimmen. Ja wir hätten zuvor eine Sichtung gewünscht, damit nicht der Gesammteindruck durch untergeordnete Beigaben gestört werde.

Der Dichter nahm sich Platen zum Vorbilde, wie es dem am Schlusse des übrigens gut geformten „geharnischten Eingangsghasels" heißt:

Drum töne fürder nur Gesang, der über schnödem Mittelmaß —
O wollte Gott! — auch überm Neid und seiner Macht, erhaben ist.
Ich müßte sonst erröthen auch in meinem Innern vor dem Geist
Des Dichters, der im Palmenwald bei Syrakus begraben ist.

Ueber das Mittelmaß oder Gewöhnliche geht aber Verschiedenes nicht hinaus, z. B.:

Und du, mein ew'ges Meer,
So schön im lauten Tosen,
Als wie in nächt'ger Zeit
In deiner Wellen Kosen.

Gleichwie durchforschen mag
Kein Auge deinen Grund,
So wird aussingen nie
Dein Lob, o Meer, mein Mund.

Wenn nachts „die kranken Herzen zu süßen Träumen einschlafen, sind aus meinem die Schmerzen nicht entflohn":

Denn fern ist meine Liebe,
Nur nah' ihr süßes Bild,
Und mit dem Windgetriebe
Wird stark mein Schmerz und wild.

In einem Gedichte von vier Versen wird zweimal Herz auf Schmerz und zweimal Lust auf Brust gereimt:

Und du, mein eignes armes Herz,
Trägst doch geduldig deinen Schmerz,
Gleichwie du erst die höchste Lust
Getragen hast, o meine Brust!

Ein Gedicht lautet:

Gleichwie die Freudenthräne einer Fee
Seh' ich dein klares Naß herniederthauen;
O könntest du mich heben aus dem See,
Könnt' ich der Heimat Fluren schwebend schauen!

Doch, wenn ich deine leichten Tropfen seh',
Hüllt Wolkennacht des Herzens Frühlingsauen,
Und mich ergreift ein längst gefühltes Weh:
Ich weile unten tief, du schwebst im Blauen!

Was ist das? Ganz unverständlich! Die Ueberschrift heißt: „Auf einen Springquell", und der Commentar dazu: „Als ich in einem See schwamm, aus welchem jener Springbrunnen hervorstieg." Aber was soll uns der Commentar, wenn er nicht im Gedicht, und das Gedicht, wenn es nicht im Commentar enthalten ist?

Nach Platen's Vorbilde hofft auch unser Dichter auf

die Unvergänglichkeit seiner Lieder. „O Mädchen, ich bin von dir wol vergessen, aber vergessen bin ich nicht — es leben ja die Lieder."

Die Geliebte, obwol sie betrübt war, lauscht doch den Liedern:

Als sie gelesen
Kaum mein Gedicht,
Schwand ihr der Kummer
Vom Angesicht.

Auf ihren Wangen
Ward hold entfacht! —
Das ist des Liedes
Geweihte Macht.

Und warum sollte sie diesen Liedern nicht lauschen, die so verheißungsvoll sind?

O Freundin, weil du weckest in mir des Liedes Ton,
Will endlos ich dir danken — soll herrlich sein dein Lohn!
Du sollst getragen werden von meiner Lieder Klang
Durch des Jahrtausends Hallen hin im Triumphgesang;
Ich breche kühn die Schranken der morschen Zeitlichkeit
Und führ' in meinen Liedern dich zur Unsterblichkeit.

Aber vielleicht hat doch die Geliebte in dieser praktischen, kurz angebundenen Zeit etwas gezweifelt an des „Jahrtausends Hallen", in welchen sie neben Petrarca's Laura und Dante's Beatrice lustwandeln würde. Ward sie deshalb betrübt?

Außer der Geliebten ist jedoch noch eine Freundin da:

O lächelnde Freundin! Ich bleibe
Getreu meiner Muse gesinnt,
Und all meine Schmerzen vertreibe
Mit Harfengetön ich gelind.

Die Freundin lächelte! Aber die Geliebte steht aus begreiflichen Gründen der Harfe näher als die Freundin. Nicht dieser, sondern der Geliebten gelten die Worte:

Wenn einmal noch dein Blick
Mir seine Huld verweigert:
Dann brech' ich schmerzdurchglüht
In zitternde Trümmer die Harfe
Und singe mein Schwanenlied.

Diese „Harfe" erscheint sehr häufig und vielleicht stand sie auch wol dann und wann im Wege. Wenn Petrarca und Dante mit ihren Harfen immer vor Laura und Beatrice gesessen hätten! Aber Dante sah wol Beatrice, doch sprach er sie nie, und Petrarca's Wort baute niemals die Brücke zu Laura's Munde. Was blieb übrig? Je höher die Sterne, desto schöner die Ferne! Hier paßt das kärntnerische Volkslied:

Wie hechar der Thurm,
Desto schöner der Klang,
Und je weiter zan Diendl,
Desto hübscher der Gang.

Aber wenn der Stern, unverschiebbar wie ein Fixstern, dicht vor den Augen hält! — Die Muse ist einmal ein weibliches Wesen, das sogar, wie das bei symbolischen oder universalistischen Naturen zu geschehen pflegt, sich wie eine Rakete in vielen Sternen entfaltet. Wie eifersüchtig wird da oft der nahe Stern, wenn man sich in viele entfernte Sterne verliebt! Die Moral tritt da ins Mittel:

Ich sage, daß mein Herz
Die muß beklagend hassen,
Die ihre Gattinliebe
Jemalen sinken lassen.

Aber für den Gegenstand dieser Liebe entsteht doch wieder Monotonie, wenn ihm alle Verse zufließen. Wohin? Durch Abstraction sucht man einen Ausweg zu gewinnen:

Dann fang' ich an zu lieben,
Wenn ich verklärt und rein
Zur schönern Heimat gehe
Mit dir, du Liebe, ein;
Dort kann ich himmlisch lieben,
Auf Erden konnt' ich's nicht.

Aber das läuft ja auf voreilige Verhimmelung hinaus, was nur auf Kosten der Poesie geschieht, die sich doch der realen Dinge nicht entschlagen kann. Dort wird es auch wol nicht ganz anders sein.

Canzonen gibt uns der Verfasser, Sonette, Ghaselen, Stanzen, Sestinen, antikmetrische Formen. Also Kunstpoesie. Gegen diese sind einige Aesthetiker sehr eingenommen aus Vorliebe für die sogenannte Volkspoesie, deren Lieder man, sozusagen, von allen Straßen zusammenfegte, ohne Kritik und Auswahl in dicken Bänden sammelte und mit dem Rufe: seht, das ist Poesie! unter das Publikum brachte, wogegen Canzonen, Sonette, Terzinen u. s. w. nichts weiter als Spielerei und metrische Rhetorik sein sollen. Dann also auch Rückert's „Edelstein und Perle", Chamisso's „Salas y Gomez", Goethe's „Bei Betrachtung von Schiller's Schädel", Rückert's, Goethe's, Platen's Sonette. Aber der köstlichste Wein ist ja da, und warum sollte man ihn nicht aus goldenem, kunstreich geformtem Becher trinken? Man kann wol sagen: erst als die deutsche Sprache auch in diesen Formen sich frei und ungezwungen bewegte, gab sie den Beweis, daß sie den Gipfelpunkt des Ausdrucks zu erklimmen vermochte, von welchem sie weithin alle sogenannte Volkspoesie überragt. Die romanischen Sprachen wegen ihres größern Vocalreichthums hält man für dergleichen Gestaltungen geeigneter; aber da die deutsche Sprache einen bedeutend größern Wortreichthum besitzt, wird sie für den, welcher ihn zu ergründen und zu handhaben versteht, bezüglich der Reimbildung keine Schwierigkeit bieten. Jedenfalls aber muß, wie überhaupt in aller Poesie, auch in solchen Formen, wo das musikalische Element stark auftritt, stets der Gedanke die Hauptsache bleiben. Die Musik möchte wol reden, aber kann es nicht; die Poesie dagegen redet, folglich ist der Gedanke da oder soll doch da sein. Die Musik, der Rhythmus dient nur dazu, den Gedanken zu heben, wie die Welle den Kahn, in welchem Aphrodite, d. h. die klare Gestaltung, fährt. Ohne diese Ausgipfelung ist selbst das große Meer weiter nichts als ein verworrenes Stimmengetöse, nichts als Schaum und Schwall und Schall. Einen solchen Schwall und Schall erkennen wir in den vierzehn „Sonetti a corona", wo der Reihe nach aus jeder Zeile des vorangestellten Sonetts ein neues Sonett gebildet wird. Diese einmal begonnene Spielerei verleitet denn den Verfasser, dieselbe bis zum Extrem fortzusetzen, indem er sogar, angeblich um die deutsche Literatur durch eine neue Dichtungsform zu bereichern, ein Gedicht in Bechergestalt präsentirt, was er denn unter Beihülfe des Setzers zu Stande brachte, welcher zum Zwecke der Becherbildung hier Buchstaben näher aneinander und dort auseinander rückte. Man kann ja in dieser Weise unzählige Gedichte in Obelisken-, Würfel-, Posaunen- und andern Formen construiren! Und will man

einmal, zumal nach dem Vorbilde Platen's Kunstdichter sein, so hat man sich reiner Formen zu bedienen. Solche wie Geist's, predigt's, liest's, woll'n u. s. w. sind Steine des Anstoßes. Andere, wie: Hausfrauenpflicht, Wiederseh'nsdrang, Liebesfrühlingsthau u. s. w., klingen sehr prosaisch. Auch muß man bei Anwendung antiker Maße genau die Quantität innehalten und nicht Längen statt der Kürzen setzen und umgekehrt.

Es ist ja denkbar, daß es Ernesta Rossi oder dem Verfasser gelingt, eine zweite Auflage zu veranstalten. Dann wäre zu wünschen, daß man alles Mittelmäßige beseitigte oder derartig vertiefte, daß es sich über das Gewöhnliche erhebe. Auch der Titel „Kleine Blüten" paßt nicht zu den großen Ansprüchen des Inhalts. Das Ich tritt zu sehr hervor, und die Ichs werden nicht bedeutsam, wenn man aus den Anfangsbuchstaben der Zeilen „Elisabeth", „Magdä" u. s. w. componirt. Daß Schönes und Tiefempfundenes in mehrern Gedichten vorhanden ist, verkennen wir nicht. Wir rechnen dahin: „Ade, gedenke mein!" (der Schlußvers mit Hamlet muß jedoch wegfallen); „Der fromme Mann", „Dithyrambe", „Entgegnung", „Trostgesang", „Grabschrift", „Neues Dichterleben"; mehrere Sonette: „An meinen Vater", „Die sieben Gnadenzeichen" und andere. Sollten die „Erstlingsdichtungen" des Titels andere Gaben verheißen, so wünschen wir, daß sie die Fortsetzung und Erweiterung des begonnenen Guten sein mögen. Und so stehe denn hier zum Schluß das Gedicht: „Die sieben Gnadenzeichen meines Schicksals":

Mag da brausen Sturm und Wetter,
Mag da zucken Blitz auf Blitz;
Mag die stärkste Eiche wanken
Auf uraltem Felsensitz:

Dennoch bleiben sieben heil'ge
Gnadenzeichen stets mir hold
Und umfließen all mein Leben
Mit verklärtem Sonnengold.

Als das höchste meiner Güter
Nenn' ich dich zu jeder Zeit,
Die mir keine Welt kann rauben:
Innere Zufriedenheit!

Dann mit heil'gem Feuer preis' ich
Dich, die meines Geistes Kraft
Erst gefördert und geläutert:
Hohe, edle Wissenschaft!

Aber nach des Tages Mühen
Winkt die heitre Muse mir,
Darum soll auch stets erschallen,
Holde Kunst, mein Loblied dir!

Daß die Freude sich erhöhe
Und zerrinne jeder Schmerz,
Schmieget ein geliebtes, treues
Weib sich zärtlich mir ans Herz!

Und mit Dankesblick zum Himmel
Wieg' ich auf den Armen lind
Mein geliebtes, treu bewachtes,
Engelgleiches, holdes Kind!

Deckt auch längst die kühle Erde
Meines Vaters fromm' Gebein,
Nenn' ich doch noch eine gute,
Treubesorgte Mutter mein.

Warum nenn' ich dich zum letzten,
Unvergänglich hohes Gut,
Ja zuletzt, allein mit gleicher,
Ewiger Begeistrungsglut!

Glühe denn auf dem Altare
Meines Herzens immerdar:
Reiner, weihevoller Freundschaft
Opferflamme, hell und klar!

2. Neue Bahnen. Poetische Versuche von Ernst Lohwag. Wien, Hölder. 1879. Gr. 16. 3 M.

Ueber „Neue Bahnen" gibt uns der Verfasser Aufschluß im Vorwort unter dem Titel „Lyrikers Noth":

Ein Dichter sang dem Bache zu
Mit sonnenmildem Schmeichelton;
Der Bach, der griff nach Strümpf' und Schuh'
Und lief thalab, flurein davon.
Vom ewig alten Reimgeklingel,
Mit dem ein jeder Musenschlingel
Jahraus, jahrein zu Gaste sang,
Hat ihn der Ekel tief erfaßt;
Die abgestandnen Silberphrasen,
Die ranzigen Gefühlsekstasen,
Der germgegorne Ueberschwang
Sind ihm zu Sünd' und Tod verhaßt.
So oft ein Dichter kommt zu singen,
Da stürzt er sich in muth'gen Sprüngen
Vom Fels zu Thal ins große Meer,
Dort ist's, gottlob! noch dichterleer.

Der Bach war fort, ganz fort. Nun verbrennt der Dichter „seine Bücher, den Köcher Amor's, die morsche Leier, dazu den Vers mit seinem Reim, Ideenkitt und Strophenleim. Auf frischem, blankgeschorenem (!) Rasen will er ein neues Paradies dichten". Aber wie? Um Rath fragt er den Bach, der also plötzlich wieder da ist. Dieser sagt ihm: auf Wissenschaft kommt es heutzutage an:

Herr Dichter, Ihr wißt, den Sauerstoff
Hat man gepreßt, bis er sich troff. (!)
Weit mehr denn tausend gute Gedichte
Ist mir ein Factum von solchem Gewichte.

Der Bach sprach's und war wieder ganz fort. Was nun? Schwere Aufgabe! Aber „der Dichter" verzagt nicht:

Was wir gethan, sie werden es erben,
Was wir ersehnen, sie werden's erreichen —

d. h. andere Sappeure werden die von uns eröffnete Bahn vollenden.

Zuerst also fort mit dem alten Reimgeklingel, und unerhörte Reime, Ausdrücke, Wendungen auf die neue Bahn geschoben, z. B. Wiese und Sandgeriese; Klotz und rother Glotz; Zweck und reck; Klapps und Geschwapps (soll Geschwätz bedeuten); Osten und tosten; zum Frühstück ist es noch zu schier (zu früh; schier kommt aber von scheuern, schwedisch skira, her); die Aeuglein schwimmen in einem See, (Thränen) gestaut von Liebesweh; eine mangle Kriegspartei; Rauch und Gepfnauch; Talgen und walgen (bilden; walgen ist aber plattdeutsch, soviel wie sich prügeln); der Schöpfer der Welt donnerte wirsch; die Nacht stopft den Tag hinunter; Intransitive statt der Transitive und umgekehrt; am Fenster wunk hold Liebchen schmuck u. s. w.

Dann fort mit allen Ideen und allem von da gradatim herunter bis zu dem Punkte, wo das Tasten beginnt. Was soll man auch mit dem schwebenden Sauerstoff, wenn man ihn nicht dahin bringt, „bis er sich troff"? Nicht auf Gefühle, sondern auf Fühlerei kommt es an. Es ist nichts mit den Augen:

Verdammt sei Licht und Sehen
Und Sonn' und Aetherwehen!
Ein jeder möcht' mit gierigen Blicken
Dir Leib und Lenden brünstig umtasten,
Möcht' sich am Antlitz labend erquicken,
Am schwellenden Busen in Wollust rasten.

Es ist nichts mit den Ohren:

Ich hasse den Schall, ich hasse die Ohren,
Sie neiden mein Glück und helfen den Thoren —

indem nämlich letztere sich in Liebchen verlieben, wenn sie ihre Stimme hören. Aber die Hand:

Wie anders erfreut mich die fühlende Hand!
Den Fuß der Liebsten mit Händen besehen,
Das ist der schönste von allen Reizen. —

Auf daß sich das Herz am Herzen nicht irre,
Daß Hälfte zu Hälfte sich glücklich kirre,
Erplant sie (die Minne) dem Herzen ein sicher Getast.

Oder:

Ich hab' zu meiner Lust ein Weibchen
An Brust und Rücken wunderbar,
Und dieses allerliebste Leibchen
Begeistert mich das ganze Jahr.

Wir denken, dergleichen Intimitäten mache jeder, der Geschmack daran findet, mit sich selber ab, gebe sie aber dem Publikum nicht zum besten.

Der „wunderbare Rücken" hindert jedoch nicht, auf der neuen Bahn außer dem Liebchen einen ganzen Harem mitzuführen. „Die Liebe selber bietet des Wechsels ewigen Zeitvertreib", heißt es. Und dann:

Natur gebeut's, ich mag's nicht lassen,
Ich hab' ein Schloß in grünender Au,
Das kann viel Diener und Mägde fassen,
Mein Engel, ich bitte, sei Herrin und Frau.

Der neue Tanhäuser, welcher auf der neuen Bahn neben dem Verfasser im Coupé saß, war damit ganz einverstanden, bot ihm eine zu Wien gedrehte Cigarette und sprach dabei folgende Worte:

Zurück zur sichern Gegenwart
Führt Essen und Trinken; die Ideale
Erkennt man als Unsinn beim vollen Pokale,
Und vor der Cigarette beim Kaffee
Vergeht jede überspannte Idee.

Wie undankbar, daß der Verfasser dem neuen Tanhäuser, welcher doch bereits vor ihm an der neuen Bahn schaufelte, keine Strophe widmet! Wären beide Leibniz und Newton, so würde wegen der Erfinderschaft ein großartiger, ganz Europa bewegender Streit entbrennen.

Trotz der „überspannten Idee" ist dem Verfasser doch die Raupe fatal, die es nicht zum Fliegen bringen konnte, da sie kein Schmetterling ward. Er versucht auch wol hier und dort einen Aufschwung, aber es geht nicht mit dem Reimgerümpel und dem ganzen Lust- und Leidsgebräu:

Du edler Stern am hohen Westen
Du blickst so feucht wie meine Braut,
Ich meine, tief in deinem Auge
Hab' ich dir Lust und Leids gebraut.

Bei „Stern am hohen Westen" fallen einem unwillkürlich Sterne an hohen Westen ein.

Das Gute in der Gedichtsammlung stammt von der alten guten Bahn. Wir rechnen dahin: „Abschied von der Sommerfrische", „Sonnenwende"; die Fabel: „Bach und Weidenstrauch", „Luftgleise" (abgesehen von den neuerfundenen Ausdrücken), „Naturgenuß", „Annäherung". Auch heben wir folgenden Vers hervor:

Dein himmlischreiner Glockenton
Steigt durch das Ohr zu Nachbars Seele
Und legt auf ihren Bettelthron
Ein Goldgeschenk aus deiner Kehle.

Man verlasse doch nicht die alte gute Bahn, auf welcher seit den ältesten Zeiten unzählige gute Poeten wandelten und schafften, ohne jemals zu veralten. Weithin erstreckt sich die Bahn, bis über die Fixsterne hinaus. Wie viel ist da auf Grund des Bauplans mit seinen von den Meistern kundgegebenen Principien zu bilden, zu erweitern, zu erobern! Aber auf einem einzigen Bein will man stehen und geräth ins Stolpern und Stammeln. Diese „neuen Bahnen", denen man neuerdings auf dem Gebiete der Literatur so häufig begegnet, führen, genauer besehen, alte verlegene Waare, an die man, um die Sache zu beschönigen, eine mit „Novität" oder „Neuheit" verzierte prahlerische Vignette hängt.

Rudolf Kulemann.

Zur Theologie und Naturforschung.

Geschichte der Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft, mit besonderer Rücksicht auf Schöpfungsgeschichte. Von O. Zöckler. Gütersloh, Bertelsmann. 1877 u. 1879. Gr. 8. 27 M.

Dieses Werk enthält einen Reichthum des Wissenswürdigsten, der großen Segen stiften, Theologen, Philosophen, Naturforscher übereinander unterrichten kann, wenn man es ohne Vorurtheil gründlich in sich aufnimmt, mit derselben echten Freimüthigkeit, mit der es verfaßt worden ist. Dazu kommt noch, daß die Darstellung vortrefflich und zwar durchweg vortrefflich genannt werden muß, wahrhaft populär, sodaß jeder Gebildete das Ganze wie jeden der einzelnen Abschnitte in sich aufzunehmen vermag.

Die erste Abtheilung behandelt ihren Gegenstand „Von den Anfängen der christlichen Kirche bis auf Newton und Leibniz"; die zweite „Von Newton und Leibniz bis zur Gegenwart". Wie im höchsten Grade bedenklich unser Zeitalter ist, wie groß in seinen Vorzügen, wie uneinig in den Ansichten, wie stumpf auf der einen Seite, wie anmaßend, keck auf der andern, und welche Nachtheile, sogar Gefahren daraus für unsere gegenwärtige Literatur und Cultur entspringen, wozu sich noch Unwissenheit, Halbwissen, Flachheit gesellen: das wird allen bekannt sein, welche den heutigen Zeitgeist beobachtet haben. Das in Rede stehende Werk kann dazu mitwirken, daß es endlich mit der Mehrzahl der Heutigen anders werde, daß die Leidenschaften sich läutern, daß Kenntnisse sich verbreiten, die Urtheilsfähigkeit und der Geschmack Fortschritte machen.

Im ersten Buche eröffnet der Verfasser uns einen Einblick in das „Wesen und Werden der christlichen Natur-

anschauung" mit Beziehung auf Hellenismus und Judenthum, mit besonderer Hervorhebung des Schöpfungsbegriffs. Das zweite Buch bringt die altkirchliche Zeit, die christliche Naturansicht unter dem Philonismus zur Sprache mit einer Kritik der Kirchenväter. Das dritte Buch führt uns ins Mittelalter unter den Einflüssen des Aristotelismus. Das vierte charakterisirt die reformatorische Periode, den Emancipationskampf der Naturwissenschaft bis zu deren Triumph unter Newton. Sehr zweckmäßig läßt der Verfasser in der Methode seiner vom Anfange bis zum Ende mit großer Umsicht durchgeführten Betrachtung auf den allgemeinen den speciellen Theil folgen. Auch das trägt zur Spannung der Lektüre und des Studiums viel bei, daß Geister erster Größe in der Behandlung des Ganzen nicht blos in der Zeit ihrer geschichtlichen Erscheinung, sondern auch früher bereits in Erwähnung gebracht werden, sowie später, wenn sie der Zeit nach längst vorüber sind, aufs neue in Betracht kommen, wodurch ihre relative Allgegenwart uns veranschaulicht wird, vergleichbar derjenigen der Gestirne am Firmament, die uns nie untergehen.

Daß unter den Vätern besonders Augustinus, Bischof zu Hippo, hervorgehoben und wiederholt erwähnt wird, zumal in Bezug auf die alttestamentliche Darstellung der Schöpfungsgeschichte, ist durch seine Bedeutung gerechtfertigt. Es ist dies eine der Glanzpartien des Zöckler'schen Werks. Der Verfasser schätzt bis aufs genaueste die ganze Größe jenes merkwürdigen Mannes, weiß ihn als Theologen wie als Denker würdig zu feiern, ist aber auch wohl vertraut mit dessen Mängeln und Irrthümern, die er treffend rügt. Es ist etwas von wahrhaft Platonischem Geist in Augustinus, nicht blos in seinen „Dialogen", sondern auch in seinen herrlichen „Soliloquien". Auch darin ist Augustinus überaus bedeutsam, daß er schon viele Ueberschreitungen der Zukunft spürt, mit den Künftigen sogar theilt, als da sind: die Spitzfindigkeiten der Scholastiker, die Gewaltsamkeiten des Behauptens, selbst bei Thomas von Aquin, des unrichtigen Schließens, welche noch dazu für infallible Philosophie ausgegeben, und von der Römischen Curie bis auf unsere Tage gepriesen werden. Ja man muß Augustin sogar als eine Art Vor-Calvin bezeichnen, was die Verdunkelung des Gottesbewußtseins betrifft in Ansehung der bigotesten Prädestinationslehre; selbst vor dem Lehren des jesuitischen Probabilismus und der Casuistik scheut der sonst so hoch erleuchtete Geist nicht zurück, wie denn endlich sein Verhalten zu den Ketzern den oft sich sehr verengenden, umwölkenden Horizont seines Christenthums ohne Zweifel beweist.

Unser Autor theilt den Scharfblick mit Augustinus, daß auch er in jener so frühen Zeit bereits Spuren der neuesten und der einflußreichsten Vertreter derselben glücklich entdeckt, wie z. B. bei den Kirchenvätern so etwas von Darwinismus.

Im dritten Buche: „Das Mittelalter", wird nun auch der weitreichende Einfluß des Aristotelismus herangezogen, durch die hellsten, uns sogleich orientirenden Lichter illustrirt, wobei beachtet werden muß, daß auch manches von der Seite fallende Streiflicht dazu beiträgt, auch in Bezug auf die damalige Literatur uns aufs beste zu unterrichten. Um so mehr macht uns ein so gründlich bewanderter kundiger Führer gespannt auf die Periode der Reformation oder „die Zeit des Emancipationskampfes der Naturwissenschaft bis zu ihrem Siege unter Newton".

Was den Verfasser im Vorhergehenden wie Folgenden ganz besonders charakterisirt, ist wol, daß er mit ganzer Seele Theologe ist, aber nie es an edelster Liberalität fehlen läßt, wie er denn für die Naturwissenschaft nicht blos das lebhafteste Interesse zeigt, sondern die speciellsten Studien in ihr gemacht hat, sodaß Theologie und Naturwissenschaft zwar in den Behauptungen gewisser einseitiger Gelehrten, nie aber an sich selbst noch bei ihm miteinander im Widerstreit liegen. Schon die Allseitigkeit seiner Bildung gibt dem Verfasser diese Ueberlegenheit über bloße Toleranz; ebenso erkennt er die Ebenbürtigkeit aller Wissenschaften an, indem es sich in allen nur um Wahrheit handelt. So ist unser Autor aufs genaueste bewandert in der Philosophie, in der Literatur und Cultur überhaupt; er ist auf den verschiedensten Gebieten zu Hause, in den Literaturen so heimisch, daß man während der stets an Mannichfaltigkeit reichen Darstellung oft glaubt, eine unserer besten Geschichten der Deutschen oder einer andern Literatur zu lesen. Auch dieser Hauptabschnitt des vierten Buchs schließt mit wichtigen Beiträgen: „Zur Vorgeschichte des Darwinismus", woraus wir schon entnehmen, welcher tiefdurchdringenden, mithin um so gerechterer Beurtheilung Darwin's und seiner Anhänger wir gewärtig sein dürfen.

Blicken wir noch einmal auf das eben in Betracht gezogene Mittelalter zurück, so ist auch das an der Behandlung der verschiedenen in dem Werke berührten Gegenstände zu rühmen, daß unser Autor, um nie zu lange ausnahmsweise Kenntnisse oder besonderes Nachdenken zu beanspruchen, auch durch seine stets anschaulichen Charakteristiken und sogar Schilderungen den Reiz noch erhöht, durch Abwechselung erfrischt. So z. B., wo er die mönchische und mystische Frömmigkeit in Scene bringt, des offenen Sinnes für Naturschönheit auch im damaligen Klosterleben gedenkt. Er sagt unter anderm von den edlern Genossen dieser oft so schön gelegenen Niederlassungen:

Schon die Lage ihrer Einsiedeleien und Klöster zeugt, was die größte Mehrzahl mönchischer Genossenschaften betrifft, für ein reich entwickeltes Naturgefühl derselben. Die Stätten, welche vor andern dazu dienen sollten, ihren Insassen die Seligkeit eines Lebens in ungetheiltester Gemeinschaft mit Gott zu vergegenwärtigen, schon hienieden zur Wirklichkeit werden zu lassen, sie haben großentheils mit Bedacht, wenigstens gewiß nicht ganz zufälligerweise, ihre Lage in mehr oder minder reizender Naturumgebung erhalten. Von mehrern, gerade der berühmtesten und einflußreichsten klösterlichen Ansiedelungen auch des Mittelalters gilt, daß ihnen der Name „Paradies" auch um ihrer herrlichen Lage willen gebühre. Der gefeiertste aller Klostercomplexe des byzantinischen Orients, die Klöster oder Einsiedeleien des Athos, des „heiligen Berges" schlechtweg, dürfen jenen Namen mit vielem Grunde in Anspruch nehmen. Ihre meerumgrenzte Lage mit mannichfachen, stets wechselnden Aussichten auf die See, mit herrlichen Platanen-, Kastanien- und Cypressenhainen, dazu mit duftenden Citronen- und Rosenpflanzungen, mit Oleanderbüschen, Weinstöcken, Oelbäumen u. s. w. verdient die Bewunderung in vollem Maße, welche schon Plinius diesem stolzen Landschaftsbilde, Jahrhunderte vor seiner Besiedelung durch christliche Anachoreten, gespendet hat. Wenige Gegenden schließen auf verhältnißmäßig kleinem Raume so viel des Lieblichen in sich.

Man könnte hinzusetzen, dieser Geschmack für das Naturschöne, dieses Gefühl für reizende Landschaften ist

auch den spätern Jesuiten zugesprochen und findet seinen Beleg und sein Gegenstück in der Architektonik, in den geschmackvollen Bauarten des Jesuitenordens, wie denn auch Goethe stets mehr als geneigt war, der Gesellschaft Jesu solche Vorzüge zuzusprechen und in dieser Hinsicht dem Katholicismus manches nachzurühmen.

Es verdient alle Anerkennung, wie der Verfasser ganz besonders schon gegen das Ende der ersten Abtheilung, durch die ganze zweite hindurch die kleinsten Details mit den wichtigsten Vorgängen zusammenzuarbeiten und zu einem organischen Ganzen zu verschmelzen weiß. Er führt es uns aufs anschaulichste vor, wie in Bezug auf Naturwissenschaft das Daniederliegen wieder Erhebung wird, der Niedergang Aufgang. Es entsteht eine Bewegung, die noch nie ihresgleichen gehabt hat. Columbus, Kopernicus, und welche Namen hellsten Glanzes fort und fort! Und nun der Kampf, wie lebhaft werden wir in denselben hineinversetzt! Die Bigoterie wehrt sich, so viel sie kann. Es hilft ihr nichts. Die Feuer des Himmels rücken immer näher, die Curie will sie mit dem Feuer der Erde löschen, mit Ketzergerichten, mit der Inquisition, mit dem Feuer der Scheiterhaufen. Zum Zungenreden der Kirche gesellt sich das Zungenreden der Geister der Wissenschaft.

Daß von unserm in jeder Hinsicht gerechten Autor Leibniz, Newton, Kepler u. s. w. in ihrer unvergänglichen Größe uns vor Augen gebracht werden, versteht sich von selbst. Was Leibniz angeht, dessen Einfluß auf die Philosophie, nicht blos auf die deutsche, sondern auf die Philosophie als solche, von einer Tragweite ist, die ins Unendliche reicht, so hätten wir gewünscht, der Verfasser hätte jenen eminenten Geist, der nie mit anderer Gedankenmünze zahlt wie mit der von Ideen, noch um etwas weiter und zwar die ganze Größe desselben Genius zur Darstellung gebracht, und er hätte auch die bekannte Vielgeschäftigkeit Leibniz', die ebenfalls großen Segen der Politik und Rechtsangelegenheit zugeführt, mit unbedingter Anerkennung begleitet. Dagegen tritt wieder Kant in das vollste Licht, und zwar besonders was dessen unsterbliche Verdienste um Philosophie und Naturwissenschaft mit Einschluß der Astronomie betrifft.

Es ist ein großer Reichthum des Wissenswürdigsten, Erfolgreichsten, was sich in diesem zweiten Bande zusammendrängt. So sehr steigert sich das vorliegende Werk und noch dazu in stetiger Weise, daß das siebente Buch mit seiner ausgeführten Darstellung des Darwinismus den Höhepunkt des ganzen Aufbaues erreicht. Wer sich mit Darwin's Welt- und namentlich Schöpfungstheorie gründlich bekannt machen will, der nehme diesen Abschnitt in sich auf, und wir können jedem Leser die Versicherung geben, daß er wohl unterrichtet sein wird. Hier findet er nicht blos eine vollständige Geschichte des Darwinismus mit Bezug auf alle civilisirten Nationen der Gegenwart, mit treffender Kritik, mit Zuziehung der nationalen und internationalen Literatur, mit unbeirrter Objectivität, sondern er gewinnt auch noch die unerschütterliche Ueberzeugung, daß es sich wirklich in den Grundzügen so mit der berühmt gewordenen Descendenz- und Züchtungsdoctrin verhält, und zwar von Huxley bis auf Darwin und Haeckel.

Sollen wir aufrichtig bekennen, welchen letzten und Totaleindruck diese ganze Darstellung des Darwinismus, über den hier noch kein Endurtheil gefällt wird, obwol der Verfasser ihm nur eine noch durchaus problematische Zukunft zugesteht — welchen Eindruck unsers Autors diese Hauptpartie seines Werks auf uns gemacht hat, so fassen wir alles Einzelne in Folgendem zusammen.

Vor gar nicht langer Zeit sah man jeden groß und mit selbstzufriedenem, höhnischem Lächeln an, der sich es herausnahm, zu behaupten, dem gesammten Darwinismus liege doch nur eine und dieselbe Hypothese zu Grunde, und es könnte sich leicht ereignen, daß nach einigen Jahren die ganze Lehre als ein großes Nest, und wär es ein Adlernest, wenigstens als eine sehr geschickte Zusammenstellung von Paradoxien, Vermuthungen, Combinationen angesehen werde. Und diese Vermuthung hat sich bewährt; so schnell geht unsere Zeit. Der Verfasser hat den Nachweis versucht, daß der ganze Darwinismus ein täuschend geordnetes Gefüge von lauter Hypothesen sei.

Erschreckend vollends ist, was unser Autor im „Schluß" von höchst bedenklichen, ja gefährlichen Einflüssen des Darwinismus auf die Sittlichkeit vieler Einzelnen und auf eine durchschnittliche Gesammtheit herausstellt, woraus aber Darwin selbst nicht entfernt Vorwürfe gemacht werden dürfen, denn dieser ist ein ebenso sittlicher wie religiöser Mann, sodaß die Consequenzen seiner Hypothesen ihm in keiner Weise anzurechnen sind. Zöckler sagt:

Minder acuter Art, aber ihres schleichenden Charakters wegen nicht weniger gefahrdrohend als diese aus dem Selectionsprincip entspringenden Conflicte mit der überlieferten sittlichen Weltansicht, sind die Differenzen mit derselben, worin der Darwinismus durch das eigentliche Schoskind und Ziel seiner Bestrebungen, den Descendenzgedanken, verwickelt zu werden droht. Sittliche Leichtfertigkeit ist eine erste nahe liegende Folge der Descendenzphilosophie. Im Treiben der Socialdemokratie hat man diese Consequenz in einzelnen entsetzlichen Beispielen schon praktisch werden gesehen.

Man beherzige diesen ergreifenden Schluß des ganzen Werks, und man wird nicht leugnen können, daß der Verfasser das bedrohliche Bild einer möglichen Zukunft vor uns aufrollt.

Der Autor ist mir gegenüber überaus freundlich gewesen, wo er verschiedener Schriften gedenkt, welche die Descendenz- und Affentheorie mit scharfen Waffen bekämpfen. So gedenkt er auch meines Romans „Darwin". Ich sage ihm meinen aufrichtigsten Dank dafür!

Alexander Jung.

Vermischtes zur Literatur- und Culturgeschichte.

1. Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts. Von Hermann Palm. Mit einem Bildnisse von M. Opitz. Breslau, Morgenstern. Gr. 8. 6 M.

Es handelt sich in diesem Buche um jene Periode der deutschen Literaturgeschichte, in welcher die Nachahmung der fremden Parole, und die Erkenntniß des eigenen Werths noch nicht zum Durchbruch gekommen war. Ist auch diese Periode eine unerfreuliche und unserm jetzigen Geschmack antipathische, so machten sich doch verschiedene gute Elemente darin geltend, ohne welche die spätere Wiederbelebung eigener Kraft im Gebiete des geistigen Schaffens nicht möglich gewesen wäre. Es sind Aufsätze aus Zeitschriften, die uns hier gesammelt geboten werden. Der erste behandelt Christian Weise. Es ist vielleicht nicht hinlänglich bekannt, daß dieser Dichter einer der bedeutendsten Schulmänner seiner Zeit war und als der Lehrer der ganzen Lausitz gelten kann. Es wird auf diese Eigenschaft näher eingetreten, um sodann zu Weise's Dichtungen überzugehen, unter denen uns manches, so wenig es unsern jetzigen Anforderungen entspricht, mit dem poetischen Streben vor einem Vierteljahrtausend zu versöhnen geeignet ist. Man findet darin tiefgemüthliche Liebes-, wie schalkhafte Trinklieder. Die geistlichen Lieder werden mit Recht kurz übergangen; ausführlicher behandelt der Verfasser die sogenannten Romane Weise's, die für uns natürlich ungenießbar sind, und seine dramatischen Werke, deren wirklich erstaunliche Anzahl (48) freilich vergessen, aber in denen Erfindung und Anlage nicht ohne Verdienst sind. Der Volkston ist in manchen gut getroffen, und selbst Anfänge zur Charakterschilderung sind gemacht. Es folgt Paul Rebhun mit seinen metrischen Reformen und seinen Nachahmern. Paul Fleming, der talentvollste Dichter des 17. Jahrhunderts, ist mit seinem weniger bekannten Freunde Georg Gloger zusammengestellt, der ihn vielfach anregte, und durch den er zu Leipzig in jenen Kreis schlesischer Literaten gezogen wurde, der ihn in Verbindung mit der Schlesischen Schule brachte. Der nächste Aufsatz behandelt das deutsche Drama in Schlesien bis auf Gryphius und bringt schätzbare Aufschlüsse über die Genesis dieses Literatur- und Kunstzweiges. Der umfangreichste Beitrag ist Martin Opitz gewidmet, dem von seinen Zeitgenossen überschwenglich, über die Dichter aller Zeiten erhobenen Poeten, dessen Leben und Werke nach großentheils bisher wenig bekannten Quellen dargestellt werden. Den Schluß des interessanten und lehrreichen Buchs bildet ein kürzerer Aufsatz über den wenig bekannten, obschon keineswegs unbedeutenden Dichter Daniel Czezko von Reizersfeld, einem Hauptvertreter des damaligen, dem Staatskirchenthum feindlichen Mysticismus.

2. Geiler's von Kaysersberg älteste Schriften. Erste Abtheilung: Die XXI. Artikel und die Briefe. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Eine kritische Ausgabe der Werke Geiler's, des reformatorischen Predigers vor der Reformation im straßburger Münster (1478—1510), von seinem Biographen Abbé Dacheux nach den vorzüglichsten Handschriften besorgt.

3. Die Besitzungen des Deutschen Ordens im Heiligen Lande. Ein Beitrag zur Culturgeschichte der Franken in Syrien. Von Hans Prutz. Mit einer Uebersichtskarte. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M. 80 Pf.

Die vorliegende kleine Schrift ist ein Bruchstück aus einem größern Werke über die Culturgeschichte in Syrien, mit welchem der Verfasser beschäftigt ist. Er will damit über Anlage und Methode dieser Arbeit, welche ein bisher kaum beachtetes Gebiet anbauen soll, den Fachgenossen ein Urtheil ermöglichen und überhaupt seinem Unternehmen den Weg bahnen. Die Erfolge, welche der Orden in Preußen erkämpft hat, werden, wie er meint, durch ihre bescheidenen Anfänge im Heiligen Lande um vieles verständlicher. Es ist nur zu wünschen, daß die verdienstvolle Absicht des Verfassers allseitig unterstützt werden möchte.

4. Kassel seit siebzig Jahren, zugleich auch Hessen unter vier Regierungen. Geschildert auf Grund eigener Erlebnisse von Fr. Müller. Zwei Bände. Kassel, Hühn. Gr. 8. 6 M.

Die Erlebnisse des Verfassers schildern Kassel von der Vertreibung des Kurfürsten Wilhelm I. durch die Franzosen 1806 bis zur Gegenwart. Sehr lebendig und farbenreich schildert er die Einführung des „westfälischen" Regiments in Kassel unter König Jérome, den Dörnberg'schen Aufstandsversuch, das „lustige" Hofleben, und daneben die häufigen Erschießungen, dann 1813 den Einzug der Russen und die Wiederherstellung des Kurfürstenthums, den Bau der Kattenburg, die Bestattung Kurfürst Wilhelm's I., die Thronbesteigung Wilhelm's II. (1821), dessen Verhältniß zur Gräfin Reichenbach und andere pikante Hofgeschichten, die Conflicte von 1830 und den Erlaß der Verfassung. Das Buch ist gut geschrieben und gerecht gegen alle Parteistandpunkte.

5. Beiträge zur Geschichte der italienischen Novelle. Von Marcus Landau. Wien, Rosner. Gr. 8. 3 M.

Das kleine Buch läßt die sämmtlichen Nachahmer des „Decamerone" von Boccacio's Zeiten an bis zum Ende des 18. Jahrhunderts Heerschau passiren. Ihre Zahl ist Legion und selbst die vom Verfasser ausgewählten bilden ein ganz respectables Heer. Der Verfasser verfolgt die Quellen, aus denen sie schöpften, mit vieler Gelehrsamkeit und wird bei allen speciellen Freunden und Kennern der italienischen Literatur gewiß Anerkennung ernten.

6. Ist Galilei gefoltert worden? Eine kritische Studie von Emil Wohlwill. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 M.

7. Galileo Galilei und die Römische Curie. Nach den authentischen Quellen von Karl von Gebler. Zweiter Band: Die Acten des Galilei'schen Processes. Nach der vaticanischen Handschrift herausgegeben. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 6 M.

Galilei und kein Ende! Die Sache ist in d. Bl. und in vielen andern so ausführlich behandelt worden, daß wir die Geduld der Leser zu stark in Anspruch nehmen würden, wollten wir in demselben Maßstabe hier fortfahren. Wir theilen daher lediglich mit, daß Wohlwill mit großer Belesenheit und vielem Scharfsinn an die Behandlung einer Frage geht, die bisher meist mit Parteilichkeit für oder wider beantwortet worden ist. Ueber die Frage der Folter selbst gelangt er zwar zu keinem Abschluß, doch ist er sich darüber vollkommen klar, daß Barbarei als der Charakter des Processes gegen Galilei im einzelnen wie im ganzen bezeichnet werden muß.

Die Acten des Galilei'schen Processes bilden den zweiten Band des von dem allzu früh hingeschiedenen fleißigen Forscher Karl von Gebler unternommenen Werks; sie zeugen von seinen tüchtigen archivalischen Kenntnissen.

8. Ueber deutsche Volksetymologie. Von Karl Gustaf Andresen. Dritte stark vermehrte Auflage. Heilbronn, Henninger. 1878. Gr. 8. 5 M.

Im Gegensatze zur gelehrten Etymologie, welche den wirklichen Ursprung der Wörter und Namen nach ihren Wurzeln und sonstigen Bestandtheilen aufsucht und verfolgt, hält sich die unter dem Volke im weitesten Sinne (Gebildete häufig mit eingeschlossen) geübte Etymologie lediglich an den Klang und bildet sich aus zufälligen Aehnlichkeiten in Wörtern und Namen, sowol der Muttersprache als verschiedener anderer Sprachen, Umänderungen oder Ableitungen, welche sich wissenschaftlich nicht nur nicht rechtfertigen lassen, sondern geradezu verkehrt sind, sich aber nichtsdestoweniger vielfach im Gebrauche festgesetzt haben. Manche derartige Wortbildungen sind indessen streitig, indem sich sowol für als gegen ihre Berechtigung Stimmen erhoben haben. So z. B. findet es der Verfasser, gegenüber der Ansicht, daß der Vogelname „Bachstelze" eine Entstellung aus dem niederländischen Wackslert (Wegesterz) sei, durchaus nicht unwahrscheinlich, daß er aus „Bach" und „Stelze" gebildet worden; „Maulaffe" soll aus „Maul auf" gemacht sein; der Verfasser ist für den ungeschminkten Maulaffen. So vertheidigt er auch den „Bratenrock" gegen die Ableitung von Paraderock oder paratem Rock u. s. w. Was nun diejenigen Wortbildungen betrifft, welche unzweifelhaft volksthümliche Entstellungen der wahren Herkunft sind, so behandelt der Verfasser auf anziehende Weise ihre ungemein beträchtliche Zahl nach gewissen Gruppen, welche sowol den Sprachen, aus denen die betreffenden Ausdrücke stammen, als den Gattungen von Dingen, denen sie angehören, entsprechen. So treten nacheinander auf: die alten, die fremden neuern Sprachen, die periodischen Gestaltungen des Deutschen (Alt-, Mittel-, Neuhochdeutsch), Localnamen, Straßennamen, Städte-, Dörfer-, Burgen-, Personennamen, persönliche Begriffe, das Thier-, Pflanzen- und Mineralreich, Naturerscheinungen, Körpertheile, Krankheiten und Heilmittel, Waffen, andere Instrumente, Kleider, Speise und Trank, Bauwerke, Geld, Spiel und Kunst, Zeitbegriffe, Zeichen, Wort und Schrift, Streit und Strafe u. s. w. Es gibt da sehr humoristische Dinge; so hört man z. B. im Volke Erdschocke für Artischoke, Gassenbeleuchtung für Gasbeleuchtung, Tränksoldaten für Trainsoldaten, Brotfresser für Professor, Schandal für Skandal u. s. w. Aus Holtseten (Holzsassen) ist Holstein, aus Dietmarsgau Ditmarschen (mit Erinnerung an Marschen), aus der Berberei früher eine Barbarei, aus Tataren Tartaren (Leute aus dem Tartarus), aus Schauenburg Schaumburg, aus Seifrid (Sigfrid) Säufritz, aus Ulrich Huldreich geworden u. s. w. Aus Tannhirsch hat das Volk Dammhirsch gemacht, aus Dromedar Trampelthier, aus Moltwurf (Staubaufwerfer) Maulwurf, nicht ohne bezeichnenden Sinn. Und solcher Beispiele könnten wir noch tausende anführen; statt dessen empfehlen wir das Büchlein als eine außerordentlich fleißige Arbeit.

9. Der Neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring (Willibald Alexis). Fortgeführt von A. Vollert. Neue Serie. Dreizehnter und vierzehnter Band. Leipzig, Brockhaus. 1878. 8. 5 M.

Der dreizehnte Band der bewährten Sammlung enthält vier sehr bekannt gewordene Criminalprocesse: den des berüchtigten Massenmörders Thomas (Explosion in Bremerhaven) und den des Gattinmörders Tourville (auf dem Stilfferjoch), ferner den amerikanischen Proceß Tilton wider Beecher und den englischen wider die Familie Staunton. Der vierzehnte Band bringt besonders den interessanten Proceß des Marchese Mantegazza (1874—76), außerdem den Proceß der Giftmischerin Therese Simmère, der schönen Buckeligen von Neapel, Friedrich Eduard Fritze's und den mehr historischen Essay über Johann van Oldenbarneveldt und seinen Hochverrathsproceß (1619).

10. Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels. Herausgegeben von der Historischen Commission des Börsenvereins der deutschen Buchhändler. I.—III. Leipzig, Verlag des Börsen-Vereins der deutschen Buchhändler. 1878 u. 1879. Gr. 8. Jedes Heft 3 M.

Ein Aufruf, welchen die Historische Commission des Börsenvereins der deutschen Buchhändler im Juli 1877 hinsichtlich der Plane des Börsenvereins erließ, fand zunächst große Theilnahme in Betreff der Begründung einer geschichtlichen Zeitschrift, von welcher nunmehr drei Hefte vorliegen. Dieselben enthalten sowol größere Aufsätze zur Geschichte des deutschen Buchhandels als Miscellen in kleinern Beiträgen. Albrecht Kirchhoff schildert das Leben und tragische Ende Johann Herrgott's, Buchführers von Nürnberg, und liefert Beiträge zur Geschichte der Preßmaßregelungen und des Verkehrs auf den Büchermessen im 16. und 17. Jahrhundert; Friedrich Kapp bringt einen Essay über den deutsch-amerikanischen Buchdruck und Buchhandel im vorigen Jahrhundert, Dr. E. Brockhaus eine Mittheilung über Metternich's Plan einer staatlichen Organisation des deutschen Buchhandels, Richard Steche eine solche zur Geschichte des Bucheinbandes; K. Th. Heigel bespricht die Censur in Altbaiern, F. H. Meyer die genossenschaftlichen und Gelehrtenbuchhandlungen des 18. Jahrhunderts; Ed. Berger den deutschen Buchhandel in seiner Entwickelung und seinen Einrichtungen in den Jahren 1815—67; Julius Otto Opel die Anfänge der deutschen Zeitungspresse 1609—50, welch letztere sehr fleißige und verdienstvolle Arbeit das ganze dritte Heft einnimmt.

11. Lübeckische Zustände im Mittelalter. Von C. W. Pauli. Dritter Theil: Recht und Cultur. Nebst einem Urkundenbuch. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1878. Gr. 8. 5 M. 40 Pf.

Originalmittheilungen aus den Archiven, besonders den Stadtbüchern Lübecks über rechtliche, besonders handelsrechtliche Gegenstände.

12. Die Reihengräber zu Rosdorf bei Göttingen. Von F. H. Müller. Bericht. Nebst einer Abhandlung von W. Krause: Ueber den niedersächsischen Schädeltypus. Mit Holzschnitten und einem Situationsplan. Hannover, Hahn. 1878. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Schätzenswerthe Beiträge zur Erforschung des reichen unerschöpflichen Gebietes der Urgeschichte.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Eine mittelalterliche Dichtung: „Das Drama vom Römischen Reiche deutscher Nation. Eine nationale Dichtung aus Barbarossa's Zeit", zum ersten male übersetzt von Johannes Wedde (Hamburg, Karl Grädener) scheint uns sowol seiner Tendenz wie seines poetischen Werthes wegen zur rechten Zeit der Vergessenheit entrissen zu sein. Der unbekannte Dichter, ein patriotischer Deutscher, warnt seine Zeitgenossen, das Deutsche Reich und den Kaiser vor dem Umsichgreifen der katholisch-römischen Hierarchie und läßt zu diesem Zwecke Kaiser und Könige, Papst und Kirche, Gemeinde und Synagoge, endlich sogar den Antichrist über die Bühne gehen. Die Wedde'sche Uebersetzung zeugt von großem Sprachverständniß und guter Formbeherrschung. Die Einleitung und die Anmerkungen genügen vollständig, um auch denjenigen Lesern, die sich mit den Dichtungen des deutschen Mittelalters wenig beschäftigt haben, alle Dunkelheiten und Eigenthümlichkeiten des Dramas zum Verständniß zu bringen.

— Ein „Brevier der Eleganz. Plaudereien und Enthüllungen aus dem Toilettenzimmer und Salon", eine Vervollständigung des „Moden- und Toilettenbreviers", hat Johanna von Sydow im Verlag von Otto Spamer in Leipzig herausgegeben. Dieses Brevier ist mit 40 Abbildungen nach Zeichnungen von E. Döpler ausgestattet. Wenn uns Böttiger's „Sabina" an den Putztisch der römischen Frau führt, so darf man es Johanna von Sydow nicht verargen, wenn sie uns einen Blick in das Toilettenzimmer der deutschen Frau thun läßt und dabei in einzelnen Kapiteln eine Art von Musterzimmer herstellt, wie es neuerdings in den Kunstgewerbe-Ausstellungen seine Stelle zu finden pflegt, natürlich nur in Wort und Bild. Einzelne Abschnitte, wie z. B. derjenige von den Farben, zeugen von ästhetischer Bildung: die Farbenharmonie ist geradezu eine Frage der Aesthetik. Fein sind einzelne Bemerkungen über die Optik in der Toilette. Neben diesen ästhetischen Kapiteln finden sich denn auch andere von sehr praktischer Bedeutung, in denen das „Recept" überwiegt. Unter den „Plaudereien aus Toilettenzimmer und Salon" ist manches Zutreffende und Beachtenswerthe zu finden.

— Der eifrige Goethe-Erklärer Heinrich Düntzer hat in Th. Wartig's Verlag in Leipzig eine mit gewohntem Fleiß ausgearbeitete Schrift über „Uhland's Balladen und Romanzen" erscheinen lassen; wir werden auf diesen Commentar noch näher zurückkommen.

— Dr. Albert Wittstock hat ein „Altclassisches Lesebuch" (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses) veröffentlicht, welches Musterstücke aus den griechischen und lateinischen Classikern in deutscher Uebersetzung von Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Goethe, Schiller, Schleiermacher, Garve, Graf zu Stolberg, Knebel, Ramler u. a. enthält. Es ist ein glücklicher Gedanke, die Meister des deutschen Parnasses zu den Psychopompos des antiken zu machen. Jedenfalls gewähren diese Namen eine volle Bürgschaft für die Formschönheit der Uebersetzungen. Da erscheint Graf Stolberg als Uebersetzer des Tyrtäos und der Sappho, des Theokrit und Kallimachos, Schiller als Uebersetzer der „Aeneide", Klopstock als derjenige der „Georgica", Wieland als der des Lucian und Aristophanes, Thiersch als derjenige des Pindar. Die Auswahl ist im ganzen zu billigen. Wenn auch Gruppe als Uebersetzer der römischen „Elegien" nicht fehlt, so vermissen wir doch einen der vorzüglichsten Uebersetzer römischer Dichtungen: Emanuel Geibel.

— Otto Behaghel und Fritz Neumann, Docenten der germanischen, respective romanischen Philologie an der Universität Heidelberg, geben von Januar 1880 ab im Verein mit dem berühmten Germanisten Karl Bartsch ein „Literaturblatt für germanische und romanische Philologie" heraus (Gebrüder Henninger in Heilbronn, monatlich eine Nummer, Preis halbjährlich 5 M.). Dieses Unternehmen darf von allen, die sich mit germanischer und romanischer Philologie beschäftigen, mit großer Freude begrüßt werden, denn nur durch eine derartige, bisjetzt noch fehlende Zeitschrift wird es denselben möglich gemacht, den Fortschritten in allen Zweigen des weiten, sich immer mehr ausdehnenden Forschungsgebietes dieser beiden Disciplinen zu folgen. Den Hauptbestandtheil des Blattes werden Besprechungen der neuern literarischen Erscheinungen auf beiden Gebieten bilden, wobei auch Werke berücksichtigt werden sollen, die dem praktischen Bedürfnisse der Schule gewidmet sind. Hervorzuheben ist der internationale Charakter der Zeitschrift, d. h. die Besprechung auch auswärtiger Publicationen auf beiden Gebieten. Die erste Nummer ist bereits im voraus erschienen und macht in jeder Hinsicht den besten Eindruck.

Bibliographie.

About, E., Unter griechischen Räubern. Unromantische Erlebnisse auf classischem Boden. Text frei übersetzt. Illustrationen von G. Doré. Berlin, Auerbach. Lex.-8. 10 M.

Lossie, Martha, Das Pfarrhaus. Roman, dem Leben nacherzählt. 2 Bde. Berlin, Haack. 1880. 8. 7 M.

Lucius, P. E., Die Therapeuten und ihre Stellung in der Geschichte der Askese. Eine kritische Untersuchung der Schrift: De vita contemplativa. Strassburg, Schmidt. Gr. 8. 4 M.

Meyer, M., Die neuere Nationalökonomie in ihren Hauptrichtungen auf historischer Grundlage und kritisch dargestellt. Berlin, Stuhr. 1880. Gr. 8. 3 M.

Müller-Beeck, G., Reise-Notizen von Teneriffa. Als Manuscript gedruckt. Hamburg, Seippel. Lex.-8. 3 M.

Quäbicker, R., Karl Rosenkranz. Eine Studie zur Geschichte der Hegel'schen Philosophie. Leipzig, Koschny. Gr. 8. 2 M.

Quandt, E., Johannes Knodes Selbsterkenntniß. Historische Erzählung aus der Zeit der Reformation. 2 Thle. Hamburg, Oemler. 1880. 8. 7 M. 50 Pf.

Reisseissen, F., Strassburgische Chronik von 1657—1677. Aufzeichnungen, mit Einleitung und Anmerkuugen herausgegeben von R. Reuss. Strassburg, Schmidt. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Reißmann, A., Joseph Haydn. Sein Leben und seine Werke. Mit Porträt, Notenbeilagen und Facsimile. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 7 M.

Schlagintweit Sakünlünski, H. v., Reise in Indien und Hochasien. Eine Darstellung der Landschaft, der Cultur und Sitten der Bewohner, in Verbindung mit klimatischen und geologischen Verhältnissen. Basirt auf die Resultate der wissenschaftlichen Mission von H., A. und R. von Schlagintweit, ausgeführt in den Jahren 1854—1854. 4ter Bd.: Hochasien. III. Ost-Turkistán und Umgebungen. Nebst wissenschaftlichen Zusammenstellungen über die Höhengebiete und über die thermischen Verhältnisse. Mit 5 landschaftlichen Ansichten, 3 Tafeln topographischer Gebirgsprofile, sowie mit Tabellen und Curvendarstellungen. Jena, Costenoble. 1880. Gr. 8. 17 M.

Scholl, C., Das Theater im Geiste Schiller's. Ein Fest-Vortrag. Mannheim, Löffler. Gr. 8. 50 Pf.

Schlossar, A., Oesterreichische Cultur- und Literaturbilder mit besonderer Berücksichtigung der Steiermark. Wien, Braumüller. Gr. 8. 8 M.

Schmerz, L., Naturgeschichtliche Charakterbilder. Wanderungen in Wald und Feld. 2ter Bd. Leipzig, Klinkhardt. 1880. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Altdeutscher Schwank und Scherz aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Zusammengestellt vom Verfasser des „Altdeutscher Witz und Verstand". Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1878. 16. 4 M.

Semmig, H., Das Frauenherz. Lebensbilder und Dichtungen. Leipzig, Kempe. 8. 4 M.

Stavenow, B., Schöne Geister. Künstler-Novellen und Skizzen. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 4 M.

Stepischnegg, J. M., Papst Pius IX. und seine Zeit. 2 Bde. Wien, Braumüller. Gr. 8. 13 M.

Taylor, B., Erzählungen aus dem amerikanischen Leben. Ins Deutsche übertragen von Marie Hansen-Taylor. 2 Bde. Berlin, Paetel. 8. 8 M.

Telmann, K., Frische Blätter. Novellen. 2 Bde. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1880. 8. 6 M.

Thürheim, A. Graf, Von den Sevennen bis zur Newa. (1740—1805.) Ein Beitrag zur Geschichte des 18. Jahrhunderts. Nach handschriftlichen Nachlässen. Wien, Braumüller. Gr. 8. 9 M.

Traun, J. von der, Der Schelm von Bergen. Einer unverklungenen Sage nacherzählt. Wien, Rosner. 8. 2 M. 40 Pf.

Trebitz, K., Thymian. Thiermärchen für sinnige Leser. Mit Illustrationen von W. Friedrich. Wolfenbüttel, Zwißler. 8. 3 M.

Veckenstedt, E., Wendische Sagen, Märchen und abergläubische Gebräuche. Gesammelt und nacherzählt. Graz, Leuschner u. Lubensky. 1880. Gr. 8. 10 M.

Verne's, J., Schriften. Autorisirte Ausgabe. 31ster u. 32ster Bd.: Die fünfhundert Millionen der Begum. — Die Leiden eines Chinesen in China. Wien, Hartleben. 1880. 8. à 2 M. 70 Pf.

Wolf, G., Oesterreich und Preussen (1780—1790). Wien, Hölder. 1880. Gr. 8. 4 M. 40 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.